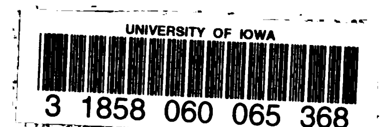
DIE·WOCHE



MODERNE ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT

Verlag von August Scherl G.m.b.H.



DATE DUE

GAYLORD			PRINTED IN U.S.A.

DIE·WOCHE

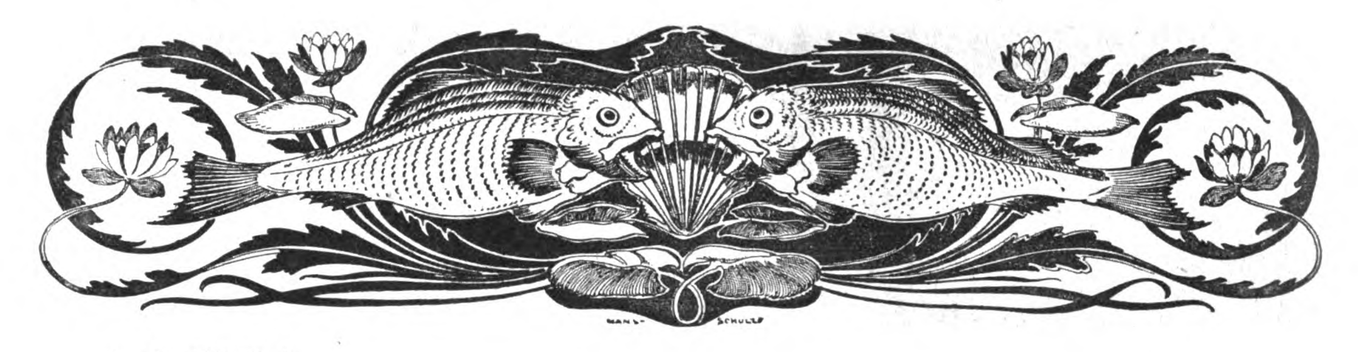
MODERNE ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT

Band II, (Heft 14–26)

vom 1. April bis 30. Juni 1910.



Druck und Verlag von AUGUST SCHERL G. m. b. H., BERLIN SW. 68.



I. SACHREGISTER.

1. Romane, Erzählungen und Skizzen.

2. Belehrende Aufsätze.

3. Unterhaltende Aufsätze.

4. Gedichte, Sprüche.

5. Ständige Rubriken.

II. Alphabetisches Register.

Die mit einem * versehenen Artikel sind illustriert.

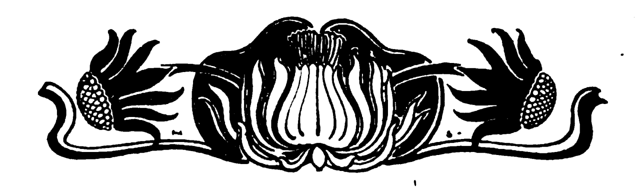
A.

B.

W.

Y.

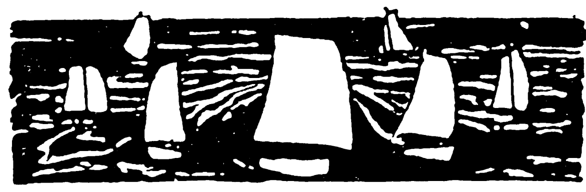
Z.



DIE WOCHE

Nummer 14. Berlin, den 2. April 1910. 12. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 14.



Die sieben Tage der Woche.

23. März.

Die Berliner Stadtverordnetenversammlung beschließt, den Magistrat zu ersuchen, er möge bei den Staatsbehörden dahin wirken, daß Versammlungen unter freiem Himmel und Aufzüge, von denen eine Gefahr für die öffentliche Sicherheit nicht zu befürchten ist, dem Vereinsgesetz gemäß im Polizeirayon Berlin nicht verhindert werden.

Der Aetna wirft aus vier neuen Kratern glühende Steine und Asche aus. Lavaströme bedrohen die Ortschaften Borrello, Belpasso und Nicolosi.

Aus Konstantinopel wird gemeldet, daß am Euphrat zwischen dem aufständigen Araberstamm Montefik und regulären türkischen Truppen schwere Kämpfe stattgefunden haben.

24. März.

Aus Adis Abeba kommt die Nachricht, daß der Negus Menelik im Sterben liegt. Alle Häuptlinge haben seinem von ihm bestimmten Nachfolger Lidj Jeassu (Portr. S. 563) den Eid der Treue geschworen. Die Kaiserin Taitu wurde abgesetzt und gezwungen, den Palast des Negus zu verlassen.

25. März.

Präsident Taft erläßt eine Proklamation, durch die den Erzeugnissen aller deutschen Kolonien und Schutzgebiete der amerikanische Minimaltarif eingeräumt wird.

Der Zar stattet dem König Peter von Serbien im Winterpalais in Petersburg einen halbstündigen Besuch ab (Abb. S. 567).

Der König von Italien betraut den bisherigen Landwirtschaftsminister Luzzati mit der Bildung des neuen Kabinetts.

Die französische Deputiertenkammer bewilligt mit 462 gegen 74 Stimmen die von der Regierung geforderten Nachtragskredite für die Operationen in Marokko.

In einem Warenhaus in Chikago bricht ein Brand aus, bei dem fünfzehn Menschen ums Leben kommen.

26. März.

König Peter von Serbien reist von Petersburg nach Moskau. Ueber seinen Besuch wird ein halbamtliches Communiqué veröffentlicht, in dem es heißt, die russische Regierung werde Serbien bei seinen friedlichen Bestrebungen auf dem Balkan ihre moralische und tatsächliche Unterstützung leihen.

27. März.

In dem ungarischen Dorf Oetförito entstand in der zum Ballsaal hergerichteten Scheune eines Gasthofs ein Brand, bei dem etwa 500 Personen ums Leben kommen.

28. März.

Der Reichskanzler von Bethmann Hollweg begibt sich von Rom nach Florenz.

In Paris stirbt, 71 Jahre alt, der berühmte Dirigent Edouard Colonne.

29. März.

In Monte Carlo findet die feierliche Einweihung des Ozeanographischen Museums statt, an der Großadmiral von Köster als Vertreter des Kaisers teilnimmt.

30. März.

Aus Athen wird gemeldet, daß das Komitee der Militärliga eine Urkunde unterzeichnet hat, durch die die Liga aufgelöst und die Offiziere des ihr geleisteten Eides entbunden werden. Darauf sagte König Georg zu, die Botschaft über die Einberufung der Nationalversammlung in der Kammer persönlich zu verlesen.

Schule und Vergnügen.

Von Direktor Dr. H. Gruber (Berlin-Wilmersdorf).

Ein angesehener Jurist hat in diesen Tagen darauf hingewiesen, daß der Grund der bedrohlichen Erscheinung des zunehmenden wissenschaftlichen Proletariats nur indirekt in den Gymnasien, direkt in dem Niedergang der moralischen Qualitäten der Eltern und der Jugend liegt. Er macht darauf aufmerksam, wie früher Eltern und Schule gemeinsam an der Ausbildung und Erziehung der Kinder arbeiteten, während heute alles von der Schule erwartet wird. Dicht neben der vom Mann „nichtverstandenen" Frau steht heute der vom Lehrer nicht verstandene und darum falsch behandelte Schüler. Geben wir der Schule wieder, was der Schule ist, einen strengen, zielbewußten Unterricht, der bedingt ist durch eine strenge Schulzucht. Verlangen wir überhaupt von der Schule nicht, was die heiligste Pflicht der Eltern ist, daß sie uns die Erziehung und Beaufsichtigung unserer Kinder abnehme. Halten wir unsere Jugend fern von all den Dingen, die uns seinerzeit sehr zu unserem Vorteil unsere „altfränkischen" Eltern ferngehalten und versagt haben.

Also die Vergnügungen? Darum ist es diesem ernsten Mahnruf wohl ganz besonders zu tun; denn die Vergnügungsucht ist es vor allem, die man unserer Jugend zum Vorwurf macht, jenes Streben nach Ablenkungen verschiedener Art, ein Streben, das der zielbewußten Arbeit in der Schule scheinbar entgegengesetzt ist. Sind damit auch alle die volkstümlichen Uebungen und Bewegungspiele, das Schwimmen, Rudern, Wandern und Schlittschuhlaufen, gemeint oder

aber nur jene gesellschaftlichen Veranstaltungen, denen namentlich unsere weibliche Jugend ein reges Interesse entgegenbringt? Haben unsere „altfränkischen“ Eltern den Unterschied jener Ablenkungen — denn als solche gelten ja doch gewiß beide Arten — ernstlich in Betracht gezogen, und sind jene „Dinge“ in Wirklichkeit für unsere Jugend notwendig und demgemäß von Vorteil, oder wirken sie nachteilig?

Alle diese Fragen drängen sich demjenigen auf, der in diesen „Dingen“ nicht geborener oder anerzogener Schwarzseher ist, dem, der selbst lebt und auch andere leben läßt, dem es nicht entgeht, daß in sehr vielen Fällen Eltern, die es mit der Erziehung ihrer heranwachsenden Söhne und Töchter wahrlich sehr gewissenhaft nehmen, diese von solchen Vergnügungen nicht zurückhalten, sogar oft selbst eifrig bemüht sind, sie ihnen zugänglich zu machen.

Mit Recht machen behördliche Anordnungen der Schule die Pflege der Leibesübungen zur Pflicht, und zwar sollen diese mit frischem, fröhlichem Sinn betrieben werden. Das gilt nicht nur gegenüber dem männlichen, sondern auch gegenüber dem weiblichen Geschlecht, und die Ausführungsbestimmungen des Herrn Ministers zu dem Erlaß vom 18. August 1908 über die Neuordnung des höheren Mädchenschulwesens fordern ausdrücklich, daß die Schule die volkstümlichen Uebungen und Bewegungsspiele berücksichtige, auch das Schwimmen, wenn irgend möglich, in geordnete Pflege nehme. Die Schule soll ferner Anregung und Gelegenheit zum Wandern und zum Eislauf geben, im Sommerhalbjahr außer den verbindlichen Turnstunden womöglich noch zwei wahlfreie Spielstunden wöchentlich einrichten und die Beteiligung der Schülerinnen hieran in jeder Weise fördern. Als empfehlenswert wird es bezeichnet, zwei getrennte Tage im Schuljahr sowie mehrere Nachmittage zu Ausflügen freizugeben.

Alle diese Einrichtungen gelten dem Ziel, der Jugend die Lust zu gewähren, die das Gefühl gesteigerter Kraft, erhöhter Sicherheit in der Beherrschung und dem Gebrauch des Körpers sowie vor allem das Bewußtsein jugendlicher Gemeinschaft zu edlem Zweck mit sich führt. Wie das Turnen sollen auch sie dazu beitragen, den Charakter zu bilden, indem sie Frische des Geistes, Selbständigkeit und Selbstvertrauen, Frohsinn und Verträglichkeit fördern. Von diesen Motiven geleitet, und um durch eine zweckmäßige Einrichtung des Schülerruderns in Berlin dieser für die Schüler der höheren Lehranstalten so heilsamen Leibesübung eine weitere Förderung zu sichern, hat auch seinerzeit unser Kaiser für sämtliche Berliner Schülerrudervereinigungen 35 000 Mark aus seinem Dispositionsfonds bei der Generalstaatskasse dem Minister der Geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten zur Verfügung gestellt. Damit ist ebenfalls eine Bürgschaft für die Notwendigkeit jener Bestrebungen gegeben, die sämtlich darauf gerichtet sind, unserer Jugend zu dienen. Mit Maßen betrieben, werden diese Leibesübungen einen wichtigen Anteil an der Volksgesundung haben, im Uebermaß gepflegt aber können sie nicht anders als schädlich wirken.

Wesentlich anders werden im allgemeinen jene gesellschaftlichen Veranstaltungen gewertet, die man wohl im engeren Sinn als „Vergnügen“ bezeichnet. Unsere Töchter im besonderen pflegen sich zu „Kränzchen“ zu vereinigen, in denen sie Handarbeiten fertigen und Lektüre treiben; sie folgen den Einladungen zu Gesellschaften und Bällen oftmals schon in einem Alter, das man noch als das schulpflichtige zu bezeichnen pflegt. Ist das notwendig? — Behördliche Anordnungen befassen sich mit diesen gesellschaftlichen Veranstaltungen nicht, sogar des Tanzes gedenken sie nicht einmal, der doch sicherlich der Betätigung der körperlichen Kräfte dient und, richtig angewendet, jene Aufgabe in vielleicht noch höherem Grad als andere Leibesübungen erfüllt. Daraus ist nun etwa keineswegs zu schließen, daß sie sich für die heranwachsende Jugend als nicht notwendig erwiesen haben; die Aufsichtsbehörde vertritt vielmehr den richtigen Standpunkt, daß dergleichen gesellschaftliche Veranstaltungen für Schulkinder nicht in Betracht kommen, und dieser Ansicht wird sich ohne Zweifel jeder einsichtsvolle Vater und jede denkende Mutter aus voller Ueberzeugung anschließen können. Solange die Tochter noch Schulmädchen ist, gehört sie wie der gleichaltrige Knabe nicht in die Gesellschaft, solange hat sie auch an den Veranstaltungen der Gesellschaft nicht teilzunehmen.

Sind nun aber die jungen Mädchen, die im Alter von sechzehn bis zwanzig Jahren das höhere Lehrerinnenseminar, die Frauenschule oder die oberen Klassen der Studienanstalten besuchen, noch „Schulmädchen“? Streng genommen sind sie es; in Wirklichkeit sind sie es nicht mehr. Sie gelten vielmehr — im Unterschied zu den gleichaltrigen Primanern und Obersekundanern — bereits als Glieder der Gesellschaft; sie nehmen unbeanstandet an den Gesellschaften des Hauses teil, werden mit den Eltern geladen und erscheinen wie diese gleichsam offiziell. Der vielleicht ältere Sohn aber bleibt auf seinem Zimmer oder zu Hause, sofern er noch das Gymnasium besucht. Nun mag es wohl vereinzelte Vertreter der Ansicht geben, wonach das junge Mädchen sich erst dann in der Gesellschaft zu bewegen und erst dann an den Vergnügungen der Erwachsenen teilzunehmen habe, wenn es den Besuch des Lyzeums oder der Studienanstalt vollendet, d. h., die Lehrerinnenprüfung oder das Abiturium abgelegt hat. Man weist dabei auf Gepflogenheiten hin, die in gleichem Fall auch dem Sohn gegenüber beobachtet werden.

Beim Sohn liegen aber in der Tat die Verhältnisse doch wesentlich anders als bei der Tochter, die täglich beobachten kann, wie die alten Gefährtinnen, die nach dem Besuch der obersten Schulklassen abgegangen waren, zum Teil aber auch nicht einmal die Schule durchgemacht hatten, sich unbehindert als Töchter des Hauses den Ablenkungen der Gesellschaft, dem Vergnügen hingeben. Durch den Besuch des Lyzeums und der Studienanstalt aber ist von vornherein ihre Anteilnahme an jenen gesellschaftlichen Veranstaltungen wesentlich beschränkt. Soll sich die Tochter nun gänzlich von jenen trennen, die mit ihr bisher in inniger Freundschaft verbunden waren, und zwar nur deshalb, weil sie etwa noch wissenschaftliche Fortbildungsklassen zu besuchen hat? Ist es nicht verständlich, wenn unter diesen Umständen so manches junge Mädchen mit einem gewissen Neid auf diejenigen schaut, die es scheinbar besser haben als es selbst! Aus einem solchen Gefühl aber entwickelt sich oft unmerklich eine Unzufriedenheit, die auf die geistige Arbeit nicht ohne nachhaltigen Einfluß bleibt. Das ist beim Sohn, der die oberen Gymnasialklassen besucht, nicht der Fall; denn diejenigen, die vor ihm die Schule verließen, befinden sich wohl sämtlich in einer Vorbereitungzeit, die ihnen meist weniger Muße als diesem die Schule läßt, der

denn auch gar nicht daran denkt, etwa mit ihnen tauschen zu wollen. Um jenes Gefühl des Neides aber schon im Keim zu ersticken, müssen Vater und Mutter darauf bedacht sein, der Tochter die Freude am Leben zu erhalten; dann wird ihr auch die Freude an der Schule erhalten bleiben.

Warum soll denn ein junges Mädchen, auch wenn es mit seiner geistigen Ausbildung äußerlich noch nicht „fertig" ist, nicht dann und wann einmal mit seinen Gefährtinnen zum Tanz vereint sein? Warum soll es denn nicht gelegentlich gesellschaftlichen Veranstaltungen nachkommen? Man bleibe doch nicht absichtlich blind den Vorteilen gegenüber, die das gesellschaftliche Leben in den meisten Fällen der Tochter bringt. Genügt es denn wirklich, ein junges Mädchen nur mit den für das Lehramt notwendigen Kenntnissen auszurüsten, um es dann auf die Schuljugend „loszulassen"? Ist nicht die Fähigkeit, sich gesellschaftlich richtig zu benehmen, dafür stillschweigende Voraussetzung? Und beruht nicht zum großen Teil der sogenannte pädagogische Takt, der auch der jungen Lehrerin schon die Wege zur individuellen Behandlung der Schülerinnen weisen soll, auf dem gesellschaftlichen Takt, der ihr gleichzeitig immer wieder ins Bewußtsein rufen soll, wie sie sich ihren Mitarbeitern und Vorgesetzten gegenüber zu benehmen und wie auch sie bereits die Verbindung von Schule und Elternhaus anzubahnen und zu pflegen hat? Soll denn die Mutter in der Tat dann erst die Tochter in die Gesellschaft einführen, wenn jene das Lyzeum oder die Studienanstalt durchgemacht hat? Wie nun, wenn dann die Tochter das „Weite sucht"? Es können doch nicht alle Lehrerinnen an dem Ort unterrichtlich tätig sein, an dem die Eltern wohnen, und diese haben doch auch nicht nur in Universitätstädten ihr Heim aufgeschlagen. Wenn aber wirklich die Pflege des gesellschaftlichen Lebens so nebensächlich für Körper und Geist ist, wie wohl einige, die ihm zuweilen noch aus egoistischen Motiven nicht gerade günstig gesinnt sind, meinen, so muß man sich doch fragen, warum man nicht ganz allgemein mit der alten Gewohnheit bricht, um die auf die gesellschaftlichen Verpflichtungen zu verwendende Zeit und das dafür zu verausgabende Geld besser zu benutzen.

Allerdings vermag das Vergnügen auf die sich noch in der Vorbereitung befindenden jungen Mädchen unter Umständen auch nachteilig zu wirken. Das ist dann der Fall, wenn dadurch die Gesundheit gefährdet oder die Pflichterfüllung hintangesetzt wird. Es ist ganz selbstverständlich, daß ein junges Mädchen, das womöglich wiederholt in einer Woche bis zum frühen Morgen Festlichkeiten beiwohnt, nicht in dem Maß imstande ist, an dem Unterricht des Vormittags teilzunehmen wie die andern Gefährtinnen, die sich am Abend vorher zeitig zur Ruhe begeben haben. Aber muß denn durchaus die Festlichkeit bis zum frühen Morgen ausgedehnt werden, muß denn das junge Mädchen, das bereits am frühen Morgen die Pflicht ruft, zu denen gehören, die zuletzt heimwärts gehen? Und ist denn wirklich kein Abend in der Woche vorhanden, der jene Rücksicht auf die Pflicht am nächsten Vormittag bannt? Nachteilig wirken dergleichen Vergnügen überdies dann immer, wenn sie unsere Töchter so beeinflussen, daß sie sich von dem Ziel, das sie sich meist selbst gesteckt haben, abkehren, sie gleichsam auf andere „Gedanken" bringen. Das wird dann leicht geschehen, wenn sie zu oft geboten und schließlich zur Gewohnheit werden:

> Wenn alle Tag im Jahr gefeiert würden,
> So würde Spiel so lästig sein wie Arbeit,
> Doch seltene Feiertage sind erwünscht. —

„Seltene Feiertage" gewähren auch einen Vorteil, an dem Geist und Körper unserer heranwachsenden Jugend in gleichem Maß beteiligt sind. Es gibt allerdings Vertreterinnen des weiblichen Geschlechts, die sich in der geistigen Arbeit nicht genug tun können, die darin geradezu aufgehen. Aber das sind Ausnahmen. Unsere Durchschnittstöchter freuen sich im allgemeinen der Abwechslung, des Vergnügens, das sie erfrischt und auch zu neuer Arbeit anregt.

Wer, wie der Verfasser, länger als ein Jahrzehnt hindurch Gelegenheit gehabt hat, zu beobachten, wie unsere jungen Mädchen, besonders in den letzten Monaten vor der Lehrerinnenprüfung, trotz aller freundlichen Ermahnungen der Lehrenden eine Art der Arbeit zu wählen pflegen, die ihre Gesundheit ernstlich gefährden muß, wird sich der Besorgnis gegenüber denen nicht erwehren können, die nach der Lehrerinnenprüfung die Universität besuchen, um schließlich die Staatsprüfung abzulegen. Wenn ihnen dann das gesellschaftliche Leben wenigstens nicht einigermaßen das ersetzt, was das studentische Leben dem Vir juvenis ornatissimus bietet, nämlich die notwendige Abwechslung und Auffrischung, so wird das schließlich erreichte Ziel für sie selbst nur eitel Blendwerk sein.

Als eine erfreuliche Tatsache aber bleibt es bestehen, wenn die Tochter die Vorbereitungsjahre zum Beruf in dem Maß in und mit der Gesellschaft benutzt hat, daß sie nicht als eine Extranea im Leben erscheint, die jede Fühlung mit andern Menschen verloren hat.

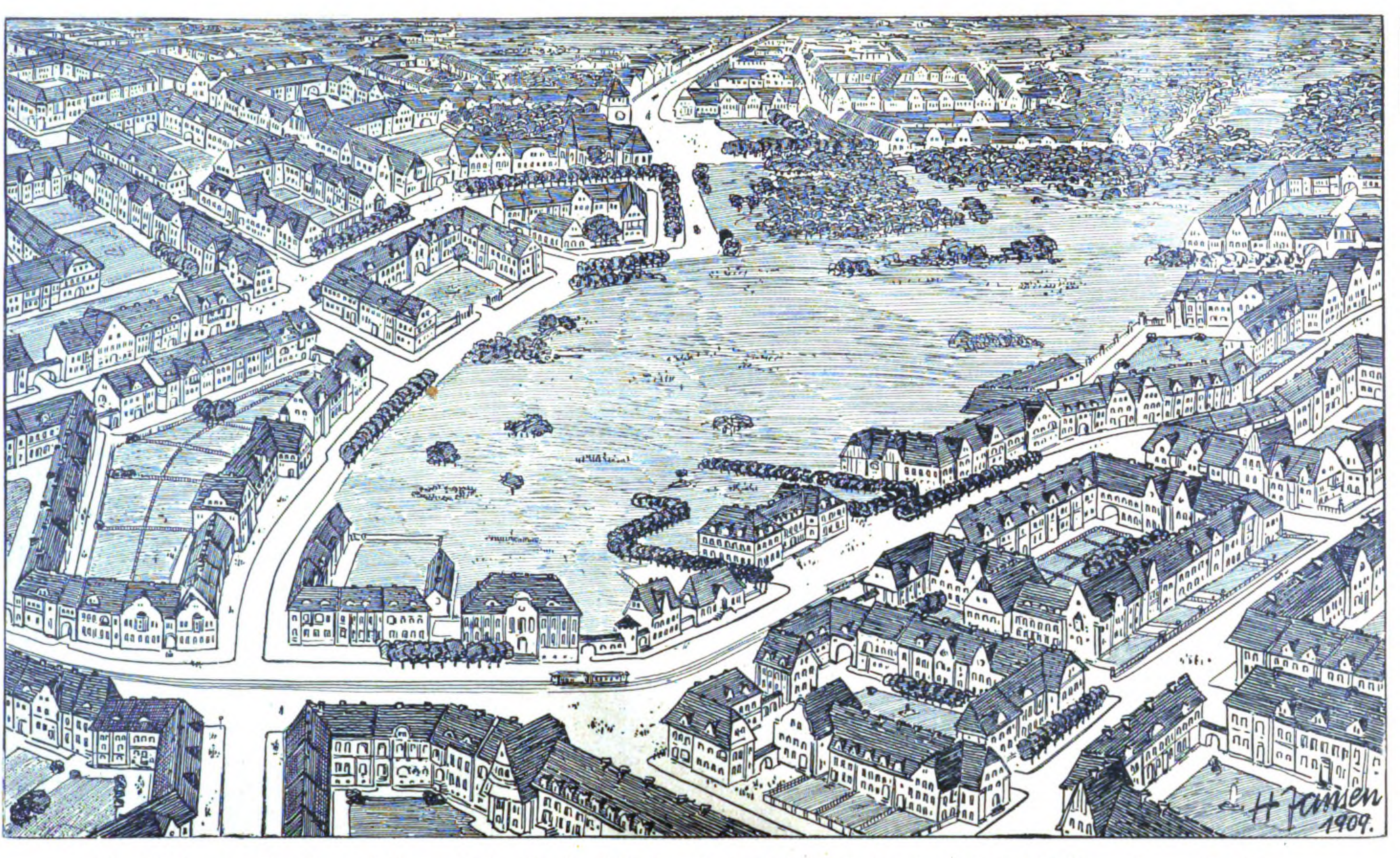
Der Wettbewerb Groß-Berlin.

Von Hans Dominik.

Das Evangelium erzählt uns von Arbeitern im Weinberg, von denen einige um die sechste und andere um die achte und etliche sogar erst um die elfte Stunde mit der Arbeit begannen. Und es fügt hinzu, daß auch die letzteren noch ihren vollen Lohn erhielten. Das mag auch für die Berliner ein Trost sein, die ebenfalls erst in der allerletzten Stunde an den planmäßigen Ausbau ihres Gebietes gedacht und ihn durch einen Wettbewerb zu fördern versucht haben.

Alle anderen Millionenstädte, wie London, Neuyork, Paris oder Wien, haben sehr viel früher damit angefangen und wachsen und blühen jetzt unter günstigeren Verhältnissen als Groß-Berlin. Das alte Nationalleiden der Deutschen, die nationale Zerrissenheit, kommt in krassester Weise in der deutschen Reichshauptstadt zum Ausdruck. Ein zusammenhängender Stadtkomplex, der vom Grunewald im Westen bis zur Wuhlheide im Osten und von Tegel im Norden bis Teltow im Süden





Einzelheiten aus dem Generalbebauungsplan für Groß-Berlin. Preisgekrönter Entwurf von Architekt Herm. Jansen, Berlin.

Kleinwohnungssiedlung. — Städtebaulich gruppierte, ein- oder zweistöckige Reihenhäuser (als empfehlenswertester Häusertypus) an einem der radialen oder peripheren Wald- und Wiesengürtel; zwischendurch sind Einzelhäuser an besonders geeigneter Stelle zerstreut.

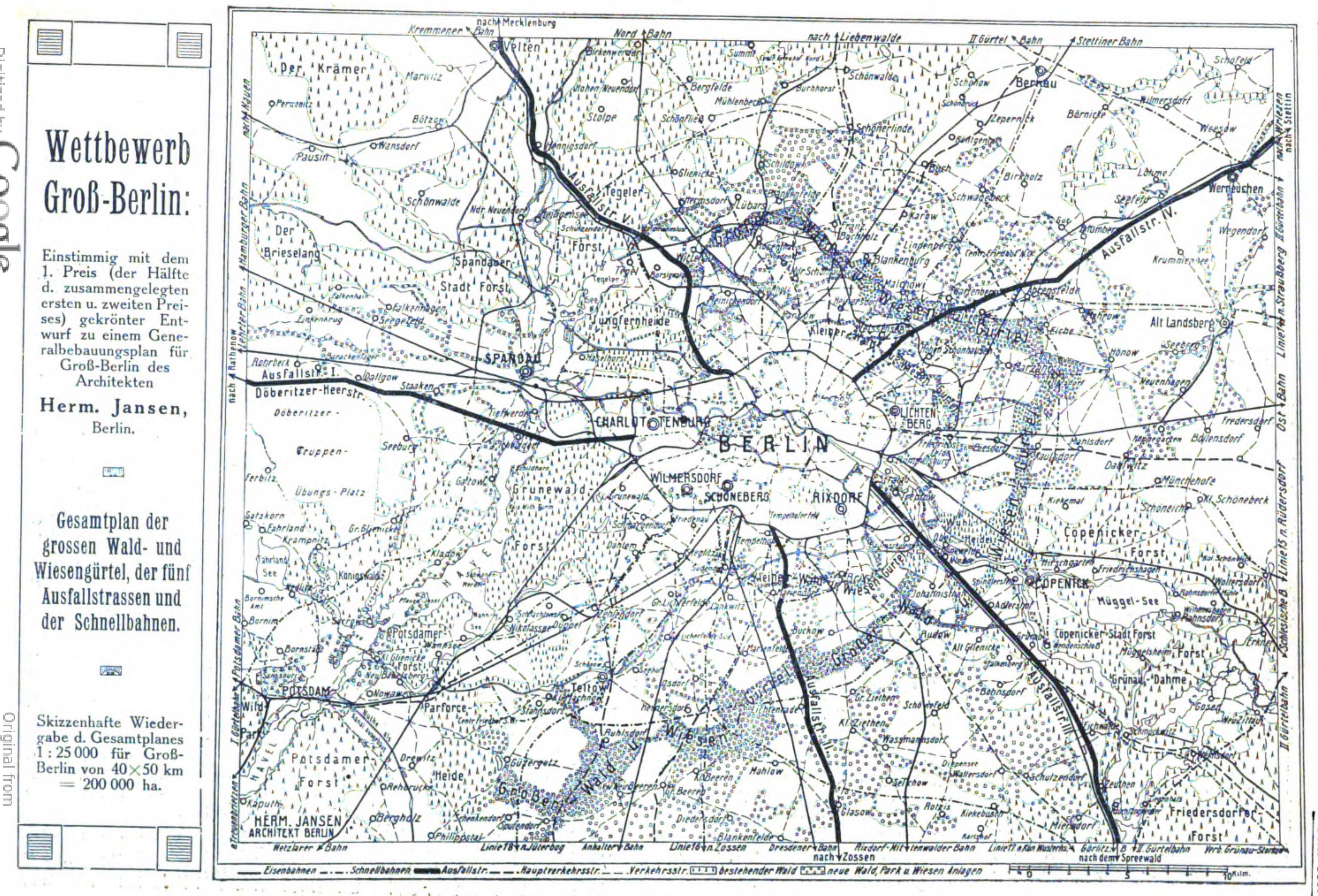
Wettbewerb Groß-Berlin:

Einstimmig mit dem 1. Preis (der Hälfte d. zusammengelegten ersten u. zweiten Preises) gekrönter Entwurf zu einem Generalbebauungsplan für Groß-Berlin des Architekten

Herm. Jansen, Berlin.

Gesamtplan der grossen Wald- und Wiesengürtel, der fünf Ausfallstrassen und der Schnellbahnen.

Skizzenhafte Wiedergabe d. Gesamtplanes 1 : 25 000 für Groß-Berlin von 40 × 50 km = 200 000 ha.



reicht, zerfällt in ungefähr dreißig unabhängige politische Gemeinden, die wohl alle vom Glanz und von der Kraft Berlins zehren, die aber für die gemeinschaftliche Stamm- und Nährmutter sehr wenig übrighaben und an tausend Stellen mit ihr und auch untereinander in Interessenkonflikte geraten.

Solche Lage ist der Erstellung eines für das ganze Gebiet geltenden großzügigen Bebauungsplanes begreiflicherweise nicht allzu günstig. Während die politisch geeinigten Bezirke Groß-London und Groß-Neuyork mit Leichtigkeit maßgebende Bebauungspläne festsetzen können, dürfte es in Groß-Berlin noch ganz besonderer gesetzgeberischer Kunststücke benötigen, um wenigstens etwas von den vielen guten Vorschlägen, die das Preisausschreiben gezeitigt hat, in die Tat umzusetzen.

So viel über die besonderen Schwierigkeiten in Groß-Berlin. Wenden wir uns nun zu den speziellen Projekten. Das Preisrichterkollegium hat in seiner Begründung ausgeführt, daß jedes der eingereichten Projekte neben vielem Guten auch noch schwache Stellen zeigt. Es hat ferner den Ersten und Zweiten Preis zu zwei Ersten Preisen zusammengeworfen und einen davon dem Projekt des Architekten Hermann Jansen gegeben, den andern jenem, das von den Professoren Brix und Genzmer in Verbindung mit der Berliner Hochbahngesellschaft ausgearbeitet wurde.

Nehmen wir vorweg, daß auch Jansen eine erhebliche Anzahl von Schnellbahnlinien in seinem Projekt vorgesehen hat, und fügen wir weiter hinzu, daß sich unter den ferneren Preisträgern die bekannten Eisenbahningenieure Richard Petersen und Professor Blum befinden, so erhellt alsbald, daß das Preisausschreiben zum erheblichen Teil eine Aufgabe der Verkehrstechnik bedeutet. Wenn man der Bevölkerung von zehn Millionen Seelen, die im Jahr 2000 in Groß-Berlin wohnen dürfte, einen Kreis von rund dreißig Kilometer im Halbmesser als Wohn- und Arbeitstätte zur Verfügung stellen will, so wird man in der Tat in allererster Linie für gute Verkehrsmittel, für einen städtischen Schnellverkehr zu sorgen haben.

Gewiß bietet das Preisausschreiben außerdem Gelegenheit zur Betätigung nach den verschiedensten Seiten. Der Städtebauer, der Aesthet, der Nationalökonom, der Sozialpolitiker und der Hygieniker, sie alle finden in diesem Preisausschreiben eine reichliche Zahl von Aufgaben. Aber der verkehrstechnische Teil bedeutet doch das Gerippe für alles andere.

Für alle diese verschiedenen Richtungen des Preisausschreibens kann man weiter auch eine Zweiteilung vornehmen. Man kann das Areal von Groß-Berlin in zwei Teile zerlegen. Nämlich in einen Teil (in der Hauptsache die Innenstadt), in der alle diese Dinge durch den Unverstand früherer Generationen bereits mehr oder weniger verdorben sind, und in die Restfläche, auf der nicht nur die gleiche Schädigung, sondern geradezu Gefahr für Gesundheit und Vermögen der Nation droht, wenn man die alten Fehler nicht glücklich vermeidet. Die Entwürfe sollen für das an erster Stelle genannte Areal nach Möglichkeit Verbesserung bringen, für die Restfläche Vorschläge zeitigen, die allen Anforderungen eines vorbildlichen Städtebaues Genüge tun.

Im Stadtinnern muß man begreiflicherweise auf die Forderungen grüner Wald- und Wiesenflächen, auf das Verlangen nach freien und luftigen Wohnungen aus wirtschaftlichen Gründen verzichten. Eine Besserung kann hier im allgemeinen nur in verkehrstechnischer Beziehung erstrebt werden. Es ist bereits ziemlich kühn, wenn Jansen noch einen „kleinen Wald- und Wiesengürtel" vorsieht (vergl. Abb. S. 559), der an Reinickendorf, Pankow und Weißensee vorbei über Friedrichsfelde, Treptow, Britz und Südende Berlin im engeren Kreis umzieht. So erstrebenswert eine solche Lunge für die Großstadtbevölkerung ist, so unerschwinglich dürften doch bereits die Bodenpreise dafür werden.

Betrachten wir einmal unabhängig von allen Preisausschreiben den Plan von Groß-Berlin, so wie er sich heute bietet, so scheint das alte, seiner Zeit so wenig freundlich gemeinte Wort vom „Wasserkopf Berlin" wirklich nicht ganz unberechtigt zu sein. Wir sehen auf einem solchen Plan, wie die bebauten Gebiete und die bebauten Gemeinden sich wie Zellen aneinander schließen, wie es unaufhörlich nach Norden und Süden, nach Westen und nach Osten drückt. Wir sehen, wie dieser Schwall bebauten Geländes die grüne Umgebung von Berlin, den Tegeler Forst, den Grunewald, den Machnower Forst und die Wuhlheide, zu überfluten und zu erdrücken sucht. Ein Blick auf die heutige Karte zeigt deutlich die Gefahr, daß der öde Steinhaufen wie eine Gletschermoräne diese Waldungen verschlingt, die schönsten Gegenden an Havel und Spree vernichtet und die Oedigkeit und Ungesundheit in Permanenz erklärt.

Sämtliche Entwürfe verfolgen ausnahmslos die Absicht, solcher Entwicklung vorzubeugen. Zunächst einmal muß die Steinflut von den Waldungen abgelenkt werden, und dies kann nur geschehen, wenn man neue, weiter entlegene Gelände durch Schaffung guter Schnellverkehrsmittel zur Verfügung stellt. Sämtliche Projekte sehen daher Bahnlinien vor, die aus dem Stadtinnern möglichst schnell und direkt in Gebiete führen, die zur Besiedelung geeignet erscheinen und Land in genügender Menge und genügend billig darbieten, um frei und luftig im Grünen bauen zu können.

Ist nun verkehrstechnisch neues Gebiet erschlossen, so wird es sich weiter darum handeln, für dieses verständige Bebauungspläne aufzustellen. Auch hier werden gewiß die wirtschaftlichen Rücksichten schließlich die maßgebenden sein. Es wird überall, um trivial zu reden, die Kirche im Dorf bleiben müssen. Was man aber auf so gewonnenem billigem Boden auch für die weniger bemittelten Bevölkerungsklassen schaffen kann, dafür mag unsere Abbildung, die wir dem Jansenschen Entwurf entnehmen, ein Beispiel geben.

Brix und Genzmer machen in ihrem Entwurf einen scharfen Unterschied zwischen Gebieten mit herrschaftlicher Landhausbebauung und einer Landhausbebauung für Arbeiter. Die Unterscheidung ist gewiß nicht nur berechtigt, sondern selbstverständlich. Es besteht ein Unterschied, der sich auf gärtnerischem Gebiet etwa, wie folgt, dokumentieren würde: hier der vornehme englische Garten, in dem bezahlte Kräfte das Gras schneiden, sprengen usw. Dort der kleine Garten des Laubenkolonisten, in dem der Besitzer oder Pächter selbst liebevoll jeden Quadratfuß Landes bearbeitet, hegt und pflegt. Aber mögen wir nun den herrschaftlichen Garten hier, das kleine Gärtchen dort betrachten, gemeinschaftlich ist ihren Besitzern die Sehnsucht nach Luft, Licht und grünen Bäumen, das Bestreben, dem öden Steinmeer zu entfliehen.

Und es ist das Erfreuliche aller an der Konkurrenz beteiligten Entwürfe, daß sie uns die wirtschaftliche und technische Möglichkeit dazu wenigstens für kommende Generationen zeigen.



Ein mathematisches Gesetz verheißt uns die Erreichung solcher Wünsche. Wenn wir den Radius eines Kreises verdoppeln, so vervierfachen wir den Inhalt, wenn wir den Radius verdreifachen, so wird der Inhalt verneunfacht. Mit unsern heutigen Verkehrsmitteln ist ein Kreis von rund zehn Kilometer im Halbmesser erschlossen, und darauf wohnen gut drei Millionen Menschen. Eröffnen wir mit künftigen besseren Verkehrsmitteln ebenso schnell und sicher nur einen Kreis mit dreißig Kilometer im Halbmesser, einen Kreis, den die vorliegenden Projekte gerade berücksichtigen, so haben wir die neunfache Fläche, und wir brauchen nur mit einer verdreifachten Bevölkerung zu rechnen. Diese Zahlen, trockene Zahlen nur, bedeuten Luft, Licht, Wald und Wasser. So dürfen wir nach dem Vorbild des Brix-Genzmerschen Projekts mit den Worten schließen:

Mögen die verschiedenen Vorschläge und Ideen durch ihre einstige Ausführung beitragen zum weiteren Wachsen, Blühen und Gedeihen von Groß-Berlin!

Der Handkuß.

Plauderei von H. C. v. Steinegg.

Unter den verschiedenen Kußarten spielt der Handkuß eine ganz eigenartige Rolle, er ist sozusagen als fahrender Geselle zu uns ins Land gekommen.

Aber schon allein, daß diese Sitte von Osten nach Westen wanderte, ist denen, die alles Byzantinische stolz verwerfen, Grund genug zu der Sorge, sie könnten sich sklavischer Unterwürfigkeit schuldig machen, sollten sie eine Hand, sei sie auch noch so schön, zum Kuß an ihre Lippen führen.

In diesen Bedenken offenbart sich das ganze Geheimnis des Handkusses — der als gläubiger Priester der Schönheit, als Ritter, Kobold oder Intrigant, ja schließlich auch als Lakai verkleidet aufzutreten vermag, kommt es doch ganz auf die Begleitumstände an, die diese Zeremonie entweder zu einer feierlichen Handlung erheben können oder sie zu einer Farce degradieren.

Kann es etwas Komischeres geben als das flüchtige Abgeküsse der dargereichten Hand einer gütigen Gastgeberin bei Beginn einer Gesellschaft, nach überstandenem Mahl oder zum Schluß der Festivität?

Ganz besonders erheiternd wirkt dieses „Dankopfer in Reihen" auf den stillen Beobachter, der abwartend zusieht, wie die verschiedenen Schnurrbärte fast immer die gleiche Stelle auf dem schmalen Handrücken abbürsten, und um so mehr vergnüglich, falls der schadenfrohe Zuschauer noch dabei bedenkt, wie die sonst so gefürchteten Bazillen hier wahre Verbrüderungsorgien feiern! Wenn dann die Reihe an einen Weisen kommt, der vorsichtig seinen eigenen Daumen küßt, so erreicht die Posse plötzlich den Höhepunkt — vielleicht aber auch ihren Abschluß. Bei derartigen Massenkundgebungen ist der Handkuß eine Unsitte, die höchstens noch durch den Unfug einer Kußspende auf eine behandschuhte Hand überboten werden kann. Es sind dies in der Tat konventionelle Gedankenlosigkeiten, die der Einschränkung dringend bedürfen.

Was vermag dagegen ein würdiger Handkuß und die holde Gewährung der Hand zu dieser Berührung nicht alles auszudrücken! Schon wie man die Hand der Dame hebt und dieses zarte anatomische Gebilde an seine empfindsamen Lippen führt, sagt mehr, als Worte es vermöchten, und wie man sich dann über die schneeig schimmernde Fläche beugt und den Kuß durch einen innigen Druck der Hand noch zu unterstreichen sucht, kann das nicht eine ganze Skala von Gefühlen der Beteiligten umfassen und auslösen? Was aber das schönste dabei ist, wenn diese Zeichen zart gegeben wurden, offenbaren sie sich auch nur den beiden, deren Pulse hier zuckend zusammenschlagen. Es läßt sich eben mit einem Handkuß mehr andeuten als mit allen anderen Buchstaben des geheimen Liebes-Abc zusammengenommen, den Mundkuß einbegriffen.

Den Steifnackigen soll gern zugegeben werden, daß der Handkuß, ist er keine List, stets als Zeichen freiwilliger Unterordnung gilt, sei es auch aus innigster Herzensneigung oder glückstrahlender Dankbarkeit; deshalb haben auch barbarische Völker, die dem Weib eine Gleichberechtigung nicht zuerkennen, den Handkuß der Liebe nicht. Ihnen bleibt der Kuß auf die Hand stets der Ausdruck vollster Devotion, den wir in verfeinerter Form annahmen, während er von Orientalen und manchen slawischen Volksstämmen in der ursprünglichen, den Geber erniedrigenden Weise beibehalten wurde. Russische Damen erwidern den Handkuß eines Herren mit einem Kuß auf die Stirn, wenn sie dem Kavalier, sei es aus verwandtschaftlichen oder sonstigen Gründen, eine Zuneigung bezeugen dürfen. Hier möge auch der unwürdige Handkuß von Männern unter sich flüchtig gestreift werden, der seine mildeste Fassung in der üblichen Redewendung südöstlicher Nationen findet: „Küß die Hand, Euer Gnaden!" Eine Redensart, die, je östlicher man kommt, um so rascher in die Tat umgesetzt wird — je reicher nämlich die Trinkgelder fließen.

Wenn man den Handkuß nun auch allgemein für einen orientalischen Brauch hält, der sich durch das Oströmertum verbreitete, so wird seine Herkunft zweifelhaft, bedenkt man, daß Cortez diese Sitte auch bei den Azteken vorfand. Ursprünglich war der Handkuß jedenfalls zunächst wohl nur eine religiöse Handlung, die daraus entstand, daß man an Stelle der unsichtbaren Götter, deren gütige Hände man nicht zu küssen vermochte, sich selbst die Hand küßte; viel später erst gab man als Symbol der Verehrung den Handkuß dem Priester. So wurde einst dem Bel zu Babel gehuldigt, und der verzweifelte Hiob ruft aus, um sich von dem Verdacht des Götzendienstes zu reinigen: „Hat sich mein Herz heimlich bereden lassen, daß meine Hand meinen Mund küsse?"

Auch dem Moloch, dem man bekanntlich Kinder opferte, bezeugte man durch Handkuß Ehrerbietung. Wir finden dann diese Sitte als religiöse Zeremonie bei den Griechen; so soll unter anderen Demosthenes, wenn auch vielleicht nur aus List, die Huldigung vor einer Gottheit mittels Handkusses gekannt und angewendet haben. Von den Hellenen übernahmen dann die Römer den Brauch; beispielsweise nennt bei ihnen Apulejus einen Zeitgenossen Gottesleugner, weil dieser es unterließ, die Hand zum Kuß zu erheben, während er an einem Tempel vorüberging. Speziell den holden Göttinnen Venus und Psyche huldigte man dadurch, daß man die eigene rechte Hand küßte, während man den linken Zeigefinger auf die Spitze des rechten erhobenen Daumes legte. Da der Handkuß demnach bei den Heiden als Symbol höchster religiöser Ver-



ehrung galt, so ist es nicht zu verwundern, daß er sich in der Folge auch auf das Christentum übertrug, dergestalt, daß sich die Bischöfe vom niederen Klerus bei feierlichen Gelegenheiten den Handkuß geben ließen. Schon zur Zeit des nizäischen Konzils wurde dieser Brauch als althergebracht angesehen und beibehalten, die protestantische Kirche verwarf dann diese Sitte.

Daß der Handkuß neben seiner Anwendung als Symbol der Verehrung in religiöser Bedeutung aber auch zu allen Zeiten weltlicher Brauch war, kann nach den vielen Daten, die hiervon auf uns kamen, kaum zweifelhaft sein. Schon bei Homer finden wir einen Beweis, küßte doch Priamus Achills Hände, um Hektors Leiche zu erlangen, und es wird uns ferner aus dem alten Rom berichtet, daß dort jeder Unfreie die Hand des Freien küssen mußte, ja auch Soldaten pflegten ihre Ehrerbietung durch Handkuß auszudrücken. So küßten alle Krieger Catos Hand, als dieser von der Führung des Heeres zurücktrat, und zur Zeit, als die Konsuln auf dem Gipfel ihrer Macht angelangt waren, hielten es selbst freie Römer für würdig, die Hand eines Prätors zu küssen. Diese selbstgewollte Demütigung wurde dann in eine nicht ganz so freiwillige Form umgestaltet, die man noch heute „zum Handkuß zugelassen werden" nennt, eine Zeremonie, die sich von Rom über die südöstlichen Staaten des Kontinents an den spanischen Hof verpflanzte, woselbst bekanntlich noch heute die Granden bei feierlichen Gelegenheiten in großer Gala zum Handkuß befohlen werden. Erst von Spanien kam die Hofsitte des Handkusses nach Frankreich und von dort um die Mitte des XVII. Jahrhunderts an die übrigen europäischen Höfe.

Noch immer in wechselnder Gewandung wandelt der Handkuß als Fahrender weiter, bald Kobold, bald Ritter, der bei uns schon zur Zeit der Minnesänger heimisch in deutschen Gauen werden wollte, dann wieder scheinbar verschwand, doch, heimlich gehegt von Liebenden, bei frommer Herzensminne noch heute und immerdar symbolisch der Angebeteten die höchste Huldigung erweist.

Unsere Bilder

Der neue Negus Negesti (Abb. S. 563). Aus Abessinien kommt die Nachricht nach Europa, daß das so oft Behauptete, so oft Dementierte nun Tatsache geworden ist: Die Zügel der Regierung sind aus den Händen des sterbenden Menelik in die seines jugendlichen Enkels und designierten Thronfolgers Lidj Jeassu übergegangen. Der neue Kaiser des einzigen autochthonen Christenreiches in Afrika ist ein Sohn des Ras Mikael von Wollo (der die Regentschaft übernehmen dürfte) und von Meneliks Tochter Schodgarsch. Er ist im Jahre 1896 geboren, zum Thronerben ließ ihn sein Großvater 1908 bestimmen.

Diplomatische Reisen (Abb. S. 564, 565, 567). Ostern ist die Zeit der Vergnügungsreisen; in diesem Jahr aber hat eine Anzahl von Reisen stattgefunden, die man nicht nur als feiertägliche Lustpartien bezeichnen kann. So traf Reichskanzler von Bethmann Hollweg kurz vor Ostern in Rom ein, um sich dem Herrscher und der Regierung des befreundeten Reiches vorzustellen. Natürlich fand er neben den offiziellen Besuchen und Empfängen auch Zeit zur Besichtigung der unvergänglichen alten Wahrzeichen Roms. — Hochpolitische Reisen haben auch die beiden Könige der größeren slawischen Balkanreiche unternommen. Zar Ferdinand von Bulgarien kam mit seiner Gemahlin nach Konstantinopel. Sultan Mehmed empfing den Herrscher des bis vor einem Jahr noch von der Türkei abhängigen Reiches mit den höchsten königlichen Ehren. — Ein nicht minder ehrender Empfang wurde König Peter von Serbien bei seinem Besuch am russischen Hof zuteil.

Fürstlichkeiten im Süden (Abb. S. 568). Die Saison in den großen Fremdenzentren Südfrankreichs geht ihrem Ende entgegen. Trotzdem weilen auch noch Mitglieder der höchsten Gesellschaftskreise im Süden. Die Côte d'Azur beherbergt König Gustav von Schweden, der hier nach seiner gefährlichen Blinddarmoperation Erholung sucht und findet. Unter den fürstlichen Besuchern von Biarritz befindet sich Königin Amélie von Portugal, die Witwe des unglücklichen Königs Don Carlos.

Der neue deutsche Botschafter in Madrid (Abb. S. 568). Prinz Max von Ratibor und Corvey hat seinen neuen Botschafterposten vor einigen Tagen angetreten und sich zunächst dem Hof und der Regierung vorgestellt. Der Prinz kommt aus Lissabon, kennt also die politischen Verhältnisse auf der iberischen Halbinsel.

Das Ozeanographische Museum in Monte Carlo (Abb. S. 564), das prächtige Institut, in dem der fürstliche Gelehrte Albert I. die unschätzbaren Resultate einer langjährigen und eifrigen Forscherarbeit niedergelegt, wurde am 29. März feierlichst eröffnet. Die Monarchen Europas, die dieser Gründung viel Interesse geschenkt haben, erhielten eine schöne goldene Erinnerungsplakette.

Die japanisch-britische Ausstellung (Abb. S. 569), die vom 1. Mai bis 31. Oktober auf dem Gelände zu Shepherds Bush in London tagen wird, soll den Engländern ermöglichen, sich einen Begriff von der Kultur und Kunst Japans und seiner Nebenländer zu bilden.

Oxford—Cambridge (Abb. S. 570). Das große Frühlings-Sportereignis ist wieder einmal vorbei. Wieder, zum 36. Male, hat die Achtermannschaft der Universität Oxford den Sieg über ihre Cambridger Gegner errungen.

Die Große Berliner Kunstausstellung 1910 (Abb. S. 570). Unser Bild zeigt die aus Mitgliedern des Vereins Berliner Künstler und der Königlichen Akademie gewählte Jury bei ihrer Arbeit.

Personalien (Abb. S. 565, 566). Wir bringen diesmal unsern Lesern das Bild der Prinzessin August Wilhelm von Preußen, eine wohlgetroffene, ganz neue Aufnahme. — Die Frauenklinik der Berliner Universität hat in dem berühmten Gynäkologen Geheimrat Ernst Bumm (bisher Leiter der Gynäkologischen Abteilung der Berliner Charité) einen neuen Direktor erhalten. — Am 31. März beging der Chef des Admiralstabs der Marine Admiral Max von Fischel seinen 60. Geburtstag. Der allgemein beliebte, hochverdiente Seemann wurde an seinem Ehrentag sehr gefeiert. — General d. Inf. von Haugwitz, der neuernannte Generalinspekteur des Militär-Erziehungs- und -Bildungswesens, hat seine Befähigung zu diesem Posten in einer mehrjährigen Tätigkeit als Kommandeur der Hauptkadettenanstalt erwiesen. — Der Oktobrist Alexander Gutschkoff, den die russische Reichsduma zu ihrem Präsidenten gewählt hat, steht auf dem linken Flügel seiner Partei, genießt aber doch nicht das Vertrauen der radikalen Opposition. — An Stelle des zum Finanzminister ernannten Dr. Braun erhielt der bisherige Provinzialdirektor von Rheinhessen Freiherr von Hombergk zu Vach das Amt des hessischen Ministers des Innern. — Am 21. März, also vier Monate vor seinem kaiserlichen Herrn und Freunde, feierte FZM. Friedrich Graf Beck, der langjährige Chef des österreichischen Generalstabs, jetzt Kapitän der Arcierenleibgarde, seinen 80. Geburtstag.

Die Toten der Woche

General Geslin de Bourgogne, bekannter französischer Reitergeneral, † in Paris im 63. Lebensjahr.

General der Kavallerie Ludwig von Hartrott, † in Ballenstedt a. Harz am 26. März im 82. Lebensjahr.

Edouard Colonne, bekannter französischer Orchesterdirigent, † in Paris am 28. März im Alter von 72 Jahren.

Prof. Dr. Ludwig Oelsner, † in Frankfurt a. M. am 26. März im 79. Lebensjahr.

Eugen Melchior Vicomte de Vogüé, bedeutender französischer Schriftsteller und Historiker, † in Paris am 24. März im Alter von 61 Jahren.

Bilder vom Tage

Der neue Herrscher: Lidj Jeassu, Enkel Meneliks II.

Zum Thronwechsel in Abessinien.







Erinnerungsplakette in Gold für die bei der Feier vertretenen Souveräne.
Zur feierlichen Eröffnung des Ozeanographischen Museums in Monte Carlo.



Besuch des Zaren der Bulgaren in Konstantinopel.

Der Sultan führt die Zarin zum kaiserlichen Zelt.

Der Sultan mit Zar Ferdinand auf der Fahrt durch die Straßen Konstantinopels.

Phot. S. Weinberg.



Von der Italienreise des Reichskanzlers: Herr v. Bethmann Hollweg (×) auf dem Forum Romanum. Phot. Argus.



Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Ernst Bumm,
der neue Direktor der Berliner Universitäts-Frauenklinik.



Admiral v. Fischel,
Chef des Admiralstabes der Marine, feierte seinen 60. Geburtstag.



Phot. J. v Dühren

Architekt Hermann Jansen,
erhielt die Hälfte des ersten und zweiten Preises im Wettbewerb um die Bebauung Groß-Berlins.



General d. Infanterie v. Haugwitz,
Der neue General-Inspekteur des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens.



Phot. C. O. Bulla.

Alexander Gutschkoff,
der neue Präsident der russischen Duma.



Hofphot. Steinäcker.

Frhr. v. Hombergk zu Vach,
der neue hessische Minister des Innern.



Phot. Charles Scolik, Wien.

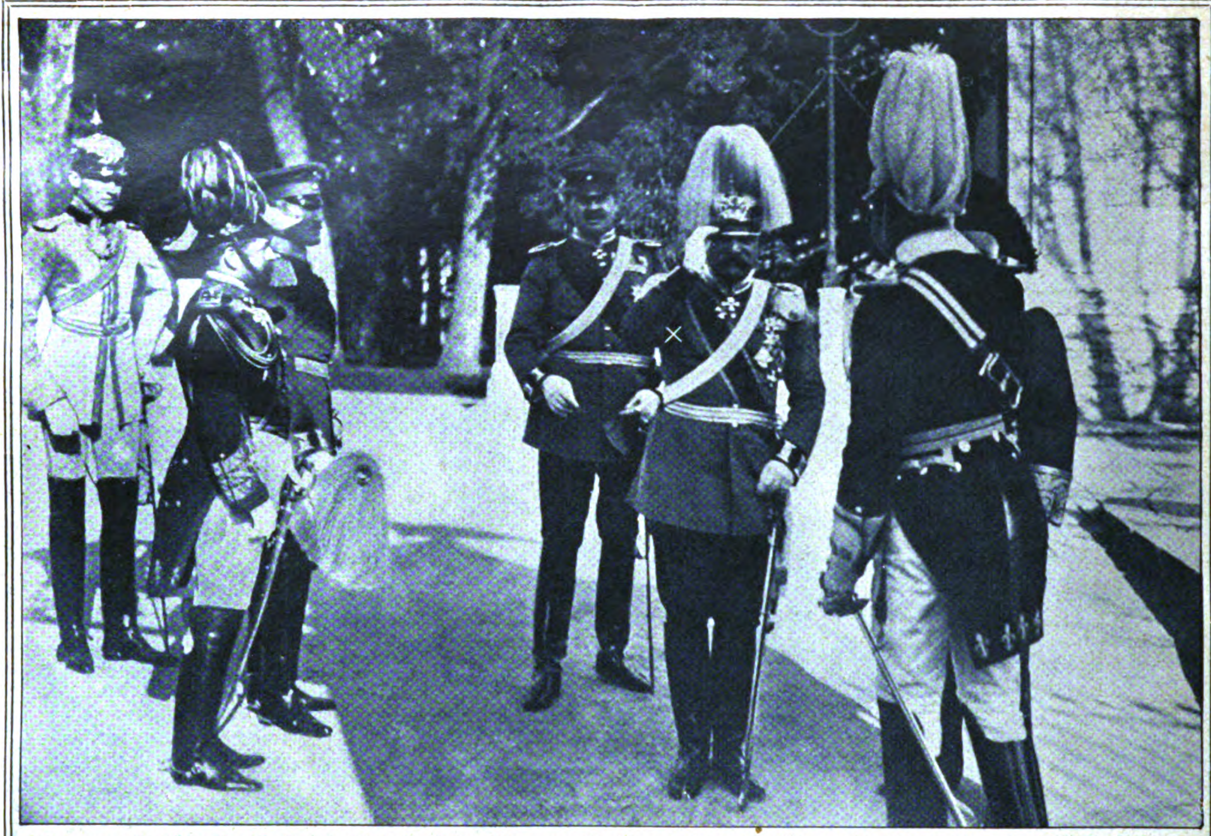
Friedrich Graf v. Beck,
Feldzeugmeister und Kapitän der Arcieren-leibgarde, feierte seinen 80. Geburtstag.

Frau Prinzessin August Wilhelm von Preußen.
Neueste Aufnahme von Hofphot. Selle & Kunze-Niederastroth.

Der Zar. König Peter.

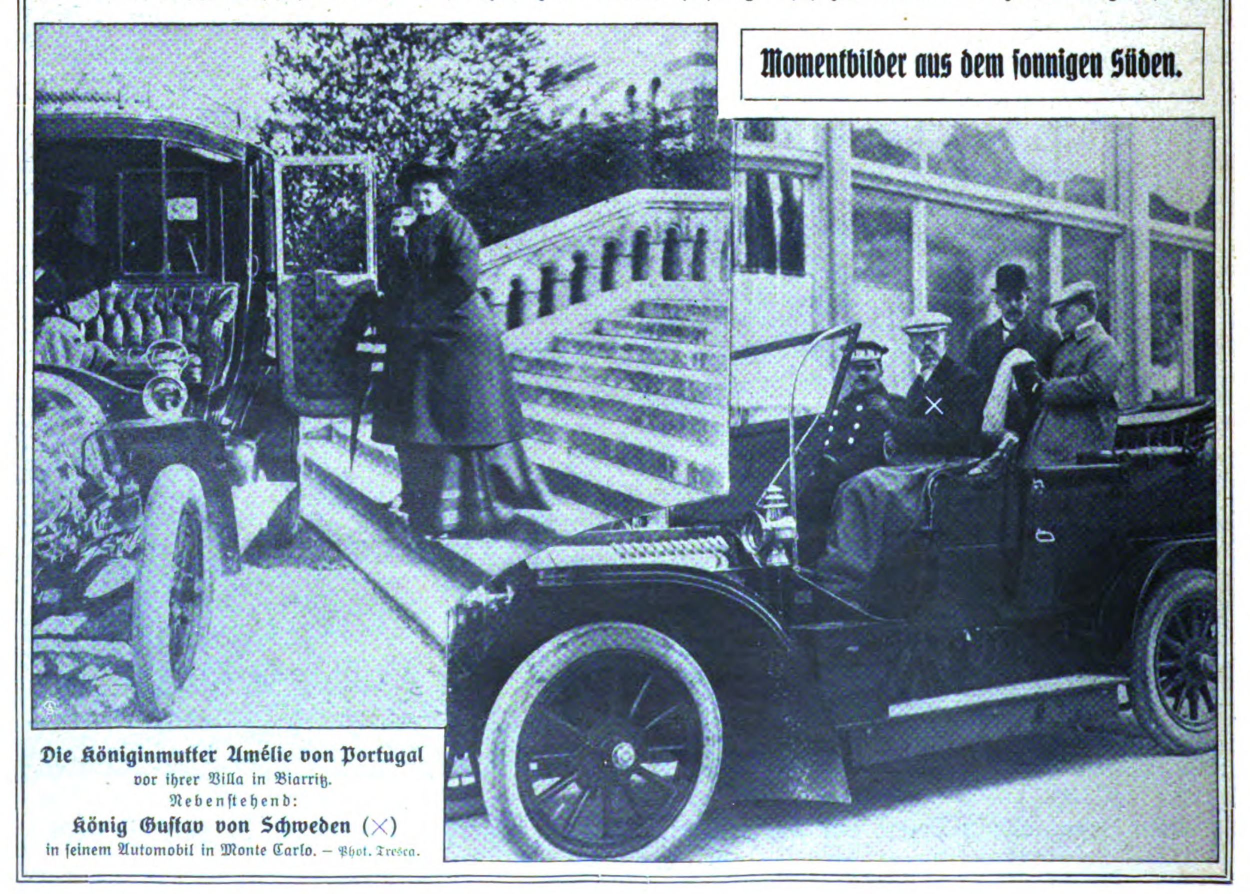
Vom Besuch König Peters von Serbien am russischen Kaiserhof: Begrüßung in Zarskoje Selo.

Phot. C. E. de Hahn & Co



Der neue deutsche Botschafter in Madrid Prinz Max von Ratibor (×) begibt sich zur Antrittsaudienz bei König Alfons.

Momentbilder aus dem sonnigen Süden.



Die Königinmutter Amélie von Portugal vor ihrer Villa in Biarritz.
Nebenstehend:
König Gustav von Schweden (×) in seinem Automobil in Monte Carlo. — Phot. Tresca.



Eine japanisch-britische Ausstellung in London:
Japanische Handwerker bei den Vorbereitungsarbeiten.
1. Der japanische Schreiner
2. Holzschnitzereien.
3. Das Pflanzen japanischer Zwergbäume
4. Beim Bau eines Tempels.



Der Start im großen Ruderbootrennen der Universitäten Oxford und Cambridge.

Phot. Gebr. Haeckel

Von links nach rechts, hintere Reihe: Architekt Arnold Hartmann. Maler Adolf Schlabitz. Prof. Looschen. Maler Kayser-Eichberg. Maler Karl Hochhaus. Prof. Max Baumbach. Prof. Friedr. Kallmorgen. Prof. Kiesel. Bildhauer Sigismund Wernekinck. — Vordere Reihe: Prof. Hans Meyer. Radierer F. Krostewitz. Bildhauer Konstantin Starck. Prof. Wilhelm Haverkamp. Prof. Otto H. Engel.

Vorbereitungen zur Großen Berliner Kunstausstellung 1910: Die Jury bei der Arbeit.

Die Sonne von St. Moritz.

Roman von

Paul Oskar Höcker.

11. Fortsetzung.

Das Bild war unvergleichlich. In italienischem Tiefblau wölbte sich die große Himmelsglocke über der Hochgebirgslandschaft. Im unberührten Neuschnee lagen auch die Vorberge da, die den Talkessel umrahmten, sie erschienen dadurch noch wuchtiger, bedeutender. Auf dem See war in einem riesigen Oval die Rennstrecke freigeschaufelt. In koppelartigen Verschlägen hinter den Tribünen führte man die dampfenden Pferde im Schnee auf und nieder. Trotzdem das Thermometer noch immer zehn Grad unter Null zeigte, empfand man auch nicht die Spur von Kälte. Wo die Sonne lag — und sie brannte jetzt auf ganz St. Moritz und der schneebedeckten Seenkette, so weit sie zu übersehen war — hatte die Luft etwas Wohliges. Die Zuschauer entledigten sich bald der Pelze und Mäntel. Die Tribünen waren nicht nur mit Wintergästen der Hotels von St. Moritz besetzt, sondern auch mit zahlreichen Einheimischen. Der Nachmittagzug hatte soeben noch Zuschauer aus den ferneren Nachbarorten, sogar aus Davos und Chur gebracht. Der Verkehr zwischen dem Sattelplatz, den mit rotem Tuch ausgeschlagenen Tribünen, der Schiedsrichterloge und dem Totalisator war immer lebhafter geworden. Die Musikkapelle am Start spielte ein Stück ums andere und gab für jeden Sieger einen Tusch.

Die Spannung der Einheimischen galt hauptsächlich den Trabrennen. Die Winterkurgäste interessierten sich mehr für das Skikjöring.

Lore hatte Mr. Biddle versprechen müssen, mit hinunter zum Sattelplatz zu kommen, um sich das lustige Treiben im Schnee anzusehen.

Er hatte sich für das erste Skirennen hinter dem Pferd gemeldet und führte einen gutlaufenden Fuchs, mit dem zusammen er in den letzten Wochen viel trainiert hatte. Eine große Schar von Bekannten umringte ihn. Seine dürre, langaufgeschossene Gestalt bot in dem Anzug aus glattem, gelblich weißem Tuch mit den hoch über die Knie hinaufreichenden Gamaschen ein putziges Bild. Der warme Atem des Pferdes bildete Rauhreif auf seinem Haar, das er unbedeckt ließ, und in seinen Augenbrauen. Die Damen mußten ihm versprechen, auf seine Nummer am Totalisator zu setzen. Die Stimmung war lustig, und auch Lore, die seit der abenteuerlichen Skifahrt vom Hahnensee ihren Bekannten seltsam einsilbig, matt und in sich gekehrt vorgekommen war, ging wieder mehr aus sich heraus.

Kamerlander freute sich schon auf die großen Bobsleighrennen in der kommenden Woche. Der Pferdegeruch regte ihn auf. Er hielt es so als untätiger Zuschauer nicht aus und gönnte dem Amerikaner das allgemeine Interesse nicht. „Alsdann — wann wir nur auch so schönes Wetter erwischen wie heut!" Fortgesetzt stapfte er zwischen den Tribünen und Logen und dem Sattelplatz hin und her durch den Schnee.

Unter den Ehrengästen in der stattlichen Loge neben dem Ziel befand sich in vorderster Reihe der Erzherzog, der das Protektorat der Rennen bereitwillig übernommen hatte. Er war mit Familie und Gefolge erschienen. Mehrmals winkte er den Baron Kamerlander zu sich heran, der ihm über allerlei sportliche Dinge Auskunft geben mußte. Er hatte vor dem großen Schneefall ein paar Übungsfahrten des Bob „Soleil" mit angesehen und fragte nach den Aussichten beim Rennen.

Während einer Pause kam Kamerlander zu der Tribüne herüber, in der Willemintje und Genzmer saßen.

„Leutln," sagte er jovial, „ich denk, meine Hoheit wird sich die ganze Mannschaft vom ‚Soleil' vorführen lassen, in Freiheit dressiert. Das gnä' Fräulein ist ja schon vorg'stellt — fehlen noch der Herr Groll, der Herr Biddle und Sie, Genzmer. Da machen S' Augen, lieber Freund, was? Ja, also wir sind angenehm aufgefallen neulich. Jetzt tun Sie sich bloß ein bissel nach den andern um, Genzmer, damit daß wir marschbereit sind hernach, wann die Hoheit befiehlt. Bitt schön. Ja?"

Rasch war er wieder davon, in der Richtung auf den Sattelplatz zu, wo er Lore zuletzt gesehen hatte, um auch sie zu instruieren.

Willemintje und Genzmer saßen inmitten von stockfremden Gästen, die kein Wort Deutsch verstanden, wie sich aus verschiedenen Fragen ergeben hatte. Es waren Rumänier aus Davos und Arosa. Der Leutnant hatte dem beweglichen Rennreiter, der heute wieder einmal den „Hans Dampf in allen Gassen" spielte, kaum geantwortet. Tiefernst war er geworden. Das Gespräch mit Willemintje hatte eine seltsame Wendung genommen. Sie kümmerten sich beide längst nicht mehr um ihre Umgebung.

Bis zum heutigen Tage war es zwischen ihnen nie über einen liebenswürdigen Neckton hinausgegangen. Willemintje hatte den Leutnant wohl um einen Grad kameradschaftlicher behandelt als die andern — allerdings auch weniger höflich. Er hatte sich's gern gefallen lassen, weil er sie in ihrer erfrischenden Offenheit ganz allerliebst fand. Seine gelegentlichen Liebeserklärungen, die freilich auch immer so übermütig gehalten waren, daß man sie nicht ernst zu nehmen brauchte, hatte sie stets mit überlegenem Humor von sich abgelenkt.

„Wen lieben Sie nun eigentlich von uns beiden am allerverzehrendsten im Grunde Ihres schwarzen Herzens?" hatte sie ihn erst kürzlich gefragt.

„Würde ich Ihnen beiden so den Hof machen, wenn ich das wüßte?" gab er da lachend zurück.



Heute traf sich's einmal besonders günstig: er konnte ihr hier auf der Tribüne nicht so leicht ausweichen. Da wusch sie ihm denn gründlich den Kopf. In den langen, einsamen Liegezeiten hatte sie über ihn und über Lores ganzes übrige „Gefolge" viel nachgedacht. Auch über sich und Lore selbst.

„Über mein ‚Vorleben' hat Ihnen doch Exzellenz Feldern genug geklatscht", sagte er mit einem melancholischen Lächeln, „oder etwa nicht?"

„Es brauchte mich niemand über einzelne Greueltaten von Ihnen zu unterrichten, Genzmer. Sie verraten Ihren grenzenlosen Leichtsinn ja auf Schritt und Tritt. Denken Sie bloß an die himmlischen Nelken, die Sie mir immer gebracht haben. Stück für Stück ein Fränkli."

Er nickte. „Ich sehe: zu retten ist doch nichts mehr. — Und da haben Sie sich wirklich nicht einmal die Mühe genommen, Erkundigungen in der Garnison über mich einzuziehen?"

„War das noch nötig? Sie Verschwender! Das Jahreseinkommen eines braven Familienvaters haben Sie in Blumen für mich angelegt. Das spricht doch Bände."

„Na, ich sage Ihnen, Sie hätten von den Manichäern daheim auch ein nettes Konterfei von mir gekriegt." Ein Weilchen blieb er still, immerhin doch ein wenig bedrückt, trotz seiner lustigen Miene. Dann sagte er: „Wissen Sie, Fräulein Willemintje, Sie sind bei Gott das erste weibliche Wesen, vor dem ich richtigen Respekt habe."

„O — ich mag gar keine Respektsperson sein. Wenn meine Freundin mich mal ‚ihr Gouvernantchen' nennt, dann biete ich ihr immer an, ihr die Augen auszukratzen."

„Selbst auf die Gefahr hin — ich möcht, ich hätte Sie schon immer im Leben als mein Gouvernantchen gehabt. Da wär ich vor vielen Dummheiten bewahrt geblieben. Und vor mancher Enttäuschung."

Sie sah ihn fest an. „Vor einer der unangenehmsten will ich Sie ja eben bewahren."

Er verstand sofort. Sie wollte nicht, daß er sich noch irgendwelche Hoffnung auf Lores Herz, ihre Hand — und ihre Reichtümer machte.

Ein seltsames Lächeln spielte um seine Lippen. Er erwiderte keine Silbe, schüttelte nur überlegen den Kopf, lehnte sich zurück und pfiff leise die Melodie mit, die die Rennbahnkapelle soeben spielte. „Dann fingen alle Engelein: Gott, wie sind die brav!..."

Als das Stück zu Ende ging, hörte man einen Pistolenschuß. Der Starter hatte ihn unten auf der Bahn abgegeben. Die vierzehn Pferde, die Skikjöring laufen sollten, nahmen die ganze Breite der Bahn ein. Bis zur Sekunde hatten die auf Skiern hinter ihnen harrenden Fahrer die Zügel festgehalten. Jetzt gaben sie ein wenig nach, und im Nu schossen die Rennpferde über die Startlinie hinaus. Aber nur die Hälfte kam in gute Fahrt. Vier Skiläufer verwickelten sich schon auf der Geraden, noch vor den Tribünen, in die langen Leinen, drei weitere flogen bei der ersten großen Kurve aus der Bahn, ein Pferd stürzte dabei, die beiden andern jagten mitten im Feld herrenlos eine volle Runde um den See, bis die Wärter sie endlich einfingen.

Überall wurden die Ferngläser in Tätigkeit gesetzt, das Summen auf den Tribünen schwoll an.

„Mr. Biddle ist Außenseiter!" rief Kamerlander nach der ersten Runde lachend zur Tribüne hinauf.

„Nein, nein, dort — der zweite ist es!" Es war Lores Stimme, die hell das sich steigernde Stimmgewirr übertönte.

Und nun erkannte auch Willemintje die streichholzdürre Gestalt hinter dem Fuchs. Näher und näher rückte da drüben der nickende Pferdekopf dem vorderen Skiläufer — nun schob er sich neben ihn — und jetzt erreichte er die Flanke des Schimmels, der die Führung des Feldes hatte. Der trockene Schnee stäubte unter den Pferdehufen und den Skiern, so daß die Läufer in eine dichte weiße Puderwolke eingehüllt schienen.

Noch ein zweites Mal ging das Rennen um die ganze Bahn. Das Tempo steigerte sich, aber das Feld blieb das gleiche. Nur unter den Nachzüglern traten ein paar Veränderungen ein: der drittletzte stürzte und gab das Rennen auf, der vorletzte mußte abstoppen, um nicht auf das Hindernis aufzurennen — den Vorteil nahm der letzte wahr, um in großer Fahrt die Kurve zu nehmen und seinen Vordermann zu schlagen. Lauter Beifall, der von den Tribünen über das ganze weite Schneefeld hallte, spornte ihn an. Bald hatte er die leere Strecke überwunden und klebte dicht hinter den beiden Führern des Feldes.

„Der holt ihn noch! Kinder, gebt's bloß acht, der holt ihn noch!" rief Kamerlander schadenfroh.

Aber für die letzte Gerade hatte sich Mr. Biddle einen gewaltigen Vorstoß aufgespart, während der Skiläufer hinter dem Schimmel vom Rufen und Anfeuern schon ausgepumpt war. Durch gleichmäßiges kurzes Lockern der Zügel brachte Mr. Biddle seinen Fuchs in mehreren Vorstößen an die Spitze des Feldes neben den Schimmel.

Die letzten hundert Meter liefen sie noch parallel. Aber kurz vor dem Ziel lockerte der Amerikaner, der kaum einen Schritt weit von der Hinterhand seines Fuchses entfernt blieb, noch einmal die Zügel, das Pferd legte sich nach vorn, um wieder Anlehnung zu finden, und in dieser Sekunde schoß es um Kopflänge über den Schimmel hinaus.

... Jubel, Klatschen, Geschrei....

Mr. Biddle war Sieger, hatte den Ehrenpreis und wurde durch Tusch ausgezeichnet.

Nun mußte auch Genzmer zum Sattelplatz, um zu gratulieren.

„Leutln, seid S' nun alle da?" rief Kamerlander. „Wann der Mr. Biddle vorgestellt wird, alsdann kommt gleich unsere ganze Crew mit! — Genzmer, wo haben S' den Doktor gelassen?"

Der Leutnant sah sich verdutzt um. „Ja — ist er denn überhaupt hier unten?"

„Schaffen S' ihn zur Stell, Liebster, tot oder lebendig!"

Lore wurde gefragt. Sie hatte Axel Groll auch schon vermißt. „Auf dem Sattelplatz war er nicht. Viel-



leicht auf der Tribüne? Ach, bitte, fragen Sie doch einmal Willemintje, Herr von Genzmer!"

Noch bevor der Leutnant sich in Bewegung gesetzt hatte, rief schon Kamerlander mit seiner lustigen, hohen Stimme im gemütlichen Wienerisch über die dichtgefüllten Bänke der nächsten Tribüne hin: „Die Crew vom Bob Soleil! Bitt schön, ist vielleicht der Herr Doktor Groll aus Preußisch-Berlin zur Stell? — Er trete vor!"

Kamerlander hatte viel Anhänger, er war wegen seines zwanglosen Auftretens einer der beliebtesten Hotelgäste. Seine Bekannten nahmen droben auf den rotausgeschlagenen Bänken der Tribüne den Ruf auf. Die Fremden, die nicht Deutsch verstanden, fragten neugierig, was da los sei. Es gab eine ordentliche Aufregung, über die sich Kamerlander am meisten amüsierte. So rollte die Welle, die Grolls Namen weitertrug, bis zu dem Ende der ersten Bank, wo sich Frau Gertie Selle mit ihren Bekannten befand. Sie war schon längst beunruhigt über sein Fernbleiben.

„Doktor Groll ist abgereist!" klang's da von der höchsten Bank gemächlich herunter.

„Abgereist?!" Gertie war blitzschnell herumgefahren und wandte dem Sprecher — es war Mynheer van Jonckbloet — bestürzt das Gesicht zu.

Inzwischen waren Kamerlander und Genzmer herangekommen. Sie wollten die Nachricht nicht glauben. Kamerlander setzte mit einem Sprung auf die Tribüne und stieg, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, bis zur obersten Bank hinauf.

Herr und Frau Vogelsang und der Rechtsanwalt Mayr hatten gleich der jungen Witwe ihre Plätze verlassen und umringten den Holländer, ihn ausforschend.

Der zuckte die Achsel und erklärte, er wisse es nur ganz zufällig. „Ich bin sein Nachbar, schon immer wollt ich ein zweites Zimmer, und eben sagte mir der Hotelsekretär, mein Nachbar reiste ab, ich könnte das Zimmer noch heute abend beziehen."

„Aber da muß doch ein Irrtum vorliegen...."

„Vielleicht handelt sich's um das Zimmer auf der andern Seite?"

„Er hat doch gestern noch kein Wort davon gesagt?"

„Ich bitt Sie um alles in der Welt," rief Kamerlander, „morgen die Crestafahrt — und die Rennen — er wird doch unsern Bob nicht im Stich lassen!"

Während Jonckbloet noch der jungen Witwe und den andern Herrschaften Rede stand, eilte Kamerlander zum Sattelplatz zurück.

„Was sagen S' bloß dazu, Gnädigste? Unglaublich! Unerhört! — Unser Herr Bremser streikt! Ist Knall und Fall ausgerissen!"

Als Willemintje die Nachricht von Genzmer hörte, kam sie eiliger, als ihr schonungsbedürftiger Fuß es ratsam erscheinen ließ, die Treppe von ihrem Tribünenplatz in den Schnee herunter. Zwischen der Loge der Jury und dem Sattelplatz gab es dann eine ziemlich lebhafte Auseinandersetzung. Auch Mr. Biddle, der inzwischen aus der Hand der Hoheit den Ehrenpreis empfangen hatte und während dieses feierlichen Augenblicks mitsamt dem ungeheuren goldenen Pokal, der weithin in der Sonne blitzte, von unzähligen Kodaks photographiert worden war, trat herzu. Er war bei dem Rennen ziemlich naß geworden, sein Haar dampfte, Willemintje gab ihm besorgt den roten Lodenmantel von Lore um, mit dem sich bisher Genzmer beladen hatte.

Allgemeine Ratlosigkeit herrschte. Der Sieger kam ganz und gar um die Freude, sich von seiner Mannschaft als Mittelpunkt gefeiert zu sehen. Lore vergaß in der Erregung überhaupt, ihm zu gratulieren.

„Es wird eine Tatarennachricht sein", sagte Genzmer. „Denn das wäre ja unverantwortlich — wo die Bobrennen vor der Tür stehen."

„Jetzt — ob vielleicht die holden Fesseln, die ihn drücken, dran schuld sind?" fragte Kamerlander, verschmitzt ein Auge zukneifend.

Lore zuckte zusammen. Fast böse sah sie ihn an. Dann wandte sie sich hastig von ihm ab. Das Blut war ihr in die Schläfen geschossen.

„Aber ich bitt Sie ums Himmels willen...." Kamerlander war erschrocken über die Wirkung seiner Worte. Er konnte indes nicht umständlich erklären, wie die im Übermut hingeworfene Bemerkung aufzufassen war, weil er's dadurch nur noch schlimmer gemacht hätte.

Willemintje hatte ihren Arm in den ihrer Freundin gelegt. Mit der Linken sich auf den Stock stützend, wanderte sie neben ihr weiter, die Gruppe verlassend. Sie wußte, wohin Kamerlanders Anspielung zielte, und es war bei ihr kein Zweifel, daß Lore sie sich richtig gedeutet hatte.

Die drei Herren blieben in starker Verstimmung zurück. Kamerlander berichtete nun, verdrießlich über sich selbst, dem Sieger, der sich fröstelnd in den roten Mantel gewickelt hatte und sich unruhig umsah, über die fatale Begegnung von jenem ereignisreichen Abend: dem Damenbesuch ihres gemeinsamen Freundes. Natürlich hatte er sich den Spaß gemacht, Fräulein Englhofer gegenüber etwas über die pikante Wahrnehmung verlauten zu lassen.... „Ich könnt mich ja jetzt prügeln! Jeß Maria, aber wann sie ihn für einen Heiligen gehalten hat, dann soll's einen eh' nicht verdrießen!"

Die ganze Freude am Rennen war ihnen durch Lores Verstimmung vergangen. Sie kehrten zum Hotel zurück, kaum ein paar hundert Meter hinter den beiden Damen.

Beim Erklimmen der in den Schnee gehauenen glatten Stufen, die zum Hotel emporführten, zog Willemintje müde den Fuß nach. „Man müßt ihr doch ein bissel beistehn", meinte der Baron, tief unglücklich darüber, daß er so unversehens in Ungnade gefallen war.

Aber Genzmer hielt ihn am Rockärmel fest. „Lassen Sie die Damen jetzt lieber für sich. Es spielt da was viel Ernsteres, als Sie ahnen."

„Als ich ahne? Sie unschuldsvoller Engel Sie. Er hat ihr das Köpfl verdreht, ganz einfach. Der Pflasterschmierer. Massakrieren könnt ich ihn."

„Jetzt hat er Ihnen ja das Feld geräumt", sagte Genzmer mit einem leicht überlegenen Lächeln.



„Mir? Sehr gut. Wo die Gnädigste sofort hinter ihm dreinjagt! Nein, ist es nicht, um aus der Haut zu fahren?“

„Wohin gehen die Ladies?“ fragte Mr. Biddle, der den Reden nicht folgen konnte.

„Nachschauen, ob der Herr Groll aus Preußisch-Berlin sie wirklich hat aufsitzen lassen. Tja, man braucht nur den Spröden zu spielen. Was einer haben kann, macht ihn nicht heiß noch kalt, doch nimmt man es ihm weg..... Jeß, Maria und Joseph, ich hab einen solchen Zorn! Der ganze Aufenthalt ist mir verleidet! Am besten, ich pack mein Bündel jetzt auch und fahr nach Wien zurück! Das ist ja zum Narrischwerden dahier!“

Sie waren an den Schneestufen angelangt und blieben ein paar Augenblicke stehen, um einen Trupp verspäteter Zuschauer durchzulassen.

Da schob sich, vom See kommend, hastig, fast rücksichtslos, eine junge Dame im weißen Sportdreß an ihnen vorbei und eilte die schmale Treppe empor. Die ihr Begegnenden mußten links und rechts in den tiefen Schnee treten. Ein bebrillter, ziemlich beleibter Herr, offenbar ein Deutscher, der die Ellbogenfreiheit für eine Nationaleigentümlichkeit Großbritanniens hielt, rief cholerisch hinter ihr drein: „Echt englisch!“

Aber es war keine englische Miß, wie er annahm, sondern die junge „lustige Witwe“ aus Berlin.

„Die hat's ja auch gar eilig,“ spottete Kamerlander, „daß sie den Herrn Ausreißer noch attrappiert!“

Auf der letzten Strecke Wegs zum Hotel blieben sie einsilbig. Genzmer wollte seine beiden Begleiter nicht in all das einweihen, worüber ihn seine Unterredung mit Willemintje aufgeklärt hatte. Denn die hofften ja beide noch in einem Winkel ihres Herzens auf die endliche Erhörung ihrer stumm werbenden Bitten. Genzmer aber wußte jetzt, daß das „Girl vom Bob Soleil“ liebte — tief unglücklich liebte. Und daß für seine beiden Begleiter jede Hoffnung ausgeschlossen war.

Inzwischen hatte Lore, ihrer Freundin vorauseilend, die auf dem glatten Boden nur langsam von der Stelle kam, das Hotelportal erreicht.

Sie trat ohne weiteres in das Sekretariat ein.

„Herr Doktor Groll ist abgereist?“ fragte sie.

Der Hotelsekretär gab Auskunft, gut erzogen und ganz geschäftsmäßig, ohne mit einem Wimperzucken seine Neugierde zu verraten.

Die Abreise war allerdings überraschend gekommen; das Zimmer konnte aber sofort anderweitig besetzt werden. Übrigens war das große Gepäck noch hiergeblieben. Erst von unterwegs aus wollte Herr Groll Nachricht geben, wohin es nachzusenden sei.

„Welchen Zug hat Herr Groll benutzt?“ forschte Lore weiter. Sie gab sich Mühe, ruhig und überlegen zu bleiben, merkte aber, daß ihre Stimme unsicher klang.

„Der Herr ist nicht mit der Eisenbahn gefahren. Er hat das Handgepäck und die Skier im kleinen Schlitten mitgenommen. Ich glaube, er wollte nach Maloja — von dort eine Skitour antreten. Aber das weiß gewiß unser Herr Direktor besser, mit dem hat er noch kurz vor der Abfahrt gesprochen. Soll ich ihn rufen?“

„Danke.“ Lore wandte sich rasch zur Tür. Sie fühlte sich klein und beschämt vor dem Hotelangestellten — sie wußte selbst nicht weshalb. Mit flüchtigem Kopfnicken trat sie auf den Flur hinaus.

Vor dem Lift stand Willemintje. Suchend blickte sie sich um. Sie hielt einen Brief in der Hand. Als sie Lore bemerkte, wies sie auf die Fächer, die in der schräg gegenüberliegenden Postoffice, nach Zimmernummern geordnet, die Posteingänge der Hotelgäste enthielten. Der Umschlag des Briefes, den Willemintje der Freundin einhändigte, wies keine Marke auf; das Schreiben stammte also aus dem Hotel. „Wie's scheint — von Axel Groll.“

Lore las nicht einmal die Aufschrift. Sie wollte den Brief sofort erbrechen.

Aber da tat sich die breite Glastür des Windfangs auf, und Frau Selle erschien.

Sie war atemlos vom raschen Laufen.

Für eine Sekunde brannte wieder Blick in Blick. Und der jungen Frau entging auch das Schreiben nicht, das Lore in der Hand hielt. Eine Anwandlung von Eifersucht durchzuckte sie. Es war, als wollte sie Lore erregt, kriegerisch gestimmt, ansprechen. Aber Lore stand unbeweglich und maß sie kalt, fast verächtlich. Beunruhigt wandte sich die junge Frau ab und begab sich zur Postoffice. Hier duckte sie sich ein wenig, um rascher ihr Brieffach zu finden. Es war leer.

Noch einmal traf ihr Blick die Nebenbuhlerin: voll zorniger Herausforderung. Dann eilte sie ins Hotelbureau.

Nun wußte Lore den Grund ihrer seltsamen Beschämung vor dem Sekretär: sie bereute es, genau die gleichen Fragen an ihn gerichtet zu haben, die er nun von dieser Frau zu hören bekam.

Auf ihren stummen Wink öffnete der Liftpage die Fahrstuhltür. Eine halbe Minute später standen sie in ihrem Salon.

Die Tür und die beiden Fenster waren weit geöffnet. Golden flutete die Sonne herein. Durch die klare, stille Luft tönte vom See her das Rufen und Applaudieren der Tribünengäste. Es steigerte sich jetzt noch. Und nun fiel der Tusch der Rennbahnkapelle ein. Auf der großen Hotelterrasse, gerade unter Lores Zimmerflucht, nahmen die Zuschauer, die da in bunten Gruppen das fröhliche Rennbild genossen, die Begrüßung des Siegers auf. Aufgeregt debattierte man über Einzelheiten der letzten Runde. Eine Engländerin verkündete im höchsten Diskant das Ergebnis, andere bestritten die Richtigkeit, man lachte, rief, ungeduldig suchten die Besitzer von Ferngläsern die Zahlen zu entziffern, die am Totalisator hochgezogen wurden. Rufe der Enttäuschung wurden laut. Dahinein mischte sich helles Lachen.

Lore nahm nichts von der Umgebung wahr. Indem sie auf den Balkon hinaustrat, riß sie den Briefumschlag auf und zog den Bogen heraus. Hastig setzte sie sich auf Willemintjes Liegestuhl und las. Dabei war sie so erregt, daß sie einzelne Sätze übersprang, den Zusammenhang nicht erfaßte und noch einmal von vorn anfangen mußte.

Nachdem Willemintje in ihrem Zimmer abgelegt



hatte — sie ließ sich mehr Zeit als sonst — suchte sie ihre Freundin draußen auf. Lore saß noch immer unbeweglich da. Sie war weiß im Gesicht. Willemintje erschrak über ihr Aussehen.

„Ein seltsamer, ganz seltsamer Abschiedsbrief!...“ sagte Lore stockend und hielt ihr das Blatt hin.

Willemintje setzte sich neben sie und las. Und Lore las noch einmal mit.

Axel Groll gab für seine rasche Abreise keine äußeren Gründe an, schützte auch nicht einmal den Empfang von irgendwelchen Nachrichten vor.

„... Es tut mir bitter weh, scheiden zu müssen, und ich fürchte, Sie werden den wankelmütigen, unausgeglichenen Gesellen, den Sie schon einmal ein Rätsel nannten, jetzt noch weniger verstehen. Sie haben in den letzten Tagen gewiß Dinge über mich gehört, für die Sie eine Erklärung hätten fordern müssen. Denn diese Gerüchte mögen Zartes und Gutes in Ihnen verletzt haben.

„Diese Erklärung aber kann und darf ich Ihnen nicht geben. Und darum bin ich zum Abschiednehmen gezwungen.

„Ich bin aus einer sonnigen Höhe wieder ins dunkelste Tal hinabgezerrt worden. Das Leben in diesen Tiefen hat aber keinen Wert mehr für mich.

„Nur das eine darf ich Ihnen noch sagen, daß ich an meinem Sturz so nicht schuldig bin, wie die große Menge es ohne weiteres annehmen muß.

„Bewahren Sie mir also ein leidlich gutes Andenken, Fräulein Lore. Sie haben mich in meinen glücklichen Zeiten unausstehlich gefunden. Aber wo das Schicksal mich in die Knie niedergezwungen, wo es mich des Lachens beraubt hatte, da war Ihre Herzensgüte hilfsbereit. Lassen Sie mich darum noch einmal Ihre Hand nehmen und sie küssen in inniger Dankbarkeit. Ihrem wackeren Willemintje meinen Gruß. Sie ist schon tüchtig in der Welt herumgeschlagen worden, kennt manche Lebenskrise und weiß vielleicht aus ihrem erfahrenen, oft mißhandelten Herzen heraus zu erklären, was andern unerklärlich scheint. Vielleicht wird sie mein Fürsprecher bei Ihnen, wenn Sie nur Kränkung empfinden, wo das Kismet einen Verirrten verbannt.

„Mir bleibt die Erinnerung an diese Zeiten, in denen die Sonne von St. Moritz mir Heilung bringen wollte, lieb und teuer bis zum letzten Stündlein.

„Haben Sie Dank, Fräulein Lore — für die Sonne!
Ihr Axel Groll.“

... Sie blickten von dem ernsten Abschiedsbrief auf und ließen den Blick über das herrliche Landschaftsbild schweifen. Der Sommer über dem Schnee! Das lachte, schwatzte, flirtete da unten auf der Hotelterrasse in der warmen, goldenen Sonne, und vom See her hallten die Glockensignale, das aufgeregte Rufen der Tribünengäste, das Händeklatschen, die Musik... Lebenslust und Sportfreude überall....

„Es ist mir so entsetzlich bang!“ flüsterte Lore.

Willemintje war aufgestanden und hinter sie getreten, lehnte Lores Kopf an sich und tätschelte ihre Wangen. „Mein armes Kind“, sagte sie in mütterlichem Ton.

Wieder schwiegen sie. Und noch einmal hob Lore das Schreiben, das zerknittert in ihrem Schoß lag, empor und las. Sie erkannte die Schriftzüge nur noch undeutlich, denn sie las jetzt durch einen Tränenschleier.

„So schreibt nicht einer, der noch ein Leben vor sich sieht. Willemintje, sag, ist das nicht erschütternd? — Was mag er in diesen letzten Tagen still in sich durchgekämpft haben.“ Sie atmete tief und schwer. „Und ich hab ihn fallen lassen. Weil der Schein gegen ihn war. Weil uns ein Klatsch ins Ohr getuschelt worden ist. Wie ich Kamerlander jetzt hasse!...“

Willemintje entsann sich ihres Gesprächs mit Genzmer. Er hatte nicht mit dürren Worten, aber doch durch sein ganzes Verhalten die Richtigkeit von Kamerlanders Darstellung bestätigt. Das sagte sie nun Lore. Nur um ihr klarzumachen, daß man sich in diesem Punkt von jedem Vorwurf frei fühlen durfte. „Es hat uns doch beide nicht mehr losgelassen, Kind! Wie sollte man sich's erklären? Was gab es da für eine andere Deutung als die — die einen empören m u ß t e ? !“

Lore nickte. Die Tränen tropften auf das Blatt. Doch dann las sie halblaut die Stelle: „— daß ich an meinem Sturz so nicht schuldig bin, wie die große Menge es ohne weiteres annehmen muß.“ Sie faßte wie bittend nach Willemintjes Hand. „Ich k a n n ihn doch nicht so in die Welt hinausgehen lassen. Ich würde das ja nie im Leben verwinden. Unglücklich ist er — vielleicht liegt's in meiner Kraft, ihm zu helfen....“

(Fortsetzung folgt.)

Vom Farbensinn der Tiere.

Von Dr. A d o l f K o e l s c h.

Für die Frage, ob Tiere die Farben sehen wie wir, und auf welcher Station des Lebens zum erstenmal deutlich ein Unterscheidungsvermögen für Farbenwerte zutage tritt, haben sich zwar schon in den achtzehnhundertfünfziger Jahren ein paar Forscher interessiert, aber erst, seit Ende des vorigen Jahrhunderts die Psychologie in die Reihe der Experimentalwissenschaften eingetreten ist, ist es auch mit den Farbenstudien einigermaßen vorwärtsgegangen. Dabei sind teilweise sehr merkwürdige Dinge herausgekommen, aber sie liegen größtenteils so tief in gelehrten Zeitschriften vergraben, daß ihnen der Laie wohl niemals begegnen wird. Ich grabe daher einiges aus.

Zunächst soll von jenen Geschöpfen die Rede sein, denen in Form von Augen besondere Organe zur Aufnahme von Licht- und Farbeneindrücken zur Verfügung stehen. Zu unterst im Tierreich sind das, wenn man von ein paar mit augenartigen Pigmentflecken oder



auch richtigen Augenbechern ausgerüsteten Quallen, Stachelhäutern und Würmern absieht, die Krebse und die Insekten.

Die ersten Versuche mit Krebsen rühren von Sir John Lubbock her, einem berühmten englischen Zoologen. Als Studienobjekte benutzte er die unter dem Namen Wasserläuse oder Wasserflöhe bekannten kleinen Süßwasserkrebschen aus dem Geschlecht der Daphniden, die zur Sommerzeit in Scharen von Tausenden die oberflächlichsten Wasserschichten unserer Teiche bevölkern. Gleich Muscheln stecken sie in einer glasig durchsichtigen Schale, nur der dicke Kopf mit dem großen, viereckigen Auge und den langen, dicht bewimperten Ruderantennen guckt aus der Schale hervor. Diese Tierchen haben sich als ungemein farbenempfindlich erwiesen. Um sich davon zu überzeugen, genügt ein einfacher Versuch. Man nimmt einen hölzernen Trog, füllt ihn mit Wasser und projiziert von oben her ein Sonnenspektrum darauf; dadurch erhält man, sozusagen als luftigen Deckel für den Trog, ein fortlaufendes Farbenband, in dem von links nach rechts alle Nuancen von Rot, Gelb, Grün, Blau, Violett und Ultraviolett sich felderförmig aneinanderreihen.

Zugleich sorgt man auch dafür, daß das Gefäß durch einschiebbare Glaswände in Kammern geteilt werden kann, deren jede einer Farbenzone entspricht. Setzt man nun eine bestimmte Anzahl Wasserflöhe in den Trog, sagen wir hundert, schaltet, nachdem sie sich gleichmäßig verteilt haben, das Spektrum ein und schiebt nach etwa zehn Minuten die Glaswände vor, so findet man, daß die Ultrarot-, die Ultraviolett- und Violettkammer vollständig leer geblieben sind. Rund drei Fünftel der Tiere haben sich im Grün versammelt, ein Fünftel im Gelb, während der Rest sich auf Rot und Blau verteilt, doch so, daß das Rot immer noch stärkeren Zulauf findet als Blau. Noch verhaßter als Blau, Violett und Ultraviolett ist ihnen völliges Dunkel; denn wenn man den Krebschen anheimstellt, zwischen Nachtschwarz und Ultraviolett zu wählen, ziehen sie zu 97 Prozent unbedingt das letztere vor. Sie empfinden somit das unserem Auge unsichtbare Ultraviolett noch sehr fein als eine Art Helle.

Das gleiche gilt von den Ameisen. Diese Insekten fürchten nichts so sehr, als ihre Puppen dem Licht aussetzen zu müssen. Wenn man deswegen Ameisen mit Larven zusammen in einem dunklen Kasten unterbringt und die eine Hälfte des Kastens mit einer Scheibe aus Fensterglas, die andere mit schwarzem Pappdeckel zudeckt, so schleppen sie ihren ganzen Puppenvorrat alsogleich nach der Dunkelseite hinüber. Ersetzt man nun den schwarzen Deckel durch ein rotes Glas, so lassen die Ameisen ihre Puppen ruhig im roten Teil liegen. Sowie man jedoch statt des roten Glases ein andersfarbiges wählt und mit ihm den Puppenhaufen belichtet, geraten die Ameisen unverweilt in die größte Aufregung und tragen ihre Larven eiligst in die dunkle Abteilung davon. Als besonders aufreizend scheinen sie das blaue Licht zu empfinden, noch aufreizender das violette, und am heftigsten werden sie von den ultravioletten Strahlen beunruhigt, die wir Menschen, wie gesagt, überhaupt nicht mehr wahrnehmen.

Auch Bienen und Hummeln vermögen, wie Versuche von Lubbock, Forel, Bert, Wery u. a. gezeigt haben, alle Grundfarben des Spektrums sehr gut voneinander zu unterscheiden, ziehen aber keine der anderen vor und werden auch durch Ultraviolett nicht belästigt. Dagegen reagieren Wespen fast gar nicht auf Farben; um so schärfer achten sie auf die Form eines Gegenstandes und haben ein ausgezeichnetes Gedächtnis für das Gestaltliche an einem Ding.

Fast gar nichts ist bisher über den Farbensinn der Fische bekannt geworden, aber auch sie scheinen für Farbenreize nicht unempfindlich zu sein. So teilt Miß Wasburn mit, daß sie längere Zeit einen Kaulkopf mit einer Pinzette gefüttert habe, an deren Ende ein roter Holzwürfel angebracht war, auf dem die Nahrung gereicht wurde. Eines Tages hielt sie nun dem Fisch gleichzeitig eine rote und eine grüne Pinzette hin, beide ohne Nahrung. Der Fisch wählte unter 44 Versuchen 42 mal die rote und schwamm nur 2 mal auf die andere zu.

Etwas besser schon sind wir über den Farbensinn der gemeinen Wassermolche oder Tritonen unserer Teiche unterrichtet. Ebenso wie den Wasserflöhen ist ihnen das blaue und violette Licht sehr unangenehm, und sie ziehen ihm jede Art rot oder gelb, auch das hellste, unbedingt vor, ganz zu schweigen von dem Entsetzen, das ultraviolette Strahlen ihnen bereiten. Denn obgleich ihnen nicht leicht wieder etwas so verhaßt ist wie das grelle Weiß der Tagesbeleuchtung, wissen sie doch, wenn man ihnen die Wahl läßt zwischen ungebrochenem Tageslicht und Ultraviolett, nichts Besseres zu tun, als sich schleunigst im Weiß zu versammeln. Diese Blau- und Violettscheu ist, nebenbei gesagt, im Grunde sehr merkwürdig, weil in den Hochzeitskleidern der Männchen Blau und Violett als Schmuckfarben ja eine beträchtliche Rolle spielen. Man hätte infolgedessen erwarten sollen, daß den Tieren Blau oder Violett sehr — angenehm sei. Hier schläft noch ein Rätsel.

Aehnlich wie mit dem Farbengefühl der Wassermolche steht es mit dem der Grasfrösche, nur daß sie gegen Farben verhältnismäßig viel gleichgültiger sind als ihre geschwänzten Vettern. Zwischen Rot und Blau scheinen sie kaum einen Unterschied zu machen, dagegen geben sie Rot vor Grün entschieden den Vorzug.

Interessanter noch sind die Ergebnisse der Versuche, die in allerjüngster Zeit Karl Heß, Professor der Augenheilkunde in Würzburg, über den Farbensinn von Hühnern, Tauben, Eulen und Turmfalken angestellt hat. Hungrige Hühner und Tauben, die an den Umgang mit Menschen gewöhnt waren, wurden in ein Zimmer gebracht, dessen Helligkeit nach Belieben abgestuft werden konnte. Mit den Tieren im gleichen Raum weilte Heß. Nachdem das Zimmer auf Hell eingestellt und durch stundenlangen Aufenthalt den Augen von Mensch und Tier Gelegenheit gegeben worden war, sich der herrschenden Lichtintensität vollkommen anzupassen, wurde auf dem Boden des Zimmers ein glattes schwarzes Tuch ausgebreitet, dieses mit Weizenkörnern bestreut und von der Decke herab ein starkes Spektrum auf das Tuch projiziert, so daß die Körner in den allerverschiedensten Farben erschienen. Wenn nun die hungrigen Tiere auf das Futter losgelassen wurden, zeigte sich folgendes:

Alle Hühner fingen am roten Ende des Spektrums zu picken an; sie nahmen erst hellrot, dann dunkelrot und gingen, wenn hier alles aufgefressen war, zu Gelb, schließlich zu Grün über. Allenfalls hoben sie aus dem Blaugrün noch ein paar Körner auf, aber weiter gingen sie nicht, obwohl ihr Hunger noch nicht im entferntesten gestillt war. Warum gingen die Hühner nicht weiter? Einfach weil die blauen und violetten Körner für sie schon vollkommen im Dunkel liegen; der Mensch sieht



sie noch gut, aber die Hühner können sie überhaupt nicht mehr wahrnehmen. Dagegen sehen sie die dunkelroten, die der Mensch nicht mehr unterscheiden kann, noch sehr deutlich; denn sie machen sich ja gleich zu Anfang über sie her. Für Hühner — Tauben benehmen sich ebenso — ist also im Vergleich mit dem menschlichen Auge das Spektrum nach dem blauen (kurzwelligen) Ende hochgradig verkürzt, während es am roten (langwelligen) Ende über die menschliche Sichtbarkeitsgrenze hinaus verlängert erscheint. „Sie stehen", sagt Heß, „der Welt der Farben gegenüber wie wir, wenn wir unsere Augen mit rotgelben Gläsern bewaffnen."

Tatsächlich haben denn auch, wie der genannte Forscher hat nachweisen können, Hühner und Tauben solche Brillen auf. Aber sie sitzen nicht vor den Augen, sondern liegen tief drinnen in den lichtempfindlichen Zapfengliedern der Regenbogenhaut. Dort finden sich gelbe und orangefarbene Oelkugeln in so enormer Menge angehäuft, daß bestimmte Felder der Regenbogenhaut nur in diesen Farben erscheinen. Der Versuch hat denn auch bestätigt, daß von diesen Oelkugeln nur die roten, gelben, grünen und blaugrünen Strahlengruppen des weißen Tageslichts hindurchgelassen werden; Blau und violett wird von ihnen vollkommen aufgeschluckt. Als daher Heß seine Augen mit orangefarbenen Gläsern versah, sah er die Körner ganz wie die Hühner: die im roten und rotgelben Feld am besten, die grünen schlechter, die dunkelblauen und violetten überhaupt nicht mehr. — Für Turmfalke und Bussard hingegen liegen die hellsten Stellen nicht im Rot, sondern im Grün, und die Unsichtbarkeitsgrenze beginnt für sie erst am Ende des blauen Feldes. Ganz wie der Mensch aber sehen die Eulen die Farbenwelt.

Auch diese Ergebnisse scheinen mir in vieler Hinsicht recht beachtenswert; denn wenn Hühnern und Tauben Blau und Violett schlechthin als schwarz erscheint, können die prachtvoll blau schimmernden und herrlich violetten Farben am Hals eines Täuberichs oder am Hals, Schwanz und an den Flügeldecken eines Gockels für Hühner und Tauben unmöglich den gleichen Schönheitswert haben wie für uns; sie sehen diese Federn ja gar nicht violett oder blau! Dann scheint es aber im höchsten Grade bedenklich, jene Farben als Schmuckfarben ansprechen zu wollen und (mit Darwin) zu behaupten, ihre Bedeutung bestehe darin, daß sie auf dem Heiratsmarkt dem Männchen helfen, die Gunst der Weibchen zu gewinnen, und dementsprechend dem schönsten Männchen auch die größten Chancen gäben. Denn Blau und Violett üben auf ein Hühner- und Taubenauge ja gar nicht die Reize aus, die die Schmuckfarbenlehre voraussetzt; Schwarz leistet ja doch das gleiche! Es ist daher ganz unnötig, daß sich ein schwarzer Gockel schwarzviolette Schwanzfedern und eine schwarzblauschillernde Halskrause zulegt; für die Henne ist er ja doch bloß ein einfacher Mohr.

Unter den Säugetieren sind wir besonders gut über den Farbensinn des Hundes unterrichtet. Nagel und Himstedt, von deren Versuchen ich sprechen möchte, wandten dabei die Dressurmethode an. Beispielsweise: sie nahmen einen Pudel und legten eine Anzahl gleich großer und auch gleich riechender grauer, grüner und blauer Holzkugeln vor ihn hin, dazu eine von leuchtendem Rot. Nun wurde dem Hund zugerufen: „bring rot" und ihm dabei die rote Kugel gezeigt. Diese Uebung wurde so lange geprobt, bis der Pudel gelernt hatte, auf den Ruf unfehlbar die rote Kugel zu apportieren. Jetzt wurden die Holzbälle um vier weitere, gleich große vermehrt, die vom hellsten bis zum dunkelsten Rot in allen Nuancen abschattiert waren, nämlich einen erdbeer-, einen karmin-, einen orangeroten und einen bismarckbraun gefärbten Ball mit einem ganz schwachen Stich ins Rote. Wenn jetzt dem auf Rot dressierten Pudel zugerufen wurde: „bring rot", holte er zunächst die feuerrote Kugel herbei, die bei den Uebungen verwendet worden war. Auf erneute Befehle brachte er dann der Reihe nach die erdbeerrote, die karminrote und zögernd auch noch die orange gefärbte. Wurde schließlich der Befehl noch einmal sehr dringlich gestellt, so schleppte er nach längerem Bedenken auch noch die bismarkbraune herzu; nun hatte er alle roten geholt. Wurde jetzt der Befehl abermals wiederholt, so geriet der Hund zwar in die größte Verlegenheit, ließ aber doch die grauen, grünen und blauen Kugeln hübsch liegen. Er hatte also gezeigt, daß er das Rot aller erdenklichen Schattierungen von Grün, Grau und Blau ausgezeichnet unterscheiden konnte. Ebenso vermag der Hund, wie ganz neuerdings mit Hilfe einer andern Methode von zwei Russen ermittelt worden ist, die verschiedensten Nuancen des Grau von Grün auseinanderzuhalten. Einen ähnlich ausgeprägten Farbensinn haben nach Kinnaman und Yerkes auch Mäuse, Katzen und Affen mit unterschiedlicher Vorliebe für die eine oder andere Couleur.

Nun hat es sich aber im Lauf der Zeit herausgestellt, daß auch solche Tiere gegen Farbenreize sehr empfindlich sein können, die Lichtsinnesorgane überhaupt nicht besitzen. Die ersten überzeugenden Versuche in dieser Hinsicht rührten von Graber her. Er brachte Regenwürmer in einen mit Erde bestreuten Kasten, der durch eine den Boden nicht ganz erreichende Querwand in zwei Hälften geteilt war. Wurde nun durch Einsetzen entsprechender Glasscheiben die eine Kammer rot, die andere blau beleuchtet, so war der Erfolg bei zahllosen Versuchen immer der gleiche: die Regenwürmer suchten regelmäßig zu vier Fünfteln die rote Kammer auf, flohen also die blaue. Ebenso unangenehm wie den Ameisen und Salamandern war ihnen das Ultraviolett; denn trotz ihrer bekanntlich sehr großen Lichtscheu zogen sie Weiß dem Ultraviolettraum vor. Auch Grün vermochten sie von Rot und Gelb, Gelb wieder von Blau zu trennen und bewiesen durch ihr ganzes Verhalten, daß eine Farbe ihnen um so angenehmer ist, je näher sie im Spektrum an das langwellige rote Ende sich anschließt.

Seitdem sind augenlose Geschöpfe aus allen Gattungen des Tierreichs, von den einzelligen Protozoen bis zu den blinden höhlenbewohnenden Wirbeltieren, auf ihre Farbenempfindlichkeit untersucht worden. Wenn auch ein allgemeines Gesetz sich nicht wollte finden lassen, machte man doch die Erfahrung, daß so wie die Regenwürmer sich fast alle sehr lichtscheuen Organismen verhalten, während die augenlosen Formen, die das Licht lieben, umgekehrt eine Neigung für Blau und Violett an den Tag legen. Andere wieder, zu denen hauptsächlich die Tiefseeformen gehören, ziehen das chemisch überaus wirksame Ultraviolett allen andern Lichtarten vor. Natürlich kann mit Fug und Recht von „Farbenempfindung" im optischen Sinn in allen diesen Fällen nicht mehr gesprochen werden. Es ist eher ein „Farbenfühlen", und wir werden uns vorzustellen haben, daß sie mit ihrer Haut die Farben



ähnlich wahrnehmen wie wir die Wärme oder die Kälte, die uns umgibt. Wenn es somit ausgeschlossen erscheint, daß augenlose Tiere einen roten Gegenstand von einem blauen wirklich als rot unterscheiden können, so dürften die von den Farben ausgehenden Hautreize doch geeignet sein, in den Tieren Lust- beziehungsweise Unlustempfindungen von bald stärkerer, bald geringerer Intensität auszulösen, und die Geschöpfe so über die Beschaffenheit ihrer Umgebung aufzuklären. Dem Unangenehmen gehen die Tiere dann aus dem Weg.

Wie man in Japan reist.

Von Dr. Fritz Wertheimer. — Hierzu 13 photographische Aufnahmen.

Das schönste Reisen ist auch im Lande des Mikado wie allüberall das Wandern. Wenn man so mit leichtem Ränzel durch das Land zieht, bergauf und bergab durch lange, kühle Bergwälder und über kahle Felsrücken, dann lernt man erst die wirkliche Schönheit dieses Landes kennen. Man sieht fruchtbare Felder, nutzbare Wälder, und auch aus dem Innern der Erde schöpft menschliche Kunst Schätze und Mineralien. Ueber allem aber liegt ein Zauber unendlicher Schönheit, fremd zwar der Lieblichkeit unserer Heimat, aber von ganz eigenem Reiz. Da fällt der Blick in Täler, die wie große Riesenreisfelder ausschauen, in denen aber bei näherem Zusehen die geschwungenen Linien der Grenzpfade jedes einzelnen kleinen Feldes und die vielen Tausende von Bächlein eines kunstvollen Bewässerungsystems sichtbar werden. Er ruht auf den leichten, luftigen Holzhüttchen, die man hier Häuser nennt, auf geschwungenen Tempeldächern. Man hat fast immer Gesellschaft auf solchen Touren. Der Japaner ist wanderlustig wie fast kein anderes Volk, und er liebt die Schönheiten seiner Gegend. Meist sind es fröhliche Studenten und Schüler, denen ein Minimum von Gepäck, in ein Tuch eingeschlagen, für ganze Wochen reicht und eine leichte Last bildet. Ueber Nacht trocknet ja im schönen Sommer alle Wäsche, und das Schuhzeug ist im kleinsten Nest zu haben. Das besteht nämlich bei solchen Wanderungen nicht aus den schwerfällig klappernden Holzschuhen oder gar aus den unbequemen modernen europäischen Schuhen, nein, es sind Strohsandalen mit einfachem Strohstrick festgebunden und, wenn sie durchgelaufen sind, für wenige Sen zu erneuern. Die Socken mit dem eingewebten Zehen für den großen Zehen trägt man dann nicht, denn solche „Tabis" sind nur für die Stadt. Und außer dem leichten Kimono, den beim Schüler oft die kleidsame Uniform seiner Schule ersetzt, und dem Strohhut gibt es dann nichts. Mit wenig Geld wandert man so wochenlang. Große Lust zum Tragen eines schweren Rucksacks in heißer Sommerzeit hat man auch nicht. Da findet sich denn immer ein japanischer Kuli, der, zäh und kräftig, staunenswert große Lasten billig ganze Tage lang schleppt. Allerdings sind es ja nicht viele Europäer, die so reisen. Die Europäerin kann sich auch nicht gleich ihrer japanischen Kollegin, eng zusammengekauert, in den Kago genannten Tragkorb legen, den zwei oder vier Kulis am langen Bambusstab über schwierige Pässe oder auch durch die Wälder tragen, während das Mannsvolk zu Fuß läuft. Daß Kinder und Frauen auf diese Weise bequem, wenn auch nicht so billig befördert werden können, erleichtert es sehr, zu manchen schönen Punkten und Bädern auch mit der Familie zu kommen, die ganze Tagereisen von der Eisenbahn abliegen.

Das Hauptverkehrsmittel bei allen Reisen in Japan neben den eigenen Füßen ist die Rickscha. Da ja die Straßen nicht aus Asphalt sind und die Steine ebensowenig dem Wagen ausweichen wie meist die Kulis den Steinen, gibt es da allerdings Stöße und Erschütterungen, und wenn man mit den zusammengekauerten Beinen einige Stunden in dem engen Kasten des Zweiräderkarrens gesessen hat, weiß man auch, was man geleistet hat, aber die Hauptsache ist, man kommt rasch vorwärts. Die Kulis kennen ihren Wagen und sind meist außerordentlich geschickt im Lenken und Ausweichen. So geht es manchmal ganze Tagereisen, und man erledigt eine erkleckliche Anzahl von Meilen in dem Gefährt, das den Vorteil hat, bei schönem Wetter prachtvoll den Blick auf die Gegend zu ermöglichen, und dabei, wenn es regnet, fast wasserdicht geschlossen werden kann, indem es mit Wachstüchern geradezu verbarrikadiert wird.

Nicht immer hat man es so bequem. Im nördlichen Hokkaido z. B. gibt es keine Rickschas mehr, wenn man aus den Hauptstädten herauskommt, und selbst, wenn es welche gäbe, hätten sie keinen Zweck, weil gar keine Straßen dafür da sind. Da heißt es dann auf dem Pferderücken die Urwälder zu durchkreuzen, meist mit einem zweiten Pferd für das Gepäck, auf das dann noch der Führer klettert. So geht es von Pferdefarm zu Pferdefarm. Denn viel mehr existiert im Landinnern nicht, und da die Bauernhäuser meist selbst kaum den reichen Kindersegen einer japanischen Familie beherbergen können, muß man auch in solchen Pferdefarmen kümmerlich übernachten, nicht nur in Gesellschaft zahlreicher zweibeiniger Schlafkollegen, sondern manchmal auch mit hüpfenden, springenden, geflügelten und vierbeinigen. Aber die Art des Reisens ist immer noch bequemer, als auf einer „Bascha" zu sitzen, die ein müder Gaul jämmerlich langsam zieht, oder gar auf einem Ochsenkarren, der drüben in Korea die einzige Hilfe bedeutet. Wenn man Glück hat, gibt es dann auch mal einen alten Kasten, der sich stolz Droschke nennt, der vor Jahren als gänzlich unbrauchbar die Stadt verlassen und jetzt noch auf Jahre hinaus den Verkehr vom Innern zur Eisenbahnstation oder auch als Vorläufer einer künftigen elektrischen Bahn den Verkehr zum nächsten Hafen vermittelt. Denn es ist natürlich, daß beim Reisen durch ein Reich von ein paar hundert Inseln auch der Dampfer eine große Rolle spielt. Nicht immer die beste. Wenn man schon das Einbooten durch die starke Brandung hindurch in einem Boot, das fünfzig Menschen faßt, und in dem hundert sind, überlebt hat und glücklich auf dem draußen schwankenden Dampfboot sitzt, dann kann man noch gratis und franko eine Schaukelpartie erleben. Aber was tut's? Der Europäer vertraut ja solchen Beherrschern des Meeres sich nur an, wenn er gar nicht anders kann, und der Japaner kauert sich halt hin und wird mit stoischem Mut seekrank. Nur auf der

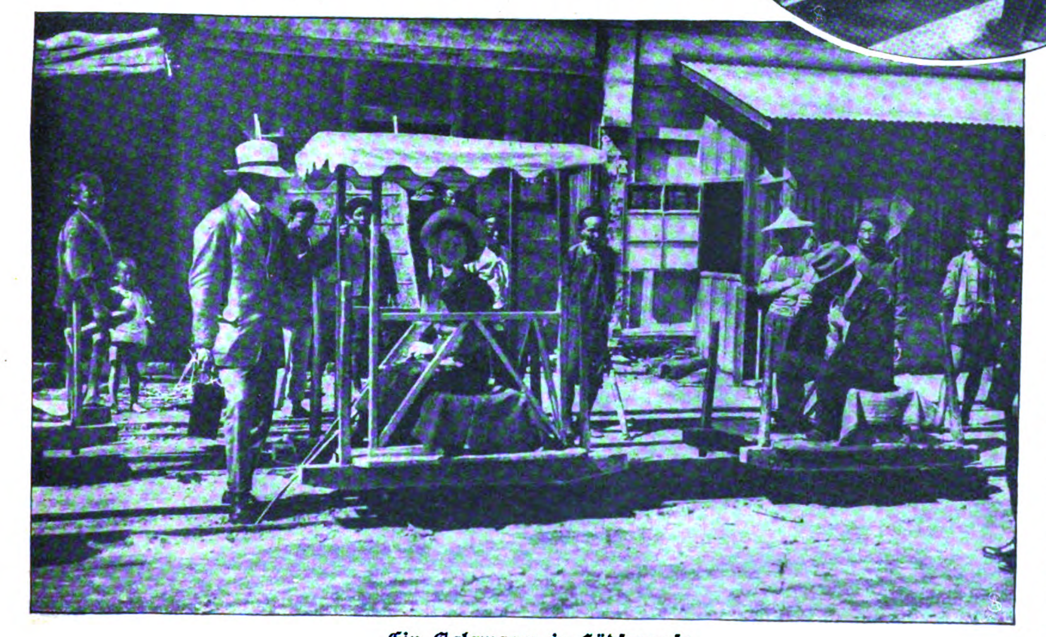


Ein Waschständer auf einer japanischen Eisenbahnstation.

stillen ruhigen Inlandsee gehört die Fahrt im kleinsten Dampferchen zwischen Hunderten von Inseln hindurch, die gar kein großer Dampfer wagen kann, zu den schönsten Reisen in Japan. — Das wichtigste Reisemittel bleibt auch hier die Eisenbahn. Ihr Charakteristikum ist in Japan: sie ist immer überfüllt. Das Volk hat eine solche Reiselust, und die Fahrten sind so billig, daß eben alles reist. Und da der Japaner vor allem auf der Fahrt zu essen wünscht, bringt er ganze Körbe an Eßwaren und Obst mit. Daneben kauft er für wenige Sen auf jeder Station

Eine kleine Erfrischung.

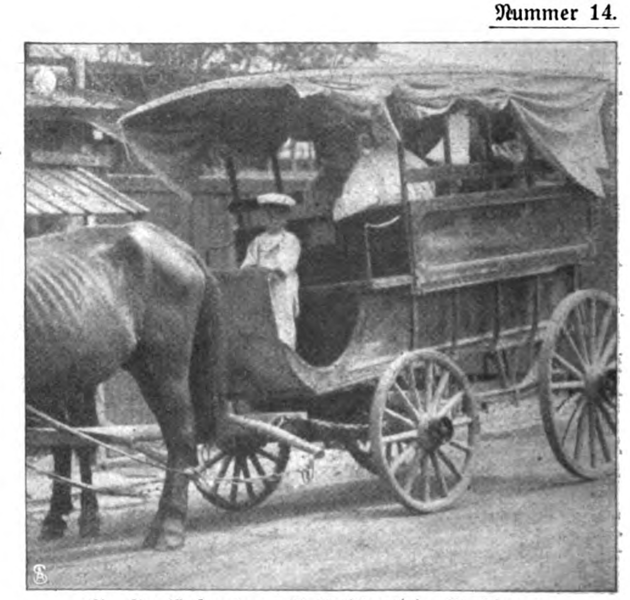
sein suiji bento, scharfes, getrocknetes Fischzeug und Gemüse mit viel Reis in kleinen, netten Holzkästchen, wobei er die Eßstäbchen und den Zahnstocher, das geliebte Möbel, gleich mitgeliefert bekommt, oder ringo, Aepfel, mochi, Kakes, kasamone, eine Art Sake, oder Limonade, Bier und Selterwasser. Manchmal gibt es auch schon kleine Fläschchen mit Milch oder Sandwiches,



Ein Galawagen in Südformosa.



Ein Dorfwirtshaus in Hokkaido.



Ein Vorläufer der „Elektrischen" in Nordjapan.

immer aber gibt es Tabak und Zigaretten sowie Zeitungen. Und in heißer Sommerzeit erscheint auch ein Händler mit gewöhnlichem Eis und findet viel Zuspruch. Man kühlt sich seine Flaschen damit oder läßt es auch nur auf der Zunge zergehen. Auf allen Stationen steht auch das große Wasserfaß, vor dem sich die Menge drängt, um kühles Wasser zu trinken oder sich die Hände zu waschen, und auf den großen Knotenpunkten gibt es auf den Bahnsteigen ganze Waschständer, die in der heißen Zeit stets dicht umlagert sind. Der Europäer hat vom Fahren selbst wenig Genuß. Es gibt nämlich auf der Schmalspur keine Wagen mit Einzelabteilen, sondern im Wagen läuft die Sitzbank zu beiden Seiten, und die Insassen sind eine große Familie. Da geht es denn auch recht familiär zu. Hier nährt eine Mutter ihr Kind, dort entkleidet sich coram publico ein Japaner, der im eleganten Europäerdreß erschien und jetzt sich in einen Kimonomann verwandelt. Da spielen die Kinder, und dort raufen sie sich, und alles, was erwachsen ist, raucht.



Ein Pferd mit japanischem Sattel im Norden.

Der „Droschkenhalteplatz“ vor einer größeren Station.

Nebenstehend: Die japanische Rickscha.

Ein Tragstuhl für Bergtouren in Japan.

Beim Reisen in Japan darf man die Hotels nicht vergessen. Nicht die europäischen Hotels, die an Preisen und Luxus alles zu übertreffen suchen, sondern die, auf die man im Innern angewiesen ist, sind japanischer Natur. Da muß man unten fein säuberlich die Stiefel ausziehen, um die schönen Tadamis, die Strohmatten, nicht zu beschmutzen, und droben gibt es meist schöne, helle, luftige Räume, aber oft auch nur rein japanisches Essen, das nicht nach jedermanns Geschmack ist. Dagegen bedienen einen wiederum liebliche kleine Nesans, gefällige zierliche und stets willige Dienerinnen. Es gibt keine Betten, sondern nur auf dem Boden ausgestreckte, dicke Decken, auf denen man liegt, aber wenn man das Zauberwort „mo stutz" (noch eine mehr) genügend oft zum höllischen Gelächter seiner Nesans angewandt hat oder auch durch Ausmessen klargemacht hat, daß zwei Reihen aneinander geschoben werden müssen, weil man für eine zu lang sei, dann ruht sich's gut, vorausgesetzt, daß der nie zu vergessende kleine Schutzwall von Insektenpulver wirklich auch hilft. Im Sommer lebt sich's im japanischen Hotel ganz gut, aber im Winter, wenn es keine Oefen, sondern nur die kleinen, ungenügenden, mit Holzkohlen gefüllten Hibaschis gibt, die die Hände wärmen, während die Füße langsam erfrieren, ist es sehr kalt. Doch im Winter reist ja nur, wer muß. Da zieht der Japaner den Kimono an, der, mit Watte dick gefüttert, ein wirklich wohliges Gewand ist, und in Eisenbahn und Hotel nimmt er sich einen solchen Berg von Decken mit, daß er darunter ganz verschwindet.

Chinesischer Tragkorb in Nordformosa.

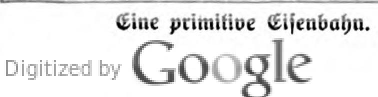


Eine primitive Eisenbahn.

Japanischer Ortsanzeiger.



Fruchthändler auf einer Bahnstation.





Ein Blick in die Hauptküche.

In der Hotelküche.

Von Eugen Brunfaut.

Hierzu 6 Spezialaufnahmen für die „Woche".

Daß sich der gute Ruf Berlins als Metropole Deutschlands und als Weltstadt immer mehr und mehr verbreitet hat, gebührt nicht zum wenigsten den großen Hotelbetrieben, die sich gerade in den letzten Jahren in unserer Residenzstadt entfaltet haben. Schon in den siebziger Jahren gab es in Berlin Hotelbetriebe, die in Anbetracht der damaligen Zeit auf hoher Stufe standen, was die Annehmlichkeit und Verpflegung der Reisenden anbetraf. Einen bedeutenden Um- und Aufschwung nahm das Hotelwesen, als im Jahre 1874 ein neues großes Hotel seine Pforten öffnete und in allem, was Neuheiten an Komfort sowie echt französische Küche betraf, die alten Berliner Hotels gewissermaßen in den Schatten zu stellen suchte.

Schnell verbreitete sich der Ruf dieses Grand-Hotels in der ganzen Welt, und es war deshalb selbstverständlich, daß, wenn deutsche oder exotische Fürstlichkeiten unsere Hauptstadt besuchten, sie Aufenthalt in diesem ersten Hause nahmen.

Mit dem schnellen Aufschwung Berlins nahmen naturgemäß auch die Anforderungen an Bequemlichkeit von seiten der internationalen Reisenden immer mehr zu, und es stellte sich schließlich das Bedürfnis heraus, durch Erbauung großer Hotelbetriebe den Ansprüchen der in Berlin weilenden Fremden zu genügen. Nun ist es aber eine alte Erfahrung, daß nicht nur Bequemlichkeit den zugereisten Fremden dazu zwingt, immer wieder an die gastliche Stätte zurückzukehren, es ist besonders die gute Zubereitung der Speisen, d. h. die gediegene Kochart, die den guten Ruf des Hauses sichert. Die jetzt bestehenden Hotels und ihre Leiter lassen es sich angelegen sein, ihre Küche auf die hervorragendste Stufe zu stellen, und in ihrer großen Erfahrung treffen sie das Richtige, wenn sie Küchenleiter und Köche anstellen, die den Ruf als Kochkünstler mit Recht führen.

Mit der Erlaubnis des Küchenmeisters und Küchenleiters betritt man durch einen Gang die Küche. Schon nach einigen Worten mit dem Leiter empfindet man, daß man es hier mit einem ersten Fachmann zu tun hat, der mit Recht als regierender Herr für den Küchenrayon gewählt wurde. Zu einer solchen Stellung gehört denn auch ein vielseitiges Talent. Deshalb sind auch diese Küchenmeister und -leiter, obwohl echte Deutsche, gewissermaßen international schon dadurch, daß sie sich ihre Kenntnisse durch lange Jahre in den ersten Betrieben Frankreichs, Englands, in der französischen Schweiz, in Kairo usw. erworben haben. Weiter sind sie in der glücklichen Lage, allen kulinarischen Ansprüchen der Neuzeit gerecht zu werden; natürlich sind sie auch sehr sprachgewandt und beherrschen mehrere fremde Sprachen.

Die Hauptküche stellt sich als ein großer Raum dar, in dem zwei mächtige Kochherde sowie die für größere Essen bestimmten weiteren Kochapparate untergebracht sind. Unwillkürlich überrascht einen die große Anzahl

von Köchen, die hier arbeiten, und der reiche Schatz an Kupfergeschirr, denn in diesen Betrieben wird ausschließlich in Kupfer gekocht. Außer den beiden großen Kochmaschinen befinden sich je vier große Bratöfen in diesem Raum; man kann zu gleicher Zeit in jedem einzelnen 15 bis 20 Poularden braten. Außerdem sieht man hier die neuesten Anschaffungen, wie den Grillapparat sowie den Flambeau, der dazu dient, einzelne Speisen, die in gebackenem Zustand serviert werden, mit einer Oberhitze goldgelb abzubacken. Eigentümlich mutet auch die große Ruhe an, die hier trotz intensiver Tätigkeit herrscht. Man hört nichts weiter als die Ordern des stellvertretenden Küchenleiters, der die Bestellung von dem Saalkellner entgegennimmt und an das ihm unterstellte Küchenpersonal weitergibt. Verweilt man länger in diesem Raum, so erkennt man, daß nur die feinsten Delikatessen an Kochkunst in saubersten Ausführung nach altem französischem Muster hier zur Ausgabe gelangen.

Um die Speisen in heißen Zustand dem Gast vorsetzen zu können, sind Vorkehrungen getroffen, daß die bereits angerichtete Speise auf der Platte so lange heiß bleibt, bis sie der betreffende Kellner empfängt. In einem anderen Raum, dem sogenannten Gardemanger, werden sämtliche Vorbereitungen für die große Küche getroffen. Außerdem werden hier die kalten Schüsseln für große Büfette angerichtet und fertiggestellt. Die künstlerische und saubere Arbeit, die gerade bei den kalten Büfetten für große Festlichkeiten geleistet wird, läßt sich kaum eingehend schildern. Im gleichen Raum befinden sich auch große, mit Glas abgeschlossene Kühlräume, in denen die einzelnen Rohprodukte und auch die fertiggestellten Schüsseln so lange kühl aufbewahrt werden, bis man sie zum Gebrauch benötigt. Gegenüber dieser kalten Küche sehen wir die Kaffeeküche, die für sich gewissermaßen einen eigenen Betrieb bedeutet, und in der sämtliche Frühstücksgetränke



In der Fischküche.

Frischer Riesenspargel.



In der kalten Küche.



Die Saalkellner nehmen die fertigen Speisen in Empfang.



wie Tee, Kaffee, Schokolade und Kakao, hergestellt werden. Man kommt nun in einen andern Raum, die sogenannte Patisserie. Hier sieht man wahre Wunderwerke von Zuckerarbeiten, z. B. einen aus Zucker hergestellten und mit Zuckerrosen und Blättern vollständig garnierten Damenhut. Er ist so exakt gearbeitet, daß man erst nach längerer Zeit erkennt, daß man es hier mit einer Nachahmung aus Zucker zu tun hat. In einem weiteren Raum sind vier Köche damit beschäftigt, Fische so weit vorzuarbeiten, daß sie in der großen Küche fertiggestellt werden können. Daß es in diesen Betrieben auch die auserlesensten Gemüsedelikatessen gibt, geht schon daraus hervor, daß man bereits im Januar und Februar frischen Riesenstangenspargel, frische Champignons und anderes mehr verarbeitet.

Kunstwerke aus Zuckerwerk in der Patisserie.

Komm, laß uns stille wandern, liebste Seele! ...

Komm, laß uns stille wandern, liebste Seele!
Wirf alle Schwere ab, Geliebte, du!
Laß uns handein durch weite Wälder pilgern,
wo jeder Herzschlag eng zum andern drängt
und fühlend, eins wir zwei in jedem Hauch,
zum gleichen Ziel hinstreben die Gedanken,
wenn leise Träume mit den Wolkenschiffen,
den blauumwogten, in die Fernen ziehen.
Dort, wo im hellen Licht der Wald sich dehnt,
wo sanfte Halden, moosverbrämte Hänge,
ihr Bild im Strome lächelnd widerspiegeln,
wo wogend Wipfel auf zur Höhe ragen
wie Inseln, die ins Himmelsmeer gebettet,
wo frei die starken Stürme jubelnd rauschen
und Abendwinde säuselnd Lieder singen,
ward unsern Seelen immer noch ein Raum —
ein Raum, durch den sie, erdenlosgelöst,
auf ihrer Sehnsucht Schwingen sich erheben.
Dort liegt sie weit, die Welt der trüben Tage,
weit ab — wohl wie ein stummes fernes Grab —
und unser Leben, aller Fesseln bar,
ist nur ein einsamstill Erinnern noch,
durch das Musik mit leisen Wellen tönt,
durch das die Schönheit, leuchtend ihrer Tiefe,
so wunderbare Harmonien flicht ...
Komm, laß uns stille wandern, liebste Seele!

Wilhelm Conrad Gomoll.



Die Andere.

Erzählung von Klara Prieß.

Der kleine Seebohm hatte Glück gehabt — sehr viel mehr Glück als Verstand. Als er nach vierzehn Semestern sogenannten juristischen Studiums mit seinem väterlichen Erbteil vollständig fertig war und obendrein einen Posten Schulden gemacht hatte, verunglückte seines Vaters Bruder auf der Jagd und hinterließ dem ahnungslosen Neffen ein Rittergut und ein nettes Stück Bargeld.

Ein halbes Jahr darauf bekam ich einen Brief von dem Kleinen, in dem er mich herzlich einlud, ihn auf seinen Territorien zu besuchen — denn er langweile sich sträflich, und das wohlhabende Leben habe auch seine Schattenseiten. Sein Gut läge da in einer ganz gottverlassenen Ecke des dunklen Erdteils Mecklenburg, und kein vernünftiger Umgang sei in der Nähe aufzutreiben. Unser alter Verbindungsbruder Janus, der im nächsten Nest Oberlehrer spiele, wäre auch ein ganz steifleinener, jammervoller Kerl geworden, wovon ich mich bei Gelegenheit meines Besuchs überzeugen könnte.

Ich richtete meine Sommerreise so ein, daß ich zum Schluß in jenem gesegneten Winkel Mecklenburgs landete. Wie eine Maus im Mehltopf saß da der kleine Seebohm zwischen seinen Kuhställen und Weizenfeldern. Kein Wunder, daß er schon einen verdorbenen Magen und Anwandlungen von Weltschmerz hatte.

Diese Stimmung warf ihren Schatten auch auf den sogenannten fidelen Abend, zu dem wir Dr. Janus eingeladen hatten. Vielleicht lag auch die Schuld nur an Janus, der wie ein steinerner Gast bei dem üppigen Abendessen mir gegenüber saß. Sonderbar verändert fand ich den Mann und vor der Zeit alt geworden. In seinen Augen war da etwas Unruhiges, Gequältes, Müdes. Ich hatte den jungen Janus in so frischer, guter Erinnerung. Er sah damals aus, als ob er vom Leben und von sich selbst besonders viel erwartete, und wir alle taten's im stillen für ihn und mit ihm. Er galt auch als Mathematiker für besonders tüchtig, und eine Professur schien ihm auf die Dauer sicher. Vor drei Jahren, nach dem Tode seiner jungen Frau, hatte er plötzlich einen Strich durch all diese Lebenspläne gemacht und die Oberlehrerstelle in dem mecklenburgischen Landstädtchen angenommen, warum wußte niemand. Von seinem Schicksal und seinem eigentlichen Leben wagten wir auch an diesem Abend nicht zu sprechen — er fragte auch nicht nach dem unsern. So schleppte die Unterhaltung sich weiter über allerlei Unpersönliches, Gesuchtes, auch als wir nach Tisch in dem gemütlichen Herrenzimmer bei der Sektbowle zusammensaßen, bis diese Bowle ihre Wirkung an dem kleinen Seebohm tat und er uns seine Not klagte. Natürlich waren es Liebesgeschichten, die ihm viel zu schaffen machten, seit die Schulden ihn nicht mehr plagten. Er hatte da eine Studentenliebe, die wir beide kannten, ein nettes, vernünftiges Mädel. Aber sie war nicht mehr die Jüngste und stammte aus ziemlich kleinbürgerlichen Verhältnissen — wenigstens fand Seebohm das, seit er Rittergutsbesitzer geworden war. Aber sie sei so anhänglich, erzählte er uns, und so unangenehm treu. Und sie hätte allerlei für ihn getan, als es ihm noch miserabel ging — und im Grunde wäre natürlich gar nichts gegen sie einzuwenden. Aber er fände es doch dumm, daß er sich so halbwegs gebunden habe. Da sei z. B. die Tochter auf dem Nachbargut, vornehme Sache das, sein Gut sei die reine Klitsche dagegen. „Und wie das Mädel zu Pferd sitzt — rassig, sag ich euch. Ich hab auch die Idee, daß da wohl anzubändeln wäre, und man verbesserte dadurch doch gewissermaßen seine Position, seine Familie und hat doch auch in dieser Beziehung sozusagen Pflichten.“

Der kleine Seebohm war wirklich Streber geworden, seit er Geld hatte. Als ich über diese Entdeckung recht herzlich lachen wollte, sah ich, wie Janus mit seinen traurigen Augen den Kleinen ansah und ihm dann die Hand auf den Arm legte — eine weiße, hagere Hand, müde und nervös wie der ganze Mann. Am Ringfinger saßen drei Ringe, zwei schlichte Traureifen und ein kostbarer Rubinring von alter, zierlicher Arbeit, wie ihn sonst nur Frauen tragen, der an dieser Hand sonderbar anmutete.

„Nimm die andre, die erste, die treue“, sagte Janus. „Sie lassen uns doch nicht los, wenn sie einmal ihr Herz an uns gehängt haben. Es hilft nichts, dagegen anzuwollen.“

Wir sahen ihn beide verwundert an. Es war da etwas Seltsames in seinem Ton und Ausdruck.

„Aber wenn mir das Mädel nebenan doch eigentlich besser gefällt — und es überdies vorteilhafter für meine Zukunft ist —“ sagte Seebohm in dem Ton eines verzogenen Kindes, den er sich jetzt manchmal leistete.

„Vorteilhafter für deine Zukunft? — Ich will dir eine Geschichte erzählen. Meine Geschichte“, sagte Janus.

„Du kannst dann nachher tun und lassen, was du willst. Damals fing's an, als ich mich nach meiner Doktorarbeit so recht auf der Höhe des Lebens fühlte und Glück und Zukunft fest in der Tasche zu haben glaubte. Ihr habt mich ja in dem Zustand gekannt und wißt, wie unausstehlich ich gewesen bin.

„Damals fing ich auch an, mich für meinen Stammbaum und meine Vorfahren zu interessieren — man tut das ja immer, wenn man sich wichtig vorkommt. Es gab da eine Familientradition bei uns, wonach unser Urahn aus Schleswig-Holstein stammte und dort Präzeptor in adligem Haus gewesen ist. Heimlich und bei Nacht war er dort entflohen und mit ihm die schöne Ebba Poggwisch, seines Brotherrn Tochter, die dann unseres Geschlechtes Stammutter wurde. Oben an der Dänengrenze liegt das Schloß, wo sich dies zugetragen haben soll, und ich beschloß, meinen Ferienurlaub zu benutzen, um dort an Ort und Stelle Nachforschungen anzustellen. Um's gleich zu sagen, ich hab auch dort nichts Urkundliches gefunden. Ein Fetzen Wahrheit mag immerhin an der Geschichte sein, aber die Sache ist mir gleichgültig geworden. Was soll's auch für mich?

„Und Kinder, für die es sich lohnte, danach zu suchen, werde ich nie haben.“

„Aber erlaube mal,“ rief der kleine Seebohm dazwischen, „sei doch etwas vorsichtiger mit deinen Behauptungen. Deine Trauer um deine verstorbene Frau in Ehren — aber du wirst schon eines Tages wieder heiraten und Kinder genug in die Welt setzen.“

„Wenn du mich zu Ende sprechen läßt, wirst du mich verstehen, daß ich nicht wieder heiraten kann", sagte Janus, immer in der gleichen, ernsthaften, stillen Art. „Uebrigens hat die Trauer um meine verstorbene Frau gar nichts damit zu tun — die andere ist schuld daran. Und eben auf jener Reise hab ich meines Lebens Schicksal gefunden. Es war ein weites Reisen damals von Süddeutschland herauf. Zuletzt mußte ich den Bummelzug nehmen, der an jeder elenden Station hielt, und dann ging's noch stundenweit im Wagen über die jütische Heide. Wo die Heide Platz für ein paar Aecker und Wiesen ließ, lag das Dorf, die weiße Kirche mit dem dicken, stumpfen Turm zwischen zerstreuten Gehöften, seitab ragte ein hoher Fachwerkbau mit dunklen Dächern über grüne Bäume.

„Die Leute im Dorfkrug waren schweigsam und unfreundlich. Das Herrenhaus stände seit Jahren leer. Der Besitzer lebe im Süden und habe die Landwirtschaft verpachtet. Der Schlüssel sei wohl beim Pfarrer zu haben.

„So ging ich ins Pfarrhaus. Das lag bescheiden und bäurisch halbversteckt hinter der Kirche. Der Pfarrer war über Land gefahren, aber seine Tochter gab mir willig Auskunft. Sie wußte, daß im Dorf noch das Gerede von jener Ebba Poggwisch ginge, und sie selbst hieße Ebba — ihre verstorbene Mutter habe sie so genannt. Daß da Urkundliches zu finden sei, glaube sie kaum, es sei öfter Kriegsnot und Feuersnot im Dorf und Schloß gewesen und alles vernichtet und verschleppt worden.

„Sie holte die Schlüssel und führte mich auf einem grünen stillen Weg zu jenem hochgiebligen Fachwerkbau. Es war eine Wasserburg, die Reste von Brücken und Gräben waren deutlich zu erkennen. Aber des Pächters Kühe weideten dazwischen in dem hohen Gras, das überall aufgeschossen war, und die Totenstille des Verfalls lag über dem alten Haus.

„Ebba schloß die schwere Haustür auf und dann die lange Reihe der Zimmer, die sich in leerer Einförmigkeit durch die Geschosse streckten. Wie sie so vor mir herging, Türen öffnete und Läden aufstieß, sah ich, daß sie hochgewachsen war und den Kopf anmutig trug, und daß Schönheit in ihrem Gang war. Ich merkte auch, daß ihre dunkeln Augen mich suchten, als ich abends als Gast ihres Vaters im Pfarrhaus ihr gegenüber saß. Aber ich achtete das wenig. Es war mir nichts Ungewohntes, daß die Mädchen sich nach mir umsahn, und ich war viel zu sehr mit mir selbst beschäftigt, um es wichtig zu nehmen. Sonst weiß ich nicht viel mehr aus jenen Tagen, nur daß Ebba einmal von der großen Einsamkeit sprach, und daß ihr Leben sehr leer geworden sei, seit ihre kleine Schwester, die sie vorher unterrichtet habe, in der Stadt wohne und dort die Schule besuche.

„Das ist alles. Es ist mir wichtig genug geworden, und ich hab Zeit genug gehabt, darüber nachzudenken. Und alles, was mir zu der Zeit wichtig schien, hab ich drüber vergessen.

„So vergingen ein paar Jahre.

„Aeußerlich geriet mir alles nach Wunsch. Ich kam als Privatdozent nach Berlin und hatte allen Grund, weiter an Glück und Zukunft zu glauben. Nur daß da eine ewige Unruhe in mir war und eine Sehnsucht, die mich nicht schlafen ließ, und deren Grund und Ziel ich doch nicht finden konnte. Zuletzt ist's so schlimm geworden, daß ich von einem Doktor zum andern gegangen bin. Ein Nervenspezialist hat mir dann einmal gesagt, es würde schon gut werden, wenn ich erst verheiratet wäre. Just um die Zeit traf ich bei Bekannten ein Mädchen, ein liebes, junges Ding, das mir gleich gefiel. Ich hatte nicht auf den Namen geachtet. Als ich am Abend neben ihr saß, erfuhr ich, daß sie aus dem Heidedorf stammte und des Pfarrers andere Tochter war, die Jüngste, die damals in der Stadt lebte.

„Man hatte sie wieder von daheim fortgeschickt, weil ein schweres Schicksal über dem Haus lag und ihr Jugend und Frohsinn nahm. Ebba war vor einem Jahr gestorben. Sie hatte länger gekränkelt an einem Lungenübel und sollte im Süden Heilung suchen. In der Nacht vor dem zur Abreise bestimmten Tag starb sie jäh an einem Blutsturz.

„Der Kleinen kamen die bittern Tränen, als sie von dem Leid daheim sprach. Es zog uns zusammen. Unsere Freunde taten das übrige, und ein paar Wochen darauf waren wir Brautleute.

„Ich sah das Heidedorf wieder, als ich zur Hochzeit fuhr. Eine traurige Hochzeit war's. Der Pfarrer war ein kränklicher stiller Mann geworden. Er hatte Ebbas Zimmer gleich nach dem Begräbnis abgeschlossen, und kein Mensch durfte es betreten.

„Es war, als ob ihr Sarg noch dort stände. Wir gingen alle wie auf Zehenspitzen im Haus umher. Daß ich in den Tagen viel an Ebba denken mußte, schien mir natürlich — ein anderes ist mir als wunderlich in der Erinnerung geblieben. Ich hatte mir die Schlüssel geben lassen und ging allein durch das alte Herrenhaus. Ueber die Diele, die Treppe hinauf, und in jedem Zimmer war's, als ob jemand vor mir herginge. Ich kann nicht sagen, daß ich sie sah oder hörte, aber ich fühlte und wußte, daß sie um mich war — die andere, die Tote. Und dies Gefühl hab ich mit heimgenommen in unsere junge Ehe herein. Sonst hätte wohl alles gut werden können. Hanna war fröhlich, kindlich, liebevoll. Es war nicht ihre Schuld, daß all die Angst und Sehnsucht in mir nicht zur Ruhe kam. Wieviel sie gemerkt und gelitten hat, weiß ich nicht. Sie hat wohl einmal geklagt und geweint, daß da immer etwas zwischen uns stehe, daß ich nicht genug Liebe und Vertrauen zu ihr fände — aber dann kamen auch wieder hellere Tage, besonders seit sie das Kind erwartete. Auf das Kind haben wir beide gehofft wie auf eine Erlösung. Nur daß Hanna damals körperlich recht elend war und viel Pflege und Schonung nötig hatte. Um die Zeit kam die Nachricht, daß ihr Vater gestorben war, an dem Lungenleiden, das ihm Frau und Tochter genommen hatte. Der Arzt verbot Hanna die Reise, so mußte ich allein zum Begräbnis fahren. Es war ein Jahr nach unserer Hochzeit, als ich wieder ins Heidedorf kam. Hanna hatte mich gebeten, dort gleich alles Nötige anzuordnen und zu bestimmen. Sie wollte auch nach der Geburt des Kindes nicht hinreisen, ihr graute vor all dem Sterben und dem leeren Haus. Alles Gute und Brauchbare an Haushalt sollte ich für sie einpacken lassen, den Rest den Küstersleuten schenken. Mitbringen sollte ich ihr gleich, was sich an Wertsachen, Papieren und Briefen vorfände — sie wollte das alles selbst durchsehen und zum Andenken bewahren.

„Ich wußte, daß es im Pfarrhaus nicht allzuviel zu ordnen und zu erben gab, und hoffte, Hannas Auftrag, so unlieb er mir im Grunde war, schnell und einfach zu erledigen.

„Als ich am Tage nach dem Begräbnis Ebbas Zimmer öffnete, war da alles, wie sie es verlassen



hatte. In dem unverschlossenen Schreibtischfach fand ich einen Brief mit meiner Adresse, geschrieben am Tage vor ihrem Tode, in dem Glauben, daß sie am andern Morgen die weite Reise nach dem Süden antreten und nicht wiederkommen würde. Es war viel Wirres, Fiebriges in dem Brief. Sie wollte Abschied von mir nehmen. Ich sollte erfahren, über Grab und Tod hinaus, daß sie mich liebgehabt hatte mit einer Kraft und Sehnsucht, die nicht unbemerkt und unerwidert zugrunde gehen konnte. ‚Dieser Brief wird in Deine Hände kommen‘, schrieb sie zum Schluß. ‚Und meinen Ring sollen sie Dir geben, den Rubinring von meiner rechten Hand, daß Du ihn zum Andenken tragen mußt.‘

„So kam ihre Botschaft in meine Hände. Und auch den Ring bekam ich. Ich zog ihn von Hannas Hand, als sie mit unserem toten Kind im Sarge lag. — Das ist die Geschichte. Versteht ihr jetzt, daß mir alle Lust zum Leben und Lieben gründlich vergangen ist?“ —

Neueste Pariser Modenschau.

Hierzu 10 photographische Aufnahmen.

Die diesjährige Frühjahrsmode ist so bunt und vielseitig, daß sich schwer ein Bild von ihr geben läßt. Man muß systematisch vorgehn, will man Uebersicht über das halten, was der Modefrühling bringt.

Phot. Cyéri-Rousseau & Glauth.

1. Gesellschaftstoilette aus blauem Atlas.



Phot. Reutlinger.

2. Morgengewand aus lachsfarbenem Seidenkrepp.

Abb. 2 stellt ein reizendes Morgengewand aus lachsfarbenem Seidenkrepp dar, von dem sich der den breiten Randsaum bildende Streifen aus grauem Atlas vorteilhaft abhebt. Die Manschetten und den Kragenrevers um den kleinen Ausschnitt bildet englische Stickerei auf lichtgrauem Atlas. Für den Ausgang zu einer frühen Besorgung oder um die Mittagstunde tritt an die Stelle der Morgengewänder ein strengliniges Schneiderkleid. Der fußfreie Rock und die halblange, enganliegende, mehr oder weniger an eine russische Bluse erinnernde Jacke sind Bedingung.



Phot. M. Branger.

3. Straßenkleid aus resedagrünem Homespun.

Abb. 3 zeigt uns ein solches Frühpromenadenkostüm aus resedagrünem, d. h. vom Grauen ins Grüne und Gelbe hinüberspielendem Homespun. Der Rock hat vorn einen Schürzeneinsatz aus breiten, voneinander fortstrebenden Falten, um den Rand zwei Blenden des Grundstoffs. Eine Chemisette aus weißem Batist oder Wollenmusselin vervollständigt das Kleid, zu dem der große hellgraugrüne Strohhut wundervoll paßt. Das tabakfarbene Tuchkleid (Abb. 10) ist mit hellbrauner Taftseide garniert. Eine breite Saumblende schließt den glatten und fußfreien Rock ab. Eine andere umrandet ringsherum die bis halbwegs zwischen Knie und Hüften reichende Jacke. Eigenartig sind die glatten, halblangen Aermel, aus denen übergangslos die Chemisetteärmel hervorkommen. Der nicht sehr umfangreiche Strohhut wirkt originell durch die wie ein Paradiesvogelfederstrom nach hinten fegende Strohgarnierung, die, durch einen hellbraunen Taftbanddurchzug vervollständigt, sich links von dem hohen hellbraunen Taftkopf erhebt. Die Toilette auf Abbildung 5, mit dem zwar der jetzigen Schneiderkleidmode entsprechenden fußfreien, aber etwas längeren, weiten, wenngleich glatten Rock, ist ein hübsches Modell der Nachmittagstraßenkleider. Die tressenbesetzte Jacke mit dem hellen Atlaskragen wirkt trotz der Kittelannäherung, in-



4. Nachmittagskleid aus heller Leinenseide.



Phot. Chéri-Rousseau & Glauth.

5. Straßenkleid aus violettem Seidentuch.



Phot. Chéri-Rousseau & Glauth.

6. Besuchskleid aus Seidenvoile mit langer Jacke.



Phot. Reutlinger.

7. Dunkelblaues Samtkleid mit langen Aermeln.



Phot. Chéri-Rousseau & Glauth.

8. Abendtoilette aus grünem Seidenmusselin.



Phot. Reutlinger.

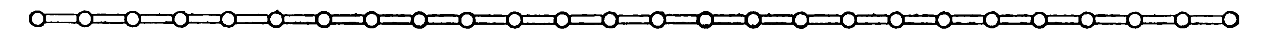
9. Morgenkleid aus dunkelblauem Leinen mit russischer Bluse.
Naturfarbener Strohhut mit Blumengewinde.



Phot. H. Manuel.

10. Tabakfarbenes Tuchkleid mit glattem, fußfreiem Rock.
Halblange Jacke mit glatten Aermeln.

folge des runden tressenbesetzten Gürtels, elegant. Das Kleid ist aus bräunlich violettem, dünnem Seidentuch. Der Kragen aus fliederfarbener Moiréseide. Ein mit der Jacke übereinstimmend gearbeitetes Kleid zeigt Abb. 6; Seidenvoile von sehr dunkler Strohfarbe ist das Material. Das am Rand des seltsam ausgezackten Oberrockes sichtbar werdende Futterkleid ist aus gleichfarbigem Taft. Das leicht dekolletierte Mieder zeigt einen halb runden, halb eckigen Halsausschnitt, von orientalisch gestickter Seidenborte umrandet. Der große, dunkelgelb gefütterte, ecrufarbene Reisstrohhut ist allein von einem Kranz welker Rosen umgeben. Eine lange, eng die Taille umschließende, schräg geschlossene Jacke aus Seidentuch, in der Farbe mit dem Kleid übereinstimmend, vervollständigt dieses Kleid. Sehr ähnlich ist das Genre der Toilette auf Abb. 7. Auch hier der kleine, runde Ausschnitt, das lose Faltige in der Drapierung des dunkelpastellblauen Samts, den eine Passe und kurze Oberärmel von etwas heller nuanciertem Atlas beleben. Sehr hübsch ist das Nachmittagsgewand (Abb. 4). Der Rock hat eine runde, schleppende Form. Originell ist die noch hier und da sichtbar werdende, hier angewendete Erinnerung an die Küraßtaille. Originell auch der doppelgespitzte runde Gürtel aus armenischer Goldstickerei und der kleine Umlegekragen von gefälteltem Batist um den Ausschnitt. Das Kleid selbst ist aus Leinenseide weißlichgelb getönt. Der Abend bringt die dekolletierten Toiletten mehr oder weniger intimer oder offizieller Note. Für kleine Diners im engen Kreis, Vorstellungen in kleinen Theatern usw. eignet sich das Kleid auf Abb. 8. Ueber einem Unterkleid von empiregrünem Taft rieselt das etwas lichter grüne Gewand aus dichtem, besonders starkem Seidenmusselin nieder, einem neuen Stoff, der die Mitte zwischen Musselin und Voile hält. Den kleinen Ausschnitt umgibt außer dem runden Volant ein Streifen weißen Schwanendauns, und ein solcher umgibt auch den spitz nach oben gehenden Abschluß des hohen Miederrockes. Der lose darüberliegende Abendmantel ist aus schwarzem Seidenmusselin mit einem Bolero aus seidengesticktem Liberty, von dem ein Volant, rings um den ganzen Mantel laufend, ausgeht. Offiziell ist die Note der Toilette (Abb. 1). Sevresblauer Atlas bildet das drapierte Gewand, das sich vorn zu beiden Seiten unterhalb der Knie, von den Stickereiblenden zurückgehalten, vorhangartig spaltet. Diese Stickerei ist Tüll mit Jett und Seidenarabesken; sie wiederholt sich am Mieder unter dem schräg drapierten Streifen vorn und im Rücken. Den Ausschnitt umgibt ein blauer Tüllstreifen, mit weißer Seide gestickt. Ein für die Bäder bestimmtes Morgenkleid aus dunkelblauem Leinen mit eingewebten arabeskierten Streifen gibt Abb. 9 wieder. Ein runder Gürtel umschließt die Gestalt unterhalb der Büste und gibt dem lose blusenden, russischen Mieder und dem in vielen Falten herabrieselnden Rock etwas Leckeres, Degagiertes. Auch hier sehen wir den kleinen, von einem Batistkrägelchen umrandeten, so sehr aktuellen Ausschnitt. Der naturfarbene Strohhut ist mit einem vollen Feldblumengewinde geziert, zwischen das sich ein blauer Seidenmusselinschal hineinschmiegt. Klementine.



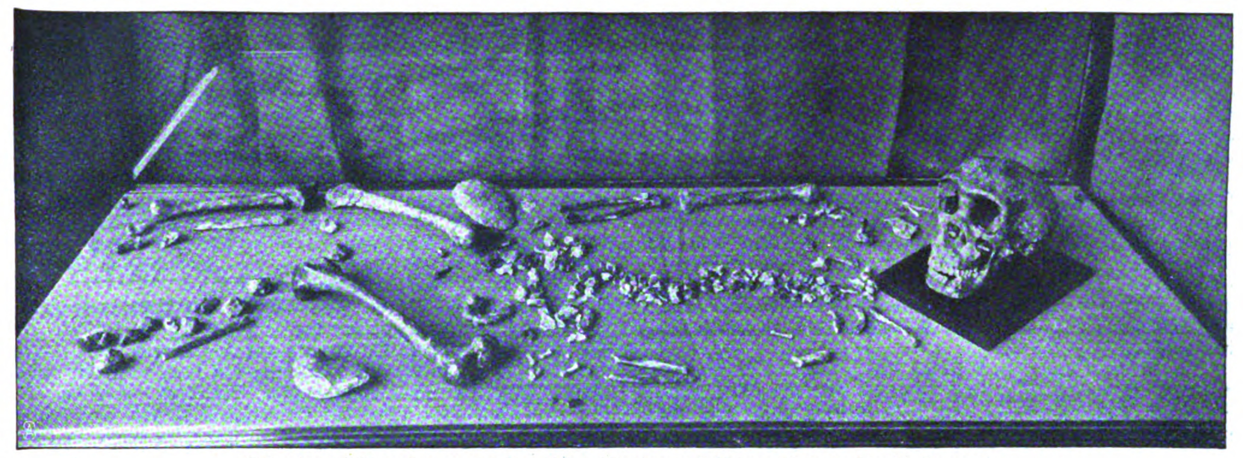
Die Hauserschen Diluvialskelette im Königl. Museum für Völkerkunde.

Von Museumsdirektor Professor Dr. C. Schuchhardt. — Hierzu 3 Aufnahmen.

Den „diluvialen Louvre“, die Kunstkammer der ältesten Steinzeit, nennt man heute vielfach die klassische Höhlengegend Südfrankreichs, wo die Fundstellen sich drängen, die uns mit den frühesten merkwürdigen Kunstleistungen des Menschen bekannt gemacht haben. An den Höhlenwänden wie auf Knochen- und Steingeräten erscheinen Darstellungen vom Mammut und Renntier, vom Pferd, Wisent und selbst vom Menschen in so erstaunlicher Naturbeobachtung, daß sich bei ihrem ersten Auftreten vor einigen Jahrzehnten lebhafter Streit erhob, ob sie überhaupt alt seien. Freilich einem gewöhnlichen Kiselack waren sie nicht zuzutrauen, und eine impressionistische Malerschule gab es damals weder in Paris noch in Berlin. Langsam schärfte sich dann das Auge an den vermehrten Fundstellen. Wie dem Sonntagsspaziergänger im Walde jedes Reh nur ein Reh ist, der Förster sie aber einzeln kennt und nach Jahrgängen auseinanderzuhalten weiß, so geht es auch bei neuen Zweigen der Wissenschaft: eine ständige Beobachtung führt bald zur Unterscheidung und Bestimmung. Aehnliche Höhlenfunde wie in Südfrankreich traten in der Schweiz und in Württemberg auf, besonders am Schweizerbild bei Schaffhausen und nicht weit davon, dem „Keßlerloch“ bei Thayngen. Man achtete mehr und mehr auf die einfachen, unverzierten Feuersteingeräte, die die Kulturschichten durchsetzten, man sah, daß die tiefer liegenden einfacher geformt waren als die höheren, man fand gelegentlich Höhlen, wo nach einer ersten Bewohnung der Platz verlassen war, durch Abbröckelung und Abschwemmung von den Wänden und vom Dach eine sterile Schicht sich über die erste Kultur gelegt hatte, wo dann eine zweite Kultur gefolgt war, wiederum abgedeckt durch eine bloße Naturschicht, und so noch ein drittes und viertes Mal. Man gewann durch solche Beispiele eine klare Stufenleiter für die Abfolge der Kulturschichten und die Entwicklung der Gerätformen, man benannte die einzelnen Stufen nach den Fundorten, wo sie zuerst oder doch am reinsten aufgetreten waren, und man kam so zu der heutigen Erkenntnis, die in großen Zügen besagt: Im Anfang waren die Eolithe, „die Steine der Morgenröte“ aller Kultur, und sie dauerten sehr lange. Es waren Natursteine, nur ausgewählt danach, daß sie bequem in der Hand lagen, und nur an einer Stelle zu einer Schneidefläche oder einer Bohrspitze zugerichtet. Diese Geräte reichen bis in die Tertiärformation zurück. Dann kam man in der Chelles- und Acheulzeit dazu, den Werkzeugen eine ganz bestimmte Form zu geben, und zwar die Mandelform, die nun in verschiedenstem Format, bald als einfacher „Faustkeil“ (Coup de poing), bald auch geschäftet, das Universalinstrument für alle Verrichtungen abgab. In der Moustierschicht wird die Mandelform spitzer, im Aurignac kommt sie ab, und es treten breite und schmale Messer auf mit rundlicher oder spitzer Endigung. Im Solutré werden sie zierlicher; Nadeln und Pfriemen, zum guten Teil aus Knochen, kommen hinzu, und im Magdalénien schließlich entwickelt sich die hohe Kunstfertigkeit in Plastik und Zeichnung, die von Anfang her das Interesse für diese frühen Zeiten erregt hatte.

Damit war gewissermaßen die Umrißzeichnung gegeben, auf der dann das Bild mehr und mehr in Farben ausgeführt werden konnte. Die ältesten geformten Werkzeuge (Acheul) waren von Tierresten einer warmen Zone, dem Urelefanten (Elephas antiquus), der dem heutigen afrikanischen verwandt ist, und dem Rhinozeros Merkii begleitet. Die folgende Moustierschicht zeigte dagegen das durch lange Behaarung gegen Kälte geschützte elefantenartige Mammut (Elephas primigenius) und das Renntier, so daß wir hier in einer Eiszeit uns befinden. Im Aurignac und Solutré kommen noch einige Schwankungen; vom Magdalénien an ist aber ersichtlich jegliche Eiszeit überwunden.

Die menschlichen Werkzeuge, die Tierwelt, das Klima waren damit für die Hauptperioden des Diluviums bestimmt, es fehlte nur der Mensch selbst. Einige Skelettreste von ihm waren wohl an verschiedenen Stellen gefunden, zuerst im Neandertal bei Düsseldorf (1856) ein Schädeldach und zwei Oberschenkel, die nach langem Hin und Her erst durch neue Funde bei Spy in Belgien als eine besondere frühe Rasse anerkannt wurden, die nun nach dem ersten Fundort ihren Namen „Neander-



Diluviales Skelett von Le Moustier (Dordogne) Homo Mousteriensis Hauseri.

taler" erhielt. Spuren dieser Rasse fanden sich dann mehrfach: in Kroatien, in Mähren, in Fankreich, ja in etwas früherer Form auf Java (Pithekanthropus) und bei Heidelberg. Aber immer waren es nur einzelne Bruchstücke, ein Schädeldach oder Kiefer, und wo einmal eine zeitliche Bestimmung durch geologische Schicht gegeben schien, war sie ungenügend beobachtet oder wurde nicht recht geglaubt. Daneben traten im Diluvium auch die Spuren einer andern, feineren Rasse auf, in Cro-Magnon, in Galley-Hill, in Brünn, und diese war offenbar die Trägerin der künstlerischen Magdalénienkultur. Aber ihr Verhältnis zur Neandertaler Rasse wurde nirgend ganz klar, hauptsächlich, weil diese selbst keinen festen Boden hatte. — In alle diese Fragen fällt auf einmal helles Licht, und zwar gleich ein Doppellicht durch die beiden Skelettfunde Hausers im Vezèretal (Dordogne). Otto Hauser, ein Schweizer, von Hause aus Kaufmann, aber durch Lektüre und heimatliche Funde früh für archäologische Forschung begeistert und dann an der Züricher Hochschule unter Heierli fortgebildet, gräbt seit einer Reihe von Jahren an den klassischen Fundplätzen Südfrankreichs und hat 1908 beim Dorfe Le Moustier ein Neandertaler Skelett in einer Acheulschicht gefunden und 1909 bei Combe-Capelle (40 km von Le Moustier entfernt) in dem um zwei Schichten jüngeren Aurignacien ein Skelett des feineren Cro-Magnon-Typus. Das erstere war leider morsch und ist in manchen Teilen bei der Hebung zerfallen, das andere aber war bis zu den letzten Finger- und Fußknöchelchen wunderbar erhalten, geschmückt mit einem Kopfkranz von Seemuscheln (Littorina litorea und Nassa reticulata) und umgeben von einer Fülle von Feuersteinwerkzeugen.



Die Beigaben der diluvialen Skelette.
Rechts: Faustkeil aus der Periode des Acheuléen. Links: Schaber aus der Periode des Aurignacien.

Das erste Skelett hat die Besonderheit, daß es von einem jugendlichen Individuum stammt. Die Weisheitzähne kommen eben heraus, und bei dem prachtvollen Gebiß ist ein 33. Zahn, der linke untere Eckzahn, noch im Kiefer zurückgehalten. Dabei ist aber der Schädel schon voll entwickelt. Er zeigt über riesigen Augenhöhlen deutliche Augenbrauenwülste, ganz flache Stirn und eine merkwürdig lange und weite Ausbauchung nach hinten. Die Kapazität ist auf 1400 Kubikzentimeter festgestellt. Das Kinn springt nicht vor wie bei uns, sondern



Diluviales Skelett von Combe-Capelle bei Montferrand (Périgord) Homo Aurignacensis Hauseri.



zurück wie bei den Affen. Die Armknochen sind merkwürdig kurz und gebogen, die Schenkelknochen von fast rundem Querschnitt und ebenfalls stark gebogen. Und doch ist dies Skelett schon durchaus Mensch: die Eckzähne sind nicht mehr Reißzähne, der Hinterkopf kommt beim Affen niemals vor, und die Struktur der Knochen ist, wie eine Röntgendurchleuchtung gezeigt hat, ebenfalls ganz menschlich.

Der besondere Wert dieses Skeletts liegt, wie Waldeyer betont, darin, daß es uns ein jugendliches Geschöpf vor Augen führt. Solange man nur das Neandertaler Schädeldach hatte, war es verzeihlich, wenn der kritische Virchow sagte, seine Besonderheiten könnten Alters- oder Krankheitserscheinungen (Gicht) sein. Die weiteren Funde haben ihm unrecht gegeben; wenn aber vollends schon im jugendlichen Alter jene Eigentümlichkeiten vorhanden sind, so gehören sie zum Charakter der Rasse.

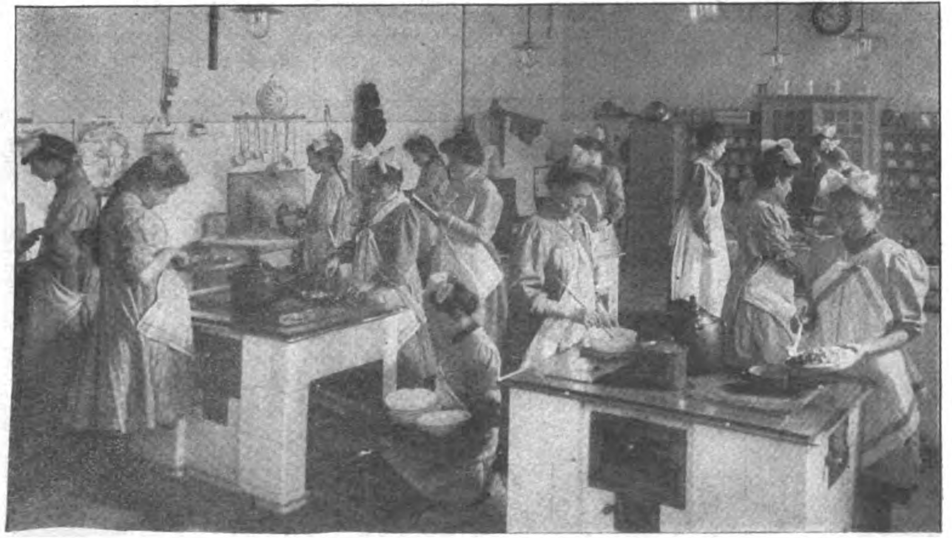
Das zweite Skelett, nach seiner Schicht Homo Aurignacensis genannt, ist in allem anders: zierliche und schlanke Knochen, ein feiner Langschädel mit noch nicht steiler, aber doch stark steigender Stirn, das Kinn länger, noch nicht vor-, aber auch nicht mehr zurückspringend. Das Gebiß mit 32 Zähnen, ebenfalls tadellos erhalten, erscheint ganz zahm und zivilisiert gegen das wild-derbe des Neandertalers. Dies Skelett wirkt so modern, daß bei seiner Aufbahrung in Berlin tatsächlich der Gedanke auftauchte, es sei ein rezenter Mensch und gehöre gar nicht mit der Schicht, in der es gefunden sei, zusammen. Wir haben daraufhin die „Beweise" Hausers auf Herz und Nieren geprüft, und sie haben gottlob besser bestanden als die von Cook. Wenn das Skelett rezent wäre, so müßte es unter Durchstechung aller Schichten in seine Tiefe hinuntergebettet worden sein, und über ihm müßte einheitlich aufgeworfener Boden liegen. Das Skelett lag aber auf dem Felsboden der Höhle, und über ihm bis zum Höhlendach hinauf fanden sich intakt eine Reihe von Schuttschichten, im ganzen gegen drei Meter hoch, und zwar abwechselnd Kulturschichten (Unteres und Oberes Aurignacien und Solutré) und sterile, durch Abbröcklung des Höhlendachs entstandene Schichten. Außer den Beobachtungen Hausers liegen dafür Tagebuchblätter und Skizzen des St. Gallener Museumsdirektors Baechler vor. Es hilft also nichts: der „rezente Mensch" ist schon im Aurignacien vorhanden gewesen, nur zwei Schichten höher als der Neandertaler.

Ueber das Verhältnis der beiden Rassen zueinander muß ich natürlich den Anatomen das Wort lassen, die uns in dieser ganzen Ankaufsangelegenheit aufs wirksamste beraten und unterstützt haben. Klaatsch meint, daß die Neandertaler Rasse am nächsten zusammenhänge mit den Negervölkern von Afrika. Sie hätte demnach — offenbar, als noch Landverbindung bei Gibraltar und bei Sizilien bestand — Süd- und Mitteleuropa weit hinauf innegehabt, begleitet vom Elefanten und Rhinozeros, hätte sich aber bei Beginn einer folgenden Eiszeit nach dem Süden zurückgezogen. Die ganz andersartige feinere Rasse sei inzwischen, vielleicht vom Osten her, vorgedrungen, habe sich wohl mit den Resten der Neandertaler vermischt und sei dann dauernd in Europa geblieben. Wie früh diese Rasse sich schon künstlerisch betätigt hat, zeigen kleine plastische Figuren aus dem Aurignacien, die einen schon in den neunziger Jahren in Südfrankreich gefunden und die „Venus von Brassempouy" genannt, die andern erst 1909 bei Willendorf an der Donau (zwischen Krems und Linz) zutage gekommen. Nicht bloß körperlich, sondern auch kulturell erhalten wir somit den fortlaufenden Zusammenhang vom Aurignacien bis zum Magdalénien. Unser Skelett stellt das bisher früheste Auftreten der neuen Rasse dar, und wir werden sie nach ihm die Aurignacrasse nennen dürfen.

Wie weit an Jahren diese Acheul- und Aurignacschichten zurückliegen, darüber gehen die Schätzungen der Geologen sehr weit auseinander; die einen sagen 20—30 000, die andern 100 000. Wir müssen uns vorläufig mit dem relativen Zeitmaß, wie es die Schichtenfolge gibt, begnügen, und da erscheint als das wesentliche der Hauserschen Skelette, daß jedes von ihnen zum erstenmal eine ausgesprochene Rasse in eine bestimmte Stufe der menschlichen Kulturentwicklung hineinstellt und jedes dem Blick eine weite Bahn eröffnet, das eine rückwärts in die primitivsten Zustände, zu den derben Wurzeln des Menschengeschlechts, das andere vorwärts auf die immer reicher sich entwickelnde des feineren Europäers. Wieviel auch weiterhin gefunden werden mag, diese beiden vollen Bilder können ihren Wert nie verlieren. Jedes folgende Stück wird unsere Kenntnis nun rasch ausbauen, es wird aus anderm Lebensalter, aus etwas anderer Schicht, vielleicht aus ganz anderer Gegend sein. Erst durch eine Reihe von Funden werden wir über die Herkunft der beiden Rassen, ihr Verhältnis zueinander, ihre Schicksale mehr und mehr ins klare kommen. Aber immer wieder wird man zurückkehren zu diesen beiden so wohl gesicherten und örtlich eng verbundenen Funden und wird neue an ihnen vergleichen, messen und bestimmen.

Was heißt angesichts solcher Dinge „hoher Preis"? Gewiß kann man beklagen, daß sie nicht für die Hälfte oder gar für ein Viertel zu haben sind. Theoretisch kann man den hohen Preis verwerfen, aber praktisch muß man zugreifen, wenn man nicht das Nachsehen haben will. Würde denn in Bonn heute jemand daran denken, die Reste des alten Neandertalers für hunderttausend Mark wegzugeben?

Daß die Skelette uns bleiben und dauernd mit ernster, großer Note die Sammlung vorgeschichtlicher Altertümer von Europa eröffnen werden, ist heute gottlob nicht mehr zu bezweifeln. Sie haben nicht bloß beim Volk, das in diesen Wochen Scharen von Besuchern in unsere engen Museumsräume entsandt hat, sondern sehr hoch hinauf das lebhafteste Interesse gefunden. Der größte Teil der Kaufsumme ist zusammen. Wenn noch ein paar Hände kräftig mit zugreifen, können wir unser Schiffchen aufs trockene ziehen.



Die erste österreichische Schulküche in Bozen. Phot. Müller.

Bilder aus aller Welt.

Die erste und bisher einzige Schulküche in Oesterreich besitzt die Kaiser-Franz-Josef-Mädchen-, Volks- und Bürgerschule in Bozen. Unser Bild zeigt die jungen zukünftigen Hausfrauen bei eifriger Arbeit am Herd.

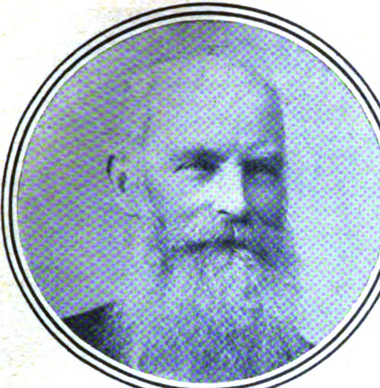
Der Begründer der weltbekannten Schokoladenfabrik Carl Ruß-Suchard, ein geborener Rheinländer, feiert am 2. April sein 50jähriges Geschäftsjubiläum.

Einer der bekanntesten Vertreter der Montanindustrie, Geheimer Bergrat und Oberbergrat Harz, beging vor wenigen Tagen seinen 80. Geburtstag. Der Jubilar gehört vielen in-



dustriellen Unternehmungen an und ist u. a. Vorsitzender des Aufsichtsrats der bekannten Bergwerksgesellschaft Hibernia.

Eine erfolgreiche 16jährige Violinistin ist die in Cardoba in Argentinien geborene Beatrix Leech. Schon als 7jähriges Kind zeigte sich bei ihr eine ausgesprochene musikalische Begabung. In diesem Alter lernte sie Geige und brachte es schnell zu einer bewundernswerten Vollkommenheit.



Carl Ruß-Suchard,
feiert sein 50jähriges Geschäftsjubiläum



F. Dorner,
geht als Reorganisator der Eisenbahnen nach Chile.





Beatrix Leech, Hofphot. Grillich
eine 16jährige Violinvirtuosin.

Geheimer Bergrat Harz,
beging seinen 80. Geburtstag.



Willy Deckert,
bekannter Cellist.

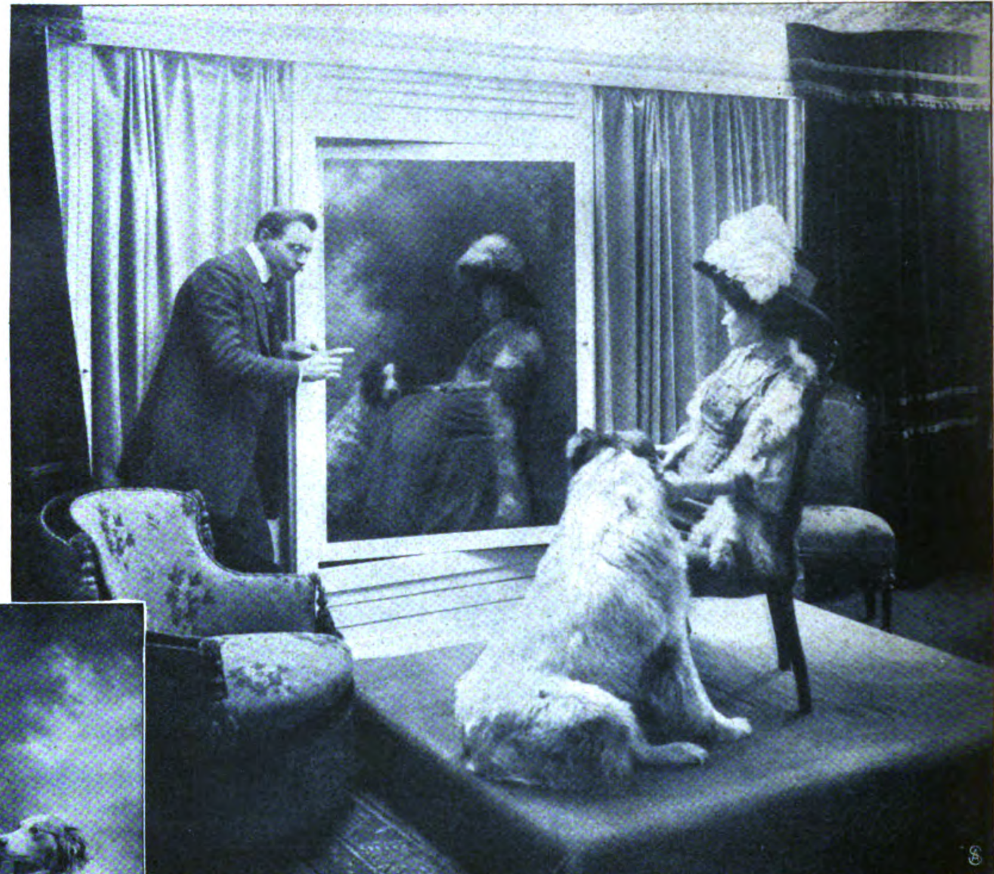


Der englische Dramatiker Bernhard Shaw (×) bei einer Dorfkomödie.

Als Reorganisator und Generaldirektor der Eisenbahnen in Chile wurde der Eisenbahndirektionspräsident F. Dorner erwählt. Dorner war bisher Präsident des Eisenbahndirektionsbezirks Kattowitz.

Einer der beliebtesten und erfolgreichsten Cellovirtuosen ist Willy Deckert. In vielen Konzerten dieses Winters hat er wohlverdienten Beifall geerntet.

In dem Dorf Aldbourn in England wurde kürzlich ein Drama „Dorfhochzeit" von Charles McEvay aufgeführt. Die Darsteller waren sämtlich Bewohner des Dorfes. Der bekannte Dramatiker Bernhard Shaw wohnte dieser Aufführung bei.



Phot. Iser.

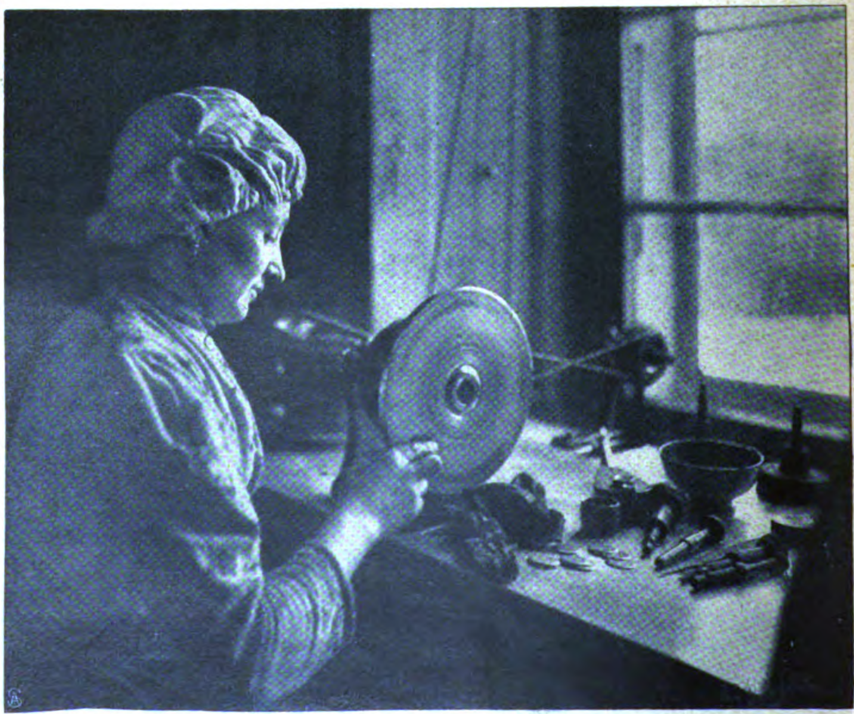
Beim Spiegelphotographen.

Die Dame betrachtet sich im Spiegel und ahnt nicht, daß sie photographiert wird.

Das fertige Bild.

Der Berliner Photograph Adalbert Iser hat eine Erfindung gemacht, die man als Spiegelatelier bezeichnen könnte. Die eine Hälfte des Ateliers ist schwarz tapeziert und ohne Fenster, in der zum hellen Teil gehenden Wand ist eine drehbare Spiegelscheibe angebracht, vor der die zu photographierende Person Platz nimmt. Hinter der Spiegelscheibe im dunklen Raum befindet sich die Kamera, die von einem Gehilfen bedient wird. Die zu photographierende Person sieht ihr Bild im Spiegel, kann die ihr gut scheinende Miene annehmen und weiß gar nicht, wann und von wo aus sie aufgenommen wird. Für Kinderaufnahmen dürfte sich die neue Erfindung sehr bewähren.

Genf mit seiner Uhrenindustrie beschäftigt viele Heimarbeiter im Neuenburger Jura. Unser Bild zeigt eine Uhrenschalenpoliererin bei der Arbeit. Die goldenen Kapseln werden hier mit dem letzten Schliff versehen



Uhrenschalenpoliererin im Neuenburger Jura.

Die goldenen und silbernen Uhrenschalen werden poliert und mit Verzierungen versehen.

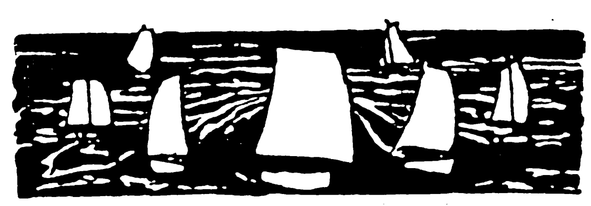
Schluß des redaktionellen Teils.



DIE WOCHE

Nummer 15. Berlin, den 9. April 1910. 12. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 15.



Die sieben Tage der Woche.

31. März.

Der Reichskanzler von Bethmann Hollweg spricht dem neuen italienischen Ministerpräsidenten Luzzatti zur Bildung des Kabinetts telegraphisch seinen Glückwunsch aus und erhält von diesem ein Danktelegramm.

Die französische Deputiertenkammer nimmt mit 560 gegen 4 Stimmen das Altersversorgungsgesetz endgültig an.

Die griechische Militärliga erklärt in einer Kundgebung an das Volk ihre Auflösung.

Der türkische Divisionsgeneral Dschavid Pascha meldet aus Saloniki, im Wilajet Kossowo nehme infolge des Auftauchens immer zahlreicherer Arnautenbanden die Unsicherheit zu. In Ipek mußten die Basare geschlossen werden.

In den Weichkohlengruben der Vereinigten Staaten legen 300 000 Arbeiter die Arbeit nieder.

1. April.

Der Kaiser reist mit der Kaiserin und der Prinzessin Viktoria Luise nach Homburg vor der Höhe.

Der neue italienische Minister des Aeußern Marquese di San Giuliano trifft in Florenz ein und hat mit dem Reichskanzler von Bethmann Hollweg eine Unterredung.

In Düsseldorf stirbt, 94 Jahre alt, Professor Andreas Achenbach, der älteste deutsche Maler (Portr. S. 610).

In Frankreich tritt der neue Zolltarif in Kraft, durch den die Einfuhr deutscher Waren in erheblichem Maß betroffen wird.

Aus Oesterreich-Ungarn und Frankreich wird von ungewöhnlich starken Schneefällen berichtet, die großen Schaden anrichten.

In Bogota (Columbia) wird die peruanische Gesandtschaft von einer Volksmenge angegriffen, doch gelingt es der Polizei, ernsteren Schaden zu verhüten.

2. April.

In Bielefeld stirbt im Alter von 79 Jahren der bekannte Sozialpolitiker Pastor Friedrich von Bodelschwingh (Portr. S. 610).

In San Sebastian stürzt der französische Aviatiker Leblon (Portr. S. 610) bei einem Schauflug aus hundert Meter Höhe ab und bleibt sofort tot.

Aus der chinesischen Provinz Shansi wird gemeldet, daß bei einem Zusammenstoß zwischen Opiumpflanzern und Soldaten 60 Personen getötet und viele verwundet werden.

3. April.

Der Ballon „Pommern" stürzt in der Nähe von Saßnitz ins Meer. Der Führer, Reichstagsabgeordneter Dr. Delbrück, und zwei seiner Begleiter ertrinken, der vierte Insasse wird, schwer verletzt, gerettet (Portr. S. 607).

König Peter von Serbien trifft nach einer Begegnung mit dem König Ferdinand von Bulgarien in Philippopel in Konstantinopel ein, wo er vom Sultan empfangen wird.

Professor Abegg (Portr. S. 607) von der Technischen Hochschule in Breslau verunglückt mit dem Ballon „Schlesien" bei der Landung in Pommern; er wird in das Tessiner Krankenhaus gebracht, wo er seinen schweren Verletzungen erliegt.

4. April.

Aus Aden kommt die Nachricht, daß die Leute des Mullah von Somali achthundert Angehörige der englandfreundlichen Stämme getötet und ihr Vieh geraubt haben.

5. April.

Der Reichskanzler von Bethmann Hollweg hält nach der Rückkehr aus Italien dem Kaiser in Homburg vor der Höhe Vortrag und reist abends nach Berlin weiter.

6. April.

Aus den südamerikanischen Republiken laufen fortgesetzt Nachrichten über Konflikte ein, die den Ausbruch eines Krieges zwischen Chile, Ekuador und Columbia auf der einen und Peru auf der andern Seite wahrscheinlich machen.

Schnellere Schnellzüge!

Von Prof. Dr. Eduard Engel.

Kein anderes Merkmal ist so überzeugend für den Kulturstand der Eisenbahnen in den großen Ländern Europas wie die Schnelligkeit der Züge. Der Streit über den Grad der Bequemlichkeit ist zum großen Teil eine Geschmacksfrage, und selbst die Höhe der Fahrpreise ist kein unbedingt sicherer Maßstab, denn man muß dabei den sehr verschiedenen Geldwert in den einzelnen Eisenbahnländern berücksichtigen. Die Zuggeschwindigkeit aber, die Zahl der in einer Stunde zurückgelegten Kilometer ist eine mathematische Tatsache und läßt den Verschiedenheiten der Meinungen so gut wie gar keinen Spielraum. Freilich, daß man auf den Alpenbahnen der Schweiz oder Norwegens keine Geschwindigkeiten erzielen kann wie auf den Strecken Ostpreußens oder in der Lüneburger Heide, das weiß jeder und zieht es in Rechnung. Nimmt man die Schnelligkeit zum Wertmesser für die Leistungsfähigkeit der europäischen Eisenbahnverwaltungen, so erhalten wir folgende Stufenleiter. Obenan steht immer noch England mit den schnellsten Zügen der Erde, und selbst die lobenswerten Bestrebungen der preußischen Staatsbahnen, allenfalls noch der badischen, es wenigstens auf gewissen Lieblingslinien den Engländern gleich oder

voraus zu tun, haben bisher ihr Ziel nicht erreicht; denn auch die Engländer sind nicht still gestanden, sondern haben die Geschwindigkeit ihrer Züge auf allen wichtigen Linien weiter gesteigert. In England wird gegenwärtig auf vielen Strecken mit Stundengeschwindigkeiten von 90 Kilometer und darüber gefahren, und zwar auf sehr große Entfernungen; von solchen Leistungen sind wir in Preußen und Baden noch immer um 10 Kilometer in der Stunde entfernt. Hierbei kommt noch der wichtige Umstand in Betracht, daß in England auch die schnellsten und allerschnellsten Züge keinerlei Preiszuschlag für die besondere Geschwindigkeit fordern, weder einen Schnellzugzuschlag noch einen Luxuszuschlag, geschweige eine Fahrkartensteuer, daß sie vielmehr den ärmeren Reisenden ebensowohl wie den reichen und reichsten zur Verfügung stehen, denn sie führen ohne Ausnahme neben der ersten auch die dritte Klasse, und zwar eine gepolsterte dritte.

Auf der zweiten Stufe hinsichtlich der Geschwindigkeit steht Deutschland, genauer gesprochen Preußen, mit höchsten Geschwindigkeiten von 85 Kilometer für einige Züge. Allerdings wird für diese nicht nur ein Schnellzugzuschlag gefordert, in vielen Fällen tritt noch eine hohe Verteurung durch das Fehlen der dritten Klasse ein, und bei manchen bequemsten Zügen fehlt sogar die zweite Klasse, und es wird ein sehr hoher Luxuszuschlag erhoben.

Auf Deutschland folgt Frankreich; ja, es gibt sogar einige wenige französische Schnellzüge, die auf nicht sehr langen Strecken selbst die besten deutschen Schnellzüge noch um einige Kilometer schlagen. Dennoch darf Frankreich nicht die zweite, sondern nur die dritte Staffel auf der Leiter der Eisenbahnkultur beanspruchen, denn seine schnellsten Züge sind fast immer Luxuszüge, nur mit der ersten Klasse und gar mit einem besonderen Zuschlag. — In weitem Abstand hinter diesen drei großen Ländern mit hochentwickelter Eisenbahnkultur folgen, was die Schnelligkeit betrifft, Oesterreich-Ungarn, Italien, die Schweiz, die skandinavischen Länder, Spanien und Rußland.

Warum soll nun durchaus noch schneller gefahren werden, zumal in Deutschland? Die volkswirtschaftliche Bedeutung der Steigerung der Geschwindigkeit hervorzuheben, hieße den Leser beleidigen. Es gibt aber noch andere als volkswirtschaftliche Gründe, es gibt rein menschliche, körperliche und geistige. Eisenbahnfahren ist langweilig und körperlich anstrengend; jede Verminderung der Fahrzeit ist ein unmittelbarer Gewinn für die Reisenden, jede Steigerung der Stundengeschwindigkeiten, selbstverständlich innerhalb der Gefahrengrenze, ist ein Kulturfortschritt, und eine Eisenbahnverwaltung, die dies nicht einsieht oder nicht durch die Tat bekundet, ist rückständig, bleibt hinter ihrer pflichtmäßigen Aufgabe zurück. Es handelt sich hier nicht um einen oberflächlichen Schnelligkeitsport, sondern um die Frage, ob die Eisenbahnverwaltungen, insonderheit die deutschen, nach zufälliger Laune oder nach einem unerschütterlichen Grundsatz handeln wollen. In England ist ein solcher Grundsatz deutlich wahrzunehmen: alle großen Eisenbahnverwaltungen bemühen sich, auf ihren Hauptstrecken einige Züge mit der nach dem jeweiligen Stand der Technik höchsten erreichbaren Geschwindigkeit verkehren zu lassen. Ich vermisse bei den meisten deutschen Verwaltungen solch zielbewußtes Handeln. Man braucht nur in einem unserer Kursbücher zu blättern, um zu erkennen, daß keine deutsche Eisenbahnverwaltung hinsichtlich der Schnellzuggeschwindigkeit nach festen Grundsätzen handelt. Die Verteilung der guten und der besten Schnellzüge auf die einzelnen Hauptlinien, z. B. auf die von Berlin ausgehenden, ist so gut wie ganz dem Zufall, der Willkür der einzelnen Direktionen oder der geschichtlichen Ueberlieferung zuzuschreiben, nicht aber irgendwelchen allgemeingültigen Grundsätzen und Erwägungen. Es gibt in Deutschland einige wenige Renommierlinien, auf denen die größten Geschwindigkeiten erzielt werden, während auf einer Reihe von ebenso wichtigen Hauptlinien die Geschwindigkeiten von vor zehn Jahren nach dem Gesetz der Trägheit beibehalten werden. Was die Engländer können, das können wir auch, und weil wir es können, so sollen unsere Eisenbahnverwaltungen es wollen! Es darf nicht länger bei dem jetzigen Zustand bleiben, daß auf zwei, drei von Berlin ausgehenden Renommierlinien Stundengeschwindigkeiten von mehr als 80 Kilometer erreicht werden, während auf andern nicht minder wichtigen Strecken sogenannte Geschwindigkeiten von wenig mehr als 60 Kilometer ruhig fortbestehen, wie sie vor 10, ja vor 20 Jahren bestanden haben.

Nehmen wir Berlin zum Ausgangspunkt, und betrachten wir, vom Osten ausgehend, einige Hauptlinien. Der schnellste Zug zwischen Berlin und Königsberg legt die 590 Kilometer in 8 Stunden und 55 Minuten zurück; seine Stundengeschwindigkeit beträgt nur 66 Kilometer — auf einer Flachbahn, die die größte Geschwindigkeit zuläßt. Der Luxuszug, obgleich seltener haltend, fährt noch etwas langsamer: er braucht 9 Stunden. Es wäre eine Kleinigkeit, von Berlin nach Königsberg in 7 Stunden zu fahren, und diese Geschwindigkeit muß für alle großen Schnellzüge zwischen Berlin und dem Osten gefordert werden.

Die Strecke zwischen Berlin und Posen, 254 Kilometer, könnte bequem in 3 Stunden durchfahren werden; jetzt braucht der beste Tagesschnellzug 4 Stunden, der Nachtschnellzug 3¾ Stunden, selbst der Luxuszug mehr als 3½ Stunden. — Die 329 Kilometer zwischen Berlin und Breslau können und müssen in 3½ Stunden zurückgelegt werden; jetzt brauchen die Schnellzüge, je nachdem, zwischen 4¾ und 5 Stunden. — Die kurze Entfernung zwischen Berlin und Dresden (über Elsterwerda nur 179 Kilometer) müßte in 2 Stunden bewältigt werden; der verteuerte Schnellzug braucht jetzt 3 Stunden, der billigere Eilzug 2 Stunden 55 Minuten.

Für die 655 Kilometer zwischen Berlin und München über Regensburg braucht selbst der teure Luxuszug 9¾ Stunden, erreicht also nur eine Stundengeschwindigkeit von 67 Kilometer. Die andern Züge, lauter verteuerte Schnellzüge, brauchen zwischen 11 und 12¼ Stunden für eine Strecke, die ungefähr der zwischen London und Edinburg gleichkommt und in England in 8 Stunden zurückgelegt wird. Es muß gefordert werden, daß mindestens ein Zug täglich ohne besondere Verteurung zwischen Berlin und München in 8 Stunden verkehre. — Etwas Aehnliches ist für die Verbindung zwischen Berlin und Stuttgart zu fordern und bei gutem Willen bequem zu erreichen.

Für die 539 Kilometer zwischen Berlin und Frankfurt über Eisenach, die sehr wohl in 6½ bis 7 Stunden zurückgelegt werden könnten, brauchen die jetzigen sogenannten Schnellzüge zwischen 7¾ und 10¼ Stunden! Eine nicht länger zu duldende Zeitvergeudung.

Auf der Linie Berlin-Köln über Hannover mit



ihren 589 Kilometer müßte man höchstens 7 Stunden brauchen; der mit Respekt zu melden schnellste jetzige Zug braucht 8 Stunden 22 Minuten, aber es gibt verteuerte Schnellzüge auf dieser Linie bis zu 10 Stunden.

Die Grundsatzlosigkeit unserer Eisenbahnverwaltung bei der Verteilung der wirklichen Schnellzüge zeigt sich vielleicht am deutlichsten bei einer Vergleichung ihrer Leistungen auf den Strecken Berlin-Hamburg und Berlin-Bremen. Der Verkehr nach Hamburg ist nicht schlecht versorgt, könnte allerdings noch wesentlich verbessert werden: 3 Stunden müßten für eine Flachbahn wie diese mit nur 280 Kilometer genügen. Welchen durchschlagenden Grund aber will die Verwaltung dafür angeben, daß sie für die 346 Kilometer zwischen Berlin und Bremen, die bequem in 3½ Stunden durchfahren werden könnten, 5½ Stunden braucht, und zwar für den besten Schnellzug, also nicht viel über 60 Kilometer Stundengeschwindigkeit gegenüber den 80 Kilometer für die Strecke Berlin-Hamburg —?

Noch schlimmer steht es mit den Geschwindigkeitsziffern für die wichtigen Hauptverkehrslinien, die nicht gerade von Berlin ausgehen, die sogenannten Ueberlandlinien. Man rechne sich einmal die lächerlichen Geschwindigkeiten der jetzigen schnellsten Schnellzüge zwischen Königsberg und Breslau, Stettin und Breslau, Hamburg und Frankfurt, Köln und Breslau, Magdeburg und Hamburg aus! Gewiß, auch in England gibt es viele Ueberlandzüge, die weit hinter den Geschwindigkeiten der von London ausgehenden Hauptlinien zurückbleiben. Aber in England besteht ja das Privatbahnsystem, und der Ueberlandverkehr, soweit er nicht von London ausgeht, wird meist von mehr als einer, ja von mehr als zwei Eisenbahnverwaltungen besorgt. Für Preußen mit seinem ungeheuren in einer Hand befindlichen Eisenbahnnetz fällt der Grund einer Vernachlässigung der Schnelligkeit im Ueberlandverkehr weg. Die Provinzhauptstädte dürfen mit vollem Recht fordern, daß sie nicht nur mit der Landeshauptstadt, sondern auch mit den großen übrigen Mittelpunkten des deutschen Verkehrslebens durch die schnellsten Züge verbunden werden, die unserer Technik schon heute möglich sind.

Vorangehen müßte allerdings eine gesetzliche Bestimmung über das Wesen eines Schnellzuges. Was ist denn eigentlich ein Schnellzug? Jede deutsche Eisenbahnverwaltung kann mit einem Federstrich von gestern auf heute jeden Personenzug in einen Schnellzug, jeden Schnellzug in einen Personenzug (oder Eilzug) verwandeln, und zwar ohne ihre Geschwindigkeiten irgendwie zu verändern. Das Mittel dazu ist verblüffend einfach: sie braucht nur anzuordnen, daß irgendein Zug von einem bestimmten Tag ab Schnellzug genannt, auf den Fahrplänen und im Reichskursbuch fett gedruckt wird, so heißt der Zug nicht nur Schnellzug, sondern er i s t auch einer! Auf die Frage nämlich: Was ist ein Schnellzug? gibt es jetzt nur eine Antwort: Schnellzug ist jeder Zug, den die Eisenbahnverwaltung so nennt. Eine andere vollkommen zutreffende Worterklärung gibt es nicht. Ich könnte noch eine andere Erklärung versuchen, die aber nur anders lautet, im Grunde das gleiche bedeutet: Schnellzug ist jeder Zug, für dessen Benutzung die Eisenbahn einen Schnellzugzuschlag erhebt. Man begreift, daß es sehr verlockend für eine Verwaltung ist, ihre Einnahmen auf ganz einfache und kostenlose Art wesentlich zu erhöhen, nämlich durch die Wahl des fetten Drucks in den Fahrplänen und durch die Benennung eines Zuges als Schnellzug. Kein Gesetz bestimmt irgendeine Grenze, vor der ein Zug noch Personenzug oder Eilzug ist, jenseit der er Schnellzug nicht nur heißt, sondern ist. Das mindeste jedenfalls, was gefordert werden muß, ist, daß für keinen Zug ein Schnellzugzuschlag erhoben werden darf, wenn er langsamer fährt als ein Eilzug ohne Zuschlag auf der gleichen Strecke.

Im internationalen Verkehr gibt es zum großen Teil noch ärgere Rückständigkeiten als innerhalb des Deutschen Reichs. Jämmerlich ist es bestellt mit dem Schnellverkehr zwischen Berlin und Petersburg. Nicht viel besser steht es mit der Verbindung zwischen den zwei Hauptstädten deutscher Zunge: Berlin und Wien. Was ist das für ein Zustand, daß die schnellsten Züge von Berlin nach Wien über Oderberg für nur 786 Kilometer zwischen 13 und 13½ Stunden brauchen statt der 9, höchstens 10, die notwendig wären! Auf der wesentlich kürzeren Linie über Tetschen brauchen die zwei sogenannten Schnellzüge 12 Stunden 55 Minuten und 13 Stunden 23 Minuten für 702 Kilometer, die in 8½ bis 9 Stunden zurückgelegt werden müßten. Man stelle sich den großen Umschwung der Berlin-Wiener Beziehungen vor, wenn ein Reisender, morgens um 8 von Berlin oder Wien abfahrend, schon um 5 oder 6 nachmittags in der andern Hauptstadt sein könnte!

Die Schnellzüge zwischen Berlin und Kopenhagen über Warnemünde halten in den Städten Löwenberg, Gransee, Waren, Güstrow. Es ist lächerlich, daß ein Schnellzug für die nur 233 Kilometer bis ans Meer mehr als 4 Stunden braucht statt der 2½ Stunden, die nur nötig wären.

Der neue Sommerfahrplan bringt wenigstens für eine europäische Hauptlinie die Verbesserung, die ich seit vielen Jahren gefordert habe: einen Tagesschnellzug zwischen Berlin und Paris. Derartige Schnellzüge ohne Nachtfahrt sind mit Leichtigkeit auch für den Verkehr zwischen Berlin und London, ja selbst zwischen Berlin und Mailand zu erreichen. Der neue Tagesschnellzug zwischen Berlin und Paris ist noch lange nicht das, was zwei so große Verwaltungen, wie die preußische und die französische, der Reisendenwelt bieten könnten. Man wird also von Berlin Friedrichstraße um 8 Uhr morgens abfahren und über Köln und Lüttich um 11½ Uhr abends in Paris eintreffen. Die Ankunftzeit ist sehr ungeschickt, ist viel zu spät und sollte so bald wie möglich früher gelegt werden. Es ist gar keine besondere Leistung, daß ein solcher Schnellzug erst nach 8 Stunden in Köln eintrifft, und die Gesamtfahrzeit von 16 Stunden 25 Minuten (mit Einrechnung des Unterschiedes zwischen M.E.Z. und W.E.Z.) ergibt für die 1073 Kilometer nur die für den heutigen Stand der Technik geradezu lächerliche Stundengeschwindigkeit von 65,4 Kilometer. Bei einer Erhöhung der Durchschnittzahl auf 80 Kilometer, wozu auch die Abkürzung der Aufenthaltzeiten, z. B. für Köln 26 Minuten, beitragen müßte, würde man die Strecke in 13½ Fahrstunden zurücklegen, also schon abends um 9½ Uhr in Paris eintreffen. — Noch ungeschickter sind Abfahrt- und Ankunftzeit beim Verkehr von Paris nach Berlin: man muß Paris vor 8 Uhr früh verlassen und trifft in Berlin erst um 12 Uhr 20 Minuten nachts ein. Bemerkenswert ist übrigens, daß dieser neue Tagesschnellzug trotz seiner geringen Geschwindigkeit noch ansehnlich schneller fährt als der



nur einklassige Nordexpreßzug Berlin—Paris mit seiner erstaunlich rückständigen Stundengeschwindigkeit von nur 60 Kilometer. — — —

Keine Betrachtung aber der Schnelligkeit unserer Züge darf einen Hauptgesichtspunkt außer Betracht lassen: die Zugänglichkeit unserer Schnellzüge für die nichtwohlhabenden Reisenden. Was nützen der Mehrzahl der Reisendenwelt die besten Schnellzüge, wenn sie nur mit unerschwinglichen Opfern zu benutzen sind? Plummen un Speck sind ein ganz gaudes Gericht, blot wi kregen dat nich! Wir müssen endlich in Deutschland von der willkürlichen Verteilung der drei Klassen auf die Schnellzüge übergehen zu dem festen Grundsatz, der in England seit einem Menschenalter gilt: zur Freigabe aller Züge, auch der besten Schnellzüge, für die Reisenden der dritten Klasse. Da nun aber eine solche Aenderung in der Form, daß in jeden der bestehenden Züge Wagen dritter Klasse eingestellt werden, sich nicht von heute auf morgen vornehmen läßt, so muß auf andere Weise dafür gesorgt werden, daß die ganz ungerechtfertigte Ausschließung des größten Teiles der Reisenden — denn das sind die der dritten Klasse — gerade von den besten Zügen wettgemacht wird durch die Einstellung besonderer Schnellzüge mit der höchsten Geschwindigkeit, die vornehmlich, ja ausschließlich für die dritte Klasse bestimmt sind. Dies ist das von der Gerechtigkeit, aber auch von einer klugen Finanzwirtschaft geforderte Gegenstück zu den jetzigen Luxuszügen mit nur einer Klasse, an denen 99 999 Reisende von 100 000 nicht das geringste Interesse haben. Schon vor Jahren habe ich in der Presse die Forderung aufgestellt: Blitzzüge dritter Klasse! So gut wie die Eisenbahnverwaltung es notwendig findet, für die sehr geringe Zahl der Reichen und Reichsten Luxuszüge mit höchster Geschwindigkeit und besten Anschlüssen auf einigen Hauptlinien verkehren zu lassen, hat sie zweifellos auch, ja erst recht, die Pflicht, für die weitaus größte Zahl der Reisenden auf jeder Hauptlinie mindestens einen ähnlichen Zug ohne besonderen Luxus, aber mit der höchsten erreichbaren Geschwindigkeit und mit ebenso guten Anschlüssen einzustellen. Ich hatte behauptet und behaupte es noch heute, daß Blitzzüge ausschließlich mit der dritten Klasse einträglicher sein würden als Luxuszüge nur mit der ersten Klasse. Die Abschaffung aller Luxuszüge würde keinen wesentlichen Notstand in unserm Verkehrswesen erzeugen; denn ob sich die paar tausend Reisenden statt der Luxuszüge einfach der Wagen erster Klasse und der Schlafwagen in den gewöhnlichen Schnellzügen bedienen müßten oder nicht, das ist für die Allgemeinheit sehr gleichgültig. Durchaus nicht gleichgültig aber ist es, ob für die Hunderttausende von mittelbegüterten Fernreisenden im Sommer nur die gewöhnlichen Schnellzüge benutzbar sind. Die Einstellung nur von Wagen dritter Klasse würde wahrscheinlich noch einträglicher sein als die Mischung der dritten mit der zweiten Klasse. Man bedenke auch, daß die Wagen zweiter Klasse teurer sind als die der dritten, daß sie eine höhere Verzinsung und Erneurung fordern. Dem gegenüber steht die mathematische Tatsache, daß 8 Reisende der dritten Klasse eine höhere Einnahme bringen als 5 Reisende der zweiten Klasse, und über eine Besetzung von 8 Plätzen in der dritten, von 5 Plätzen in der zweiten Klasse geht man doch durchschnittlich nicht hinaus. Für eine Reise von 500 Kilometer bezahlen 8 Personen in der dritten Klasse einschließlich ihres Schnellzugzuschlags 128 Mark, 5 Reisende der zweiten Klasse nur 122½ Mark, trotz ihrem doppelten Schnellzugzuschlag. Die höchstens 2 Reisenden, die durchschnittlich in einem Abteil erster Klasse fahren, bringen der Eisenbahn für die gleiche Entfernung nur 74 Mark ein, vorausgesetzt, daß sie — nicht mit Freikarten fahren!

Irgend etwas Utopisches liegt in der Forderung von schnellsten Schnellzügen nur oder überwiegend mit dritter Klasse sicherlich nicht. Es ist kein unbescheidener Anspruch der ungeheuren Mehrzahl aller Reisenden, daß auch ihnen die größte heute schon erreichbare Geschwindigkeit im Eisenbahnverkehr zugute komme. Nach den längst zum Durchbruch gelangten sozialpolitischen Anschauungen, auch in den Kreisen der Regierungen, ist es nicht länger zu rechtfertigen, daß die allerschnellsten und allerbesten Züge nur für die Wohlhabenden und die Reichsten, die weniger guten Schnellzüge für die Mehrzahl der Reisenden bestimmt sind. Eine Reform, wie ich sie hier vorschlage, würde zweifellos von der gesamten Reisendenwelt, etwa mit Ausschluß der Millionäre, mit hellem Jubel begrüßt werden. Ihre finanziellen Folgen aber für die Eisenbahnkasse würden in kürzester Zeit dazu führen, daß auch in Deutschland die Ausschließung der mittleren und ärmeren Klassen gerade von den besten Zügen allgemein aufhörte.

Von der deutschen Seefischerei.

Von Dr. Hugo Böttger.

Der deutsche Seefischereiverein begeht in diesen Tagen die Feier des 25jährigen Bestehens. Sein Gebiet ist gewachsen mit der hohen volkswirtschaftlichen Bedeutung, die im Lauf der letzten drei Jahrzehnte die Seefischerei für die Ernährung und gewinnbringende Tätigkeit des deutschen Volkes erreicht hat, dank auch wiederum der mannigfachen Anregung und Anleitung, die der deutsche Seefischereiverein nach so vielen Seiten gegeben hat. Das Fischereigewerbe und namentlich die Meeresfischerei gewährt einer nicht geringen Volkzahl an unsern Küsten, den Fischern und Schiffern, ferner den Schiffbauern und den Herstellern von Fischereigerätschaften, dem Groß- und Kleinhandel, den Konservenfabriken und Räuchereien, den Tonnen- und Kistenfabriken, den Korbflechtereien usw. den Lebensunterhalt. Unsere Volksernährung kann sich seit langem nicht mehr mit den Erzeugnissen der Landwirtschaft allein zufrieden geben; der Fisch als Nahrungsmittel dringt in immer tiefere Volkschichten ein. Und schließlich kommt auch das nie fehlende nationale Moment hinzu, denn die Fischereibevölkerung der Küstenländer liefert das beste Menschenmaterial für die ständig wachsende Handels- und Kriegsmarine. Diese Vielseitigkeit der Zwecke und Brauchbarkeiten macht es auch erklärlich, daß sich die



Meeresfischerei korporativer und staatlicher Unterstützung in hohem Maß zu erfreuen gehabt hat, daß sich die Landesgesetzgebung und das Völkerrecht dort, wo es not tat, ihrer angenommen haben.

In der deutschen See- und Küstenfischerei sind rund 35 000 Personen tätig, davon entfallen auf die Hochseefischerei gegen 7300 Mann, von denen namentlich die Heringsfischer den erstklassigen Nachwuchs von Matrosen für die Kriegsmarine stellen. Dazu kommen die vielen an Land beschäftigten Leute in den Fischereihäfen und sonstigen Unternehmungen, das Personal des Schiffbaus, der Bauwerk- und Segelfabrikation, der Korbmacherei. Die Hochseefischerei ist übrigens auch deswegen so besonders wertvoll für unsere Volkswirtschaft, weil sie nicht wie der Kohlen- und Erzbergbau eine konstante Verminderung der Naturschätze herbeiführt, nicht wie bei der Landwirtschaft der erschöpften Natur mit künstlichen Stoffen zu Hilfe kommen muß, sondern weil sie bis auf weiteres und bei pfleglicher Behandlung aus dem vollen nehmen kann, weil sie, abgesehen von der Küstenfischerei, ohne Rücksicht auf staatliche Grenzen in Gemeinschaft mit andern Nationen die Meeresschätze ohne Verpflichtung zum Ersatz ausbeuten darf. Daß den Seefischen als Volksnahrungsmittel noch nicht ganz der gebührende Platz eingeräumt ist, muß mit Bedauern zugegeben werden. Wenn auch der Fischkonsum gewaltig gestiegen ist in den letzten 25 Jahren, so sind die breiten Volkschichten, die Arbeiterkreise, doch noch nicht genügend vom Nährwert der Fischkost überzeugt. Tatsächlich braucht man zur Sättigung mit Fischkost, die die übliche Zeit vorhalten soll, etwa das Doppelte an Gewicht, das man an Fleischnahrung zu sich zu nehmen pflegt. Da aber die gewöhnlichen Fischsorten viel billiger zu stehen kommen als Rind- und Schweinefleisch, so würden unsere Arbeiter bei Begünstigung der Fischnahrung immerhin große Vorteile erzielen können, vorausgesetzt, daß die Frauen die richtige Fischkochkunst: Abwechslung und Verwendung des Fisches mit Gemüse, erlernen würden. Hier liegt in der Tat noch reiche Zukunftsarbeit vor uns.

Es ist jedenfalls schon jetzt anerkannt, daß die Bedeutung der Meeresfischerei das Eingreifen des Staates rechtfertigt, weil dem Staat daran gelegen sein muß, einen verständigen Betrieb der Fischerei aufrechtzuerhalten, die Fischereibevölkerung gegen Unbilden der Witterung, gegen die Tücken der See nach Möglichkeit zu schützen, gegen Uebergriffe von Angehörigen anderer Staaten sicherzustellen und namentlich auch eine allzu rücksichtslose Ausbeutung der Küstengewässer zu verhindern. Hier und da ist schon die Ansicht aufgetaucht, daß die Fangergebnisse zurückgegangen seien, und daß die Unerschöpflichkeit der Meeresschätze an Heringen, Schellfischen, Makrelen, Dorschen, Austern, Muscheltieren usw. ihre natürlichen Grenzen habe. Seit März 1906 haben wir eine Seefischereistatistik, die uns interessanten Aufschluß über unsere Produktion und über ihre Verteilung auf Nord- und Ostsee gibt, und sie besagt, daß uns die Nordsee hauptsächlich liefert: Schellfisch (1908 gegen 42 Millionen Kilogramm), Kabeljau (16,5 Millionen Kilogramm), Schollen (4 Millionen Kilogramm und 115 000 Stück), ferner die Kost der Feinschmecker: Zungen und Butten (ungefähr 3 Millionen Kilogramm), Granaten und Krabben (auch ungefähr 3 Millionen Kilogramm), Hummern und Krebse (17 000 Kilogramm und 180 000 Stück), last not least 1,6 Millionen Stück Austern. Die Ostsee versorgt uns namentlich mit Heringen (54 Millionen Stück und 1,8 Millionen Kilogramm), Sprotten (8 Millionen Kilogramm) und Flundern (19 Millionen Stück und 2,2 Millionen Kilogramm). Der Wert der im Nord- und Ostseegebiet gefangenen Seetiere wird auf etwa 30 Millionen Mark geschätzt. Damit ist unser Volksbedarf keineswegs gedeckt. Die Einfuhr an gesalzenen Heringen belief sich 1908 allein schon auf 27 Millionen Mark, dazu noch der Wert der eingeführten frischen Fische in der Höhe von ungefähr 40 Millionen Mark und über 85 000 Doppelzentner Marinaden und Räucherfische. Alles in allem erhalten wir für 90 Millionen Mark Fische und Fischprodukte vom Ausland. Noch sind wir also nicht imstande, den eigenen Bedarf voll zu befriedigen, und es müssen unausgesetzt die Hände gerührt und die Geister wachgehalten werden, damit die deutsche Küsten- und Hochseefischerei gefestigt, leistungsfähiger gestaltet und vor allem auch im Konkurrenzkampf mit Großbritannien, Holland und Norwegen gestärkt werde. Diese Nationen haben in bewundernswerter Weise seit vielen Jahrzehnten schon ihre Hochseefischerei entwickelt. Zählt doch, um nur eins herauszugreifen, England rund 1800 Fischdampfer, während wir deren nur 260 besitzen. Vorderhand heißt es auch in der Hochseefischerei noch: Britannia rules the waves. Was aber auf diesem Gebiet an neuem Nationalvermögen gewonnen worden ist, was wir in Wirtschaftlichkeit und Technik hinzugelernt haben, das verdanken wir zum beträchtlichen Teil der jungen, machtvollen Organisation, die soeben das 25. Lebensjahr zu vollenden sich anschickt, dem **Deutschen Seefischereiverein**. Ueber ihn und seine Leiter sind daher noch einige Worte aufrichtiger Anerkennung und des Dankes am Platz.

Der deutsche Seefischereiverein ist aus dem deutschen Fischereiverein entstanden, der schon ziemlich früh der Verschiedenheit der Aufgaben entsprechend in zwei Sondergruppen: für Binnenfischerei und für Seefischerei, zerfiel. Das Verdienst für die Spezialisierung und für die glänzende Entwicklung des Sondergebietes der Hochseefischerei fällt dem Geh. Regierungsrat Herwig zu, der von Anfang an ein großes Maß von Tatkraft und Umsicht in den Dienst dieses nationalen und volkswirtschaftlichen Unternehmens gestellt hat. 1885 hatte sich nach seinen Vorschlägen eine eigene Sektion für Seefischerei gebildet. Sie sollte den Mittelpunkt für die Bestrebungen zur Hebung der deutschen Küsten- und Hochseefischerei geben und namentlich für die persönliche Sicherheit des Fischers, für die Vermehrung der Betriebsergebnisse, für Verbesserung des Absatzes sorgen und schließlich die für das Verständnis und die Förderung der Seefischerei erforderlichen wissenschaftlichen Ermittlungen soviel als möglich fördern. Praktische Arbeit, verbunden mit wissenschaftlicher Forschung und Vorbereitung der Gesetzgebung — das hat dem Verein in seiner 25jährigen Tätigkeit obgelegen, und diese Aufgabe hat er dank der Hingabe seiner Präsidenten Herwig und Geh. Legationsrat z. D. Dr. Rose, seiner praktischen und wissenschaftlichen Experten Prof. Dr. Henking, Kapitän z. See a. D. Dittmer, Dr. Fischer, Hafeninspektor Duge und vieler anderer treu gelöst. Das Reich hat der Organisation, die inzwischen 1894 in einen selbständigen Verein umgewandelt worden war, Unterstützungen mancher Art, vor allem Subventionen zugewandt, die gegenwärtig für das Jahr 350 000 M. ausmachen.

Indem der deutsche Seefischereiverein den Fischern die Neuerungen ihres Gewerbes, z. B. das schwedische Boot, den Heringslogger, das Grundschleppnetz mit Scherbrettern, bessere Fahrzeuge für die Wattfischerei nähergebracht, indem er die Motorfischerei befördert, Studienreisen von Fischern nach Skandinavien, Fischereiausstellungen und Aehnliches mehr veranstaltet hat, hat er in eine zäh am alten hängende Bevölkerung einen frischen Strom von Anregungen geleitet, der außerordentlich wohltuend gewirkt hat. Man vergleiche nur den Stand der Produktion und Technik von heute mit dem vor etwa 20 Jahren, sie sind nicht wiederzuerkennen. Auch dem Mannschaftsmangel in der Seefischerei hat der Verein zu steuern sich bemüht und vor allem auch sein Bestreben darauf gerichtet, in neuen Fischereihäfen der Seefischerei Stützpunkte für den Handel und Schutz gegen die Gefahren des Meeres zu gewähren. Die Fischereihäfen von Geestemünde, Nordenham, Kuxhaven, Hela und Neukuhren verdanken ihm manche Förderung. Es ist nicht möglich, alle Schutzeinrichtungen zu schildern, die von ihm ins Werk gesetzt sind, die Abgabe von Barometern, Treibankern, Rettungsgürteln, die Experimente zur künstlichen Beruhigung der Wellen, ferner die Wohlfahrtsanstalten, Versicherungskassen, Samariterkurse, Eisversorgung u. w. Von besonderem Belang waren jedenfalls auch die Arbeiten, die den Konsum frischer Fische im Binnenland zu heben bezweckten, die Ausstellungen, Kochkurse, Vorträge und Literaturverbreitung. Ein weites Gebiet der Entwicklung hat sich mit den wissenschaftlich praktischen Untersuchungen und der internationalen Meeresforschung eröffnet; Alter, Vorkommen und Wanderungen der Fische, die Unterscheidung der Wasserschichten im Meer (Temperatur, Salzgehalt, Plankton) wurden in interessanten Versuchen und Expeditionen erforscht; der Reichsforschungsdampfer „Poseidon" wurde eigens in den Dienst dieser und anderer Arbeiten gestellt, statistische Arbeiten schlossen sich an, um die volkswirtschaftliche Bedeutung der Hochseefischerei zu erhärten und mannigfache Streitfragen zu ergründen, z. B. ob bereits Ueberfischung der Meeresgebiete, d. h. eine zu starke Inanspruchnahme der Meeresschätze, stattgefunden habe.

Durch das Zusammenwirken von Privatinitiative, Wissenschaft und Praxis und behördlicher Förderung, in erster Linie des Reichsamts des Innern und des preußischen Ministeriums für Landwirtschaft, ist in 25 Jahren Großes geschaffen worden. Mit Befriedigung kann es die Volkswirtschaft verbuchen, welchen Aufschwung die Seefischerei in diesem Zeitraum genommen hat. Zwar ist der Rückgang einiger kleinerer Betriebe zu beklagen, und es muß das ernste Bemühen des Staates und der Vereinsorgane sein, im Interesse der Versorgung unserer Marine mit besten Kräften diesen Rückgang zum Stehen zu bringen. Der deutsche Seefischereiverein darf hier nicht versagen in Aufklärung und Anregung, und er muß diese Aufgabe als eine sehr wertvolle unausgesetzt ins Auge fassen. Aber auch viel Erfreuliches ist daneben zu konstatieren, die große Heringsfischerei und die Dampffischerei sind kräftig aufgeblüht, und der Segelfischerei ist in dem Motor ein wichtiger Bundesgenosse erstanden. Auch unsere Fischindustrie hat sich glücklich entwickelt, ebenso manche Hilfsindustrie des Seefischereigewerbes. Wie wir dank der Initiative und dem Weitblick des Deutschen Kaisers unsere Handelsschiffahrt und Kriegsmarine ein großes Stück vorangebracht haben, so hat sich auch der dritte Zweig deutscher Seefahrt, die Seefischerei, immer kräftiger und gesunder entwickelt. Ihr möge eine glückliche Zukunft auch fernerhin zum Wohl des Volkes und der Nation beschieden sein.

Anna Schramm.

Zu ihrem fünfundsiebzigsten Geburtstag.

Von Julius Keller.

Hierzu die Abbildungen auf Seite 609.

Die „furchtbar nette" angeblich erst Siebzigjährige, die wir am 8. April als greises Geburtstagskind und Kunstveteranin voll jugendlicher Frische und ungebrochener Tatkraft auf den weltbedeutenden Brettern feiern, tritt an diesem festlichen Tag zunächst mit einer erstaunlichen Berichtigung hervor und sagt nach berühmtem Possenmuster: „Hochwohllöbliches Publikum, ick dementiere mir. Was in alle die Almanachers und sonstige biographilische Blätters über meine Jeburtsverhältnisse verlautbert wird, stimmt nich. Ich bin man nich bloß siebzigjährig, sondern — — fünfunsiebzigjährig und jebe nur die Wahrheit die Ehre, wenn ich heute somit meinen reell fünfunsiebzigsten Jeburtstag bejehe. In diesem Stadium darf man wohl den Mut zur Wahrheit haben." So klärt Anna Schramm an ihrem Ehrentag die Welt darüber auf, daß man sie all die Jahre ihrer unbegrenzten Beliebtheit hindurch noch immer — zu gering geschätzt hat. Und es wird gebeten, ihr nicht zu widersprechen. Sie ist gewiß und wahrhaftig rund fünfundsiebzig Jahre alt; in ihrer forschen, kernigen Art hat sie es auch mir durchaus glaubwürdig nachgewiesen ... Wir wollen heute der seltenen Frau und Künstlerin mit dem herzlichen Gefühl der Freude gedenken, daß sie noch in voller Frische unter uns weilt und ihre ersprießliche künstlerische Tätigkeit in ungeschwächter Kraft nicht nur am Königlichen Schauspielhaus, sondern auch im Umherziehen ausübt. Was diese fünfundsiebzigjährige Bühnenhumoristin von Gottes Gnaden neben ihrer angestrengten Normalarbeit am Gendarmenmarkt nämlich an Gastspielreisen leistet, würde der Energie und Widerstandsfähigkeit einer jugendlichen Liebhaberin im blühenden Alter von kaum 40 Lenzen alle Ehre machen. Unbekümmert um all die Strapazen der Eisenbahnfahrten macht Anna Schramm ihre schauspielerischen Rundreisen durch die Großstädte, und weder Lorbeeren noch Gold, die Erträgnisse dieser Gastspieltouren, drücken sie wesentlich. Pünktlich, wie das hiesige Repertoire es vorschreibt, ist sie allemal in Berlin wieder zur Stelle, und niemand merkt ihr an, daß sie eben erst „heimgekehrt" von fröhlicher Fahrt. So spielte sie z. B. am letzten Sonntag nachmittags im Neuen Operntheater ihre berühmte Hökerin in „Wie die Alten sungen" und abends im Königlichen Schauspielhaus die Toinette im „Eingebildeten Kranken" — für eine 75 jährige eine Leistung, die von strotzender Gesundheit zeugt. Daß die „alte junge Dame" noch jetzt den Souffleur mit einer solchen Festigkeit verachtet, als wäre sie wirklich so schwerhörig, wie sie in ihrer kleinen Episode als taube Tante im „Familientag" heuchelt, nur so nebenbei. Was die Künstlerin heute dem Theater und speziell uns Berlinern bedeutet, braucht wohl kaum irgend jemand in Erinnerung gebracht zu werden. Durch eine ganze Reihe von Prachtleistungen hat sie, seitdem das Königliche Schauspielhaus diese einzigartige Schau-

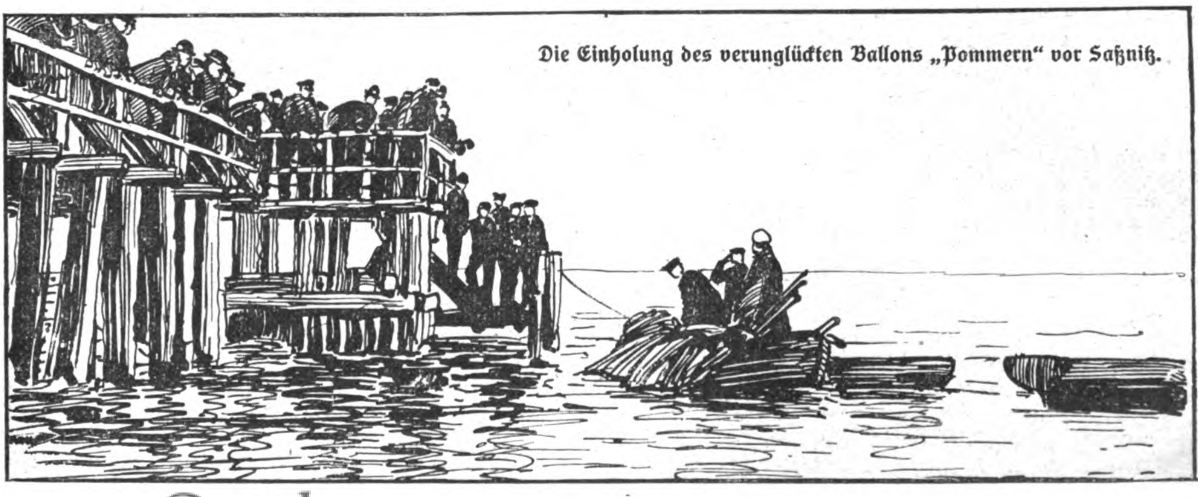
spielerin „lebenslänglich“ gewonnen, den ihr von früher her voraufgehenden guten Ruf gerechtfertigt. Aber aus jener Zeit, da dieser „gute Ruf“ in emsiger Arbeit, aufwärts von Stufe zu Stufe, begründet und befestigt wurde, wissen die „jungen Leute von heute“ wohl kaum mitzureden, wenn — „die alten Herren nicht wären!“ — Diese alten Herren und notabene auch ihre Gemahlinnen — — ach, mit welch herzlicher Freude erinnern sie sich jener goldenen Bühnentage aus der guten alten Zeit, da Anna Schramm im Verein mit Helmerding und Reusche „bei Wallner“ ihre Triumphe feierte und den Berliner Humor zu Ehren brachte, trotzdem diese echte Berliner Soubrette aus — Reichenberg in Böhmen stammte . . .

Etliche zwanzig Jahre war Anna Schramm alt, als sie in Berlin das Licht der Welt erblickte. Denn erst hier wurde sie der Kunst geboren, erst hier gelang es ihr, sich durchzusetzen, erkannt und gefördert von den ersten Berliner Humoristen. So rühmte einst Adolf Glaßbrenner in einer längeren Studie über sie u. a. ihre „Tapferkeit“, mit der sie dem „zu dieser Zeit herrschenden Geist der Frivolität“ (!!) widerstand, und fuhr fort; „immer zur rechten Zeit noch zupft der Genius der Weiblichkeit am Kleide Annas“... Und trotz dieser Weiblichkeit machte die Schramm jedem männlichen Komiker durch ihre derbe, drastische, sieghafte Komik das Leben sauer. Ihre Begabung umfaßte alle Nuancen der Soubrette im großen Stil — soweit sie nicht den Operettensängerinnen Konkurrenz machen sollten. Besondere Erfolge aber errang sie auf dem Gebiet des parodistischen Humors, und ihre „Afrikanerin in Kalau“, der köstlichen Parodie auf Meyerbeers „Afrikanerin“, bildete eine Berliner Theatersensation ersten Ranges. Viele Jahre glänzte Anna Schramm als „Stern“ am Himmel heiterer Berliner Bühnenkunst — dann kam eine trübe Zeit für sie . . . die Zeit der Rückkehr ins „bürgerliche Leben“ — ihre unglückliche Ehe. . . . Wer die rüstige, lebensmutige Greisin von heute sieht, vermag kaum daran zu glauben, daß Anna Schramm damals völlig gebrochen und entmutigt war und sie, als das Geschick sie zwang, ihr Glück wieder auf den Brettern zu versuchen, fast von neuem begann, wie eine schüchterne, ängstlich tastende Novize den Weg aus all den Widerwärtigkeiten des Lebens empor zur lichten Höhe der Kunst zu suchen. In Dresden mißglückte ihre Probe, sich durchzusetzen — der Berliner Boden brachte ihr auch diesmal wieder das wohlverdiente Glück. Zunächst sahen wir sie in dem kleinen Possentheater am Alexanderplatz wieder — in einem Stück, das Alfred Schönfeld, der jetzige Direktor und Hausdichter des Thaliatheaters, für sie geschrieben hatte. Bald aber öffneten sich ihr die Pforten zu der alten Stätte ihres Ruhms — zum Wallnertheater. Freilich mußte die „furchtbar nette Soubrette“ sich nun zur komischen Alten wandeln, aber Anna Schramm war eben immer nur komisch und nie alt — und so wurde sie in ihrem neuen Fach denn auch bald so lebhaft gefeiert, daß die jüngste Kollegin sie darum beneiden konnte. Nur eine ihrer damaligen Glanzrollen sei hier genannt: ihre unübertreffliche „Madame Bonivard“ — eine von saftigstem Humor und kecker Komik erfüllte Leistung, bei der wiederum zu konstatieren war, wie immer noch „zur rechten Zeit der Genius der Weiblichkeit am Kleide Annas zupfte.“...

Vom Wallnertheater stieg die Künstlerin endlich zum Königlichen Schauspielhaus empor — eine Nachfolgerin der seligen Frieb-Blumauer, wie man sie sich nicht besser wünschen konnte. Max Grube gebührt das Verdienst, die weiten Grenzen der Begabung dieser „komisch-alten“ Soubrette richtig eingeschätzt und sie „hoftheaterfähig“ gemacht zu haben. Was morsch und faul am sogenannten „Hoftheaterton“ war, hatte man längst mit kräftiger Hand zu bekämpfen gewußt, und so konnte Anna Schramm sich ohne alle Einschränkung frisch und froh betätigen. Das hat sie denn auch mit der ihr eigenen herzhaften Lust am Theater getan. Populär in den weitesten Kreisen des Berliner Theaterpublikums, verehrt und beliebt bei den Kollegen männlichen und weiblichen Geschlechts, darf unsere Anna den heutigen Tag begehen, und wenn sie auch den alten Witz mitmacht und sich allen Ovationen durch die Flucht zu entziehen trachtet — des Feierns bestem Teil, dem aufrichtigen, herzlichen Gedenken, wird sie nicht entrinnen!

Unsere Bilder

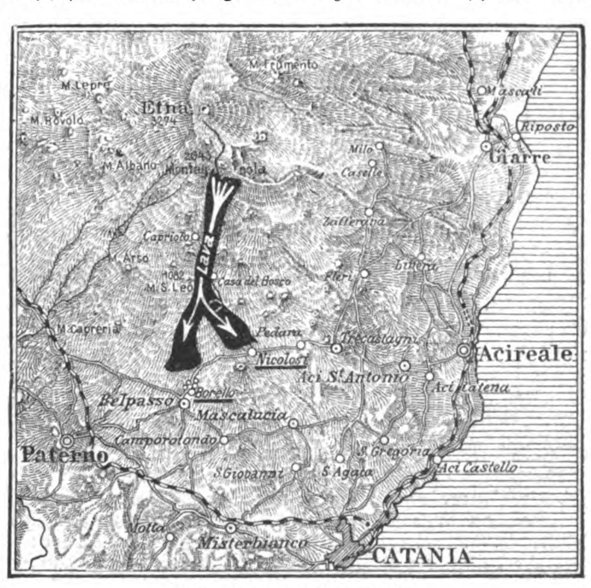
Die Einweihung des Ozeanographischen Museums in Monte Carlo (Abb. S. 605). Bei der Einweihung des Museums, in dem ein fürstlicher Gelehrter die Resultate seiner Lebensarbeit niedergelegt hat, haben sich die Staatsoberhäupter der europäischen Kulturstaaten durch namhafte Persönlichkeiten vertreten lassen. Der Deutsche Kaiser, der bekanntlich der Meeresforschung viel Interesse entgegenbringt, entsandte zu dem Fest einen hochangestellten Seemann, den Großadmiral


Die Einholung des verunglückten Ballons „Pommern“ vor Saßnitz.

von Koester. Der Vertreter des Kaisers wurde während seines Aufenthalts in Monaco von dem Fürsten hoch geehrt und von den Bewohnern des Fürstentums mit großer Sympathie begrüßt.

Ein Unglückstag für die deutsche Luftschiffahrt (Abb. S. 607) war der dritte April, den zwei furchtbare Ballonkatastrophen denkwürdig machen. Der Ballon „Schlesien", in dem der Breslauer Chemiker Prof. Dr. Richard Abegg mit seiner Frau, einer Nichte und einem Freund aufgestiegen waren, strandete bei Tessin in Pommern. Vorher waren bei einem Landungsversuch drei der Fahrtteilnehmer herausgeschleudert worden; nur Professor Abegg blieb in der Gondel und verlor dann bei dem Sturz das Leben. Fast zu gleicher Zeit erfolgte ein Unfall bei Saßnitz. Der Ballon „Pommern", in dem sich der Reichstagsabgeordnete Delbrück, der Stettiner Stadtbaurat Benduhn, der Bankbeamte Semmelhack und der Kaufmann Hein befanden, kollidierte kurz nach dem Aufstieg in Stettin mit dem Dach einer Bierniederlage, zertrümmerte dabei das Gestänge einer Eisanlage und erlitt Beschädigungen. Die Insassen wurden schwer verletzt. Dann trieb der führerlose Ballon auf Rügen zu; hier wurde er zum Sinken gebracht und fiel in die Wogen. Von den Insassen kam nur Herr Semmelhack mit dem Leben davon.

Der Ausbruch des Aetna (Abb. S. 606) ist noch nicht völlig beendet, wenn auch die ärgste Gefahr für die größeren Ortschaften am Abhang des Berges beendet scheint. Die



Zum Ausbruch des Aetna.

glühende Lavaflut, die aus den Eruptionslöchern langsam talwärts strömt, verwüstet auf ihrem Wege die Weinberge und Obstgärten der Bergbauern und zerstört einzelne Gehöfte. Die Vulkanologen, die den Verlauf der Eruption beobachten, können ihr Ende nicht bestimmt voraussagen. Das Zentrum der wissenschaftlichen Beobachtungen ist das Aetnaobservatorium, dem der bekannte Professor Ricco vorsteht.

Expräsident Roosevelt (Abb. S. 612) hat nun den schwarzen Erdteil verlassen und weilt in Europa. Nach Beendigung seiner Jagden in Ostafrika hielt er sich einige Zeit im Sudan auf und machte eine Reihe ihm zu Ehren veranstalteter Festlichkeiten mit.

Der Elbtunnel (Abb. S. 612), der die Hamburger Vorstadt St. Pauli mit dem Süduser verbinden soll, ist nun beinahe vollendet. Kürzlich fand in Gegenwart vieler Gäste die Sprengung der letzten trennenden Erdschicht statt.

Die Frühjahrstürme (Abb. S. 612) haben im österreichischen Karstgebiet viel Unheil angerichtet. Bei der Station Muggia warf der Wind einen Personenzug um, unter dessen Trümmern einige Passagiere tot, andere verletzt gefunden wurden.

Die Opfer der Eisenbahnkatastrophe von Mülheim (Abb. S. 608) wurden in der Leichenhalle des Friedhofes feierlich eingesegnet und dann, geleitet von einem wahrhaft imposanten Leichenzug, zum Bahnhof gebracht.

Die katholische Marienkirche auf dem Berge Sion (Abb. S. 608). Die Reise des Prinzenpaares Eitel-Friedrich nach Jerusalem gilt nicht nur der Einweihung des evangelischen Erholungsheimes auf dem Oelberg, sondern auch der neuen stattlichen Marienkirche, die der Kölner Diözesanbaumeister Renard im Auftrage des Deutschen Vereins vom Heiligen Lande erbaut hat.

Eine Büste der Frau Else Lehmann (Abb. S. 611). Die Maler und Bildhauer bilden mit besonderer Vorliebe darstellende Künstler ab. Das so ausdrucksfähige und vielgestaltige Gesicht des Schauspielers ist natürlich ein besonders interessanter Vorwurf für den Pinsel und den Meißel. Kürzlich saß eine der besten unserer Bühnenkünstlerinnen, Frau Else Lehmann, dem in Berlin lebenden Wiener Bildhauer Járay zu einer Porträtbüste. Herr Járay ist übrigens selbst ein begabter Schauspieler.

Personalien (Abb. S. 610). Am 16. April feiert Generalleutnant z. D. Eduard von Liebert seinen 60. Geburtstag. Er hat sich in den deutschen Kriegen und später im militärischen Friedensdienst ausgezeichnet, seine Hauptverdienste aber erwarb er sich in den Jahren 1896—1901 als Gouverneur von Deutsch-Ostafrika. — Wir bringen die Porträte zweier der verdientesten Förderer des Deutschen Seefischereivereins, der sein 25jähriges Jubiläum begeht. Wirkl. Geh. Oberregierungsrat Dr. Herwig ist Ehrenpräsident, Geh. Legationsrat Rose Präsident des Vereins. — Frau Yin-Chang, die Gemahlin des neuernannten chinesischen Kriegsministers und bisherigen Gesandten, hat mit ihrem Gatten Berlin verlassen. Sie hinterläßt hier viele Sympathien. — Geheimrat Bumm tritt erst im Herbst sein neues Amt als Direktor der Frauenklinik der Berliner Universität an. Bis dahin bleibt Herr Professor Dr. Olshausen in seinem bisherigen Wirkungskreis.

Todesfälle (Abb. S. 610). In Düsseldorf verschied hochbetagt der berühmte Landschafts- und Marinemaler Andreas Achenbach, einer der beliebtesten und bekanntesten Meister unserer ältesten Generation. — In Pastor Friedrich Bodelschwingh, dem Gründer der Anstalt Bethel und zahlreicher Arbeitskolonien für Obdachlose, hat die deutsche Oeffentlichkeit einen verdienten Philanthropen und praktischen Sozialpolitiker verloren. — Der Franzose Leblon stürzte während der Flugwoche von San Sebastian mit seinem Blériot-Flieger aus großer Höhe und kam ums Leben. Er war erst seit einem halben Jahr Aviatiker.

Die Toten der Woche

Professor Richard Abegg, Abteilungsvorsteher am Chemischen Institut in Breslau, † in Tessin durch einen Ballonunfall am 3. April im Alter von 41 Jahren. (Portr. S. 607.)

Professor Andreas Achenbach, berühmter deutscher Maler, † in Düsseldorf am 1. April im Alter von 94 Jahren (Portr. S. 610).

Professor Alexander Agassiz, bekannter Naturforscher, † in Neuyork am 29. März im Alter von 75 Jahren.

Pastor Friedrich v. Bodelschwingh, bedeutender Sozialpolitiker, † in Bielefeld am 2. April im 79. Lebensjahr (Portr. S. 610).

Reichstagsabgeordneter Dr. Werner Delbrück, † bei einem Ballonunfall in der Nähe von Saßnitz (Rügen) am 3. April im Alter von 42 Jahren. (Portr. S. 607.)

Graf Karl v. Königsmarck, Schloßhauptmann von Rheinsberg, † in Berlin am 1. April im Alter von 71 Jahren.

Jean Moreas, bekannter Dichter, † in Paris am 31. März im Alter von 55 Jahren.

Stadtrat Franz Tourbié, † in Berlin am 31. März im Alter von 63 Jahren.

Hauptmann a. D. Graf Wilhelm von Zeppelin, Senior der Familie Zeppelin, † in Stuttgart am 30. März im Alter von 85 Jahren.

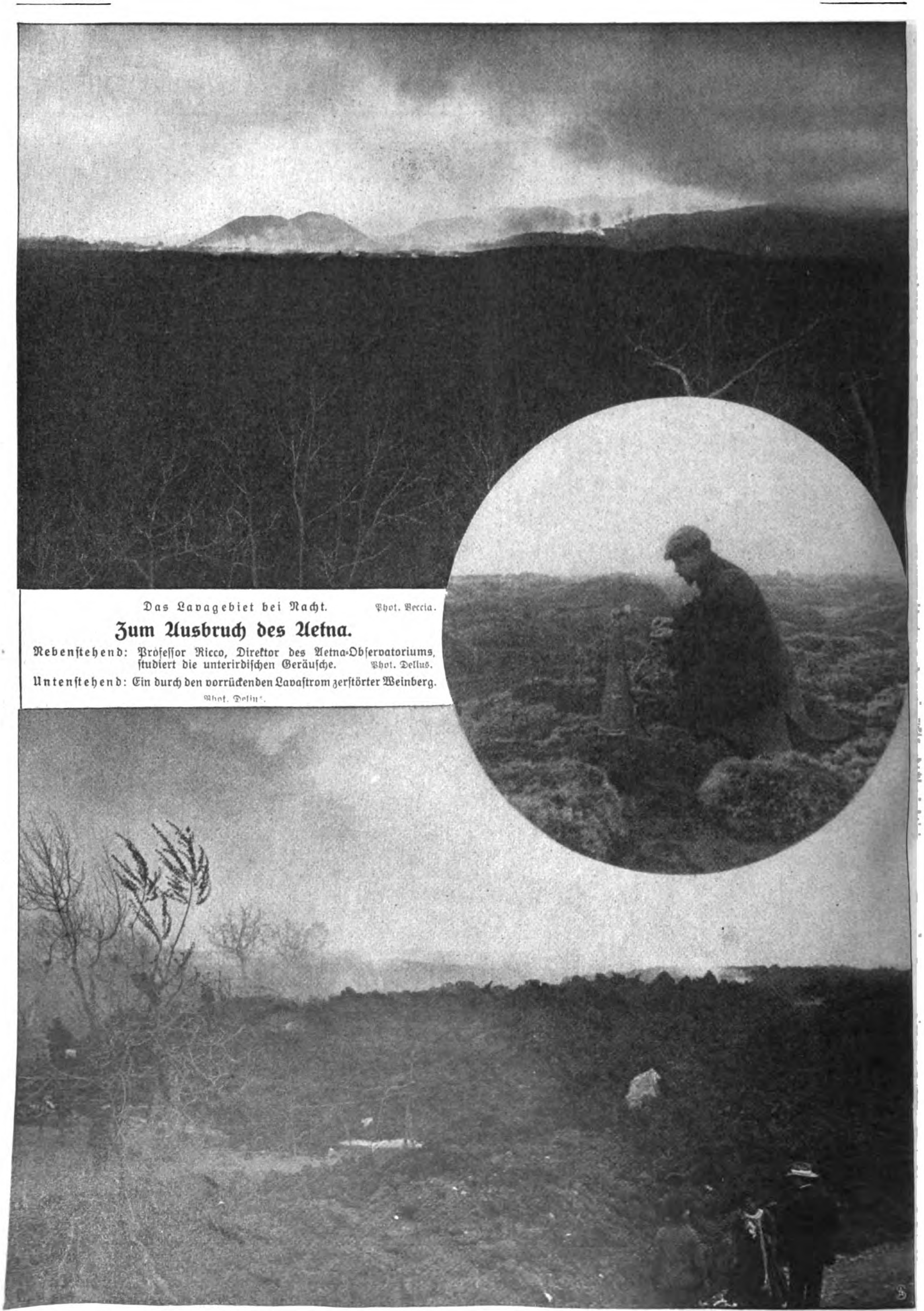
Bilder vom Tage



Phot. Tresca.

Großadmiral v. Koester (×), der Vertreter des Deutschen Kaisers, trifft zur Feier ein.

Die Einweihung des Ozeanographischen Museums in Monte Carlo



Das Lavagebiet bei Nacht. Phot. Beccia.

Zum Ausbruch des Aetna.

Nebenstehend: Professor Ricco, Direktor des Aetna-Observatoriums, studiert die unterirdischen Geräusche. Phot. Dellus.

Untenstehend: Ein durch den vorrückenden Lavastrom zerstörter Weinberg. Phot. Dellus.

Die Opfer des Unglücks.



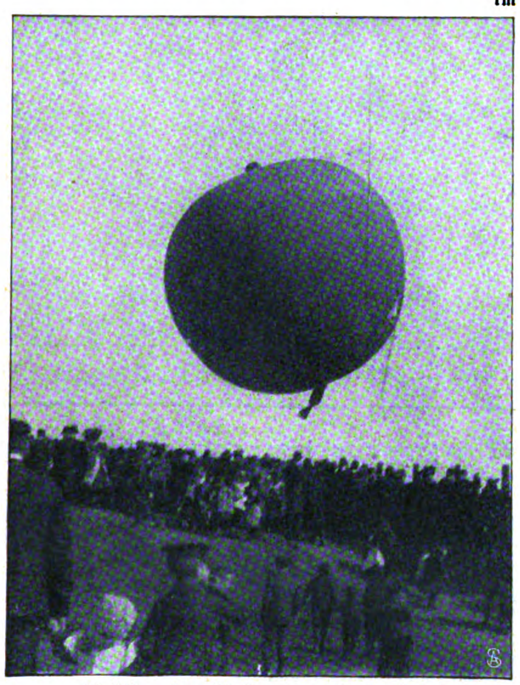
Stadtbaurat Benduhn †



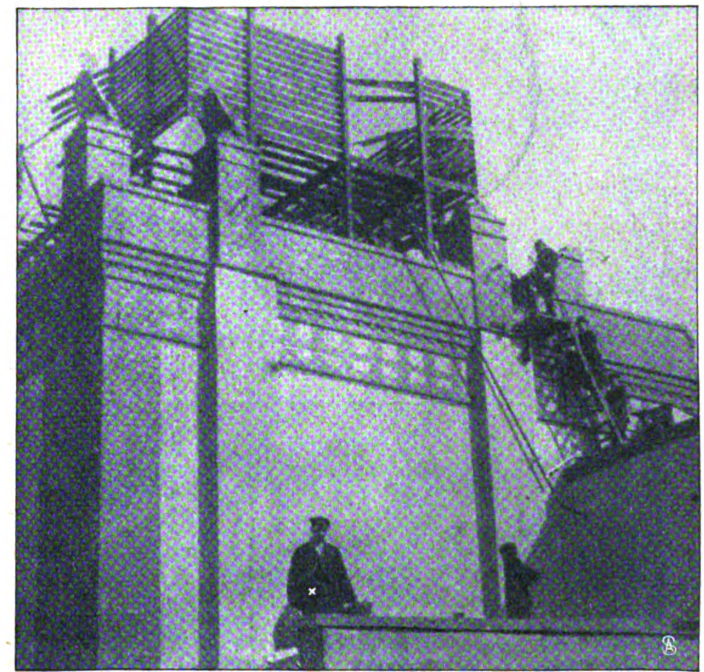
Der einzige Ueberlebende, Prokurist Semmelhack, im Krankenhaus in Stettin. Phot. Dreblow.



Reichstagsabg. Dr. Delbrück †



Aufstieg des Ballons zur Todesfahrt.



Das Haus in Stettin, gegen das die Gondel stieß.
Mann (×) mit den beim Anprall des Ballons herausgeflogenen Gegenständen.

Zur Katastrophe des Ballons „Pommern" bei Saßnitz.

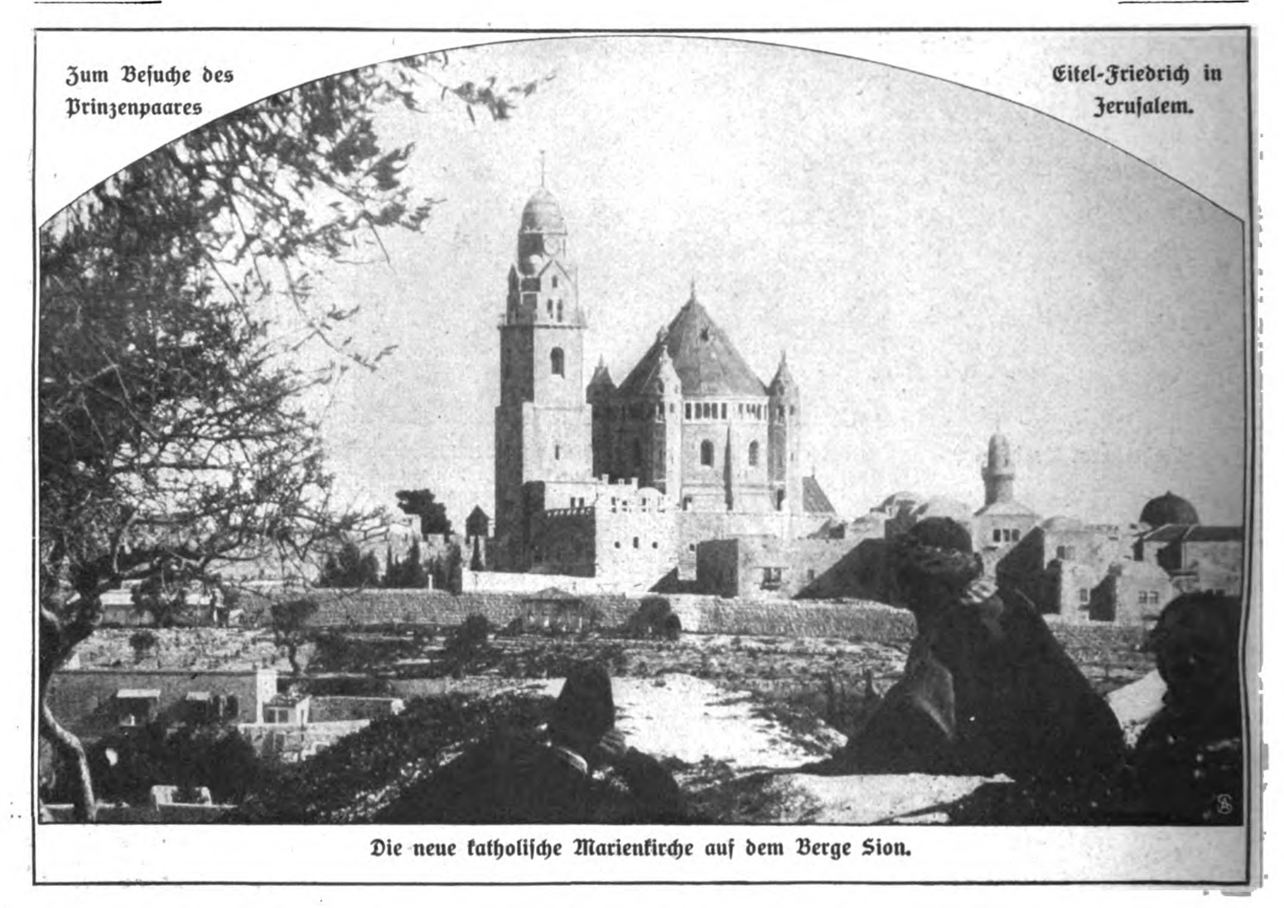


Prof. Dr. Richard Abegg †

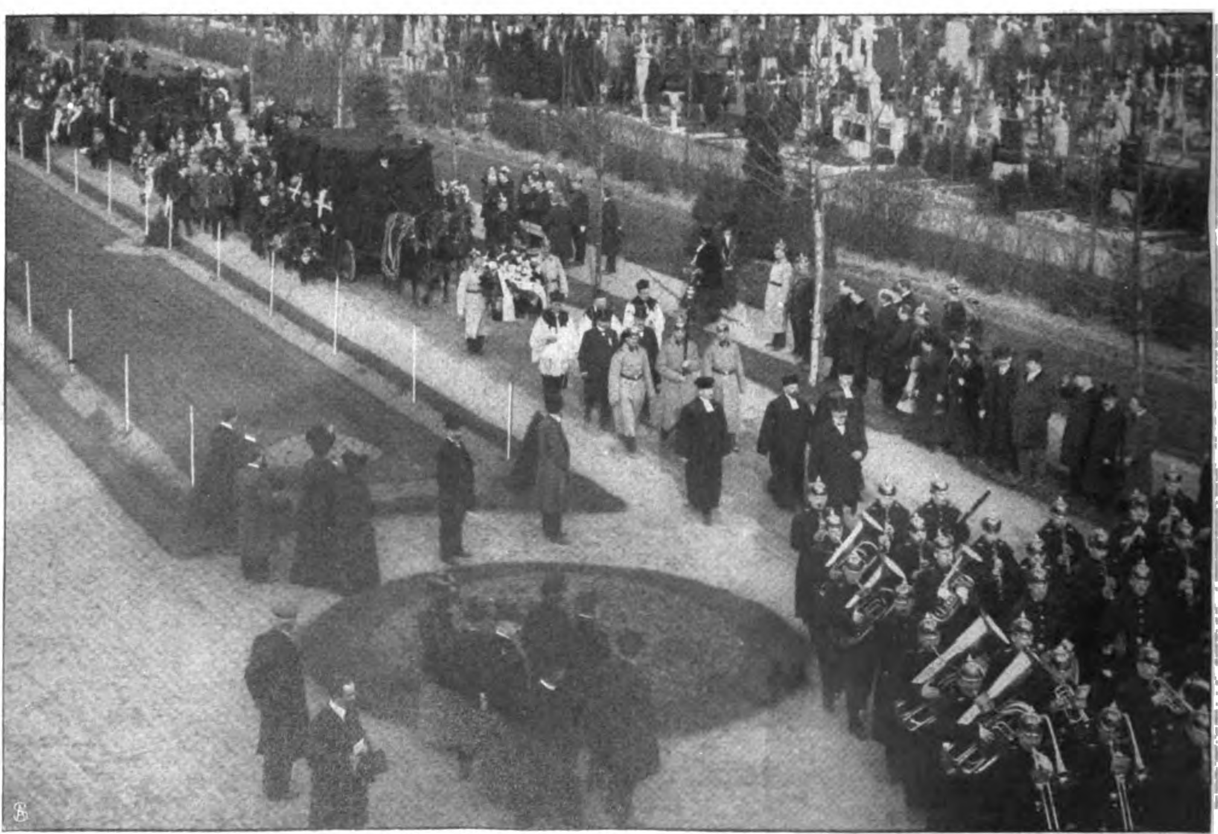


1. Professor Abegg. 2. Frau Abegg. Phot. Jaensch.
Der Ballon vor dem Aufstieg in Breslau.

Zum Todessturz des Professors Abegg, Begründers des Schlesischen Vereins für Luftschiffahrt.

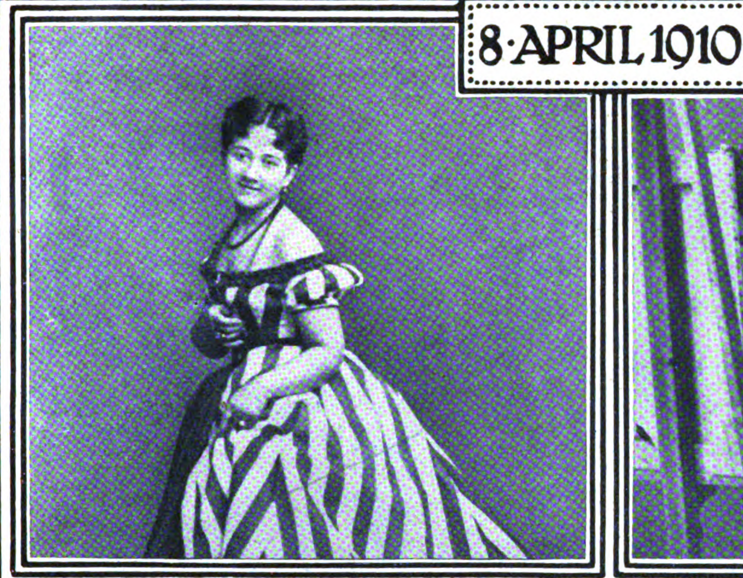


Die neue katholische Marienkirche auf dem Berge Sion.



Die feierliche Beisetzung der bei der Mülheimer Eisenbahnkatastrophe verunglückten Soldaten. Phot. Genz.

8·APRIL 1910



Das Milchmädchen von Schöneberg.

Aurora in Oel.



Afrikanerin.



Amme in „Romeo und Julia“.



Köchin Christine in „Dienstboten“.



Charlotte in „Erster Mittagstisch“.



Marthe in „Faust“.



Rosalie in „Leichte Person“.



Schusterjunge in „Krethi und Plethi“.

Anna Schramm

zu ihrem 75. Geburtstag.



Phot. Sport u. General.

M. Leblon,
französischer Aviatiker, verunglückte mit seinem Flugapparat bei San Sebastian.



Generalin Yin-Chang,
die Gemahlin des chinesischen Gesandten in Berlin, der als Kriegsminister in sein Vaterland zurückberufen wurde.



Geh. Leg.-Rat z. D. Fritz Rose,
Der Präsident des deutschen Seefischereivereins.



Wirkl. Geh. Ob.-Reg.-Rat Dr. Herwig,
Ehrenpräsident des deutschen Seefischereivereins. Zur Feier des 25jährigen Bestehens des Vereins. (Hierzu der Artikel von Dr. Hugo Böttger).

Generalleutn. z. D. Eduard v. Liebert,
der frühere Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, feiert seinen 60. Geburtstag.



Pastor D. Friedrich von Bodelschwingh †
der bekannte Philanthrop und Begründer der Anstalt Bethel bei Bielefeld.



Professor Dr. Andreas Achenbach †
der große Düsseldorfer Landschafts- und Marinemaler, verschied im 95. Lebensjahr.

Phot. Zander & Labisch.

Die bekannte Schauspielerin Frau Else Lehmann im Atelier des Bildhauers Járay. 



Phot. Jacopic.

Frühjahrstürme am Adriatischen Meer: Ein bei Triest vom Schneesturm umgeworfener Zug.



1 Obering. Beck. 2. Bürgermeister Dr. Predöhl. 3. Bürgermeister Dr. Schröder.

Die Feier anläßlich der Sprengung der letzten Schicht. Phot. Atelier Schaul.

Zur Vollendung des Elbetunnels bei St. Pauli in Hamburg.



Der Expräsident (×) mit General Slatin

bei einer Gymkhana in Chartum.

Zur Rückkehr Roosevelts aus Urwald und Wüste



Die Sonne von St. Moritz.

Roman von

Paul Oskar Höcker.

12. Fortsetzung.

Plötzlich fuhr Lore angsterfüllt empor und wandte sich rasch ihrer Freundin Willemintje zu. „Du," stieß sie zitternd aus, „das ist mehr als ein Abschiedsbrief — das ist ein letztes Lebewohl, ein allerletztes.... Er will Hand an sich legen...."

„Kind! Kind!"

Lore umschlang ihre Freundin, schluchzend preßte sie ihr Gesicht an Willemintjes Schulter. „Hilf mir doch, Willemintje, ach, hilf mir doch!"

Die Tür ging auf, die Jungfer erschien im Salon und meldete Herrn von Genzmer.

Ganz verstört sah sich Lore um. Sie verstand des Lärms wegen, der auf der Terrasse und den Tribünen jetzt das Finish der letzten Programmnummer begleitete, die Meldung der Zofe nicht.

Aber in der offen gebliebenen Tür erschien bereits der Besuch.

Sie trocknete hastig ihre Augen, ihre Wangen. In noch wundem, erschöpftem Ton bat sie ihn, näherzutreten. „Sie bringen Nachricht?" fragte sie dann mit einem leisen Schimmer von Hoffnung.

„Ich habe eben noch mit Mr. Biddle gesprochen. Grolls Schlitten ist erst bei Beginn des Rennens nach Maloja abgefahren, sagt der Concierge. Wenn man die Skier nimmt und ihm folgt, erreicht man ihn noch. Mr. Biddle zieht sich um und kommt mit. Wir wollen ihm ins Gewissen reden. Er m u ß die Rennen noch mitmachen. Alle Welt ist gespannt darauf, wie ‚Soleil' abschneiden wird. Wir setzen uns ja dem Gespött hier aus, wenn wir in letzter Stunde kneifen."

Lore nickte lebhaft zustimmend, sprach aber kein Wort. Inzwischen war Willemintje vom Balkon hereingekommen. Auch sie hatte sich in aller Eile einen Plan zurechtgelegt.

„Sehr gut, lieber Genzmer", sagte sie lebhaft. „Und meine Freundin und ich setzen uns in einen Schlitten und fahren hinter Ihnen drein!"

„Famos! — Wir sehen uns also droben im Hotel wieder. Das ist das einzige, das im Winter offen hält."

„War das dein Ernst, Willemintje?" fragte Lore, nachdem der Leutnant eiligst wieder verschwunden war. Sie fühlte sich so unsicher wie nie. Und Bedenken stiegen in ihr auf, daß ihre Freundin ihren Fuß überanstrengen könnte, der doch noch der Schonung bedurfte.

Willemintje zwang sich zu einem möglichst leichten und heiteren Ton. „Warum sollen wir nicht den herrlichen Tag wahrnehmen, um noch die kleine Schlittenpartie zu machen? In zwei Stunden können wir droben auf dem Paß sein."

„Aber dann ist es Nacht —"

„Tut nichts. Wir haben ja Mondschein."

Als sie kaum fünf Minuten später, mit Pelzwerk versehen, in einem der vor dem Hotel auf der Landstraße harrenden Schlitten Platz nahmen, sahen sie in der Richtung auf Campfèr eine dürre, langaufgeschossene Gestalt im Skikjöring davonsausen. Mr. Biddle war beim Verlassen des Hotels auf den Stallbesitzer, bei dem sein Fuchs stand, gestoßen und hatte ihm rasch eins der Pferde abgenommen, die gerade nach dem Stall gebracht werden sollten. Der Rappe war bei den Rennen mehrmals Outsider gewesen, also noch ganz frisch. Pferd und Läufer hatten sofort eine tüchtige Pace; noch vor dem nächsten Dorf überholten sie den Leutnant von Genzmer.

Zurückblickend gewahrte Willemintje auf der Strecke zwischen dem Hotel und dem zum See hinabführenden Fußweg ihren Onkel Abraham in einer lebhaft schwatzenden Gruppe: Rechtsanwalt Mayr, der das Monokel ins Auge geklemmt hatte und dem davonsausenden Schlitten interessiert nachschaute, gehörte dazu, und außerdem Frau Gertie Selle.

„Sieh nicht hin, Lore", sagte sie rasch.

Sie schwiegen darauf beide.

Willemintje empfand inniges Mitleid mit ihrer Freundin. Daß Lores Neigung zu Axel Groll schon so tief wurzelte, hatte sie nicht geahnt. Und die Abschiedsworte in seinem Brief konnte sie sich jetzt auch nicht anders deuten, als daß ein unüberwindliches Hindernis ihn für alle Zeiten von ihr schied.

Ob die nächsten Stunden nun endlich den düsteren Schleier lüften würden, der über seiner Vergangenheit, seiner Schuld lag? Und ob es noch eine Rettung, eine Rückkehr für ihn gab?

Sie hätte für Lore, die so unsagbar zu leiden schien, so gern gehofft. Aber je weiter hinaus sie in die Einsamkeit fuhren, je tiefer die Sonne sank, desto banger wurde ihr.

Lore hatte unter der Schlittenpelzdecke die Hände gefaltet. Fest preßte sie die Lippen aufeinander.

* * *

Im Hotel von Maloja, wo er schon einmal, vor Wochen, eingekehrt war, hatte sich Axel Groll eine Stube anweisen lassen.

Das Mädchen, das die Wirtin ihm hinaufschickte, um das Bett zu beziehen, kam unverrichteter Dinge zurück und meldete: der Fremde verlangte nichts weiter als ein Schreibzeug.

Die Frau brachte es dem seltsamen Gast dann selbst. Der hatte nur eine kleine Reisetasche bei sich, der er gerade ein Päckchen Briefe entnahm. Das Zimmer war geheizt, aber er hatte das Fenster weit geöffnet.



Die Sonne stand groß und goldrot dicht über dem schluchtartigen Einschnitt des steil abstürzenden Bergell. Für die nächsten Ortschaften am Silser See, hinter dem Paß, war sie für heute schon entschwunden; hier oben auf dem Kulm hatte man sie noch ein Halbstündchen länger.

Ob der Herr denn nicht über Nacht bleiben, hier schlafen wolle?

Nein, er gedenke noch heute abend eine größere Skitour anzutreten. Das kleine Gepäck sollte ihm mit der morgigen Post nach Tiefenkastel geschickt werden.

Nach Tiefenkastel? — Aber dahin gab's im Winter doch gar keinen Übergang!

Er wollte ihn ausprobieren. Auf Schneeschuhen. Zuerst hinauf nach Fuorcla di Lunghino, dann hinab über die Schneehalden zum Septimerpaß und über Forcellina ins Aversertal nach Juf und Cresta und dann die Straße weiter.

„Jetzt — bei Nacht?" fragte die Frau entsetzt.

„Wir werden ja Mondschein haben", entgegnete der Gast gelassen und rückte den Tisch ans offene Fenster in die Sonne.

„Aber das ist lebensgefährlich, mein Herr! Wissen Sie das?"

Er zuckte die Achsel. „Es gilt eine Wette, liebe Frau."

Sie zögerte noch immer an der Stubentür. Wenn er schreiben wolle, sagte sie, fände er's doch unten in der großen Wirtsstube besser, die sei geheizt.

Müde dankte er. „Ich sehe noch gern ein bißchen in die Sonne."

Und dann setzte er sich hin, überlas die Aufzeichnungen, die nun schon seit Wochen ihrer Absendung nach dem fernen Süden harrten, und ließ ihnen eine Nachschrift folgen.

„... Wenn diese Blätter morgen früh den Briefkasten hier oben auf der Paßhöhe von Maloja verlassen, um endlich die Wanderung zu Dir anzutreten, dann hab ich die große und beschwerliche Winterfahrt hinter mir, vor der es mich im Augenblick noch ein bißchen graut. Noch scheint mir die Sonne aufs Papier. Es ist die gleiche liebe Sonne, die mir in St. Moritz eine Zeitlang Sommer vortäuschte, ob auch der eisige Winter unter der Schneedecke knirschte. Wenn sie sich von diesen Blättern verabschiedet hat, weißt Du alles, und dann greife ich nach dem Bergstock und mache mich still auf den Weg über den Paß....

„Ich kann Dir nicht alles schildern, was ich in den paar Wochen erlebt habe, seitdem ich zuletzt in diesem armseligen Wirtshauskämmerchen gehaust habe. Es sieht zu wirr in mir aus. Das Glück kam und hielt mir die Hand hin, ich griff schon danach, sehnsüchtig, jubelnd, und da fuhr das Schicksal wieder mit seiner plumpen, täppischen Faust dazwischen und schlug mich zu Boden. Ich habe von einem Wesen Abschied nehmen müssen, das mich in dieser St. Moritzer Zeit wieder hoffen gelehrt hatte. Wer Lore war? Wie ich sie kennen lernte? Ich will Dir nur sagen, was sie m i r war. Einmal sagte ich zu ihr: ‚Meine Frau Sonne — das sind Sie mir geworden!' Ich dachte, die müsse mir nun immer scheinen, Tag für Tag, Stunde für Stunde. Ich wärmte mich an ihren Strahlen. Ein Dankgefühl hatte ich in der Brust wie ein Genesender. Das Licht war heller, die Welt war schöner geworden mit jedem Tag. Lore hätte wieder den begeisterungsfähigen, fröhlichen, kampfmutigen Burschen von einst aus mir machen können. Aber es hat nicht sein sollen. Eines Tages erschien Gertie in St. Moritz. Sie hat mir eine üble ‚Szene' gemacht, voller Eifersucht. Mit ihrem brutalen Ungestüm dachte sie mich von Lores Seite zurückzureißen. Ich konnte Lore ja nicht beichten, was mich mit diesem Weib verbindet. Eine banale Liebesgeschichte — so muß sie wohl annehmen. Nun, die hätte sie mir vielleicht verzeihen können. Es wäre der einzige Posten auf meinem Schuldkonto geblieben, des war sie ja sicher. Aber nun hat das Verhängnis doch noch einen Weg gefunden, um mich zur Strecke zu bringen.

„In meinem ersten Brief schrieb ich Dir, daß ich schon in Berlin eine gewisse Unruhe nicht loswurde, so oft ich einem jüngeren Rechtsanwalt begegnete, der im Hause der Frau von Troost ein und aus geht. Auch den traf ich hier wieder, seltsam interessiert für jeden meiner Schritte. Frau Erika von Troost war in erster Ehe mit Doktor Selles Bruder verheiratet. Ich weiß, wie groß ihr Zorn darüber war, daß sie bei Selles Tod leer ausging. Ebenso groß war die Enttäuschung von Selles Vetter, dem Bankier Selle. Durch verschiedene Kombinationen habe ich nun in den letzten Tagen volle Gewißheit darüber erhalten, daß die Verwandtschaft einen Prozeß anstrebt, um Gertie das reiche Erbe streitig zu machen. Auf zivilrechtlichem Weg können sie die Erbschaft natürlich nicht anfechten. Irgendeine dunkle Ahnung, vielleicht auch ein Wort des Selbstverrats durch Gertie muß die Leute da auf den Gedanken gebracht haben, daß der leichtsinnigen jungen Witwe auf kriminellem Gebiet nahezukommen sei. Trauer hat sie nie gezeigt, nicht einmal die äußere Form gewahrt, im Gegenteil oft genug zu erkennen gegeben, daß sie die Erlösung von ihrem Quälgeist dankbar begrüßte. Der überraschend schnelle Tod gab ihnen zu denken. Der Klatsch hat mich mit ihr schon lange in Verbindung gebracht. Zu einer Zeit, wo ich noch gar nicht ahnte, wie man uns beide beobachtete. Ich war der einzige Arzt an Selles Totenbett — ich war der einzige, der die wahre Todesursache kannte. Und ich war nach ihrer Meinung der einzige außer Gertie, der ein Interesse daran haben konnte, Hans Selle aus dem Wege zu räumen. Sie nehmen jetzt an, daß wir das Verbrechen von langer Hand vorbereitet hätten.

„Vor wenigen Tagen drang Gertie abends in mein Zimmer ein. Sie wollte Klarheit, d. h., sie wollte ihre Macht über mich geltend machen. Ich habe ihr gesagt, daß eine Verbindung zwischen uns undenkbar ist. Sie hat sich dabei nicht beruhigt, die bohrende Eifersucht beraubt sie aller Überlegung.

„Vielleicht sind wir belauscht worden, vielleicht hat Gertie, die sich in ihrer zornigen Überreizung in die erstbeste skrupellose Gesellschaft im Hotel gestürzt hat, sich von ihrer Umgebung ausforschen lassen, vom Cham-



pagner aufgepeitscht — kurz, ich hatte heute vormittag eine denkwürdige Unterredung mit jenem Berliner Juristen, von dem die Fama behauptet, er wäre mir — und Gertie — gewissermaßen als Detektiv nachgeschickt worden.

„Ausweichen konnte ich ihm nicht, ich hätte mich dadurch nur um so verdächtiger gemacht.

„Was soll ich Dir das spitzfindige Hin und Her in seiner ganzen marternden Peinlichkeit ausführlich schildern. Rechtsanwalt Mayr, einer der gesuchtesten Advokaten Berlins, ist berühmt durch seine glänzende Rednergabe — und berüchtigt ob der Skrupellosigkeit der Mittel, die er anwendet, um seiner Partei zum Erfolg zu verhelfen. Er hat eine sehr leicht täuschende lebemännische Art, eine gewisse Jovialität, durch die er rasch das Vertrauen zweifelhafter Elemente gewinnt. Wenn er seine berühmten Verteidigungsreden vor den Geschworenen hält, so ist man erstaunt, in welche Winkel des Elends, des Lasters, in welche Schlupfwinkel der Verbrecherwelt sein Spürsinn reicht, wie groß seine Kenntnis aller menschlicher Verirrungen ist. Wehe dem Leumundszeugen, der seinen Klienten angreift. Er sieht bald ein Bild von sich selber entrollt, vor dem es ihm graut. Die winzigsten Punkte, die sich zu einem „Fleck auf der Ehr" aufbauschen, vergrößern, vergröbern lassen, die stöbert er im Leben eines solchen Menschen, der ihm unbequem geworden ist, auf. Und dann hilft auch das beste und ruhigste Gewissen nicht mehr. Im Leben eines jeden kannst Du eine schwache Stunde finden. Die wächst unter dem scharfen Blick dieses hämischen Rechtskundigen dann zu einer Schuld, neben der die Rechtschaffenheit eines ganzen übrigen langen Daseins verschwindet. Du kannst entkräften, aber nicht mehr beseitigen — es wird stets so viel hängenbleiben, daß Du in den Augen der Welt einen Makel wie eine Kugel hinter Dir herschleppst.

„Ich war zuerst abwartend, ablehnend, abweisend — aber Rede stehen mußte ich ihm schließlich doch. Er ist über jeden, aber auch über jeden Weg unterrichtet, den ich mit Frau Gertie je gegangen bin. Immer enger sah ich mich eingekreist. Woher sein Wissen stammt? Es ist nicht anders erklärbar, als daß er Gerties frühere Zofen und Hausmädchen, den Portier, vielleicht auch den und jenen von meinem Sanatoriumspersonal ausgehorcht hat. Und auf Grund von deren Aussagen hofft er uns zu überführen, hofft er uns zu dem Geständnis zu zwingen: daß Selle unserer Liebe schon immer im Wege war.

„Ach, Junge, was soll ich mich in meine Wut, meine Ohnmacht wieder zurückversetzen? Ich kann mir jetzt denken, warum der Angeklagte den Untersuchungsrichter, den Staatsanwalt so leidenschaftlich haßt. Die Schlinge, die Dir den Hals einschnürt, in der spielenden, leichten Hand zu sehen, immer enger, immer atemberaubender zusammengezogen.... Furchtbar, furchtbar!...

„Mayr weicht nicht mehr von Frau Gerties Seite. Unter der Maske eines Courmachers hat er sich da heranzuschleichen gewußt. Sie nimmt jetzt ja wahllos jede Huldigung an, nur um mich zu reizen, meine Eifersucht aufzustacheln. Und in seinen Händen wird sie Wachs sein. Was er bis heute nur ahnt, das wird er ihr als letzte Beichte herauspressen.

„Und das wird nach wochenlanger, zäher, fleißiger, komödiantisch verschleierter Vorbereitung dann endlich die Stunde seines Triumphes!

„Er wird das Material der Staatsanwaltschaft übergeben. Man wird Gertie und mich verhaften.

„Die Schande aber würde ich nicht überleben.

„Mein alter Fred, Du bist Soldat, Dich hat der Tod da unten im Hereroland schon in mancher greulichen Fratze angegrinst. Für Dich hat Gevatter Hein keine Schrecken mehr. Vielleicht lächelst Du hinterher aus der Ferne über mich. Voll Mitleid — mit Deiner berühmten Nachsicht. Aber wärst Du da, so würdest Du mir jetzt noch einmal fest die Hand geben, mir Mut zusprechen, dann die Zähne zusammenbeißen, indem Du mir noch ein letztes Mal offen und klar ins Auge schaust, und darauf still die Stube verlassen. Ich würde erst beim Aufblicken entdecken, daß Du fort bist — und daß Du mir ein zierliches, blinkendes Abschiedsgeschenk auf dem Tisch zurückgelassen hast. Deinen Revolver.

„Ich weiß, Fred, was ich dem Namen schuldig bin, den wir tragen. Keine Furcht also.

„Die Sonne hat sich ins Bergell gebettet. Wie in einem Feuerkessel brodelt's da unten. Der ganze Himmel glüht. Und blicke ich links zurück durch das halbblinde kleine Dachfenster, so sehe ich schon die große, blasse Scheibe des Mondes über den Schneehäuptern hinter Silvaplana auftauchen. Vollmond. Am Himmel steht kein Wölkchen. Es wird eine wunderbare Nacht geben. Silberhell wird mir das Licht des gutmütigen Begleiters auf meiner letzten Alpenfahrt leuchten. Ich schnalle mir die Skier unter die Sohlen und ziehe mit leichtem Herzen und leichtem Gepäck in den Schnee hinaus. Meine Sorgen habe ich hier auf diesen Blättern gelassen. Sie werden irgendwo auf der heißen Erde da unten im Südwest mit den Fetzen zerflattern, die Du den Winden übergibst.

„Leb wohl, Fred.

Dein Bruder Axel."

Als Mr. Biddle hinter seinem Rappen Maloja erreichte — naß und dampfend wie zwei Stunden vorher beim Skikjöringrennen auf dem See von St. Moritz, war es halb sechs Uhr. Er hatte eine gute sportliche Leistung hinter sich und war zufrieden.

Oben im Hotel erfuhr er aus dem Munde der Wirtin, welchen Skirekord Doktor Groll zu leisten gedachte. Sofort regte sich in ihm etwas wie Eifersucht. Einen so großartigen winterlichen Alpenübergang auf Skiern verzeichnete die alpine Literatur bis jetzt überhaupt noch nicht. Für ein paar Augenblicke vergaß Mr. Biddle beinahe, daß dieser Rekord auf Kosten des „Soleil" ging, der dadurch in den nächsten sehr wichtigen Tagen des eingeübten Bremsers entbehren sollte.

Man bezeichnete ihm die Tür des Zimmers, in dem der Fremde saß. Mit seinem harten Knöchel pochte er an und drückte gleich darauf die Klinke nieder.

Axel Groll stand am offenen Fenster und verschloß gerade seine Reisetasche, die er mit seinem Namen, dem Bestimmungsort und einer Unteradresse versehen hatte.



„Oh, Mr. Groll, ich komme Ihnen zu sagen, daß wir sind sehr erschrocken über Ihre Abreise.“

Nicht im entferntesten hatte Axel Groll an die Möglichkeit gedacht, daß sein Fortgehen noch vor Beendigung der Rennen auf dem See bekannt werden konnte. Vom Hotelfenster in St. Moritz aus hatte er alle Bekannten auf dem Weg zu den Tribünen gesehen: Lore mit ihrem „Gefolge“ — behutsam führte sie ihre Freundin über die schmalen Schneestufen — das Ehepaar Vogelsang, den Rechtsanwalt Mayr, der seinen Arm vertraulich in den von Gertie gelegt hatte, und als letzten seinen bisherigen Zimmernachbar, den Holländer.

Als er hörte, daß die Damen im Schlitten hierher unterwegs waren, verlor er vollends die Fassung.

„Ich habe Fräulein Englhofer geschrieben — sie kennt die Gründe, die mich zwingen, St. Moritz zu verlassen — ich kann die Rennen nicht mitmachen. Es tut mir sehr leid, Mr. Biddle, aber es ist ausgeschlossen, daß ich zurückkehre.“

Da unten vor dem Eingang noch Mr. Biddles Rappe stand, verließen sie das Zimmer und traten ins Freie.

In der Sonne war über Tag der Schnee auf dem Paß aufgetaut. Die Postwagen und Lastfuhrwerke, die hier Station machten, steckten mit ihren breiten Rädern tief im aufgeweichten Erdreich. Der Platz war schwarz von den Pfützen, die sich vom Tauwasser gebildet hatten. Rasch sank nun aber die Temperatur. An den Stellen, die zuerst im Schatten gelegen hatten, knirschte schon der Schnee unter den Füßen; auf einzelnen Pfützen begann sich wieder eine Eisschicht zu bilden.

Mr. Biddle ließ seinen Rappen im Stall unterbringen. Der alte Studienfreund mußte ihn dahin begleiten. Während der Amerikaner dem Stallmann Anweisungen gab, wie das erhitzte Tier zu behandeln wäre, überlegte Groll seinen Plan. Er wollte den Paß verlassen haben, noch bevor der Schlitten mit Lore und Willemintje hier eintraf. Aber Mr. Biddle war zäh. Er hatte sich eine Pferdedecke umgehängt, seine kurze Maserholzpfeife in Brand gesetzt, rittlings auf einer Krippe Platz genommen und bearbeitete in seiner gelassenen Art, die keinen Widerspruch duldete, das ungetreue Mitglied seiner „Crew“.

Der „Soleil“ hatte die besttrainierte Bobmannschaft. Auch der Erzherzog, mit dem Mr. Biddle vorhin beim Rennen über die Chancen gesprochen hatte, war der Bewunderung voll von den letzten Probefahrten. Im Klub waren schon Tips ausgegeben worden: der „Soleil“ zählte da in erster Reihe mit. Einen neuen Bremser in die Mannschaft aufzunehmen, das war jetzt, am Vorabend der großen Rennen, ganz ausgeschlossen.

Es war der fast stumpfen Ruhe, mit der Mr. Biddle auf seiner Forderung beharrte, mit Vernunftgründen nicht beizukommen. Schließlich versuchte es Axel Groll, ihn durch Versprechungen loszuwerden.

„Morgen bin ich in Tiefenkastel — übermorgen kann ich in St. Moritz wieder mit der Bahn eintreffen. Zum eigentlichen Rennen komme ich dann immer noch zurecht.“

Mr. Biddle stieß eine dicke Dampfwolke aus und sagte, ohne die kurze Pfeife aus den Zähnen zu lassen: „Wenn Sie dann noch leben, Mr. Groll.“

Unsicher forschte Axel in den ruhigen Zügen des Amerikaners. „Warum — soll ich dann nicht mehr leben?“ fragte er mit einem gezwungenen Lächeln.

„Der Rekord, den Sie vorhaben, ist sehr gefährlich, Mr. Groll. Den können Sie machen, wenn die Rennen sind vorbei. Vorher nicht.“

Sie stritten noch miteinander, als Genzmer vor dem Wirtshaus anlangte — nicht minder dampfend und schweißtriefend als Mr. Biddle. Im Stall hörte man seinen hellen Kommandoruf, den er über den Paß hin erklingen ließ.

Nun war Axel Groll ein Entrinnen unmöglich gemacht. Er mußte das Eintreffen des Schlittens abwarten.

Trotzdem die Sonne schon seit einer halben Stunde hinter dem Bergell in die italienische Ebene hinabgesunken war, strahlte im Westen der ganze Horizont in rotgoldenem Feuer. Auch die Schneegipfel auf der Südseite der Seenkette ragten wie leuchtende Fackeln auf. Doch über die schmale, ebene Schneefläche des Silser Sees ergoß sich schon der milde Silberglanz des Mondes.

Den Rest der Schlittenfahrt zum Kulm empor begleitete dies wunderbare Farbenspiel: der Kampf der Gestirne. Willemintje war dem Eindruck ganz hingegeben. Auch Lore empfand trotz ihrer erregten Stimmung die überwältigende Schönheit dieser Szenerie.

Das Wiedersehen mit Axel Groll bot durch die kaltblütige Überlegenheit Biddles und die gutmütig drollige Gereiztheit, die der Leutnant dem Ausreißer gegenüber zur Schau trug, keinerlei Gelegenheit zu tragisch anklingenden Vorwürfen.

Die beiden Skiläufer froren, verlangten nach Grog und bestanden darauf, daß man sich im großen Wirtzimmer zunächst einmal behaglich um einen Tisch setzte, die Lampe anzünden ließ und sich stärkte.

Genzmer half Willemintje behutsam vom Schlitten über die inzwischen starr gefrorenen Pfützen ins Wirtshaus. Mr. Biddle verhandelte mit dem Schlittenkutscher über das Ausspannen der Pferde und traf dann in der Küche seine Anordnungen für ein ausreichendes Abendessen.

Inzwischen war Lore mit Axel allein auf dem Platz geblieben.

Sie waren von der Straße weg auf die Felsplatte getreten, zu dem Gitter, über das man den berühmten Blick über das Bergell hat. Die Schlucht lag in tiefblauen Schatten unter ihnen. In matten Orangetönen zitterte noch das verglimmende Licht des Tages als schmaler Streifen über dem tiefsten Einschnitt des Bergell. Da und dort flimmerten Sterne, wie greifbar nahe. Der Mond war nicht zu sehen, denn der Riesenschatten des Wirtshauses und der Ställe schlug über ihren Platz hin. Links und rechts von den Gebäuden aber leuchteten die weißen Schneewände der wild zerrissenen Alpenlandschaft.

Von allen Anklagen, die Mr. Biddle gegen den



Flüchtling vorgebracht hatte, war Lore nur die eine im Gedächtnis geblieben: daß Axel Groll die nächste Nacht benutzen wollte, um den noch nie dagewesenen Rekord einer nächtlichen Skifahrt über den Septimer durchzusetzen. Sie brauchte nichts anderes zu hören — sie wußte, daß dies eine Fahrt in die Ewigkeit war.

Weithin sichtbar thronte über Maloja das Schloß Belvedere. Die Fenster glitzerten im Mondlicht. Aus der Nacht hinter dem kastellartigen Bau traten, in silbernem Licht schimmernd, die Gipfel des Septimer, des Piz Duan, des Pizzo Lunghino hervor.

Lore streckte den Arm dahin aus. „Graut es Ihnen nicht?" fragte sie mit unsicherer Stimme.

Er ließ matt die Schultern sinken, tief aufatmend. „Kismet", sagte er leise.

„Sie wollen mir nicht sagen, wer Ihnen Ihr Todesurteil gesprochen hat?"

Mit einer hastigen Gebärde suchte er ihr zu wehren. Aber sie hielt ihm das Antlitz zugewandt, und trotzdem sie im Schatten des Hauses standen, fühlte er sich im Bann ihrer dunkeln Augen.

„Hier handelt sich's um keinen Rekord, Sie Ärmster, — daran mag Biddle glauben, ich glaube nicht daran — hier handelt sich's um eine Flucht aus dem Leben."

Nun neigte er schweigend die Stirn.

„Ist denn Ihr Verbrechen so ungeheuerlich — um Gottes willen, sagen Sie mir doch, Axel — daß es nur so gesühnt werden kann?"

„Kein Verbrechen. Nennen Sie's einen Leichtsinn. Aber eine Schuld, die ich nicht allein trage. Und büßen will ich sie nicht Schulter an Schulter mit..." Er hob drohend beide Fäuste gegen den Himmel. Aufstöhnend brach er ab.

Sie schwieg lange, sie kämpfte mit sich — gegen ihren Stolz. Dann sagte sie gedrückt, fast hilflos, wie vor sich selbst beschämt: „Und die Rücksicht, die Sie nehmen müssen, zwingt Sie, mich — so tief zu demütigen?"

Er hörte die Tränen in ihrer Stimme. In plötzlicher Erschütterung griff er nach ihren Händen und beugte sich auf sie, fast selbst zu einem Schluchzen hingerissen, und küßte sie.

„Vertrauen Sie mir doch, Axel. Ich dürft es ja kaum mehr aussprechen. Einmal haben Sie mich schon zurückgewiesen. Ich will Ihnen nicht wie ein bettelndes Ding vorkommen, das seinen Stolz vergißt, und doch —"

„Ach Lore, Liebste, Liebste!..." Er richtete sich auf, preßte sie an sich. Und indem ihre Tränen sein Gesicht benetzten, küßte er sie lange, immer wieder, auf Augen, Stirn und Wange, dann auf den Mund, nicht fähig, von ihr zu lassen.

Es war eisig kalt geworden. Sie fühlten es beide nicht, trotzdem ihnen der Atem fror. Im Wirtshaus waren da und dort Lampen angezündet worden. Die hellen Rechtecke der Fenster zeichneten sich scharf in dem großen Schatten ab, den die Hauswand über den Schnee warf.

Langsam kehrte Lore zum Haus zurück, Hand in Hand mit ihm.

„Ich habe einen einzigen Menschen zu meinem Vertrauten machen wollen", sagte Axel, „meinen Bruder. In der ersten Zeit in St. Moritz hab ich an ihn geschrieben. Das war schon damals so eine Art von Abrechnung — von Abschied. Aber ich konnte mich nicht entschließen, die paar Blätter abzuschicken. Denn inzwischen hatte ich dich kennen gelernt, Lore — dich."

„Hast du den Brief noch?"

„Ja. Heute hat er seine Nachschrift bekommen. Ich schrieb die letzten Worte, als Mr. Biddle kam."

„Willst du mir ihn nicht geben? Darf ich ihn nicht lesen?"

Er nickte. Indem sie in den Lichtschein des Hauseingangs traten, zog er das postfertig gemachte Schreiben aus der Brusttasche und gab es ihr. „Es läßt sich nur — leider — nichts mehr daran ändern", sagte er mit einem trüben Lächeln.

Lore folgte Axel in das Zimmer des oberen Stockwerks. Er zündete die Lampe, die über dem Tisch hing, an — und Lore trat heran und las in fliegender Hast Bogen um Bogen.

In der Wirtsstube hatte sich inzwischen noch mehr Gesellschaft eingefunden: Bobsleighfahrer, die den sonnigen Tag zu mehreren Touren durch das Bergell benutzt hatten. Die Fahrt war gefährlich, an den scharfen Kurven war man ganz auf die Bremse angewiesen, aber, von einigen Entgleisungen im tiefen Schnee abgesehen, war das Unternehmen dreimal geglückt. Die schweren Stoßschlitten hatten sie immer von Zweispännern bergauf schleppen lassen, während sie selbst den Marsch zu Fuß zurücklegten. Sie waren körperlich erschöpft, aber bester Laune in der Erwartung eines guten Abendessens und danach der schönen Heimfahrt bei Mondschein im bequemen, mit Wärmeflaschen versehenen Schlitten.

Genzmer verkündigte den Ankömmlingen sofort stolz den Sieg des Führers vom Bob „Soleil" im Skikjöringrennen. Mr. Biddle wurde gefeiert, man machte gemeinsame Tafel, aß und trank, und der Sieger vergaß dabei fast des Grundes dieser späten Fahrt.

Unruhig blickte nur Willemintje immer wieder nach der Tür. Heimlich besprach sie sich mit Genzmer.

Der sagte ihr offen: die Art und Weise des Doktors hatte ihm ganz und gar nicht gefallen. Da stimmte irgend etwas nicht. Hier lag nicht, wie er zuerst angenommen hatte, eine Laune, eine Ungezogenheit vor: diese plötzliche seltsame Flucht entsprang ernsteren Beweggründen. Und nach allem mußte man sie in Zusammenhang mit Frau Selle bringen — wenn sich auch Kamerlander durch seine vorlaute Bemerkung die allerhöchste Ungnade zugezogen hatte.

Willemintje schwieg darauf, sie wurde ja selbst zwischen hundert Zweifeln hin und her gerissen.

Die frohe Laune der beim Punsch sitzenden Bobsleighfahrer war noch immer im Steigen begriffen. Ein paar Türen im Treppenhaus waren offengeblieben. Nun zog aus der Küche und der großen Gaststube der Speisenduft und Punschgeruch durch alle Räume, auch durch die Fugen der alten Holztür, die das Fremdenzimmer Axel Grolls vom Flur trennte. Und das Lachen, das Schwatzen und Rufen in verschiedenen Sprachen scholl durch das ganze Haus.



Lore hatte in tiefer Erschütterung gelesen.

Als sie das letzte Blatt aufnahm, wollte Axel sie hindern. „Das nicht mehr — bitte, Lore!“ sagte er und griff nach dem Schluß, den er seiner Beichte heute in diesem Raum angefügt hatte.

Sie wehrte ihm und las zu Ende. Eine fieberhafte Erregung hatte sich ihrer bemächtigt. Das Blatt zitterte in ihrer Hand. Sie wandte sich von ihm ab. Der Bogen entfiel ihren Fingern. Schluchzend preßte sie die Hände gegen ihr Antlitz und warf sich auf den Stuhl am Tisch, achtlos mit den Armen aufschlagend.

Endlich hob sie das tränenüberströmte Antlitz.

„Also jetzt — wärst du schon unterwegs, Axel? Wenn wir dir nicht gefolgt wären?“

„Warum quälst du mich, Lore? — Ich meinte: nun müßtest du mich doch begreifen.“

„Vieles begreife ich. Ich sehe, was du gelitten hast. Ich verstehe, daß diese Marter dich verändert hat. Ich begreife, daß du verzweifelt warst. Und es tut mir so weh, daß ich dich — damals — mißverstanden und gekränkt habe. Aber sag doch: ist denn nicht jede Schuld auf Erden zu sühnen, wenn der gute Wille da ist?“

„Auf Erden? Vor dem Richter? Nein — ich darf meinem Namen nicht die Schande machen.“

„Und wenn du selbst dein Vergehen mit dem Tod bestrafst, müßte dann nicht alle Welt annehmen: an deinen Händen klebt Blut?!“

Er fuhr empor. Starr sah er sie an. „Wie — sprichst du nur?“

„Laß sie doch die Anklage gegen dich erheben. Deine Schuld ist nicht so riesengroß, daß der Urteilsspruch deinen Namen unehrlich machen könnte. Ist e i n Mensch o h n e Fehl? Du hast geirrt, wo Tausende an deiner Stelle kaum anders gehandelt hätten. So nimm doch mutig die Strafe auf dich. Gibt sie dich der Verachtung preis? Wer hätte die Stirn, Axel, zu sagen, du beschimpfst deinen Namen, wenn du ein Unrecht offen bekennst?“

Als wenn aus tiefster Nacht ihm ein heller Schimmer einen Pfad wiese, eine Richtung, so drangen ihre Worte an sein Ohr, pochten an sein Herz.

Aber sofort entschwand ihm der rettende Schein wieder. „Und — sie?!“ fragte er.

Lore senkte die Lider. Es war, als habe sie ein körperliches Unbehagen zu überwinden bei der Erinnerung. Doch nach kurzem Zögern sagte sie: „Sie wird deinen Beistand brauchen. Mehr als je. Und du darfst sie nicht hilflos diesen Subjekten überlassen.“

„Ich kann ihr nicht helfen. Ich nicht.“

„Du kannst es. Nur dein Zeugnis kann sie schützen. Wenigstens von dem furchtbaren Verdacht reinigen, den ihr Ankläger auf sie werfen will.“

Axel hielt die Stirn in die Hände gepreßt. Tonlos stieß er aus: „Vielleicht — hat ihr Ankläger — recht!“

Wie entgeistert starrte sie ihn an. „Das ist deine wahre, innere Überzeugung? Einen Mord traust du ihr zu? Nach einem kalt überlegten Plan?“

„Vielleicht — vielleicht. Ich bin mir selbst nicht klar. Ob sie wirklich nur so kindisch-genußsüchtig, so kindisch-unüberlegt war, oder.... Ich weiß es nicht.“

„Ich kenne sie aus deiner Schilderung. Und ich habe sie gesehen. Jeden Leichtsinn traue ich ihr zu. Aber ein solches Verbrechen nicht.“

„D u bist ihre Fürsprecherin, Lore? Du?!“

„Weil ich an den guten Kern in j e d e m Menschen glaube. Hast du nicht selbst gesagt, in einem andern Pflichtenkreis hätte sie eine gute, rechtschaffene Frau werden können?“

Lange sah er sie an, tief bewegt. „Du wundervolles Weib,“ sagte er, „du wundervolle Optimistin!“

„Erhebt es dich denn nicht selbst, Axel, an das Bessere zu glauben?“

(Fortsetzung folgt.)

Der Volksmund als Diagnostiker.

Plauderei von Dr. Ernst Franck.

Wie doch in jedem Menschen ein Stück vom Arzt steckt, wird man leicht gewahr, wenn man einmal Zahnweh hat und nun alle unfehlbaren Berater vom wirklich Sachverständigen bis zum schlechten Witzbold, der einem rät, den Mund voll Petroleum zu nehmen, kennen lernt. Man wird es auch durch eine Betrachtung der sprichwörtlichen und redensartlichen Wendungen unserer Sprache gewahr, denn der Volksmund bedient sich nicht ungern der Sprache des Arztes, der Bezeichnung von Krankheiten und krankhaften Zuständen, und zwar zu dem Zweck, allerlei Gemützustände und sonstige Vorkommnisse des täglichen Lebens sich durch anschauliche Bildlichkeit vorzustellen.

Der Volksmund ist so in der Art und Weise, wie das Volk über Krankheiten spricht, ein Arzt, wenn auch ein ziemlich einseitiger. Zwar weiß er manchmal einen guten und heilsamen Rat, etwa, wenn er verkündet: Lachen ist gesund! oder: Allzuviel ist ungesund! Aber sonst gibt er sich mit der Therapie, mit dem Heilen und Gesundmachen nicht viel ab, sondern überläßt das seinem Bruder, dem medizinischen Volksaberglauben. Der Volksmund ist als Arzt vielmehr, wie manche große Herren von der gleichen Fakultät, in erster Linie Diagnostiker: zu erkennen, was einem Kranken fehlt, das ist ihm die Hauptsache. Hier wird unser Arzt nun ein recht sonderbarer Heiliger. Denn seine Diagnose stimmt nie, wenn man sie ganz wörtlich nimmt, sondern er meint eigentlich immer etwas anderes damit. Zum Beispiel, wenn er sagt: „Das geht ihm an die Nieren!“, so meint er damit nicht gerade, daß die Nieren des Betreffenden eine Schädigung erfahren, sondern er will nur möglichst anschaulich zum Ausdruck bringen, daß irgend etwas auf jenen einen tiefen, empfindlichen Eindruck gemacht habe. Nun ist zwar die von vielen Aerzten bestrittene Ansicht weit verbreitet, daß ein großer Schreck die Ursache von Zuckerkrankheit sein, also mittelbar einem tatsächlich an die Nieren gehen könne. Aber der Volksmund will mit seiner physiologischen oder patho-



logischen Redensart doch immerhin nur etwas Psychologisches bezeichnen, und vielleicht spielt die Vorstellung vom lieben Gott als dem durchdringenden Herz- und Nierenprüfer hier noch eher mit hinein.

Die Krankheiten, von denen der Volksmund Namen und Merkmale entlehnt, haben etwas Gemeinsames: sie treten sichtbar und deutlich in die Erscheinung, sie tun tüchtig weh und haben empfindliche Folgen. Ueber so geheimnisvolle und fernliegende Krankheiten, wie etwa Arteriosklerose oder Diabetes, spricht das Volk nicht. Die Krankheiten, über die es spricht, müssen ihm faßlich und vertraut sein, müssen Krankheiten sein, die einzelne wichtige Organe, wie Herz, Auge oder Ohr, schädigen, oder müssen, noch greifbarer, die Glieder des Körpers in auffallender, schmerzhafter Weise anpacken.

Die Chirurgie ist der Zweig der Medizin, dem der Volksmund mit besonderer Vorliebe sein Benennungsmaterial entnimmt, um geistige, seelische oder ethische Vorgänge zu bezeichnen. Was muß der arme menschliche Körper alles aushalten, sobald der Volksmund zum chirurgischen Diagnostiker wird! Da ist zum Beispiel der Kopf: man verliert ihn, zerbricht sich ihn, rennt mit ihm gegen die Mauer, wird mit ihm auf alle möglichen Dinge gestoßen: es ist kein Wunder, daß solche Dinge einem gelegentlich heftige Kopfschmerzen bereiten. Mit seinen andern Gliedern geht man nicht glimpflicher um: man bricht sich den Hals oder läßt ihn sich abdrehen, man legt seine Hand ins Feuer, steht sich die Beine in den Leib, und der Student freut sich manchmal sogar ein Bein vom Leibe, ein unheimlicher, rätselhafter Vorgang, den der Chirurg auf dem Operationstisch einen interessanten Fall nennen würde. In sein Spezialgebiet gehört auch die schöne Berliner Redensart: daß du die Nase ins Gesicht behältst! und die Wendung: sich einen Buckel (oder Ast, was das gleiche ist) lachen. In manchen Gegenden Deutschlands sagt man auch sehr anschaulich: sich einen Kropf lachen. Das alles kann nämlich dem passieren (wenigstens sieht es so aus), den gute Freunde heimtückisch gerade dann zum Lachen bringen, wenn er rasiert wird oder ein Heftpflaster auf der Lippe hat. Auch das Sprichwort: „Gebrochene Beine und brave Frauen bleiben zu Hause“ mag hier erwähnt werden.

Gicht und Lungenschwindsucht sind zwei Krankheiten, deren Erscheinungen dem Volke sehr vertraut und faßlich sind, und deren es sich daher gern zur Veranschaulichung seelischer und sittlicher Zustände und Vorgänge bedient. Man ärgert sich die Schwindsucht an den Hals, und zwar dann besonders leicht, wenn das Portemonnaie schon die galoppierende Schwindsucht hat und einem infolgedessen auch sonst „die Puste ausgeht“. Man schreit sich ferner die Lunge aus, um einem guten Freund den Standpunkt klarzumachen, und wenn er trotz aller Bemühungen nicht begreifen will, dann wünscht man ihm in unchristlicher Wut am Ende gar die Pest an den Hals. Dieser Wunsch gehört zu den vornehmlich im 16. Jahrhundert üblichen Verwünschungsformeln, die sich auf Krankheiten beziehen, die damals epidemisch auftraten. Daß dich die Cholera, die höllische Darre, die Drüse (Drüsenpest), die Sucht, die Kränke, der Veitstanz ankomme! fluchte man damals. Daß dich die Pocken schänden! hieß es wohl auch, und: „Daß ihr zwölf Choleras im Leibe hättet!“ hörte ein Chronist auf dem Mülhausener Markt eine Bürgersfrau zu einer Hökerin sagen, von der sie sich übervorteilt glaubte. Was die Gicht angeht, so hat man sie im Daumen, wenn man nämlich nicht zahlen kann. Denn der Daumen ist der Finger, der die harten Taler beim Zahlen auf die Tischplatte drückt, und eine reibende Bewegung zwischen Daumen und Zeigefinger ist die bekannte Gebärde des Zahlens. Die Gicht bekommt man auch, so sagt der Volksmund, wenn man sich zum halbvollen Glase zuschenken läßt. Denn dann verliert man die Kontrolle darüber, wieviel man getrunken hat, und wer zuviel trinkt, der bekommt eben die Gicht.

Beim Trinken, zumal wenn ein kleiner Skat oder Tarock dabei gespielt wird, kommt es nicht selten zu Meinungsverschiedenheiten. Plötzlich macht einer ein grimmiges Gesicht. Ihm ist etwas „über die Leber gelaufen“, und zwar eine Laus, wie der Nachbar behauptet, obwohl die Laus mit der Leber eigentlich nichts zu tun hat und man daher in Sachsen weniger klangvoll, aber treffender sagt: „Es ist ihm eine Laus über den Grind (Kopf) gelaufen“. Immerhin kann dies kleine Leberleiden sich verschlimmern, und dann läuft unserm Skatspieler die Galle über; er bekommt einen Bittern, wie man auch wohl sagt, und, wenn es hoch kommt, kriegt er vor Aerger die Gelbsucht.

Hand auf den Herzklappenfehler! ist die modernste Wahrheitsbeteuerung, und von den Herzkrankheiten bezieht die Umgangssprache besonders zahlreiches Material zur Bezeichnung von allerlei Gemützuständen. Der liebenden Mutter tut das Herz weh, wenn sie sieht, wie ein Wurm am Herzen ihrer Tochter nagt, weil Hans nicht wiederkehrt, obwohl er es Grete geschworen hat. Manchmal steht Grete das Herz still, wenn sie sich die frohe Möglichkeit seiner Rückkunft oder die herzzerreißende Wahrscheinlichkeit seiner Untreue ausmalt. Hans aber hat, wir stellen das mit Bedauern fest, Herzerweiterung; neben Grete haben noch viele Mädchen in seinem Herzen Platz, und so weich ihr Herz ist, so hart ist seins. Seine Herzerweiterung kompliziert sich mit Herzverknöcherung: ein merkwürdiger, hoffnungsloser „Fall“. Es fällt ihm gar nicht ein, für Grete sein Herzblut hinzugeben, ihr aber blutet das Herz, und wenn nicht bald an Hansens Stelle ein anderer kommt, so stirbt das arme Mädchen sicher am gebrochenen Herzen. Denn leider stehen wir noch erst in den Anfängen erfolgreicher Herzchirurgie.

Da wir gerade von Liebe reden, so erinnern wir uns, daß sie blind macht, seitdem die neugierige Psyche den Schlummer des Eros belauschte. Diese Redensart weist uns in den Bereich der Erkrankungen von Sinnesorganen, die gleichfalls einen erheblichen Bruchteil der uns interessierenden Wendungen stellen. Ich kann ihn nicht sehen (oder riechen), sagt man wohl von einem, den man absolut nicht ausstehen kann, und dem, der dieses Versagen des Gesichtsinns nicht begreift, sticht man den Star (oder den Zinken) über die unangenehme Bekanntschaft, so daß es nun auch ihm wie Schuppen von den Augen fällt. Der gute Onkel, der von seinem Neffen Studenten allzu oft angepumpt wurde, wird schließlich schwerhörig. Mahnt er zu sparsamem, solidem Lebenswandel, so predigt er seinerseits tauben Ohren, oder der geldbedürftige Neffe hat bald die Nase voll und ist verschnupft. Das Nein! des Onkels liegt ihm schwer im Magen, ja, er möchte fast vor Wut platzen, aber zu seiner Entschuldigung können wir eins anführen: die Manichäer schnüren ihm die Kehle zu, er steckt also in keiner guten Haut. Der Balg taugt freilich auch nicht viel, würde zwar der alte Grimmelshausen hinzusetzen.



Ein Kapitel für sich bilden die redensartlichen Wendungen, in denen das Volk über Geistes- und Nervenkrankheiten spricht, und die besonders deutlich den Hang zur Uebertreibung zeigen, der schon den bisher betrachteten Redensarten eigen war. Reichhaltig wie Lichtenbergs Liste von Ausdrücken für den Zustand der Betrunkenheit und wie Schopenhauers Sammlung von Umschreibungen des Wortes Betrügen ist auch der Schatz an Wendungen, durch die man im Deutschen seinem Mitmenschen zu verstehen gibt, daß man an seinem Verstand zweifle. Da hören wir: Du bist nicht klug, nicht gescheit, nicht gesund, nicht ganz klar im Kopf; bei dir ist eine Schraube los; es ist in deinem Oberstübchen nicht richtig; du bist verrückt, wahnsinnig, mall, meschugge, ein Depp, ein Kretin, ein Idiot; du hast Gehirnerweichung, einen Sparren, einen Vogel, du spinnst. Auch hier sehen wir, daß das Volk über Krankheiten, von deren Wesen es sich keine rechte Vorstellung machen kann, nicht spricht. Nur das Wort „Gehirnerweichung" regt seine Phantasie zu einer wenn auch nicht zutreffenden, so doch anschaulichen Vorstellung an. Mit einer Paralyse oder einer Dementia praecox weiß der Volksmund nichts anzufangen. Dem Gebiet der Ueberempfindlichkeit der Sinne, die zu Gesichts- und Gehörstäuschungen führt, sind Wendungen angepaßt, die den Neunmalweisen verhöhnen sollen: er hört das Gras wachsen und die Flöhe husten. Auch der Veitstanz ist dem Volksmund nicht unbekannt: man bekommt ihn vor Ungeduld, Neugier und Erwartung.

Neben manchen grotesken Uebertreibungen und Vergleichungen und manchen falschen Diagnosen, wenn man so sagen will, tritt in der Art, wie das Volk über Krankheiten spricht, doch auch viel feine psychologische Beobachtung und instinktiv richtige Erkenntnis der Zusammenhänge zutage. Es verhält sich damit ähnlich wie mit dem medizinischen Volksaberglauben: so viel Absurdes und Unbegreifliches er aufweist, so enthält er doch manche Ader schlackenreichen Edelmetalls, das die wissenschaftliche Medizin zu gutem Gold umgemünzt hat.

Die Elsässische Ausstellung alter Porträte in Straßburg.

Von Paul Dumstrey. — Hierzu 13 photographische Aufnahmen.

In Straßburg ist dieser Tage eine Elsässische Ausstellung alter Porträte eröffnet worden in dem Alten Schloß, wie der Volksmund das Palais Rohan nennt, das sich einer der vier Straßburger Fürstbischöfe aus diesem stolzesten französischen Adelsgeschlecht als Absteigequartier errichtet hatte, wenn er einmal — was in jener leichtlebigen Zeit wohl selten genug geschehen mochte — nach der Hauptstadt seiner Diözese kam, um seine Pflichten als Bischof zu erfüllen. Es ist ein wunderbarer Platz, an dem sich dies Kleinod altfranzösischer Baukunst, eine Perle des Rokokos, die ihresgleichen auf deutschem Boden nicht hat, erhebt, ein Platz, der vielleicht seinesgleichen nicht findet in der Welt: dem koketten Schlößchen gegenüber, das tatsächlich nur als Absteigequartier gedacht war für einen großen Herrn jenes in seiner Lebensfreude unübertroffenen Ancien Régime, steht Meister Erwins hohes Gotteshaus, dies Wahrzeichen des Oberrheins und Erinnerungsdenkmal versunkener deutscher Städteherrlichkeit, ihm zur Seite rechts und links der hochgieblige, spätmittelalterliche Patrizierbau des Frauenhauses und die Jesuitenschule des Lyzeums, die bei aller Eintönigkeit seines Kasernenstils nicht ohne Wucht und Würde ist. In jedem Bau repräsentiert sich ein Zeitalter, und jeder ist so ein Zeugnis der Geschichte, die in vielen Wechseln über das Elsaß und seine Bewohner dahingegangen ist, sie alle in ihrer Gesamtheit stellen ein Spiegelbild dieser Geschichte dar.

Etwas Aehnliches gibt auch die Ausstellung, wenn auch in zeitlich etwas beschränkten Grenzen. Vom 15. Jahrhundert an, wo elsässische Schriftsteller und Dichter mit ihrem Ruhm Europa erfüllten und seine Staatsmänner die Geschicke des Weltteils leiten halfen, bis zur Mitte des 19., wo die Geschicke des kleinen Landes eine neue Wendung nahmen und mit denen des alten Vaterlandes unauflöslich wieder verflochten werden sollten, bietet sie eine Fülle von Gesichtern und Trachten, von Männern und Frauen, die teils mitbestimmend eingreifen wollten in den Gang der Ereignisse, teils sie duldend oder teilnehmend miterlebten. Wir finden die Reformatoren der heroischen Heldenzeit Straßburgs, wo diese Stadt einem habsburgischen Kaiser mehr galt als die Herrscherresidenz seines Hauses an der blauen Donau, die alten Adelsfamilien des Landes in bunter Geschlechterfolge, die, in den Strudel der Zeitereignisse hineingerissen, heute dem Kaiser und Reich, morgen den französischen Königen und dem gewaltigen Imperator dienen mußten, die Generale dieses Imperators, die, bürgerlichem Blut entsprungen, in jenen Zeiten nach Herzogskronen greifen konnten, die emsigen und fleißigen Begründer jener großen Fabrikantenfamilien, die heute eine dem alten Adel gleiche „notable" Stellung im Land einnehmen, die stillen Pfarrherren, die unter dem Druck der französischen Jesuiten das Erbe der Reformation und damit zugleich den geistigen Zusammenhang des alten deutschen Landes mit der alten Heimat pflegten, und mit ihnen die stolzen Rohan, die als wirkliche Fürsten in vier Generationen auf dem Straßburger Bischofsitz saßen, herrisch und launenhaft wie kleine Könige, prachtliebend und verschwenderisch wie nur ein Grandseigneur ihrer Zeit. Und wir finden endlich — um das Beste nicht zu vergessen — eine Anzahl feiner und kluger Frauengesichter gerade aus dieser Zeit, in der die Anmut der Frau auch die große Politik beherrschte, nur daß hier die sonnige Heiterkeit des Rokokos oftmals wie verschleiert erscheint unter einem germanischen Ernst, den dies Land und seine Bewohner trotz zweihundertjähriger Zugehörigkeit zu dem fröhlicheren Frankreich nie verloren haben.

In diesen Bildern, in ihrer Gesamtheit lernt man leichter ein Wort begreifen, das unlängst im Reichstag gefallen ist, wo man mit schwerem Ernst die Frage erörterte, wie es kommt, daß dies Land mit urdeutschem Grundcharakter, mit einer stolzen deutschen Vergangenheit, wie es wenige deutsche Länder haben, trotz aller materiellen Blüte und allen Wohlergehens seiner Be-





Frau Baronin von Oberkirch, geb. Henriette von Waldner-Freundstein (1754—1803). Oelbildnis.

völkerung sich so hartnäckig sträubt, wieder deutsch zu werden, wie es einst war, die festeste Stütze des deutschen Kaisertums, als dieses anfing zu wanken. Einer der Elsässer warf keck das Wort in die Debatte: Wir Elsässer haben eben eine besondere Kultur, die weder französisch noch deutsch ist, und ihr wollen wir leben. Die Frage nach dieser besonderen Eigenkultur des Elsaß ist in den letzten Jahren im Reichsland oft gestellt worden, und sie ist, je nach der Abkunft, der Stellung, dem Temperament des einzelnen, oft verschieden beantwortet worden. Von deutscher Seite wurde dann wohl zornig auf jene große deutsche Vergangenheit des Landes hin-



Johann Schenckbecher, Rechtsgelehrter,
Mitglied der Dreizehner zu Straßburg (1529—1590).



Kardinal Armand Gaston von Rohan-Soubise,
Bischof von Straßburg (1674—1749). — Oelbildnis.

gewiesen, die sich weit erhebe über das beschauliche Provinzdasein jener französischen Fremdherrschaft. Der Hinweis ist gewiß berechtigt, die elsässische Kultur oder was so genannt wird, hat nichts hervorgebracht, was die Welt bezwingen müßte, etwas Zeitloses, etwas Ewiges, das nicht hinwegzudenken wäre, ohne eine empfindliche Lücke in der Geschichte der allgemeinen Kultur zu hinterlassen, wie Goethe das verlangt hat.

Aber vielleicht können wir doch annehmen, daß das Elsaß schon im frühen Mittelalter in mancher Beziehung andere Wege gegangen ist als das übrige Deutschland, und daß diese Wege folgerichtig weiter beschritten wurden, als es zu Frankreich und mit dessen Aufsteigen zu einer günstigeren Stellung in der Welt gekommen war als die in vaterländischem Hader jahrhundertelang zurückgehaltenen Vettern jenseit des Rheins. Schon zur Staufenzeit, als nach den Worten des Chronisten hier die größte Macht des Reiches lag, drang die bürgerliche Städtekultur rascher und gewaltiger empor als sonst im Reich, kein Fürst von größerer Macht kam hier auf, der zahlreiche Adel wurde erfolgreich niedergehalten — kaum ein Tal gibt es im burgenbekränzten Lande, wo nicht das Straßburger Geschütz eins der Felsennester zerstört hätte, von der Kaiserfeste der hohen Königsburg bis zum Riesenschloß von Neideck, der Sage wohl bekannt — und auch der städtische Adel, selbst wenn er landsässig wurde und stolze Lehen von Kaiser und Reich trug, blieb doch der städtischen Heimat treu und führte bis in die Zeiten der Revolution ihre Aemter. Die Zorn v. Bulach zum Beispiel, von denen die Ausstellung zahlreiche Bilder zeigt — ihr



Die 4 Söhne von Bernhard v. Türckheim.

Hans Ludwig Freiherr Zorn von Bulach (1592—1664). — Oelbildnis.

Ahnherr hatte die reisigen Bürgerscharen in dem siegreichen Freiheitskampf gegen den Bischof geführt — saßen auf Reichsgütern zu beiden Seiten des Stroms, der das Land durchflutet, vertraten die Ritterschaft des Landes und der heute badischen Ortenau, bekleideten Hof- und Kriegsämter beim Kaiser, den Königen von Frankreich und Landesfürsten. Bis zuletzt aber, wo das Elsaß mit der Revolution ganz in den französischen Einheitstaat aufging, sehen wir sie als Beamtete und Stattmeister der Stadt Straßburg, von der sie ausgegangen waren. Der Dreißigjährige Krieg, der Entsetzliches für das Land brachte — wird doch erzählt, daß man die Toten ausgrub, um sie zu verzehren — und die Annexion durch Frankreich, die unter manchen Härten und



Grenadier der Revolution. Miniaturbildnis.



Elsässische Bäuerin, I. Kaiserreich. Miniaturbildnis.

gegen einen hartnäckigen passiven Widerstand des Volkes vor sich ging, brachen diese Blüte, die noch kurz zuvor in den Wirren der Reformationskriege die elsässischen Städte in den Mittelpunkt der wichtigsten diplomatischen Beziehungen aller Welthändel gestellt hatten. Es wurde dann still im Land, es mußte sich erholen. Als dann aber die große Revolution alle Kräfte des Bürgertums entfesselte, ging wieder von diesen Städten eine Entwicklung aus, die man vielleicht als ein Vorspiel des Aufschwungs ansehen kann, den das deutsche Bürgertum seit der Gründung des Reiches und der damit eröffneten freien Bahn genommen hat. Die Industrien Mülhausens, Markirchs, Gebweilers entstanden und schufen ein Bürgertum, wie es Deutschland damals noch nicht kannte. Dies Bürgertum aber, dem sich übrigens schon vor 100 Jahren ein Teil des einheimischen Adels anschloß — wir finden damals schon Barone v. Türckheim und andere Mitglieder dieses Adels und bürgerlichen Berufes als Bankdirektoren und Industrielle — ist heute noch der vornehmste Träger jener besonderen Kultur, die angeblich dem Elsaß eigen ist, und in ihm verkörpert sich ein Teil des Widerstandes, den die deutsche Verwaltung gefunden hat.

Dies Bürgertum ist aber nicht das Volk, es ist eine Bourgeoisie,



Anna Zorn von Bulach, Tochter von A. J. Frhrn. Zorn v. Bulach (1736-1817). Oelbildnis.





Brigadegeneral Baron Louis-Jacques de Coëhorn (1771—1813) und Baronin de Coëhorn. — Oelbildnisse.

Aus der Elsässischen Ausstellung alter Porträte im Rohanschloß in Straßburg.

die Ereignisse keine Zeit mehr gelassen. Wir haben unzählige Zeugnisse für die Geistesgemeinschaft, die über diese Jahrhunderte hinweg bis unmittelbar vor dem großen Kriege mit Deutschland verband, und das untrüglichste ist das, was uns Deutschlands größter Dichtergenius Goethe aus der damaligen französischen Universitätstadt zurückbrachte, das Gedenken an seine Liebe zu der Sesenheimer Pfarrertochter und den Kranz duftigster deutscher Lieder, die er dort dem Volksmund abgelauscht hatte. Er sei von dorther erst als Deutscher zurückgekommen, sagte er später, nicht aus Widerspruch gegen die Zustände, die er angetroffen hatte, sondern in der Erkenntnis dessen, was das Volk dort an seinem Deutschtum hatte. Auch an ihn werden wir in dieser Ausstellung erinnert, seine einzige große Liebe, die Frankfurterin Lili Schoenemann, heiratete später einen elsässischen

Bernh. Fried. von Türckheim,
Bankier in Straßburg (1752-1831). Pastellbildnis

für die dieser fremde Name besser paßt als das deutsche Wort, wie sie auch sonst in ihrem Fleiß, ihrer Schlichtheit, aber auch in mancher Engherzigkeit viel Aehnlichkeit mit jener französischen Bourgeoisie hat, die gleichzeitig mit ihr aufkam. Das Volk, die breite Masse hat aber wenig an dieser Kultur teilgenommen, es ist im allgemeinen so deutsch geblieben, wie es vor Jahrhunderten war, in Tracht, Sitte und Sprache. Wie sollte es auch anders sein? Die Staatsgewalt griff trotz ihrer absoluten Macht doch nicht so in das private Leben der Allgemeinheit ein wie heute, und als sie in der Revolution die Macht dazu gewann, wurde ihr durch



Großes Miniaturbildnis auf Pergament.

General Kleber
(1754—1800).

Baron v. Türckheim, einen tüchtigen Mann, der sich in öffentlichen Aemtern seiner Heimat und als Minister in Baden betätigt hat. Auch ein Beweis, wie die Beziehungen von Elsaß nach Deutschland hin- und herübergingen. Sein Bildnis ist in der Ausstellung zu sehen.

Die elsässische Kultur ist somit nicht etwas Besonderes, sie ist vielleicht die Kultur einer Klasse, nicht eines Volkes. Aber darum soll man jenes Wort nicht gleich wegwerfen, auch so hat sie ihre Bedeutung, und manchem, der die Besonderheiten des Volkslebens liebt, kann sie etwas Gutes und Feines sagen. Und dem Elsässer, der in ihr aufgewachsen ist, mag man es nicht verdenken, wenn er sich ihrer erfreut und ihr leben will. Das große Deutschland kann auch das ertragen; es soll sich sagen, dies Land, das du mit dem Blut deiner teuersten Kinder erkauft hast, und das du als das Symbol deiner wiedererlangten Größe und Einheit ganz tief in dein Herz eingeschlossen hast, ist so oft das Kampfobjekt zwischen den Kulturen zweier großer Nationen gewesen, daß wohl von jeder etwas in ihm haften und fröhlich weiterleben mag, bist du doch gewiß, daß der größere Teil der Gesamtheit mit dir, deinem Denken und Fühlen innerlich verbunden und verknüpft ist, und daß wie seine Vergangenheit in seinen schönsten Zeiten so auch seine Zukunft für immer und ewig dir angehört. —



Ursula Dietrich, Gattin des Ammeisters der Stadt Straßburg (1620-1694). — Oelbildnis.

Eulen und Käuze.

Von Dr. O. Heinroth, Berlin.

Hierzu 12 photogr. Aufnahmen.

Rauhfuß-Kauz im Jugendkleid, Phot. Dr. Heinroth.
Augen verschieden weit geöffnet.

Kaum einer Vogelgruppe hat sich bei uns die Sage und der Aberglauben, aber auch die allegorische Kunst so bemächtigt wie der Eulen; ihr nächtliches Treiben, ihre Stimme und das absonderliche Aussehen haben ihnen den Stempel des Geheimnisvollen und auch des Schauerlichen aufgedrückt. Doch nicht überall verhält es sich so: in Südeuropa ist der kleine Steinkauz wegen seiner Drolligkeit einer der beliebtesten Hausvögel geworden, und meine eingeborenen schwarzen Jungen in Neuguinea, die vorurteilslos an die zum Abbalgen bestimmte Jagdbeute herangingen, waren in die Eulen geradezu verliebt und strichen ihnen zärtlich die weichen, runden Köpfe!

Wenn ich aber mit einer lernbegierigen Hörerschar an die Eulenkäfige des Berliner Zoologischen Gartens herantrete, oder wenn ein lieber Gast sich in meinem Heim zum Abendbrot niedersetzt, und unser zutunliches Zwerg-Ohreulchen kommt geräuschlosen Fluges zu ihm und schaut ihm — scheinbar erstaunt — mit seinen



Zwergohreulen. Phot. Dr. Heinroth.

einem solchen bei unsern Vögeln überhaupt sprechen darf, denn hier ist das Auge kein kugliges Gebilde, sondern häufig fast zylindrisch und ähnelt in der Form sehr der Hälfte eines recht kleinen Opernglases, zugleich entspricht dies auch etwa der natürlichen Größe eines Uhu- oder Schneeeulen-Augenpaares. Man ist geradezu verblüfft, wenn man den Kopf einer Eule gerupft vor sich hat und die Größenverhältnisse der einzelnen Teile betrachtet: etwa ein Drittel des Ganzen nehmen die Augen ein, dann kommt eine bei manchen Arten riesige Ohröffnung, alles übrige scheint aus Schnabel und Schädelknochen zu bestehen; das Gehirn erscheint



Zwergohreulen in der Erregung. Phot. Dr. Heinroth.

großen, gelben Augen ins Gesicht, dann höre ich zwar viele Ausdrücke des Erstaunens und der Verwunderung, aber im übrigen: „Naturgeschichte schwach!“ möchte ich immer sagen.

Zunächst habe ich immer der veralteten Ansicht entgegenzutreten, daß eine Eule bei heller Beleuchtung nicht sehen könne; steht das denn wirklich noch in einem Naturgeschichtsbuch, oder lernt man solchen Unsinn heute noch in der Schule? Der Jäger, der, sich die Angriffslust vieler Tagvögel gegen den Uhu zunutze machend, diesen vor der Krähenhütte auf einen Pfahl setzt, weiß sehr gut, daß sein großäugiger Jagdgenosse auch bei hellstem Sonnenschein die heranziehenden Raubvögel nicht nur auf ganz unglaubliche Entfernungen hin bemerkt, sondern sie auch erkennt und je nach ihrer Stärke und Art ein ganz verschiedenes Verhalten zur Schau trägt. Anderseits sieht im ganz Dunkeln natürlich auch eine Eule nichts, denn zur Erregung der lichtempfindlichen Netzhautelemente gehören eben Lichtstrahlen, und ein eigenes Leuchtorgan wie manche Tiefseetiere trägt ein Vogel nicht bei sich. Besonders auffallend ist die riesige Größe des Eulenauges, nicht nur des äußerlich sichtbaren Teiles, sondern des ganzen Augapfels, wenn man von



Höhleneule. Phot. Dando.

uns geradezu winzig, obgleich es für einen Vogel immer noch verhältnismäßig groß ist. Kaum einer der geschätzten Leser dürfte eine der Federn beraubte Eule wiedererkennen und noch viel weniger ihre Artzugehörigkeit feststellen können; der Spruch: „Kleider machen Leute“ gilt wohl nirgends besser als hier. Die ungemein dichte, lose Befiederung läßt nicht nur den Kopf, sondern auch den ganzen Vogel um vieles größer erscheinen, als er wirklich ist: den bekannten Waldkauz kann man unter den Federn um die Taille mit Daumen und Mittelfinger einer Hand so ziemlich umspannen!

Ganz besonders ausgebildet ist das Ohr der meisten

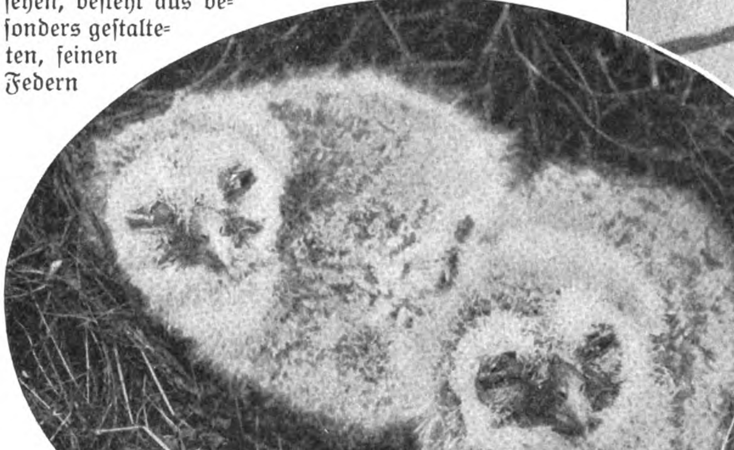


Schleiereule. Phot. Dr. Heinroth.

Eulen; im Gegensatz zu den anderen Vögeln ist die oft riesige Ohröffnung von großen Hautfalten umgeben, die an ihren freien Rändern eine eigenartige Befiederung tragen und ein großes nacktes Feld zwischen sich lassen, das aber ohne nähere Untersuchung des Vogels nicht sichtbar ist. Das Ohr wird von vorn durch den hinteren Rand des sogenannten Schleiers überdeckt, der sich in der Ruhelage fest auf das übrige Kopfgefieder auflegt. Dieser Schleier, den wir beim Uralkauz als rundliches, bei der Schleiereule als herzförmiges Feld das Auge umgeben sehen, besteht aus besonders gestalteten, feinen Federn

Phot. Dr. Heinroth.

Schnee-Eule.



Junge Sumpfohreulen.

und ist bei den verschiedenen Eulenarten stärker oder schwächer ausgebildet. Die Federohren der Ohreulen, deren größte der Uhu ist, haben mit dem eigentlichen Ohr nichts zu tun, sie liegen oberhalb von diesem nach der Stirnmitte zu. — Wir müssen annehmen, daß viele Eulen hauptsächlich mit dem Gehör jagen; die sich unter Gras und Laub bewegende Maus wird schon auf größere Entfernung hin vernommen und ihr Aufenthalt so genau lokalisiert, daß die Eule ihre Beute mitsamt den sie verdeckenden Halmen packt. Zimmerversuche mit zahmen Waldkäuzen haben ergeben, daß diese Vögel das Laufen einer Maus auf einem Smyrna-



Phot. Dr. Heinroth.

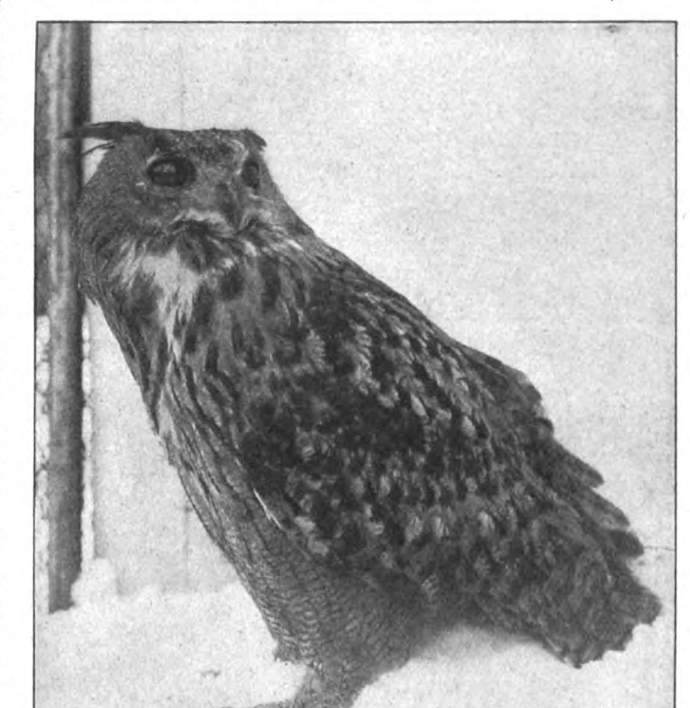
Uralkauz.



Phot. P. Rothe.

Steinkauz.

teppich sofort wahrnehmen, selbst wenn sie mit abgewandtem Kopf, auf der Spitze des hohen Ofens sitzend, ihre Tagruhe halten. Im engen Zusammenhang mit dem feinen Gehör steht der geräuschlose Flug der Eulen; denn wer scharf horchen will, darf natürlich selbst keinen Lärm machen, und außerdem würde die hellhörige Maus vor einem herannahenden Feind sich stets beizeiten in Sicherheit bringen. Ermöglicht wird der lautlose Flügelschlag durch einen besonderen, feinen Samtbelag, der die Oberseite der Schwungfedern überzieht und das Reibungsgeräusch aufhebt.



Uhu.

Nicht alle Eulenarten verlassen sich bei der Nahrungsuche so sehr auf ihr Ohr, viele benutzen dabei mehr das Gesicht; namentlich für die kleineren Formen, die größtenteils Insektenfresser sind, scheint dies zu gelten. Meine Zwergohreule z. B. erspäht augenblicklich einen auf dem Fußboden im tiefen Schatten laufenden Mehlwurm, selbst wenn sie dabei gerade auf der gegenüberliegenden Zimmerseite dicht unter der Decke sitzt und an zwei hellbrennenden Gasglühlichtern vorbeisehen muß. Augenblicklich fliegt sie herzu, ergreift ihn — wie alle Eulen — nicht mit dem Schnabel, sondern mit den Fängen und verzehrt ihn. Ist ihr der Griff auf dem glatten Parkett mißglückt, so kann man nun vortrefflich beobachten, daß die Eule in nächster Nähe nichts erkennen kann, sie tritt dann einige Schritte zurück und faßt die Beute von neuem ins Auge. Bei Tage geht das Bestreben aller Eulen dahin, nicht entdeckt zu werden, und sie verstehen dies nicht nur dadurch zu erreichen, daß sie sich an dunkle, gedeckte Orte zurückziehen, sondern ihre Färbungsweise, ihre Gestalt und ihre ruhige Haltung schützen sie gleichfalls vor dem Gesehenwerden. Die beunruhigte Eule legt meist ihr Gefieder glatt an, macht sich lang, und die Ohreule stellt die Federohren mehr oder weniger aufrecht, wie wir dies auf dem untenst. Bild neben dem Waldkauz gut sehen können, auch die mittlere der auf der Hand sitzenden Zwergohreulen nimmt eine Schreckstellung ein (Abb. S. 628). Die Tiere werden dabei geradezu zum Aststumpf, und man übersieht sie sehr leicht. Häufig sind auch die Augen verschieden weit geöffnet, oder die Federohren werden unsymmetrisch getragen, und dies verwischt dann das Bild eines Vogels noch mehr.



Waldohreule
mit aufgerichteten Federohren.

Phot. Dr. Heinroth.
Waldkauz.

Unsere Photographien zeigen uns neben den verschiedenen Eulenstellungen auch zugleich eine Ueberſicht über die Hauptgattungen. Die Unterschiede in der Ausbildung des Schleiers, der Federohren, der Färbungsweise (Schneeeule!) und vor allem in der Beinlänge (die Höhleneule ist ein echter Bodenvogel!) werden dem Beschauer ohne weiteres klar. Meist werden zwei Zehen nach vorn gerichtet, die dritte liegt mit der vierten nach hinten — wenigstens bei wirklichen Eulen, bei nachgemachten, oft sonst recht guten Kunstwerken habe ich's auch schon anders gesehen!

Phot. Dr. Heinroth.
Waldohreule
mit niedergelegten Federohren.

„Edelmut und Dankbarkeit".

Skizze von Karl Hans Strobl.

Johann Sebastian Merores saß im Kaffeehaus und las, in die blaugrauen Wolken seiner billigen Zigarre eingehüllt, die Theater- und Kunstberichte sämtlicher Zeitungen. Wenn er an den Namen Susanna Herterich kam, zitterte sein Herz. Er verschlang diesen Namen mit den Blicken, er sprach ihn ganz leise vor sich hin, indem er jeden Vokal so lange auf der Zunge behielt, bis er zu zerfließen schien wie ein Bonbon. Er schmeckte diesen Namen, er fühlte ihn körperlich, er trieb ein verliebtes Spiel mit ihm. O diese Esel, diese grandiosen Esel von Kritikern, was wußten die von Susanna Herterich! Da war einer, der war boshaft wie ein Affe und bildete sich ein, geistreich zu sein. Die schalen Witze, die am Stammtisch gemacht wurden, brachte er alle in seinen hämischen Kritiken unter. Merores hätte ihn prügeln mögen. Er hätte ihn kalten Blutes ermorden können, und dann wäre er als Prophet von Susannas Schönheit und adeliger Kunst aufgestanden. Was wußten die Leute von ihr? Johann Sebastian Merores hätte zu Worte kommen müssen . . .

Er warf einen respektvollen Blick nach der Ecke, wo der Heldenvater mit dem jugendlichen Komiker und dem Operettentenor tarockierte. Wie die drei lachten und sich unterhielten. Das ist eine Welt, das heißt eine Welt, heiter, leicht und frei . . . dachte Merores. Dann blätterte er weiter und verirrte sich in den Anzeigenteil. Da gab es in der Rubrik „Allgemeiner Verkehr" manchmal ganz reizende Sachen, Romane in vier Zeilen, rätselhafte Andeutungen, Chiffren von Geheimnissen, den ganzen Zauber eines Maskenspiels. Und Johann Sebastian Merores las:

> „Wer hilft einer Künstlerin mit einem Betrag von tausend Kronen aus einer augenblicklichen Verlegenheit? Angebote unter ‚Edelmut und Dankbarkeit' an die Expedition des Blattes."

Nachdem Merores diese Zeilen gelesen hatte, saß er noch eine ganze Weile regungslos. Er hatte nur die Empfindung einer großen Helligkeit. Es klopfte in ihm; das ist der Weg . . . das ist der Weg. Fast schwankend erhob er sich, zahlte und ging. Ja, das war der Weg, der lang und schmerzlich gesuchte Weg in die Welt des Theaters, vielleicht sogar — o Gott! — der Weg zu Susanna Herterich. Wie rührend das war, und wie menschlich ergreifend, zu denken, daß sich jemand von den Angehörigen dieser lichten und freien Zone in „augenblicklicher Verlegenheit" befand.

Merores legte den Weg zu seinem Freund Gustav Meiler in einem Zustand zurück, in dem das Bewußtsein von Raum und Zeit ausgeschaltet war. Bevor er in das Arbeitzimmer eintreten durfte, ließ man ihn ein wenig warten. Endlich öffnete Gustav selbst die Tür. „Was verschafft mir das Vergnügen deines Besuchs?" sagte er in einem Ton, dessen Liebenswürdigkeit durch eine gewisse Ungeduld ein wenig unsicher war. Zugleich warf er einen Blick im Zimmer umher. Sapperment — da war richtig ein blauer Schleier auf dem Fauteuil liegengeblieben.

Aber Merores hatte keine Zeit, Beobachtungen anzustellen, und ging geradeswegs auf sein Ziel los: „Kannst du mir sofort tausend Kronen pumpen?" fragte er.

Meiler war verblüfft. „Tausend Kronen?" fragte er, als ob er nicht wisse, was dies sei.

„Ja — sofort!"

„Ja, aber Juan Sebastian! Sag mir um Gottes willen, wozu brauchst du tausend Kronen?"

„Das kann ich dir nicht sagen. Genug, ich brauche sie."

„Du bist verrückt geworden, mein Lieber; tausend Kronen . . . du sagst das, als ob das tausend angebrannte Zündhölzer wären. Du wirst einsehen, daß ich wissen muß, wozu du das Geld brauchst, wenn ich es dir borgen soll."

„Gut . . . aber Ehrenwort, daß du schweigst: ich habe eine Anzeige gelesen. Eine Künstlerin braucht Geld . . ."

„Und du willst es dir auspumpen, um es ihr zu geben . . ." Meiler fiel rücklings um, kam auf den blauen Schleier zu sitzen und strampelte mit den Beinen. „Verzeih," sagte er nach einer Weile, „du bist überwältigend. Du bist großartig!"

„Willst du mir also tausend Kronen pumpen oder nicht?" fragte Merores gereizt.

„Wenn du mir also ein Ultimatum stellst . . . nein! Schau, mein lieber Freund, ich weiß, daß du in allen Dingen, die das Theater angehen, nicht normal bist. Deine Begeisterung ist ja gewiß eine schöne Sache. ‚Gott grüß die Kunst' und so weiter. Ich will dir deinen Idealismus nicht nehmen. Für solche Leute wie du ist es am besten, wenn sie dabei bleiben. Wir nennen dich Juan Sebastian, das ist bedeutsam und symptomatisch. Juan ist gewiß ein schöner Name, aber Sebastian hebt ihn durch seine Gegenwirkung wieder auf. Na — sei mir nicht bös, wenn ich dir das Geld nicht gebe. Du überschätzt das Theater . . . und vor allem die Theaterdamen. Glaube mir, sie halten selten das, was sie versprechen . . ."

Die letzten Worte sprach Gustav Meiler gegen die Plüschportiere hin, die das Schlafzimmer vom Arbeitzimmer trennte. Er sprach sie lächelnd und sah so aufmerksam auf die Falten des Vorhangs, daß er erst an dem Zuschlagen der Tür merkte, daß sein Freund das Zimmer verlassen hatte.

Juan Sebastian war aufs äußerste niedergeschlagen. Er lief den ganzen Abend wie verloren herum. Was war nun zu tun? Nun verlief sich der Weg in Sümpfe und steinige Wüsten. Nur eins noch . . . nur eins blieb . . . aber das war so peinlich und demütigend und eigentlich eine Schurkerei. Bis Mitternacht kämpfte Juan Sebastian mit sich. Dann setzte er sich an den Schreibtisch und schrieb einen Brief, den er am Morgen sogleich nach Eröffnung des Postamts aufgab.

Am nächsten Tag bekam er eine Geldanweisung auf tausend Kronen und einen Brief. Der Brief lautete:

„Mein lieber Sohn!

„Ich sende Dir die tausend Kronen, weil Du es verlangst, und weil Du es so dringlich machst, als ob Dein Leben davon abhinge. Weiß Gott, es ist mir schwer geworden. Es ist doch das letzte Geld von unserm armen verstorbenen Vater, und die Zinsen davon habe ich so notwendig gebraucht, denn meine

Pension . . . aber das muß ich Dir ja nicht erst schreiben, das weißt Du alles selbst am besten, wie ich mich einschränken muß, und wie ich lebe, damit ich Dich doch noch ein bißchen unterstützen kann, damit Du Dich nicht so sehr mit Stundengeben plagen mußt. Du hättest mir aber auch schreiben können, wozu Du das Geld brauchst. Es sind doch nicht Spielschulden? Hüte Dich vor dem Spielen und vor allem andern . . . mach Dir nichts aus meinem Lamento, ich weiß ja, Du hättest mir nicht geschrieben, wenn Du das Geld nicht wirklich dringend nötig hättest. Es grüßt und küßt Dich viele Male Deine Mutter."

Juan Sebastian sah den Brief eine Weile an, faltete ihn dann zusammen und steckte ihn in seine Brieftasche zwischen einen Theaterzettel von gestern und ein Theaterbillett für heute. Dabei fiel ihm seine Visitenkarte in die Hände. Johann Sebastian Merores, cand. ing., stand darauf. Das sah sich nicht sehr bedeutend an, und wenn man es leise vor sich hinsprach, klang es nach nichts. Aber immerhin; eine Frau von Geist und Gemüt mußte es ergreifend finden, daß ein unbedeutender Student ein solches Opfer brachte. Juan Sebastian schrieb also noch seine Adresse auf die Karte, tat sie mit den Banknoten zusammen in ein Kuvert, dem er die Aufschrift „Edelmut und Dankbarkeit" gab, und trug es zu der Expedition der „Tagespost".

Dann lief er aus der Stadt hinaus, zwischen Feldern, dem Wald zu, immer weiter. Es sang in ihm. Der Himmel schimmerte wie ein Märchen, und der Frühling stand mit leuchtenden Augen auf den Hügeln. Unter den ersten Bäumen warf sich Juan Sebastian auf den feuchten Boden und begann nachzusinnen. Der Weg . . . der Weg . . . wie wunderbar wird diese seelische Gemeinschaft mit einer Frau sein; wie werde ich sie mit allen meinen Gedanken erfüllen, bis sie mein Echo ist . . . gibt es etwas Wunderbareres! Nicht mehr allein; nun liegt es bloß an mir, ein großes Glück zu gewinnen . . . ein geistiges Bündnis mit einer solchen Frau. Und das wunderbarste: ich weiß noch nicht einmal, wer diese Frau ist, ich kenne sie nicht. Am Ende . . . wenn es Susanna selbst wäre . . . es könnte sein . . . nein, nein, ich würde sterben . . .

Drei Tage vergingen Merores in einer solchen großen Seligkeit. Er wurde gar nicht ungeduldig und fürchtete sich fast vor der Gewißheit. Als er am vierten Tag einen violetten Brief erhielt, dessen Farbe mit einem starken, seltsamen Geruch durchtränkt schien, erschrak er. Er wußte plötzlich, es war Susanna. Und in diesem Augenblick verwünschte er seinen Einfall, seinen Namen zu nennen. — Es war wirklich Susanna, und sie lud ihn für morgen ein, sie zu besuchen. — Die Nacht verbrachte er im Freien mit Wanderungen durch die Straßen. In dieser milden Frühlingsnacht, die ihm nicht länger schien als eine Stunde, wurde sein Glück fast schmerzhaft.

Zur bestimmten Zeit machte er sich auf den Weg. In der Antonstraße, nicht weit von Susannas Haus, traf er Gustav Meiler, der ihn anrief. Aber Juan Sebastian lächelte ihm bloß zu und ging vorüber.

Er fühlte sich in das Haus eintreten, die Treppe hinaufgehen und an Susannas Tür klingeln. Noch einmal überflog er seinen Lebenslauf, wie er sich ihn zurechtgelegt hatte, um ihn Susanna zu erzählen. Sie sollte sogleich wissen, mit wem sie es zu tun hatte. Dann stand er Susanna Herterich gegenüber.

„Also Sie sind's," sagte die Schauspielerin, „das war sehr schön von Ihnen. Ich dank Ihnen schön. Wissen S', ich war in einer abscheulichen Zwickmühl. Meine Gläubiger haben mir schon gar keine Ruh mehr 'geben. Na — setzen S' sich. Machen Sie sich's bequem."

Juan Sebastian sah eine stattliche Dame vor sich; rotblondes, mit vielen falschen Locken bestecktes Haar wirkte im Gegensatz zu einem nilgrünen, weich fließenden Schlafrock. Eine tiefe Mutlosigkeit kam über ihn. Wie fremd, wie furchtbar fremd war diese Frau für ihn, ihr Wesen strömte etwas aus, das auf seine zitternden Gedanken wirkte wie eine scharfe Säure auf empfindliche Pflanzen.

Und mit stockender Stimme begann er, heiser vor Aufregung: „Ich bin der Sohn eines Oekonomiebeamten, der meine Jugend . . ."

Susanna faßte seine Hand: „Aber gehn S', Tschaperl, was wollen S' denn? Das interessiert mich doch gar nicht. Ich bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie mir geholfen haben . . ." Dabei neigte sie den Kopf zur Seite und sah ihn kokett an, mit einem Blick, der zu fragen schien: Gefalle ich dir? Und in diesem Blick sah Juan Sebastian den Widerschein einer Welt voller Abenteuer, die er nie erlebt hatte, voller Erfahrungen, vor denen er erschrak. Er erkannte eine lächelnde Bereitwilligkeit, sich nehmen zu lassen, eine Schuld in anderer Münze zu bezahlen. Dieses Lächeln lud ein, es war wie ausgebreitete Arme, ein Versprechen von Gefälligkeiten. Und dabei wußte diese Frau gar nicht, wer er war.

Was wollte sie von ihm? Er kannte sie ebensowenig wie sie ihn.

Bebend erhob er sich. „O, ich bin sehr glücklich . . .," stammelte er, „daß es . . . mir vergönnt war, Ihnen . . . einen kleinen Dienst erweisen . . . zu können. Es wird mir . . . eine angenehme Erinnerung . . . sein." Hierauf verneigte er sich und ging, während das ganze Zimmer um ihn wirbelte, langsam und in guter Haltung zur Tür hinaus.

Susanna Herterich blieb fassungslos zurück. Hatte sie jemals so etwas erlebt, war das schon jemals dagewesen? Und erst nach einer Weile kam sie zu sich, und da begann sie auch zu lachen, daß die Falten ihres nilgrünen Schlafgewandes wie Schlangen über ihren Körper liefen.

Juan Sebastian Merores aber ging zur Donaubrücke, stellte sich an die Brüstung und sah ins Wasser. So lange stand er dort, daß er die Aufmerksamkeit eines Polizeimannes erregte, und daß dieser sich veranlaßt sah, hinzugehen und ihm die Hand auf die Schulter zu legen. „Sie, was machen S' denn da?" fragte er.

Merores wandte sich um. „O nein!" sagte er mit einem trüben, aber überlegenen Lächeln und ging nach Haus.

„O nein!" sprach er noch einigemal vor sich hin.

Auf seinem Zimmer angelangt, setzte er sich an den Schreibtisch und schrieb seinem Freund Gustav Meiler einen Brief: „Du hast sehr recht getan, mir die tausend Kronen nicht zu pumpen. Und Du hast auch darin recht, daß wir nur durch Enttäuschungen klüger werden. Was mich betrifft, so glaube ich, ich habe heute den ersten Schritt getan, um den Sebastian abzulegen."

Portofino-Spitzen.

Von Victor Ottmann. — Hierzu 6 photographische Aufnahmen.

Dort, wo östlich von Genua das Vorgebirge von Portofino sein gewaltiges Massiv weit in die Azurfläche des Meeres streckt, entfaltet die Riviera di Levante, die erfolgreiche Nebenbuhlerin ihrer westlichen Schwester, ihre entzückendsten Reize. Der Abfall des Gebirges tritt so dicht an die See heran, daß zwischen ihr und den steilen Bergwänden nur ein schmaler, hier und dort zu einer kleinen Ebene ausgedehnter Küstenstreif Raum für Siedelungen gewährt und die Eisenbahn genötigt ist, sich ihren Weg in Gestalt zahlreicher Tunnel durch die Felsen hindurch zu suchen. Aber die Bewohner des engen Küstensaums verstehen es, hier, wo jeder Quadratfuß des klimatisch ungemein begünstigten Bodens hohen Wert besitzt, diesen bis an die äußersten Grenzen der Möglichkeit auszunutzen; mit zähem Fleiß haben sie den Berglehnen die Ackerkrume Zoll um Zoll abgetrotzt und mühsame Terrassenbauten für die Obstbaumzucht angelegt. Den ganzen Winter hindurch sieht man „im dunkeln Laub die Goldorangen glühn", im Februar verbreitet die Mandelblüte ihren lieblichen Duft, Monatsrosen und Rhododendren, Ameryllen, Verbenen und Geranien bilden förmliche Dickichte, und hoch über allem Blühen und Prangen wiegen sich Palmenkronen in der würzigen Luft. Im schroffen Gegensatz zu dieser Heiterkeit steht die oft beklemmend düstere Enge der Dörfer und Städte, die sich von Genua aus in fast ununterbrochener Kette überall eingenistet haben, wo das Gelände ihre Entfaltung gestattet. Das gesellige Volk der Italiener liebt dieses enge Beieinandersein und sucht es selbst dort, wo kein äußerer Zwang es bedingt. Ein Hauptplatz am Vorgebirge von Portofino ist das Schiffer- und Fischerstädtchen Rapallo, das mit der Nachbargemeinde Santa Margherita fast zu einer einzigen Häusermasse verschmilzt, und von hier aus führt eine schöne Küstenstraße in mäßigem Auf und Ab nach dem durch seine Spitzen berühmten Portofino, dem am Endpunkt des gleichnamigen Vorgebirges gelegenen Ort. Es hat lange gedauert, bis dieser Glanzpunkt der



Eine kritische Kundin.

Riviera di Levante sich die verdiente Würdigung errang. Die Reisemode bevorzugte stets die Riviera di Ponente, das westlich von Genua gelegene Gestade, das in seiner weit größeren Ausdehnung und besonders in seiner französischen Fortsetzung, dem Littoral, in der Tat auch mehr zu bieten hat und mit Stätten des Luxus und mondainer Zerstreuungen eine magnetische Anziehungskraft auf die internationale Lebewelt ausübt. Die stillen Orte der Riviera di Levante waren nur den Naturfreunden und Ruhebedürftigen vertraut, bis auch ihnen die Stunde ihrer allgemeinen Entdekkung schlug. Jetzt haben sich Nervi, Santa Margherita, Rapallo usw. zu stark frequentierten klimatischen Kurorten entwickelt, aber noch immer kennzeichnet sie eine gewisse Einfachheit, eine gutbürgerliche Solidität, die keine Extravaganzen aufkommen läßt. Und noch etwas anderes ist für sie charakteristisch: das Ueberwiegen des deutschen Publikums, das den Besucher dieses Küstenstrichs mitunter fast vergessen läßt, daß er sich auf italienischem Boden befindet.

Zu den beliebtesten Spazierfahrten der Kurgäste gehört die Tour nach Portofino. Selbst der eilige Reisende sollte sie nicht versäumen, denn sie macht ihn nicht nur auf bequemste Weise mit einer der schönsten Strandszenerien der Riviera bekannt, sondern auch, wenn er am Ziel anlangt, mit einem malerischen alten Städtchen, in dem eine originelle Hausindustrie gedeiht; das Spitzenklöppeln. Und dieser Hausindustrie verdankt Portofino, von dem die Welt



Ein stiller Winkel. Phot. P. Meißner.



Eingang in die Rue aux Dentelles.



Zufahrtsstraße nach Portofino.

Phot. P. Meißner.

Spitzenarbeiterinnen in Tätigkeit.

sonst kaum etwas erfahren würde, eine gewisse Berühmtheit. Die Damen in den Kurorten ringsum interessieren sich natürlich sehr für die duftigen Gebilde, die die hurtigen, geschickten Finger der Frauen und Mädchen von Portofino aus zarten Fäden hervorzuzaubern wissen, und schwerlich wird eine Dame wieder in die Heimat reisen, ohne wenigstens eine Kleinigkeit von Spitzen für sich selbst oder als willkommenes Mitbringsel eingekauft zu haben.

Unsere Gesamtansicht von Portofino (Abb. S. 636) zeigt das typische Bild eines Rivierastädtchens mit seinem kleinen, nur von Fischerbarken besuchten Hafen; am Eingang in den Ort steht eine Kirche (Abb. obenst.), deren schmucker Bau einen gewissen Wohlstand verrät. Mit weiteren Sehenswürdigkeiten kann Portofino nicht dienen, dafür breitet es aber vor dem Fremden auf Schritt und Tritt Spitzen aus — Spitzen an den Hauswänden der „Spitzenstraße" (Abb. S. 634) Spitzen auf Tischen vor den Häusern, Spitzen in den Händen artiger kleiner Mädchen, die ihren Sprachschatz um eine Anzahl deutscher Worte bereichert haben, wie zum Beispiel: „Wollen Taschentüch, mein Err? Ja ja, serr gut und billik." Billig genug sind die Arbeiten in der Tat, man kann ein Spitzentaschentuch schon für einen Frank, Damenblusen von 20 Frank an haben



Gesamtansicht von Portofino.

und findet eine reiche Auswahl von Tischdecken, Schärpen, Krawatten, Kragen usw. sowie meterweise käuflichen Bandspitzen. Die bescheidenen Stickerinnen begnügen sich im allgemeinen mit einem Verdienst von 1½—2 Frank für die Arbeit eines Tages, aber trotz dieser Anspruchslosigkeit müssen sie noch oft genug ihre ganze liebenswürdige Beredsamkeit aufbieten, um die übertriebenen Preisdrückereien unbillig denkender Käufer abzuwehren. Gern gestatten sie einen Einblick ins Innere der nach der Straße zu offenen Gewölbe (Abb. S. 635), in denen zumeist alle weiblichen Familienmitglieder, Großmutter, Mutter und Kind, vereint arbeiten. Die Grundlage der Arbeit bildet ein walzenförmiges Polster, auf dem das mit Nadelstichen in Papier vorgezeichnete Muster liegt. Die Klöppel, etwa handlange Holzstäbchen, sind mit dem zu verarbeitenden Zwirn umwickelt; die Löcher des Musters werden mit Nadeln besteckt und die Fäden durch Hin- und Herwerfen der Klöppel zwischen den Nadeln verflochten. Es ist zum Staunen, mit welcher Sicherheit die Stickerinnen ihre Klöppel handhaben, und wie behend sie die Fäden zu kunstvollen Geweben verdichten.

Kunst bringt Gunst, und Fleiß trägt Preis, so viel wissen die jungen Mädchen von Portofino auch, und ich möchte wetten, daß ihre Gedanken während der Arbeit zu irgendeinem braunen Luigi oder Carlo draußen auf den Fischerbarken wandern und lockende Zukunftsbilder ihre Seelen erfüllen.

Bilder aus aller Welt.

Ferdinand Freiherr von Stumm, Sekretär bei der Kaiserlich Deutschen Botschaft in Washington, verlobte sich mit Miß Constance Hoyt, der Tochter eines amerikanischen Senators.

Kürzlich wurden im Schönbrunner Schloß vor dem Kaiser von Oesterreich „Deutsche Tänze" von Schubert im Kostüm der Biedermeierzeit von Damen der Gesellschaft aufgeführt. Wir geben im Bilde drei reizende Darstellerinnen dieser gelungenen Aufführung.

Auf Einladung der Harwey-Gesellschaft und der Cornell-Universität geht Prof. Magnus Levy nach Neuyork, um dort Vorlesungen über innere Medizin zu halten.



Ferdinand Freiherr von Stumm und seine Braut Miß Hoyt.

Mit der Ausführung der Arbeiten zur Umgestaltung der Berliner Museumsbauten wurde der Königl. Bauinspektor Wille beauftragt.

Die Plassenburg bei Kulmbach, Stammburg und Residenz der Markgrafen von Brandenburg, diente lange Jahre als Strafanstalt. Jetzt wird sie zum Verkauf gestellt. Besonders schön ist der guterhaltene Turnierhof im Renaissancestil.

Das geschmackvolle Plakat der Brüsseler Weltausstellung ladet schon jetzt die Reisenden zum Besuch



Baronin Nora Litgenau Frl. Miny Seybel Baronin Manon Berg

Deutsche Tänze im Schloß zu Schönbrunn.



Phot. Elvira.

Prof. Magnus Levy
wurde nach Amerika eingeladen, dort Vorlesungen zu halten.

der belgischen Hauptstadt ein.

Ein überaus liebliches Bild des jungen Bayernfürsten Luitpold wurde kürzlich hergestellt. Der Prinz ist der Sohn des Prinzen Ruprecht und Urenkel des Prinzregenten.

Der Bassist Lattermann von der Hamburger Oper beschäftigt sich in seinen Mußestunden erfolgreich mit der Bildhauerei. Jüngst hat er eine Büste seiner Braut Ottilie Metzger modelliert.

Heinrich Freiherr von Friesen, Kgl. Sächsischer Kammerherr und Major a. D., feierte sein 60jähriges Militärdienstjubiläum. Der Jubilar hat sich in hervorragender Weise um die Förderung der Obstzucht im Königreich Sachsen verdient gemacht.

Bruno Freiherr von Meyern-Hohenberg, Intendant des

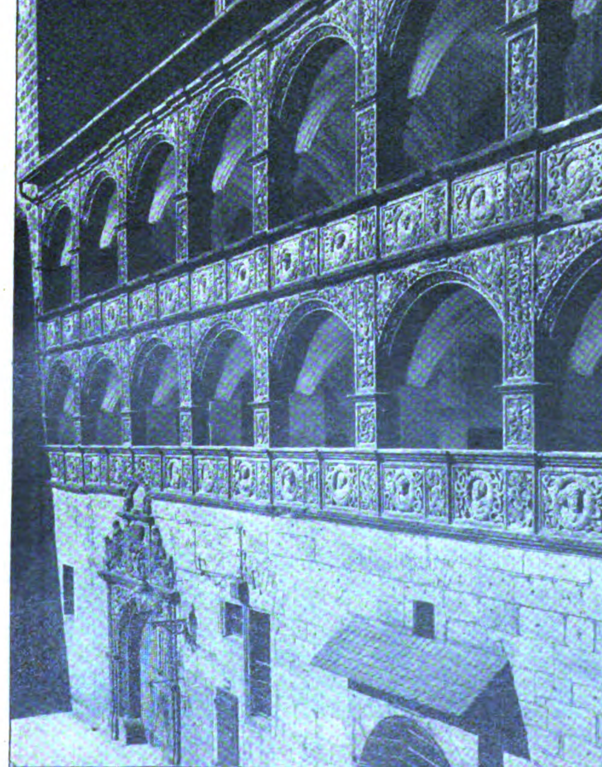
Phot. A. Hertwig.

Kgl. Bauinspektor Wille
wurde mit der Ausführung der Arbeiten für die Neugestaltung der Museumsinsel beauftragt.



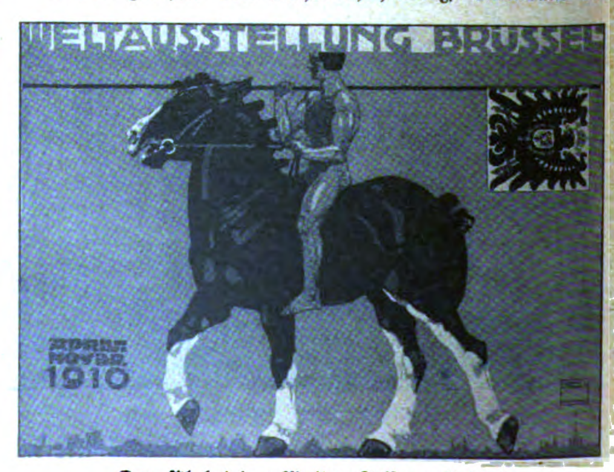
Phot. Limmer, Kulmbach.

Die Plassenburg bei Kulmbach.



Phot. Limmer, Kulmbach.

Der Turnierhof der Plassenburg.



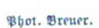
Das Plakat der Weltausstellung Brüssel.



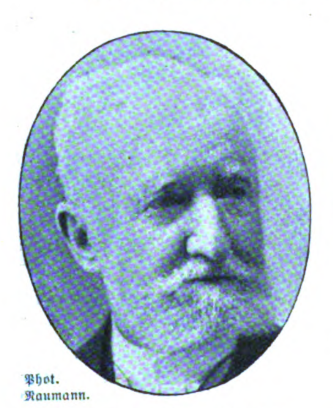
Prinz Luitpold von Bayern, der Urenkel des Prinzregenten.

Phot. Grainer.




Phot. Breuer.

Ein Opernsänger als Bildhauer.
Der Bassist Lattermann mit der von ihm modellierten Büste seiner Braut



Phot. Naumann.

Frhr. Fr. O. H. v. Friesen
beging sein 60jähr. Militärdienstjubiläum.



Phot. Uhlenhuth.

Frhr. Meyern-Hohenberg †
Intendant d. Koburg-Gothaischen Hoftheaters.

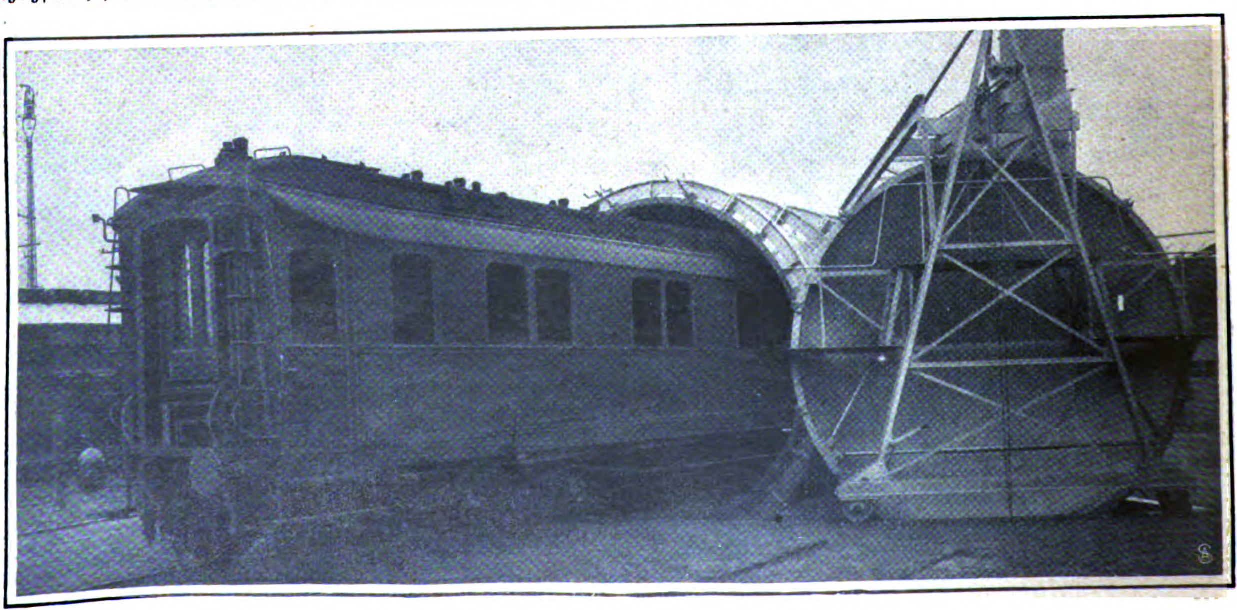
Koburg-Gothaischen Hoftheaters, starb nach langem Krankenlager im Alter von 46 Jahren.

Der beliebte Salade romain wird in Frankreich unter Glasglocken gezogen; durch dieses Verfahren werden besonders kräftige, schöne und aromatische Pflanzen erzielt.

Neuerdings ist in Potsdam ein Desinfektionsapparat aufgestellt worden, der die Desinfektion ganzer Eisenbahnwagen gestattet. Der Apparat besteht aus einem 23 Meter langen Kessel, der luftleer gepumpt werden kann, und in den dann Formalindämpfe eingelassen werden.



Wie römischer Salat unter Glasglocken gezogen wird. — Oben ein junges Salatpflänzchen.



Gesundheitspflege im Eisenbahnbetrieb.
Ein neuer Desinfektionsapparat für ganze Eisenbahnwagen.

Schluß des redaktionellen Teils.



Man tut gut, sich von Zeit zu Zeit daran zu erinnern, daß von all den Maßnahmen, die der moderne Mensch zur Gesunderhaltung seines Körpers vornehmen muß, die richtige Pflege der Zähne beinahe die wichtigste ist. Man bedenke — und neuere Untersuchungen haben das wieder einmal ganz eklatant bewiesen — daß die Beschaffenheit der Zähne auf unser Allgemeinbefinden einen viel größeren Einfluß ausübt, wie die meisten ahnen. Als richtig kann eine Zahnpflege aber nur bezeichnet werden, wenn die zahnzerstörenden Stoffe, die Fäulnis- und Gärungserreger, die sich im Munde täglich neu bilden, auch täglich unschädlich gemacht werden. Dazu ist, wie sich jeder bei einigem Nachdenken sagen muß, eine Maßnahme nötig, die derartige Stoffe beseitigt oder mindestens ihre nachteilige Wirkung aufhebt. Zur mechanischen Beseitigung der den Zähnen direkt anhaftenden Unreinlichkeiten dient bis zu einem gewissen Grade die Zahnbürste, aber nur bis zu einem gewissen Grade, denn da die Bürste nur oberflächlich wirkt, die schädlichen Keime aber überall in die Schleimhaut der Mundhöhle, namentlich in den Ecken und Falten, wo die Bürste nicht hingelangen kann, eingelagert sind, muß man außer der Zahnbürste noch Odol benutzen, das bis in die verstecktesten Teile des Mundes dringt und alle schädlichen Stoffe vernichtet und beseitigt.

Was das Odol besonders auszeichnet vor allen anderen Mundreinigungsmitteln, ist seine merkwürdige Eigenart, die Mundhöhle nach dem Spülen mit einer mikroskopisch dünnen, dabei aber dichten antiseptischen Schicht zu überziehen, die noch stundenlang, nachdem man sich den Mund gespült hat, nachwirkt. Diese Dauerwirkung, die kein anderes Präparat besitzt, ist es, die demjenigen, der Odol täglich gebraucht, die Gewißheit gibt, daß sein Mund sicher geschützt ist gegen die Wirkung der Fäulniserreger und Gärungsstoffe, die die Zähne zerstören.

Die modernen Damenfrisuren

erfordern mehr denn je einen großen Reichtum an Haar. Es sollte deshalb jede Dame darauf bedacht sein, ihren Haarwuchs durch sachgemäße Pflege zu verschönen und verstärken. Das beste Mittel zur Erreichung dieses Zweckes ist durch die Anwendung eines bewährten antiseptischen und kräftigenden Haarpflegemittels geboten.

Peru-Tannin-Wasser

reinigt und erfrischt die Kopfhaut, verklebt das Haar nicht und verändert nicht dessen natürliche Farbe. Peru-Tannin-Wasser ist einfacher und leichter anzuwenden als die meisten anderen Haarwässer, es macht das Haar duftig, locker und voll und reguliert den Fettgehalt desselben in der Weise, daß es, je nachdem welche der beiden Sorten (fettfrei oder fetthaltig) man anwendet, zu fettes Haar etwas entfettet, dagegen trockenem, sprödem Haar gerade so viel Fett zuführt, um es geschmeidig und weich zu machen.

Es hat seine Gründe, wenn in verhältnismäßig jugendlichem Alter das Haar ausfällt oder ergraut, und es hat seine Gründe, wenn es bis ins höhere Alter seine ursprüngliche Fülle und Farbe behält! Ernährungsstörungen der Kopfhaut und parasitäre Erkrankungen des Haarbodens und der Haarwurzel sind die Ursachen des frühzeitigen Ausfallens und Ergrauens.

Durch Anregung der Blutzirkulation in der Kopfhaut und milde antiseptische Behandlung des Haarbodens werden diese Ursachen beseitigt, der Haarwuchs wird wieder gekräftigt, das Ausfallen der Haare hört auf, und wenn die Haarwurzeln nicht bereits zerstört sind, was aber nur bei schweren Hautkrankheiten oder im höheren Alter der Fall zu sein pflegt, so bedecken sich oft scheinbar ganz kahle Stellen wieder mit neuem dichtem Haar.

Ein anerkannt gutes, seit 23 Jahren bewährtes Haarpflegemittel ist, wie Tausende von Anerkennungen und

ärztliche Empfehlungen beweisen:

Peru-Tannin-Wasser mit Schutzmarke „Die Töchter des Erfinders“. In allen einschlägigen Geschäften zu haben. Preis 2,— M. die kleine und 3,75 M. die große Flasche.

Alleinige Fabrikanten: E. A. Uhlmann & Co., Reichenbach i. V.



Achten Sie beim Einkauf auf diese Schutzmarke:

Die Töchter des Erfinders.

Lassen Sie sich nichts anderes aufreden, sondern wenden Sie sich in solchen Fällen direkt = an unsere Firma. =



In Nord und Süd

in Ost und West wird überall „Shampoon mit dem schwarzen Kopf“ als bestes und billigstes Haarpflegemittel anerkannt. „Shampoon mit dem schwarzen Kopf“ macht das Haar schuppenfrei, voll und glänzend, beseitigt übermässige Fettbildung der Haare, reinigt die Kopfhaut und gibt spärlichem Haar volles Aussehen. Der vielen Nachahmungen wegen verlange man in Apotheken, Drogen- und Parfümerie-Geschäften stets „Shampoon mit dem schwarzen Kopf“. Ein Paket mit Veilchengeruch kostet 20 Pf. Sieben Pakete in elegantem Karton 1.20 M.

Alleinig. Fabrik.: **Hans Schwarzkopf, G. m. b. H., Berlin N37.**
General-Depot für Oesterreich-Ungarn: **Felix Griensteidl, Wien I/1,** Sonnenfelsgasse 3; für Schweiz: **Nadolny & Co., Basel;** für Holland: **C. F. van Dyl, Dordrecht.**



Kein Geheimnis!!

Ideale Büste und prächtige Körperform d. **Dr. Schäffers „Mega Busol“.** Zahlreiche Anerkennungen. — Keine Diätvorschrift. — Unschädlich. — **Garantieschein!** Büchse **2.—** M., 3 Büchsen (m. erforderl.) nur **5.—** M. Diskrete Zusendung durch

Dr. Schäffer & Co., BERLIN 502, Friedrichstr. 243.

✚ Alle Männer ✚

die **an** vorzeitiger nervöser Schwäche leiden, bestellen sogleich **Steiners Aphrodisiacum, das allerbeste Kräftigungsmittel.** Tausendfach erprobt Hebt sofort die gesunkene Kraft und ist garantiert unschädlich. Flak. Mk. 5, Stärke II, doppeltes Quantum, Mk. 10. Geg. vorh. Einsendung. Nachnahme 50 Pf. mehr. Best. *Haem. 40, Lecithin 10, Extr. Muir. 35.*

D. Franz Steiner & Co., Berlin 11, Königgrätzer Strasse 66.



Dies und das.

Turnübungen finden erfreulicherweise in der Damenwelt immer mehr Verbreitung. Namentlich in den großen Städten, die von der Frau so viel Arbeit fordern, sie am freien Gebrauch ihrer körperlichen Kräfte hindern, indem sie Hunderte und Tausende von weiblichen Wesen tagein, tagaus in die Schreibstuben und Fabrikräume, an die Nähmaschine und in licht- und luftlose Wohnungen bannen, gerade hier tut es so sehr not, daß anregende, ja selbst gelegentlich anstrengende Muskeltätigkeit dem Körper Erfrischung und der Seele Erquickung zuführe. Inmitten des Häusermeeres öffnet sich wohl hie und da ein größerer Gartenhof, in dem die Schar der Turnerinnen in praktischer und bequemer sportlicher Kleidung unter dem Kommando einer Lehrerin sich ernsten Uebungen und fröhlichen Spielen hingibt.



Büchertafel.

Besprechung einzelner Werke vorbehalten.
Rücksendung findet in keinem Fall statt.

K. Henniger und J. v. Harten: „Hundert Schwänke und Schelmenstreiche aus vier Jahrhunderten deutschen Humors zur Belustigung für jung und alt". Stuttgart und Leipzig, Verlag von A. W. Franke. 2 M.

Hugo Greiner: „Aus der Thüringer Heimat". Geschichten und Gedichte in der Mundart der Anton Sommerschen „Bilder und Klänge aus Rudolstadt". Weimar, Verlag von L. Thelemann. 64 S. 50 Pf.

A. Jost: „Eine Anregung zur Internationalisierung des Patentwesens". Antwerpen, Selbstverlag. 10 S. 50 Pf.

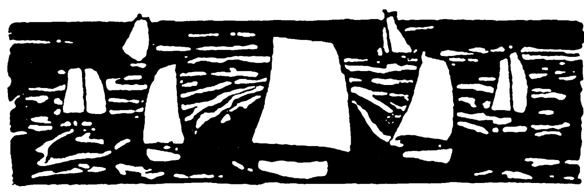
Karl Hack: „Angriffe auf verschiedene Grundanschauungen in der Physik und der Chemie". Januar und März 1910. Miltenberg a. M., Gottlob Volkhardtsche Druckerei.

(Fortsetzung auf Seite V.)

DIE·WOCHE

Nummer 16. Berlin, den 16. April 1910. 12. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 16.



Die sieben Tage der Woche.

7. April.

In Berlin halten die einzelstaatlichen Finanzminister mit dem Reichschatzsekretär eine Konferenz ab.

Das preußische Abgeordnetenhaus nimmt nach den Osterferien seine Arbeiten wieder auf.

Das englische Unterhaus nimmt die von der Regierung vorgeschlagene Resolution, nach der dem Oberhaus durch ein Gesetz jede Befugnis zur Ablehnung oder Aenderung einer Finanzvorlage entzogen werden soll, mit 339 gegen 237 Stimmen an.

Der gesetzgebende Rat in Kairo lehnt mit 66 gegen eine Stimme den Antrag auf Verlängerung der Konzession für die Suezkanalgesellschaft ab.

Aus Lima wird gemeldet, daß eine Abteilung peruanischer Truppen nach Piura an der Grenze von Ekuador abgegangen ist. In Lima haben sich 15 000 Freiwillige für den möglichen Krieg einstellen lassen.

8. April.

Der Vorstand des deutschen Arbeitgeberbundes für das Baugewerbe beschließt, nachdem vom Reichsamt des Innern eingeleitete Einigungsverhandlungen zwischen den Unternehmern und Arbeitern gescheitert sind, die Aussperrung der Bauarbeiter mit Ausnahme von Hamburg und Berlin am 15. April.

Bei der Reichstagsersatzwahl in Posen-Stadt gelangt zum erstenmal der Kandidat der Deutschen, Oberbürgermeister Dr. Wilms, in die Stichwahl, da die Polen drei Kandidaten aufgestellt haben.

9. April.

Auf dem Oelberg bei Jerusalem findet in Anwesenheit des Prinzen Eitel-Friedrich von Preußen und seiner Gemahlin sowie der Prinzen Georg und Konrad von Bayern die feierliche Einweihung der Kaiserin-Auguste-Viktoria-Stiftung und der Himmelfahrtskirche statt.

Der Deutsche Seefischereiverein hält zur Feier seines 25jährigen Bestehens im Reichstag eine Festsitzung ab, der als Vertreter des Kaisers Prinz Friedrich Leopold von Preußen beiwohnt.

10. April.

In Berlin sowohl wie in verschiedenen Provinzstädten werden von den Behörden genehmigte Wahlrechtsversammlungen unter freiem Himmel abgehalten, die ohne störende Zwischenfälle verlaufen (Abb. S. 650 u. 651).

In Jerusalem findet die feierliche Weihe der katholischen Zionskirche statt.

Aus Tanger wird gemeldet, daß drei Depeschenboten mit Nachrichten der englischen, französischen und deutschen Behörden auf dem Weg von Rabat nach Casablanca überfallen und vollständig ausgeraubt worden sind.

11. April.

Der Bundesrat nimmt den vom Reichschatzamt ausgearbeiteten Entwurf eines Wertzuwachssteuergesetzes an.

Die bulgarische Regierung teilt der Pforte mit, daß sie von den letzten Grenzzwischenfällen keine Kenntnis gehabt habe und bemüht sein werde, solche in Zukunft zu verhüten.

12. April.

Der Reichstag hält seine erste Sitzung nach den Osterferien ab.

Das preußische Abgeordnetenhaus nimmt in der wegen der Verfassungsänderung erforderlichen wiederholten Schlußabstimmung die Wahlrechtsvorlage unverändert an.

Bei der Ersatzwahl zum preußischen Abgeordnetenhaus im sechsten Berliner Wahlkreis wird der sozialdemokratische Stadtverordnete Hoffmann gewählt.

13. April.

In Berlin wird die Vollversammlung des Deutschen Handelstages eröffnet.

Die Flucht des Dalai-Lama.

Von Dr. Albrecht Wirth.

Hierzu die Abbildungen auf Seite 653.

Bei uns wird viel zu wenig das Aesthetische bei der Politik berücksichtigt. Immer noch die dürre Rechnerei der Parteien: Was können wir dabei herausschlagen? Daß man so manchen politischen Vorgang auch einmal von der rein dramatischen Seite betrachten könne, kommt den wenigsten in den Sinn. Etwas leichter ist das bei der äußeren Politik. Was in Argentinien vorgeht, ob in Japan die Sei-ju-kwai oder der Shim-po-to gewinnt, ob in Madagaskar Herr Augagneur oder die englischen Missionare recht haben, das kann man weder für konservative noch für linksliberale Interessen ausschlachten. Mithin darf man vermutlich auf die wohlwollende Aufmerksamkeit aller rechnen, wenn man ein so hochdramatisches Ereignis wie die letzte Wanderung des Dalai-Lama näher betrachtet, selbst wenn man zuletzt auf das hohe Meer der Religionskämpfe hinaussegeln sollte.

Man glaubt gar nicht, wie schwer es ist, über den mittelasiatischen Papst Genaues und Richtiges zu erfahren. Allein über die Art, wie ein kleines Kind zum Dalai-Lama erwählt wird, gibt es nicht weniger als drei ganz verschiedene Berichte, von denen der eine so authentisch ist wie der andere. Nicht minder gehen die Meinungen über die Wichtigkeit und Bedeutung der einzelnen Oberlamas auseinander. Am allertiefsten aber ist die Kluft bei der Beurteilung der letzten Er-

eignisse. Die einen halten sie für welterschütternd, die anderen für ganz unbeträchtlich. Nicht einmal eine so einfache Sache wie die Reiserichtung des fliehenden Kirchenfürsten ist sicher. Ob er nämlich nach Indien gekommen sei, um dann nach Peking zu gehen, oder aber, was immerhin ein kleiner Unterschied ist, sich nach Petersburg zu begeben. Nur das eine ist Tatsache, daß nicht weniger als vier Weltmächte durch die Flucht des Dalai-Lama in Aufregung versetzt wurden.

Es wird unumgänglich sein, zunächst einmal in die Tiefen der Geschichte zu tauchen. Auch dort zwar ist keineswegs alles klar und einfach. Die Zeit des Tsong Kapa, der da den Cäsaro-Papismus in Tibet begründete, schwankt bei den verschiedenen Darstellern um ein volles Jahrhundert. Nicht einmal über den Namen Tibet und seine Erklärung hat man die geringste Gewißheit. Ich sprach jüngst mit dem einzigen Deutschen, der je im Lauf der Jahrhunderte persönlich einen Dalai-Lama gesehen und mit ihm gesprochen hat, mit Dr. Tafel, dessen Taten ich höher anschlage als die Sven Hedins. Er hatte eine ganz ansprechende Erklärung aus dem Tibetischen selbst an der Hand, nämlich Tob hoch und baed, das Land der Bod, der Bautae des Ptolemäus, der Bod-pa von heute, wie sich die Tibeter selbst bezeichnen. Wie gesagt, ganz ansprechend! Für noch wahrscheinlicher halte ich indes eine Herleitung von den Toba oder Tubad, einem Tungusenstamm, der nicht nur im fünften Jahrhundert dem Himmlischen Reich einige Kaiser gab (die frühesten waren mit Attila in entfernter Verbindung), sondern auch einen Zweig nach Südwesten entsandte. Dieser Zweig wurzelte seit 437 in der Gegend des heutigen Lhassa ein. Doch das beiläufig. Was uns hier angeht, ist die Entstehung des mittelasiatischen Papsttums. Und dazu muß ich etwas weiter ausholen.

Das Verhältnis zwischen der weltlichen und geistlichen Gewalt hat schon vor Jahrtausenden greifbare äußere Formen angenommen. Gegenüber den assyrischen Eroberern zog sich der babylonische Herrscher auf das religiöse Gebiet zurück und suchte dort wenigstens den Vorrang zu behaupten. Samuel wahrt mit großem Erfolg die Rechte des Oberpriesters gegenüber Saul. Bei den Goten gab es einen König und daneben einen Mann, der geradezu „Gott" hieß. Der Kaiser von Byzanz sah sich dem Patriarchen gegenüber, der zwar meist viel geringer an Einfluß war, jedoch in den Zeiten der Bilderstürme derart an Macht gewann, daß er sogar den Kaiser abzusetzen vermochte. Bei den Khazaren war ein Gott gleichverehrter Priester, den schon zu erblicken für den Unbefugten mit dem Tode gesühnt wurde, und ein weltlicher Oberherr. Der eine, der wie ein rohes Ei behandelt wurde, hieß Kender kan, der andere, dem weniger Verehrung gezollt wurde, der aber dafür die Zügel der Herrschaft führte, war der Kakan. Diese Trennung der Gewalten pflanzte sich anscheinend von den Khazaren zu den Ungarn fort, in deren Frühzeit wir einem Sila und einem Kende begegnen. Der Titel Sila ist übrigens von urweltlichem Alter. Er findet sich schon bei den Chatti und geht vermutlich auf den Asir, den summarischen Mondgott des vierten Jahrtausends, zurück. In seiner Fortbildung bei den Bulgaren und Russen erwuchs der Titel zu dem Zaren, der ganz fälschlich von Caesar abgeleitet wird. Jedoch weiter! Der Mikado zog sich in den Schatten der Palastgemächer zurück und erhielt göttliche Verehrung, während der Shogun als Generalissimus und Reichsregent waltete. Der Nachfolger der Caesaren, die ja auch Pontifizes gewesen waren, der Papst, rang Jahrhunderte hindurch mit dem „römischen" Kaiser. Der Zar ist mit dem Heiligen Synod vergesellschaftet, dessen Prokuratur das Oberhaupt der Pravostavenkirche bildet. Im großen Bezirk des chinesischen Reiches ist ein ähnliches Phänomen, eine ähnliche Trennung der Gewalten aufgetaucht. Aber dort konnte niemals der geistliche Herrscher so viel Macht verlangen wie sonst wo. Warum? Weil die geistige Gewalt immer ihrerseits gespaltener war, weil es immer mehrere Religionen und Päpste gab. Das religiöse Leben in China ist so seltsam, daß es mit nichts anderem verglichen werden kann. Ist es nicht schon höchst merkwürdig, daß der Kaiser für sich ganz allein eine eigene Religion hat, die niemand mit ihm teilen darf? Sodann haben wir den Glauben der Gebildeten, der herrschenden Klasse, die Lehre des Konfuzius. Hierzu kommt der Taoismus, der eine ausgebildete Hierarchie und 1192 einen Papst an ihrer Spitze erzeugte; den Islam mit seinen 35 Millionen Bekennern und das Christentum, das 635 anfing, und das Judentum, das sicher im 11. Jahrhundert, wahrscheinlich aber schon im ersten nachchristlichen Jahrhundert vorhanden war, wollen wir hier ganz außer acht lassen. Dafür muß dem Buddhismus ein besonders großer Platz eingeräumt werden. Schon vor ungefähr 1800 Jahren spaltete sich der Buddhismus in eine südliche Sekte, die sich des Pali bedient und sich von Ceylon bis Java verbreitete, und eine nördliche Sekte, die halb Ostasien für sich gewann. Im Norden hat es aber wiederum an Reformationen und Sezessionen nicht gefehlt. So gut wie unabhängig entwickelte sich der Buddhismus von Korea und der von Japan. Innerhalb des weiten Reiches der Mitte tat sich die rote und die gelbe Kirche auf, von denen jede eine besondere Hierarchie mit eigenen Kirchenfürsten ausbildete. Man kann diese Fülle von kleinen und großen ostasiatischen Päpsten einigermaßen den Patriarchen und Exarchen Konstantinopels, Jerusalems und der Balkanslawen sowie den Katholikos von Armenien und dem Oberpriester von Abessinien vergleichen. Ich füge nur noch hinzu, daß der Lamaismus im Grunde mit dem Buddhismus fast nichts mehr gemein hat. Im ganzen gibt es vier lamaistische Kirchenfürsten, von denen jeder auf das Prädikat „lebender Gott" Anspruch erheben darf: der Dalai-Lama von Lhassa, der Gaghan von Urga, der Taschi-Chumpo von Schigatze und der Oberlama der Burjaten, der am Gänsesee in der Nähe von Kiachta residiert. Dazu könnte man noch als fünften einen Großbonzen in Peking nahmhaft machen, der bald als Nuntius des Dalai-Lama gilt, bald als eine Art unabhängigen Patriarchen sich gebärdet.

Bei weitem am bedeutendsten ist der Kirchenfürst, der weit und tief wie das Meer (dalai) ist. Nur zu ihm pilgern Buddhisten aus der ganzen Nordhälfte Asiens und aus Assam und Barma. Nur um ihn streiten sich die Weltmächte. Wenn daher Sven Hedin seinem Freund und Gönner, dem Taschi-Chumpo, einen ähnlichen Rang zuweisen will, so kann man das schließlich verstehen — der Biograph erhöht seinen Helden und der Freund den Freund — aber wenn auch um 1780 die Würde des Taschi-Chumpo vielleicht in erster Linie stand, so ist das jetzt nicht mehr so. Selbst einer seiner Kollegen ist einmal nach Lhassa gegangen, um dort seine Aufwartung zu machen. Ich traf den Ober-



priester der Burjaten vor neun Jahren in der Nähe von Dolon-nor, einige Tagereisen von Kalgan. Wir beide ritten auf Kamelen, er kam von Süden, ich von Norden. Ein längeres Gespräch entspann sich. Er erzählte, daß er bei den Kalmücken von Astrachan gewesen, dann über Fergara nach Lhassa reiste, dort länger blieb und hierauf den Rückweg über Nepal einschlug. Kaum war er in Indien angelangt, als die Engländer ihn auswiesen. Recht töricht! Denn alles, was er sehen wollte, hatte er gesehen. Sie befürchteten, daß er bei den acht Millionen Buddhisten des indischen Reiches in russischem Sinn wühlen könnte. Zum Schluß schenkte mir der „lebende Gott" seine Photographie und schrieb eigenhändig eine Widmung darauf. Die Schrift ist die syrische, aber in chinesischer Art von oben nach unten gestellt, ungefähr die fette (aus dem aramäischen abgeleitete) Schrift, deren sich auch die Mandschen bedienen. Westöstliche Formwirkung! Leider habe ich bis heute versäumt, mir die recht umfangreiche Widmung übersetzen zu lassen.

Tibet wurde 1720 durch die Truppen Kang-hsis von der Herrschaft der mongolischen Dsangaren befreit. Die Folge davon war die Abhängigkeit Tibets von China. Im Jahr 1722 schloß der Himmelssohn ein Konkordat mit dem Dalai-Lama. Der weltliche Herrscher verbürgte der „Tugendsekte" oder gelben Kirche ungestörte Tätigkeit und Sicherheit; dafür will ihm der geistliche Herrscher mit seinen Schutzbefohlenen stets hold und gewärtig sein. Im Jahr 1792 befestigte ein Heer Kien-langs neuerdings die chinesische Stellung in Lhassa und eroberte außerdem Nepal. Hier jedoch stellten sich die Engländer entgegen. Ein Ire Kirkpatrick befehligte die britischen Truppen. Die Besetzung Nepals ist die letzte große Tat des Orients überhaupt. Hundert Jahre lang währte in China, Türkei und Persien der Verfall. Im Jahr 1890 kam der Großfürstthronfolger, der jetzige Zar, nach Indien. Er wollte Darjeelling besuchen; die lamaistische Geistlichkeit plante eine große Huldigung. Die britische Regierung vereitelte den Plan. Sie ließ außerdem Sikkim einnehmen. Von Lhassa aus wandte man sich um Schutz nach Peking. Der Schutz wurde nicht gewährt. Hierauf kündigte 1892 der Dalai-Lama das Konkordat und betrachtete sich hinfort als unabhängig. Er sah sich jedoch stehenden Fußes nach anderen Schützern um. Die glaubte er in Petersburg zu finden. In der Tat arbeitete man dort auf eine Annäherung mit Tibet hin. Fürst Uchtomsky, der Nikolas II. auf der Asienfahrt begleitet hatte, träumte von einem slawisch-mongolischen Weltreich mit orthodox-buddhistischem Glauben. Uchtomsky begab sich, nachdem inzwischen die mandschurische Bahn von den Russen vermessen worden war, ein zweites Mal 1896/97 nach Ostasien. In dem von russischen Burjaten besetzten Urga, der Hauptstadt der Ostmongolei, hörte ich später von seinen Taten. Hörte, daß er viel Geld aufgewandt, um die Höflinge des Gegten zu bestechen. Sie sollten ihm eine Audienz beim Gegten verschaffen. Der aber lehnte ab. In Urga lebte damals auch der Held der „Briefe, die ihn nicht erreichten", Herr von Groot, in der Tat einer der merkwürdigsten Männer der Gegenwart. Ich war oft bei ihm. Daß er der Held sei, verriet eine sonderbare Uhr, die in den Briefen beschrieben wird, und die unter den Kleinodien seines malerischen Heims auffiel. Die Richtigkeit des Rückschlusses wurde mir nachträglich von anderer Seite bestätigt. Aber auch die Hilfe Groots, des „ungekrönten Königs der Mongolei" (er ist nach dem letzten Krieg ganz verschollen, soll in Alaska sein), konnte die Absichten Uchtomskys nicht fördern. Da schlug der Fürst einen andern Weg ein. Auf seine Veranlassung wanderte ein Burjate Dorshijeff nach Lhassa. Dort weilte er längere Zeit und wurde der Vertraute des Hofes. Durch ihn vermittelt, ging während des Boxerkrieges eine Gesandtschaft des Dalai-Lama nach Livadia und kurz darauf eine zweite nach Petersburg ab. Schon galt Tibet als Vasallenstaat Rußlands. Da regte sich aber — Japan. Das Inselreich betrachtete sich seit seinem Sieg über China als die Vormacht des Buddhismus. Es berief einen altbuddhistischen Kongreß nach Kyoto 1903. Im Zusammenhang hiermit wollte ein japanischer Baron als frommer Pilger nach Lhassa. Einst stritten ja die Könige von Frankreich-Lothringen, dann die von Burgund und zeitweilig selbst solche von England und Spanien mit den deutschen Königen um die römische Kaiserkrone, um die Schutzherrschaft über den Papst. Aehnlich trachtete der Mikado danach, dem Himmelssohn die Schutzherrschaft über den Dalai-Lama zu entreißen. Jener Baron erwies sich als unfähig. Andere Pilger (die Sven Hedin traf) folgten. Zugleich schloß Japan ein Bündnis mit England. Die erste Frucht dieses Bündnisses war der Zug Younghusbands nach Tibet. Die Streitkräfte für den Zug wurden schon Dezember 1903 zusammengestellt, also zwei Monate vor dem Ausbruch des Russisch-Japanischen Krieges. Im August 1904 erreichten die Engländer Lhassa. Wenige Tage zuvor entfloh Tubdan Gyatso, der Dalai-Lama. Er hielt sich zuerst bei den Tanguten auf, dann in Urga, dann wiederum bei den Tanguten. Nun kam eine Ueberraschung. Er suchte Peking auf. Das war im September des Jahres 1908. Die Kaiserin, scharf bis zuletzt und durch keinerlei Hemmungen angekränkelt, nutzte seine Notlage nach Kräften aus. Sie zwang ihm ein neues Konkordat auf. Dies bestimmte alle Rechte für China, alle Pflichten für den Dalai-Lama. Drei Tage nach dem Konkordat starb Tsü-hsi unter noch nicht aufgeklärten Begleitumständen. Ebenso dunkel ist, warum Tubdan Gyatso immer noch in Peking verblieb. Im Dezember machte er sich endlich wieder auf die Reise, die ihn ein ganzes Jahr in Anspruch nahm. Im Dezember 1909, nach mehr als einem Lustrum der Verbannung, konnte der Dalai-Lama seine Rückkehr in seine Residenz, in das hochragende Schloß von Potala, feiern. Aber nur wenige Wochen litt es ihn dort. Er schickte sofort Dorshijeff nach Petersburg. Er mußte mit Kummer erkennen, daß seine Herrschaftsstellung dahin. So entfloh er abermals. Diesmal nach Indien. Nach Darjeelling, wo er am 1. März 1910 eintraf. Nach dem gleichen Ort, wo er oder seine Würdenträger vor einem halben Menschenalter Nikolas begrüßen wollten. Hier sahen ihn denn auch eine ganze Reihe von Europäern. Tubdan Gyatso, der Vielerfahrene, Listenreiche, mit dem das ostasiatische Exil von Avignon beginnt, wird als pockennarbig geschildert und von keineswegs anziehendem Aeußern. Eine tiefe Narbe, unbekannt woher, verunziere seine rechte Kinnlade; auch habe er ungemein große Ohren. Doch verrate das Gesicht einen durchdringenden Verstand. Seine Anwesenheit in Kalkutta ist jedenfalls von großer politischer Bedeutung. Die Vertreter der Großmächte haben jetzt das Wort.



Luftverkehrsordnung.

Von Hauptmann a. D. A. Hildebrandt.

Vor kurzem sind in Frankreich auf einem großen Uebungsfeld zwei Flugmaschinen in den Lüften zusammengestoßen, abgestürzt und völlig zertrümmert worden; ihre Lenker sind zum Glück mit wenn auch schweren, so doch nicht lebensgefährlichen Verletzungen davongekommen. Dieser Zusammenstoß zwingt dazu, unverzüglich daranzugehen, eine Luftverkehrsvorschrift zu erlassen, damit von vornherein die Führer von Luftfahrzeugen an die größte Ordnung gewöhnt und weitere Unfälle vermieden werden. In Frankreich hat man sich schon seit längerer Zeit mit dieser Frage beschäftigt, und der „Aéro-Club de France" konnte kürzlich dem Minister Millerand den Entwurf von Bestimmungen für den Verkehr in den Lüften einreichen. Stellt man die einzelnen Vorschläge zusammen, so ergibt sich etwa folgendes Bild:

In erster Linie beziehen sich naturgemäß die Vorschriften auf das Ausweichen. Der Vergleich mit der Seeschiffahrt liegt sehr nahe, und manches wird man auch von den dortigen Bestimmungen in die Luftverkehrsordnung übernehmen können. Da jedoch als dritte Dimension die Höhe hinzukommt, so wird man um wesentliche Abweichungen von den für die Schiffe bestehenden Bestimmungen nicht herumkommen. Als Grundgesetz gilt, daß das Fahrzeug mit besserer Manövrierfähigkeit dem anderen ausweichen muß. Aus diesem Grunde hat auch der „Aéro-Club de France" beantragt, daß jedes Luftschiff, also jedes Luftfahrzeug, das sich lenken läßt, den Freiballons oder den Gleitfliegern auszuweichen hat. Ferner müssen alle Flugapparate den Lenkballons ausweichen, weil sie ebenfalls sowohl nach rechts wie links als auch nach oben und unten beweglicher sind als diese. Es bleibt also nur noch übrig, die Bestimmungen zu treffen, die bei der Begegnung von Flugapparaten oder von Lenkballons maßgebend sein sollen. Freiballons können sich nur in der Senkrechten begegnen; der untere Aerostat muß hier durch Ventilziehen ausweichen, weil der obere durch Ballastausgabe den ersteren schädigen könnte. Die Luftfahrzeuge sollen nach rechts ausweichen wie die Fuhrwerke auf der Erde in den meisten Ländern. Da jedoch die Propeller, wenn sie in gleicher Höhe nahe aneinander vorüberkommen, durch ihren gewaltigen Luftstrom das andere Fahrzeug aus der Gleichgewichtslage bringen können, so ist es erforderlich, auch nach der Höhe auszuweichen. Demnach soll das Fahrzeug, das sich nach dem ersten horizontalen Ausweichen zur Linken befindet, sich mindestens 50 Meter über das andere erheben. Wenn ein Luftschiff ein anderes überholen will, so hat es zunächst ein Signal zu geben und dann nach links in einer Entfernung von mindestens 50 Meter neben und in einer Höhe von 50 Meter über dem vorfahrenden Fahrzeug vorbeizugehen. Lautzeichen kommen natürlich wegen des Geräusches der Propeller nicht in Betracht.

Hier weist nun der französische Vorschlag eine nicht zu verzeihende Lücke auf, insofern, als er keine Rücksicht nimmt auf die von gewöhnlichen Erdenbürgern der Soldateska zu erweisende Ehrfurcht. Die Dampfer der Handelsflotte müssen nämlich den Kriegsschiffen ohne weiteres ausweichen, und die gleiche Hochachtung muß der Luftfahrer unbedingt auch den Kriegsluftschiffen erweisen. Alle Luftschiffe Privater hätten demnach denen des Staates auszuweichen, und wiederum hätte das Militär den Vorrang vor den Zivilbehörden. Da es nun aber unmöglich ist, die verschiedenen Luftschiffe voneinander ohne weiteres zu unterscheiden, so ist es erforderlich, die Fahrzeuge weithin kenntlich zu machen. Man könnte dies durch helleuchtenden Farbenanstrich erreichen. Alle Privatluftschiffe sind rot, die der Zivilbehörden himmelblau anzustreichen. Die Kriegsluftschiffe wählen dagegen aus naheliegenden Gründen einen Farbenanstrich, der sie möglichst unsichtbar macht. Die durch die Farbe entstehenden nachteiligen chemischen Wirkungen auf den Gummi müssen die Interessenten nun einmal in Kauf nehmen. Uebrigens ist eine Unterscheidung der Fahrzeuge zum mindesten an der Grenze aus andern Rücksichten erforderlich: man denke nur an Grenzüberschreitungen, Spionage, Schmuggel usw.

Ein manövrierunfähig gewordenes Fahrzeug hat sofort ein Signal zu setzen, damit alle andern Luftschiffe auszuweichen vermögen. In welcher Weise dies zu geschehen hätte, muß noch besonders erprobt werden, da Gewicht und Luftwiderstand der Signale eine große Rolle spielen; Irrtümer müssen natürlich möglichst ausgeschlossen sein. Hierbei verdient ein Erlebnis auf See Erwähnung, das mit der Luftschiffahrt innig zusammenhängt. Als der von Baron von Hewald und den Verfasser zur Erforschung der höheren Schichten der Atmosphäre mittels Ballons gemietete Dampfer „National" aus den isländischen Gewässern zurückkehrte und nach einigen Umwegen die Fahrt durch den Kanal nahm, bemerkte der Kapitän plötzlich, daß die zahlreich entgegenkommenden englischen Kriegschiffe gegen die Regel dem Dampfer weit auswichen. Bald wurde diese ungewöhnliche Erscheinung erklärt. Wir hatten einen Registrierballon infolge einer Havarie längere Zeit etwas über Masthöhe gehalten, und dieses Zeichen war von den begegnenden Schiffen als Zeichen von Manövrierunfähigkeit gedeutet, da das reglementmäßige Zeichen im Hissen eines Balles besteht.

Der „Aéro-Club de France" hat dann ferner das sehr zweckdienliche Verbot vorgeschlagen, Städte zu überfliegen, weil ja durch einen Absturz namenloses Unglück angerichtet werden kann. Ausnahmen sind nur dann gestattet, wenn städtische Behörden die Erlaubnis dazu geben. Hier bedürfen wohl unbedingt viele Fragen der Klärung. Dürfen die Luftschiffe den Luftraum über solchen Straßen überfliegen, die für den Verkehr mit Kraftfahrzeugen verboten sind? Darf beispielsweise in Berlin das Mittelportal des Brandenburger Tores überflogen werden? Darf das Fahrzeug, wenn es keine Einlaßkarte hat, den Botanischen oder Zoologischen Garten überqueren? Weitere Fragen kann sich jeder selbst ausdenken!

Damit nun bei Nacht die Luftschiffer ihren Weg richtig finden und alle Vorschriften einhalten können, werden auch den Städten und „hohen" Hausbesitzern gewisse Verpflichtungen auferlegt. Der Aéro-Club hat vorgeschlagen, daß an allen Gebäuden über 50 Meter Höhe bei Einbruch der Dunkelheit auf je 50 Meter

Entfernung weiße Lichter anzuzünden sind, damit die Umrisse der Gebäude kenntlich werden. Die Ortschaften selbst sollen durch hell erleuchtete Inschriften, die man beispielsweise auf den Bahnhöfen anbringen kann, kenntlich gemacht werden. Der Eiffelturm würde nach diesem Vorschlag sechs Leuchtsignale untereinander besitzen müssen.

Hiernach wird eine deutliche Markierung der Weichbildgrenzen bei Tage und bei Nacht erforderlich, damit Luftfahrzeuge, die es eilig haben, auf dem kürzesten Weg um die Städte herumkommen. Wenn nun jemand bei einem Absturz durch Windversetzung doch innerhalb der Weichbildgrenze herunterkommt, so ist er streng zu bestrafen — vorausgesetzt, daß er sich der irdischen Gerechtigkeit nicht durch Tod entzieht. Bleibt er aber am Leben, so hat er mindestens die Todesstrafe verdient. Diese Bestimmung soll eingeführt werden, um die Aviatik in den einzelnen Ländern, z. B. in Frankreich, nicht zu schnelle Fortschritte machen zu lassen, bis die Länder, die in dieser Beziehung zurückgeblieben sind, wie Deutschland, die Entwicklung nachgeholt haben.

Doch Scherz beiseite! Es gibt noch eine ganze Reihe von Vorschriften, die zweckmäßigerweise eher heute als morgen erlassen würden, da sie auch die Freiballons betreffen. Beispielsweise müßte das Auswerfen von Gegenständen irgendwelcher Art gesetzlich verboten werden. Obgleich dies eigentlich selbstverständlich ist, so kommt es doch vor, daß wildgewordene Luftschiffer feste Gegenstände zu Boden werfen. Namentlich über den Wolken ist dies äußerst gefährlich, da man nie wissen kann, ob man Menschen auf der Erde trifft. Aber auch über den Wäldern und noch weniger über den Aeckern darf man namentlich kein Glas herauswerfen, weil sich dadurch später das Wild oder die Pferde an den Füßen schwer verletzen können. Die Vorschrift, daß der als Ballast dienende Sand gesiebt und dadurch frei von Steinen usw. gemacht werden muß, ist eigentlich selbstverständlich, aber doch in dem zu schaffenden Gesetz erforderlich. Noch vor drei Jahren konnte Verfasser in einem großen Luftschifferverein feststellen, daß gegen diese elementare Regel schon drei bis vier Jahre lang gesündigt war. Es ist ein Wunder gewesen, daß nicht durch Ausschütten des mit Steinchen vermischten Sandes Menschen verletzt sind. Allerdings kann auch der gesiebte Sand Schaden anrichten; hiergegen läßt sich aber nichts machen. Es sei an die Annonce einer biederen Bauernfrau erinnert, die dem eine Belohnung zusicherte, der die Luftschiffer zur Anzeige bringen würde, die durch Auswerfen von Sand den eben gebackenen schönen Pflaumenkuchen total verdorben hätten! Gelegentlich einer Ballonfahrt in Straßburg im Jahr 1900 beschwerte sich ein Fuhrknecht auf dem Polizeipräsidium darüber, daß ihm der von den Luftschiffern ausgeworfene Ballastsand in den Mund geraten sei; er bat gleichzeitig um Auskunft, was er dagegen machen solle. Die einzig richtige Antwort wurde ihm auf der Polizei auf die letzte Frage gegeben: Wenn er wieder einmal von seinem Fuhrwerk aus einen fliegenden Ballon betrachten wolle, so möge er den Mund zumachen!

Mit Herabwerfen von Reklamezetteln usw., die einzeln geworfen werden, kann kein Schaden angerichtet werden. Wie verhält es sich aber mit dem Schaden, den man mit „Flugschriften" anrichten kann? Oder wie ermittelt man die Verbreiter solcher Schriften auf dem Luftwege? Denken wir, daß bei Südwestwind über Potsdam Extrablätter ausgeworfen werden, die in Berlin zu Boden fallen. Bei wem ist dann die Genehmigung zur Verbreitung von Extrablättern einzuholen, beim Polizeipräsidenten von Berlin oder Potsdam?

Selbstverständlich ist das Aussetzen von Passagieren während des Fluges jederzeit erlaubt. Ja, es ist sogar vorgeschlagen, daß jedes Luftschiff zur Rettung seiner Insassen in Gefahr mehrere Fallschirme mit sich führen solle. Es heißt sogar, daß in Frankreich der Kriegsminister dies bereits für Kriegsfahrzeuge angeordnet habe. Ernsthaft gedachte Ausführungen hierüber fanden sich kürzlich in der „Allgemeinen Schlesischen Sportzeitung".

Wer will etwa mit Sicherheit behaupten, daß die Aeronautik im Lauf der Jahre nicht dazu kommt, Fallschirme oder ähnliche Vorrichtungen zu bringen, die mindestens ebenso sicher sind wie die Luftschiffe selbst, und die es gestatten, jederzeit Fahrgäste auszusetzen? Uebrigens wird dem Bau von Fallschirmen von ernst zu nehmenden Fachleuten in neuster Zeit erhöhte Aufmerksamkeit gewidmet. Der rührige „Aéro-Club de France" beabsichtigt eine Konkurrenz für Flüge mit Fallschirmen auszuschreiben, deren Bedingungen durch den bekannten Militärluftschiffer Major Bouttieaux sowie Esnault-Pelterie und René Gasnier ausgearbeitet werden.

Während der Nacht müssen alle Luftschiffe mit Laternen versehen sein; hierbei nimmt man zweckmäßigerweise die Marine als Vorbild; Steuerbord — rechts — eine grüne Laterne, Backbord — links — eine rote Laterne. Außerdem sind den Luftschiffen bei Tage Tafeln mit dem Namen und der Adresse des Eigentümers, bei Nacht erleuchtete Nummern, und zwar leserlich nach allen Seiten des Würfels, anzubringen. Die Nummern sind bei den Behörden aufgeschrieben, damit man bei etwaigen Uebertretungen der Luftverkehrsordnung den Schuldigen sofort festnehmen kann. Damit dieses letztere nun aber möglich ist, ist es nötig, daß die Behörden möglichst bald einen Ueberwachungsdienst einrichten; demnach muß man Gendarme und Schutzleute in der Führung von Luftschiffen und Flugmaschinen ausbilden, damit, wenn der Luftverkehr entsprechend gewachsen ist, es nicht an Luftpolizei fehlt.

Auf den belebtesten Luftstraßen, beispielsweise zwischen allen großen Städten und an der Grenze, müssen staatliche Fahrzeuge fliegen, um einerseits die Aufsicht auszuüben und anderseits bedrängten Luftschiffern zu Hilfe kommen zu können. Es wäre wünschenswert, unverzüglich Notsignale einzuführen, durch die die Luftschiffer anzeigen, daß sie sich in Not befinden. Hätte beispielsweise der „Pommern" vor Rügen ein Notsignal setzen können, so wäre ihm der Rettungsdampfer sofort entgegengefahren. Daß dies eventuell die Rettung für alle hätte sein können, ist nicht von der Hand zu weisen.

Noch vieles andere könnte für die zu erlassende Luftverkehrsordnung als notwendig oder wünschenswert bezeichnet werden. Die größten Schwierigkeiten werden sich übrigens für den Ueberwachungsdienst an den Grenzen ergeben, wenn sich hier nicht die beteiligten Staaten gegenseitig unterstützen. Findige Schmuggler könnten sich jetzt ein Vermögen erwerben, wenn sie aus der Schweiz mit hohem Zoll belegte Gegenstände, wie beispielsweise Sacharin, in einer Flugmaschine nach

Deutschland brächten und hier an verabredeten Stellen auswürfen.

Wenn auch viele Vorschriften erst einer späteren Zeit, in der die Entwicklung des Luftverkehrs noch weiter vorgeschritten ist, nützlich sein werden, so haben die Ausführungen wohl gezeigt, daß schon jetzt manche gesetzliche Vorschriften zwingende Notwendigkeit sind.

Der verlorene Kopf.

Plauderei von Alexander von Gleichen-Rußwurm.

Es ist eine althergebrachte Redensart, daß man von Leuten, die ihre Geistesgegenwart aus irgendeinem Grund einbüßen, sagt: „Sie haben ihren Kopf verloren." Und die böse Welt behauptet, daß dieser Verlust das weibliche Geschlecht öfter und leichter träfe als das männliche.

Ist solches Urteil gerecht, oder stammt es von Weiberfeinden? Ist es oberflächlich gefällt oder psychologisch tief begründet?

Ich glaube, daß es Lagen gibt, in denen auch die zerstreuteste Frau den Kopf länger oben behält als ein denkkräftiger Mann, daß es aber auch Momente geben kann, die einem ruhigen, sonst sehr bedachten weiblichen Wesen die Ueberlegungsfähigkeit schneller rauben als einem zerfahrenen Jüngling oder einem anderweitig absorbierten Professor. In solchen Fragen ist es allerdings schwer, eine Meinung exakt zu formulieren oder gar zu beweisen, denn jeder wird mit Beispielen aus seinem Leben kommen, die möglicherweise gerade das Gegenteil behaupten. Wohl bei allen Fragen, die Herz und Gemüt ins Spiel ziehen, die sich mit Liebesintrigen beschäftigen oder die ernsteste Seite des Frauendaseins, die Liebe für das Kind, betreffen, wird das Weib bis zum Aeußersten seine Geistesgegenwart bewahren und sich vielleicht bis zu höchsten Heldentaten erheben. Unter den Anekdoten der Weltgeschichte gibt es manche, die von starken Frauen im Moment der Gefahr berichten; aus dem täglichen Leben erinnere ich mich einer sehr amüsanten Szene, die freilich für die Beteiligten recht unangenehm war. Ein junger Ehemann glaubte Grund zur Eifersucht zu haben und verfolgte die Gattin überall mit seinem Argwohn. Eines Tages bekam sie ein Briefchen, das ihm höchst verdächtig erschien, und er wollte sie zwingen, das kleine Beweismittel herauszugeben. Im Augenblick höchster Not steckte sie es in den Mund, zerkaute es und schluckte es tapfer hinunter. Das Gesicht ihres Mannes — erzählte sie später — soll sehr komisch gewesen sein.

Es ist ein Schönes um die Geistesgegenwart sowohl in großen wie in kleinen Dingen. Die Kinderstube verlangt sie wie der Salon, die Weltgeschichte wie der Kleinkrieg des häuslichen Daseins, bei dem die verschiedensten Wünsche und Charaktere in Einklang zu bringen sind. Oft rettet ein rechtzeitiges, liebenswürdiges oder scharfes Wort die Situation, und oft verdirbt unschlüssiges Zaudern, kopfloses Hin- und Herschwanken die mühevolle Arbeit und Geduld längerer Zeit. Man kann gewiß nicht von jedem die Gabe verlangen, überall und immer mit treffsicherer Geschicklichkeit einzugreifen, aber jeder gebildete Mensch muß es zustande bekommen, im Notfall seine Gedanken zusammenzuhalten und, ohne den Kopf zu verlieren, den Ereignissen entgegenzutreten. Kopflosigkeit kompliziert nur die Situation, ihre Opfer können komisch, grotesk und leider auch unendlich tragisch wirken.

Was nutzt das beste Herz, wozu dient der liebenswürdigste Wunsch, eine Angelegenheit zum Schönsten zu wenden, wenn im richtigen Augenblick der Kopf versagt und man sich später Vorwürfe macht, nicht dieses oder jenes getan zu haben? Die Vorwürfe sind gerechtfertigt, denn Geistesgegenwart gehört zu den Gütern, die eine gute Erziehung zu geben vermag. Frauen sind bildsamer, leichter zu beeinflussen als Männer. Wird von Jugend auf das Kind daran gewöhnt, sich selbst zu helfen, und fügt das heranwachsende Mädchen die Selbsterziehung zum Einfluß aus der Kinderstube, dann verschwindet jenes unruhige Irrlichtern der Augen, jenes planlose Hin- und Herlaufen, jenes krampfhafte, uferlose Sprechen, das die Damen ohne Geistesgegenwart zu kennzeichnen pflegt. Daß man angeborene Charaktereigenschaften vollständig ausrotten oder umgestalten kann, glaube ich zwar nicht, aber sie lassen sich ausgleichen, mildern und durch Erziehung fast ganz unschädlich machen.

Seit die Frau ihre physischen Kräfte im Sport mißt, seit sie allein reist und leider allzu oft gezwungen ist — wie der Mann — im Daseinskampf selbständig aufzutreten, hat sie einen rascheren Blick, eine geschicktere Bewegung gewonnen und vieles eingebüßt von der früher so weit verbreiteten kopflosen Schüchternheit. Weibliche Wesen, die ängstlich am Eisenbahnzug auf und ab laufen und nicht wissen, wohin sie fahren wollen, sind selten geworden, auch jene, die in Ohnmacht fallen, wenn ein Unglück in ihrer Nähe geschah, statt helfelnd einzugreifen, gehören zu einer vergangenen Generation, deren Empfindsamkeit wir komisch finden, und manche stille, bescheidene Frau, deren zarte Holdseligkeit bezaubert, zeigt sich männlich fest, wenn das aufregende moderne Leben zur Katastrophe drängt. Ein feiner Psychologe unter den französischen Romanschriftstellern hat Situationen die tragischsten genannt, in denen der starke Mann, geistig und leiblich durch die Wucht der Ereignisse gebrochen, Trost und Hilfe bei der schwachen Frau sucht und findet. Die Geistesgegenwart des Herzens, wie ich die Stärke der weiblichen Natur in solchen Fällen nennen möchte, überwindet allein gewisse Stunden, in denen Logik, Wissen, Philosophie, Mut und Kühnheit zuschanden geworden sind. Zu allen Zeiten und in allen Ländern hat es diese Eigenschaft gegeben, im modernen Leben ist sie vielleicht verbreiteter geworden, wenn sie auch weniger an die Oberfläche tritt.

Es gibt so viele Fälle, wo besonders die weibliche Geistesgegenwart Großes, Gutes oder Liebenswürdiges leisten kann, daß wir außer der Geistesgegenwart des Herzens auch noch die feine des stets bereiten Taktgefühls und die sichere, allen Lagen gewachsene der sogenannten „maitresse femme" annehmen können. Im Herzen nährt freilich auch das Taktgefühl seine Wurzeln, aber zu der Schnelligkeit, mit der es in schwierigen gesellschaftlichen Verhältnissen manchmal angewendet werden muß, gehört jene elegante, rasche Verstandestätigkeit, die der Franzose mit „esprit" bezeichnet. In einer richtigen, scheinbar ohne die leiseste Ueberlegung gegebenen Antwort liegt oft die Lösung großer Schwierigkeiten. Mit einer leicht hingeworfenen Bemerkung vermag die kluge Frau Wunden zu heilen, Streitigkeiten beizulegen. Es handelt sich nicht immer um so wichtige Dinge wie in jenen Unterredungen,

die Karl V. mit der Königin von Navarra hatte, und in denen die Geistesgegenwart der klugen Dichterin manches für ihren Bruder und für Frankreich rettete, aber im gewöhnlichen Leben sind die kleinen Ereignisse ebenso wichtig, wenn nicht wichtiger als die politischen Angelegenheiten.

Als bei den Generationen vergangener Jahrhunderte noch die Kunst der Konversation blühte, bedurfte es oft großer Geistesgegenwart, das Gespräch zu leiten und vor Entgleisungen zu bewahren. Die Rolle mancher Frau im Salon und den Einfluß, den sie von dort ausübte, verdankte sie ihrem raschen Witz und ihrer Kunst, ohne Zeitverlust die Situation zu erfassen. Heute hat der Salon an Boden und Bedeutung verloren, so daß diese feinste Blüte weiblichen Scharfsinns wohl weniger in Erscheinung tritt. Die Sportdame hat andere Gelegenheit, ihren Verstand zu trainieren, die Frau mit politischen Interessen, deren Feld früher der Salon war, muß auf die Rednertribüne steigen und männlich an der Debatte teilnehmen. In dieser neuen Tätigkeit stählt sich die Geistesgegenwart wohl ebenso, aber das weibliche Wesen hat nichts bei seinem Tausch gewonnen, es hat nur die Liebenswürdigkeit eingebüßt, durch die es Herrin der Lage war, während es jetzt Herr der Sache sein möchte. Die Debatte verlangt andere Eigenschaften als das Gespräch, sie entbehrt die Verbindlichkeit und will nichts von jener Schonung wissen, die auch das heikelste Thema in der Konversation möglich macht. Männlich, herb und ohne die weichen Töne des Gefühls setzt sie eine Schlagfertigkeit voraus, die anerkennenswert, aber nicht liebenswert ist, und was der Frau steht, muß liebenswert sein.

Vielleicht werde ich mit dieser Ansicht für altmodisch gehalten, und gewisse Damen, die ihren Kopf vollständig verloren, als man ein Dutzend Mäuse in den Sitzungsaal ihrer Versammlung springen ließ, werden mich verachten, aber ich schätze das Weib zu hoch, um ihm die Farce einer falschen Gleichberechtigung zu gönnen. Tüchtige Frauen, die Herz und Kopf am rechten Fleck haben, wollen auch nichts von denen wissen, die Geistesgegenwart mit männlicher Pose und gesunde soziale Entwicklung mit Emanzipation verwechseln. Es liegt im Zug der Zeit und ist in unseren gesellschaftlichen Verhältnissen voll begründet, daß die Frau zu wirtschaftlicher und geistiger Selbständigkeit erzogen wird. Dabei hat sie Gelegenheit genug, ihre Geistesgegenwart zu üben und anzuwenden, sowohl jene, die den Verstand, als wie jene, die das Herz in Mitleidenschaft zieht. Je mehr ihr dies gelingt, desto seltener wird man die Redensart hören: „Ich habe den Kopf verloren!" Und der Spott des andern Geschlechts wird verstummen über die verwirrt und ängstlich sich gebärdenden Frauen. Da es durch Jahrhunderte zum guten Ton gehörte, das weibliche Geschlecht furchtsam und unselbständig zu erziehen, ist es nicht möglich, daß in einer einzigen Generation alle Mängel schwinden, die solcher Gebrauch zeitigen mußte.

Aus diesem Grunde ist es auch hauptsächlich zu erklären, daß bei Katastrophen größerer Art der Mann kälteres Blut bewahrt. Er hat gelernt, auf seine geistigen und physischen Kräfte zu vertrauen, und ist weniger durch unpraktische Kleidung verhindert, die Vorteile der Lage auszunützen. Daher kommt es wohl auch, daß wir gewohnt sind, im allgemeinen über die Kopflosigkeit des Weibes abzuurteilen und von Weiberwirtschaft zu sprechen, wenn es irgendwo „drüber und drunter" geht.

Wer aber Gelegenheit fand, den siegreichen, stillen Kampf mancher Frau gegen die Ungunst der Verhältnisse zu beobachten, kann sich der Ansicht kaum verschließen, daß dem schwächeren Geschlecht häufige und schwere Proben der Geistesgegenwart gestellt werden, die es ebenso bestehen muß, wie es sich für den Mann im lauteren, öffentlichen Leben gebührt. Im Hauswesen wie im Salon, im Beruf wie im Sport, in der Liebe wie in einsamer Selbständigkeit hat es die Frau aller Stände gelernt, ihre fünf Sinne zusammenzuhalten, und erzählt vielleicht bald in der Kinderstube zur Warnung ein trauriges Märchen vom verlorenen Kopf.

Unsere Bilder

Griechenland vor der Nationalversammlung (Abb. S. 652). Seitdem der König und das Parlament die von der Militärliga geforderte Einberufung der Nationalversammlung genehmigt haben, hat sich die Aufregung in Griechenland gelegt. Der König erschien, umgeben von den höchsten Würdenträgern, in der Kammer, um persönlich eine Botschaft zu verlesen, in der er die zur Revision der Verfassung bestimmte erweiterte Volksvertretung einberief und zugleich den Abgeordneten für den Eifer und Patriotismus dankte, den sie während der bewegten Ereignisse der letzten Zeit bewiesen haben. Die Thronrede wurde mit Enthusiasmus begrüßt. Einige Tage später löste sich die Militärliga, ihrem Versprechen folgend, auf.

Das Nordseegeschwader der deutschen Flotte (Abb. S. 654), das bisher in Kiel stationiert war, ist zu dauerndem Aufenthalt in Wilhelmshaven eingetroffen. Diese Verlegung des Geschwaders hat einiges Aufsehen erregt — selbstverständlich in England.

König Peter von Serbien (Abb. 650) wurde während seines Besuches in Konstantinopel vom Sultan und der Bevölkerung nicht minder gut aufgenommen als sein Nachbar, der bulgarische Zar. Neben den üblichen höfischen und militärischen Feierlichkeiten gab ein Besuch beim Patriarchen der Konstantinopler Reise des Königs ihr besonderes Gepräge.

Die Berliner Wahlrechtsdemonstrationen am 10. April (Abb. S. 650 u. 651). Wenige Tage vor der Schlußabstimmung des Abgeordnetenhauses über die Wahlrechtsvorlage fanden in Berlin neuerdings große Demonstrationen gegen die Haltung der Regierung und der Mehrheitsparteien in dieser wichtigen Frage statt. Was den 10. April von so vielen anderen Demonstrationssonntagen unterschied, war der Umstand, daß die Polizei den Demokraten und Sozialdemokraten die Veranstaltung dreier großer Freiluftversammlungen im Treptower Park, im Humboldt- und Friedrichshain diesmal ausdrücklich gestattet hatte. Die Führer beider Parteien hatten die Verantwortung für einen richtigen Verlauf übernommen, und wirklich ging auch alles glatt. Die politische Begeisterung, mit der die versammelten Mengen überall den Rednern zujubelten und die Protestresolutionen begrüßten, äußerte sich nirgends durch Unfug oder Radau.

Das neue Luftschiff „Astra Ville de Pau" (Abb. S. 654) hat in der Pyrenäenstadt, nach der es genannt ist, seinen ersten offiziellen Versuchsflug unternommen. Der Präfekt und viele Persönlichkeiten der aeronautischen Welt nahmen an der Fahrt teil; im ganzen waren es 14 Personen. Trotz dieser schweren Belastung leistete das Luftschiff Vorzügliches. Man verspricht sich von ihm sehr viel für Verwirklichung des praktischen Luftverkehrs.

Professor Lowell in Europa (Abb. S. 649). Seit einiger Zeit blicken die Menschen wieder häufiger empor zu den Sternen. Der „aktuellste" aller Himmelswanderer ist ohne Zweifel der Halleysche Komet; doch auch die alten Rätsel des Mars werden wieder viel besprochen. In diesen Tagen weilt ein berühmter amerikanischer Marsforscher in Europa, um den Gelehrten von Paris und London über seine neuen Entdeckungen zu berichten. Der bekannte Professor Lowell, der Direktor des Observatoriums von Flagstaff in Arizona, hat

seinerzeit das Vorhandensein von Wasserdämpfen auf dem Mars festgestellt und daraus wichtige Schlüsse auf die Bewohnbarkeit des Planeten gezogen. In den letzten Monaten gelang es dem Gelehrten, die Entstehung neuer Marskanäle zu beobachten, und er glaubt, beweisen zu können, daß sie künstlich hergestellt wurden, um einen wüsten Landstrich zu bewässern.

Landesökonomierat Kennemann (Abb. S. 650), einer der Begründer des Deutschen Ostmarkenvereins, ist hochbetagt verschieden. Vor fünf Jahren hat man den 90. Geburtstag dieses Vorkämpfers für die deutsche Sache im Osten festlich begangen. Kennemann war einer der reichsten Gutsbesitzer der Ostmarken, hatte also Gelegenheit, seine nationalen Grundsätze auf seiner eigenen Scholle zu verwirklichen.

Ein schönes Reiterfest (Abb. S. 656) haben in der Manege des „Grand Palais" die Offiziere und Mannschaften der 1. Kavalleriedivision in Paris für die Ueberschwemmten veranstaltet. Nach einem Umzug, der das Fest eröffnete, gab es ein glänzendes Reiterspiel und interessante Kämpfe auf Säbel, Pallasch und Lanze. Dann folgte ein von Mitgliedern der Kavallerieschule in Saumur gerittenes Karussell. Schließlich folgten artilleristische Uebungen und ein großer Schlußsalut aller Mitwirkenden. — Im Zuschauerraum saß, elegant und faszinierend, tout Paris. Auch der Präsident Fallières und das diplomatische Korps fehlten nicht.

Kriminalkommissar v. Treskow (Abb. S. 655), der bekannte und erfolgreiche Berliner Kriminalist, widmet einen großen Teil seiner Tätigkeit der Bekämpfung des internationalen Mädchenhandels. Kürzlich berichtete er im Reichsamt des Innern einer distinguierten Zuhörerschaft über den gegenwärtigen Stand dieses heilsamen Kampfes.

Eduard Stuckens „Gawân" (Abb. S. 655), ein Mysterium in schönen Versen, das seit langen Jahren vielen Kunstfreunden bekannt war, gelangt endlich in den Kammerspielen des Berliner Deutschen Theaters zur Aufführung und fand den größten Erfolg. Unser Bild zeigt Leopoldine Konstantin, eine der Hauptdarstellerinnen, in ihrer Rolle. Sie hat Maria, die Gattin des Ritters de Hautdezert, darzustellen, in der sich das Wesen der Madonna und der Verführerin Venus wundersam mischen.

Im Palais des Fürsten Max Egon zu Fürstenberg in Wien (Abb. S. 655) fand kürzlich ein Wohltätigkeitskonzert zugunsten des Vereins „Lupusheilstätte" statt, dessen Ehrenpräsidentin Fürstin Irma zu Fürstenberg ist. Das Konzert bewies, daß die glorreichen musikalischen Traditionen der österreichischen Hocharistokratie noch eifrig gepflegt werden; denn unter den Künstlern, die an dem Konzert teilnahmen, befanden sich die Träger der klangvollsten Namen der Donaumonarchie.

Die Börsenwoche.

Zu einer ganz ungewöhnlichen Zeit werden die Märkte diesmal von Geldsorgen heimgesucht. Das beginnende Frühjahr, sonst die Epoche eines zunehmend flüssigen Geldstandes, bringt diesmal steigende Geldnachfrage, und was für den Handel und Wandel noch bedenklicher, auch verteuerte Zinssätze. Mit der vor kurzem erfolgten Diskonterhöhung der Bank von England von drei auf vier Prozent entstand eine Nervosität auch auf den übrigen Hauptmärkten, die, bis heute im Wachsen begriffen, sich auch bereits im Wirtschaftsleben unangenehm fühlbar zu machen beginnt. Wie diese Erscheinung den Stempel der Abnormität an sich trägt, so leitet sie auch ihren Ursprung aus abnormen Verhältnissen ab. Die ungewöhnliche Entwicklung der innerpolitischen Zustände Englands hat bekanntlich die Votierung des Budgets hinausgeschoben und infolgedessen die Steuereingänge verzögert bzw. überaus mangelhaft eingehen lassen. Die englische Staatsmaschine kann aber nicht stillstehen, und der Fiskus macht daher Schulden im offenen Geldmarkt, der hinwiederum seine Deckung bei der Bank von England sucht. Außerdem hat England größere Geldverpflichtungen im Ausland zu decken, und es hat sich infolgedessen eine so empfindliche Schwächung des Bankstatus ergeben, daß man noch immer befürchtet, daß die Bank auch nicht mit dem vierprozentigen Diskont auskommen werde.

Am deutschen Markt führte diese irreguläre Entwicklung naturgemäß ein empfindliches Steigen des englischen Wechselkurses herbei, der gegenwärtig nahe dem Goldpunkt sich befindet, d. h. auf dem Stande, der die Ausfuhr von Gold nach England rentabel erscheinen läßt. Unsere Reichsbank, die bisher im wohlverstandenen Interesse des einheimischen Handels auch nach der erfolgten Diskonterhöhung in London an ihrem Satz von vier Prozent festhielt, würde, falls größere andauernde Goldexporte stattfänden, wohl kaum diese bisherige Zurückhaltung weiter betätigen können. Allein es ist zu hoffen, daß auch die Londoner Goldspannung bereits ihren Höhepunkt erreicht, wenn nicht überschritten hat, so daß sich die angedeuteten Komplikationen nicht auch auf unsern Markt übertragen werden. Bisher hat aber die Geschäftsentwicklung und die Kursgestaltung an der Berliner Börse durch die entstandene Nervosität nicht unbedeutend gelitten, was aber insofern auch die gute Seite hatte, daß sich die nicht unbedenklich angeschwollenen Hausseverpflichtungen wenigstens einigermaßen verringern konnten. Eine besondere Sorge ist im Handel und im Gewerbe aber neuerdings durch die große Ausstandsbewegung im Baugewerbe entstanden, eine Erscheinung, die das Frühjahrsgeschäft schwer bedroht, falls es nicht gelingt, die Bewegung aufzuhalten oder wenigstens zu lokalisieren. Diese letztere Hoffnung steht bedauerlicherweise auf schwachen Füßen. Aber es ist nicht unwahrscheinlich, daß die im Gange befindlichen und nahe vor dem Abschluß stehenden Verhandlungen der Parteien in Berlin wenigstens zu einem Ausgleich führen dürften, der weit ausgedehnte Interessen der Metropole vor schweren Schädigungen bewahren würde. Aus dem obigen geht hervor, daß die zum Teil recht weit gehenden Hoffnungen, die unsere Geschäftswelt auf das Frühjahr gesetzt hatte, sich bisher keineswegs erfüllt haben, und daß im Gegenteil anstatt der erhofften Besserung ein Stillstand und vielfach auch ein Rückschritt in der wirtschaftlichen Gebarung eingetreten ist.

Verus.

Die Toten der Woche

Graf **Heinrich zu Boos-Waldeck**, päpstlicher Geheimkämmerer und Ehrenritter des Malteserordens, † in Schloß Sagen (Oberbayern) am 10. April im 83. Lebensjahr.

Oberverwaltungsgerichtsrat **Clemens von dem Busch**, † in Berlin im Alter von 55 Jahren.

Geh. Rat Dr. **Anton Buschbeck**, Präsident des Landes-Medizinalkollegiums, † in Dresden am 7. April.

Hermann John, Mitglied des Wiener Burgtheaters, † in Wien am 9. April im Alter von 38 Jahren.

Landesökonomierat **Hermann Kennemann**, † in Klenka bei Posen am 11. April im Alter von 95 Jahren (Portr. S. 650.)

Wirkl. Geh. Oberregierungsrat Prof. Dr. **Julius Post**, † in Berlin am 8. April im 65. Lebensjahr.

Bilder vom Tage



Die Astronomie im Mittelpunkt des Weltinteresses. Phot. Worlds Graphic Preß.

Der berühmte amerikanische Marsforscher Professor Lowell.

Zu seiner Vortragsreise nach Europa.



Phot. S. Weinberg.
Der Sultan (××) und König Peter (×) nach der Ankunft vor dem kaiserlichen Zelt.
Vom Besuch König Peters von Serbien in Konstantinopel.



Landesökonomierat Kennemann †
Mitbegründer des Deutschen Ostmarkenvereins.

Die Ordnung auf der Straße: Demonstranten auf dem Wege nach dem Versammlungsplatz.
Wahlrechtsdemonstrationen in Berlin.







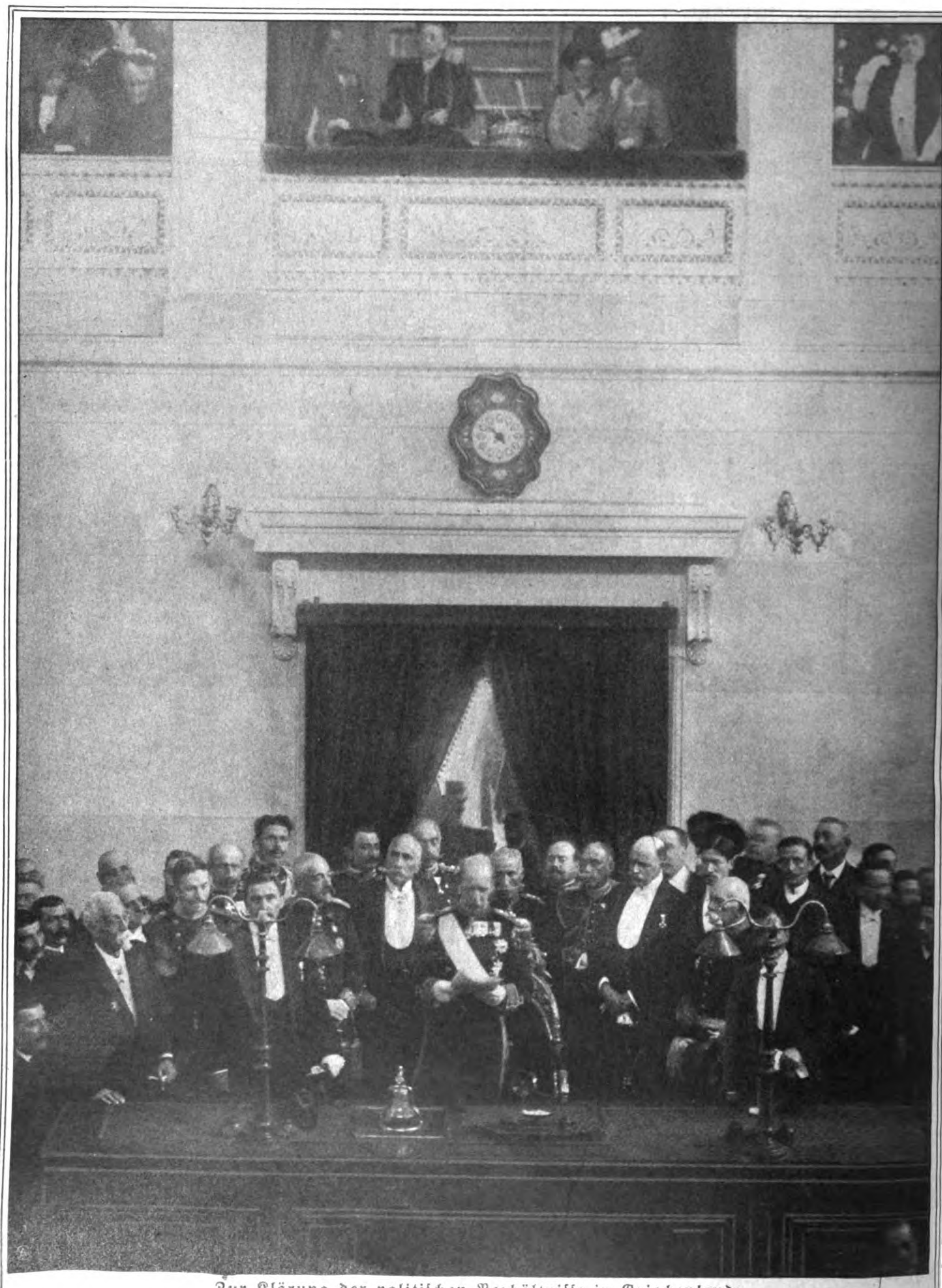
Drei Versammlungen unter freiem Himmel.

Oberes Bild:
Im Treptower Park.
Illustrationsphoto.

In der Mitte:
Abstimmung über die Resolution (Humboldthain).

Nebenstehend:
Ein Hoch auf das freie Wahlrecht (Friedrichshain.)
Phot. Gebr. Haeckel.

Wahlrechtsdemonstrationen in Berlin.



Zur Klärung der politischen Verhältnisse in Griechenland:
König Georg verliest die Thronrede, in der die Einberufung einer Nationalversammlung angekündigt wird. — Phot. Stiliades.

Der Dalai-Lama (×) begibt sich zu einem Empfang im Regierungsgebäude in Kalkutta.



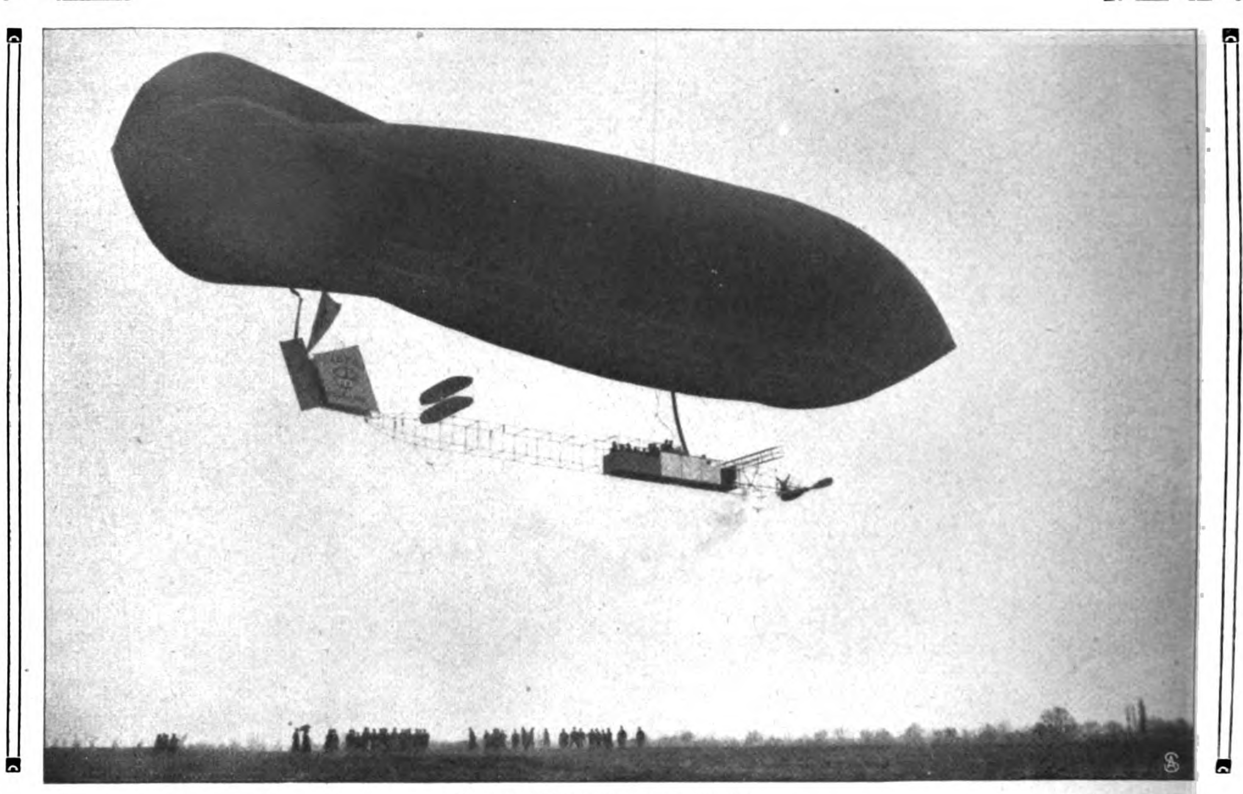
Eine tibetische Gebetstätte in Darjeeling.



Freudenfeuer der Tibeter während der Durchreise des Dalai-Lama.

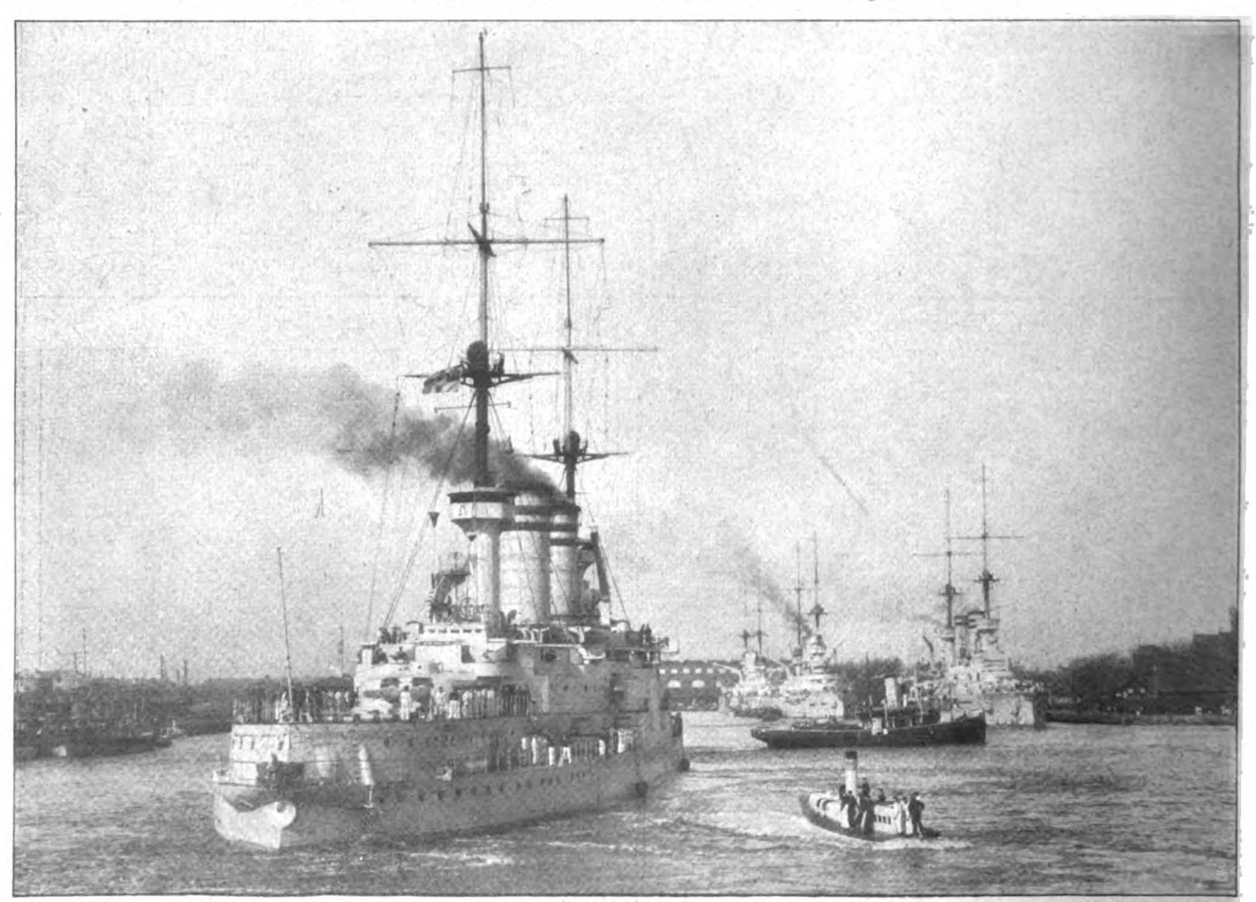
Phot. E. M. Löffler.

Der Dalai-Lama in Indien. — Hierzu der Aufsatz von Dr. Albrecht Wirth auf Seite 641.



Ein aviatisches Ereignis in Pau. Phot. E. Jaques.

Der erste Aufstieg des Luftschiffes „Astra Ville de Pau“ mit 14 Fahrgästen in der Gondel.



Die Ankunft des Geschwaders in Wilhelmshaven. Hofphot. Kloppmann.

Zur Versetzung des Nordseegeschwaders von Kiel nach Wilhelmshaven.

Leopoldine Konstantin als „Maria“.

Zur erfolgreichen Aufführung von Eduard Stuckens „Gawân“ in den Berliner Kammerspielen. — Phot. Becker & Maaß.



Kriminalkommissar v. Treskow, Berlin.

Zu seinem Vortrag über die Bekämpfung des Mädchenhandels. Nach einer Originalzeichnung von Fritz Wolff.



1. Prinzessin Lotti Fürstenberg. 2. Komtesse Isy Colloredo-Mannsfeld. 3. Graf Eduard Paar. 4. Prinzessin Aglaë Schönburg. 5. Herr Zelinka. 6. Herr Misek. 7. Prinzessin Polla Lobkowitz. 8. Prinz Max Lobkowitz. 9. Prof. Auber. 10. Prinzessin Agathe Auersperg. 11. Altgräfin Elise Salm. 12. Prinzessin Netti Fürstenberg. 13. Fürstin Irma Fürstenberg. 14. Fürstin Eleonore Auersperg. 15. Graf Richard Coudenhove. 16. Herr Wowes. 17. Gräfin Aglaë Kinsky.

Ein Konzert zugunsten des Vereins „Lupusheilstätte“ im Palais der Fürstin Fürstenberg in Wien.



Ein Ereignis der Pariser Gesellschaft: Der Concours hippique im „Grand Palais“.

Nach einer Originaltuschzeichnung von H. Lelong.

Die Sonne von St. Moritz.

Roman von

Paul Oskar Höcker.

13. Fortsetzung.

„Ach, liebe Lore," meinte Axel Groll, „wenn ich diese unglückselige Berliner Geschichte doch endlich loswerden könnte...."

„Du hast doch damals die Überzeugung gehabt, daß sich's nur um einen leichtsinnigen, unüberlegten Streich handelte, nicht wahr?"

„Gewiß. Sonst hätt ich der Frau doch nicht geholfen. Die Zweifel kamen erst jetzt, wo ich sie so in ihrer wahren Gestalt gesehen habe — leidenschaftlich, rücksichtslos, rachsüchtig."

„Das war sie aber damals nicht. Sie ist es erst geworden — jetzt, wo sie sich verlassen gesehen hat, zurückgestoßen. Und um die Frau von damals handelt sich's, mit der du Mitleid gehabt hast, nicht um die von heute, die du verachtest."

Er wußte nicht, wodurch sie diese Gewalt über ihn bekam. Aber er fühlte, wie sie hoch über ihn emporwuchs durch die Güte ihres Herzens, die Reinheit und Lauterkeit ihrer Seele.

Welcher Gott gab ihr diese zwingende Macht?

Erschöpft hatte er sich auf das Bett gesetzt, die Stirn in die Hand stützend. Nun schlug er die Augen zu ihr auf. Sie stand außerhalb des kleinen Lichtkreises — in dem halbfinsteren Raum jenseit des Tisches konnte er kaum ihre Gestalt erkennen — aber es war ihm, als ginge ein stilles Leuchten von ihr aus. Ja — in der Erregung seiner Nerven, seiner Sinne sah er sie wie von einem seltsam magischen Schein umflossen. Der Blick der dunkeln, ernsten, gütigen Augen, die groß geöffnet in ihrem blassen, feinen Antlitz standen, hielt ihn im Bann.

„In die trübste, finsterste Stunde meines Lebens hast du mir Licht gebracht, Lore."

Sie hörte dem Klang seiner Stimme an, daß er Hoffnung schöpfte, neuen Lebensmut. „Dein guter Kamerad wollte ich sein", sagte sie einfach.

Er stand auf und nahm ihre Hand. Schweigend. Lange standen sie so in tiefer Ergriffenheit.

Aus der Gaststube klang Singen herauf. Die hellen Stimmen der Amerikanerinnen setzten mit der lustigen Melodie des „Hiawatha" ein. Man hörte Lachen und dazwischen Gepolter. Da wurden wohl Tische und Stühle weggeräumt: Die jungen Leute wollten tanzen.

Lore löste ihre Rechte aus seiner Hand, ging zur Tür, öffnete sie und lauschte ins Treppenhaus.

Dann wandte sie sich ihm wieder zu und sagte bittend: „Darf ich Willemintje und den andern melden, daß du uns begleitest?"

Er nickte stumm.

Sie hielt ihm die Hand hin. „Komm", sagte sie leise.

* * *

Willemintje lehnte neben Genzmer in einer Fensternische des großen Wirtschaftsaals. Sie ahnten beide, daß sich in dieser Stunde Schicksale entschieden. Das machte sie ernst, nachdenklich, sie konnten auf den lustigen Ton des jungen Volkes, das lärmend den Raum füllte, nicht eingehen. Ihre Gedanken waren bei den beiden da oben.

Nun hatten sich alle Paare gefunden, und der Tanz begann. Mr. Biddle, der im Vollgefühl seines sportlichen Triumphes aus sich herausging wie sonst nie, übernahm eigenmächtig das Amt eines Tanzordners. Mehrmals trat er auch zu der Holländerin und ihrem Kavalier. Ob es Miß Englhofer gelingen würde, dem unberechenbaren Doktor Groll die Fluchtgedanken auszureden? Oder ob sie ihr nicht lieber alle zusammen Beistand leisten sollten?

Mit einem matten, fast flehenden Lächeln brachte Willemintje den Sieger des Tages von diesem unglücklichen Plan ab.

Aber immer ungeduldiger, gespannter und nervöser, je weiter die Zeit vorrückte, harrte sie des Erfolgs.

Endlich zeigte sich Lore in der Tür und nickte ihrer Freundin zu.

Sofort unterbrach Mr. Biddle seinen Twostepp. Noch vor Willemintje verließ er den Saal. Als er seinen alten Studienfreund vor dem Hause im Schnee stehen sah, im Gespräch mit dem Schlittenkutscher, wollte er gleich hinausstürmen, mit einem Dutzend Fragen auf ihn eindringen.

„Quälen Sie ihn jetzt nicht mehr", bat Lore den Amerikaner. „Er wird uns nach St. Moritz zurückbegleiten. Das muß Ihnen für heute genügen."

Sie sprach matt, gepreßt, in tiefernstem Ton. Mr. Biddle sah sie verwundert an. „Aber morgen, ich will verlangen, daß wir sind alle sehr fleißig. Sonst wir verlieren unseren guten Platz bei den Rennen."

Lore versprach alles, was er forderte, ohne hinzuhören.

Inzwischen hatte sich Genzmer mit Willemintje dazugefunden. Daß man den Doktor jetzt in Ruhe lassen müsse, gab ihm sein eigenes Taktgefühl ein; es bedurfte nicht erst einer Mahnung durch Lore. Er verhandelte also mit Mr. Biddle über die Heimkehr. Draußen wurden schon die Schlittenpferde vorgeführt, man durfte sie in der eisigen Nachtluft nicht lange stehen lassen, mußte also ungesäumt aufbrechen.

Dem Amerikaner schien das gar nicht zu passen. Er hatte sich mit mehreren seiner Landsleute angefreundet und wollte seinen Sieg im Skikjöring in deren Kreis noch weiter auskosten.

„Entscheiden Sie sich rasch, es eilt. Wenn Sie mit



uns im Schlitten zurückfahren wollen, dann müssen wir auslosen, welcher von uns Männern auf dem Bock sitzen soll."

„Groll — natürlich Groll!" rief der Amerikaner sofort. „Damit wir haben ihn unter Augen!"

„Er hat keine Ausreißgedanken mehr, meint das gnädige Fräulein."

Gönnerhaft lächelnd nickte Mr. Biddle der jungen Dame zu, die mit ihrer Freundin in die Flurtür getreten war. „Dann bin ich zufrieden." Und mit wichtiger Miene setzte er hinzu, den Zeigefinger emporhebend: „Aber morgen, Sie dürfen nicht vergessen, früh acht Uhr Abfahrt nach Preda! Sie wissen: Training auf der Straße nach Bergün!" Er rief es auch noch Lore Englhofer zu.

Landsleute von ihm stellten sich im Flur ein, sie waren enttäuscht, daß er das Hotel bereits verlassen wollte. Er überlegte kurz und meinte dann, zu Genzmer gewandt: er sei vom Tanzen doch stark erhitzt, und es wäre wohl weniger gefährlich, wenn er hernach den Weg nach St. Moritz auf Skiern hinter dem Pferd zurücklegte, als wenn er sich jetzt mit in den offenen Schlitten setzte.

Niemand widersprach, und Genzmer bestärkte ihn in seinem Plan: Die Tanzluft drinnen sei offenbar noch sehr rege, man habe Vollmond, er könne also aufbrechen, so spät er wolle.

Klingelnd fuhr jetzt der Schlitten vor. Mr. Biddle trat in die offene Tür, rief dem Doktor in seiner kurzen, formlosen Art noch eine burschikose Anerkennung für seinen Entschluß zu und gab ihm auch die Zeit an für das Rendezvous am andern Morgen. Axel Groll nickte, aber Genzmer merkte ihm an: er war weit weg mit seinen Gedanken.

Als der Schlitten mit den vier Insassen in die mondbeglänzte Winternacht hinausfuhr, stand Mr. Biddle in der offenen Tür des Postwirtshauses und winkte ihnen ein fröhliches „Good bye!" nach.

Es war eine stille Fahrt. Nur Genzmer und Willemintje versuchten ab und zu eine Art Konversation. Lore mischte sich erst ein, als die vom Führer des „Soleil" befohlene Übungsfahrt zwischen ihnen zur Sprache kam. Sie fühle sich ganz außerstande, die Rennen mitzumachen, sagte sie. „Voraussichtlich — werde ich gar nicht mehr in St. Moritz sein, wenn die Rennen beginnen."

Bestürzt blickte Genzmer auf. „Und Sie auch, Fräulein Willemintje?"

„Ich habe keinen eigenen Willen", sagte sie mit einem matten Lächeln.

Genzmer bemerkte, daß sich unter der Schlittendecke die Hände der beiden jungen Mädchen vereinigten, und er fing den ernsten Blick auf, den sie miteinander tauschten. „Da werden Sie aber einen verzweifelt schweren Stand gegen Mr. Biddle haben, gnädiges Fräulein."

„Ich weiß wohl", sagte Lore. Dann sah sie ihn bittend an. „Vielleicht gelingt es uns, Sie auf unsere Seite zu bringen, lieber Freund, damit Sie Mr. Biddle mit beschwichtigen helfen."

„Ausgeschlossen. O nein, im Gegenteil: ich werde Sie mit allen Mitteln zu halten suchen. — Doktor, was sagen Sie?"

Rasch fiel Lore ein, um ihm eine Antwort zu ersparen: „Mein Entschluß ist unwiderruflich." Und mit dem Versuch eines Lächelns setzte sie hinzu: „Willemintje, nicht wahr, du wirst versuchen, Genzmer vernünftig zuzureden! Du hast noch am meisten Einfluß auf ihn!" Sie hielt ihm dabei ihre Hand hin. „Stimmt's?"

Er sah ein, daß es nun hieß, sich ins Unvermeidliche fügen. Brennende Neugier erfüllte ihn, zu erfahren, wie es zwischen Lore und dem Doktor stand. Aber Grolls Miene blieb so tiefernst, wenn nicht todtraurig auf der ganzen Fahrt, daß er keinen Versuch mehr machte, ihn ins Gespräch zu ziehen.

Willemintje hatte ebensowenig wie Genzmer etwas Bestimmtes über die Mittel erfahren, die Lore angewandt hatte, um Groll zur Rückkehr zu bewegen. Aber als Weib fühlte sie aus Lores ganzem Wesen heraus: zwischen den beiden war ein fester Bund geschlossen worden.

Auf der Fahrt zwangen sie sich offenbar, fremd zu tun. Doch die kleine Komödie betrübte sie nicht; sie verzieh sie ihnen gern. Die Stimmung war so feierlich, daß sie empfand: jedes unvorsichtige Wort konnte jetzt nur verletzen.

Geheimnisvoll huschte das Gefährt an den beschneiten Seeflächen entlang. Schweigend lag die Landschaft in der silbernen Klarheit. Niemand begegnete ihnen auf der Fahrt. Auch die Dorfstraßen waren menschenleer. Nur durch die kleinen, mit mächtigen Gittern versperrten Fenster einzelner Häuser drang der rötliche Schein der Lampen und verriet noch Leben.

Es war ganz windstill geworden. So empfand man auch die Kälte nicht. Sie gaben sich schließlich alle dem stimmungsvollen Frieden dieser Nachtfahrt hin. Keiner sprach mehr. Die beiden jungen Mädchen saßen Arm in Arm. Willemintje fühlte, daß ihrer Freundin noch immer ein Zittern in den Gliedern steckte. Als sie Campfèr hinter sich gelassen hatten, um den trotzigen Turm des Segantinimuseums herumbogen und die ersten Villen von St. Moritz erreichten, hob Willemintje den Arm, umschlang Lores Nacken und küßte sie auf die Wange. Lore nickte ihr mit einem dankbaren Lächeln zu, brachte aber keine Silbe heraus.

Vom Kampanile der Dorfkirche schlug es eben elf Uhr, als der Schlitten vor dem Hotel von St. Moritz vorfuhr.

Die beiden Damen verabschiedeten sich in dem Gewimmel herzueilender Hotelangestellten nur kurz von ihren Begleitern und begaben sich sofort zum Lift. Aus dem großen Saal tönte Ballmusik: man hatte wieder „small dance". Genzmer wollte nicht erst in die Gesellschaftsräume eintreten, weil er sich im Sportanzug befand. So geleitete er denn den Doktor ins Hotelbureau. Der Sekretär bedauerte, Herrn Groll für die Nacht nicht mehr unterbringen zu können. Sein Zimmer hatte im Lauf des Nachmittags Mynheer van Jonckbloet bezogen; alles andere war besetzt.



„Wenn Sie auf meiner Bude mit der Chaiselongue fürliebnehmen wollen," sagte der Leutnant gutmütig, „so brauchen Sie sich nicht erst anderweit Quartier zu suchen."

Axel dankte ihm für den guten Willen.

Der Hotelsekretär wollte einen Boy nach einem der benachbarten Häuser schicken, um für den Gast ein Zimmer ausfindig zu machen.

Auch das lehnte Axel ab. „Ich wandere noch gern ein Weilchen draußen in der hellen Nacht herum."

„Die Klubbahn wird morgen für die Rennen revidiert," sagte der Hotelsekretär, „es muß also auf der Strecke Preda-Bergün trainiert werden. Haben die Herren schon die Bekanntmachung am schwarzen Brett gelesen? Die meisten Herrschaften nehmen den Achtuhrzug. Die Bobsleighs werden in besonderem Wagen verladen."

Die Herren dankten und verließen das Bureau.

Genzmer holte aus der Garderobe seinen Wettermantel, um den Doktor noch eine Strecke zu begleiten.

„Ich warte hernach in der Bar die Ankunft unseres verehrten Mr. Biddle ab", sagte er draußen. „Er wird ja einen heillosen Aufstand in Szene setzen, wenn er hört, daß seine crew sich nun doch noch zerstreut.

Natürlich erwartete der Leutnant jetzt eine Erklärung von Axel Groll. Der fühlte es wohl heraus.

Nachdem sie eine Weile schweigend nebeneinander hergegangen waren, sagte Genzmer: „Wir sind unter uns Männern, Doktor. Wollen wir mit offenen Karten spielen?"

Axel blieb stehen. „Ich weiß, daß ich in Ihrer Schuld bin."

Genzmer schüttelte den Kopf. „Selbstverständlich, daß ich mich in die Entscheidung ohne Widerspruch gefügt habe. Ich hätte überhaupt viel lieber uns' Willemintje Gesellschaft geleistet, als auf dem ‚Soleil' mitzurasen. Indiskret will ich auch wirklich nicht sein. Eher.... Aber gehn wir doch weiter, es plaudert sich so besser."

Sie hatten die Richtung zu dem neuen Hotel eingeschlagen, das dem Bahnhof gegenüberlag. Der Mond war um ein großes Stück weiter nach Westen gerückt und stand rechts vom Piz Morteratsch, gerade über dem westlichen Seeufer. Die menschenleere Hotelstadt des Bades St. Moritz lag wie eine Märchenwelt von feierlich stillen Zauberschlössern im silbernen Mondlicht da. Nur da und dort auf den verlassenen, verschneiten Wegen ein elektrisches Licht, sonst überall der weißschimmernde Schnee. Die Spuren der Schlittenkufen glänzten wie blanker Stahl. In einzelnen Fensterscheiben der Badehotels spiegelte sich der Mondstrahl und rückte das ganze schweigende Gebäude dem Auge näher. Die Luft war unbewegt und kalt. Es war ganz windstill. Auf dem See hingen die Fähnchen der Tribünen und der Rennstrecke schlaff an den Masten nieder. Der am Tag in der Sonne weichgewordene Schnee ballte sich wieder und knirschte unter den langsamen Tritten der beiden nächtlichen Wanderer.

„Ich möchte Ihren Rat, Doktor. In einer Herzensangelegenheit. Das heißt — es handelt sich um keine Konsultation. Mehr — um einen freundschaftlichen Rat." Er zögerte wieder.

„Sprechen Sie doch, Genzmer."

„Ich hab nämlich eine kolossale Dummheit wieder gutzumachen. Sehen Sie, so im ersten Feuereifer, als ich hier ankam und die beiden Damen kennen lernte, da hatte ich mich blindlings verschossen — der Vollständigkeit halber gleich in alle beide. Ich will ganz ehrlich sein: eigentlich hab ich mich nur in das famose Persönchen von uns' Willemintje verliebt — aber daneben noch ein bißchen in die Millionen von Fräulein Lore. Es hätte ja bei meinen Leuten zu Hause keinen übeln Eindruck gemacht, wissen Sie, wenn ich alter Bruder Leichtfuß mit einer so guten Partie heimgekommen wäre. Na, das nebenbei. Aber ich kann Ihnen sagen: je mehr ich merkte, daß ich für Fräulein Lore nicht in Betracht kam, desto leichter wurde mir's zumute. Na, seien wir ehrlich: in meiner Eitelkeit war ich ein bißchen gekränkt. Aber um so lieber ist mir unterdes die kleine Holländerin geworden. So ein rührendes Ding — so ein famoser Kerl. Wenn ich unsere sämtlichen Regimentswalküren durchgehe — und all die Tennisfräuleins, mit denen ich seit meiner Kadettenzeit Gummibälle zwecklos übers Netz geschlagen habe — ich wüßte keine, keine, keine, die mich so verstanden hätte, und der ich so von Herzensgrund aus . . ." Er brach ab, wie vor sich selber geniert: „Aber nun müssen Sie auch endlich einen Ton reden, Doktor."

Axel lächelte; der warme, burschikose Ton des jungen Offiziers erfrischte ihn geradezu. „Ist es nicht besser, ich höre Ihnen zu, als daß ich Sie störe? Es ist doch eine Wohltat, so aus sich herauszugehen. Nicht?"

„Wenn man sich verstanden fühlt, gewiß."

„Glauben Sie mir, Genzmer, ich verstehe Sie. Fräulein Willemintje verdient die Verehrung. Wer so neidlos Freundschaft halten kann, der ist mehr als ein guter Kerl — der ist ein ganzer Mensch."

„Sie wissen es noch feierlicher auszudrücken als ich. Recht haben Sie jedenfalls. — Aber das hilft mir nicht weiter. Wie immer ich's jetzt anstellen mag, Willemintje wird sich ja doch sagen: aha, Numero eins hat ihn abblitzen lassen, nun versucht er's mit Numero zwei. Und halt ich jetzt um sie an, dann krieg ich bombensicher meinen Korb. Sehen Sie, das ist die Zwickmühle, aus der ich nicht herausfinde. Wenn einer mir helfen kann, dann sind Sie's." Er zögerte wieder ein wenig. „Wenigstens — wie ich annehme, daß Sie zu Fräulein Lore stehen —"

„Offenheit gegen Offenheit, Genzmer. Sie nehmen an, ich sei mit Fräulein Lore heimlich verlobt."

„Ja. Und ich würde Ihnen gleich ein herzliches Glückwunschsprüchel aufsagen, wenn's den Tatsachen entspricht."

Axel war stehengeblieben. „Lieber Freund — das steht noch in weitem Felde. Für mich gilt es einen langen, bangen und schweren Weg zu wandern, ehe ich hoffen darf."

„Aber auf diesem Weg — werden Sie nicht allein sein, nehme ich an. Wie? Seien Sie mir nicht böse, Doktor. Ich bin verflixt ratlos. Indiskret möcht ich



ja wahrhaftig nicht sein.... Aber es sieht doch ein Blinder, daß Sie sich einig sind, wenigstens so in den Vorfragen.... Na, und so weit bin ich nun wieder nicht. Sehen Sie, nun lachen Sie mich aus."

„Das tue ich nicht, Genzmer. Wirklich nicht. Sagen Sie ganz offen: wie kann ich Ihnen raten oder helfen?"

Genzmer zuckte die Achsel. „Ich weiß schon, wie's kommt. Im günstigsten Fall spricht man die Damen noch auf ein Halbstündchen — da ist dann Mr. Biddle dabei, der den grimmen Löwen spielen wird, Kamerlander, der Süßholz raspelt — und es kommt zu keinem vernünftigen Gespräch. Dann reisen die Damen ab, und ich krieg sie so bald nicht mehr zu sehen. — Aber Sie werden sie sehen, Doktor. Nein, schütteln Sie nicht den Kopf. Das weiß ich. Na ja, sehen Sie, und da dacht ich: ich könnte da vielleicht einen Fürsprecher in Ihnen haben."

„Brauchen Sie den, Genzmer?"

Der Leutnant lachte gutmütig. „Aber ob!"

„Ich bitte Sie, Ihr Fall liegt doch so golden klar. Sie stammen aus begütertem Haus — Willemintje kommt als Ihre Frau in eine glänzende Position. Daß Sie sie aufrichtig lieben, um ihrer selbst willen, bedarf kaum einer Versicherung: denn Willemintje ist arm."

„Aber was für Greueltaten aus meiner Vergangenheit werden ihr inzwischen zu Ohren kommen. Ich war ja ein fürchterlich leichtsinniger Gesell. Sie haben keine Ahnung. Im Jeu hab ich immer Glück gehabt. Aber um so größeres Pech bei den Weibern: die haben mich bei ihren Nachfolgerinnen immer angeschwärzt. Na, und wenn Willemintje von alledem erfährt, und 's ist keiner da, der ihr ein bissel zuredet...!"

„Glauben Sie, daß so ein tapferes Ding wie uns' Willemintje, die als halbes Kind schon den Kampf mit dem Leben aufgenommen hat, sich durch irgendeinen kleinlichen Klatsch in die Flucht schlagen läßt? Da seien Sie ohne Sorge."

„Meiner bin ich sicher. — Sehen Sie, Doktor, verliebt war ich gut und gern schon hundertmal. Aber diesmal.... Nun lachen Sie mich richtig aus. Ja, ja, und recht haben Sie. Übrigens ist's heillos spät. Erst einmal herumschlafen. Morgen sieht man klarer. Aber sagen Sie, Doktor, ist das nicht ein unvergeßlicher Abend? Zum Heulen schön. Und nun stellen Sie sich vor: in acht Tagen hocke ich wieder in meiner grauen Artilleriekaserne...! Ein altes Kloster ist's, ja, ein altes Mönchskloster...!"

Sie hatten das Portal des neuen Hotels erreicht. Der Concierge trat ihnen in der Vorhalle entgegen, und Axel erfuhr, daß er Unterkunft finden könne, wenn er mit einem kleinen Zimmer fürliebnehme.

So reichten sie einander denn an der Tür die Hand zum Abschied.

Das Klingeln von mehreren Schlitten, helles Lachen und Rufen auf der Straße, die durchs Dorf führte, kündigten gerade die Ankunft der Gesellschaft aus Maloja an. Genzmer machte rasch kehrt, um Mr. Biddle abzufangen.

Eine Viertelstunde später war die Handtasche aus dem alten Hotel da, und Axel konnte das Zimmer aufsuchen und sich niederlegen. Er war zu Tode erschöpft — aber Ruhe fand er nicht. Während er auf das Gepäck wartete, hatte er in dem schon von den Gästen geräumten Restaurant eine Kleinigkeit zu sich genommen. Da er überhungert gewesen war, meldete sich bei ihm nun eine gewisse Übelkeit, dazu gesellten sich unerträgliche Kopfschmerzen. Die körperlichen und seelischen Strapazen dieses Tages rächten sich. Stundenlang lag er wach, mehrmals stand er auf und wanderte im Zimmer umher. Er öffnete das Fenster und ließ die eisige Luft herein. Dann fror er im Bett, daß es ihn schüttelte. Aber er besaß nicht mehr die Energie aufzustehen, um das Fenster zu schließen. Wie gerädert fühlte er sich. Erst gegen Morgen sank er in einen erschöpften Halbschlaf. Die Unruhe auf dem nahen Bahnhof, das Klingeln der Schlitten, die zum ersten Zug kamen, lebhaftes Sprechen auf dem Platz vor dem Stationsgebäude, auf den sein Zimmer mündete, schreckten ihn dann wieder auf.

Es war noch finster draußen — der Mond verschwunden, die Sonne noch nicht aufgegangen.

Er zog sich notdürftig an und trat ans Fenster, vor Frost zitternd.

Der Platz unten wimmelte von Sportleuten.

Er entsann sich, daß die Mehrzahl der Bobsleighfahrer heute auf der Strecke Preda-Bergün trainieren wollte. Im Schnee standen noch einige der eisernen Stoßschlitten. Gepäckträger und Sportleute waren mit vereinten Kräften bemüht, die schweren Gestelle rasch nach dem Perron zu schleppen.

Soeben ertönte die Bahnhofsuhr. Axel zählte. In zwei Minuten ging der Frühzug ab. Es schienen aber noch nicht alle Bobmannschaften vollzählig beisammen. Der Platz entleerte sich, die Passagiere drängten nach dem Zug. Aufgeregt riefen ein paar Herren vom Bahnhofseingang aus nach der zum Dorf emporführenden Straße. Im Trab kamen da noch mehrere Nachzügler an.

Gertie war darunter.

Ein paar Schritte weit ging ihr ein Herr im schwarzweißkarierten Sportanzug entgegen, winkte mit seiner Mütze und trieb sie zur Eile an.

Die gemachte Forschheit dieser Stimme war Axel bekannt. Er konnte das Gesicht des ungeduldigen Herrn nicht sehen, wußte aber sogleich: es war der Rechtsanwalt Mayr.

Im letzten Augenblick gelangte die junge Frau noch in den Zug. Gleich darauf verließ er stampfend die kleine Halle.

* * *

Über Celerina, Samaden und Bevers hält die Bahnstrecke auf die Giumels zu, die beiden senkrecht aus der sumpfigen Talwüste emporsteigenden Felskolosse.

Die ganze Landschaft zeigte im Neuschnee und in der Morgendämmerung nur sanfte Konturen. Um so schroffer und drohender wirkten diese beiden Wächter des Albulapasses, von deren Schultern der Schneemantel im Brand der Sonne der letzten Tage schon wieder abgeschmolzen war.



Mit einem langen, heulenden Pfiff bohrte sich der Zug zu Füßen des Riesenpaares in die Felswand ein und durchfuhr den fast sechstausend Meter langen Albulatunnel.

An den Tagen, an denen die Bobsleighfahrer den Frühzug benutzten, herrschte eine fröhliche Stimmung auf der ganzen Fahrt. Die wenigen Einheimischen, die mitfuhren, stillschweigend ihr Pfeifchen rauchend, betrachteten die abenteuerlich vermummten Gestalten mit leicht ironischem Schmunzeln. Damen und Herren, die sonst nicht anders als erster Klasse fuhren, gesellten sich auf diesen sportlichen Ausflügen vorurteilsfrei zu den im Wagen die Nachricht verbreitet: das seien die Mannschaften, die bei den vorjährigen Rennen auf der Strecke Preda-Bergün den Sechsminutenrekord des berühmtesten amerikanischen Bobsleighs geschlagen hätten. Einige Norddeutsche versuchten eine Unterhaltung mit den Leuten, kamen aber mit dem engadinischen Dialekt nicht recht zustande.

Unter den Nachzüglern aus dem Hotel hatte sich auch der Baron Kamerlander befunden. Dicht hinter Frau Gertie Selle war er in den schon in Bewegung befindlichen Zug hineingesprungen. Er ging nun von einem Abteil zum andern, um Mr. Biddle aufzustöbern.

Frühlings Lauf.

Mit dem Strauss in der Hand,
Mit den Blättern im Haar
Zieht der Frühling ins Land,
In das harrende Jahr.

Eine blühende Hülle
Streut er umher
Und wird seiner Fülle
Doch nimmer leer.

Und wo sein Lächeln
Wie Windhauch lag,
Da ging ein Fächeln
Vom jungen Tag.

Und wo seiner Blicke
Leuchten flog,
Ein Hauch vom Glücke
Vorüberzog.

Und wo seiner Spuren
Hauch verrann,
Da fingen die Fluren
Zu atmen an.

Und wo er geweilt
Und träumend geruht,
Kam sehnend geeilt
Eine liebende Glut.

Nun sind die Lüfte
Wie junger Wein,
In alle Grüfte
Singt es hinein.

Ein Rausch der Lieder
Strömt allerwärts,
Durchzitternd die Glieder,
Durchglühend das Herz.

Und über der Fülle
Dunstigem Saum
Liegt tiefer Stille
Bebender Traum:

Frühling, Befreier
Aus Last und Trott,
Du ungetreuer,
Lachender Gott!

Der alles bestürmt
Und alles küsst,
Mit Glück umtürmt
Und dann vergisst,

Frühling, du lachender,
Jubelnder Fant,
Du seligmachender
Sieger genannt,

Hast uns befreit,
Hast uns bestürzt,
Mit jubelndem Leid
Uns heiss durchwürzt.

In seliger Tränen
Schwellenden Drang,
Getränkt in Sehnen
Und in Gesang.

Wir mussten verschwenden
Alle Glut,
Mit vollen Händen
All unser Gut.

Nur dir zu gleichen
War unser Hang,
Deinem uferlos reichen,
Göttlichen Gang:

Und eh wir's gedacht,
Wie schön du verweilt —
Da warst über Nacht
Du weit enteilt.

Thassilo von Scheffer.

Passagieren der dritten. Der Qualm der Pfeifen und Zigaretten erfüllte bald die niedrigen Wagen. Die „Bobgirls“ und „Bobladies“ legten ihren Stolz darein, auch diese Strapaze gleich ihren männlichen Sportkameraden ohne Störung der Magennerven und des Kehlkopfs zu ertragen.

Ein paar Mannschaften fanden sich heute erst im Zuge während der Fahrt zusammen. Die Teilnehmer trugen den Namen ihres Bobsleighs auf Schärpen über dem Sweater. Außer den Engländern und Amerikanern, Franzosen, Deutschen und Russen, die mehrere auf der Klubbahn schon rühmlich bekannte „crews“ bildeten, machten auch ein paar Engadiner Gruppen die Fahrt mit. Es waren Handwerker aus St. Moritz und Pontresina. Die ausländischen Wintergäste betrachteten sie mit einer gewissen Ehrfurcht, denn Eingeweihte hatten

Als er den Rechtsanwalt Mayr sah, der im vordersten Wagen saß, fragte er ihn fast verzweifelt, ob er die crew des Bob „Soleil“ nicht gesehen habe.

Mayr hatte in letzter Zeit selten die Auszeichnung einer Ansprache durch den Wiener Aristokraten genossen, er zeigte sich aber nicht nachtragend, sondern berichtete ihm äußerst angeregt, was er über den Verbleib der Mannschaft des Mr. Biddle wußte.

„Herr von Genzmer hat Sie noch gestern spät abends in der Bar gesucht, um Ihnen zu sagen, daß der ‚Soleil‘ heute nicht mitstartet, Herr Baron.“

„Was? Überhaupt nicht?! Nein, hören S', Verehrtester . . . !“

„Die Bobmannschaft löst sich auf, weil Fräulein Englhofer noch vor den Rennen St. Moritz verläßt.“

Kamerlander setzte sich verblüfft auf die Holzbank.



„Ich bitt schön, machen S' keine schlechten Witz, Herr Mayr!"

„Die Damen wollen eine Reise ins Ausland antreten."

„Sagen S' lieber gleich: nach dem Mond."

„Es ist Tatsache, Herr Baron."

„Jeß Maria ...! Wann ist denn das zum Austrag gekommen? — Ich war gestern abend droben in einem Hotel zum Nachtmahl eingeladen. Auf dem Bandy-Rink hat's da eine Illumination gegeben, ein bissel Maskerade auf Schlittschuhen, Fackelpolonäse und so ein Zeug — ich bin erst um ein Uhr ins Bett gekommen."

„Haben Sie denn den Zettel in Ihrem Postfach nicht gefunden? Ich sah noch selbst, wie ihn Herr von Genzmer zur Postoffice brachte."

„Ich hab ja nicht einmal gefrühstückt. Ich bitt Sie, wann man zu nachtschlafender Zeit auf der Bahn sein soll. Es ist alles so im Hui gegangen. Jeß — das hab ich mir ja wieder fein eingerichtet. Da hätt ich doch noch ein paar Stunden bequem im Bett bleiben können. — Und wo steckt der Doktor, Ihr Herr Landsmann?"

Mayr saß Rücken gegen Rücken mit Frau Gertie Selle. Er wußte, daß sie gespannt zuhörte. „Herr Doktor Groll ist schon gestern definitiv abgereist", sagte er gedehnt.

„Wohin? Sie machen so ein geheimnisvolles Gesicht, Herr Mayr."

„Ich kenne zufällig die Gründe, die Herrn Doktor Groll gezwungen haben, so Knall und Fall abzureisen. — Er mußte schleunigst nach Berlin."

Nun wendete sich die junge Frau, die bisher regungslos gelauscht hatte, nach ihm um — Kamerlander mußte die Gelegenheit wahrnehmen, sie zu begrüßen — und sie drang in den Rechtsanwalt: „Mein Himmel, so sagen Sie doch endlich, was mit ihm los ist. Das ist ja — kindisch...."

Sie stieß es lachend aus, aber ihr Lachen verschleierte die zornige Ungeduld nicht, die aus ihrem Ton klang.

Der Zug war in den Tunnel eingefahren. In dem trüben Licht der Lämpchen sah man nun plötzlich die dicken Tabakswolken, die den Wagen erfüllten, so stark, daß sämtliche Damen unwillkürlich zu husten anfingen. Das wirkte auf sie selbst so komisch, daß das Husten sofort von Lachen unterbrochen wurde.

Kamerlander konnte von seinem Platz aus mit seinen scharfen Augen Frau Gertie Selle trotz der mangelhaften Beleuchtung und der Rauchschwaden gut erkennen. Sie trug wieder einen schneeweißen, bis zum Hals reichenden, auf der Schulter geschlossenen, enganliegenden Sweater, in dem sich ihre schlanke, schöngeschwungene Taille und ihre volle Büste plastisch abzeichneten. Ihr Mund war nicht klein, aber wie er sich jetzt in der Erregung öffnete, besaß er für Kamerlander einen eigenartigen Reiz. Im Halbdämmer glitt sein Blick wie streichelnd über ihre Formen, ihren seltsam sehnsüchtigen Mund, ihr bernsteingelbes, unter der weißen Wollmütze hervorleuchtendes, noch ein wenig die Ohren bedeckendes Haar bis zu den grauen, jetzt halbgeschlossenen, immer etwas verschleierten Augen.

Verteufelt viel Rasse hat sie! sagte er so bei sich.

Mit einem Ruck hielt der Zug. Die Passagiere fuhren unter leichtem Taumeln in die Höhe.

„Preda! — Preda!" rief es draußen.

Im Nu war fast der ganze Zug leer. Nur ein paar Viehhändler, Marktleute und italienische Arbeiter blieben sitzen.

„Trainieren Sie auch auf die Rennen?" fragte Kamerlander den Rechtsanwalt.

„Bewahre, wir fahren nur zum Vergnügen. Frau Selle hatte so viel von den Bravourfahrten des Bob ‚Soleil' gehört — da wollte Sie Ihre Leistungen heute bewundern."

„Der Mr. Biddle wird's ja im ganzen Leben nicht verwinden, Gnädigste, daß er jetzt auch um den Triumph gebracht wird", sagte Kamerlander. Er schilderte ihr darauf sein eigenes Pech.

Gertie befand sich durch ihre Verspätung in gleicher Lage. Auch sie hätte die Fahrt nicht mitgemacht, wenn sie rechtzeitig von den plötzlichen Veränderungen gehört hätte. „Mehr als für Mr. Biddle hätte ich mich allerdings für das ‚girl' vom Bob ‚Soleil' interessiert", sagte sie mit einigem Spott. „Man erzählt ja Wunderdinge von dem Elan, mit dem sie bei diesen Bobfahrten die Männerherzen mitfortreißt."

Kamerlander lächelte. Die Eifersucht klang nicht nur aus ihren Worten, sie sprühte aus jedem ihrer Nerven. Ein gefährliches Feuer verschleierten diese grauen Augen. Sie war pikant, diese blonde Witwe, ohne Frage äußerst pikant.

„Ist Ihre Mannschaft komplett?" rief der Wiener dem Rechtsanwalt zu, der nach dem Ende des Zuges geeilt war.

Der letzte offene Wagen enthielt sämtliche Bobsleighs. Er wurde schon losgekoppelt. Die Mannschaften tummelten sich, um möglichst rasch in den Besitz ihrer Schlitten zu kommen. Vier Mann faßten das niedrige eiserne Gestell an den Drahtseilen und Trägern an und schleppten es rasselnd über die Schienen auf den schmalen, zwischen hohen Schneemauern freigeschaufelten Fußweg. Jede crew wollte die erste sein, die den Startplatz auf der Landstraße unterhalb des Posthotels erreichte: ein paar Minuten Zögern verhinderte unter Umständen das Mitkommen mit dem nächsten Zug, der von Bergün nach Preda zurückfuhr.

Mayr verhandelte noch mit dem Engadiner und einem andern Professional über die Verteilung der Plätze. Ein Italiener Lendi, der als vorsichtiger Fahrer bekannt war, übernahm stets das Steuer und wollte einem Anfänger wie dem Berliner Herrn auch nicht gern die Bremse überlassen. Mayr, der den Engadiner engagiert hatte, machte dieses Amt wiederum dem Fremden, den Lendi dafür ausersehen wollte, streitig. Der Fremde erklärte darauf, auf das Mitkommen zu verzichten, und trat in Unterhandlung mit einer Mannschaft, die noch nicht vollzählig beisammen war.

„Wenn Sie mit uns fahren wollen, Herr Baron," rief nun Mayr sofort über die Eisenbahnschienen hin, „auf unserem Bob ist ein Platz freigeworden."

Kamerlander wollte nicht umsonst sich den Morgen

um die Ohren geschlagen haben. Die überstürzte Abreise der Schwarzwälder Millionenerbin — übrigens wußte man nicht bestimmt, ob es wirklich Millionen waren — verdroß ihn, forderte zugleich aber seinen Trotz heraus. Unter Umständen war es ganz amüsant, einmal einen Tag in der Gesellschaft dieser „lustigen Witwe" hinzubringen. Verpflichtungen legte ihm das nicht weiter auf — zudem war er ja entschlossen, den Aufenthalt in St. Moritz möglichst bald abzubrechen. „Lustig" war Frau Gertie heute morgen allerdings nicht. Aber pikant. In ihrer fast atemlosen Erregung vorhin hatte sie ihn geradezu heiß gemacht.

„Aber mit Vergnügen, mein lieber Herr Mayr, das trifft sich ja ausgezeichnet!"

Er beeilte sich indes nicht, den schweren Schlitten mit über die Schienen zu schleppen, sondern überließ dies Herrn Giovanni Lendi, dem Besitzer des Bobsleighs, Herrn Mayr und dem ihm noch nicht vorgestellten Mitfahrer, einem Amerikaner. Auf dem Weg zum Hotel leistete er lieber der hübschen Frau Gertie Gesellschaft.

Das Gespräch blieb noch unpersönlich. Kamerlander erzählte nur von ein paar früheren Fahrten, die er mit dem „Soleil" hier mitgemacht hatte, und wobei sie häufig umgeschlagen waren. Das war immer sehr lustig gewesen, dieses Durcheinanderkrabbeln im Schnee.

Inzwischen waren sämtliche übrigen Bobschlitten abgefahren. Lendi rückte das Gestell auf der abfallenden Straße zurecht, lehnte sich vorn mit den Knien gegen den eisernen Schutzrahmen, innerhalb dessen die an Drahtseilen geführte Steuerung lag, und überwachte das Einrichten der neugebildeten Mannschaft.

Als zweiter sollte Mr. Scott Platz nehmen, ihm folgte der Baron Kamerlander, dahinter die Dame, den fünften und letzten Platz auf der schmalen Schlittenbank hatte Mayr als Bremser inne.

„Ein bissel intim geht's dabei schon zu", entschuldigte sich Kamerlander, indem er sich behaglich im Reitsitz zurechtsetzte. Er schob seine langen, dünnen Beine rechts und links neben seinem Vordermann aus und verstaute die von Frau Gertie, die in hohen Gamaschen steckten, behutsam neben sich in den Haltegurten. Er fühlte die Wärme, die von ihrem Körper ausging, durch die dicke Wolle.

Nun hatte auch Mayr Platz genommen; er probierte die Bremse aus, indem er sich mehrmals mit voller Wucht hinüberlegte, und rief dem Steuermann zu: „All right!"

Auf der zunächst nur mäßig abfallenden Straße glitt der Bobschlitten ruhig zu Tal. Bei den ersten Kurven befahl der Führer das Einsetzen der Bremse, bei den nächsten gab er ein kurzes Kommando, worauf sich die ganze Mannschaft rechts oder links überbeugen mußte. In runder Fahrt nahm das Gefährt den Bogen, ein wenig emporsteigend an der hochgezogenen Schneemauer, dann glitt es, noch etwas schwankend, in die neue Richtung. Bald hatte man das Dorf hinter sich und folgte den Windungen der Albula.

Gertie hielt sich rechts und links an den kurzen Gurten fest, die sie auf Kamerlanders Weisung mehrmals um das Handgelenk geschlungen hatte. Bei den ersten Kurven klammerte sie sich mit ihren Knien noch etwas ängstlich an ihren Vordermann an, hernach folgte sie den Kommandorufen freier.

Sie zürnte dem Rechtsanwalt. Er hätte wissen können, daß sie nicht mitgekommen wäre, wenn sie erfahren hätte, daß der „Soleil" heute nicht lief. Es war ihre feste Absicht gewesen, in Bergün, wo man zwischen der zweiten und der dritten Fahrt eine längere Frühstückspause einzulegen pflegte, während man auf den Zug wartete, Fräulein Englhofer zu „stellen". Auch auf eine Provokation wollte sie's ankommen lassen. Nun wütete sie innerlich, daß die Damen St. Moritz verlassen haben würden, wenn sie zurückkehrte. Auch Mayrs geheimnisvolle Andeutungen über Grolls Abreise erregten sie.

„Aufpassen! Links lehnen!" rief der Mann am Steuer. Das Kommando galt ihr, denn sie hatte mit vorgebeugtem Kopf steif aufgerichtet dagesessen.

Sie gehorchte erschrocken.

Gleich darauf jagte das Gefährt rechts herum, dann — in einer so steilen Kurve, daß die ganze Mannschaft fast wagerecht an der Schneewand entlangglitt — links herum. Und im Tempo eines Eisenbahnzuges ging es eine lange, schmale Rampe an einem ungeheuren Abgrund entlang. Links trennte nur ein niedriger Schneewall die Straße von dem steil abstürzenden, wild zerrissenen Tal. Mächtige Schneekolosse überragten den schluchtartig sich zusammenpressenden Paß.

In dieser Sekunde ertönte der Pfiff einer Lokomotive. Auf der andern Seite des Tales trat ein Eisenbahnzug aus einem Tunnel und fuhr auf eine das ganze Tal überspannende Bogenbrücke.

„Der Zug, den wir verlassen haben!" rief Kamerlander ihr zu. „Der läuft hier durch zwei Kehrtunnels!"

„Achtung!" schrie der Führer.

Ein paar Augenblicke lang war es Gertie, als ob dicht vor ihnen der Weg aufhörte. Links war der Abgrund, vor ihnen ein schluchtartiges Tal — doch da zog sich die schmale Schneekurve in jähem Bogen, dicht an den Fels gepreßt, rechts herum....

„Rechts!" Und dann ein scharfes: „Bremse!"

Der Bobschlitten fuhr fast zwei Meter hoch an der Böschung empor — durch die Gewalt des Seitwärtswerfens aller Insassen gewann er aber sofort wieder die Mitte der Straße. In einem zweiten, etwas weiteren Bogen wandte sich die Bahn abwärts. Der Schlitten schleuderte noch ein wenig hin und her. Dann folgte er so sicher wie auf Schienen den Krümmungen und Senkungen der Straße.

Gertie war atemlos. Sie gehorchte mechanisch den Zurufen — aber sie schloß dabei mehrmals die Augen.

Man sauste unter einem riesigen Steinbogen hindurch. Darüber fuhr der Zug, den man vorhin hatte aus dem Tunnel treten sehen. Mit einem heulenden Pfiff verschwand er in einem zweiten Kehrtunnel.

„Von jetzt an — nicht mehr bremsen!" schrie der Führer.

Und nun ging es mit Eilzugsgeschwindigkeit weiter.

(Fortsetzung folgt.)



Der französische Student.

Von Dr. Johannes Schürmann. — Hierzu 11 photographische Aufnahmen.

„In Frankreich gibt es keine Studenten, sondern nur Studierende.“ Das Wort ist in den letzten Jahrzehnten so oft nachgesprochen und nachgedruckt worden, daß es schon beinah nicht mehr wahr ist. Allerdings stimmt es, daß der französische Musensohn meist keine eigentlichen Fuchs- oder Bummelsemester kennt, daß er sich bei der Alma mater nicht nur „studierenshalber aufhält“, sondern auch wirklich studiert. Dafür sorgen neben dem praktisch nüchternen Sinn des Jünglings auch schon die jährlich abzulegenden Prüfungen, bei denen es viel zu ernsthaft zugeht, als daß man sich etwa in den letzten Wochen genügend einpauken könnte. Ein „Studierender“ ist also der akademische Bürger allerdings fast immer. Aber kein Student? Das kann ernstlich nur behaupten, wer das mit Quarten und Terzen gezierte Gesicht des deutschen Burschen, das dreifarbige Band und die bunte Mütze für das ausschlaggebende Merkmal des Studenten hält. Diesem Typus begegnet man freilich nicht im lateinischen Viertel von Paris, wo man ebenso vergeblich nach langen Kneiptafeln mit Kommersbüchern und wappengeschmückten Biergläsern suchen würde. Aber darum ist der französische Student doch vorhanden, und er ist unter andern äußeren Formen ein ebenso lebensfroher, allem Philistertum abgewandter Mensch wie sein deutscher Kommilitone. Er übertrifft ihn sogar meist an Ungezwungenheit des Auftretens und keckem Sichgehenlassen, welch letzteres aber nur selten in Rüpelhaftigkeit ausartet, so z. B., wenn die cives academici in größerer Anzahl beisammen sind und es darauf anlegen, der profanen Außenwelt ihre Nichtachtung zu bezeigen. Ein studentischer Aufzug zu Kundgebungs- oder Ulkzwecken, ein sogenannter Monôme, hat verzweifelt wenig Aehnlichkeit mit dem Renommierbummel eines deutschen Korps. Aber der erste Eindruck, den man bei solchem Anblick davonträgt, daß es sich nämlich um eine losgelassene Horde übermütiger Jünglinge handelte, wird wesentlich geändert, wenn man mit den gleichen jungen Herren einzeln zusammentrifft. Dann lernt man in ihnen durchaus anständige, oft hochgebildete und geistreiche Menschen kennen, und man kommt bald dahinter, daß der ganze Radau nur den Zweck hatte, die biederen Philister zu entsetzen, „épater le bourgeois“, wie der Kunstausdruck lautet.

Wie sieht der französische Student aus? Vom gewöhnlichen Sterblichen unterscheidet ihn zuweilen, aber nicht allzu häufig das weite, schwarze Samtbarett, das gern weit nach hinten geschoben wird und dann beutelartig in den Nacken hängt. Das glatte und straffe Haar wird oft genialisch lang getragen, und beliebt ist, namentlich bei den Südfranzosen, die düstere Strähne über der Schläfe, die an Alfred de Musset erinnern soll. Das Rasiermesser tut entweder ganze Arbeit oder gar keine, so daß man vielen glatten Gesichtern und Vollbärten begegnet. Das kecke Schnurrbärtchen, das der deutsche Fuchs so liebevoll pflegt, ist unmodern, und den charakteristischen französischen Spitzbart trägt meistens nur der Mann in Amt und Würden. Beliebter als das Barett ist jetzt der große Schlapphut mit nach unten geklappter Krempe. Zum richtigen akademischen Bohémien gehört dann noch eine möglichst faltige Gesamtbekleidung, die durch den ärmellosen Mantel, die „Talentwindel“, stilgerecht ergänzt wird. Natürlich paßt diese Schilderung aber nur auf den extremen Studententyp.

Das Leben des Pariser Studenten spielt sich fast ganz auf dem südlichen Seineufer ab, im alten Quartier, dessen Hauptader der „Boul' Mich'“ (Boulevard Saint-Michel) ist. Da liegen die Gebäude der verschiedenen Fakultäten, der Luxembourggarten als beliebtester Platz für Rendezvous, die altberühmten Studentencafés, die möblierten Hotels und Speisewirtschaften für kleine Börsen und endlich der weltbekannte Tanzsaal von Bullier, der jetzt auch wie seine noch berühmteren Vorläufer zugrunde geht. Er war längst kein eigentliches Studentenlokal mehr, sondern ein internationaler Sammelpunkt für die europäische Lebewelt, die sich einbildete, akademische Luft zu atmen, wenn sie sich die Cancans und die Niggertänze bezahlter Gelenkvirtuosen und -virtuosinnen ansah.

Ein Verbindungsleben im Sinn unserer deutschen Hochschulen ist an den französischen Universitäten gänzlich unbekannt. Es gibt vielerlei Vereine mit meist ausgesprochen politischem Ziel, z. B. die Förderation der republikanischen Studenten, deren Gegenstück auf monarchischer Seite durch die „Camelots du roi“ gebildet wird, die in der letzten Zeit so häufiges und unliebsames Aufsehen erregt haben. Ein Riesenverband zur Wahrnehmung studentischer Interessen ist die Pariser „Association des Étudiants“, gewöhnlich einfach „A“ genannt, die etwa 10 000, also weit über die Hälfte der gesamten Pariser Studentenschaft, zu Mitgliedern hat. Eine im Jahre 1901 gegründete Speisegenossenschaft, das sogenannte „Restaurant cooperatif du Quartier Latin“, ist aus dem Schoß der Studentenschaft hervorgegangen und bietet unter studentischer Verwaltung den Kommilitonen Gelegenheit, gute Speisen und Getränke zu billigen Preisen zu bekommen. Nach einer andern Seite aber liegt die Lebenshaltung der Studenten noch sehr im argen: Die Wohnungsverhältnisse im Quartier sind für den nicht gerade mit Glücksgütern gesegneten Jünger der Wissenschaft geradezu traurig. Die „Studentenbude“ im bürgerlichen Haus mit der dazu gehörigen mütterlichen Pflege und der Poesie der filia hospitalis sind gänzlich unbekannte Größen. Die Familienpension ist zu teuer, meist auch nur auf Ausländer zugeschnitten. So bleibt dem Provinzialen keine andere Wahl, als sich in einem der dumpfen und winkligen Hotels der Südstadt einzuquartieren. Schmutz, Feuchtigkeit, Ungeziefer sind da zu Hause. Nun kommt frische Jugend ja über derartige Aeußerlichkeiten leicht hinweg, aber die tägliche trostlose Umgebung in solchen Räumen färbt doch leicht auf die Bewohner ab und schädigt die übrigen Lebensgewohnheiten. Im Hotelzimmer ist der Student natürlich nur eine Nummer, um sein Leben und Treiben drinnen und draußen kümmert sich kein Mensch. Das deklassiert aber. Studenten aus gutem Haus kommen in diesem Milieu mit den untersten Schichten der Hauptstadt, mit Tagedieben und Nichtstuern, in allzu nahe Berührung und schließen zuweilen direkt Kameradschaft mit ihnen. Vor ein paar Jahren entdeckte man im Luxembourggarten eine wohlorganisierte Bande von Falschmünzern, zu der neben





Im Café beim Kartenspiel. Phot. Géniaux.

Vertretern der obengenannten Klasse und Kokotten auch eine ganze Anzahl immatrikulierter Studenten gehörte, deren Väter in geachteter Stellung lebten und selbst im Parlament saßen. Derartige Enthüllungen werfen ein grelles Licht auf gewisse Seiten der akademischen Freiheit.



Phot. Nouvelle.

Studenten auf der Kirmes in Neuilly.

Eine Studentenkundgebung in Paris. Phot. Harlinghe.

Im Leben des französischen Studenten spielt Gambrinus natürlich längst nicht die große Rolle wie in deutschen Universitätstädten. Auch verdient es Anerkennung, daß das französische Nationalgift, der Absinth, in der akademischen Jugend weit weniger wütet als in den Kreisen der Arbeiter und Kleinbürger. Der Alkohol ist überhaupt nicht die große Gefahr für die **Bewohner des Quartier, ob-**



In der Bibliothek der Sorbonne.

oder der „Vachette“ ohne Umstände Gesellschaft leisteten und es auf unsere Zigaretten abgesehen hatten, stehen auf einem ganz andern Blatt und lassen uns mit Wehmut an Mimi Pinson und ihre Zeitgenossen zurückdenken, die nur noch in alten Schmökern und in der Tradition leben.

Aber ein anderer ernsthafter weiblicher Typus hat inzwischen begonnen, das alte lateinische Viertel in seinem Sinn zu erobern: die Studentin, die von Jahr zu Jahr zahlreicher im Hörsaal und in der Klinik auftritt. Nach der letzten Statistik gab es bereits über 3600 Hörerinnen bei den verschiedenen Fakultäten; allerdings hatte das Ausland davon über 1600 geschickt. Am stärksten sind sie in der philologisch-philosophischen, am schwächsten in der juristischen Fakultät vertreten.

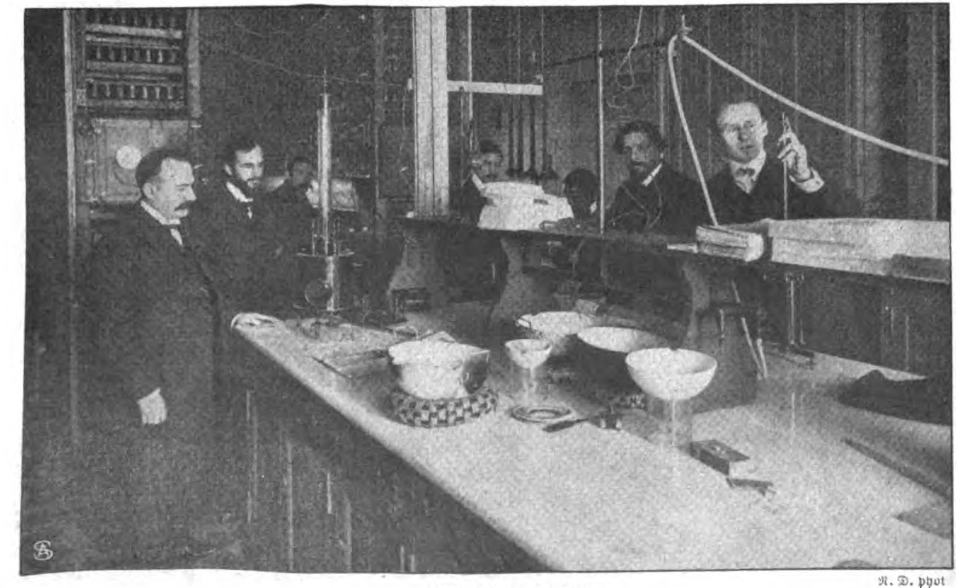
An den Einrichtungen der französischen Hochschulen ist im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts von Franzosen wie von Ausländern eine scharfe und be-

gleich man auch hier gelegentliche Zechfröhlichkeit schätzt und pflegt. Dem leichtentzündlichen gallischen Herzen wird im allgemeinen der Gott der Liebe gefährlicher als der des Weines.

Und dabei fallen einem natürlich die rührenden Schilderungen aus Murgers „Vie de Bohème“ ein. Ach, da wartet unser eine große Enttäuschung: Das leichtsinnige und treue, sentimentale und opferfähige Grisettchen aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts ist längst ausgestorben. Die Studentenliebchen, „carabines“ genannt, die uns im „Café Voltaire“



In der Kunstsammlung der Universität.



R. D. phot

Im Laboratorium.



Bei der Lektüre in der Mansarde.
Links und rechts:
Typen französischer Studenten.
Unteres Bild:
Musikalischer Abend im Studentenheim.

rechtigte Kritik geübt worden. Die napoleonische „Université", die freilich nicht nur die Hochschulen, sondern das gesamte Unterrichtswesen umfaßt, war nämlich nur auf die Heranzüchtung brauchbarer Beamter zugeschnitten, und die Pflege wirklicher Wissenschaft kam dabei bedenklich zu kurz. Einsichtige Männer, unter ihnen besonders Ernest Renan, wiesen auf diese und andere Gefahren hin, und ihre Warnungen verhallten nicht ungehört. Bei den Reformen, die man seitdem geduldig und zielbewußt durchgeführt hat, sind bewährte Einrichtungen des Auslandes übernommen oder den besonderen französischen Verhältnissen angepaßt worden, und es kann uns nur zur Befriedigung gereichen, daß unsere deutschen Hochschulen dabei besonders häufig als Muster gedient haben.



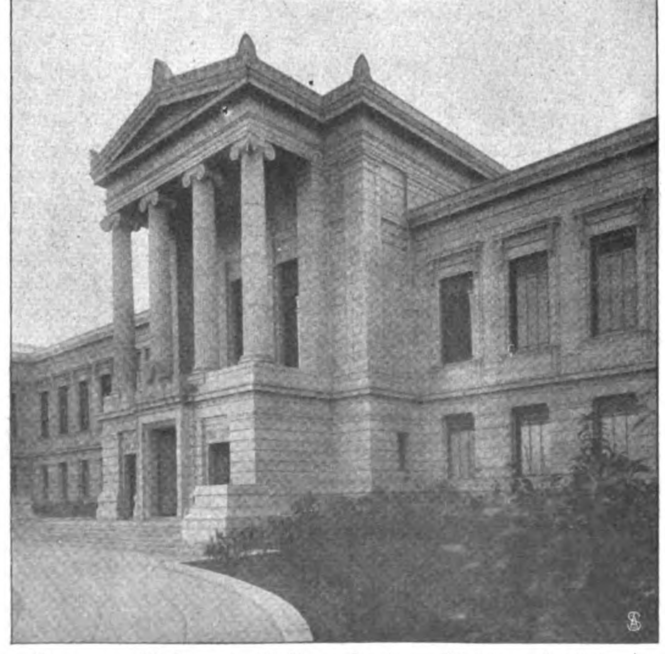
Eine lustige Sitzung.

Das neue Museum in Boston.

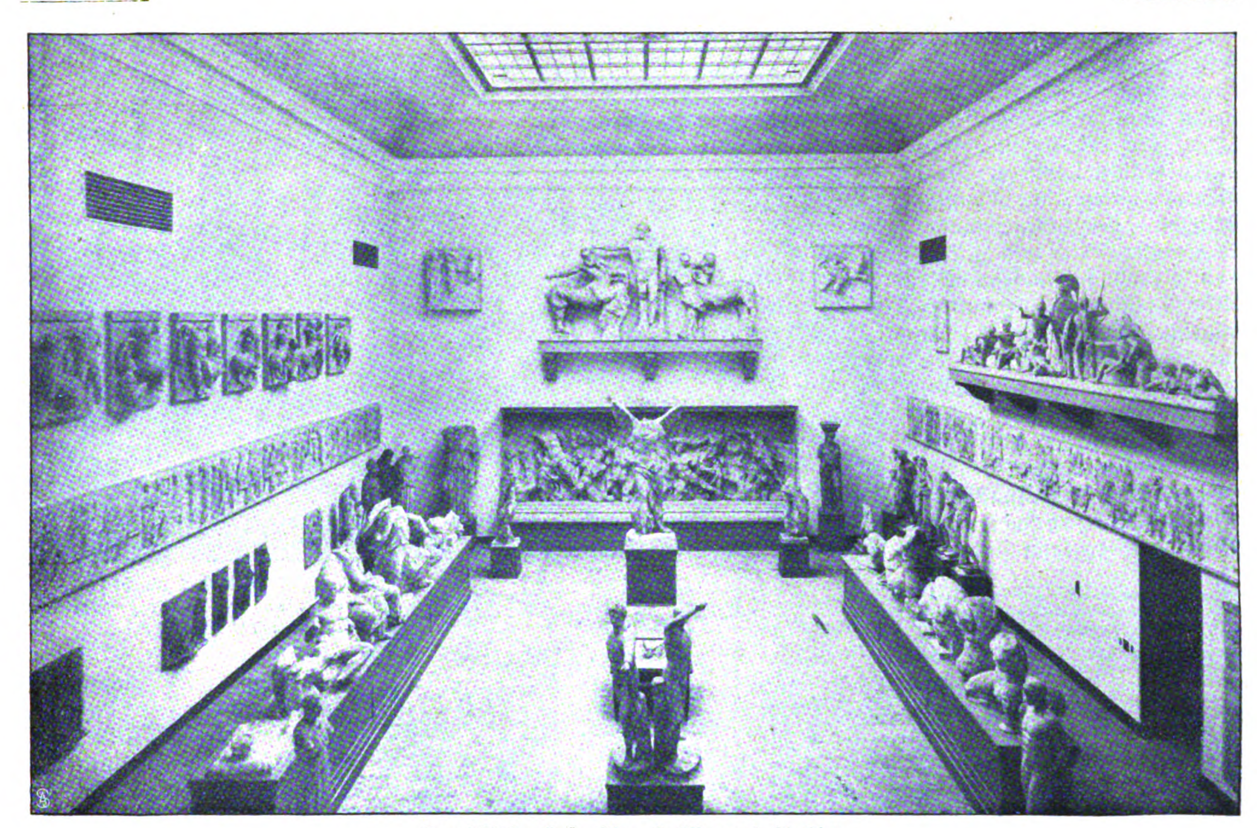
Von Friedrich Perzýnski. — Hierzu 11 Aufnahmen.

Die Pflege der Kunst liegt in den Vereinigten Staaten von Amerika, sehr im Gegensatz zu deutschen Verhältnissen, fast ausnahmslos in privaten Händen. Manche der sich hieraus naturgemäß ergebenden Nachteile hat der gewaltige Ehrgeiz einiger Großkapitalisten, die sich als ungekrönte Könige fühlen und nur zu gern mit ihren erlauchteren Vettern jenseit des großen Ozeans wetteifern, zu verringern gewußt. Sie haben in den Zentren nordamerikanischer Zivilisation Museen errichtet, die nach gründlicher Siebung der Objekte wohl geeignet sind, eine gerade für das Emigrantenland eminent wichtige Kulturaufgabe der Lösung näher zu bringen: die Geschmacksveredlung künftiger Generationen.

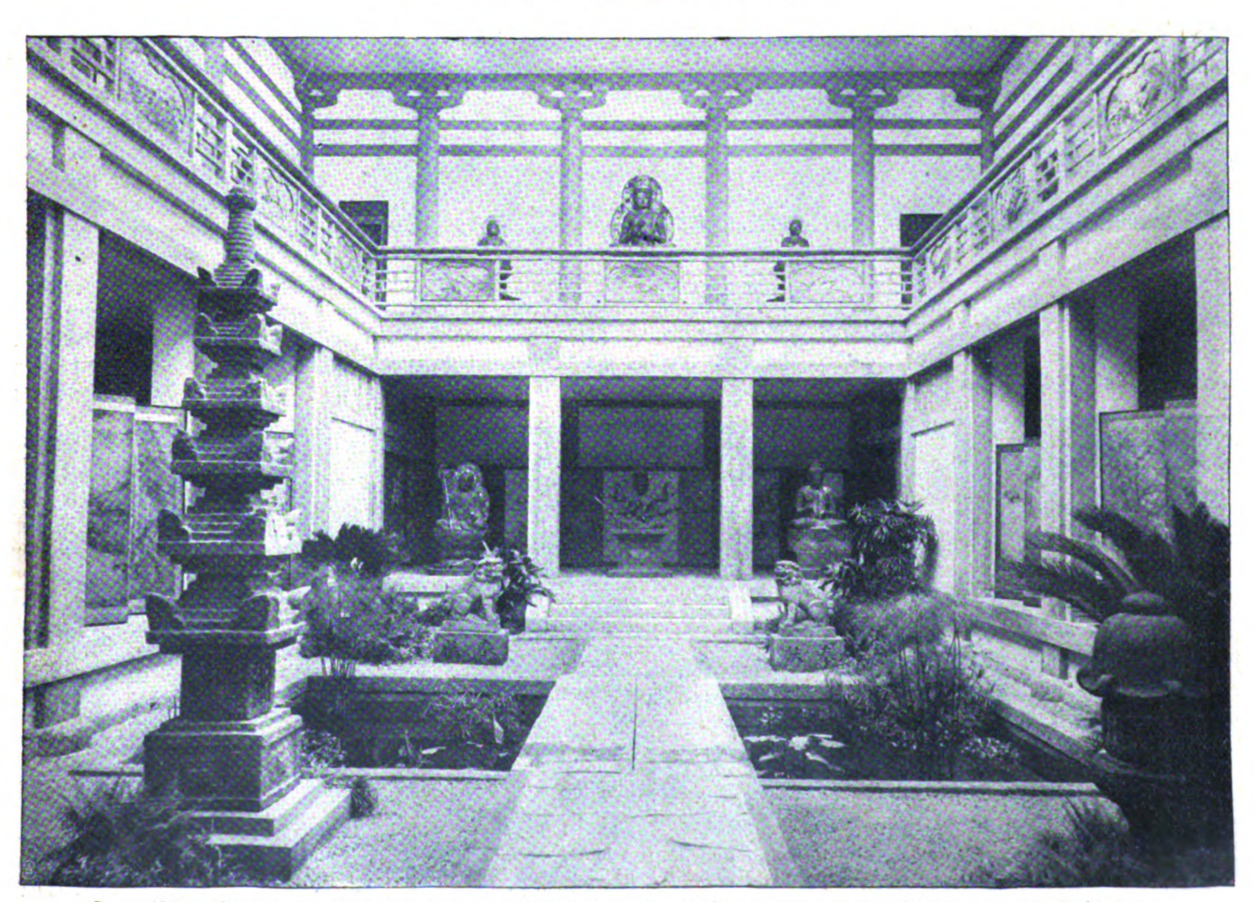
Boston gilt seit langem als die geistig führende Stadt des Riesenreiches. Nennen auch die Neuyorker, deren skrupellose Jagd nach Mammon jedem Vertreter höheren Menschentums ein mitleidiges Lächeln abnötigen muß, das Bostoner Wesen „queer" und „quaint", im stillen ziehen sie doch vor ihm den Hut. Aus triftigen Gründen. Hat doch Boston erst kürzlich wieder durch die Errichtung und Eröffnung eines neuen und, was wichtiger ist, eines neuartigen Museums bewiesen, daß kulturfördernde Ideen am schnellsten in einer Atmosphäre reifen, in der nicht äußerer Erfolg, sondern feinere Bildung als Lebensziel gilt. — Charakteristisch an diesem aus Privatmitteln aufgeführten Bau ist seine architektonische Einfachheit. Wer die 152 Meter lange und nur etwa 15 Meter hohe Fassade mit ihren mageren ionischen Schmuckformen betrachtet, fühlt sofort, daß hier auf monumentale Wirkungen von vornherein Verzicht geleistet und lediglich ein lichtaufsaugendes Gehäuse für alle möglichen kostbaren Objekte angestrebt ist.



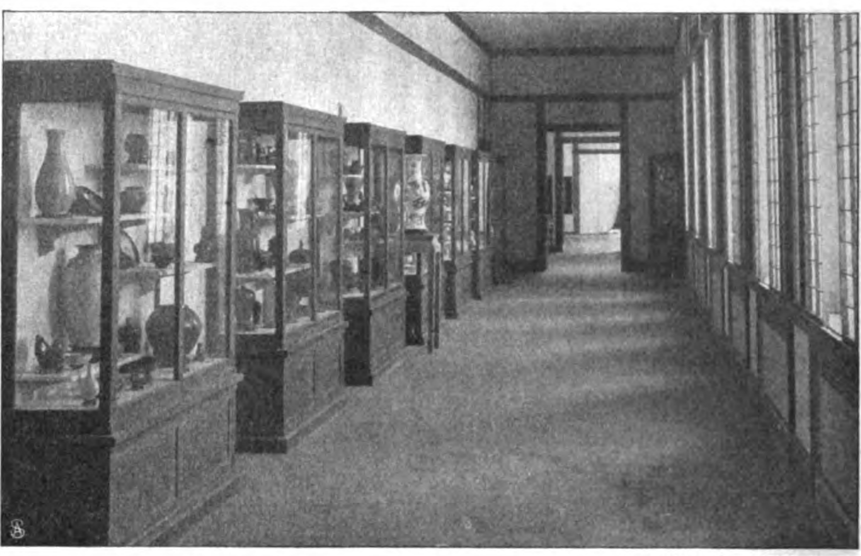
Das neue Museum in Boston: Vorderansicht des Gebäudes.



Der östliche Hof: Gipsabgüsse nach Antiken.



Japanischer Garten im Erdgeschoß, darüber Galerie in japanischem Stil mit Holzskulpturen und Kakemono.

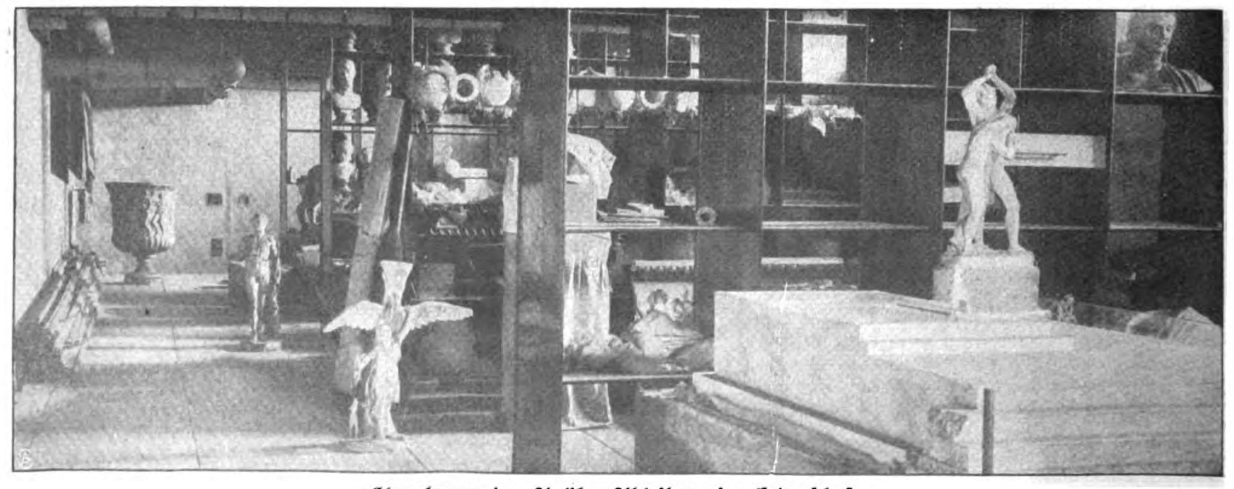


Korridor im Stil
eines japanischen Tempelkorridors
mit ostasiatischer Keramik.

Ein Gang durch das Innere bestätigt, mit welchem anerkennenswerten Eifer in dem neuen Museum den Schwierigkeiten des Beleuchtungsproblems begegnet wurde. Doch nicht nur diesem. Die Mannigfaltigkeit der Gegenstände, Werke aller Völker und Zeiten, und die übliche museumhafte Ueberfüllung dicht aufeinanderfolgender Räume führt so leicht zur Ermüdung eines selbst willigen Publikums. Bode, der Schöpfer des Kaiser-Friedrich-Museums, hat zuerst in einem mustergültigen Beispiel gezeigt, wie dem Kunstüberdruß des Galeriebesuchers gesteuert werden kann dadurch, daß Werke verschiedener Kunstbetätigungen einer Epoche zusammengefaßt und so der Kunstgeist dieser Zeit dem Betrachter höchst lebendig vor Augen geführt wird. Von der Tat Bodes, die in Amerika nach Verdienst gewürdigt wird, haben die Organisatoren des Bostoner Museums allerlei gelernt. Zunächst sind die einzelnen Abteilungen, wie die der antiken Kunst, die der Renaissance, der vorderasiatischen und ostasiatischen Kunst- und die Gemäldegalerien, voneinander durch besondere Zugänge, oft durch lange Korridore abgeschlossen, gewissermaßen Inseln für sich bildend. Der Verzicht auf Prunksäle und der dadurch erlangte Gewinn an kleineren Räumen gestattete eine höchst instruktive Gliederung nach Epochen. Freunde des klassischen Altertums können die Entwicklung der griechisch-kleinasiatischen Skulptur von naiver Herbheit zu reifster Eleganz in aller Gemächlichkeit von den getrennte Räume füllenden Plastiken der archaischen



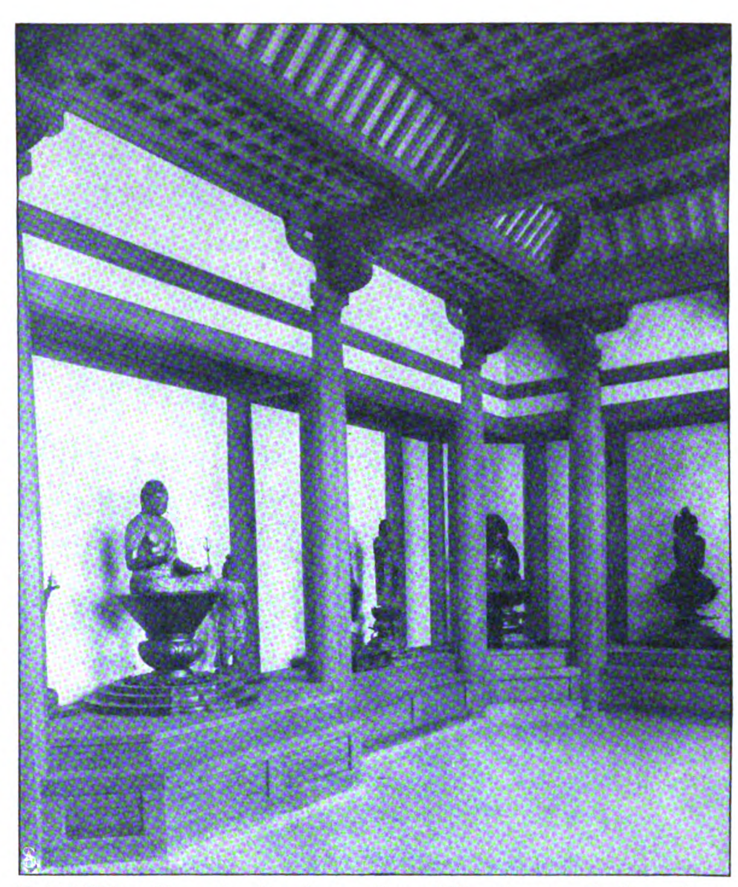
Korridor mit antiken Gläsern.



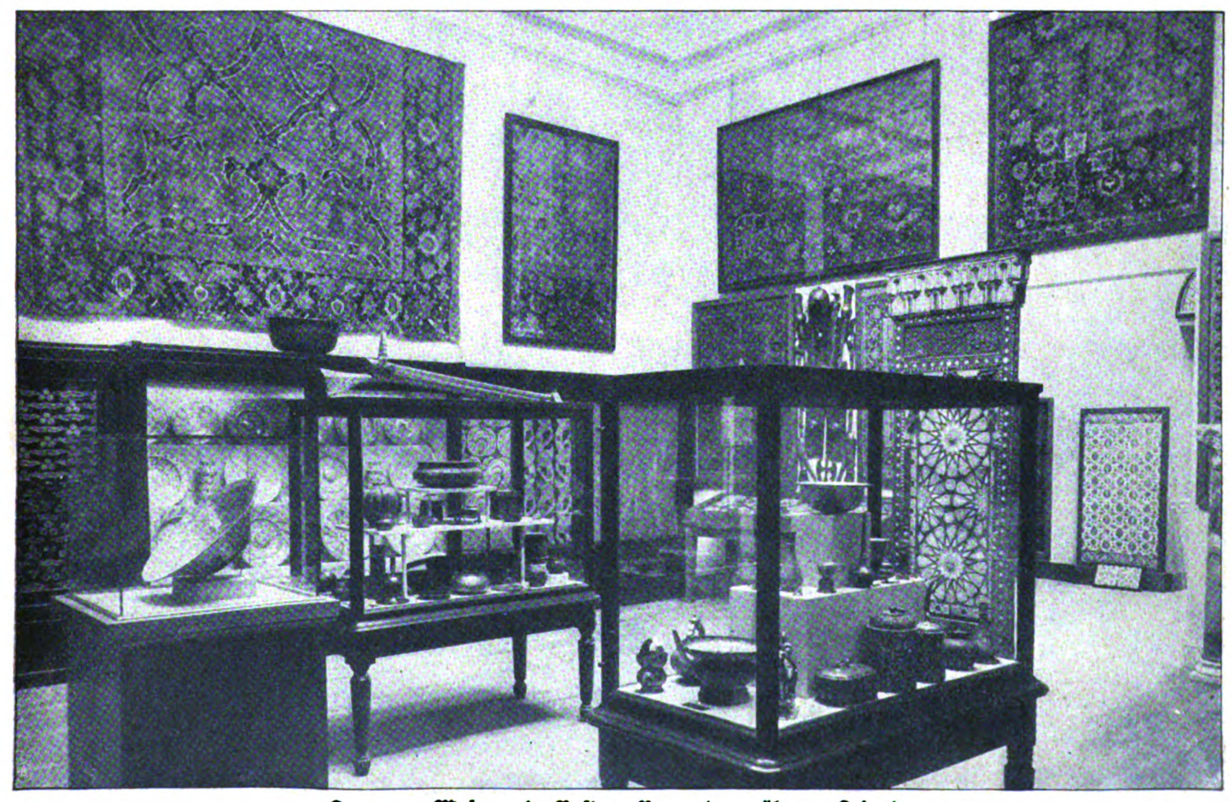
Stapelraum der Antiken-Abteilung im Erdgeschoß.

Zeit, des 5. Jahrhunderts, der Blüteperiode, der darum drei Säle zugewiesen sind, des 4. Jahrhunderts, der Spätzeit und der griechisch-römischen Epoche ablesen. Die für die Entwicklung der modernen Kunst so wichtigen Gemälde französischer Meister des 19. Jahrhunderts, die dermaleinst manchen Kunsthistoriker zu einer Studienreise nach Amerika nötigen werden, so brillant sind diese Schöpfungen in amerikanischen Galerien vertreten, und die Gemälde amerikanischer Meister, der Copley, Stuart, West, Trumbull, Whistler, Chase, La Farge, haben in einer Reihe von vortrefflich belichteten Sälen chronologische Ordnung und die längst verdiente historische Würdigung erhalten. Sie zeigt sich vor allem auch in der Gruppierung. Ueberfülle ist sorgfältig vermieden, ja in manchen Räumen (wie dem frühamerikanischen mit Allstons großem Urielgemälde) hat man fast die Empfindung, als sei die Architektur nur für eine verschwindend kleine Anzahl und für eine bestimmte Art von Kunstwerken geschaffen.

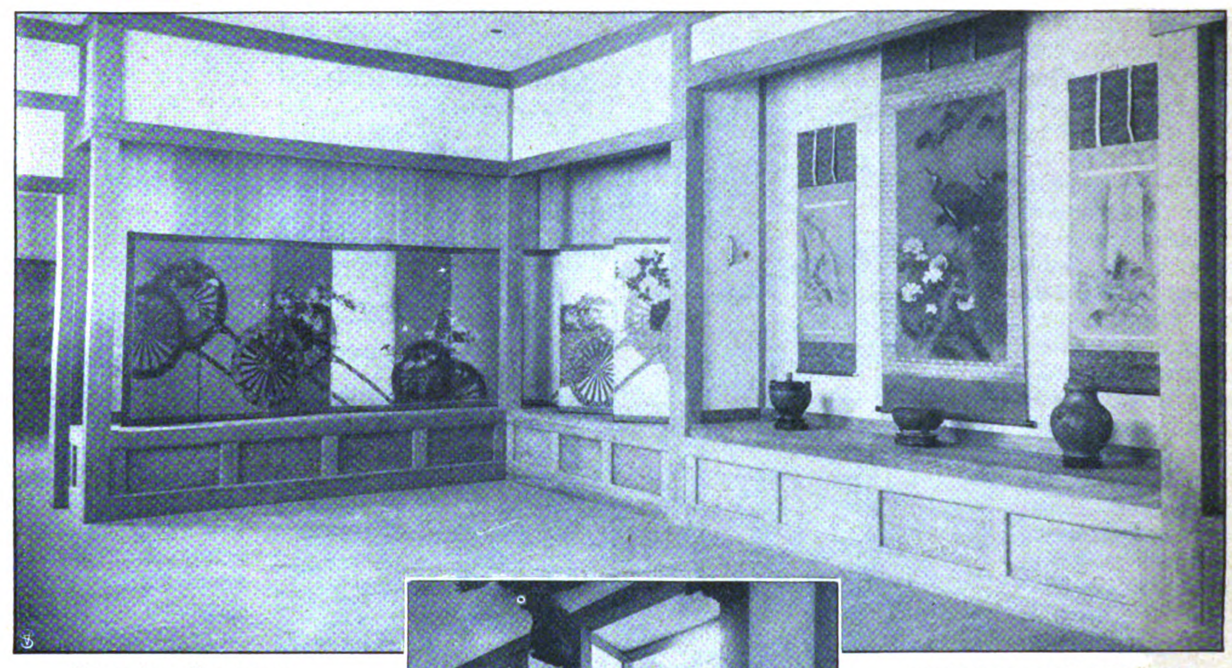
Die kunstgewerbliche Abteilung bietet in ihrer Anordnung den durch das Kaiser-Friedrich-Museum verwöhnten Reichshauptstädtern nichts wesentlich Neues. Man ist Bodes Beispiel, so gut es mit den vorhandenen Objekten ging, gefolgt und hat versucht, ein anschauliches Bild des Empfindens der einzelnen Blüteperioden des näheren Ostens und des Westens zu vermitteln.



Buddhistischer Raum in altem japan. Tempelstil, entw. von Curtis u. Cram.
In der Hauptnische vergoldete Holzskulptur von Shaka-Buddha, Konin-Periode (9. Jahrh.).



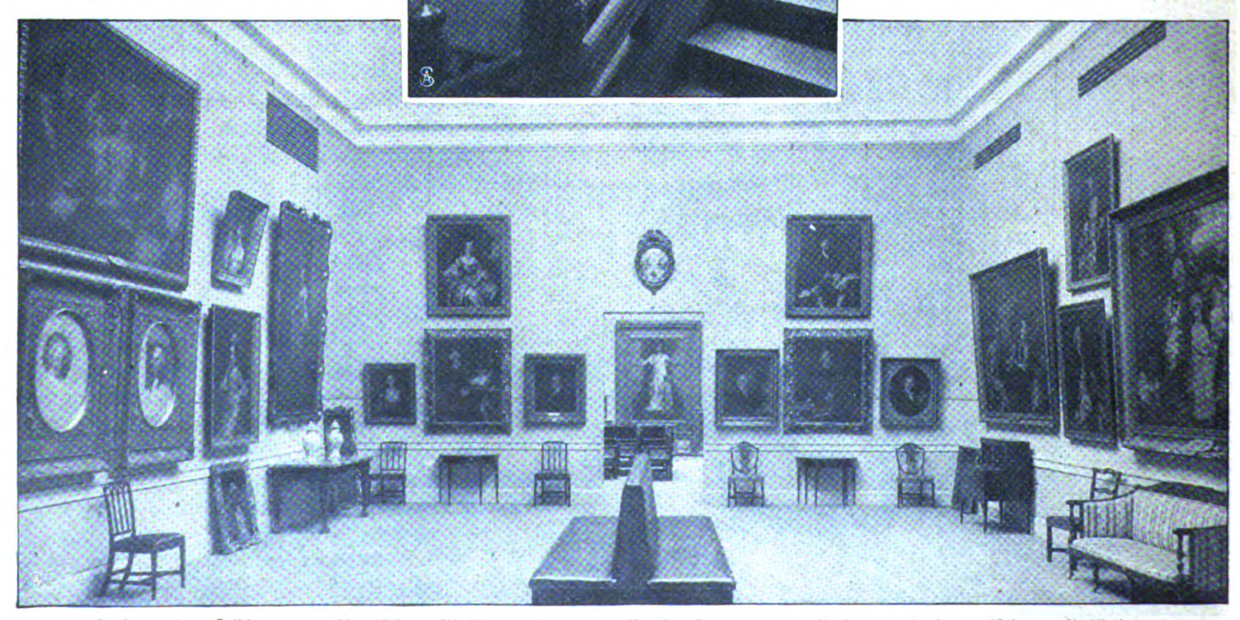
Das neue Museum in Boston: Raum des näheren Orients.



Raum der Momoyama- und Tokugawazeit (1586-1700).
In der Hauptnische Hängebilder und Bronzen, in den kleineren Nischen Setzschirme.

Die Einfachheit der Innenarchitektur mancher Abteilungen (so der griechischen und der vortrefflich aufgestellten ägyptischen Sammlungen) erscheint in einer Reproduktion fast hart. Wände und Decken sind schmucklos, so sehr, daß die Architekten Not haben, unsere Augen, nach so vieler Zurückhaltung doppelt aufnahmebegierig, nicht durch die unvermeidlichen Heizkörperöffnungen zu verletzen. Indes: das Objekt selbst hat gerade in diesem anspruchslosen Rahmen die wundervollste Möglichkeit, sich „auszuleben“, in ganzer schlagender Kraft zu wirken.

Die Schöpfungen des fernen Ostens, die in keinem Kunstinstitut Amerikas und Europas so glänzend vertreten sind wie in Boston, gewinnen den Kampf mit der sie umgebenden Architektur nicht so spielend leicht wie persische Keramik, flandrische Gobelins und griechische Terrakotten. Zum erstenmal ist in diesem Museum der



Galerie der frühen amerikanischen Meister. Oberes Bild: **Treppe zur Galerie mit japanischem Geländer.**

hochinteressante Versuch gemacht, die Produkte ostasiatischer Werkstätten in heimatlichem Rahmen zu zeigen. Der Porzellankorridor ist die Ouvertüre dazu: die Wand ist japanisch-glatt verputzt, die Fensteröffnungen werden durch Shoji, Schiebefenster, die über einem feinen Holzgitter mit japanischem Papier beklebt sind, gebildet. Die folgenden Räume (gefüllt, besser: sparsam geziert mit tibetanischen, früh-chinesischen und früh-japanischen Rollbildern, Skulpturen und Bronzen) sind auf die gleiche aszetische Grundnote gestimmt: glatte verputzte Decken, die Wände durch das unbemalte schöngemaserte Holzwerk der ringsherum laufenden Nischen (Tokonoma) gegliedert, die (ziemlich hoch angebrachten) Fensteröffnungen mit den Shoji bekleidet, die sich bei trübem Wetter zurückschieben und dann das ungedämpfte Licht hereinfallen lassen.

Ob der „clou" dieser Abteilung, nämlich die freie Reproduktion eines japanischen Tempelinterieurs aus dem 7. Jahrhundert mit seiner aus zwei Feldern bestehenden Kassettendecke, den eine leichte Schwellung verratenden unbemalten Holzsäulen, dem stilgerecht-steinernen Fußboden (der in Japan erst später mit dicken Bastmatten belegt wurde), den Museumsbesucher nicht allzu sehr fasziniert und ihn ein wenig von den Skulpturen selbst ablenkt, soll hier nicht erörtert werden; sicher ist, daß dieses Wagnis, japanische Plastiken in ihrer eigenen Sphäre zu zeigen, Würdigung und Interesse verdient, zumal in Deutschland, das sich anschickt, mehrere Museen für asiatische Kunst zu errichten.

Einheitlich ist dann auch die Architektur der übrigen japanischen Räume, in denen wir von den genialen Tuschskizzen des 15. und 16. Jahrhunderts, die in sehr geringer Zahl, sorgsam ausgewählt, in den Nischen hängen, zu den farbensatten, gewaltig dekorativen, goldgrundierten Wandschirmen der Momoyama- und frühen Tokugawaperioden (etwa 1586—1700) wandern; Räume, die insgesamt um den japanischen Hof gruppiert sind.

Stilvoll sind in diesem Museum selbst Einzelheiten wie das Treppengeländer aus amerikanischem Zedernholz (dessen Maserung einigermaßen japanischem ähnelt) mit der charakteristischen bronzenen Bekrönung der Geländerpfosten, Details, die wie die Haupträume Mr. Curtis ein Beamter des Museums skizzierte und R. A. Cram, ein in Kreisen der Japanfreunde bekannter Architekt, nach japanischen Abmessungen ausführen ließ.



Mutter Monopol.

Skizze von Ingeborg Andresen.

„Hier ist ein Teller schöne, warme Fliedersuppe — nun lassen Sie sich's gut schmecken!" Bei diesen Worten, denen ein freundliches Gesicht erst den rechten Nachdruck gab, wischte Frau Bossen noch einmal mit einem Tuch über den schneeweiß gescheuerten Küchentisch, an dem mit hungrigen Augen eine alte Frau saß. Das kleine verschrumpfelte Gesicht verschwand fast unter dem großen schwarzen Hut, der vor langen Jahren vielleicht ein Glanzstück gewesen sein mochte, von dem aber jetzt die vielen Straußfedern geknickt und verregnet über die schäbige Samtkante herunterbaumelten. Ein ehemals ebenso glanzvoller Plüschkragen mit losgerissenem Halsqueder und neugierig sich vordrängendem Futter umhüllte den mageren Oberkörper. Ein zerschlissener und befleckter brauner Seidenrock vervollständigte den Anzug des Gastes; die zerfranste Schleppe, die sorglos durch den Staub der Straße geschleift war, machte sich aufdringlich breit auf Frau Bossens blankem Küchenfußboden.

Jetzt griff die Alte hastig nach dem Teller und zog ihn zu sich heran. Als sie aber den blankgescheuerten Zinnlöffel aus der Suppe herausnahm, hielt sie erschrocken inne. „Frau Bossen, meine allerbeste Frau Bossen!" rief sie dann nach kurzem Ueberlegen ihrer Gastgeberin in kläglichem Ton zu. Als die sich erstaunt umdrehte, streckte sie ihr wortlos, aber mit einem vernichtenden Blick der hellen, merkwürdig frischen Augen, die eben unter dem Hutrand hervorguckten, den Löffel entgegen. In Frau Bossens Gesicht schoß eine jähe ärgerliche Röte: „Mutter Monopol, Sie sollten sich freuen, daß Ihnen eine so schöne nahrhafte Suppe geboten wird! Meine silbernen Löffel sind drinnen in der Vorderstube — ich hab wahrhaftig keine Zeit, Ihretwegen hinzulaufen und mein schönes Essen hier anbrennen zu lassen! — Ja, ja, ich weiß schon: Sie sind es gewohnt, mit Silberzeug zu essen! Ja, ja . . . Sie sind auch gewohnt, vierspännig zu fahren und Ihre Kleider meterlang hinterherschleppen zu lassen, nicht, Mutter Monopol? Na, das letzte besorgen Sie ja noch, wie man sieht — aber mit dem Zinnlöffel nehmen Sie man heute vorlieb — er ist blank und sauber! Vielleicht läßt sich das von Ihrem silbernen zu Hause nicht sagen!" —

„Das ist wohl möglich, gute Frau Bossen", meinte die Alte gleichgültig und setzte dann würdevoll hinzu: „aber trotzdem: Silber ist Silber, und Zinn bleibt Zinn!"

Als sich jetzt in ihrem Rücken die Tür von der Stube her öffnete, drehte sie sich hastig um: „Ach, guten Tag, Klaus! Hast du schon Ferien, mein Junge? Das ist ja eine Freude, daß ich dich noch traf!"

Der junge stattliche Mensch erwiderte die Begrüßung mit gleicher Herzlichkeit, und als die Alte ihn jetzt am Rockärmel näher heranzog, folgte er lächelnd mit einem Blick des Einverständnisses. „Klaus," flüsterte sie geheimnisvoll, „du könntest mir gleich einen Gefallen tun! Geh mal nach der Vorderstube und hol mir einen silbernen Löffel! Deine gute Mutter hat mir hier Suppe gegeben, aber den Löffel vergessen!"

Klaus Bossen lachte fröhlich auf und sah seine Mutter an: „Du erlaubst doch, Mutter? Es scheint wirklich nicht anders zu gehen!" Und als sie halb ärgerlich, halb schon wieder versöhnt zustimmend nickte, kam er gleich wieder zurück mit einem schweren silbernen Eßlöffel in der Hand. „Da, Mutter Monopol! Mein Patengeschenk ist doch hoffentlich gut genug?" Dankbar sah die Alte zu dem jungen Mann auf und senkte jetzt voller Behagen den Löffel in die Suppe, vergaß dann aber doch noch wieder das Essen, als Klaus Bossen sich über den Tisch beugte und halblaut sagte: „Mutter Monopol . . . ich muß jetzt fortgehen . . . halt den Daumen für mich, daß es mir gut



geht!" Einen Augenblick sah sie ihn fragend in das ernstgewordene Gesicht, dann nickte sie ihm feierlich zu, während ein Schimmer tiefer Zärtlichkeit in ihren Zügen aufleuchtete. „Junge," sagte sie ebenso leise — „verlaß dich auf mich! Was ich dir zu Gefallen tun kann ... Du weißt ja ..."

Ja, er wußte es. Sie hatte es ihm so oft erzählt, daß er ihrem einzigen Kind so ähnlich sähe; ihrem Kind, das sie verloren hatte, als es im Begriff gewesen war, für sich und die Mutter drüben überm Wasser mit den schmalen Resten eines einst großen Vermögens eine neue Heimat zu gründen. Ein Schiffsunglück auf hoher See hatte ihr dies Letzte genommen — ihr hoffnungsvoller Junge schlief mit so vielen anderen in der Tiefe des erbarmungslosen Ozeans.

Als sie einige Monate später aus der ersten Betäubung erwachte, war sie bettelarm mit schneeweißem Haar in diese kleine Stadt gezogen. Irgend etwas Triebhaftes in ihr hatte sich noch mit unbewußter Kraft an das erbärmliche Leben geklammert, hatte sie auch nach dem Zufall greifen lassen, der ihr eines Tages die Vertretung der Kaiserlichen Tabakmanufaktur brachte. So war sie im steten Kreislauf der Jahre zu einer allgemein stadtbekannten Persönlichkeit — zur „Mutter Monopol" — geworden. Wohl kaum einer von all den Schülern und jungen Leuten, denen sie Lieferantin und Vertraute aller möglichen Geheimnisse war, kannte ihren wirklichen Namen. Als „Mutter Monopol" war ihr allgemach alle vergangene Not, alles überstandene Entsetzen in eine schemenhafte Tiefe ihrer Seele hinabgesunken — sie hütete sich mit unbewußtem Egoismus ängstlich, daran zu rühren. Dagegen rief sie bei jeder Gelegenheit alle Erinnerungen, die von Ueberfluß, Glanz und Prunk ihrer früheren Jahre sprachen, zurück. Sie hüllte ihr jetziges armseliges Dasein darein wie in einen schimmernden Königsmantel. Sie trug ihn vor allem Volk und vor Gläubigen und Ungläubigen und suchte mit unabsichtlicher Schlauheit seine Echtheit durch allerlei kleine Züge stets aufs neue zu beweisen. Das aber wurde manchmal nötig hier, wo man nur von ihrer jetzigen Armseligkeit wußte.

Mutter Monopol bewohnte in der Straße „Hinter den Scheunen" in einem verdrießlichen, baufälligen Häuschen eine kleine Stube mit daranstoßendem dunklem Flur. Es sah bös aus in ihrer Behausung; Reinlichkeit und Ordnung waren ihr geheimnisvolle Begriffe, die ihr unlöslich an die Existenz dienstbarer Geister gebunden erschienen. Seit sie die nicht mehr zur Verfügung hatte, kannte sie auch diese beiden Attribute eines geregelten Lebens nicht mehr. Uebrigens vermißte sie das durchaus nicht; kopfschüttelnd und mit einer Ueberlegenheit, die dem Stolz auf ihre Bedürfnislosigkeit in diesem Punkt entsprang, sah sie den Anstrengungen ihres Nachbars, des alten Andreas, zu, der dann und wann ein großes Scheuerfest in seiner Wohnung veranstaltete. Schien ihr der Fußboden einmal gar zu uneben, wie grade heute, so lieh sie sich bei Andreas einen riesigen Heidbesen und stellte mit ein paar sorglosen Strichen die ungehinderte Verkehrsmöglichkeit wieder her.

Als sie nach dieser Anstrengung einen Blick durchs Fenster warf, beglückwünschte sie sich im stillen zu der eben vollbrachten Tat: nun konnte sie getrost Besuch empfangen! Eilfertig lief sie zur Außentür und öffnete sie, bevor noch Klaus Bossen klopfen konnte. Das energische Gesicht des jungen Mannes war tiefblaß, und durch seine Stimme zitterte eine mühsam verhaltene Erregung. Die Alte sah das mit scharfem Blick; sie nickte ihm herzlich zu und riß die Stubentür auf. Klaus Bossen blieb in der Mitte des kleinen Raumes stehen und sah dann die alte Frau bittend an: „Mutter Monopol — du sagtest noch heute morgen, ich könnte mich auf dich verlassen ...? Wenn ich dich jetzt um einen großen Gefallen bitte ..." — „So kannst du sicher sein, daß ich für dich tue, was in meinen schwachen Kräften steht, mein Kind!" unterbrach sie ihn warm und ohne Besinnen. Da flog ein kurzes Leuchten über seine Züge: „Danke ... ich hoffte es ja auch. Ich wollte dich bitten, diesen Brief für mich zu besorgen ... ja? Du weißt draußen an der Chaussee die neue Villa — Ende April sind da Leute eingezogen. Ich ... ich war heute mittag dort ... ich kenne die Tochter. Mutter Monopol, ich hab heute mittag ihren Vater um seine Einwilligung zu unserer Verlobung gebeten ... ja, du, obgleich ich noch ein Examen zu machen habe und damit ja auch noch fürs erste nichts zu brechen und zu beißen — aber Gerda hatte mir geschrieben, daß ihr Vater sie durchaus an einen Vetter verheiraten will ... so ging ich denn hin und sagte ihm, wie wir zueinander stehen. So schlimm hatte ich mir den Ausgang nun doch nicht gedacht — er hat mir gleich nach den ersten Worten die Tür gewiesen. Und von Gerda habe ich nichts gesehen und gehört ... Mutter Monopol, mein Mädchen muß jetzt diesen Brief haben von mir, damit sie weiß, daß sie den Mut nicht sinken lassen soll! Ich selbst tue es auch noch lange nicht! Willst du ihn in ihre Hände besorgen?"

„Natürlich, mein Junge — ich nehme meine Zigaretten mit, da will ich schon den Brief mit durchschmuggeln! Verlaß dich ganz auf mich! Wie heißt denn nun eigentlich dieser Prachtvater?"

„Markus Jöhnk, Mutter Monopol — er ist erst vom Lande hierhergezogen. Ich habe Gerda vor zwei Jahren auf einem Studentenfest in Kiel kennen gelernt."

Die alte Frau krampfte beide Hände um die Tischplatte und starrte mit weitoffenen Augen ihrem Gast ins Gesicht. Endlich rang sie sich heiser die Worte ab: „Wie ... sagtest du ... Markus Jöhnk? Doch nicht ... Markus Jöhnk vom ... vom Jordhof?" Klaus Bossen sah sie erstaunt an und antwortete leise: „Ja ... der ist es. Jordhof hat jetzt ein Neffe von ihm — den Gerda heiraten soll. Kennst du ihn denn, Mutter Monopol?" Da strich sie sich das wirre, greise Haar mit zitternder Hand zurück und sagte dann hart und laut: „Nein, nein ... ganz sicher nicht ... nein! Gib mir deinen Brief her, mein Junge — ich besorge ihn dir. Sei ganz ruhig deshalb. Willst du warten, bis ich zurückkomme?"

Klaus sah ihr nach, wie sie wunderlich gebückt und zögernd gegen den wachsenden Frühlingsturm, der durch die Gasse brauste, ankämpfte. Daß sie Markus Jöhnk von früher her kannte, hatte er wohl gemerkt; aber sie brauchte, wenn sie das scheute, ein Wiedererkennen von seiner Seite doch sicher nicht zu fürchten — als „Mutter Monopol" lebte sie auf keinen Fall in seiner Erinnerung!

Wartend ging er in der menschenleeren Straße auf und ab, bis der Sturm so viel dunkle Wolken aus allen Himmelsecken zusammengetrieben hatte, daß es zu einem tüchtigen Regenguß langte. Da rettete er sich in den schützenden Hausflur und suchte wenigstens durch die offene Tür die Zurückkommende zu erspähen. Endlich

— ihm schien, als habe es Stunden gedauert — bog sie wieder um die Straßenecke. Jetzt ging sie eilig, fast laufend — wohl wegen des immer stärker werdenden Regens. Er tat ihr schon ein paar Schritte auf die Straße hinaus entgegen. „Mutter Monopol, du Gute — komm rasch hinein! Nun bist du meinetwegen so naß geworden . . .“ Sie atmete tief auf und hielt ihn dann noch auf der Schwelle fest: „Das Wetter darf uns nicht kümmern, mein Kind — wir müssen wohl beide wieder hinaus. Hör, mein Junge . . . du mußt es ganz ruhig nehmen: ich habe nur die beiden Dienstmädchen zu Hause angetroffen, und die haben mir erzählt, daß Vater und Tochter sich bald nach deinem Besuch erzürnt haben — sie haben sie stundenlang erregt streiten hören. Endlich ist Markus . . . Markus Jöhnk ist fortgegangen in die Stadt. Das Kind aber . . . ruhig, ruhig, mein Junge . . . Gerda ist vor einer halben Stunde mit ganz verweintem Gesicht auch fortgelaufen — ohne Jacke und Hut, wie die Mädchen sagen. Die dummen Dinger sind sich aber nicht einig, welchen Weg sie eingeschlagen hat — die eine behauptet steif und fest, sie sei auf die Süder-Chaussee abgebogen — die andere schwört, sie hätte sie noch ein ganzes Stück weiter gradeaus gehen sehen. So müssen wir uns beide das Suchen teilen, mein Junge — du geradeaus und ich den andern Weg. Nachher treffen wir uns wohl wieder . . . Komm, mein alter Junge . . . so ist's recht . . . komm nur!“

Ganz mechanisch bewegte Klaus Bossen sich vorwärts; die rasende Angst, die ihm die Kehle zuschnürte, ließ ihn ohne Ueberlegen den Weisungen der alten Frau folgen. Mühsam hielt sie neben ihm Schritt; als sie in kurzer Frist an der Stelle waren, wo die Chaussee sich gabelte, faßte sie nach seiner Hand: „Kopf hoch, mein Junge!“ nickte ihm noch einmal zu und bog dann links ab.

Nun mußte sie ihre ganze Kraft aufbieten, um dem Sturm und den heftigen Regenschauern zu trotzen. Dann und wann verwunderte sie sich einmal laut: „Da lauf ich nun weiß Gott hinter deinem Kind her, Markus . . .“ Im übrigen aber wehrte sie sich noch krampfhaft gegen alles, was dieser Name für sie zu bedeuten drohte. Wenn es nötig sein würde, wollte sie allem begegnen . . . früher nicht . . . keine Sekunde früher. So stapfte sie tapfer vorwärts; an jedem Heck stand sie still und ließ ihre scharfen Augen über die Fennen schweifen — man konnte doch nicht wissen, wozu solche unerfahrene Jugend fähig war. Der arme Junge . . . wie der sich wohl ängstigte!

Nun hatte sie das erste Dorf fast erreicht; die Chaussee ging mitten hindurch, ein Feldweg bog hier ab und führte in einem Bogen herum. Sie stand einen Augenblick überlegend still. Unter der vorgehaltenen Hand spähte sie den Weg entlang — und dann schritt sie plötzlich schnell auf dem Fußsteig an der Grabenkante weiter. An einer Ausbuchtung des Weges lag ein riesenhafter Findling. Vor ihm kauerte Gerda Jöhnk auf dem feuchten Rasen. Das tränennasse Gesicht in den Armen vergraben. Erschrocken fuhr sie hoch, als sich jetzt eine Hand auf ihre Schulter legte und eine Stimme sie aufrief: „Kind . . . das ist kein Ruheplatz für dich . . . komm, steh auf . . . was willst du hier?“ Das Mädchen sah verstört in das fremde Gesicht: „Ich . . . ach, ich wollte . . . ja, ich weiß nicht . . . ich weiß nicht . . . ach, ich bin sehr unglücklich . . .“ Und wieder strömten die Tränen über das junge, schmerzdurchwühlte Antlitz. Da war es gut, daß die alte Frau das Zauberwort wußte, um der Zerschlagenen neue Kraft zu wecken: „Unglücklich ist Klaus Bossen, wenn er dich nicht bald findet . . . komm mit, Gerda . . . damit wir ihn aus seiner Angst erlösen!“

Da kam Gerda Jöhnk taumelnd hoch und ging willig an der Seite der alten Frau zurück, die ihre zitternde Hand in ihrer alten welken hielt. Dann und wann tat das Mädchen scheu und hastig ein paar Fragen, die ihre Begleiterin einsilbig beantwortete. So gingen sie bei rasch sinkender Dämmerung heim. Als sie eben vor Gerdas Vaterhaus stillstanden, konnte das junge Mädchen nur noch undeutlich die Züge der Alten unterscheiden. Die faßte ihre beiden Hände zum Abschied, aber Gerda klammerte sich fest mit der angstvollen Bitte: „Nein, nein. . . . Sie lassen mich doch nicht allein? Ich fürchte mich so . . . ich fürchte mich so“ . . . Dabei schlugen ihre Zähne im Fieberfrost aufeinander, und ihre Augen weiteten sich vor Grauen. Einen Augenblick lang antwortete Mutter Monopol nicht — und in diesen kurzen Minuten überdachte sie es einmal wieder Zug um Zug, wie ähnlich doch eigentlich Klaus Bossen ihrem Kind sei . . . alles stimmte . . . alles . . . nur der Leberfleck an der linken Wange, der ihrem Jungen so drollig gestanden hatte, fehlte bei Klaus. . . .

Und dann ging sie mit dem zitternden Mädchen hinein. Als Markus Jöhnk ihnen verstört und zornig entgegenstürzte, wies sie ihn kurz zurück: „Nachher, nachher . . . jetzt nicht . . . erst muß Gerda ins Bett! . . . Schnell, schnell!“ Sie befahl den gaffenden Dienstboten kurz und scharf das Nötigste; gab auch, als das fiebernde Mädchen eingehüllt in den Kissen lag, in Gegenwart des Vaters den Auftrag, in ihrer Wohnung Klaus Bossen zu suchen und ihm Bescheid zu sagen.

Endlich stand sie allein Markus Jöhnk gegenüber, der zuletzt schweigsam und ohne Widerspruch, wenn auch mit verbissener Wut ihr Walten geduldet hatte. Wieder überkam sie die Lust, sich jetzt noch feige wegzustehlen, aber dann wies sie es von sich: das hieße das Unabwendbare nur aufschieben — und überdies ihren Jungen treulos im Stich lassen.

„Markus,“ sagte sie, indem sie näher in den Lichtkreis der Lampe trat, mit einem leichten Hohn in der Stimme, „du hast dich wohl durchaus auf eine Vettern- und Basenheirat versteift? Weil es dir nicht geglückt ist, soll wenigstens deine Tochter es versuchen?“

Da flog der Stuhl, dessen Lehne Markus Jöhnk umklammert hatte, krachend zu Boden. „Wiebke . . . Wiebke . . . du? . . .“ schrie er gellend auf und stürzte vorwärts auf sie zu. Sie winkte beschwichtigend mit der Hand: „Ja, ich . . . ich, Wiebke Lassen. Den Namen habe ich lange nicht gehört, Markus. Man ruft mich hier anders. Doch das tut nichts. Wundert es dich nicht auch, daß ich heute zu dir komme? Sonst kamst du immer zu mir. . . . Damals, als ich Rolf Lassen heiraten wollte . . . du warntest mich vor seinem Leichtsinn, Markus . . . du wußtest einen andern, der mein schönes Gut besser in Ehren halten würde . . . dann, als wir Blumenhof verkaufen mußten . . . als Riesgaard, als Holmark unter den Hammer kam . . . als Rolf ein Ende machte . . . als . . .“ „Ja,“ unterbrach er sie dumpf, „immer kam ich wieder, Wiebke . . . und immer wollte ich helfen . . . dir . . . ach Gott, es ist nicht meine Schuld gewesen, daß es so weit mit

dir gekommen ist!" Sie hörte es seiner Stimme an, daß ihm ein Schluchzen in der Kehle hochstieg — da schüttelte sie leise den Kopf und sagte dann etwas milder: „Ja, ja, Markus ... du hast immer helfen wollen ... du wolltest mich immer glücklich machen ... auf deine Art und Weise, nicht? Es ist sicher nicht deine Schuld, daß ich eigensinnig an meiner festhielt." Da hob er triumphierend den grauen Kopf ein wenig und rief hastig: „Siehst du es endlich ein, Wiebke? Mußtest du erst so alt werden, mußtest du erst so herunterkommen, um einsehen zu können, daß ich immer recht hatte? O Gott — was hast du wohl entbehren müssen ... wenn ich das bedenke!" ...

Ueber das verschrumpfte Gesicht Wiebke Lassens zog ein überlegenes, sieghaftes Lächeln: „Guter Markus ... den Glauben kann ich dir nicht lassen ... ich hab immer gehabt, was ich nötig hatte ... heute wie früher ... immer." Er sah ihr verständnislos in die Augen, die über ihn hinweg in weite Ferne schweiften, und faßte dann nach ihrer Rechten: „Wiebke ... ist es denn nicht jetzt am Ende mit deinem Eigensinn? Darf ich dir denn nun nicht deinen Lebensabend glücklich machen? Ich denke doch, du müßtest wohl müde sein ... komm nun und ruhe aus bei mir! Es ist wenig genug, was du mir damit gönnst ... aber doch besser als nichts!" Sie blickte ihn fest und heiter an: „Eigensinn gegen Eigensinn, alter Markus! Läßt du von deinem, laß ich von meinem! Wir wollen ein Tauschgeschäft machen: gib deine Gerda an Klaus Bossen — dann zieh ich zu dir ins Haus, um dir die Zeit zu vertreiben! Ich will mir gutwillig alle deine Beglückungsversuche gefallen lassen — nun, wie denkst du über den Plan?"

Markus Jöhnk sträubte sich wohl zuerst noch mit Händen und Füßen gegen diese Zumutung — aber als gegen Mitternacht Wiebke Lassen noch einmal vorsichtig an das Bett der ruhig schlafenden Gerda trat, strich sie ihr über das wirre feuchte Haar und murmelte leise: „Schlaf dich gesund, Kind ... morgen weckt dich das Glück!" — — —

Mutter Monopol lag im Sterben. Die ganze Stadt wußte es schon, und allgemein stimmte man dem alten Andreas zu, der Markus Jöhnk die Schuld gab. Warum hatte Markus Jöhnk sie auch gleich ins Krankenhaus bringen lassen, als er sie am Morgen nach jenem Wiederfinden in hohem Fieber in ihrer Stube angetroffen hatte? Die Pflegeschwestern hatten natürlich die Schwerkranke trotz ihres Protestes zuallererst ins Bad gesteckt — daß diese ungewohnte Behandlung Mutter Monopol den letzten Rest ihrer Lebenskraft rauben mußte, davon war doch jeder überzeugt, der sie kannte!

Mit befremdlich weißem Gesicht lag sie jetzt in den sauberen Kissen in der Sterbekammer des Krankenhauses und ließ ihre unruhig zuckenden Finger auf der Bettdecke spielen. Markus Jöhnk und seine Tochter, auch Klaus Bossen und seine Mutter weilten nun schon stundenlang in ihrer Nähe, ohne daß sie jemand erkannt hätte. Plötzlich kam sie mühsam hoch und sah Markus Jöhnk ins Gesicht; ihre Stimme hatte einen eigenen hellen Klang: „Markus ... nun kommst du auch noch ums letzte ... ja, ja ... ich kann deine Guttaten nicht vertragen ... siehst du ... ich hab immer genug gehabt ... immer genug ..."

Sie waren alle leise näher herangekommen; Frau Bossen stützte sie, als sie jetzt wieder zurücksank. Da huschte es noch einmal wie ein erkennendes Lächeln um ihren eingefallenen Mund: „Klaus ... Frau Bossen wollte es nie recht glauben ... den silbernen Löffel ... gib mir den silbernen, Knud ..."

Mit diesem ein klein wenig eigensinnigen, ein klein wenig triumphierenden Lächeln um die Lippen schlief sie ein.

Volkstänze.

Von J. Lorm. — Hierzu 12 photographische Aufnahmen.

Die Tanzmeister und die alten Balletthabitués — gibt es überhaupt noch Balletthabitués? — klagen seit langem, daß der Tanz oder vielmehr die Kunst des Tanzes in den letzten Zügen liege. Die Tanzmeister und die alten Balletthabitues mögen recht haben. Und im übrigen war es ja schon lange genug, daß man sich an „Schmetterlingsröckchen" erfreute. Es gibt keine Toilettemode, die sich so lange zu erhalten vermochte wie die kurzen Gazevolants unserer Ballettdamen, deren erstes die schöne Camargo einführte, die — bei verstorbenen Ballettänzerinnen darf man ja das Geburtsjahr nennen — im Jahr 1710 geboren wurde. Sie entstammte, wie es alle Balletteusen, die auf Anstand halten, seither taten, einem alten spanischen Adelsgeschlecht, dessen Sprossen Kardinäle, Minister oder, wenn es nicht anders ging, Generale wurden. Sie erhielt ihre Erziehung in einem Kloster, wie es sich für die Tochter eines spanischen Granden ziemte, und sprang dessen ungeachtet eines Abends für eine am Auftreten verhinderte Prima Ballerina in der Pariser Oper ein, in Ermanglung eines passenden Kostüms ein solches aus Gazevolants improvisierend. Ein romantischer Sprung

Phot. Varlingue.

Nationaltanz in Kambodscha.



Phot. Forbin.

Schottischer „Hochländer", von Mädchen getanzt.

— vom Kloster zum Ballett — aber im Leben der Ballerinen pflegt bekanntlich das Romantische das Selbstverständliche zu sein . . . Seither — Señorita Maria-Anna de Cubis de Camargo war natürlich erst 15 Jahre alt, als sie der Stern des Balletts wurde — sind ja nun 185 Jahre verflossen, und wir haben uns in dieser Zeit an Gazevolants „übergesehen". Nicht an spanischen Tänzerinnen und an nichts, was „exotisch" ist. Nur darf die „persönliche Note" nicht fehlen, und das, was man „la couleur locale" nennt; das Charakteristische, das, was nicht — auch nicht durch Künstlerschaft — Gemeingut aller werden kann, sondern nur dem Volk, der Rasse, der es entstammt, gehört. Und so folgen wir den Tänzen der Völker aller Nationen mit Augen, die nicht nur schönheitdurstig die Harmonie der Linien suchen, sondern auch mit dem Sinn, der in den Bewegungen der Tänzer die Natur des Menschenstammes erkennen will, ihr Fühlen, ihr Denken, den Reichtum und die Richtung ihrer Ausdrucksweise in den Stunden des Frohsinns.

Wohl eine der eigenartigsten Erscheinungen, die uns mit den Tänzen der Inder bekannt machte, war Ruth St. Denis. Im Rahmen eines indischen Tempels, vom Duft des

Phot. Harlingue.

Marokkanischer Tanz.

Reigen der bretonischen Bauern.

Phot. Géniaux.

Räucherwerks umweht, der aus riesenhohen Vasen emporstieg, führte sie ihre Tänze aus. Hindupriester brachten Opfer dar, Lichterkronen wurden geschwungen, und inmitten dieses märchenhaft wirkenden Rahmens erwachte sie, die in der traditionellen Haltung der indischen Gottheiten regungslos auf dem Altar gesessen hatte, zum Leben. In ihrem langen, goldstarrenden Gewand, mit nackten Füßen und dem goldenen Blumenschmuck auf dem dunklen Haar tanzte sie die Freude an der Sonne, an Luft und Leben, bis sie schließlich im Feuertanz als ein am Boden verglühender Funken erlosch. Es war der wunderbare Ausdruck allgemeiner menschlicher Empfindungen in der indischen Seele, die den Tanz auch als Mittel zur Gottesverehrung betrachtet. Wohl kein exotischer Tanz ist so reich an Schönheit und Grazie wie jener indische, wobei nicht unterschätzt werden darf, wie sehr die Kostümfrage die Schönheit des Anblicks beeinflußt. Geradezu grotesk wirken dagegen die Damen der Sahara (Abb. S. 677), deren Solotanz zu Ehren der Anwesenheit französischer Würdenträger diesen eine sehr zweifelhafte Augenweide gewesen sein mag. Eigenartig wirkt der schottische Tanz (Abb. S. 677), und eigenartig bleibt, wenn auch völlig temperamentlos der Tanz der französischen Bauern in der Bretagne (Abb. S. 677) mit seiner endlosen Kette verschlungener Hände. An den ungarischen Csardas mahnt die Stellung, in der die Schweden (Abb. obenst.) zu ihrem Tanz zu dritt antreten, der trotz aller Lebhaftigkeit nichts von dem hinreißenden Feuer besitzt, das die Russen in ihre Tänze zu legen wissen (Abb. S. 679). Seltsame Klänge sind es, die sie ihren Balalaikas entlocken. Wehmütige, klagende Töne, durch die die ganze Trostlosigkeit der weißen, endlosen Steppen ihrer kalten Heimat klingt. Dann ein schriller, unvermittelter Akkord, und die halb betäubende, halb elektrisierende Begleitung zum „Kamarinski" ertönt; jenem russischen Nationaltanz, der an Schwierigkeit der Ausführung und leidenschaftlichem Feuer wohl kaum von einem andern erreicht wird. Bei seinem Anblick taucht die Erinnerung an die Stadt der vierzigmal vierzig Kirchen auf: an Moskau und sein rauschendes Nachtleben, wenn die zahllosen Troikas lange nach Mitternacht über die schneebedeckte Petersburger Chaussee, über die einst die Reste der „Großen Armee" gezogen, nach „Yard" und „Strelna" jagen. Zauberhaft leuchten aus dem Dunkel die farbigen elektrischen Lichter aus der hohen Glashalle, die einen Palmengarten birgt, in dem alle Blumen des Südens ihren betäubenden Duft ausströmen. Schwermütige Zigeunerlieder ertönen, Champagnerpfropfen knallen, ungarische Chöre singen, französische Gassenhauer flattern durch die schwüle Treibhausluft, und der Kamarinski, der tolle, wirbelnde, wahnwitzig-wilde, feiert seine Triumphe; — getanzt von den Kindern des Volks, inmitten dieser Welt der sinnlosen Genußsucht, der gedankenlosesten Verschwendung, während draußen in der weißen, eisigen Winternacht, durch die schon das leise, feine Klingen der Kirchen-



Tanz in Zentralafrika. Phot. Forbin.

Schwedischer Tanz zu dreien. Phot. Chusseau-Flaviens.



Tanzende Malabaren.

Phot. Berl. Jll. Ges.



Indischer Tempeltanz.



Phot. Berl. Jll. Ges.

Russischer Nationaltanz.



Der Schuhplattler.

glocken tönt, die zur Frühmeſſe rufen, die Aermſten unter den Armen ihre halberſtarrten Glieder an den flackernden Straßenfeuern wärmen . . .

Kein größerer Gegenſatz zwiſchen Volk und Tanz als jener, der zwiſchen dem aſiatiſchen Kamarinski des Ruſſen und der europäiſchen Tarantella des Sorrentiners liegt (Abb. untenſt.). Es iſt ein anmutig bewegtes und belebtes „Tanzpoem“, das ſie ſich da einſtudierten, der Schneider und der Figaro des Ortes mit Frau und



Oberes Bild: **Ein Tanzvergnügen deutſcher Rekruten.** Phot. Berl. Ill. Geſ.

Die „Tarantella“ in Sorrent. Phot. Harlingue.

Braut, das sie hier, vielleicht im Verein mit selbstgedichteten Einaktern, in denen auch gesungen wird, von Gasthof zu Gasthof wandernd, vortragen, allwo die Forestieri für derlei heitere Episoden ihres italienischen Aufenthalts viel Verständnis und klingende Anerkennung beweisen. Ganz besonders für die Tarantella, die sich in dieser Szenerie aus Olivenhainen, Orangenniederungen und Weinbergsmauern ebenso charakteristisch ausnimmt wie der Volkstanz (Abb. S. 680) auf der Alm „Siebenhütten" bei Bad Kreuth, in der Gegend des Tegernsees. Hier feiern sie just ein Fest, die „Wallberger". Ein fröhliches, übermütiges, bei dem nach Herzenslust „gejuchzt" und, so es einer versteht, auch gejodelt werden kann. Denn daß sie es nicht alle können, liegt wohl daran, daß viele unter ihnen „Städtische" sind. Sommergäste, die den „Wallbergern" beitreten, die einen Verein zur Erhaltung der Volkstrachten bilden. Und schlau wie die Städtischen schon sind, werden sie nicht nur Mitglieder, um an den fröhlichen Festen teilnehmen zu können, sondern weil sie dann das Recht besitzen, immerzu im Bauernkostüm herumzulaufen, mit schönen Hosenträgern, auf denen das Vereinsmotto: „Treu dem guten alten Brauch" zu lesen ist.

Erwägungen dieser Art sind es nicht, die in Zentralafrika maßgebend zu sein scheinen. Die Neger (Abb. S. 678), die mit zügellosen Gebärden ihren Kriegstanz aufführen, mögen auf die „Erhaltung der Volkstracht" ebensowenig Wert legen wie die tanzenden Malabaren (Abb. S. 679), deren — Anspruchslosigkeit der Toilette im größten Gegensatz zu dem der siamesischen Tänzerinnen steht (Abb. S. 676). Der reiche Ansatzkopfschmuck, der als Vergrößerungsmittel dient, wird auch von den siamesischen Schauspielerinnen benutzt, ebenso Achselklappen und auf die Finger gesteckte künstliche Nägel. Daß in Siam und ganz besonders in Bangkok, der Stadt der pomphaften, blendenden Aufzüge, die sich inmitten der wundersamen Terrassengärten und der Alleen von goldenen Buddhastatuen doppelt zauberhaft ausnehmen — daß dort auch außerordentlicher Wert auf das Aeußere des Tänzers gelegt wird, ist begreiflich. Eine vor mehreren Jahren in Berlin gastierende Truppe Königlich Siamesischer Tänzer und Schauspieler ließ uns die märchenhaft schönen, gold- und silberstrotzenden Gewänder bewundern. Die spitz zulaufenden Kronen und Helme nahmen den breitgeschnittenen Gesichtern den Eindruck des Platten, und die langen, schmalen Stoffbehänge, die von der Taille herabfielen, deckten die im Grunde sehr ungraziösen, breiten Beinstellungen, die den Eindruck des Grotesken erwecken konnten.

Wie sehr der Gegensatz zwischen dem Aeußeren und den Bewegungen den Eindruck beeinflußt, bestätigt sich wohl am sichtbarsten in den Niggertänzen der Variétés, die — ohne damit den schwarzen Herrschaften eine dunkle Andeutung machen zu wollen — etwas wie die Affengelenkigkeit von ihren Tänzern beanspruchen. Dieses Schlottern der Knie, dieses Werfen der Beine, diese Bewegungen, die dem boxenden Känguruh nachempfunden waren, sie bildeten und bilden noch heute den Hauptinhalt der Niggertänze, deren schwärzester — der Cake-Walk — sich eine Popularität errang, die bei Abschätzung unserer ästhetischen Kultur nicht übergangen werden darf. — „Das Menuett, mein Herr" — sagt eine liebe Greisin in einer kleinen, rührenden Erzählung Maupassants — „das Menuett ist die Königin der Tänze und der Tanz der Königinnen. Es gibt kein Menuett mehr . . ." Aber es gibt noch einen Cake-Walk. — „Paukenschläge und Gelächter . . ."

Bilder aus aller Welt.

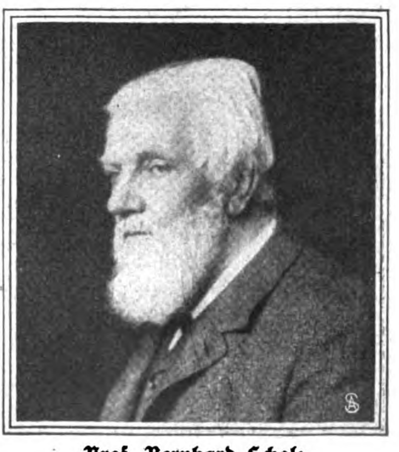


Reitfest des Offizierreitvereins des Landwehrbezirks Köln.
Quadrille im roten Rock, kommandiert von Ltn. d. Ref. Kattwinkel.

Wie alljährlich veranstaltete der Offizierreitverein des Landwehrbezirks Köln ein Festreiten. Wir geben im Bild eine der wirkungsvollsten Nummern, eine 8-Paar-Quadrille im roten Rock.

Professor Bernhard Scholz, der einstige langjährige Leiter des Hochschen Konservatoriums in Frankfurt a. M., begeht am 30. April seinen 75. Geburtstag.

Der Bildhauer G. A. Bredow erhielt



Prof. Bernhard Scholz,
bekannter Musiker, feiert seinen 75. Geburtstag



Bildhauer G. A. Bredow,
Stuttgart, dessen Brunnen für Buenos Aires preisgekrönt wurde.



Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Schütz,
Berlin, feiert sein 50jähriges Berufsjubiläum.

den Ersten Preis für einen Brunnen, der in Buenos Aires aufgestellt werden soll.

Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Wilhelm Schütz, Direktor des Pathologischen Instituts der Tierärztlichen Hochschule in Berlin, begeht am 16. April in seltener Frische sein 50jähriges Berufsjubiläum.

Dem berühmten Psychiater Heinrich Laehr wurde im Park von Zehlendorf ein Denkmal errichtet.

Olga Wassiljewa Fiodorowa tritt demnächst in Berlin als Charaktertänzerin des Kaiserlich Russischen Hofballetts auf.

Dr. Karl Breul wurde als erster Dozent der deutschen Sprache in Cambridge zum Professor ernannt.

General der Inf. v. Graberg feierte den 50jährigen Gedenktag seines Eintritts in die Armee.



Olga Fiodorowa,
russische Charaktertänzerin



Das Heinrich Laehr-Denkmal in Zehlendorf.
Von Bildhauer Gottlieb Elster.



Dr. Karl Breul
wurde in Cambridge zum Professor der deutschen Sprache ernannt.



General d. Inf. von Graberg
feierte das 50jähr. Dienstjubiläum.

Schluß des redaktionellen Teils.



Die Zeit ist nicht ferne, wo es ebensowenig anständig ist, dünne oder gar keine Haare zu haben, wie heute etwa große Zahnlücken zu zeigen.

Schon heute ist, was ein Trost für viele Leute mit ausgehendem Haar sein mag, bereits so viel sicher, daß man in vielen Fällen den Haarausfall aufhalten kann, und zwar, wie wir weiter unten sagen werden, auf sehr einfache Weise. Das Mittel, die Haare bis ins Alter möglichst gesund und voll zu erhalten, ist in der Tat von verblüffender Einfachheit. Man wird das sofort verstehen, wenn man sich vorstellt, in welcher Weise der Haarausfall in den meisten Fällen zustande kommt.

Man tut gut, sich das Bild eines einzelnen Haares vor Augen zu führen. Das Haar steckt, wie jeder in Abbildungen schon häufig gesehen hat, in einer Vertiefung, dem sogenannten Haarbalg, der wie eine Grube in die Kopfhaut hineingeht und das Haar, wie ein Handschuh den Finger, eng umschließt. Am oberen Rande dieser Grube sitzen kleine Talgdrüsen, die das Haar einfetten.

Es ist das dieselbe weise Einrichtung, wie sie überhaupt für die menschliche Haut besteht, die ebenfalls fortwährend durch die Tätigkeit der Hautdrüsen mit einem leichten Fettüberzug versehen wird, der sie geschmeidig hält und auch vor äußeren Einflüssen schützen soll.

Nun hat diese Einfettung bei der Haut sowohl wie bei den Haaren den Nachteil, daß sehr häufig zu viel Fett produziert wird, das sich dann natürlich irgendwo niederlassen muß. Dieses Fett trocknet ein. An Gesicht und Händen, wo man diesen Ueberschuß infolge des sich daran haftenden Schmutzes bald äußerlich wahrnehmen kann, hat man sich sehr bald daran gewöhnt, diesen Ueberschuß einfach wegzuwaschen. Auf der Kopfhaut aber, wo diese Fettablagerungen nicht so in die Augen fallen, häufen sie sich natürlich immer mehr an, und da die Haare große Staubfänger sind, bilden sich darauf sehr bald dicke Schichten, die den Haarwuchs beeinträchtigen.

Das ist eigentlich so selbstverständlich, daß man sich wundern muß, daß so wenig Menschen darauf achten. Wenn man heute eine Anzahl Menschen fragt, wie sie ihren Kopf pflegen, so wird man in den seltensten Fällen hören, daß sie ihn regelmäßig waschen, und es ist beinahe amüsant, festzustellen, wie es auf solchem Kopf aussieht. Natürlich ist es dann kein Wunder, daß bei solchen Leuten die Haare ausgehen. Diese Nachlässigkeit dem Kopfhaar gegenüber ist um so verwunderlicher, als jetzt jedes Handbuch für Körperpflege in Uebereinstimmung mit den Spezialisten für Haar- und Hautpflege das regelmäßige Waschen des Haares und der Kopfhaut als die beste Haarpflege-Methode bezeichnet und anrät.

Nun muß man zwar, wie jedes Ding, auch das Waschen der Haare und der Kopfhaut mit etwas Ueberlegung bewerkstelligen. Vor allen Dingen ist nötig, daß man eine geeignete Seife wählt, die imstande ist, diese Fettkrusten (Schuppen oder Schinnen genannt) aufzulösen und auch das Haar vom überschüssigen Fett zu befreien. Es ist ferner nötig, daß man den Seifenschaum durch reichliche Abspülungen mit Wasser sorgfältig entfernt und das Haar dann wieder gut abtrocknet oder im Zimmer trocknen läßt.

Manche Leute fürchten, daß das Waschen den Haaren schade; das ist eine Ansicht, die jeder Begründung entbehrt; denn ebenso wie der Bart beim Waschen des Gesichts täglich ohne jeden Schaden mitgewaschen wird — im Gegenteil, es gibt sehr wenig Haarausfall beim Bart — so ist auch dem Kopfhaar das Waschen außerordentlich zuträglich. Bei den ersten Waschungen gehen zwar immer einige Haare aus, das ist aber etwas ganz Naturgemäßes; denn es sind diejenigen Haare, die ohnehin ausfallen würden. Das ist gar kein Verlust. Diese Haare sitzen nur noch lose im Haarboden und haben gar keinen Zweck mehr. Es ist sogar gut, daß sie ausfallen, denn sie machen anderem, gesundem Nachwuchs Platz.

Das beste Mittel, seine Haare gesund zu halten, ist also regelmäßige Wäsche der Kopfhaut mit einer geeigneten Seife.

Wenn man nun weiter weiß, daß die obenerwähnten Fettschichten einen vorzüglichen Nährboden für parasitäre Erreger von Hautkrankheiten abgeben, wodurch der Haarausfall weiter begünstigt wird, so wird man gut tun, eine Seife zu nehmen mit einem antiseptischen Zusatz, der diese Erreger an der Entwicklung hemmt.

Unter allen Zusätzen dieser Art hat sich, wie allgemein bekannt, der Teer als geradezu souveränes Mittel bewährt. Der Teer wirkt antiseptisch und hat außerdem die bemerkenswerte Eigenschaft, die Tätigkeit der Kopfhaut und damit das Wachstum der Haare anzuregen. Trotz dieser Eigenschaften, die in der Medizin hochgeschätzt werden, hat sich der Teer zur Kopfwäsche doch nicht so einbürgern können, weil vielen der Geruch einfach unerträglich ist und die gewöhnlichen Teerpräparate, wie sie bisher im Handel waren, in vielen Fällen unangenehme Reizwirkungen hervorriefen.

Es sind deshalb jahrelange Versuche angestellt worden, um den Teer in geeigneter Weise umzuarbeiten, und es ist schließlich gelungen, in Pixavon ein fast geruchloses Teerpräparat herzustellen, das auch keine unerwünschten Nebenwirkungen mehr hat, und so also das längst gesuchte Teerpräparat für Kopfwaschungen zu schaffen.

Das Pixavon löst mit Leichtigkeit Schuppen und Schmutz von der Kopfhaut, gibt einen prachtvollen Schaum und läßt sich sehr leicht von den Haaren herunterspülen. Es hat einen sehr sympathischen Geruch, und infolge seines Teergehaltes wirkt es parasitärem Haarausfall entgegen.

Besonders hervorzuheben ist, daß wir es in Pixavon mit einem Präparat zu tun haben, das trotz seiner Ueberlegenheit zu einem sehr mäßigen Preise abgegeben wird. Eine Flasche für zwei Mark, die überall erhältlich ist, reicht bei wöchentlichem Gebrauche monatelang aus. Die Pixavon-Haarpflege ist die tatsächlich beste Methode zur Stärkung der Kopfhaut und Kräftigung der Haare.

Pixavon wird „hell" (farblos) und dunkel hergestellt. Neuerdings wird besonders Pixavon „hell" (farblos) vorgezogen, bei dem durch ein besonderes Verfahren dem Teer auch der dunkle Farbstoff entzogen ist. Die spezifische Teerwirkung ist bei beiden Präparaten, hell sowohl wie dunkel, die gleiche.

Die Vibrationsmassage des Trommelfells gegen

Schwerhörigkeit, Ohrensausen u. Ohrenleiden

der verschiedensten Art ist fachmännischen Kreisen durch die Forschungen namhafter Gelehrten längst als ein ausgezeichnetes und wirksames Heilverfahren bekannt geworden. Mit der Hand ist natürlich dem Trommelfell nicht durch Massage wirksam beizukommen. Man ist deshalb auf die Technik und Mechanik, auf Apparate angewiesen. Das Problem eines einfachen, daher nicht zu kostspieligen, soliden, zweckmäßigen Vibrators zur Massage des inneren Ohres ist jetzt gelöst durch den Apparat **„Audito"** der Firma Emil Loest in Duderstadt. Es können damit gleichzeitig beide Ohren oder auch nur eines behandelt werden, auch läßt er sich durch einen einfachen Handgriff auf das kleinste gewünschte Maß von Vibrationsstärke einstellen, wirkt aber auch wiederum bei Starkstellung recht kräftig. Nebeninstrumente oder doppelte Apparate für die verschiedenen Gebrauchszwecke sind unnötig.



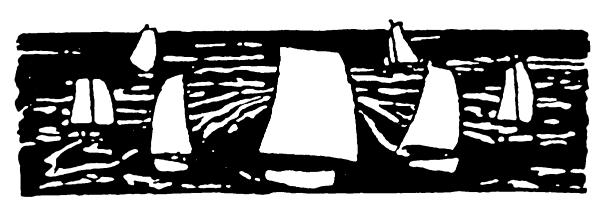
Wie mancher glaubt sich hoffnungslos leidend, weil ihm die modernen, wissenschaftlichen Fortschritte in der Ohrenbehandlung unbekannt sind. Pflicht jedes einzelnen ist es deshalb, sich mit den neuesten Errungenschaften und den wirksamsten Behandlungen vertraut zu machen, womit es gelingt, auch noch in veralteten und verzweifelten Fällen das Leiden wirksam zu bekämpfen. Zahlreiche Anerkennungsschreiben von Patienten berichten über staunenswerte Erfolge, welche durch die Behandlung mit diesem Apparat bisher erzielt worden, und bieten neben den Empfehlungen von Autoritäten eine beachtenswerte Gewähr für die hervorragenden Leistungen des **„Audito"**.

Die gerichtlich eingetragene Firma **Emil Loest, Spezial-Institut** in **Duderstadt III am Harz**, versendet auf Wunsch eine ausführliche Broschüre mit Belehrungen und Behandlungsvorschriften für Gehörleidende. Sie haben nur nötig, die Broschüre über **„Audito" (Deutsch. Reichs-Pat.)** zu verlangen, so wird Ihnen diese vollständig kostenfrei zugesandt.

DIE·WOCHE

Nummer 17. Berlin, den 23. April 1910. 12. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 17.



Die sieben Tage der Woche.

14. April.

Bei der Reichstagsersatzwahl im Wahlkreis Oletzko-Lyck wird an Stelle des verstorbenen konservativen Grafen zu Stolberg-Wernigerode der nationalliberale Gutsbesitzer Kochan gewählt.

Der Bundesrat vertagt die Abstimmung über die Vorlage betreffend die Schiffahrtsabgaben.

Ueber Stettin wird gemeldet, daß bei einer Nachtübung des vor Saßnitz liegenden Verbandes der Schul- und Versuchsschiffe auf hoher See das Torpedoboot „S. 122“ von dem kleinen Kreuzer „München“ gerammt und schwer beschädigt wurde. Zwei Mann der Besatzung fanden den Tod.

In München stürzt die im Bau befindliche Parsevalhalle ein. Dabei wird eine Person getötet, und sechs werden schwer verwundet.

In Halle stirbt im 85. Lebensjahr Professor Kühn (Portr. S. 697), der Begründer des dortigen Landwirtschaftlichen Instituts und Organisator des landwirtschaftlichen Unterrichts an den deutschen Universitäten.

Die spanischen Cortes, deren Sitzungen seit dem Sturze des Ministerpräsidenten Maura suspendiert waren, werden aufgelöst. Die Neuwahlen finden im Mai statt.

15. April.

Der Reichstag überweist das Reichszuwachssteuergesetz einer Kommission von 28 Mitgliedern zur Vorberatung.

Der frühere amerikanische Präsident Theodor Roosevelt trifft in Wien ein und wird vom Kaiser Franz Josef in Privataudienz empfangen.

16. April.

Die Zahl der ausgesperrten deutschen Bauarbeiter beläuft sich nach Angaben der Arbeitgeber auf rund 200 000.

In Berlin erliegt, 55 Jahre alt, der Reichstagsabgeordnete Graf Oriola (Portr. S. 697) einem Schlaganfall, den er nach einem Straßenbahnunfall erlitten hat.

17. April.

Der Ballon „Delitzsch“ stürzt während eines Gewitters in der Nähe von Reichensachsen im Regierungsbezirk Kassel, vom Blitz getroffen, aus beträchtlicher Höhe in die Tiefe. Seine vier Insassen finden dabei den Tod (Abb. S. 695).

In Berlin wird ein außerordentlicher Deutscher Aerztetag abgehalten, der sich gegen die in der Reichsversicherungsordnung vorgesehene Regelung des Verhältnisses der Aerzte zu den Krankenkassen erklärt.

18. April.

Der Bund der Industriellen hält in Berlin eine außerordentliche Generalversammlung ab.

In der Nordsee beginnen Manöver der britischen Flotte, an denen etwa hundert Kriegsschiffe beteiligt sind.

In Paris wird unter dem Vorsitz des Ministers des Aeußern Pichon eine internationale Konferenz zur Bekämpfung des Mädchenhandels und der Schmutzliteratur eröffnet.

Das australische Bundesministerium tritt zurück, weil bei den Neuwahlen zum Parlament die Arbeiterpartei die Mehrheit errungen hat.

Das englische Unterhaus nimmt die von der Regierung eingebrachte sogenannte Guillotineresolution, durch die eine Frist für die Beratung des Budgets festgesetzt wird, mit 345 gegen 252 Stimmen an.

19. April.

Aus Quebec wird gemeldet, daß in der Nähe von Lataque auf einen Arbeitzug der National-Transcontinental-Railway ein Bergsturz niederging, durch den 25 Arbeiter getötet wurden.

20. April.

Ueber einen türkisch-französischen Zwischenfall wird aus Konstantinopel gemeldet: An der Grenze des Sudangebietes hat ein französischer Offizier eine türkische Karawane anhalten und über zwanzig räuberische Kameltreiber töten lassen. Die Pforte erhob deshalb in Paris Vorstellungen.

▫ ▫ ▫

Provinz!

Von Ernst von Wolzogen.

In dem Ton, mit dem der Reichshauptstädter das Wort „Provinz“ ausspricht, treffen sich nicht selten Schattierungen einer gewissen Geringschätzung. Provinz ist für ihn der strikte Gegensatz zu all den glänzenden Eigenschaften, die die Eitelkeit des modernen Weltstädters heutzutage in dem bescheidenen Superlativ „tadellos“ zusammenzufassen beliebt. Für den Berliner sind selbst wirkliche Großstädte, wahre Mittelpunkte für Weltinteressen, Provinz, und in seiner Geringschätzung alles Nicht-Berlinischen wird er höchstens noch vom Pariser übertroffen. Dabei muß er sich immer wieder sagen lassen, daß das Herz Deutschlands nicht in Berlin schlage — in dem Sinne, wie man sagen kann, daß das Herz Frankreichs in Paris schlägt — daß die großen deutschen Ideen selten genug in Berlin geboren zu werden pflegen, und daß seine geliebte Stadt überhaupt nur als Großmarkt sowie als Trutzburg gegen den slawischen Osten einstimmiger Anerkennung sicher sei, im übrigen aber sein innerstes Wesen wie seine äußeren Manieren hier und da als die eines Parvenüs eingeschätzt würden. Der denkende Berliner wird sich über dies allgemeine Urteil gar nicht einmal gekränkt

fühlen, denn er wird sich sagen müssen, daß die eigenartige Entwicklungsgeschichte seiner Stadt bisher noch zu gar keinem andern Ergebnis führen konnte. Und wenn man ihm gar vorwirft, er sei gar kein richtiger Deutscher, sondern vielmehr ein richtiger Amerikaner, so wird er sich dadurch vielleicht gar nicht einmal gekränkt, sondern eher geschmeichelt fühlen. Das deutsche Herz kann nicht schlagen in dieser Stadt, weil sie selbst noch gar keine Rasse hat. Sie ist eine große Karawanserei am Rande der östlichen Kulturwüste. Ihr Geblüt ist durch den fortwährenden Zu- und Durchzug aller möglichen Landsmannschaften ähnlich vermengeliert wie das Blut Wiens, das eine ebenso bedeutende ideale Aufgabe zu erfüllen hat, nur daß diese Wiener Blutmischung bereits einige Jahrhunderte Zeit gehabt hat, sich zu einer neuen rassehaften Eigenart auszubilden.

Berlin ist also für seine unleugbar parvenühaften Eigenschaften ausreichend entschuldigt. Es ist auch dafür entschuldigt, daß die deutschen Ideen in seinem Boden noch nicht recht wachsen und gedeihen mögen, denn das fruchtbare Erdreich für Ideen liegt in der Harmonie von innerem Wesen und äußerer Umgebung, also in dem, was man heutzutage Stimmung nennt. Ideen werden aus der stillen Tiefe geholt. Inmitten des Lärms, der Hast, der Ueberfülle, der aufdringlichen Plötzlichkeit neuer Erscheinungen kann aber nur eine Oberflächenkultur gedeihen. Berlin muß erst das kindliche Erstaunen über seinen eigenen Neuglanz, den barbarischen Wolfshunger nach Sensationen und das jüngferlich grusliche Vergnügen an seiner eignen Lasterhaftigkeit verlernt haben, es muß, mit einem Wort, reif geworden sein, ein gesetztes Alter erreicht haben, bevor es seinen natürlichen edlen Ehrgeiz erfüllt sehen kann, für Deutschland das zu werden, was Paris, London, Wien für ihre Länder sind.

Eine reife Frucht ist ja Berlin bereits einfach durch die Anziehungskraft der Masse in den Schoß gefallen: es ist für Deutschland ein zentraler Markt für geistige Werte geworden. Zwar immer noch nicht ganz ausschließlich und für alle solche Werte — denn noch erfreuen sich ziemlich zahlreiche Haupt- und Nebenmärkte für Wissenschaft und Kunst einer kräftigen Blüte — aber der große Polyp streckt seine Arme immer weiter aus, und seine Jugendkraft versteht sich auf das Saugen. Er wird die wissenschaftlichen Kapazitäten, den deutschen Buchhandel, vielleicht sogar die stärksten Kräfte innerhalb der bildenden Künste sicherlich allmählich aufsaugen, wie er das Theater bereits aufgesaugt hat. Ja, an der Tatsache, daß Berlin die führende Theaterstadt Deutschlands geworden ist, vermag die Mißgunst lokaler Eitelkeit nicht mehr zu rütteln. Und der Berliner ist sich seiner zweifellosen Ueberlegenheit wenigstens in diesem einen Punkte so keck bewußt, daß er das verächtliche Kennwort „Provinz" in Beziehung auf das außerberlinische Theaterwesen mit ganz besonderem Hochgenuß gebraucht. Der Provinzler, der mit einem besonderen Stolz auf sein Hof- oder Stadttheater auf dem Weg in ein Ostseebad im Sommer durch Berlin kommt und sich dort einige Saisonschlager in dritter Besetzung ansieht, mag allerdings mit Recht die Achseln zucken und sagen: „Das haben wir bei uns denn doch besser gesehen." Ja, er darf sogar im Winter kommen und an ersten Theatern Aufführungen in erster Besetzung sehen und sich mit Recht darüber verwundern, wieviel berühmte Schauspieler es da gibt, die kein dialektfreies Deutsch oder keine Verse sprechen können oder kein Organ haben. Oder er wird in kleinere Geschäftstheater gehen und dort so reichlich Minderwertigkeit und Schlendrian finden, daß er abermals recht haben wird mit seinem Lokalstolz. Dennoch aber wird ihm, wenn er nur nicht aus purer Verstocktheit nichts sehen **will**, zu beweisen sein, daß das Ganze der Berliner theatralischen Leistungen über dem steht, was auch die besten Provinzbühnen zu geben vermögen. Das kann gar nicht anders sein, denn die seltensten Begabungen stehen naturgemäß am höchsten im Preise, und die reichste Stadt wird immer die minder reiche überbieten können. Allererste Virtuosen aller Fächer, Tenöre vornehmlich, Primadonnen, die große Stimme, ungewöhnliche Gesangskunst, schauspielerische Begabung und schöne Erscheinung in sich vereinigen, sind nur zu Preisen zu haben, die selbst für reichdotierte Hof- und Stadttheater unerschwinglich sind. Spezialbegabungen, wie sie die Operette, die Zirkusposse mit Tanz und Gesang oder vereinzelte Moderichtungen des Dramas verlangen, können nur in der Weltstadt zur Geltung kommen, wo für die verschiedensten Kunstgattungen besondere Bühnen existieren. Ferner wird naturgemäß der Ehrgeiz aller hervorragend begabten Bühnenkünstler und Regisseure sich nach einem Felde der Tätigkeit sehnen, wo sie täglich ein anderes Publikum zu erobern haben und ihren Ruhm nicht nur für die eine Stadt, sondern für die ganze Deutsch sprechende Welt befestigen können. Es wird also immer viele Künstler geben, die selbst eine unsichere, gering bezahlte Stellung an einem Berliner angesehenen Theater einer sicheren Lebensstellung an einer Provinzbühne vorziehen. Und schließlich wird, was wohl die Hauptsache ist, an Provinzbühnen nur in seltensten Fällen die Möglichkeit gegeben sein, auf die Vorbereitung eines neuen Werkes so viel Zeit zu verwenden, wie dies einer Berliner Bühne möglich ist, die ihre Zugstücke Hunderte von Malen zu wiederholen imstande ist.

In allen diesen Punkten ist also eine ernsthafte Konkurrenz der Provinzbühnen mit Berlin einfach ausgeschlossen. Und dennoch hat der Berliner nicht das Recht, alle theatralischen Leistungen außerhalb der Reichshauptstadt mit dem achselzuckenden Gesamturteil „Provinz" abzutun. Der künstlerische Wert einer Theatervorstellung beruht nämlich nicht allein auf den Einzelleistungen bedeutender Schauspieler, auch nicht auf der Pracht und Eigenart der Ausstattung, sondern mehr noch auf dem einheitlichen Geist, den ihr die Persönlichkeit eines bedeutenden Spielleiters aufprägt. Der Hauptanstoß zu dem großen Aufschwung, den das Berliner Theaterwesen genommen hat, ist ausgegangen von dem Gastspiel der Meininger. Die ausführenden Kräfte waren mit ganz wenigen Ausnahmen typische Provinzschauspieler, brave mittlere Begabungen, aber der Geist ihres genialen Leiters vollbrachte mit dieser Provinztruppe revolutionäre Leistungen. Und wer will die Provinz hindern, solche genialen Persönlichkeiten immer wieder und dutzendweise hervorzubringen? Gute Schauspieler gibt's heute mehr denn je. Der Zug zur Bühne ist so stark geworden, daß ein Mangel an Kräften nirgends zu spüren ist. Aus minderen Kräften bessere, ja selbst gute zu machen, ist lediglich Sache einer geschickten Erziehung, und mit leidlichen Truppen große künstlerische Siege zu erfechten, ist lediglich Sache des leitenden Ingeniums. Ich habe zwar oben gesagt, daß sich selbstverständlich auch die hervorragenden Regietalente nach der Zentrale Berlin hingezogen fühlen,



aber es darf nicht vergessen werden, daß, um in Berlin ein Privattheater zu leiten, die Eigenschaft als hervorragender Spielleiter durchaus nicht genügt, wenn ein solcher nicht nebenbei auch ein kalter Geschäftsmann mit eisernen Nerven ist. Der Gemütsmensch (ohne ironischen Nebensinn!), der gläubige Idealist muß im Berliner Konkurrenzkampf notwendig zugrunde gehen — es sei denn, daß er der Angestellte einer reich subventionierten Bühne sei. Unter den bedeutenderen Intelligenzen, die ihre Eignung zum Kampf ums Dasein richtig einzuschätzen wissen, werden sich also immerhin nicht wenige finden, die lieber in der entlegensten Provinzstadt ein sicheres Thrönchen besteigen, als ihre zarte Konstitution der Rücksichtslosigkeit des weltstädtischen Interessenkampfes preisgeben mögen. So sehen wir denn tatsächlich überall da in der Provinz, wo Persönlichkeiten von Geist und Charakter an der Spitze der Bühne stehen, hervorragend tüchtige Leistungen erblühen, die dem Ernst des deutschen Kunstbetriebes alle Ehre machen. Dirigenten, wie Mottl, Schuch, Lohse, haben die Opernbühnen von München, Dresden, Köln zu Kunstinstituten ersten Ranges erhoben, und das besonders warme Interesse seines Fürsten im Verein mit der Tüchtigkeit seines Kapellmeisters Mikorey haben neuerdings das kleine Dessauer Hoftheater zu hervorragenden Opernleistungen befähigt. Hamburg, das schon immer in seinem Thaliatheater eine mustergültige Pflegestätte für das bürgerliche Lustspiel besaß, hat durch den Baron Berger ein Schauspielhaus erhalten, dessen Leistungen sich getrost mit denen erster Wiener und Berliner Bühnen messen können. Stuttgart war als Theaterstadt berüchtigt wegen der Schläfrigkeit seines Publikums, bis Baron Puttlitz kam und nicht nur das Interesse des Königs, sondern auch das des wirklich etwas schwerfälligen schwäbischen Schlags so wach lebendig zu machen verstand, daß nunmehr die ihm unterstellte Bühne zu den führenden Deutschlands zählt. Aehnliches gilt von Köln, wo erst durch den überragenden Geist Max Martersteigs, und von dem reichen Düsseldorf, wo erst durch die scharfe Konkurrenz der ganz modern gerichteten Luise Dumont ein starkes Interesse am Theater und erhebliche Kunstleistungen erreicht wurden. Winzige Bühnen, wie das Intime Theater in Nürnberg und das nicht viel größere Residenztheater in Wiesbaden, haben sich durch vortrefflich abgerundetes Ensemblespiel und durch den Eifer, mit dem sie unabhängig von Berlin Neuheiten herausbringen, Einfluß und verdienten Ruhm erstritten. Aus Elberfeld, Essen, Dortmund, Osnabrück, Bonn, Eisenach, Rostock hört man viel Gutes über fleißige Arbeit und schöne Erfolge berichten. Und so mögen wohl noch viele größere und kleinere Bühnen, die mir nicht persönlich bekannt geworden sind, vorhanden sein, an denen mit redlichem Eifer geleistet wird, was unter den gegebenen Verhältnissen irgend verlangt werden kann. Unsere großen reichdotierten Stadttheater in Hamburg, Breslau, Leipzig, Frankfurt, Magdeburg, Mannheim, Königsberg, Nürnberg sowie die bedeutenderen Hoftheater in Hannover, Kassel, Wiesbaden, Karlsruhe, Weimar, Schwerin, Darmstadt, Koburg-Gotha machen rühmliche Anstrengungen, sich auf der Höhe zu halten und ihrem alten Ruf auch unter den erschwerten neuen Verhältnissen Ehre zu machen. An Leipzig und Mannheim haben wir es jüngst erst erlebt, wie die starke Persönlichkeit junger energischer Leiter mit altem Schlendrian aufzuräumen und das gesunkene Interesse des Publikums plötzlich neu zu beleben weiß. Ueberhaupt darf als allgemeine Regel angesehen werden, daß es ein an sich gutes oder schlechtes Theaterpublikum kaum gibt, abgesehen von dem nationalen Temperament, das beispielsweise in Niederdeutschland sehr viel schwerer aufzurütteln ist als in Oberdeutschland oder gar am Rhein. Ebenso wie jede zufällige Vereinigung von Künstlern in einer Truppe ist auch das Theaterpublikum jeder Stadt durch einen starken Willen, durch eine schöpferische Intelligenz zum Kunstinteresse zu erziehen. Die suggestive Persönlichkeit des Bühnenleiters vermag in dieser Beziehung auch mehr als jede Kritik. Das schlechteste Publikum ist das der weltstädtischen Premierentiger, der überraffinierten, eingebildeten Snobs in ihrer Sensationsgier und ihrem süffisanten Witz. Ein solches Publikum ist ebenso verderblich für das Theater, wie es ein Ensemble von lauter eingebildeten Virtuosen oder eine hochmütige, um jeden Preis geistreiche und witzige Kritik ist. Das ideale Publikum ist in Berlin im Schillertheater und in der Freien Volksbühne zu finden, in der Provinz in den Städten, wo die Ermüdung von der Jagd nach dem Profit noch nicht ihre einzige Erholung im platten materiellen Genießen findet, wo noch der Bildungshunger ehrlich und die Begeisterungsfähigkeit jugendfrisch geblieben sind.

Die Dezentralisation in bezug auf Kunst und Wissenschaft ist ein Vorzug, den wir Deutschen immer noch vor den meisten Kulturvölkern voraushaben, und je mehr die wirtschaftliche Entwicklung die großen Märkte zum Schaden der kleinen begünstigt, desto mehr müssen wir uns bemühen, wenigstens die kleineren Stätten des geistigen Schaffens auch zu Stätten des geistigen Genießens zu machen. Es ist das eine der wichtigsten Aufgaben für einsichtige Landesfürsten und Stadtoberhäupter. Der Mangel an großen Mitteln kann, wenigstens im Theaterbetrieb, durch die schöpferischen Qualitäten intelligenter Leiter ersetzt werden. Darum fort mit den ausbeuterischen Pächtern von Stadttheatern, die ein Kunstinstitut nach Gesichtspunkten leiten, nach denen man eine Bierwirtschaft oder einen Fünfzig-Pfennig-Basar betreibt. Selbst in großen Städten kann ein Theater, wenn es hohen Ansprüchen, auch an Ausstattung oder gar an große Oper, genügen soll, schwerlich einen Ueberschuß abwerfen, und ein Privatunternehmer, der von einem Theater Gewinn ziehen will, kann dies, wenigstens in der mittleren und kleinen Stadt, nur durch Konzessionen an den Pöbelgeschmack sowie durch Anwendung eines unwürdigen Schwitzsystems gegenüber den Künstlern erreichen. Ein guter Theaterdirektor wird sich bestreben, innerhalb eines vernünftig begrenzten Kunstgebiets das möglichst Tüchtige zu leisten, und dabei auch am sichersten sein Geschäft machen, indem er sich damit ein treues, dankbares Publikum heranzieht. Eine lediglich nach geschäftlichen Grundsätzen geleitete Bühne dagegen erzeugt Geschmacksverrohung im ganzen Umkreis ihres Wirkens und bedeutet so einen öffentlichen Schaden. Das Geld aber, das zur Subventionierung von Theatern aufgewendet wird, ist niemals verloren, sofern es in die Hände würdiger Verwalter kommt. Diese Würdigen zu finden, das ist die große Schwierigkeit, der allerdings die Fürsten, Stadtverwaltungen, Aufsichtsräte meist hilflos gegenüberstehen. Alte Theaterroutine, akademische Würden, gute Verbindungen tun es da sehr häufig nicht oder wenigstens nicht allein; Integrität des Charakters, umfassende Bildung und große Begeisterung für die Sache müssen dabei sein. Die meisten Direktoren von Provinz-

theatern beschränken sich darauf, die Berliner Ereignisse zu verfolgen und die dortigen Kassenstücke beim Agenten zu kaufen. Diese Leute, die nie ein Stück lesen, nur rechnen und die Regie irgendeinem alten Schauspieler überlassen, sind die Schuldigen am üblen Ruf der Provinztheater. Das sollten die interessierten Provinzbehörden endlich einsehen und sich zum Grundsatz machen: Zehnmal lieber kein Theater als ein schlechtes, das nur die Taschen eines niedrigen Spekulanten füllen soll. Die Verbandstheater mögen die Schmieren, die subventionierten Stadt- und Hoftheater die Geschäftstheater bekämpfen. Dann werden wir uns in Deutschland gesunder Theaterzustände erfreuen und das natürliche Uebergewicht Berlins uns ruhig gefallen lassen dürfen.

Zur Eröffnung der Brüsseler Weltausstellung.

Von Max Duntz.

In dem Augenblick, da meine Feder zu dieser orientierenden Skizze über die große „Worlds fair“ in der schönen Hauptstadt Belgiens ansetzt, sind es noch genau siebenmal 24 Stunden, bis die hochragende schlanke Gestalt des Königs Albert und die graziöse blonde deutsche Fürstentochter, als Landesmutter ihm zur Seite, den eröffnenden Rundgang antreten werden durch die gewaltige Wunderwelt der Ausstellung, die Zeugnis ablegen soll von der Höhe der Entwicklung menschlichen Genies am Beginn des 20. Jahrhunderts auf allen Gebieten des Schaffens, von Verstand und Geist und Phantasie in Technik, Wissenschaft und Künsten. Es sollte meine Aufgabe sein, zu schildern, was man sehen wird am Eröffnungstag, einen Vorgeschmack zu geben von den Herrlichkeiten, die sich enthüllen werden, und die ich bereits auf dem eben beendeten Rundgang zu bestaunen hoffte. Aber der getreue Chronist wird solchen Wunsch nur recht unvollkommen erfüllen können. Nach wundervollen sonnigwarmen Frühlingswochen ist vorgestern ein echt belgisch nationaler „drache“ herniedergegangen. Einfach „Platzregen“ zu sagen oder „Wolkenbruch“, würde der besonderen Art dieses Naturphänomens nicht entsprechen. Die Belgier haben dafür ein besonderes, nicht im Lexikon verzeichnetes Wort geprägt, das auch dem Berliner in der verwandten Form „et dreescht“ nicht ganz fremd ist. Nun stelle man sich ein gewelltes Terrain vor von schönstem goldgelbem Lehmboden. Man vergegenwärtige sich, daß 12 000 Arbeiter, 3000 Lastkarren mit schweren flandrischen Gäulen, ungezählte Schienengleise, Kanalisationsröhren und Kabel seit vielen Monaten diese jungfräulichen Alluvialschichten zerstampft, durchwühlt und gefurcht haben und es noch tun. Man höre und schaudere, daß gestern ein Gewitter von ungeheurer Heftigkeit mit einem erneuten, bis in die heutigen Morgenstunden prolongierten „Dreesch“ herniedergegangen ist, und man wird verzichten auf eine realistische Schilderung dessen, was ich heute sah. In sieben Tagen hat Gott die Welt geschaffen, so lesen wir mit frommem Glauben. Da kann auch hier noch ein kleines Wunder geschehen, und es wird, es muß sich ereignen. Das Chaos wird sich klären. Die Wege werden sich ebnen und festigen rund herum um die in reicher Mannigfaltigkeit der Formen angelegten weiten Gärten, aus denen die noch schlummernden Hunderttausende von Hyazinthen und Tulpen ihre duftenden, leuchtenden Häupter zur Sonne aufrichten werden. Wie durch Zauberhände wird der blendende Stuck und schimmernde Webstoff die vielen noch nackten Wände bekleiden; herrliche Gruppen, gebildet von Meisterhand, werden vom Erdboden emporschweben zu den Giebeln und Säulen, die sie krönen sollen; das ungeheuerliche Gewirr von Hunderten zusammengeschobener, noch schwer beladener Eisenbahnwagen, von Ballen und Kisten wird sich lösen und verschwinden, um glänzende Vitrinen mit kostbarem Inhalt gefüllt zu hinterlassen. Und abermals nach sieben Tagen will ich desselbigen Weges fahren — und all das wird Wahrheit geworden sein. Weshalb aber die Hast und Hetze in den letzten Tagen und Stunden? Wird man nie von der Erfahrung lernen und jemals eine Ausstellung rechtzeitig fertigstellen? Nein, niemals! Die als vereinzelter, aber in sich abgeschlossener Teil des Ganzen am 25. April — dem Tag ihrer besonderen Eröffnung — tadellos vollendet dastehende Abteilung des Deutschen Reiches wird zwar mit dieser den unermüdlichen Anstrengungen ihrer Leiter, der Geheimen Räte Reichskommissar Albert und Präsident der Ausstellungskommission Ravené, zu verdankenden Großtat, ganz abgesehen von ihren sonstigen Meriten, unvergänglichen Ruhm in der Geschichte des Ausstellungswesens erwerben, aber — sie wird wohl immer eine Ausnahme von der Regel bilden. Das liegt in der menschlichen Natur begründet. Die Zukunft kommt allen unerschöpflich vor, die noch auf dem Gipfel des Lebens stehen. Man kann den Organisatoren der Weltausstellung nicht den Vorwurf machen, sie hätten nicht früh genug begonnen. Am 18. April 1906 wurde bereits der Gründungsvertrag der Ausstellungs-Aktiengesellschaft gezeichnet. „Oh, diesmal werden wir sicher vor der Zeit fertig werden, das wird nicht wieder so gehen wie 1897 oder zuletzt in Lüttich. Vier volle Jahre bis 1910!“ Das Kapital zu finden, machte keine Schwierigkeit. In wenigen Tagen waren die 2 650 000 Frank von der Hochfinanz, Großindustrie und dem reichen Adel gezeichnet. Mit schönem Optimusmus hoffen alle auf ein gutes Geschäft, trotzdem Weltausstellungen erfahrungsmäßig mit einem Defizit abschließen. So haben in Frankreich, seit der ersten „Universelle“ von 1798 bis heute, alle mit großen Verlusten gearbeitet, bis auf zwei Ausnahmen. Die Pariser von 1867 hatte 20 Millionen gekostet, die Besucherzahl betrug 10 200 000, und sie erzielte 2 800 000 Frank Gewinn. Dies Ergebnis verleitete dazu, die Ausstellung von 1878 in allergrößtem Stil zu gestalten; Ergebnis: 32 Millionen Defizit. Dagegen 1889: 32 Millionen Besucher, 50 Millionen Einnahme und 10 Millionen Reingewinn. Die Ausstellung von 1900 hat bekanntlich wieder recht unbefriedigend abgeschnitten. In Wien wurden 1873 50 Millionen Frank Verlust gebucht, in Philadelphia 1876 20 Millionen, in Melbourne 1880 7 Millionen, und Chikago gar, bei 140 Millionen Kosten, verlor 43 750 000 Frank.

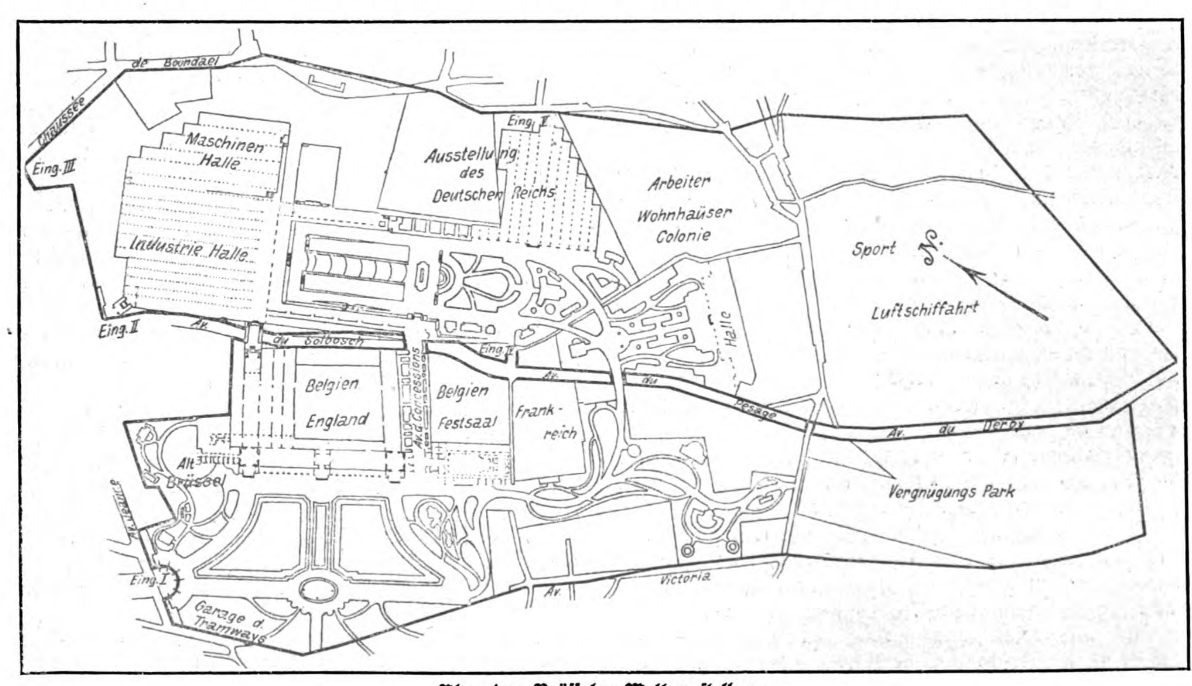
Nun, im Land der unbegrenzten Möglichkeiten will das nichts sagen, und die amerikanischen businessmen wußten genau, daß „in the long run“ Kapital-



verluste sich zu den denkbar fruchtbarsten Kapitalanlagen für die Industrie, den Handel, ja das gesamte Wirtschaftsleben der Nation umwandeln. Auch die Belgier sind ausgezeichnete Geschäftsleute, die in den engsten Grenzen ihres kleinen Landes nicht mit unbegrenzten Möglichkeiten rechnen können, dafür aber ihre Erfolge mit weise „beschränktem Risiko" zu erzielen wissen; dafür bietet der Name des Barons Ferdinand Bayens, Gouverneurs der Société Générale, eines der klügsten Finanzleute Belgiens, eine Gewähr, der an der Spitze des Verwaltungsrats von 16 Mitgliedern, leitenden Persönlichkeiten aus der Regierung, der Stadtverwaltung, der Industrie und der Finanzwelt, steht. Natürlich ist heute so wenig eine Schätzung möglich, wieviel die Brüsseler Ausstellung kosten, noch was sie einnehmen wird. Zu viel hängt da von unberechenbaren Umständen ab. Nicht zum wenigsten von der Gnade des Halleyschen Kometen. Wenn dessen schöner Schweif sich wirklich als himmlische Zuchtrute erweist, auch nur in der milden Form, daß er gleich der bekannten Wirkung der Röntgenstrahlen — wie jüngst Physiker voraussagten — die Wasserdämpfe der Atmosphäre zu Regen kondensiert, was soll dann aus diesem Ausstellungsommer werden!

Aber hoffen wir das Beste. Vielleicht kommt's ganz anders. In jedem Fall aber hat die Ausstellung sich eine sichere Basis von Einnahmen geschaffen. Aus zehn Lotterieziehungen, von denen jede eine Million Frank beträgt, dürften fünf Millionen Reingewinn dem Werk zufließen. Die Zahl der verkauften Abonnements beträgt heute schon 50000. Aus allen Verkaufsmonopolen und den Abgaben der Aussteller hat man sich eine solide Rückendeckung geschaffen. Bis zu einer Million wird die Regierung zu einem Defizit beisteuern. Doch ist das kaum zu befürchten; denn die geographische Lage Brüssels als Knotenpunkt des internationalen Verkehrs ist sehr günstig, und, das kann man heute schon sagen, die Brüsseler Weltausstellung wird die schönste, reichste, eigenartigste sein, die je aufgebaut wurde. Das Exekutivkomitee, an dessen Spitze der Brüsseler Bürgermeister Max neben dem Baron Janssens, dem verdienstvollen Generaldirektor der Brüsseler Tramwaygesellschaft, steht, und besonders dessen Direktoren Graf Adrian Van der Burch und Eugène Keym als die eigentlichen Leiter des Ausstellungswerks haben sich in genialer Organisationsarbeit außerordentliche Verdienste erworben. Die Ausstellung ist wunderschön gelegen.

Sie erstreckt sich über 90 Hektar des reizvollen welligen Geländes im Solbosch (bosch, flämisch=Wald), begrenzt vom Bois de Cambre, dem prächtigen alten Naturpark, der meilenweit sich als Soigner Wald in jahrhundertalter Schönheit erstreckt. Zum Bois de Cambre führt die bekannte Korsoprachtstraße Avenue Louise aus dem vornehmsten Quartier Brüssels, und eine neuerbaute Abzweigung mit herrlicher weiter Aussicht dieser Avenue leitet zu dem Haupteingang der Ausstellung. Den Eintretenden grüßt gleich linker Hand die in täuschender Wahrheit wiedererstandene flandrisch gotische Architektur des alten Brüssel, in dessen historischen Schenken und Vergnügungstätten sich Volkslustbarkeiten charakteristisch, wie aus den Werken alter Meister belebt, gestalten sollen. Vor dieses winklige Kleinod von Giebeln und Türmchen schiebt sich aber, massig imponierend, in warmsonnig leuchtendem Weiß die riesige Fassade der belgischen Hauptausstellungs- und Festhallen. Ihre auf nahe Betrachtung etwas zu reiche, spielerische Renaissanceornamentik verschwindet aber in der wahrhaft bedeutenden Gesamtwirkung der auf einer Anhöhe liegenden Gebäude von den sich in Terrassen senkenden weiten Gärten aus. In diesen Hallen haben sich mit Belgien die verschiedenen großen Nationen, England, Frankreich, Italien, eingerichtet. Von den Herrlichkeiten, die sie zeigen werden, kann ich mit bestem Willen noch nichts verraten: alles ist noch im Werden. Schreitet man an der Hauptfront entlang, immer mit dem Ausblick auf die großen, von



Plan der Brüsseler Weltausstellung.

Wasserkünsten belebten Anlagen der berühmten belgischen Gartenbaukunst, und wendet sich nach links um das Viereck des Hallenkomplexes, so gelangt man in eine Avenue von charakteristischen Einzelgebäuden. Da ist das stolze Repräsentationshaus der Stadt Brüssel, für festliche Veranstaltungen bestimmt, in reinster flandrischer Renaissance, und zwischen diesem und dem merkwürdigen „Curtius"-Haus des alten Lüttich steht der vornehme Palast des Malerfürsten Peter Paul Rubens, den die Stadt Antwerpen getreu nach dem Urbild hat aufbauen lassen. Man schreitet durch den prunkvollen Besuchsaal in das Atelier, gefüllt mit den Nachbildungen seiner Möbel, seiner Bilder, seines gesamten Hausrats, und auch Hof und Gärtchen atmen die ganze Intimität der unsterblichen flandrischen Künstlerindividualität. Weiterhin grüßen die feinen architektonischen Formen der Gebäude von Gent und Brügge und in reizvollem Kontrast der altmaurische Stil des spanischen Pavillons. Dann fesselt plötzlich ein überraschend schönes Panorama den Wanderer. Man steht vor einer mächtigen Freitreppe, hinabführend in ein weites Tal. Die Treppe überbrückt die unten die Ausstellung durchschneidende Avenue du Solbosch, und jenseit in dem Tal liegt rechts der niederländische Ausstellungspalast mit den ausgedehnten holländischen Blumengärten, die den entzückenden Vordergrund schaffen zu der ganz in sich abgeschlossenen Ausstellung Deutschlands, deren großartige Hallen und Repräsentationsgebäude die „Woche" schon im Bild gebracht hat.

Zur linken Hand erhebt sich ein Bauwerk der Stadt Paris in höchst anmutigen Formen und Abmessungen, Schätze des Kunstgewerbes bergend. Den Mittelgrund nehmen die französischen Ziergärten ein, und abgeschlossen wird das reiche Bild durch die Industriegebäude Belgiens und andere Spezialausstellungen großer Industriefirmen in originellen baulichen Erscheinungen. Auf einem sehr ausgedehnten Terrain hinter der Avenue der Nationen und Städte finden sich dann die riesigen Anlagen sozialer Natur, Arbeiterwohnhäuser, Hausindustrie, die Plätze für Lustbarkeiten und Sport.

Daß hier alles zu finden und zu sehen sein wird, was unsere sportlustige, kühn unternehmende Zeit geschaffen hat und erstrebt, kann man sich denken. Der neue Lenkballon der Firma Lanz wird dort mit den belgischen, mit englischen und französischen um die Preise im Gesamtbetrag von 250 000 Frank konkurrieren. Ein Zeppelinballon wird sicher erwartet, und man spricht von der Einrichtung regelmäßiger Passagierfahrten zwischen Brüssel und Köln. Feste werden sich an Feste reihen mit feenhaften Nächten und Wundern von Licht und Glanz, zu denen alle Musen und Grazien der schönen Künste entboten sind.

Julius Kühn.

Von Professor Dr. Friedrich Holdefleiß, Breslau. — Hierzu das Porträt auf S. 697.

Exzellenz Kühn, „unser Vater Kühn" ist in der Nacht zum 15. April gestorben. Er, dessen starker Geist in einem stets der Pflege bedürftigen Körper wohnte, der über alles Erwarten die Befürchtungen seiner um sein kostbares Leben sorgenden Schüler immer wieder überwand, hat das seltene Alter von fast 85 Jahren erreicht, als Senior seiner Wissenschaft, seiner Universität. Mit ihm ist ein Großer dahingeschieden, ein Großer im Reich der Forschung und Lehre.

Seine das ganze Gebiet der Landwirtschaft umfassenden wissenschaftlichen und praktischen Erfahrungen, die unerschütterliche Gewissenhaftigkeit und peinlichste Lauterkeit seiner Forschung und Lehre, die geniale Beweglichkeit seines Geistes waren es, die ihn befähigten, allen Strömungen der Landwirtschaft mit verständigem Rat zu dienen, vor allem aber die wunderbare Macht der Liebe. Ueber seine Berufung als Professor nach Halle sagte er selbst: „Ich folgte diesem Ruf mit voller Liebe, denn er erfüllte mir das Höchste von dem, wonach ich frühzeitig in tiefster Seele mich gesehnt. Gott wolle die Saat segnen, die auszustreuen ich berufen bin." Es war die volle Liebe zu seiner Wissenschaft, die hingebendste Liebe zu seinem Werk, besonders aber die Liebe zu seinen Schülern. Das war es, was ihn für alle, die ihn kannten, zum „Vater Kühn" machte.

Und er hat das Glück gehabt, daß, wenn auch alle seine zahllosen Freunde darum trauern, daß die geist- und liebevollen Augen geschlossen sind, doch jeder mit Genugtuung empfindet: „Er hat sein Werk vollendet, er ist nicht herausgerissen mitten aus noch unbefriedigtem Wollen." Sein Werk stand ihm näher als alles, näher selbst als seine Familie; sein Leben hatte nur Wert für ihn, soweit er es für sein Werk gebrauchte; und dieses sein Werk, die Ausarbeitung und Festigung der Landwirtschaftswissenschaft in Lehre und Forschung als ein berechtigtes und erfolgreiches Glied der Universität, hat er so fest begründet und abgeschlossen, daß er nun beruhigt dahinfahren konnte.

Er hat das den Sterblichen in der Regel zugemessene Maß des Lebens weit überschritten, genau bis zu dem Zeitpunkt, als seine Arbeit getan war. Denn auch das seltene hohe Glück war ihm beschieden, daß er seinen Ruhm nicht in kraftloser Untätigkeit überlebte. An jenem Tag, an dem die Zeitung seine letzte heftige Erkrankung meldete, die ihn nach wenigen Tagen dahinraffte, bekam ich den Sonderabdruck seiner in der landwirtschaftlichen Umschau erschienenen letzten Arbeit über „Elektrokulturversuche" des Sommers 1909. Und auch diesem letzten kurzen Bericht waren die bekannten Vorgänge der Kühnschen Arbeiten eigen: gewissenhafteste Beobachtung, vorsichtigstes Urteil, bescheidene Zurückhaltung im Ziehen fertiger Schlüsse, aber zuversichtliches Betonen des in eigener sorgfältiger Arbeit gefundenen Resultates.

Sein Glückstern fügte es, daß er an der Universität Halle, „inmitten der intensivsten Landwirtschaftsbetriebe" der hochkultivierten Provinz Sachsen, im Herzen Deutschlands, seine Tätigkeit ausüben, sein Werk durchführen konnte. Hierher, wie zu einem Brennpunkt landwirtschaftlichen Strebens und Arbeitens, strömten die vielen Tausende lernbegieriger Jünger nicht nur aus Deutschland, sondern auch aus fernen Ländern zusammen, die Kühnschen Lehren suchend, ihn zu immer neuen Aufgaben anregend, seinen Ruhm verbreitend.



Julius Kühn wurde am 23. Oktober 1825 in Pulsnitz in der Oberlausitz geboren. Er erlernte die praktische Landwirtschaft und wurde schon im Jahr 1848 als Gutsamtmann in Krausche bei Bunzlau in Schlesien selbständig wirtschaftender Beamter. Schon hier, in mühevoller praktischer Arbeit, betätigte er sein Forscherinteresse. In den Jahren 1855 und 1856 studierte er in Poppelsdorf, wurde 1856 in Leipzig zum Doktor promoviert und war im Sommer 1857 Privatdozent in Proskau. Doch kehrte er alsbald noch einmal in die Praxis zurück und übernahm die Verwaltung der Gräfl. Egloffsteinschen Besitzung in Schwusen im Kreise Glogau. Als Güterdirektor in Schwusen war er den Landwirten der Nachbarkreise ein leuchtendes Vorbild als Ackerwirt und Viehzüchter; doch gab sein im Jahr 1858 erschienenes Werk „Die Krankheiten der Kulturgewächse, ihre Ursachen und ihre Verhütung" auch glänzendes Zeugnis von seiner unermüdlichen Forschertätigkeit.

In Schwusen verfaßte er auch sein zweites berühmtes Werk „Die zweckmäßigste Ernährung des Rindviehes". Dieses Buch, in der Hand fast jedes praktischen Landwirtes und Landwirtschaft Studierenden, ist seitdem wie kein anderes das meistbenutzte Lehrbuch der landwirtschaftlichen Fütterung geworden; im Jahr 1906 erschien es in 12. Auflage. Sein erster hochbedeutsamer Erfolg aber war, daß, als in Halle im Jahr 1862 ein Lehrstuhl für das landwirtschaftliche Studium gegründet wurde, die Augen der entscheidenden Männer sich nur auf den in Praxis und Wissenschaft gleich hervorragenden Verfasser dieses Buches richteten.

Er übernahm die Berufung; aber sogleich zeigte sich das Programm seines Strebens. Mit dem Lehrstuhl allein war ihm nicht gedient, sein dringendstes Bestreben war darauf gerichtet, ein Forschungsinstitut zu errichten, und er hat unter viel Sorgen und Mühen als erster den Ausbau eines eigentlichen landwirtschaftwissenschaftlichen Forschungs- und Lehrinstituts nach selbständigem Plan bewerkstelligt. Die mustergültige Durchführung dieses Zieles hat er selbst immer für den Höhepunkt seines Werkes gehalten. Nicht in dem Rahmen eines Mustergutes, wie es bei den landwirtschaftlichen Akademien beliebt war, auch nicht als chemisches, zoologisches oder botanisches Institut wollte er seine Arbeitstätte gedacht wissen. Das Institut sollte auf exakt naturwissenschaftlicher Grundlage landwirtschaftlich-wissenschaftliche Forschungsmethoden ausbilden und hiernach solche Aufgaben wissenschaftlich zu lösen suchen, die der Förderung des landwirtschaftlichen Betriebes dienen.

Als einzelne Zweige des Instituts schuf er den Versuchs- und Pflanzengarten, die Versuchswiese, das große Versuchsfeld, den sehr umfangreichen Haustiergarten, das Veterinärinstitut, das Institut für die Prüfung landwirtschaftlicher Maschinen und Geräte usw. Unendlich zahlreich sind die Veröffentlichungen, durch die er Zeugnis ablegte von der Art seines Arbeitens und von der Emsigkeit, mit der er alle Seiten des landwirtschaftlichen Betriebes in das Bereich seiner Untersuchung und Förderung zog, und durch die er einen stillen, aber sicheren Einfluß auf die gesamte Landwirtschaft ausübte.

Er war ganz und gar kein Spezialist, das konnte er nicht sein, sonst hätte er nicht der Begründer der modernen Landwirtschaftswissenschaft sein können; sein Forschungs- und Lehrgebiet war die gesamte Landwirtschaft, auf alle Zweige wirkte er befruchtend ein. Aber aus seiner Schule gingen im natürlichen Verlauf Spezialisten hervor, denn unter seiner Führung ist der Umfang der einzelnen Forschungsgebiete so groß geworden, daß die Bearbeitung eines jeden von ihnen spezielle Vertreter verlangt. So wirken von seinen Schülern die einen auf dem Gebiet der Pflanzenproduktionslehre, die andern in der Tierzuchtlehre, und auch die Wirtschaftslehre wird als besonderes Forschungsgebiet gepflegt.

Zahlreich und glänzend waren die Ehrungen, die ihm und seiner Tätigkeit zuteil wurden. Aber stets nahm er die über alles gewöhnliche Maß hinausgehenden Ehrungen und Anerkennungen, die ihm von seiten seines Königs und der vorgesetzten Behörden sowie von seiten seiner Schüler und Anhänger zuteil wurden, nur als seinem Werk, nicht seiner Person geltend entgegen und freute sich ihrer nur als Gewähr dafür, daß sein Werk bleiben werde. Und es wird bleiben: nicht als abgeschlossenes, starres Gebilde, sondern als ein Vermächtnis, das reichlich ausgenutzt worden, als ein Baum, der immer neue Zweige mit neuen köstlichen Früchten treiben wird. Alle seine Schüler, die seines Geistes einen Hauch verspürt haben, werden an ihren Stellen das von ihm Uebernommene nicht als unverrückbares Schema behalten, sondern es nach ihren Kräften weiter ins einzelne verfolgen und den neuen Verhältnissen entsprechend durchbilden. Je reichere und mannigfaltigere Früchte es in dieser Richtung tragen wird, um so mehr wird das seinem Sinn, seinem Hoffen entsprechen. Aber ein Fortschritt ist nur auf seinen Bahnen gegeben; in diesem Sinn wird sich sein Wunsch erfüllen, den er in dem oben angeführten Satz aussprach: „Gott wolle die Saat segnen, die auszustreuen ich berufen bin."

Unsere Bilder

Die Palästinafahrt des Prinzenpaares Eitel Friedrich (Abb. S. 691 u. 692). Seit der Orientreise unseres Kaisers hat keine Pilgerfahrt nach dem Heiligen Lande so viel Aufsehen erregt wie die Reise des Prinzen Eitel-Friedrich von Preußen und seiner Gemahlin, die in diesem Jahr einige Tage nach Ostern den geheiligten Boden Palästinas betraten und einige Wochen lang im Land weilten. Der Besuch des Prinzenpaares und die imposanten Feierlichkeiten, mit denen das schöne evangelische Erholungsheim und die katholische Marienkirche eingeweiht wurden, haben auf alle Nationalitäten Palästinas den tiefsten Eindruck gemacht, für die deutschen Ansiedler aber bedeutete diese Fürstenreise eine wahre Herzensfreude und eine wirksame Förderung all ihrer Bestrebungen. Daher wurde das Prinzenpaar überall von hellem Jubel begrüßt. Der Einzug in Jaffa und dann in Jerusalem erfolgte unter gewaltigen Ovationen. Natürlich begrüßten vor allem die Deutschen ihren Kaisersohn und seine Gemahlin. Das Prinzenpaar weilte während seines Aufenthalts gern und viel im Kreise der deutschen Kolonie, und der Höhepunkt der Reise, die Einweihung des Erholungsheims auf dem Oelberg, der Prinz Eitel Friedrich als Herrenmeister des Johanniterordens beiwohnte, war ein durch und durch deutsches Fest. Freilich ließ all die bunte orientalische Staffage, die einer Palästinareise einen so exotischen Reiz verleiht, die hohen Gäste Jerusalems nie vergessen, wo sie weilten. Jedenfalls wird ihnen diese Reise ebenso unvergeßlich bleiben wie den Deutschen des Heiligen Landes.

Das Ballonunglück von Reichensachsen (Abb. S. 695). Seitdem der Luftsport in Deutschland eine so große Verbreitung gefunden hat, hört man fast nach jedem Sturm oder jedem Gewitter von einem neuen großen Ballonunfall. Nur wenige Tage nach den beiden Katastrophen in Pommern, denen die



Insassen der Ballons „Pommern“ und „Schlesien“ zum Opfer fielen, ereilte vier Aeronauten, die in dem Ballon „Delitzsch“ in Bitterfeld aufgestiegen waren, in der Nähe des Dorfes Reichensachsen ein furchtbares Unheil. Der Führer des Ballons, der Bitterfelder Bürger Karl Luft, war ein sehr erfahrener Luftschiffer, und auch seine Gefährten waren bereits vielfach erprobte Aeronauten. Der Ingenieur Leuchsenring, ein Bayer, einer der Angestellten der Luftschiffahrtsgesellschaft in Bitterfeld, der Kaufmann Graupner und der Tierarzt Hecker hatten schon mehrere Aufstiege unternommen; Hecker zählte auch zu den Förderern des Deutschen Luftflottenvereins. Die vier Unglücksgenossen haben augenscheinlich keinerlei Fehler begangen. Als sie um Mitternacht über Eisenach schwebten, gerieten sie in einen Gewittersturm, der sie nach Reichensachsen trieb; dort traf ein Blitz den Ballon und brachte das Gas zur Explosion. Am Morgen fanden die Ortsbewohner in einem Obstgarten die verstümmelten Leichen und die Reste des Ballons.

Die Wahlkampagne in Frankreich (Abb. S. 694 u. 698) hat begonnen und bringt, dem gallischen Charakter entsprechend, eine Reihe erbitterter Kämpfe mit sich. Der Ministerpräsident Briand eröffnete den Feldzug durch eine große Programmrede, die er vor den Wählern von St. Chamond hielt. Während dieser Rede kam es zu den ärgsten Ruhestörungen, da die revolutionären Gegner der Regierung mit Gewalt in den Saal eindringen wollten und kaum daran verhindert werden konnten. — In Paris selbst ist die merkwürdigste Erscheinung des Wahlkampfes der Anteil, den die Stimmrechtlerinnen daran nehmen. Sie haben mutig und aussichtslos eine Kandidatin für die Parlamentswahlen aufgestellt, besonders eifrig aber machen sie in zahlreichen Versammlungen für eine ganze Schar von Gemeinderatskandidatinnen Propaganda. Wenn auch diese Damen — meist Vertreterinnen der gelehrten Berufe — diesmal angesichts der gesetzlichen Hindernisse noch nicht in das Stadthaus einziehen werden, nehmen ihnen kundige Beurteiler der politischen Stimmung nicht alle Hoffnung für eine nahe Zukunft.

Der Dalai-Lama (Abb. S. 693) kommt während seines Aufenthalts in Kalkutta inniger mit der europäischen Kultur in Berührung als irgendeiner seiner Vorgänger in seinem heiligen Amt. Der „lebende Buddha“ hat sich sogar herbeigelassen, einem Photographen in aller Muße zu einer Porträtaufnahme zu sitzen. Alle Bilder des buddhistischen Papstes, die man bisher kannte, waren nur kühne Momentaufnahmen unternehmungslustiger Amateure.

Dr. Cook (Abb. S. 693), der amerikanische Polarfahrer, der der Welt, statt ihr letztes geographisches Rätsel zu lösen, ein so merkwürdiges psychologisches Rätsel zu raten gegeben hat, war lange Zeit verschollen. Die Reporter aller Länder suchten ihn mit Feuereifer an verschiedenen Orten Europas, es scheint aber, daß er sich seit Monaten unter falschem Namen in Südamerika aufgehalten hat. Vor kurzem verließ er an Bord des deutschen Dampfers „Osiris“ den Hafen von Montevideo.

Ein Brand im Hamburger Freihafen (Abb. S. 696). Vor einigen Tagen entstand in einem der großen Speicher an der Kehrwieder Spitze im Hamburger Freihafen eine große Feuersbrunst. Es scheint, daß ein Arbeiter beim Löten einer Kiste mit dem Lötofen unvorsichtig umging, und daß infolgedessen ein in der Nähe gelegenes Zelluloidlager explodierte. Nun war es natürlich nicht leicht, den Brand zu löschen, obwohl die Feuerwehr ihr möglichstes tat. Die Flammen verzehrten einen großen Teil der in dem Speicher verwahrten Güter, darunter ein großes Kaffeelager. So wurde ein gewaltiger Schaden angerichtet. Leider fand die vordringende Feuerwehr in den rauchenden Trümmern der eingeäscherten Räume auch die Leichen zweier armer Arbeiter, die von dem Feuer überrascht worden waren.

Die Weltausstellung in Brüssel (Abb. S. 694) wird während der Woche, in der dieses Heft unserer Zeitschrift aufliegt, in feierlicher Weise eröffnet. Dem großen Eifer des Ausstellungskomitees, dem Baron Janssens vorsteht, ist es gelungen, daß der König bei der Eröffnungsfeier ein wenigstens einigermaßen fertiges Ganzes besichtigen kann. Auch die deutsche Abteilung, bekanntlich einer der schönsten Teile der Gesamtausstellung, kann sich dank der rastlosen Tätigkeit des Reichskommissars und des Komitees bereits bei ihrer frühzeitigen Eröffnung sehen lassen.

Ida Boy-Ed (Abb. S. 697), die Verfasserin unseres neuen Romans, ist unsern Lesern keine Unbekannte, sowenig wie dem übrigen deutschen Lesepublikum. Steht sie doch seit dem Jahr 1882 im literarischen Schaffen. Seither hat die liebenswürdige und phantasiereiche Erzählerin eine ganze Reihe prächtiger Werke verfaßt, die zumeist in angesehenen Blättern erschienen und dann später auch in Buchform großen Erfolg fanden. Die Leser der „Woche“ haben im Sommer 1906 in dem Roman „Herbststurm“ die hervorragenden Qualitäten dieser echten Frau und echten Dichterin kennen und schätzen gelernt; sie werden diese Vorzüge auch in „Nur wer die Sehnsucht kennt . . .“, Ida Boy-Eds neustem Roman, wiederfinden.

Todesfälle (Abb. S. 697). In Halle verschied der Wirkl. Geh. Rat Dr. Julius Kühn, der hochverdiente Organisator des höheren landwirtschaftlichen Studiums in Deutschland. — Waldemar Graf Oriola, der bekannte hessische Parlamentarier, ist nach einem scheinbar belanglosen Straßenunfall einem Schlagfluß erlegen. Er war bis zu den Kämpfen um die Reichsfinanzreform einer der Führer der Nationalliberalen im Reichstag. Er trat auch in verschiedenen Körperschaften Hessens hervor. — Geh. Kommerzienrat J. Blüthner, der dieser Tage gestorben ist, ist als Fabrikant der Blüthnerflügel in der ganzen Welt bekannt geworden. Er hat auch auf das Musikleben Berlins großen Einfluß genommen.

Die Toten der Woche

Maximilian Graf v. Berchem, Wirkl. Geh. Rat, ehemaliger Unterstaatssekretär, † in München am 13. April, 68 Jahre alt.

Frau Hanna Bieber-Böhm, Führerin der deutschen Frauenbewegung, † in Berlin am 15. April, 58 Jahre alt.

Geh. Kommerzienrat Julius Blüthner, Begründer der bekannten Pianofortefabrik, † in Leipzig am 13. April im Alter von 86 Jahren. (Portr. S. 697).

Generalleutnant z. D. von Carnap-Querheimb, † in Friedenau bei Berlin am 15. April im Alter von 84 Jahren.

Sir Robert Giffen, bekannter Statistiker, † in London am 12. April im Alter 73 Jahren.

Wirkl. Geh. Rat Prof. Dr. Julius Kühn, Direktor und Gründer des Landwirtschaftlichen Instituts in Halle a. S., † am 14. April im 85. Lebensjahr. (Portr. S. 697).

Sir William Orchardson, bekannter Maler, † in London am 14. April im Alter von 75 Jahren.

Graf Waldemar Oriola, Reichstagsabgeordneter, † in Berlin am 17. April im 56. Lebensjahr. (Portr. S. 697).

Generalleutnant z. D. Karl Tillessen, † in Ehrenbreitstein am 13. April im 64. Lebensjahr.

Robert Waldmüller, bekannter Schriftsteller, † in Dresden im Alter von 87 Jahren.



Bilder vom Tage

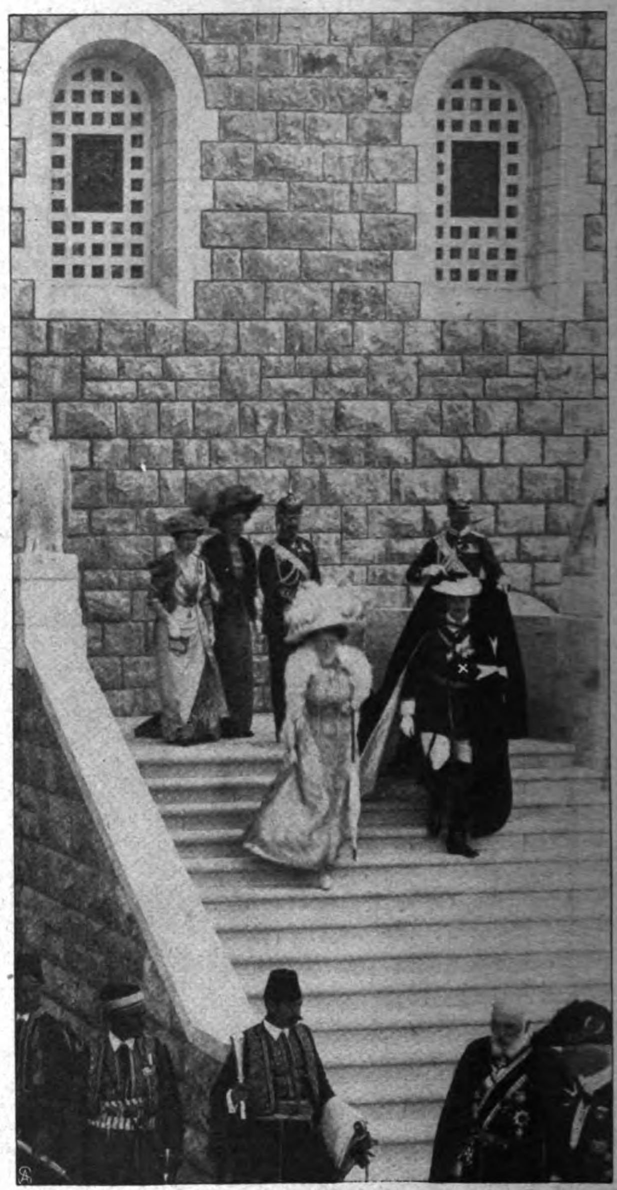


Der Empfang des Prinzenpaares (×) auf dem Bahnhof in Jerusalem. Phot. Raad.

Die Palästinafahrt des Prinzen und der Prinzessin Eitel Friedrich von Preussen.



Im Wagen das Prinzenpaar.
Auf der Fahrt vom Hafen nach dem Bahnhof in Jaffa.



Der Prinz (×), als Herrenmeister des Johanniterordens,
begibt sich zur Einweihung der Himmelfahrtskirche.



Das fürstliche Paar auf dem Landungsboot zwischen den Felsen von Jaffa. Phot. Raab

Die Palästinafahrt des Prinzen und der Prinzessin Eitel Friedrich von Preußen.



Der Dalai-Lama in Kalkutta: Erste Porträtaufnahme des Papstes der Lamaisten.



Wo ist Cook? Der langgesuchte Nordpolfahrer (×) mit seiner Gattin an Bord des deutschen Dampfers Osiris nach seiner Abfahrt von Montevideo.




Geh. Reg.-Rat Albert,
deutscher Reichskommissar für die Ausstellung



Phot. Boute.

Baron Janssens, Brüssel.
Der Präsident des ausführenden Ausschusses.



Hofphot. Sandau.

Geh. Kommerzienrat Ravené,
Präsident des deutschen Ausstellungskomitees

Zur Eröffnung der Weltausstellung in Brüssel.

Ministerpräsident Briand (×) inmitten der Wählermenge in St. Chamond. Phot. Worlds Graphic Preß

Die Wahlcampagne in Frankreich.



In der Gondel von links nach rechts: Die Herren Graupner, Höcker, Luft, Leuchsenring.

Der Ballon „Delitzsch" vor der Abfahrt in Bitterfeld.



Reichensachsen: Die Unfallstelle (×) hinter einer Scheune im Garten. Hofphot. Tellgmann.



Verpacken der zertrümmerten Gondel und der Ballonreste. Hofphot. Tellgmann.

Die Ballonkatastrophe in Reichensachsen im Reg.-Bez. Cassel.





Der durch eine Zelluloidexplosion entstandene Brand vom Hafen aus gesehen. Phot. Schaul.

Großfeuer im Hamburger Freihafen.

Unteres Bild: Löscharbeiten auf der Landseite, vor der Freihafenbrücke.

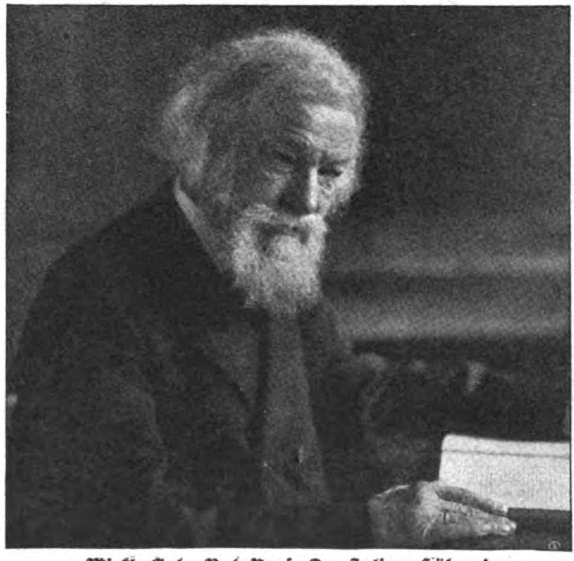


Ida Boy-Ed, die Verfasserin unseres neuen Romans „Nur wer die Sehnsucht kennt . . .“



Phot. Nicola Perscheid.

Der bekannte Parlamentarier **Waldemar Graf v. Oriola †** Mitglied des Reichstags.



Wirkl. Geh. Rat Prof. Dr. Julius Kühn † Begründer des Landwirtschaftsstudiums in Deutschland.



Geh. Kommerz.-Rat J. Blüthner † der bekannte Leipziger Hofpianofortefabrikant.

Die Wahlcampagne in Frankreich.

Pariser Suffragettes in ihrer ersten Wahlversammlung:

Die Advokatin Mlle. Dérone spricht. — Nach einer Originalzeichnung von Léon Fauret.



Nur wer die Sehnsucht kennt ...

Roman von

Ida Boy-Ed.

Auf dem Jachtklubball in der Marineakademie, der wie immer die Kieler Woche abschloß, gewährte die herkömmliche Überzahl von Herren jeder Dame das Vergnügen, sehr gesucht und umschwärmt zu sein. Aber die Dringlichkeit, mit der in den Tanzpausen die schöne Frau Jutta von Verehrern umworben wurde, wirkte selbst hier so auffallend, daß sie sich als Königin des Festes hätte fühlen dürfen.

Es schien jedoch, als nähme sie alles mit einem erzwungenen oder zerstreuten Lächeln hin: die brüderliche Fürsorge der Crewkameraden ihres fernen Gatten und die feurige Verehrung der jüngeren Seeoffiziere.

Sie stand eben im Vorsaal des ersten Stockwerks, vor einer der Säulen, die den hohen Plafond trugen. Die etwas grelle Helligkeit, die von überall her das aufstrebende Rund des grauen Marmors traf, überstreute ihn mit gleißenden und unruhigen Reflexen, so daß ihm die gerade Linie eines Glanzlichtes fehlte. Das gab einen zu flimmernden Hintergrund für den dunkelhaarigen Frauenkopf, dessen Umriß dadurch etwas Verwischtes bekam.

Frau Jutta war ein wenig bleich, wie es manche Frauen vom Tanzen werden. Ihre Gestalt, trotzdem sie über Mittelgröße war, wirkte zart. Aus dem blassen Goldgelb ihres Chiffonkleides hoben sich in feinen Linien die Schultern hervor. Das Bestimmende an ihrer Erscheinung war vielleicht die Art, wie der schlanke Hals den Kopf trug: erhoben, in unbewußt herrischer Haltung.

Von den jungen Herren, die sich gerade um Jutta Mühe gaben, bemerkte keiner, daß ihr Gesicht vom Fest mehr abgespannt als angeregt erschien, daß sich unter ihrem Lächeln ein Zug von Schärfe verbarg. Und sie spürten auch nicht, daß der Blick aus diesen großen, dunkeln Augen zuweilen an ihnen vorbeiging und das Gewühl der Menschen rasch suchend überflog.

In einer wichtig fröhlichen Bewegung schob sich die Menge vorüber. Aus dem Hauptsaal kam sie und zog die imposanten Treppen hinab, zum untern Vorsaal oder zum Gartensaal. Von unten kam sie herauf, dem Schauplatz ihres Vergnügens eine andere Kulisse suchend. Immerfort wechselten die Gruppen, in denen sie sich zusammenfand. Aber diese Menschenfülle wirkte dennoch nicht sehr farbig. Die dunkelblaue Marineuniform mit den goldenen Zieraten beherrschte das Bild. Die Mode begünstigte für das Frauenkleid so sehr das Weiß, daß nur ganz selten bunte Töne auftauchten. Man sah ab und zu einen der weißen Kragen und pastellblauen Röcke von „Seebataillönern“ und zuweilen den schwarzen, ordengeschmückten Frack eines Professors oder Regierungsbeamten.

Die drei jungen Herren, die vor Jutta standen — alle drei in dem kurzen Dinerjackett, das selbst den ältesten Stabsoffizieren noch etwas knabenhaft Flottes gibt — kehrten ihre dunkelblauen Uniformrücken der unruhigen Menge zu, zwischen ihr und der schönen Frau eine Wehr bildend, gleichgültig gegen alle Welt und nur bestrebt, vor der Dame ihrer Verehrung in munterer Unterhaltung zu bestehen.

„Ich finde es eine großartige Stimmung heute abend. Finden gnädige Frau nicht auch?“ fragte der Oberleutnant z. S. von Reiswitz, dessen bärtiges und durch Sonnenbrand entstelltes Gesicht vor Freude strahlte.

„Du bist in großartiger Stimmung“, sagte sein kurzgewachsener stämmiger Freund Lebus mit Betonung. „Ich sehe nichts wie den Marineball nach Schema F, den man schon so oft abgetanzt hat. Das einzige wichtige und schöne Erlebnis des Abends ist die Anwesenheit der gnädigen Frau.“

Und auch sein Gesicht, das durch eine von keinerlei Haarwuchs mehr gekrönte Stirn sehr groß für seine kleine Gestalt schien, glänzte ganz und gar.

„Nun, Herr von Reiswitz hat alle Gründe, in bester Laune zu sein“, meinte Jutta und sah den Offizier mit wirklicher Freundlichkeit an. „Im Handikap Eckernförde-Kiel Erster geworden, der ‚Freia‘ einen Prunkbecher ersegelt; bei der Preisverteilung von Majestät ausführlich angesprochen — wem da der Himmel nicht voller Geigen hängt, dem kann das Glück überhaupt nicht mehr aufspielen.“

„Gnädige Frau dürfen mir glauben, daß es mir eine große Genugtuung ist, Ihrer Empfehlung keine Schande gemacht zu haben“, versicherte Reiswitz voll Selbstgefühl; „ich wußte, daß die allgemeine Aufmerksamkeit sich auf die ‚Freia‘ richtete, und daß ich für die Ehre der deutschen Werft, die sie gebaut hat, und ihres Besitzers, der sie meiner Führung anvertraute, mich mit meinem ganzen segelsportlichen Können einzusetzen hatte.“

„Der Besitzer der ‚Freia‘ ist Ihr Vetter, gnädige Frau?“ fragte der Kapitänleutnant Heidebrecht. Er sah ein wenig dem großen Napoleon ähnlich, und wenn er nur eine Frage tat wie diese ganz gewöhnliche, wirkte es, als forsche er gnädig nach tiefen Dingen.

„Vetter?“ sagte Jutta und machte achselzuckend eine Geste, als lohne es sich nicht, eine ganz nebensächliche und weitläufige Beziehung genau darzulegen. „Herrn von Gambergs Mutter und meine Mutter sind irgendwie verwandt.“

Und ihre Blicke glitten dabei an Heidebrechts massivem Kopf unruhig vorbei und suchten in der Menge.

„Ich kenne Herrn von Gamberg,“ erzählte mit seiner heiseren Stimme Lebus, „das heißt, ich weiß nicht, ob



er sich meiner erinnert. Als ich vor zwei Jahren in einem kleinen Ablösungstransport von Ostasien mit heimkam, befand sich auch Gamberg an Bord des ‚König Albert‘. Gamberg hatte, glaube ich, als Sekretär im Generalkonsulat von Schanghai ein Jahr gearbeitet und war ins Auswärtige Amt berufen.“

„Ach . . .“, sagte Jutta.

„Es ist förmlich, als wenn das Wetter wüßte, was es der gnädigen Frau schuldig sei,“ meinte Heidebrecht, „glänzender konnte es nicht sein, und so haben Sie gleich das erstemal den ganzen Zauber der Kieler Woche kennen gelernt und sind ihm für immer verfallen.“

„Nur schade, daß Herr Kapitän nicht selbst die Freude haben durfte, Ihnen die Kieler Woche zu zeigen. Wie er wohl herdenkt! Die ‚Luise‘ ist ja wohl gerade in diesen Tagen in Nagasaki angekommen.“

Jutta ging auf diese Randbemerkung von Lebus nicht ein. Sie antwortete vielmehr Heidebrecht.

„Hier darf man nicht nur, hier muß man vom Wetter sprechen. Ja, es war unerhört schön. Und wenn es so bleibt, Sonnenschein und frischer Nordwest dabei, ersegelt sich Reiswitz übermorgen von Kiel nach Travemünde wieder einen Preis.“

„Pardon, gnädige Frau,“ bat Reiswitz sehr eifrig und mit dem Aberglauben des Seglers, „Wetter muß man nicht loben, Wetter muß man anschnauzen. Und gerade weil gnädige Frau sich etwas für Herrn v. Gambergs ‚Freia‘ interessieren. . . .“

Jutta lachte.

„Ach nein,“ behauptete sie, „ich interessiere mich gar nicht so dringlich für die ‚Freia‘, wie Sie vorauszusetzen scheinen.“

„Gnädige Frau haben nur aus reiner Herzensgüte für Herrn von Gamberg die Situation gerettet?“ fragte Heidebrecht.

„Was heißt das: die Situation retten“, sagte Jutta achselzuckend. „Gamberg hat sich die Jacht bauen lassen, ich glaube mehr dem Drängen befreundeter Sportleute folgend als gerade aus einer großen Neigung. Man engagierte ihm für die ‚Freia‘ eine fixe Mannschaft und einen Skipper, der eine Perle sein sollte. Und im letzten Moment, das heißt acht Tage vor Beginn der Kieler Woche, stellte sich's heraus, daß der Skipper ein Trinker ist. Da ich nun zufällig wußte, daß Herr von Reiswitz sich sehr danach sehnte, eine Jacht führen zu dürfen, schlug ich Gamberg vor, er möge sich an Reiswitz wenden.“

„Ich konnte ja Herrn von Gamberg auf meine Erfolge mit der ‚Maria-Clarissa‘ verweisen, die ich voriges und vorvoriges Jahr für den Amerikaner Huston gesegelt habe. Ich hatte mich auch dies Jahr für Huston freigehalten: da hat die ‚Maria-Clarissa‘ Pech und wird bei Cowes angesegelt, und Huston depeschiert mir ab. Aber so geht es: erst ließ ich die Ohren hängen. Nachher stellt sich's raus, daß es 'n Dusel war, denn es war ja natürlich viel interessanter, die ‚Freia‘ zu führen. Neue Jacht, Typ zum erstenmal auf deutscher Werft gebaut — etwaiger Erfolg gewissermaßen Beweis für Leistungsfähigkeit deutscher Schiffsbautechnik, auch auf diesem Spezialgebiet — ich darf sagen: es spannte an! Besonders auch durch den Umstand, daß die Segel noch nicht genügend getrimmt waren. Ja, das kostete Nerven. Aber gottlob: ich kann vor Herrn v. Gamberg und, woran mir noch mehr liegt, vor meiner allergnädigsten Gönnerin bestehen.“

„Mit welcher Wendung das Gespräch wieder glücklich bei deinen Seglerqualitäten angelangt wäre“, sagte Lebus und klopfte den Kameraden wohlwollend ein bißchen auf den Rücken.

„Niemand kann so genau von meinen Vorzüglichkeiten unterrichtet sein wie ich selbst. Deshalb ist es meine Pflicht, bei der herrschenden Konkurrenz sie unserer gnädigen Frau wiederholt zu Gemüt zu führen“, antwortete Reiswitz vergnügt.

„Ich finde aber doch, Sie wollen zu viel gelobt und belohnt sein. Deshalb verzichte ich aus erzieherischen Gründen auf den nächsten Tanz mit Ihnen“, erklärte Jutta mit nervösem Lachen.

„Sehr zu billigen! Frauen sind die geborenen Erzieherinnen,“ lobte Heidebrecht, „und hier steht der Ersatzmann! Ich habe noch keine Dame zur Quadrille.“ Er verbeugte sich.

„Der Weg zur Partnerschaft mit der gnädigen Frau bei der Quadrille geht nur über meine Leiche“, erklärte Reiswitz. „Gnädige Frau! Auch für die Damen der Marine ist kameradschaftliche Gesinnung und deren fortwährende deutliche Betätigung ein zwar ungeschriebenes, aber absolut zu befolgendes Gesetz. Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß es unkameradschaftlich wäre, wenn Sie mir die Quadrille verdürben. Ich habe auch schon ein Visavis, das Ihnen zusagt. Dito garantiere ich, daß Ihnen drittes und viertes Paar genehm ist.“

„Wie genau Sie meinen Geschmack kennen!“ spottete Jutta. „Namen, bitte. . . .“

„Visavis also Kapitän Hochhagen! Was können Sie gegen ihn haben? Er ist der beste Freund Ihres Mannes.“

Mein Aufseher! dachte in jäh aufwallender Bitterkeit Jutta, mein Beschützer — mein Vormund — mein Gefangenwärter. . . .

Aber sie lachte auch schon wie eine, die sehr angenehm überrascht ist, und sagte: „Vortrefflich. Ich zieh hiernach meinen Verzicht zurück.“

„Sehen Sie wohl! Und Hochhagen hat das wunderhübsche Fräulein Gervasius.“

„Na — wunderschön . . . !“ warf Lebus kritisch dazwischen, als wolle und könne er niemand Schönheit zuerkennen außer der hier gegenwärtigen unerreichten Frau Jutta.

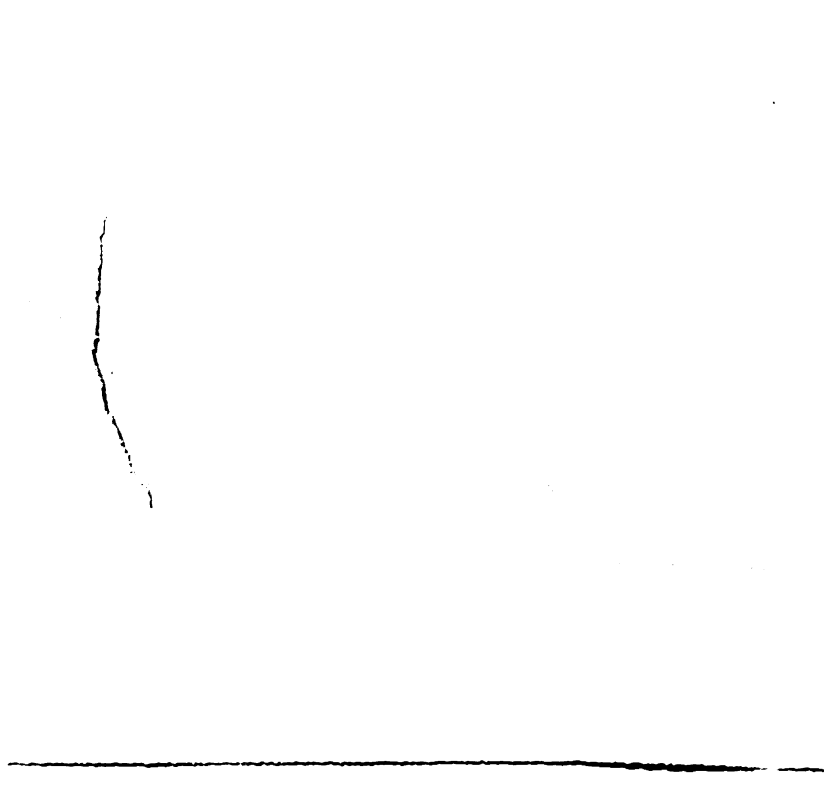
Aber Jutta fragte in wirklichem Interesse nach: „Die reizende Tochter des Professors?“

„Jawohl,“ stellte Reiswitz fast triumphierend fest, „des berühmten Geheimrats entzückende Tochter. Die andern beiden Paare sind: Kapitän von Rosenfeld mit Frau Konsul Krüger — Hamburger Dame — und mein Crewkamerad Untermeyer mit Baroneß Hollensteen.“

Jutta nickte lobend.

„Eine Quadrille,“ sagte Heidebrecht, „auf die sich der Neid aller richten wird, die nicht dabei sein können.“





„Hochhagen tanzt sehr viel, aber sehr viel mit Renée Gervasius“, bemerkte Lebus.

Jutta wurde noch aufmerksamer. Ihr Blick verlor das Suchende, Zerstreute, das so im Widerspruch zu ihrem muntern Plaudern stand.

„Wirklich?“ fragte sie, als sei sie auf das glücklichste überrascht, „das ist ein gutes Zeugnis für seinen Geschmack.“

Reiswitz fühlte, daß dies Thema für die schöne Frau irgendwie erfreulich schien, und er spann es deshalb fort.

„Ich will nicht indiskret sein,“ sprach er, „aber als ich mit Fräulein Gervasius tanzte, hat sie sich ausschließlich mit mir über Hochhagen unterhalten.“

„Und du beanspruchst es bekanntlich doch, daß man sich mit dir nur von dir unterhält“, sagte Lebus, mit seinem Seemannsbaß laut lachend.

„Ich beanspruche bekanntlich, daß meine Freunde sich geistig mal auch anders als nur in Bosheit betätigen“, äußerte Reiswitz.

In diesem Augenblick schwoll durch alle Räume der eindringliche, vibrierende Klang eines Trompetensignals. Ein Kamerad rief im Vorbeieilen Reiswitz zu: „Antreten zur Quadrille.“

Er gab sogleich seiner Dame den Arm und führte sie in den Hauptsaal, an jenen Platz, den er mit seinen Partnern verabredet hatte.

Es dauerte aber noch viele Minuten, bis das entstandene verworrene Durcheinanderdrängen von Tänzerpaaren leidlich zur Ruhe kam und die einzelnen Karrees vollständig in ihrer Aufstellung wurden. Herren suchten nach ihren Damen hier oben, während die Dame vielleicht unten im Gartensaal wartete. Hilflose und Fremde, die noch gar keine Quadrillenteilhaber gesucht oder gefunden hatten, standen verlegen umher. Wer hier keine genauen Verabredungen getroffen und nicht durchaus sich zu Hause fühlte, war im argen Nachteil. Die den Tanz ordnenden jungen Offiziere eilten mit heißen und verzweifelten Gesichtern hin und her.

Die vier Paare von Juttas Quadrille standen geordnet, geduldig wartend.

Jutta und Reiswitz, gerade gegenüber der Korvettenkapitän Hochhagen, ein Mann mit bärtigem, ernstem Gesicht, das aber jetzt wie vor Freudigkeit verklärt schien. Die schlanke Dame neben ihm, mit regelmäßigen Zügen, in denen noch Weichheit und Frische der blühendsten Jugend war, sprach munter auf ihn ein.

Sie ist wirklich reizvoll, dachte Jutta, wie unbefangen sie ihre Schwärmerei zeigt! Wie fein der Ansatz ihrer dunkelblonden Haare an Schläfen und im Nacken. Was für ein gutes Profil! Und was für liebe Augen.

Ah, dachte sie weiter, fast voll Inbrunst, möchte er sie wählen....

Jeder Herr plauderte nun mit seiner Dame, nachdem gleich, als man sich zusammengefunden, Herr von Rosenfeld Frau Konsul Krüger mit Jutta bekannt gemacht.

Frau Konsul Krüger, klein, voll, mit einem wunderhübschen blondhaarigen Kopf auf dem kurzen, dicken Hals, bewegte sich mit einer so auftrumpfenden Sicherheit, daß auf ihren Lippen die Frage zu schweben schien: Ist hier jemand, der ebenso viel Steuern bezahlt wie mein Mann?

Da nun jede Kieler Marinefrau sich jeder Fremden gegenüber ein wenig zu gastlicher Höflichkeit verpflichtet fühlte, sprach Jutta mit scheinbar großer Lebhaftigkeit und Teilnahme von den ungünstigen Segelresultaten der „Hammonia“ und der nur allzu begreiflichen Verstimmung des Konsuls Krüger über die Nichtplacierung seiner Jacht. Natürlich sei es ärgerlich, sagte Frau Krüger. Es koste so rasend viel, was ja freilich egal sei. Man täte es eben der Mode wegen. Ob das Geld so oder so ausgegeben werde, sei gleichgültig. Ausgeben müßte man, das sei Pflicht reicher Leute. Aber bei dieser Sache kriege man unversehens eine Art dummen Ehrgeiz. Man werde förmlich gierig auf Preise. Und dann verbreitete sich Frau Konsul Krüger mit ganz frisch aufgeschnappter Sachkenntnis darüber, daß eben die „Hammonia“ vermöge gewisser, unauffindbarer Konstruktionseigenheiten vor dem Wind großartig gehe, hingegen beim Kreuzen im Nachteil sei. In Kuxhafen neulich habe sie trotz böiger Nordostwinde den Zweiten Preis ihrer Klasse davongetragen. Reiswitz hörte dieser Auseinandersetzung mit Großmut und einem leisen, kleinen, spöttischen Funkeln in seinen Augen zu. Frau Konsul Krüger schloß dann mit der Klage, das Wetter sei auch diesmal in der Kieler Woche zu schlecht.

„Ach,“ sagte Jutta, „schlecht?! Sogar beim Wetter sieht man's: nichts ist an sich gut oder schlecht. Nichts kommt auf den Wind an — alles auf das Objekt, das er anbläst.“

Frau Konsul Krüger dachte, daß diese Dame, deren Namen sie nicht ganz verstanden hatte, „geistreich“ zu tun wünsche. Sie wandte sich ihrem Tänzer zu und nahm mit ihm ihren Platz ein: als viertes Paar.

„Gegen geistreiche Frauen hab ich ein Vorurteil. An die glaub ich einfach nicht“, sprach sie voll Selbstbewußtsein. „Es ist eine fabelhaft schöne Frau, obschon: der Hals ist ein bißchen lang und dünn nach meinem Geschmack. Wie war doch der Name?“

„Frau von Falckenrott,“ sagte Rosenfeld, und man sah auf seinem glattrasierten, klugen Gesicht nur den Ausdruck großer Höflichkeit, „ihr Gatte ist mein Crewkamerad.“

„Nein — so was! Dann hab ich ja 'n Haufen von Beziehungen. Ihr Mann ist der Kapitän von Falckenrott? Der jetzt als Erster Offizier auf der ‚Luise‘ in Ostasien ist?“

Rosenfeld nickte, und noch ehe er etwas sagen konnte, durchrauschte Frau Konsul Krüger schon flink den winzigen Platz zwischen den vier, auf den Beginn der Quadrille wartenden Paaren.

„Nein, so was!“ rief sie und streckte Jutta gleich beide Hände auf einmal hin, wobei am Gelenk der Linken ihr Fächer halbgeöffnet lebhaft an goldener Kette pendelte, „nein, dies ist zu reizend! Eben erst lasse ich mir Ihren Namen deutlich wiederholen. Man versteht ja nie beim Vorstellen.... Wissen Sie, daß Ihr Mann bei meiner Schwester Mila in Schanghai wie ein Kind im Hause ist?! Hat er Ihnen nie geschrieben,



daß er dort beinah alle Tage bei einem Herrn Glaubermann eingeladen war? Das ist mein Schwager. Glaubermanns sind fabelhaft gastfrei. Die Herren von der Marine finden dort immer offenes Haus. Glaubermann sagt, das sei patriotische Pflicht. Sie wissen doch: mein Schwager Glaubermann, Chef der ostasiatischen Abteilung des Hamburger Hauses?"

Jutta besann sich mühsam. Ja, es dämmerte ihr auf.... der Name Glaubermann war irgend einmal, vielleicht bei der Erzählung von einem für die Offiziere von S. M. S. „Luise" gegebenen Diner aufgetaucht... ein gleichgültiger Name mehr auf diesen Briefblättern, die aus Ostasien kamen.... die Kunde gaben von einem fernen, fernen Leben.... und das doch eigentlich ein Teil ihres Lebens war... sein sollte....

Kaum rang sie sich den höflich muntern Ton ab, in dem sie sprach: „Aber gewiß — Glaubermanns — ja, ja — ein hübscher Zufall — ja, die Welt ist so klein."

„Das muß ich gleich meiner Schwester Mila schreiben, daß ich die Gattin des Kapitäns von Falckenrott kennen gelernt habe! Wenn Sie wüßten, gnädige Frau, wie meine Schwester Mila mir von dem Kapitän Falckenrott vorschwärmt, würden Sie vielleicht eifersüchtig werden."

„Eine Marinefrau darf keine Eifersucht kennen", sagte Jutta.

„Darf nicht — darf nicht — ach Gott, als ob sich Empfindungen an Verbote kehrten. Ich wäre gräßlich eifersüchtig. Ich bin aber auch rasend temperamentvoll."

„Wie interessant!" sagte Reiswitz etwas kühn dazwischen.

Finge doch die Quadrille an, dachte Jutta.

„Und sagen Sie mal, gnädige Frau," fuhr die Frau Konsul eifrig fort, nachdem sie Reiswitz mit einem kecken Lächeln für seine Zwischenbemerkung mehr belohnt als bestraft hatte, „mir ist doch so... meine Schwester Mila schrieb davon... gerade als die Herren von S. M. S. ‚Luise' bei ihr zum Diner waren, kam die Depesche, daß dem Ersten Offizier ein Kind geboren sei.... Und meine Schwester Mila schrieb noch: wie schwer muß das für so 'ne junge Frau sein.... Das waren also Sie...."

„Ja," sagte Jutta laut und hart, „das war ich."

Unbeherrscht, für einige Sekunden ganz und gar unbeherrscht, schlug sie mit ihrem zusammengeklappten Fächer ein paarmal gegen ihre innere Handfläche.

Herrischer noch als sonst erhob sie ihren schönen Kopf und sah über die kleine zudringliche Schwätzerin hinweg.

Da traf ihr Blick zufällig den des Mannes gegenüber.

Der sah sie gut und fest und freundlich an. Aber irgend etwas reizte sie dennoch. Ihre Nasenflügel bebten. Der scharfe Zug um ihren Mund trat deutlich hervor.

In diesem schwülen Augenblick begannen die einleitenden Takte der Musik durch den Raum zu schwirren. Ein Kommandoruf ertönte. Frau Konsul Krüger eilte an die Seite ihres Herrn zurück. Und all die vielen, vielen Paare, die den Raum bevölkerten, immer zu vier und vier je eine kleine Tanzwelt für sich bildend, schienen im Bann einer Suggestion. Alle hörten. Alle warteten, um beim rechten Takt, in der richtigen Sekunde zu zweit zu avancieren. Plötzlich kam rhythmische Bewegung in die Menge. Das fröhliche Hin und Her und wohlgeordnete Durcheinander des Tanzes wickelte sich ab. Bei vielen jungen Paaren wandelte sich das Vergnügen in den ernsthaften und leidenschaftlichen Eifer, alle Figuren der Quadrille in vollkommener Glattheit durchzuführen.

Die Klänge von hundert lachenden Stimmen, das Gleiten von hundert raschen Fußsohlen über den Estrich mischten sich mit den Schallwellen der Musik. Der ganze Raum schien bis zur Verwirrung von Tönen und von Bewegung erfüllt. Die weißen Kleider und die dunklen Uniformen, die Blumen und die Goldlitzen, kahlgeschorene Männerköpfe und Frauenhäupter mit reichen Haarwellen, nackte Schultern und schwere Silberraupen, goldbefranste Epaulette — das alles glitt aneinander vorbei, kreiste umeinander, in einem Wirbel sich beständig anders schneidender Linien, ein fortwährend geschütteltes Kaleidoskop von Farbenflecken.

Über all dies bewegliche Gedränge flutete das Licht. Von der Hauptwand her beherrschte das Bild des Kaisers den Saal. Von der Kommandobrücke aus, als Admiral, sah er mit ehernem Ernst über das Festgewühl hin. Der feine Dunst und Staub, der in der Luft des Saales schwebte, zog einen leisen Schleier vor das Bild, so daß es wie von ferngesehenes Leben wirkte. Es war kein Gemälde mehr — es zauberte die Gegenwart des höchsten Herren gleichsam in den Saal.

Bei einer der Tanzfiguren sah sich Jutta an der Seite des Kapitäns Hochhagen. Zwischen ihr und seiner eigenen Dame, dem Fräulein Gervasius, vor und zurück schreitend, während Reiswitz einzeln ihnen entgegenkam und wieder vor ihnen zurückzuweichen schien, sagte er rasch: „Ich betrage mich heute pflichtvergessen. Verzeihen Sie mir."

„Ich bin ja heute mit Rosenfelds," sprach sie, „die passen ebenso gut auf."

„Das klingt ja fast erbittert."

„So? Sollte es nicht...."

Reiswitz ergriff wieder ihre Hand, man machte eine Ronde und trat an seinen Platz zurück.

Und ein andermal, als Hochhagen wieder ein paar Worte mit ihr wechseln konnte, hörte sie: „Malte hat geschrieben. Über den Brief muß ich mit Ihnen sprechen, darf ich morgen zum Tee kommen?"

„N — ja...."

„Gnädige Frau," sagte Reiswitz, „Sie sind wirklich zerstreut."

Sie standen und warteten, bis das dritte und vierte Paar die Figur ausführte, die sie selbst eben abgetanzt hatten.

„Aber gar nicht", behauptete Jutta.

„Wissen Sie, ob Herr von Gamberg mit an Bord kommen wird für die Fahrt nach Travemünde?"

„Keine Ahnung...."

„Vielleicht ist es ihm, da er Nichtsegler ist, zu langweilig. Kreuzer-Klasse 2, zu der die ‚Freia' gehört, geht außen um Fehmarn rum — wenn der Wind nicht stick Nordwest ist, kann's zwölf Stunden und mehr dauern."



Jutta antwortete nichts. Sie sah hinüber zu Hochhagen, der mit Blick und Ohr an seiner anmutigen Dame hing.

„Möchte er sie wählen — man sieht wohl — sie ist weg in ihn.... Möchte er ... ein so beschäftigter Aufseher ist kein Aufseher mehr...."

„Gnädige Frau... Sie sind so gut — sein Sie's wieder mal... wenn nämlich Herr von Gamberg nicht mit an Bord geht für die Wettfahrt Kiel—Travemünde, wird ein Platz frei, und da möchte Lebus brennend gern sich ranschlängeln...."

„Er kommt morgen zum Tee zu mir. Dann will ich mit ihm darüber sprechen."

„Lebus?" fragte Reiswitz dumm.

„Herr von Gamberg", sagte Jutta.

„Ach — pardon — ja, natürlich...."

Wieso... natürlich? dachte Jutta.

Und dann begann eine neue Tour.

Frau Konsul Krüger sprach auf den Kapitän von Rosenfeld ein.

„Hören Sie mal — das versteh ich nu doch nich. Der Mann ist in Ostasien, und die junge Frau geht allein auf Bälle und macht die ganze Kieler Woche mit!"

„Unter dem freundschaftlichen Schutz von mir und meiner Frau", sagte Herr von Rosenfeld.

„Schön. Das Dekorum in Ehren — das weiß ich von selbst, daß das schon irgendwie gewahrt sein wird. Aber wie kann man sich amüsieren, solange der Mann fern ist."

„Vielleicht ist es auch nur ein Amüsement im Schatten," sprach Rosenfeld, „aber es wäre wohl ungesund, eine junge Frau klösterlich einzusperren während eines Auslandkommandos ihres Mannes. Die Crewkameraden umgeben die Einsame mit Schutz und sorgen auch für ihre Zerstreuung. Das ist so Tradition bei uns, meine gnädige Frau."

Na, dachte Frau Krüger, das mag manchmal 'ne schöne Beschützerei sein.

Rosenfeld, als habe er ihren häßlichen Gedanken erraten, fügte noch hinzu: „Vor allen Dingen stehen aber die Crewkameraden einer solchen Strohwitwe in jeder Hinsicht bei."

„Gott — wie nett."

Da aber diese Frau die zudringlichste Neugier für die Lebensumstände von Menschen hatte, die sie eigentlich nichts angingen, so kam sie nach ein paar Minuten wieder auf Jutta und deren Lage zurück.

„Hat Frau von Falckenrott denn gar keine Eltern oder Schweigereltern mehr? Warum ist sie derweil nicht zu diesen gezogen? Ich hab mal gehört, daß das in solchen Fällen geschieht?"

„Ich kann Ihnen Genaueres darüber nicht sagen," antwortete Rosenfeld etwas kühl, „vielleicht hat Frau von Falckenrott die Empfindung hier, in der Berufsumwelt ihres Gatten ihm gewissermaßen näher zu sein. Sie wäre nicht die Erste, die so empfände."

Ach, dachte Frau Krüger, daß er Genaueres nicht weiß, ist ja Schnack. Er weicht mir aus. Das hat wohl 'n Haken! Und hier dem Gatten sich näher fühlen?! Das klingt innig, sinnig, minnig.

Und sie seufzte, während sie nun an Rosenfelds Hand dem ihr gegenüber avancierenden vierten Paar entgegenschritt.

Mein Vetter Hinrichsen hätte auch was anderes tun können, als diese Krügers an uns empfehlen, dachte Rosenfeld. Ihm waren Frauen zuwider, die kein anderes Gesprächsthema kannten wie Schicksale und Handlungen ihrer Nebenmenschen.

Endlich ging der Tanz zu Ende.

„Führen Sie mich hinunter", sagte Jutta hastig.

Sie war fast seit Beginn des Balles in den oberen Räumen gewesen. Und immer suchten ihre Augen vergebens nach dem einen.... Vielleicht war er in den Sälen unten.... War es Vorsatz, daß er sie nicht seinerseits gesucht hatte...? Fand er sie nicht?

Nun zog sie an Reiswitz' Arm in einem dichten Schwarm lebhafter Menschen die große Treppe hinab. Es war wie ein Festzug der Freude, der stufenabwärts wallte.

Unten im Vorsaal bemerkte sie irgendwo das lachende, heiße Gesicht und die rötlichen Haare der Frau von Rosenfeld. Und auch Frau von Rosenfeld sah gerade empor, und sie nickten einander schon von weitem fröhlich zu: die eine von der Treppe her hinab, die andere aus dem Gedränge herauf.

„Da ist Lisbeth Rosenfeld," sagte sie, „sehen Sie? Dort an der dritten Säule links." So wichtig sagte sie es, als habe sie endlich einen lange und dringlich gesuchten Menschen gefunden.

Und schon ließ sie auch Reiswitz' Arm los.

Unten, am Fuß der Treppe, sprach sie noch hastig: „Also... ich spreche mit Gamberg — rede ihm aus, daß er die Fahrt nach Travemünde mitmacht... dann haben Sie Platz für Lebus.... Ist dies nun kameradschaftlich von mir oder nicht?"

„Gnädige Frau sind ein Engel...."

Aber dieses dankbare Zeugnis hörte Jutta wohl nicht mehr. Sie wand sich durch die Menge, und wenn Bekannte sie anredeten und aufhalten wollten, sprach sie munter: „Bitte — mich passieren lassen — muß mich mal bei meiner Ballmutter melden...."

Und die Bekannten lachten mit ihr, denn sie wußten ja alle, daß die „Ballmutter", die Gattin des Kapitäns von Rosenfeld, eine fast ebenso junge Frau war wie Jutta Falckenrott selbst.

Aber in dem Gewühl war ihr nun doch das heiße, lachende Gesicht und das rötliche Haar ihrer Freundin Lisbeth entschwunden. Vielleicht hatte sie auch nicht den strategischen Überblick gehabt, um sicher jenem Platz zuzustreben, auf dem sie von der Treppe aus Lisbeth Rosenfeld gesehen... an der dritten Säule links....

Jutta betrat den Gartensaal. Auf der Schwelle hielt sie ein paar Augenblicke den Schritt an. Ganz unerwartet stand eine Erinnerung vor ihr auf — wie Gespenster auf der Bühne jäh aus der Versenkung emportauchen, während die ganze Szene eine andere Beleuchtung annimmt. Vor etwas mehr als einem Jahr, in den ersten Tagen nach ihrer Ankunft in der neuen Heimat, hatte ihr Gatte ihr die Marineakademie gezeigt. Und auf der Schwelle dieses Saales stand er



lange mit ihr. So fröhlich klang seine Stimme. Und, in seine Jugendgeschichten verliebt wie alle Menschen, denen das Gedächtnis nur Frohes aufzutischen hat, erzählte er ihr sehr ausführlich von den Mittagstunden an den langen Tafeln, die so wirtshausmäßig im Gartensaal standen. Da drüben — ja, da hatten sie zusammengesessen als Fähnriche: er und Hochhagen und Rosenfeld. Vom ersten Schritt an, den sie in der gemeinsamen Laufbahn getan, waren sie zusammen gewesen: in den bangen Tagen der Aufnahmeprüfung hatten sie auf einer Bude gewohnt, bei ihrem ersten Bordkommando waren sie auf das gleiche Schulschiff gekommen und dort alle drei der Steuerbordwache zugeteilt worden. Und all die köstlichen, endlosen Späße aus jenen Tagen....

Das erlebte Jutta so qualvoll deutlich, daß ihr das Lachen des fernen Mannes im Ohr lag — als sei's erst eben für sie verklungen....

Sie kämpfte das nieder. Sie sah sich um.

Jetzt sah der Raum anders aus. Um die verputzten, bemalten Säulen, die vereinzelt in seiner Mitte standen, die Decke tragend, zogen nun Menschen. Flaggenschmuck und Grün rief aus: Hier geht es festlich her....

Jutta dachte: Ich bin müde ... ich will nach Haus.... Lisbeth hat zu viel Ausdauer in solchen Sachen....

Wo hatte sie Lisbeth Rosenfeld doch noch eben gesehen? Ja, richtig, an der dritten Säule im Eingangsaal ... da war sie wohl noch.

Aber Jutta wußte: wenn sie kam und sagte „ich mag nicht mehr", würde Lisbeth beinah schreien: „Liebes, was fällt dir ein! Wir gehen noch lange, lange, lange nicht!"

Lisbeth hatte ja auch ein Anrecht auf die Freuden des Lebens ... auf die großen, tiefen ... auf die kleinen, bunten....

Lisbeth hatte ihren Mann....

Und vielleicht, wenn auch er wieder einmal hinaus mußte, hatte sie mehr Gelassenheit....

Jawohl — nichts kommt auf den Wind an — alles darauf, wen er anbläst....

Es zog Jutta dennoch weiter. Sie kehrte nicht zurück und suchte nicht nach Lisbeth Rosenfeld. Sie schritt quer durch den Gartensaal.

Die große Tür, die auf die Terrasse führte, stand geöffnet. Ihr mächtiges Halbrund war von einer Balustrade umschlossen. Von ihr hinab führten rechts und links hart an der Mauer Treppen hinab in den Garten.

Auch auf der Terrasse waren viele Menschen. In Korbsesseln lehnten Herren und rauchten Zigaretten. Damen mit ihren Tänzern standen an der Balustrade und sahen über den Garten hinaus zum Wasser.

Beinahe hastig, um hier keine Bekannten zu entdecken, um nicht von ihnen angeredet zu werden, ging Jutta die ihr zunächst gelegene Treppe hinab.

Ein Verlangen nach Einsamkeit peitschte sie förmlich.

Ah — die Sommernacht.... Und so still der Garten. Da waren die glatten Flächen der Tennisplätze ... da das Dunkel der Büsche ... alles für das Auge noch in unsichere Beleuchtung getaucht.

Aus den Fenstern des mächtigen Baues brach jene prunkende Helle, die, gleich Fanfaren des Lichtes, aus Festräumen hinaus in die Nacht die Kunde von Glanz und Freude zu senden scheint.

Die Decke des Himmels hoch droben war von Blaustahl. Und der Mond, seinem Rund noch entgegenwachsend, fast beizend weiß, mit den Schatten und Flecken, die seiner Fläche ein kümmerlich verlegenes Lächeln auftünchten, stand scheinbar auf einem Punkt still. Er überglänzte seine Nähe mit silbriger Helle. Die vielen Lichter auf Wasser und Land bestahlen ihn um seine Wirkung hier unten. Er kämpfte mit ihnen, und seine und ihre Strahlen durchstachen einander. Und dabei siegte keiner, es kam zu nichts, als zu einer schwankenden Belichtung aller Nähe und zu einer verschwimmenden Dunkelheit aller Ferne.

Jutta hörte Lachen drüben, jenseit der Tennisplätze gingen Menschen, und ihre Silhouetten glitten weiter, ihre Stimmen verklangen wieder.

Nun schien der Garten ganz verlassen.

Von irgendwo her kam Musik. Die Töne schwebten belebend und metallisch heran. Es war eine fast brutale Zudringlichkeit in ihnen; sie erregten die Nerven; unbestimmte Mutempfindungen, unklare, schmerzliche Sehnsucht weckten sie auf.

Und doch war es nur die Militärmusik, die aus einem nahen Biergarten in die Nacht hinausschwoll.

Jutta stand und horchte. Bruchstücke aus „Carmen"....

Nun drängten sich andere Töne hinein, dumpf und komisch ... die Baßnoten der Tanzmusik im Hause. Die leicht flatternde zärtliche Walzermelodie der Geigen konnte nicht hinausdringen, aber der kräftige und bumsende Dreitakt des Basses stampfte auf, als habe er plumpe Füße.

Kühl zog der Atem vom Wasser heran. Jutta bemerkte seine Schauer nicht.

Sie ging zum Ufer hinab. Dort baute sich die Anlegebrücke, von weißgestrichenem Geländer umschützt, über das Wasser hinaus. Die schimmernd weiße Stationsjacht lag da wie schlafend. Allerlei Pinassen und Barkassen drängten sich wartend Bord an Bord, wie auf dem Platz einer Stadt die Wagen sich ineinander verfahren, im festlichen Gewühl. Die Maaten, die sie zu führen hatten, mochten zusammengekauert auf den Bänken dösen. Man sah niemand.

Gradeaus und drüben am Ufer und hinauf und hinab die Förde, soweit der Blick von dieser Stelle aus ein Bruchstück ihres Bildes beherrschen konnte, schwebten Lichtsignale im Schwarzblau der Nacht.

Still, mit guten, friedlichen Wächteraugen sahen sie aufeinander, gesellig in ihrer Menge. Die letzten Strahlenspitzen des einen trafen auf den äußersten Glanzkreis des andern. Das gab einen wunderbaren Zusammenhang — als reichten sich wachsame Geister mystische Lichthände. Das war, als schwebe über den schlafenden Wassern, über dem Schlummer der Natur noch ein anderes, geheimnisvolles, niemals ermüdendes Leben.

An ihren Bojen ankerten die Kolosse der Kriegsschiffe, die am Tage Riesen gleichen, die mit ihrem



Rücken auf dem Wasser schwimmen und über ihren gewaltigen Rumpf empor Arme und Beine luftwärts strecken. Jetzt in der Nacht erriet man die Anwesenheit der weiter hinaus liegenden nur an ihren Lichtern; die grauen Leiber der näheren erkannte man undeutlich; wie auf sehr flüssig gemalten Aquarellen die Farben ineinanderzufließen scheinen, so verschwammen die Grenzen ihrer grauen Formen mit dem Schwarz der Nacht.

Jetzt horchte Jutta auf. Die schmetternde, werbende, beklemmende Carmenmusik war verhallt. Die Dreitakt-Baßtöne aus dem Haus kamen nicht bis hierher. Stille hatte sich über die Sommernacht gesenkt.

Aber nun klangen kurze, melancholische Töne auf. Rund und schnell.

Es glaste auf den Schiffen.

Mitternacht.... Mitternacht.

Und drüben, auf der andern Seite der Weltkugel — was glaste die Schiffsglocke da?

Jutta fühlte: ich bin sehr erschöpft.

Sie sagte es fast hörbar vor sich hin.

Und sie wußte nicht: erschöpft von all den Festen, vom betäubenden Tanz des heutigen Balles — oder erschöpft vom Leben....

Und in diesem unbestimmten Gefühl einer unerhörten, einer unerträglichen Müdigkeit kam ihr ein ganz einfacher, ein fast kindlicher Gedanke.

Läge ich doch in meinem Bett!

Da war Ruhe, da war Verborgenheit. Ich will nach Hause, dachte sie entschlossen.

In der Düsternbrooker Allee, vorn vor dem Gitter der Marineakademie, standen gewiß Wagen, die auf Zufallsfahrgäste warteten.

Sie konnte morgen früh an Lisbeth Rosenfeld telephonieren: „Du, sei nicht böse — aber ich sah, du schwammst in Pläsier, und ich hatte es so satt, da ging ich heimlich. Ich bin ganz gut nach Hause gekommen."

Plötzlich fühlte sie auch, daß es sehr frisch sei. Und Tritte klangen — ganz nah. Dumpf kamen sie auf den Boden des Weges näher — und nun klappten sie hohl auf den Bohlen der Brücke.

Jutta, in einem Abwehrgefühl gegen Menschen, stand unbeweglich, als sei sie noch in den Anblick der von träumerischen Lichtflecken gesternten Förde versunken.

Sie bildete sich ein: Der, der da eben die Brücke betreten hat, wird den Takt haben, sich sofort zurückzuziehen, wenn ich mich nicht nach ihm umwende.

Und da hörte sie ihren Namen....

„Jutta", sagte er.

Sie fuhr zusammen, bis zur Fassungslosigkeit erschreckt, obschon es die Stimme des Mannes war, nach dem ihre Augen immerfort gesucht hatten.

So sehr erschrak sie, daß sie ihren Kopf in den Händen verbarg wie eine, die sich fürchtet.

„Ich habe den ganzen Abend beinah auf der Terrasse gesessen," sagte er im Ton eines, der, humoristisch gestimmt, einen harmlosen Bericht erstattet, „ich dachte nämlich so: wenn ich mich an einem Platz behaupte, muß meine liebe und verehrte Base Jutta schließlich einmal vorbeikommen. Nun endlich sah ich Sie."

Sie horchte in verzehrender Spannung auf diese scherzhaften Worte. Und nun schien ihr, als sei nach dieser Pause von ein paar Herzschlägen seine Stimme vorsichtiger, leiser. Er fuhr fort: „Ich habe einige Minuten gewartet, ehe ich Ihnen folgte."

Sie fühlte, daß er neben sie trat. Sie spürte, daß er wartend auf sie sah.

Sie nahm sich zusammen, sie richtete sich wieder auf. Daß sie *so* viel Mut brauchte, um in diesen Augenblicken das Alleinsein mit ihm zu überstehen, machte sie ganz schwach. Sie griff nach dem Geländer. Sie hielt sich daran fest — und lauschte zugleich auf den merkwürdig hastigen Lauf ihres Herzschlages — so klein und so eilig klopften die Töne — überall — in der Brust, im Hals... in den Schläfen....

Mit beiden, ausgreifenden Händen hielt sie sich an der obersten Querstange des Geländers und fühlte das harte Holz als schmerzhaften Druck im Kreuz, so fest lehnte sie sich dagegen.

„Ich... ich hielt die vielen Menschen nicht mehr aus..." sprach sie.

Sie sah ihn nun an. Im dürftigen Halblicht erriet sie doch jeden Zug seines Gesichts. Sie kannte es so genau... fast schien ihr: wie keines sonst auf der Welt....

Jenes andere Männergesicht, das man auf den Bildern in ihrem Haus sah, das verlor so viel von seiner Wirklichkeit... jeden Tag mehr... war eben nur noch ein Bild... eines, das zu der Geschichte eines Traumes gehört....

Dieses aber, dies lebendige, kluge, entschlossene Gesicht, aus dessen hellen Augen ein bezwingender Wille sprühte — dieser ganze Mann, schlank und groß, dessen Wesen zähe Energie schien... der bedeutete Wirklichkeit... schwüle, drohende, inhaltreiche Wirklichkeit....

Und mit der Wirklichkeit setzt man sich auseinander — man kämpft mit ihr — sie allein ist Leben....

Und all ihre tausend Gefahren sind immer noch mehr Gesundheit als diese traumhafte Zusammengehörigkeit mit einem Fernen....

Sie gibt Mut. Sehnsucht aber, schweigende, duldende Sehnsucht ist wie schleichende Krankheit....

Das alles dachte Jutta nicht in deutlichen Worten.... Schwer und unklar gärte es in ihrem Gemüt.... Unbewußter Trotz war darin und die Begierde, sich ein Recht zu beweisen — das Recht auf Kampf gegen die Versuchung vielleicht.

Sie wußte nichts Gewisses über sich. Sie fühlte nur, ihr Leben war unerträglich. Und vor allem: diese Augenblicke waren es.

„Ich möchte nach Hause", sprach sie.

„Ist das die Antwort auf meine Freude, daß ich Sie endlich gefunden habe?" fragte er — in erzwungen scherzhaftem Ton....

„Oh nein... die vielen Menschen... das Fest... es ist genug."

„So werde ich Sie an den Wagen bringen."

Er wartete vor ihr höflich, aufmerksam, als wären hier tausend neugierige Augen, die sein Benehmen belauerten.



Ihr ganzes Wesen war in Aufruhr; weit geöffnet war ihre Seele für ein großes Erlebnis — eine starke Gefahr. Und nichts geschah, daran ihre Kraft sich erproben, daran ihr Stolz sich emporrecken konnte. Sein Ton und seine Art waren wie eingeschnürt in Beherrschung. Nichts geschah....

Das Elend einer ungeheuren Enttäuschung warf sich auf sie, zerdrückte sie. Das ganze Dasein schien nichts mehr zu sein als graue Leere, stumpfe Inhaltlosigkeit — nicht einmal mehr Kampf war darin....

Und alles in ihr war bereit dazu gewesen....

Wie für ein Volk, das in dumpfer Enge hinlebt und von seiner Enge bewußt leidet, der Schrei „Krieg" Erlösungsklang haben kann, so daß das furchtbarste aller Worte jauchzend durch die Massen getragen wird — so lechzte ihre Seele nach einem weckenden Ruf, der sie nach Waffen greifen ließ. Aber nichts geschah.

Sie raffte sich auf — stand ein paar Augenblicke — und so fand sie sich äußerlich zu ihrer gewohnten Haltung zurück. Er gab ihr den Arm.

Schweigend schritten sie zusammen durch den Garten, zurück zu dem mächtigen Bau, aus dessen großen Fenstern die gelben Lichtfluten in die Nacht hineinströmten.

(Fortsetzung folgt.

Vom Stürzen auf der Rennbahn.

Von Oskar Christ. — Hierzu 9 Aufnahmen von L. Tresca.

Wohl jeder der vielen Rennbahnbesucher Deutschlands ist schon Zeuge von mehr oder minder schweren Stürzen auf dem grünen Rasen gewesen, wohl kein Rennreiter der Welt ist von solchen Zwischenfällen seines „Geschäfts" verschont geblieben. Aber ganz ohne Fallen geht es bei keinem ab, nur hat der eine mehr Glück als der andere. Der eine kommt mit einem Schlüsselbeinbruch, der doch schließlich beim Rennreiter „Ehrensache" ist, davon, der andere aber tut schwere Stürze, an deren Folgen er oft bis ins hohe Alter hinein, ja bis an sein Lebensende laboriert. Zum Glück gehören wirklich schwere Stürze zu den Ausnahmen, und wenn man bedenkt, wie viele Rennen im Lauf eines Jahres in Europa überhaupt geritten werden, dann muß man sich über die wenigen ernsteren Unfälle auf der Rennbahn wirklich wundern. Den Zahlen der gelaufenen Pferde und Rennen gegenüber sind die von schweren Stürzen oder gar Todesfällen ganz verschwindend.

Da es Flach- und Hindernisrennen gibt, muß man auch zwischen Stürzen auf der flachen und solchen zwischen Flaggen unterscheiden. Auf der Flachbahn passiert seltener etwas, zum Glück für Pferde und Reiter. Kommt es aber in einem Flachrennen zu einem Unfall, dann ist er in den weitaus meisten Fällen sehr ernst. Gerade das große Publikum ist versucht, das Gegenteil anzunehmen und einen Sturz über ein Hindernis für schwerer als einen solchen auf flacher Bahn zu halten. Aber die Freunde des edlen Rennsports vergessen dabei ganz, daß die Pace im Flachrennen eine weit schärfere ist, daß die Pferde im dichten Rudel galoppieren, und daß es mehr Zwischenfälle im Rennen gibt, als sich der Laie auf der hohen Tribüne träumen läßt. Da wird gekreuzt und angeritten, da rumpeln Pferde, es kommt zu Kollisionen, der am Boden liegende Reiter kann getreten werden, oder was schlimmer ist, er bleibt im Bügel hängen und wird geschleift. Natürlich geschieht das ohne Absicht der andern Reiter. Die Gefahr wurde im Flachrennen übrigens noch durch den amerikanischen Sitz ganz bedeutend erhöht. Die Reiter, die im Affensitz auf dem Hals ihrer Tiere thronen, haben diese sicherlich nicht so in der Gewalt, als man das früher von den Jockeis nach alter englischer Methode sah. Zum Glück sind, wie bereits gesagt wurde, Stürze auf der Flachen selten. Aber es hat doch schon solche gegeben, und sie werden auch in Zukunft nicht ganz ausbleiben. Die Erfahrung hat gelehrt, daß die davon betroffenen Reiter selten ohne ernsten Schaden davonkommen. Man kennt das ja! Ein Rennen wird gelaufen, die Pferde stürmen im Rudel dahin. Plötzlich ein allgemeiner Schrei des Entsetzens! Das Feld ist in Unordnung geraten und in eine Staubwolke gehüllt. Ein Unfall hat sich ereignet. Bald sieht man hinter dem Rudel ein reiterloses Pferd, an der Stelle des Sturzes aber liegt ein Jockei im Gras. Schnell ist der Arzt bei der Hand, das Opfer wird fortgeschafft. Unser Zeitalter ist sehr schnelllebig, und bald ist der Unfall über die Aufregungen der folgenden Rennen vergessen. Trotzdem aber sickern Gerüchte durch! Dem gestürzten Reiter geht es sehr schlecht! Der Arzt schüttelt auf Befragen bedenklich den grauen Kopf: „Schädelbruch!" Damit weiß man alles. Die Tragödie des Rennplatzes nimmt ihren Lauf, und glücklich der Reiter, den ein gütiges Schicksal vor langem, elendem Siechtum bewahrt. Ganz gesund werden nach solchem Sturz die wenigsten, und mit der Reiterherrlichkeit ist es meistens für immer vorbei. Und dann pflegen auf kurze Jahre des Glanzes oft sehr lange des Elends zu folgen.

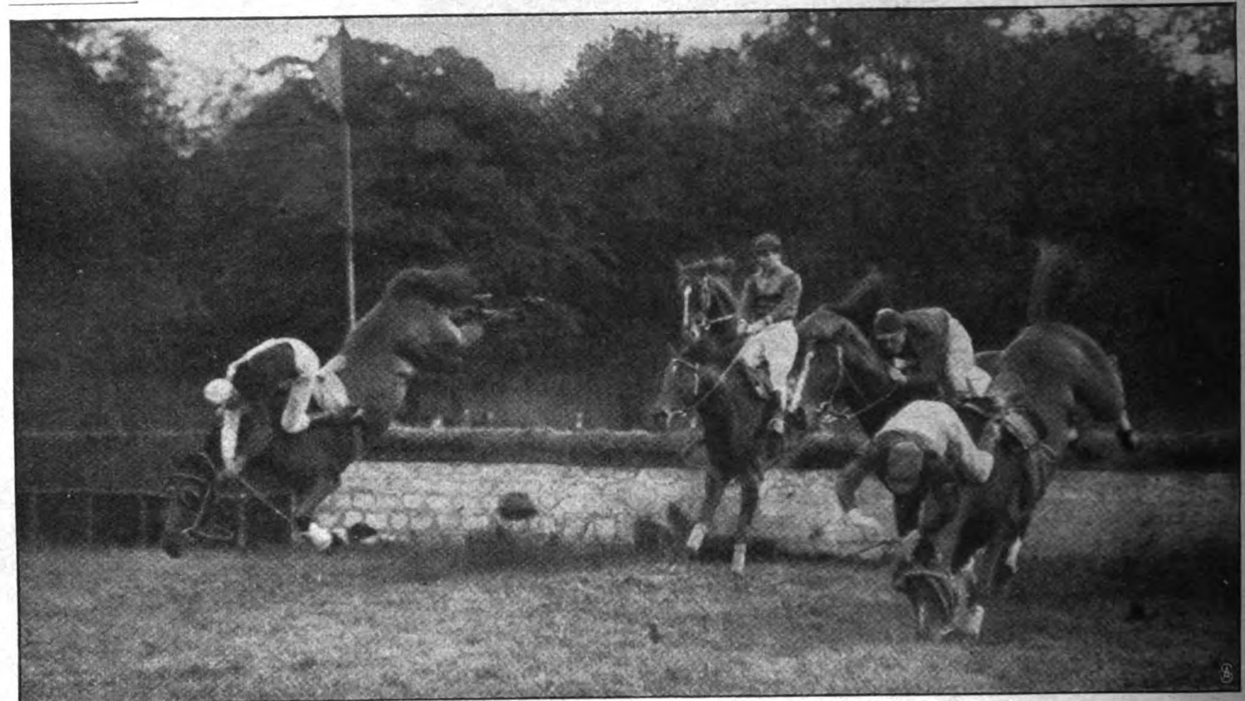
Nicht ganz so schlimm ist es auf der Hindernisbahn; wo es zwar öfter Stürze gibt, die aber selten schwerer zu sein pflegen. Das liegt auch in der Natur der Sache. Der Weg zum Sieg führt über Klippen, die umschifft sein wollen und, da rechts und links Flaggen stehen, so heißt es eben frei nach Rosenberg: Ran ans Hindernis und rüber! Natürlich wird da dieser oder jener Reiter eine Lerche schießen. Aber die Sache geht meistens besser ab, als sie aussieht. Denn die Pace ist lange nicht so scharf wie im Flachrennen, die Wucht des Aufprallens auf den Boden beim Sturz also auch nicht so heftig; ferner sucht sich jeder Reiter vor dem Hindernis seinen Weg, die Pferde kleben nicht so dicht im Rudel, so daß auch ein Getretenwerden eines am Boden liegenden Reiters nach Möglichkeit meistens vermieden werden kann. Natürlich soll nicht behauptet werden, daß nun ein schwerer Sturz auf der Hindernisbahn eine Unmöglichkeit sei! Absolut nicht! Und die Geschichte des Rennsports kennt leider auch genug Fälle, wo der Hindernissport Todesopfer forderte, Herren wie Jockeis. Zaghaft darf der Hindernisreiter bei Gott nicht sein! An jedem Sprung lauert das



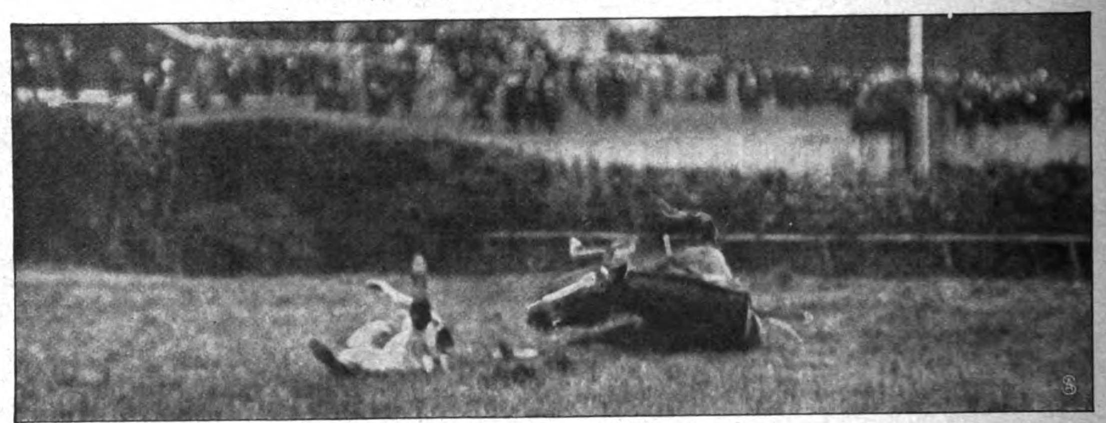
Verhängnis, und da heißt es, mit kühnem Entschluß ein Paar Eisen geben und — rüber! Gelingt es, dann weiter zum nächsten Hindernis, gelingt es nicht, dann kann es dem Reiter eben schon passieren, daß ein paar Knochen in Unordnung geraten. Am gefährlichsten sind die letzten Hindernisse. Die Pferde haben da schon ein paar tausend Meter im Leib und fangen an, müde zu ein edles Rippenpaar — notabene: wenn es noch glimpflich abläuft — in Trümmer gehen kann. Das Kopfübergehen kann die verschiedensten Ursachen haben. Das Pferd kann zu kurz springen, es kann den Reiter verlieren, es kann sich überspringen, es kann angeritten werden, es kann über ein anderes bereits vor ihm gefallenes Tier stürzen! Gar viele Gefahren lauern

Vom Stürzen auf der Rennbahn: Eine „Glissade".

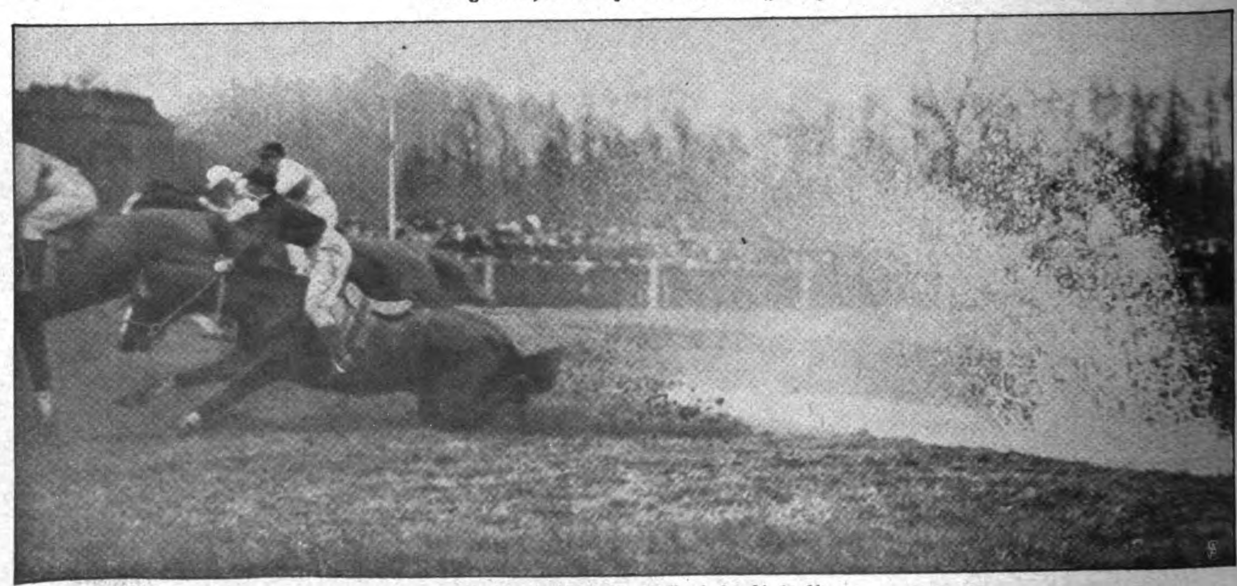
werden, müssen aber trotzdem in der Endphase des Rennens, wenn das Tempo schärfer wird, unter Sporen und Peitsche die letzten Sprünge angehen. Das übersteigt aber oft die Kraft der Tiere und hat seine Gefahren: böse Stürze sind die Folgen, Stürze, an die Roß und Reiter oft lange denken. Am schlimmsten pflegt die Sache auszufallen, wenn sich das Pferd überschlägt und dann über den Reiter hinwegrollt, wobei natürlich, leichter, als der Zuschauer es ahnt, da selbst an jeder lumpigen Hürde. Mag aber der Sturz sein, wie er will, der Reiter darf im Moment des Fallens nur einen Gedanken haben: Weg vom Tier! Dem Anfänger im Rennreiten und — Fallen wird dies vielleicht nicht ganz leicht sein, der alte Routinier aber, der den Rummel kennt, wird mit der größten Gleichgültigkeit den Kopf einziehen und zur Seite rollen, vielleicht mit einem, vielleicht auch mit zwei Salti, aber es wird ihm, wenn die Sache nicht zu toll



Ein Doppelsturz an der großen Mauer in Auteuil.

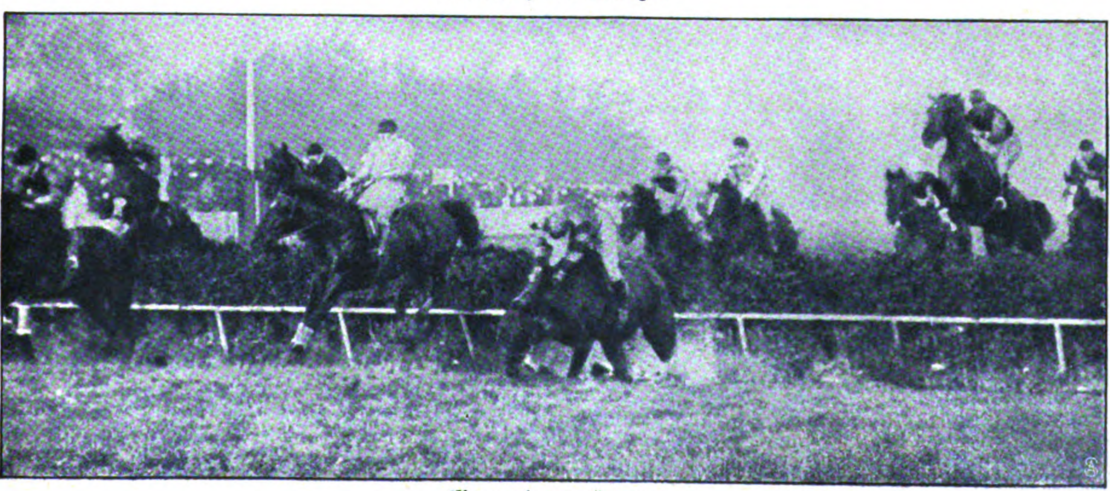


Ein glücklicher Sturz am Tribünensprung.

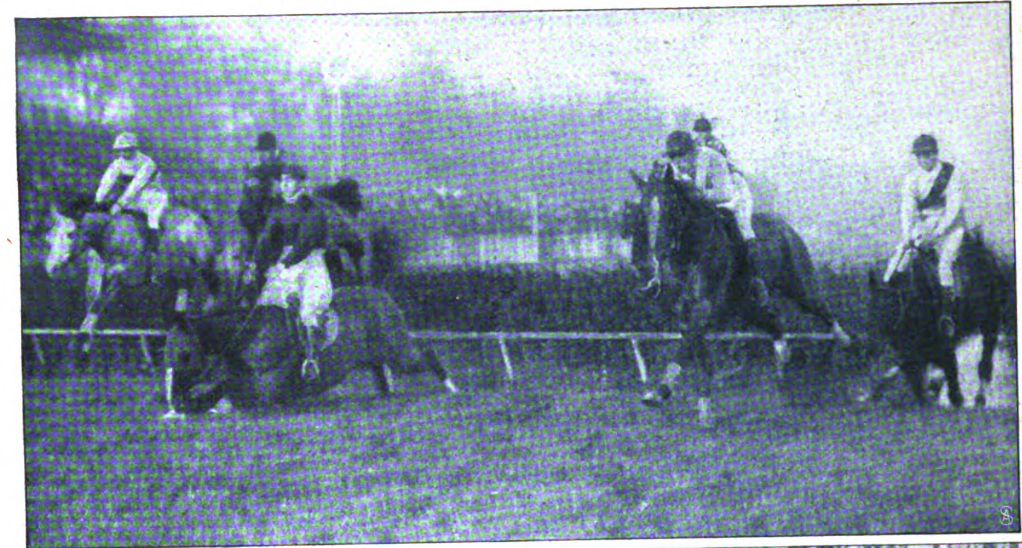


Schwerer Fehler am Bach in Auteuil.

Der Sturz des Kollegen.



Ein zu kurzer Sprung.



Ein Doppelsturz.

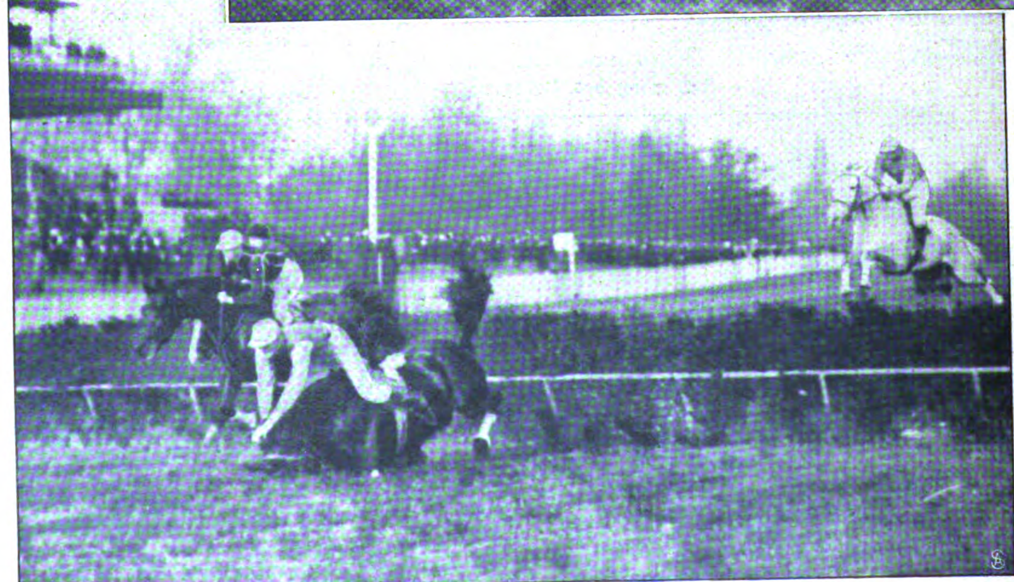
Reiter seltener schwere Stürze tun als Anfänger. Aber schwere Stürze zwischen Flaggen haben meist besondere Gründe und sind, Gott sei Dank, nur Ausnahmeerscheinungen. Aber Nerven, gesunde Nerven muß man haben, wenn man über Sprünge reiten will. Dem Mutigen gehört die Welt! Wir in Deutschland brauchen uns ja nicht

kommt, gelingen. Das Fallen, notabene das geschickte Fallen, ist eben auch eine Kunst, und zwar eine ziemlich schwierige Kunst, die ebenso wie jede andere gelernt sein will. Nicht umsonst behauptet der Volksmund, daß die Jockeis wie Katzen fielen. Und langjährige Erfahrung hat gelehrt, daß routiniertere



Fall an einer Flechthürde.

zu beklagen; ein Blick in die Liste unserer Rennreiter wird uns belehren, daß wir eine große Zahl tapferer Reitersmänner besitzen, mehr als jedes andere Land Europas. Das darf uns stolz machen, denn es beweist uns, daß wir auf der Höhe sind. Ist ein Volk im Niedergang begriffen, dann suchen seine Söhne nicht die Gefahr in sportlichen Ereignissen.



Schlechte Landung.

Neue Kleider und Hutmodelle.

Hierzu 11 photographische Aufnahmen.

Der etwas phantastische Zug, der seit einiger Zeit den Toiletten jeglichen Genres anhaftet, scheint keine vorübergehende Laune, sondern wirklich eine Geschmackeigenheit zu bedeuten. Die Robe großen Stils und das elegante Interieurkostüm durften ja stets mit den Modegesetzen spielen und jede Vorschrift nach Belieben ummodeln, beiseiteschieben oder sie ganz umgehen; für das Straßenkleid blieben aber doch gewisse vernünftige Normen von Einfachheit bestehen, die auch von geschmackvollen Frauen bisher allgemein beobachtet wurden. Aber allmählich scheint das alles anders zu werden. Auch für den großen Verkehr hängt sich jetzt allerlei Zierat und Ausputz an die Kleider, und manche Dame wird nicht ohne Selbstüberwindung die stille Schlichtheit und Unauffälligkeit ihrer äußeren Erscheinung der herrschenden Geschmacksrichtung opfern und entweder lebhafte Farben wählen oder sich der dekorativ wirkenden Ausstattung sogenannter „praktischer" Anzüge für den täglichen Gebrauch unterwerfen.

Unsere beigefügten Abbildungen zeigen, wie zum erstenmal eine ganz scharfe Scheidung von Trotteurkostümen und Promenadentoiletten markiert wird. Das Schneiderkleid in seiner stark betonten Gradlinigkeit soll wohl in seiner Art bestehen bleiben, da seine Vorteile auf Reisen oder wo immer es darauf ankommt, wirklich unbehindert und „fußfrei" vorwärts zu kommen, nicht wegzuleugnen sind. Abb. 2 und 9 geben zwei solcher Anzüge, von denen das eine seinen Pariser, das andere seinen englischen Ursprung nicht verleugnet. Das Hin- und Hergewirre des blauen Fadenkaros, die Jacke mit ihren Fältchen und Spangen, Knöpfen, Auf-



1. Mützenhut aus Blumen und Bändern. (Phot. Reutlinger.)

2. Trotteuranzug mit drapierter Jacke. Phot. Oricelly.

3. Frühjahrskleid aus leichtem Wollenstoff. Phot. Oricelly.

4. Weißer Fes à la Marokko. Phot. Reutlinger.



Phot. Chéri-Rousseau & Glauth.

5. Frühjahrstoiletten aus zweierlei Stoff.

als im Augenblick. Schlank und zierlich muß das Figürchen sein, das den breitstufigen, seitlich scheinbar geteilten Rock und die lose, mit „falschen" Brandenbourgs geschlossene Bluse aus königsblauem Serge (Abb. 3) am hellen Tage tragen darf. Rosig und anmutig denken wir uns die beiden Gestalten, die eine in goldfarbener Seide mit einem Ueberwurf aus goldgezwirntem Tüll; die andere in grünlicher Rohseide mit dem seltsam eingezogenen Rock, den losen Ueberschlag- und zurückgestreiften Mullärmeln, die zwei zeitlich sehr weit getrennten Kostümepochen angehören (Abb. 5). Und jung müssen auch die Trägerinnen der farbenfreudigen Interieurroben (Abb. 6 u. 8) sein, dieser schmiegsamen, überaus weichgetönten Gewänder, an denen schwere Metallreliefstickereien, feinmaschige orientalische Tamburierborten, wuchtige Straßplaketten, Federn- und Blumenbesätze die fließenden Stoffalten zusammenfassen oder teilen. Es sind nach keinem bestimmten „System" geschaffene Hüllen, die eine wahre Musterkarte von Staatsanleihen darstellen — vom polnischen Husarenkontusch und dem japanischen Kimono bis zum Madame Elisabeth-Fichu und der griechischen Toga. Jedes ein Bild der

schlägen und Seidenrevers entspricht einem weniger strengen Stilgefühl als der dunkle kräftige Stoff und die vollkommen schmucklose „Aufmachung" des englischen Kostüms. Neben in jeder Jahreszeit angebrachtem dress ist nun das lustige und meistens auch luftige plein-air-Kleidchen aufgetaucht, eben die phantastische, nach Originalität haschende Frühlingstoilette, die sehr reizend wäre, wenn sie lediglich von jugendfrischen Persönchen getragen und spazierengeführt würde. Aber leider verwischen sich die Altersgrenzen vorbedachtlich nirgends so hartnäckig und hoffnungslos wie vor dem Spiegel des Schneiderateliers, und was lieblich und zart gedacht war, schlägt für die späteren Kalenderjahre in eine Art Maskerade um. Nie ist die Mode mehr für die holde Siebzehn und die nahe verwandte Fortschrittspartei gewesen, und nie hat das reifere Alter sich mit mehr Recht über Ausschaltung beklagen dürfen



6. Nachmittagstoiletten mit halblangen Aermeln. Phot. Chéri-Rousseau & Glauth.

Ungezwungenheit und vernunftmäßigen körperlichen Freiheit. Darunter strafft sich der Panzer, der, allen Versicherungen und Anpreisungen zum Trotz, immer mehr Stäbe, immer mehr Schnürungen bekommt, der nicht Form hält, sondern Form gibt . . . Jede Fülle wäre unstatthaft bei der Schnittart der Bluse auf Abb. 11, die den merkwürdigen Eindruck hervorruft, als sei sie verkehrt angezogen. — Wie nach jedem Winterabschluß wird auch diesmal eine ganz besonders glückliche Lösung der Hutfrage freudig erwartet. Nicht daß der große Hut aus den Listen gestrichen würde — bewahre! Dazu ist er zu kleidsam. Aber den flachen Scheiben, den breitrandigen



Phot. Oricelly.
7. Florentiner Hut mit hellen und dunklen Rosen.

Phot. Chéri-Rousseau & Glauth.
8. Empfangs- und Besuchstoiletten mit reicher Ausstattung.



Phot. Reutlinger.

9. **Englisches Schneiderkleid mit Strohmütze.**

Formen, dem Rosenflorentiner (Abb. 7), der Bordelaiser Spitzenronde (Abb. 10) stehen die Calottes entgegen. Einer galizischen Brautkrone gleicht der Hut auf Abb. 1 in seiner Blumen- und Bänderfülle. Der echte



Phot. Reutlinger.

10. **Bordelaiser Spitzenronde.**

Marokko-Fes (Abb. 4) darf nur aus weißem, halbdurchsichtigem Stoff gewunden werden. Nur mit einem seitlichen Stutz aus gestiebten Eulenfedern geschmückt ist die dunkle Strohkappe auf Abb. 9, die dem Kopf nicht ganz so tief aufsitzt wie die vorher erwähnten. T. D.



Phot. Reutlinger.

11. **Voilekleid mit Schalbluse.**

Die Sonne von St. Moritz.

Roman von

Paul Oskar Höcker.

14. Fortsetzung.

Gertie gehorchte gleich den andern. Sie hörte die beiden Männer atmen, fühlte die Bewegungen. Als sie die Augen aufschlug, sah sie über sich einen schmalen Streifen blauen Himmels; links hoch am Rande der Schneeriesen, die wie ein Festungswall das Tal beherrschten, glänzte das goldene Sonnenlicht.

„Schauen S' bloß — da, der Piz Rugnux — der sagt schon guten Morgen!" rief Kamerlander und wandte das Gesicht der Sonne zu.

„Das ist — Piz Salteràs!" rief der Führer.

Die Worte wurden ihnen wie weggerissen vom Mund. Nach einem letzten langen Bogen kam man auf eine gerade Strecke.

„Der Turm da unten — die Kirche — das ist Bergün!" rief Mayr.

Die Fahrt verlangsamte sich.

„One, two — bob!" kommandierte der Führer. Und alle Insassen stießen mit dem ganzen Oberkörper nach vorn, um den Schwung nicht erlahmen zu lassen.

Hundert Meter vor dem Dorf Bergün stoppte der Führer.

Die Herren sprangen auf. „Die Damen sitzenbleiben!" befahl Lendi. Jeder der Herren nahm einen der Haltestricke, und im Eilmarsch ging es durch das langgestreckte Engadinerdorf zum Bahnhof, das letzte Stückchen wieder ein wenig bergauf.

Die übrigen Mannschaften waren schon auf dem Perron versammelt, die Bobschlitten wurden soeben auf einem offenen Güterwagen verstaut, der an den Zug angehängt werden sollte.

Gertie war noch kaum zur Besinnung gelangt, als der Zug, von Chur kommend, in die Station einlief.

„Ist das der Zug, den wir unterwegs gesehen haben?" fragte sie.

Die Herren lachten, und Kamerlander sagte: „Dem begegnen wir erst in einer Viertelstunde!"

Sie faßte das nicht. „Wie lange waren wir denn unterwegs?"

„Die Fahrt hat genau achteinhalb Minuten gedauert. Für die gleiche Strecke — aber bergauf mit der Eisenbahn — brauchen wir nun zweiundvierzig Minuten."

Der Zug war stärker besetzt, aber die Bobmannschaften bekamen noch alle bequem Platz. Gertie bildete als Neuling den Mittelpunkt des Interesses für die Umsitzenden. Auf der Fahrt zeigte man ihr durch die Wagenfenster die Windungen der Straße. Nachdem man die Kehrtunnels verlassen hatte, erkannte sie die Situation überhaupt nicht mehr. Es erschien ihr unmöglich, daß man die endlose Strecke, die fast eine Meile groß war, in wenigen Minuten zurückgelegt haben sollte.

„Es ist ein Gefälle von über vierhundert Meter." Giovanni Lendi steckte sich schmunzelnd seine Pfeife an. Er schien von den Leistungen seiner Mannschaft, ob sie auch bunt zusammengewürfelt war, befriedigt.

„Das nächstemal können wir ein bißchen zulegen", sagte Mayr unternehmend. — „Oder ist Ihnen bange, Gnädigste?"

„Ich habe nicht mehr zu riskieren als Sie", erwiderte sie gereizt.

Es drängte sie, endlich allein mit ihm zu sprechen. Er wußte mehr von Axel Groll und seiner überstürzten Abreise. Es war ihr, als betrachtete er sie zuweilen mit einer hämischen Überlegenheit. Sie machte insgeheim Fäuste. Für die kordialen Courmachereien des Wiener Barons war sie in ihrer zerrissenen Stimmung kaum zugänglich. Sie zeigte nur ab und zu ein flüchtiges Lächeln, mehr aus Gewohnheit.

Zum zweitenmal wurden die Schlitten aus dem Zug herausgebracht und nach dem Start hinaufgeschleppt. Diesmal hatte man mehr Zeit. Man konnte in Bergün bequem frühstücken und erreichte noch immer den Mittagzug nach Preda, um von dort die dritte Fahrt auf der Bobsleighbahn zurückzulegen.

Auf dieser Fahrt sah man die Landschaft im vollen Sonnenglanz.

Unterwegs, an mehreren Kehren, hörten sie die Mannschaft des vorausfahrenden Schlittens hell jauchzen.

„Das sind die Engadiner!" rief Kamerlander. „Zur letzten Fahrt haben's nur sechs Minuten gebraucht!"

Lendis Ehrgeiz schien nun doch etwas angestachelt. Er nahm einige Kurven, um auch nicht den Bruchteil einer Sekunde zu verlieren, ohne Bremse und so hoch, daß die Mannschaft für zwanzig Meter Fahrt wagerecht über der Bahn hing.

Furcht hatte Gertie nicht mehr. Sie war mit ihren Gedanken überhaupt nicht mehr bei der Fahrt. Sie sah weder die wundervollen Alpenkulissen der in Sonne gebadeten Höhen noch die jähen Abstürze, Schluchten, Talkessel und Wegkurven, die das zu Tal sausende Gefährt bedrohten. Sie hörte das Jauchzen der Engadiner nicht, tief da unten im Tal, sie achtete auf Kamerlanders Zurufe nicht. Immer stärker erregte sie der Gedanke, daß Mayr sich an ihrer Ungeduld weidete, daß er irgendeine Nachricht im Hinterhalt hatte, die er sich aufsparen wollte. Sie wurde sein überlegenes, fast grausames Lächeln nicht los, das vorhin, als sie sich mit einer Frage an ihn gewandt, sein Gesicht geradezu zur höhnischen Grimasse verzerrt hatte.

Diesmal blieb sie nicht im Schlitten sitzen, sondern marschierte hinter den Herren mit durchs Dorf.

„Was haben Sie?" fragte sie den Rechtsanwalt, als sie den Bahnhof erreicht hatten, gepreßt.

„Meine Freude an Ihnen, Gnädigste. Daß Sie sich so tapfer zeigen."

Sie zuckte verächtlich die Achsel. „Ich war nie feige."

„Sie haben eben ein gutes Gewissen, schöne Frau."

„Ich möchte endlich erfahren...."

Kamerlander unterbrach ihr Gespräch. „Verzeihen S' einem armen Sterblichen die Störung. Aber 's ist jetzt die wichtige Frage zu erörtern: Wo speisen wir?"

„Die Frage ist besonders wichtig für den Herrn Baron," erklärte Mayr, „denn er hat noch nicht einmal sein erstes Frühstück."

Die Mehrzahl der Bobfahrer hatte sich zusammengeschlossen und in ein Hotel begeben. Aber Gertie war die Vorstellung, für die Dauer einer langen Mahlzeit in einen engen Speisesaal mit ein paar Dutzend Fremden eingesperrt zu sein, unerträglich.

„Ich bleibe hier im Freien", sagte sie kurz.

Der Baron fand den Plan, den Lunch im Schnee einzunehmen — in der Sonne auf dem freien Platz vor dem Bahnhof — ganz köstlich. Er übernahm sofort die Arrangements. Mayr wurde dabei ebenso zur Hilfeleistung angestellt wie Lendi und der schweigsame Amerikaner.

Aus dem Wartesaal schaffte der Wiener, selbst mit Hand anlegend, einen Tisch herbei. Eine Bank, ein leeres Faß und ein zerbrochener Sessel bildeten die Sitzgelegenheiten. Eine große Karaffe roten Landweins, kaltes Fleisch, Butter und harte Eier brachten nach Verlauf einer Viertelstunde Mayr und der Amerikaner aus dem Hotel, sie zeigten die Paketchen, schon von weitem triumphierend, wie eine Siegesbeute. Lendi besorgte Brot und Apfelsinen aus der Ortschaft. Teller gab es nicht. Gertie mußte ihr Hausfrauentalent spielen lassen und die Verteilung der Herrlichkeiten übernehmen.

Der Wein, die Sonne, die sportliche Erregung und der übermütige Ton, den Kamerlander anschlug, brachten die buntgemischte Gesellschaft bald in gehobene Stimmung. Für ein Weilchen zeigte sich Gertie sogar den etwas gewagten Galanterien des Wieners zugänglich. Vielleicht nur — um Mayr herauszufordern.

Man stieß mit den Wassergläsern, aus denen der Wein getrunken wurde, auf weitere gute Fahrt an. Lendi hatte herausgerechnet, daß man der dritten Tour noch eine vierte und letzte folgen lassen konnte, wenn die Herrschaften nicht verlangten, zur Dinerstunde schon

wieder in St. Moritz zu sein. Zur Abstimmung darüber kam es noch nicht. Gertie war fest entschlossen, nach der nächsten Fahrt sofort die Rückkehr durchzusetzen.

„Ich muß Sie sprechen!" stieß sie flüsternd aus, als Mayr mit seinem Glas zu ihr trat.

„Das ist längst auch mein Wunsch. Ich habe gestern abend eine überraschende Mitteilung bekommen. — Aber besser: wir bleiben dabei allein. Vielleicht nachher im Zug, wie?"

Wieder der spöttisch überlegene Ausdruck in seinem Gesicht. Er hatte das Monokel eingeklemmt. Es war offenbar eine Wollust für ihn, sie zappeln zu lassen. Wie eine Katze kam er ihr vor.

Kamerlander bot ihr aus seinem silbernen Etui eine Zigarette. Sie nahm sie und paffte erregt die Wolken in die klare Luft, deren Kälte man in der prallen Sonne kaum fühlte. Das Bild dieses improvisierten Picknicks im Schnee unter dem blauen Februarhimmel war ganz einzig. Heimelig eingebettet lag das Dorf in dem friedlichen Tal, der Schnee der weiten Wiesenflächen leuchtete im Sonnenschein. Die rotbraun gebrannten Gesichter wirkten auf dem schneeweißen Hintergrund noch dunkler. Auch Gertie und die übrigen Damen — jede Bobmannschaft zählte ein weibliches Mitglied — die sich nun allmählich aus dem Hotel zum Zug einstellten, waren von der Sonne und dem bei der scharfen Fahrt erklärlichen Gegenwind stark mitgenommen. Von den verbrannten Gesichtern strebten die braunen oder blonden Löckchen wirr nach allen Seiten.

Immer dichter füllte sich der Platz. Da und dort wurden Momentaufnahmen gemacht. Einzelne Mannschaften nahmen dazu auf ihren Schlitten Platz. Kamerlander versuchte immer wieder mit der jungen Witwe eine Anknüpfung — aber sie war jetzt fast abweisend, wenn nicht feindselig. Er merkte: da stimmte etwas nicht zwischen Frau Gertie und dem Berliner Rechtsanwalt.

Als der Zug einfuhr, der stark überfüllt war, liefen die Sportgäste hastig durcheinander. Die meisten Mannschaften wurden getrennt. Kamerlander wollte sich die Nachbarschaft der jungen Witwe sichern und verließ noch einmal rasch den Wagen. Da sah er sie indes am andern Ende des Zuges einsteigen — Mayr und der Amerikaner begleiteten sie. Nun gab er das Rennen auf.

Es war das allerletzte Coupé im Zug, in das Gertie mit ihren beiden Begleitern geraten war, ein Halbcoupé, in dem sich der Dienstplatz des Zugführers befand. Durch die Scheiben, die der Holzbank gegenüber lagen, sah man auf die Gleise.

„Enfin seuls!" sagte Mayr mit einem Versuch zu scherzen.

Der Amerikaner quittierte mit einem gutmütigen Lächeln und zog darauf eine große Zeitung aus der Tasche seines Sportjacketts. Eifrig widmete er sich sogleich der Lektüre.

„Es war Ihre Absicht, meine Spannung zu steigern," sagte Gertie gereizt zu Mayr, ihre Stimme etwas dämpfend, „Ihren Zweck haben Sie erreicht, nun geben Sie mir also Aufschluß. Was ist mit dem Doktor?"

Mayr lächelte noch immer. Er hatte sich bequem in die Ecke gesetzt und das Knie ein wenig auf die Bank heraufgezogen. Den Kopf stützte er in die Hand. Sein Blick ruhte unverwandt auf ihrem Gesicht. „Ja, denken Sie, was da in Berlin passiert ist. Eine ganz verteufelte Geschichte, in die unser Freund verwickelt ist. Die Staatsanwaltschaft hat seine Verhaftung verfügt."

Der Zug hatte sich in Bewegung gesetzt. Soeben fuhr er in den ersten Kehrtunnel ein.

Gertie fühlte, daß ihr das Blut in den Adern stockte. Entsetzt starrte sie den Rechtsanwalt an. Sie sah in dem Halbdämmer sein lächelndes Gesicht wie eine verzerrte Maske. Aber die Gewalt seines stechenden Blickes empfand sie jetzt noch stärker und beklemmender als vorher im hellen Sonnenlicht.

„Was — soll er denn — verbrochen haben?" stieß sie unsicher aus.

„Die Sache liegt schon ziemlich weit zurück. Man legt sie verschieden aus. Teilweise recht fatal. Ich hatte zufällig die Partei in verschiedenen Rechtstreitigkeiten vertreten. Da baten die Leutchen mich denn auch in dieser Angelegenheit um Rat. Ich habe auf eigene Faust dann meine Erhebungen angestellt.... Doch das ist eine Sache für sich.... Ja, denken Sie, es liegt der begründete Verdacht vor, daß er einen falschen Totenschein ausgestellt hat. Nicht etwa aus Leichtsinn oder Nachlässigkeit. Nein — um einen Gattenmord zu vertuschen, und um für sich und für die Erbin des Toten finanzielle Vorteile herauszuschlagen."

Die Coupétür öffnete sich. Ein Mann trat ein. Gertie war so erregt, daß sie entsetzt aufschrie.

Es war der Zugbegleiter. Er schloß die Tür und begann in seinem schweizerischen Dialekt eine Unterhaltung. Der ganze Zug sei überfüllt, aber in Preda werde es wieder leerer.

Man hatte den Tunnel verlassen. Mr. Scott wurde jetzt etwas lebhafter. Er unterbrach seine Zeitungslektüre und wies durch die Fensterscheiben. Deutlich sah man von hier aus die mächtige Doppelschleife, die die Bahn durch die beiden Kehrtunnels beschrieb. Ein paar Augenblicke lang konnte man den großen Gefängnisturm und den Kampanile von Bergün durch die Bogen der gewaltigen Brücke hindurch sehen, die man wenige Minuten später passieren mußte.

Zwischen dem Zugbegleiter und dem radebrechenden Amerikaner entwickelte sich ein Gespräch, in das Mayr zuweilen als Dolmetscher eingreifen mußte. Er hatte seinen leichten Ton beibehalten, verwandte aber keinen Blick von Frau Gertie.

„Den Namen von dem — dem Toten — den kann man wohl nicht erfahren?" fragte Gertie, bemüht, äußerlich ganz ruhig zu bleiben. Sogar ein verlorenes Lächeln spielte um ihren Mund.

„Warum nicht? In ein paar Tagen geht die Sache ja durch alle Zeitungen. Es ist ein sehr vermögender Fabrikbesitzer — am Kurfürstendamm — sehr angesehener Herr in mittleren Jahren, der eine blutjunge Frau geheiratet hatte. Ja, denken Sie, und zwischen dieser blutjungen Frau und unserm Doktor.... Aber was ist Ihnen, Gnädigste?"



Gertie hatte den Kopf zurücksinken lassen. Lautlos. Ihre Augen waren weit aufgerissen.

Der Zug fuhr über die Talsperre. Das Rasseln übertönte, was Mayr sagte. Der Schweizer verließ seinen Platz und stellte sich an die Tür.

„Kann man nicht das Fenster öffnen?" fragte Mayr den Beamten.

Der schüttelte den Kopf. Das gehe jetzt nicht, sagte er, es komme gleich wieder ein Tunnel; der Rauch schlage sonst ins Coupé.

Gertie sah wieder die höhnische Fratze mit dem Monokel, in dem sich das Lämpchen der Decke spiegelte. Wieder fiel ihr das Bild ein: da lauerte mit funkelnden Augen eine grausam tückische Katze, die mit ihrem Opfer spielte.

„So — eingeschlossen ist die Luft hier", brachte Gertie mühsam hervor.

Man passierte den nächsten Tunnel.

„Jetzt — Obacht — gleich!" sagte der Beamte gutmütig. Er ließ das Fenster an der Seite herunter. Gleich darauf öffnete er die Tür, schwang sich hinaus und kletterte am Trittbrett weiter.

Eine Minute lang hielt der Zug an einer Ausweichstation.

Gertie atmete tief die Luft ein. An ihre Ohren hämmerte das Blut. Sie hörte das Singen und Lärmen der Bobsleighfahrer in den andern Wagen wie aus weiter, weiter Ferne. Vor ihren Augen bildeten sich feurige Kreise. „Sie wissen ja — so interessant — zu erzählen!" sagte sie nun mit grimmigem Hohn. Nach dem Namen fragte sie nicht mehr. Es schien ihr klar, daß alles verraten war.

„Ja, nicht wahr, eine tolle Geschichte? — Wer hätte das unserm scharmanten Doktor zugetraut! — Die Sache war von langer Hand vorbereitet. Die beiden Leutchen wollten den Mann, der ihnen im Weg war, beiseite schaffen, gaben ihm gelegentlich ein Tränklein, der Doktor füllte den Totenschein mit ‚Herzschlag' aus — und darauf begruben sie den Ärmsten mit allen bürgerlichen Ehren. — Nett, wie?"

„Das ist doch — undenkbar!"

Mayr blieb ruhig, fast liebenswürdig. „Die Verwandten des Toten wüten hauptsächlich darüber, daß die Witwe das ganze große Erbe geschluckt hat. Die sagen: sie hat es bloß des Geldes wegen getan. Ich meine dagegen: eher hat die Liebesleidenschaft sie blind gemacht. Die arme junge Frau. Nun hat er sie obendrein noch sitzen lassen." Er machte abermals eine Pause, es war, als ob er auf ihr Geständnis wartete.

Gertie hielt die Zähne fest aufeinandergepreßt und schwieg. Es war ihr, als schlügen die Wogen über ihr zusammen. Sie rang nach Atem. Ihr angstvoller Blick kam von dem ihres Peinigers nicht frei.

Die Bahn trat aus der Schneehelle, dem Sonnenglast wieder in eine Reihe von Felseinschnitten. Blitzartig drang das Licht in den Wagen, so oft der Zug an einem der großen Felsentore vorüberglitt. Und dann saß man von neuem im Schatten: weitere Tunnels folgten. Man hörte das Ächzen der Maschine, die mühsam die starken Steigungen nahm.

Der Zugbegleiter schwang sich wieder ins Coupé. Es stand voller Qualm, aber Gertie merkte es gar nicht. Sie hörte, daß Mr. Scott zu ihr sprach. Es klang ihr wie aus weiter Ferne. Indem sie sich bemühte, seinen Worten zu folgen und eine Erwiderung vorzubereiten, fühlte sie, wie das Zittern in ihr sich legte. Nichts eingestehen, nichts eingestehen! — sagte sie sich heimlich immer wieder vor.

Mr. Scott erzählte, daß er gestern dreimal durch das Bergell mit dem Bobsleigh hinuntergefahren und erst spät nach Mitternacht von Maloja zurückgekehrt sei.

Sie hatte sich ihm so weit zugewandt, daß Mayr ihr Gesicht nicht mehr sehen konnte. Es war ihr eine wahre Erholung, daß sie seinem überlegen spöttischen Blick auf diese Weise auswich. Und doch fühlte sie, daß er jede Bewegung von ihr verfolgte. Sie beobachtete sich nun selbst — und es fiel ihr auf, daß sie bei einzelnen Worten ganz unmotiviert die rechte Hand spielen ließ.

„Preda — Preda!"

Das Ende der Fahrt. Es war Gertie, als hätte sie stundenlang in dem engen Käfig gesessen.

Ein wahrer Sturm wurde jetzt wieder auf den Güterwagen gelaufen, in dem die Bobschlitten verstaut waren.

Diesmal hatte Lendi mehr Glück: mit Mr. Scott zusammen, der rasch hinzugesprungen war, schleppte er seinen Bobsleigh schon die kleine Anhöhe empor, noch bevor die andern Besitzer aus dem Gewirr ihre Schlitten herausgefunden hatten.

„Obacht!" rief er triumphierend dem Baron Kamerlander zu, der — eine Zigarette rauchend — sich inmitten der Schienen nach Frau Gertie umsah.

Die blieb jetzt dicht am letzten Wagen stehen. „Und was für B e w e i s e — will man denn haben?" fragte sie Mayr, sich zu einem lässigen Ton zwingend.

„Tja, denken Sie — ich hatte mich da an die Apotheke gewandt, die immer die Arzneien lieferte. Er war nervös, bekam ab und zu etwas Morphium — kleine Dosen als Schlafmittel —"

„Rasch, rasch! Avanti!" mahnte der Engadiner oben vor dem Hotel, lebhaft seiner Mannschaft zuwinkend.

Kamerlander setzte sich in ein rascheres Tempo und holte das Paar, das jetzt in ungleichem Schritt dem Führer folgte, unterwegs ein. „Das war ja eine trostlose Fahrt — ohne Sie, meine Gnädigste!"

Sie hörte nicht, vergaß sogar zu lächeln.

„Ja, und denken Sie, aus dem Journal hat sich jetzt ergeben, zwei Tage zuvor hat der Doktor dem Unglücklichen Morphium verschrieben, aber eine Dosis, die genügt hätte, um ein Dutzend Kanoniere ins Jenseits zu befördern."

„Was erzählen sich die Herrschaften hier für Schauergeschichten?" fragte der Baron drollig entsetzt. — „Ja, ja, Maestro," rief er dem Engadiner zu, „wir kommen ja schon!"

„Das war recht unvorsichtig von dem Herrn.... Ich denke, ein Arzt könnte sich so eine Dosis weniger auffällig besorgen...."

Sie brachte das überlegen lächelnd, aber innerlich zitternd hervor. Er bohrte seinen Blick in den ihren.

„Drum liegt noch die Möglichkeit vor, daß sie das Rezept gefälscht hat — und daß er hinterher nur Beihilfe geleistet hat."

Lendi war ungeduldig. Die Haltegurte waren verwickelt. Mr. Scott kam damit nicht zustande. Er rief dem Wiener zu, mit Hand anzulegen.

„Alle Wetter, jetzt wird er scharf!" sagte Kamerlander und stieg mit langen Schritten auf seinen dünnen Storchbeinen durch die nächsten Schneehaufen, um den Weg abzukürzen.

„Vielleicht — legt die Frau noch ein Geständnis ab," sagte Mayr kaltblütig, „das könnte ihn vielleicht noch retten. Aber wenn sich jetzt ihr Gewissen noch nicht gemeldet hat...."

Sie sah ihn haßerfüllt an. „Jetzt?!"

„Aufsitzen!" kommandierte Lendi.

Mit einem Fuß hatte Mayr die Straße erreicht. Er senkte ein wenig den Kopf, um Gertie ins Gesicht zu sehen. „Nun ja, die Sache liegt doch schon ziemlich lang zurück. Monatelang. Und Sie — Sie wissen das Datum nicht?"

„Wie soll ich — es wissen?"

Kamerlander stand noch neben dem Bobschlitten. Die beiden andern Männer hatten schon Platz genommen. Der Baron trällerte das Signal: Galopp.

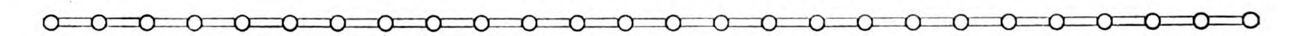
Mayr bohrte seinen Blick in den ihren. Halblaut, fast vertraulich sagte er: „Kaum vier Monate ist's her, Am fünften November hat man ihn beerdigt. Also der zweite November war sein Sterbetag."

Es war das Datum von Selles Tod....

Auf der Straße hatten sich schon mehrere Schlitten hinter dem des Engadiners aufgereiht. Ungeduldige Zurufe wurden laut.

Gertie folgte mechanisch den Befehlen. Sie war sich ihrer Tätigkeit gar nicht mehr bewußt.

(Fortsetzung folgt.)



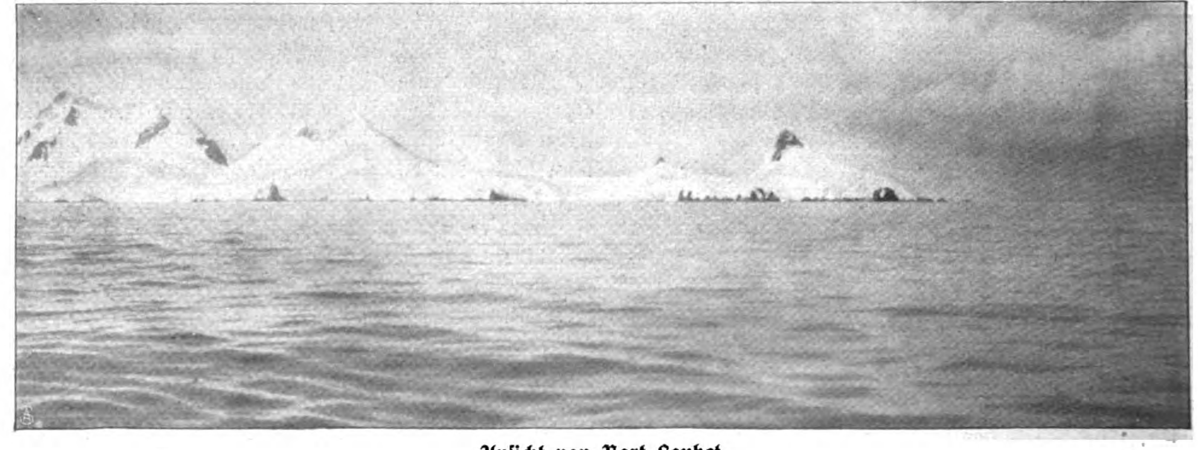
Dr. Charcots Fahrt nach dem Südpol.

Nach den neusten Briefen des Forschers an seine Gemahlin.

Der „Woche" mitgeteilt von Frau Marg. Charcot. — Hierzu 9 photographische Aufnahmen.

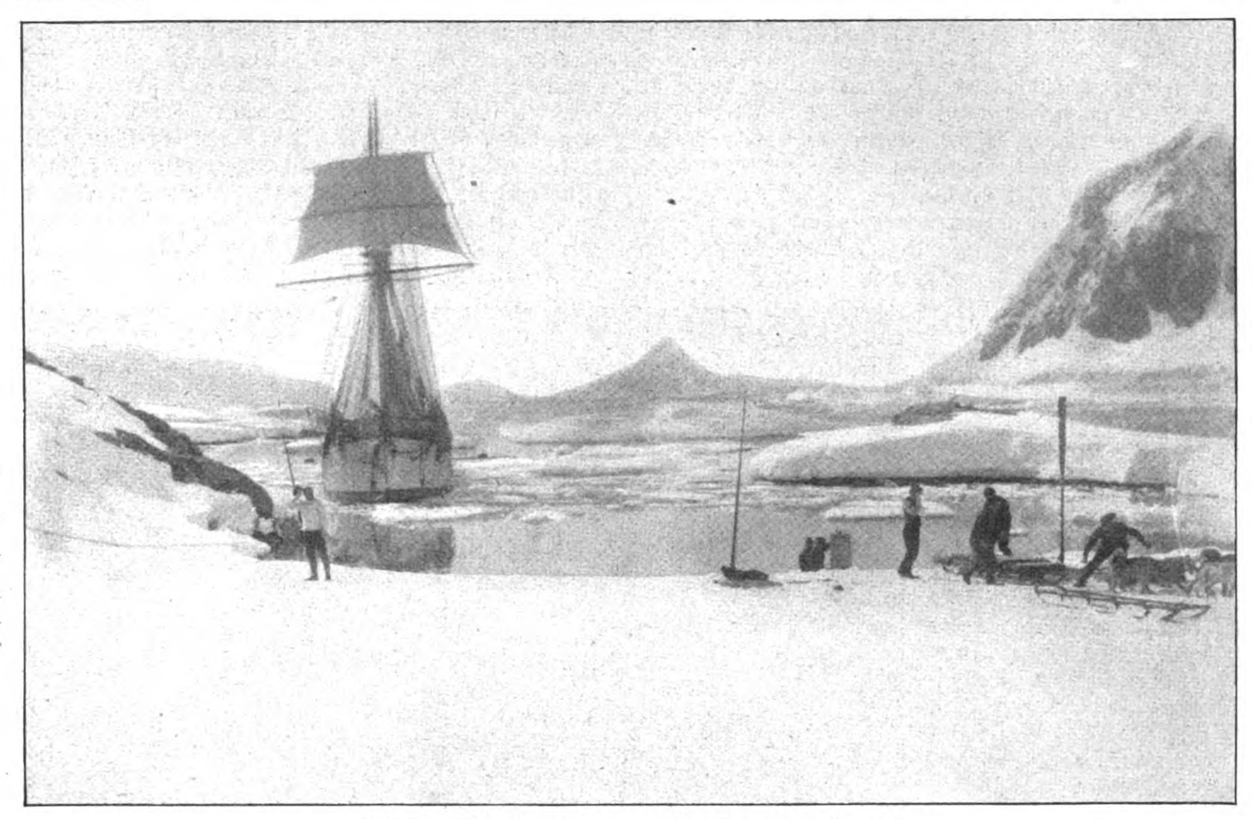
Bald werden es zwei Jahre sein, seit die „Woche" aus der Feder des Dr. Jean Charcot jenen in der wissenschaftlichen Welt vielbesprochenen Aufsatz über die mannigfaltigen Absichten seiner Fahrt nach der Südpolarregion veröffentlichte. So mag denn auch an dieser Stelle von den persönlichen Eindrücken die Rede sein, die der Forschungsreisende nach seiner kürzlich erfolgten Landung in dem argentinischen Hafen Puntas Arenas neben der für die Akademie bestimmten Aufzählung von Daten und Fakten in Privatbriefen hierher übermittelte. Welche Existenz — welche Entbehrungen! All die langen Monate hindurch völlig abgeschnitten von der zivilisierten Welt, stets im erbitterten Kampf mit dem vielgestaltigen Tod!...

Am Weihnachtstag des Jahres 1908 konnte Charcot beim Verlassen der Deceptionsinseln vor dem Beginn seiner eigentlichen Polarreise die letzte Botschaft einem Walfischfahrer anvertrauen. Seine Zuversicht, daß der „Pourquoi-Pas?" allen Stürmen und Eispressungen trotzen würde, kam in diesem Abschiedsgruß zu rührend beredtem Ausdruck. Hören wir nun, wie der Forscher sich in seinem jüngsten Schreiben über die Widerstandsfähigkeit des Fahrzeuges ausspricht: „Ein wahrhaft titanisches Ringen unseres Schiffes gegen die Stunde um Stunde sich erneuernde Gefahr der Eisberge hielt unsere Nerven in unausgesetzter Spannung. Nur ganz allmählich gewöhnte man sich an das unheimliche Knistern und Krachen der Holzwände, an das Erzittern des Mastwerkes, das unsern erregten Sinnen den vibrierenden Saiten einer riesigen Zauberharfe vergleichbar schien. Dieser schaurige Zickzacklauf des bald über Eisschollen hinweggehobenen, bald vom Wirbelwind über tiefe Schründe getriebenen 'Pourquoi-Pas?' währte mehrere Tage und Nächte hindurch.

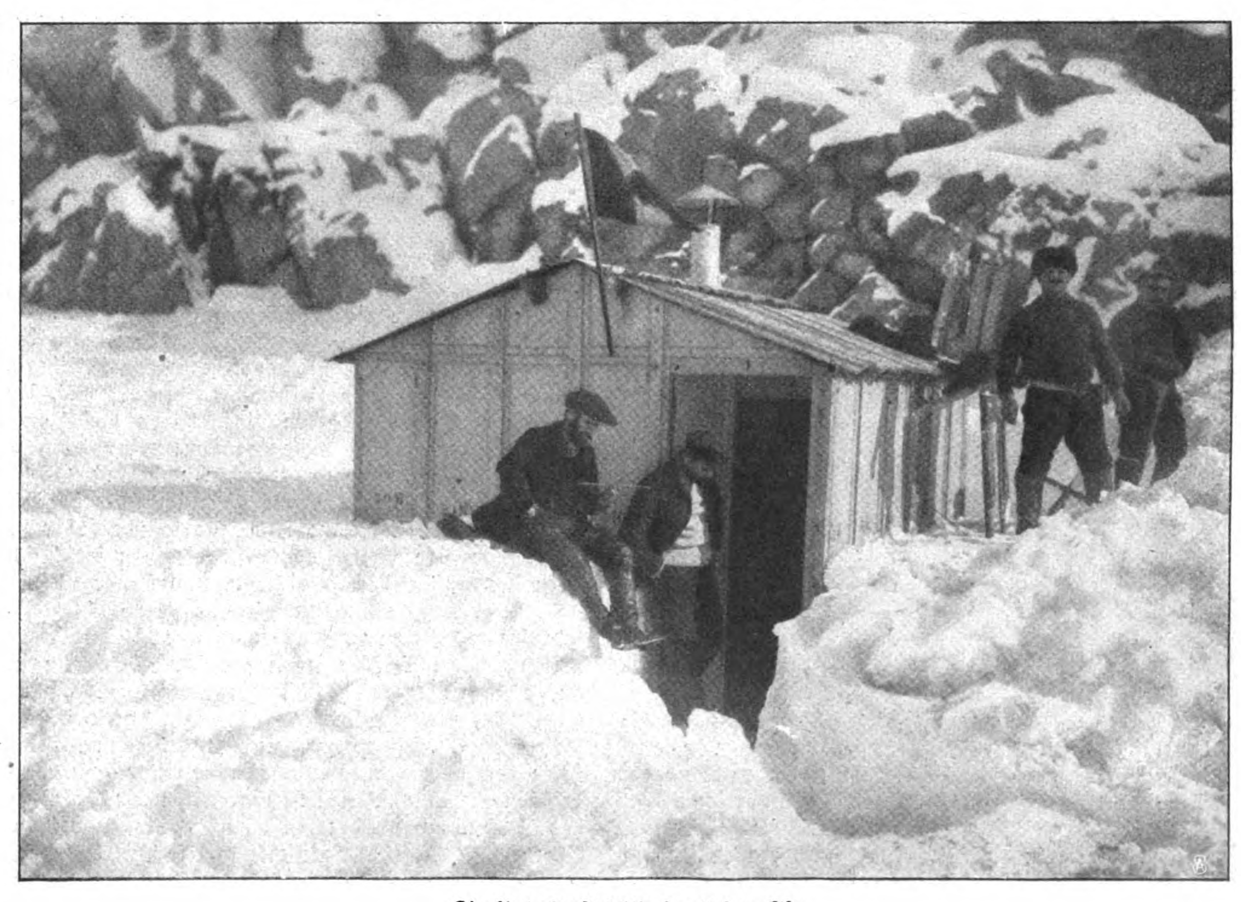


Ansicht von Port Loubet.





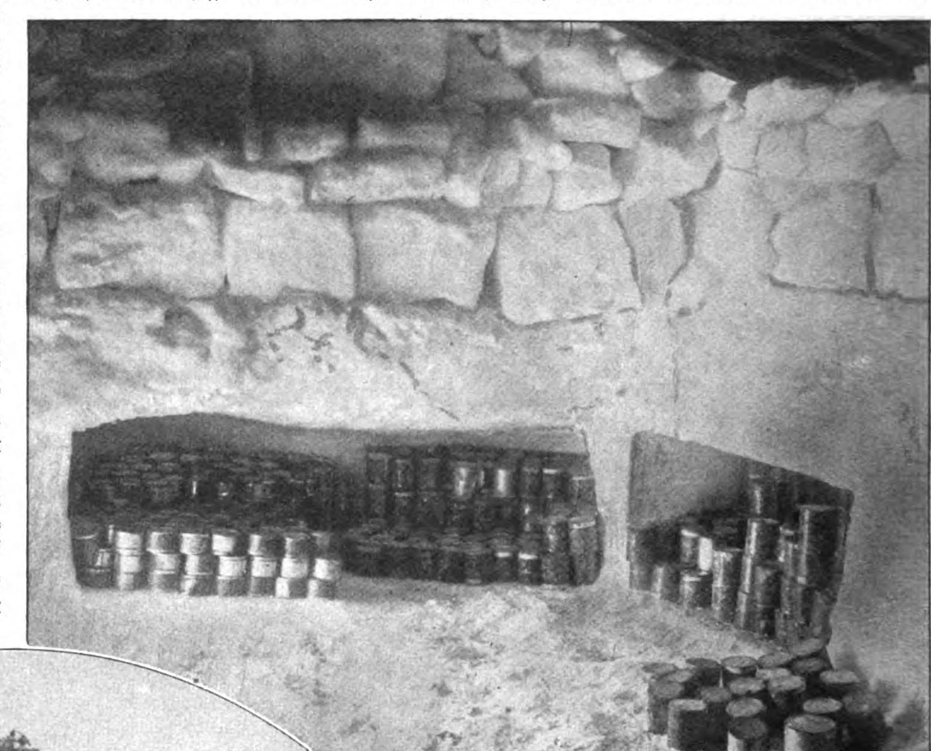
Das Expeditionsschiff „Pourquoi Pas?“ in Port Charcot.



Die Unterkunftshütte im tiefen Eise.

„Nächte und Tage. Was half da die Kunst des Pilotierens, die bis an die Grenze menschlicher Macht getriebene Wachsamkeit! Die von unsern Pessimisten an Bord zu meiner Verzweiflung oft und oft wiederholte Voraussage, daß irgendein bis zur Wasserhöhe emporragendes Felsriff unserer Fahrt zur See plötzlich ein vorzeitiges Halt gebieten werde, hat sich leider erfüllt. Du mein armes, wackeres Schiff und du — du abscheuliches, tückisches Felsgebilde! So stark war sein Anprall gewesen, daß eine Hälfte des Schiffsvorderteils sich von der andern trennte, daß durch einen tiefen, gewaltsamen Riß der Kiel gespalten wurde . . .

„Wohl hatten wir uns in Frankreich für kleinere Schiffsunfälle einigermaßen geschult; aber ein so ernstes Mißgeschick übertraf unsere Voraussicht bei weitem. Es war eine harte, gemeinsame Arbeit, die uns in dieser unwirtlichen Meeresgegend in Atem hielt, bis der Dreimaster uns endlich so weit zusammengequacksalbert schien, daß wir die Weiterfahrt nach Süden wagen konnten. Unter diesen Umständen wäre es wohl überschwenglich, von einem ‚stolzen‘ Einzug in das Loubetland und in das Gebiet Alexanders I. zu sprechen. Wir haben indessen vom Bord aus unternommen, was bisher keinem Forscher vor uns in jenen Gegenden gelang: die Feststellung aller hydrographisch wichtigen Momente. Und das war uns am Ende doch die Hauptsache . . .“



Ein Blick in die Vorratskammer.



Mr. Bongrain am Theodoliten.

Ueber seine Eindrücke während der Polarnacht schreibt Charcot: „Wie schade, daß der ‚Pourquoi-Pas?‘ nicht Raum hatte, einen Philosophen, ich meine einen Philosophen ‚an sich‘, dann einen gottbegnadeten Dichter und einen Meister der bildenden Kunst zu beherbergen! Du bist, mein teurer Philosoph, auf der Suche nach dem Absoluten. Blicke doch hinan zu diesem Himmel von ungeahnter Klarheit — ein herrlicheres Symbol zum Verständnis des Absoluten können Deine Sinne nicht fassen. Und Du, Poet, wem vergleichst Du jene wundersame Sternenwelt? Ahnst Du nicht, daß ein rächendes Schicksal alle die stolzen schönen Frauen, die in ihrer Glanzzeit wahre Liebe und Hingebung nicht kannten, nicht kennen wollten, in Sterne verwandelte und hierher verbannt hat, um ewig zitternde Zeugen dieser grandiosen Erstarrung zu sein . . .?

„Doch ich irre mich. Wir hatten nicht einen, sondern eine ganze Herde von Philosophen in unmittelbarster Nähe. Philosophen der Entsagung in der Tat, diese prächtigen Pinguine, deren eigenartiges Gebaren zu beobachten wir nicht müde wurden! Und auch ein Stück Mystizismus vermuteten wir wohl mit Recht in ihrem philosophischen System; denn im Fluge bildeten sie einen mächtigen Triangel, der sich immer höher und höher hob wie das Welträtsel, das dem forschenden Geist des Kabbalisten stets ferner und ferner rückt.

„Recht unsanft wurden wir nur zu bald durch den furchtbaren Sturm aus Nordost aus diesen naturphilosophischen Betrachtungen geweckt. Das von uns nächst dem Ankerplatz des ‚Pourquoi-Pas?‘ zwischen Eisschollen zurechtgezimmerte Häuschen, dessen elektrische Beleuchtung nach unendlichen Mühen gelungen war, hatte dem Wirbelsturm am längsten widerstanden. Da lag's in Trümmern. Gleichzeitig hatten wir den Verlust des Steuers an unserm ‚Pourquoi-Pas?‘ zu beklagen. Aber keinen Augenblick gestatteten wir der Mutlosigkeit, unsern Eifer zu zügeln. Die Mehrzahl der Unsrigen war während des Winters von Skorbut schwer heim-


Die Hütte im Eise.

Naturforscher Liouville u. Dr. Charcot.

gesucht; mich aber quälte noch obendrein mein altes Herzleiden. Es war ein grausam harter Winter. . . .

„Und überblicke ich heute das Gesamtergebnis, so fühle ich wohl einige Genugtuung über die genauere Erforschung der gänzlich in Vergessenheit geratenen Insel Peters I. sowie der auf etwa 1000 Kilometer sich erstreckenden Region bis zu dem notgedrungenen Ziel unserer Reise, dem 126. Grad westl. Länge; aber ich kann und will es mir nicht verhehlen: mein Sehnen und Hoffen blieb wieder unerreicht, wenn ich auch die innere Befriedigung habe, diesmal meine Vollkraft für das Gelingen eingesetzt zu haben und mit bewunderungswürdiger Hingebung von allen meinen Mitreisenden unterstützt worden zu sein.“ . . .

Bescheiden spricht Charcot von seinen mit Lebensgefahr errungenen wissenschaftlichen Erfolgen. Es sei aber hier gestattet, an die Aeußerungen zweier nichtfranzösischer Autoritäten ersten Ranges zu erinnern. Leutnant Shackleton schrieb neulich: „Der Leiter dieser Expedition hat sich um die Polarwissenschaft ein starkes und bleibendes Verdienst erworben.“ Kapitän Scott widmete der Mission Charcots eine Würdigung, in der es heißt: „Wer künftighin die Kletterpartie zum Südpol unternimmt, findet die Leiter gestellt; man wird nur die von Charcot so geschickt und so glücklich eingefügten Sprossen dieser Leiter zu benutzen haben.“ Einheimische und fremdländische Fachmänner zeigen sich im höchsten Grade gespannt auf die genaueren Mitteilungen über die vielfachen, für das Studium von Ebbe und Flut so wichtigen Sondierungen des Ozeans. Die Geologen ihrerseits erhoffen von der Charcotschen Ausbeute an Fossilien neue wichtige Anhaltspunkte für ihre Erdentstehungshypothesen. Auch die der antarktischen Fauna gewidmeten Sammlungen dürfen auf wertvolle Beiträge rechnen. Wahrhaft enthusiastisch rühmt Charcot in seinen Privatbriefen die nie getrübte Eintracht unter den 30 Mitarbeitern, von denen Herr Liouville, Naturforscher (Stiefsohn des verstorbenen Ministerpräsidenten Waldeck-Rousseau), der Seefähnrich Bongrain und der junge Geologe Gourdon an den wissenschaftlichen Arbeiten sich besonders rege beteiligt haben. Nach einigen Wochen wohlverdienter Ruhe wird Dr. Charcot in Paris und später in anderen europäischen Städten


Eine Mahlzeit im Freien.

Rede und Antwort stehen über alle Gebiete seiner Forschertätigkeit. Den Ueberblick über die nur selten dem guten Glück zu dankenden, meist hartnäckigem, trotzigem Ringen gegen die schroff abweisende Natur abgewonnenen Schätze und Erfahrungen werden Charcots Vorträge und Demonstrationen gestatten.


Eine Herde von Pinguinen auf dem Eise.

Die preußischen Elche einst und jetzt.

Von Fritz Bley. — Hierzu 4 Aufnahmen.

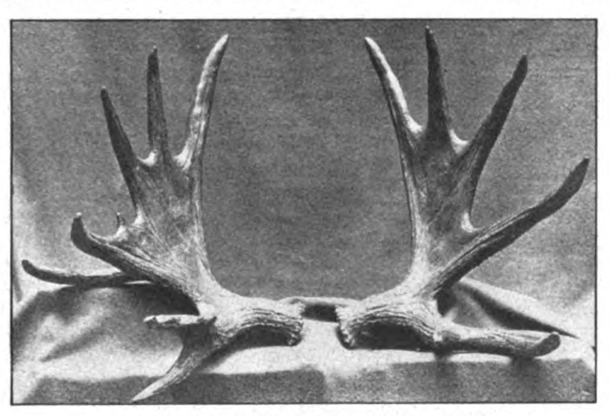
Die bevorstehende große Internationale Jagdausstellung zu Wien wird die deutschen Mächte auch als gute Verbündete im Weidwerk zeigen. In der weidmännischen Auffassung der Jagd gibt es zwischen den beiden deutschen Mächten ja auch wirklich keine Grenzpfähle. Wohl aber unterscheiden beide zusammen sich doch recht deutlich von der Weidmannschaft anderer Länder. Die Tatsache kommt in zahlreichen besonderen Freundschaften zum Ausdruck zwischen hochgestellten Herren und zwischen einfachen, schlichten Jägern. Wie Kaiser Wilhelm eine herzliche Freundschaft mit dem jetzigen Thronfolger verbindet, war er als Prinz in gleicher Weise dem Kronprinzen Rudolf zugetan, der namentlich auch für unser preußisches Elchwild eine rege Vorliebe zeigte. U. a. war der Kronprinz in Begleitung des Prinzen Wilhelm im September 1884 in Ibenhorst und schoß am 17. bei trübem Wetter an dem Helena-Werder im Skirwith von einer zwischen hohen Erlen errichteten Kanzel aus einen Elch unter recht schwierigen Verhältnissen.



Phot. St. Steckel.

1. Starker Elchhirsch in Ibenhorst.

Die Erinnerung an jene Jagd ruft uns recht deutlich ins Gedächtnis, welchen erstaunlichen und außerordentlichen Fortschritt wir inzwischen, dank besserer Kenntnis von den Gesetzen der Geweihbildung, in der Pflege und Zucht unserer preußischen Elche gemacht haben; denn der damals vom Kronprinzen Rudolf gestreckte Elch, der sich nach seiner breiten und flachen Wamme, dem quastigen Mittelbart sowie der sehr starken und derben Mähne als ein uralter Bursche kennzeichnete, trug nur ein recht kümmerliches ungerades Sechsendengeweih. Das war damals der beste Hirsch des berühmten Reviers, das die politischen Pflichten für ganz Litauen zu erfüllen hatte!



2. **Letztjähriger Schaufelabwurf**
eines starken Elches im Revier Ibenhorst.



3. **Schädelechtes Schaufelgeweih eines im Revier Nemonien**
eingegangenen etwa zehnjährigen Elchhirsches. Gefunden im Januar 1906.

Dieser Uebelstand war nun freilich erkannt und wurde schmerzlich bedauert; man schob ihn aber damals auf eine Entartung infolge der Inzucht zurück, ohne zu bedenken, daß durch den fortgesetzten Abschuß der jeweilig stärksten Hirsche die Art in der Geweihbildung künstlich heruntergebracht war, weil man verkrüppelten Schneidern die Brunftplätze überlassen hatte.

In alter Zeit war der Elch über ganz Norddeutschland verbreitet gewesen, in Ostpreußen noch bis in das 18. Jahrhundert hinein. Unter Friedrich Wilhelm I. wurden 1718 in der Kaphornschen Heide 40 Schaufler erlegt! Dann aber scheint der Bestand schnell, vielleicht infolge irgendwelchen großen Unheils, zurückgegangen zu sein, denn 1728 zählte man nur noch 705 Stück in ganz Preußen. Im Jahre 1849, nach der berüchtigten Jagdfreiheit, war der gesamte Elchbestand Ostpreußens auf elf Stück zusammengeschrumpft, die in der Oberförsterei Ibenhorst standen. Im Jahr 1874 zählte man aber bereits wieder 74 Stück, und zwar besserte sich der Bestand nicht nur der Zahl nach. Prinz Friedrich Karl schoß in Ibenhorst einige recht gute Hirsche, darunter einen starken Schaufler.

Dann aber war es schnell bergab gegangen, und zwar hauptsächlich deshalb, weil man auf Grund der Geweihtheorie von Professor Altum annahm, daß man die Spießer, Gabler und Sechser nur genügend alt werden zu lassen brauche, um sie alle zu Kapitalschauflern sich entwickeln zu sehen. Freilich erkannten die Revierbeamten sehr bald das Hinfällige dieser Auffassung, denn sie sahen ja, daß diese alten Bekannten zwar an Alter und Weisheit, aber nicht an Endenzahl zunahmen und es niemals zum Schaufler brachten. Indessen konnte erst eine spätere Zeit hier durchgreifende Hilfe bringen.

An Zahl hatte sich inzwischen das Elchwild gut vermehrt. Insbesondere erholte sich der Bestand auch im Regierungsbezirk Königsberg, wo es sehr geschont wurde, namentlich auch in den Privatforsten.



4. **Gabelgeweih eines alten Elchhirsches**
aus dem Ibenhorster Revier. Erlegt im Jahre 1905.

Im Jahr 1896 wurde der ostpreußische Gesamtbestand auf 300 bis 350 Stück geschätzt. Dann wurde das Schongesetz vom 13. August 1897 erlassen, durch das der Abschuß von Hirschen auf den September beschränkt, der von Tieren aber ganz verboten wurde. Das Schonzeitgesetz vom Jahre 1904 aber brachte zum Segen der Artverbesserung die Ausnahme, daß der Minister für Landwirtschaft aus Rücksichten der Landeskultur oder der Wildpflege den Abschuß weiblichen Wildes für die Zeit vom 16. bis 30. September gestatten darf. Unter dem Schutz des Gesetzes von 1897 wuchs der Bestand zur Freude der sehr pfleglichen ostpreußischen Weidmannschaft von 1896 bis 1904 auf 800 Stück einschließlich der Privatforsten

an. Aus den kleinen Sprüngen, die hier und dort noch gestanden hatten, wurden nun wieder feste Bestände. Das Elchwild verbreitete sich in die Tawellningken benachbarten Reviere Schnecken und Wilhelmsbruch, aber auch südwärts bis in die bei Gerdauen belegene Oberförsterei Astrawischken sowie nach Drusken und Gertlauken, insbesondere aber in die Oberförstereien Alt- und Neusternberg, Pfeil und Klein-Naujok. Einzelne Hirsche kamen bis Kobbelbude, kurzum das Elchwild stand im Begriff, seine alte natürliche Heimat in den vor Hochwasser geschützten Revieren wieder in Besitz zu nehmen, die es zur Zeit des alten Soldatenkönigs bewohnt hatte. Aber gerade in den trocken gelegenen beiden Sternberger Revieren sowie in Pfeil, Drusken, Gertlauken, Klein-Naujok, Papuschinen, Leipen und einem großen Teil von Greiben sind mit hohen Kosten, zum größten Teil in Löcherkulturen, Eichenbestände hochgebracht worden, und diesen fügte das Elchwild nach der heute maßgebenden Anschauung zu großen Schaden zu, als daß es in solchen Revieren geduldet werden könnte. So wurden im Jahr 1905 in den Staatsforsten 98 Stück, 1906 87 Stück abgeschossen. Trotzdem wurde der Wildstand im Jahr 1907 in den Staatsforsten auf 592 Stück angegeben. Der Abschuß war also bis dahin geringer als der Zuwachs. Daher erfolgte im Herbst 1907 ein verstärkter Abschuß von 127 Stück. Der Wildstand betrug darauf im Sommer noch 500 Stück in den Staatsforsten.

Es muß ausdrücklich anerkannt werden, daß dieser Abschuß eine sehr gute Auslese bewirkt hat. Die zur Strecke gebrachten Hirsche waren fast durchweg alte Krüppler mit Spießen und Gabelgeweihen, wie Abbildung 4 S. 722 ein solches aus dem Jahr 1905 zeigt. Nach dem aufgestellten Plan soll nun ein Elchstand von annähernd 400—500 Stücken in den Staatsforsten gehalten werden, der durch zweckmäßigen Abschuß in der Art gehoben werden soll. Hiervon stehen etwa 300 Stück in den drei Oberförstereien Ibenhorst, Tawellningken und Nemonien, die zu einem Schongebiet für Elche erklärt wurden. Ein kleiner Bestand wird auf der Nehrung, und im ganzen Königsberger Bezirk ein Bestand von etwa 100—150 Stück als Teil des genannten Gesamtstandes geduldet werden. Hierdurch glaubt man der Gefahr der Inzucht genügend vorgebeugt zu haben, zumal durch die Eindeichung ganzer Schutzbezirke, Anlage von Poldern, Elchbergen, Ausweichstellen, hochwasserfreien, zu den Hochmooren führenden Straßen und Anlage von schwimmenden Brücken über versumpfte alte Flußläufe das Wild in dem 24000 Hektar großen Niederungsgebiet von Ibenhorst bis Nemonien vor Wassergefahren immer besser geschützt wird. Der Hauptwert wird auf sachgemäße Hege mit der Büchse gelegt. Nachdem durch die Zähne bewiesen ist, daß der Elch als Erstlingsgeweih Spieße, Gabeln oder sogar bereits sechs Enden tragen kann, werden alle Spießer, die nur schwache Spieße tragen, abgeschossen. Im dritten Kalenderjahr trägt der zur Nachzucht geeignete Elchhirsch Gabeln oder sechs Enden. Alle dreijährigen Spießer sind deshalb reif für die Büchse. In späteren Jahren tritt dann der Unterschied zwischen Schauflertypus und Stangler hervor. Achtender müssen bereits Schaufelandeutung zeigen, sonst müssen sie fallen, noch viel mehr Hirsche mit höheren Endenzahlen, die keine Neigung zur Schaufelbildung zeigen. — Auf Blutmischung hat man verständigerweise verzichtet; insbesondere auf solche mit amerikanischen Elchen. Die Einführung schwedischen Blutes hat man nach den Mißerfolgen von 1882 nicht wieder versucht. Und das Ergebnis hat auch durchaus bewiesen, daß solche bei verständiger Hege mit der Büchse gar nicht nötig war. Solche Auslese aber hatte eben gefehlt. Jetzt, nachdem man nur fünf Jahre lang planmäßig alle zur Nachzucht ungeeigneten Hirsche, im ganzen 50, nebst der entsprechenden Anzahl Tiere abgeschossen hat, ist die Besserung bereits unverkennbar. Es stehen schon jetzt im Gesamtschongebiet etwa zwanzig gute Schaufler. Darunter wurden schon 1908 gemeldet: ein Achtzehnender und drei Sechzehnender sowie eine Anzahl Zwölfender mit guten Vollschaufeln.

Unsere Abbildung 1 zeigt einen dieser Hirsche, der in Ibenhorst im November 1908 vom Photographen Max Steckel für eine größere Arbeit des Verfassers dieser Zeilen über „Das Elch aller Länder" aufgenommen ist, die jetzt in Meerwarths „Lebensbildern aus der Tierwelt" in R. Voigtländers Verlag zu Leipzig erscheint. Die Abbildung 2 zeigt den letztjährigen Schaufelabwurf eines recht braven Elchhirsches, der auf dem zur Ibenhorster Oberförsterei gehörenden Bredzuller Moor seinen Stand hatte und voraussichtlich in diesem Jahr, hoffentlich durch den obersten Jagdherrn, zum Abschuß gelangen wird.

Während dieser Hirsch in eindrucksvollem, knufftigem und strotzendem Wuchs den endenreichen Stangler vertritt, zeigt unsere Abbildung 3, daß wir zum Glück auch noch Träger einer geschlossenen Schaufelbildung der litauischen Elche haben. Der Träger dieses Geweihes verunglückte im Alter von 5—6 Jahren und hätte es wohl noch zu weit besserem Aufsatz gebracht.

Somit ist also bewiesen, daß in wenigen Jahren durch richtigen Abschuß die Geweihbildung des Elchwildes wieder gehoben werden kann. Dieser höchst erfreuliche Erfolg der preußischen Forstverwaltung wird deshalb sicherlich auch in Schweden und den baltischen Provinzen Beachtung finden, wo infolge fehlerhaften Abschusses der Rückgang der Geweihbildung des Elchwildes auch leider unverkennbar ist.

Bilder aus aller Welt.



Phot. Uder.

Frau Agnete von Baudiß,
weiblicher Kapitän in Dänemark.

Die Frauen erobern sich immer mehr Gebiete, die in früheren Zeiten nur den Männern vorbehalten waren. Kürzlich erwarb Frau Agnete von Baudiß in Kopenhagen vor der Marinebehörde das Patent als Kapitän und erhielt die selbständige Führung eines von der dänischen Regierung subventionierten Postdampfers im Isefjord.

Fräulein Paula Somary, bisher am Kleinen Theater in Berlin tätig, wurde an das Königliche Schauspielhaus, Berlin, engagiert und debütierte dort in Ibsens Nora.

Die beliebte Opernsängerin der Kölner Oper Fräulein Claire Dux wurde auf fünf Jahre der Kgl. Hofoper in Berlin verpflichtet. Fräulein Dux ist Schülerin von Professor Deppe in Berlin. Ihr Engagementgastspiel absolvierte sie als Eva in den Meistersingern und Agathe in Freischütz.

Die bisher am Herzoglich Meiningischen Hoftheater als jugendliche Heroine beschäftigte Schauspielerin Fräulein Erica von Wagner wurde an das Hofburgtheater



Phot. F. O. Lundt.

Fräulein Paula Somary,
wurde an das Berliner Schauspielhaus engagiert.



Phot. Blum u. Höffert.

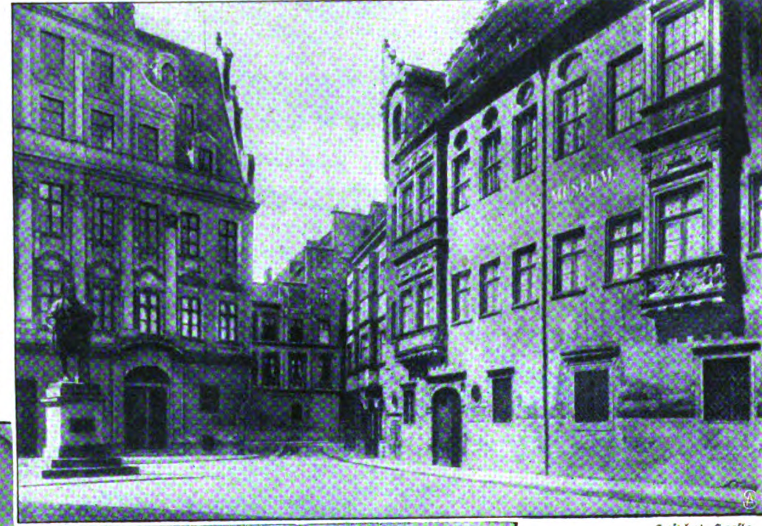
Frl. Claire Dux,
wurde an die Berliner Oper engagiert.

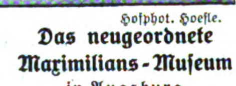
in **Wien** im gleichen Rollenfach engagiert. Man sieht die talentvolle und beliebte Künstlerin mit Bedauern von Meiningen scheiden.

In Augsburg wurde das „Maximilians-Museum“ neu geordnet und vor kurzem dem Verkehr wieder übergeben. Das Museum ist in dem 1544—46 erbauten Baeckschen Hause untergebracht. Es enthält die Sammlungen der Stadt, des historischen Vereins und mehrerer privater Kunstfreunde. Unsere Bilder zeigen das Baecksche Haus und den Saal für die archäologischen Funde. Im Erdgeschoß sind die römischen und mittelalterlichen Skulpturen und im ersten Stock die vorgeschichtlichen römischen und frühmittelalterlichen Kleinfunde untergebracht. Im gleichen Stock befinden sich die Uhrmacherarbeiten, Zinnsammlung und die Porzellansammlung. Sehr lehrreich ist die Münzsammlung mit 11 000 Stück. Im zweiten Stock haben Originalmodelle und Handzeichnungen von E. Holl, der Augsburger Meister Brander und Schißler, Majoliken, Fayencen Aufstellung gefunden. Daneben findet sich eine reiche Sammlung von Radierungen und Stichen. Die Aufstellung der Objekte ist ungemein übersichtlich, so daß der Besuch des Museums sich sehr genußreich gestaltet.



Frl. Erica von Wagner, wurde an das Wiener Burgtheater engagiert





Hofphot. Hoefle.

Das neugeordnete Maximilians-Museum
in Augsburg.
Oben: Das Museum von außen.
Unten: Die archäologische Sammlung.



Schluß des redaktionellen Teils.



Man kann bei den sich massenhaft mehrenden Haarpflegemitteln nicht genug darauf aufmerksam sein, daß die einzige naturgemäße Haarpflege darin besteht, daß man die Kopfhaut genau so mit Wasser und Seife wäscht wie die übrige Haut des Körpers. Nur bezüglich der Seife hat man darauf zu achten, daß sie mild sei und einen Zusatz habe, der einen anregenden Einfluß auf die Tätigkeit der Kopfhaut ausübt und gleichzeitig parasitäre Erreger verschiedener Haarkrankheiten vernichtet.

Als solcher hat sich, wie allgemein bekannt, der Teer als geradezu souveränes Mittel bewährt. Der Teer wirkt antiseptisch und hat außerdem die bemerkenswerte Eigenschaft, die Tätigkeit der Kopfhaut und damit das Wachstum der Haare anzuregen. Trotz dieser Eigenschaften, die in der Medizin hochgeschätzt werden, hat sich der Teer zur Kopfwäsche doch nicht so einbürgern können, weil vielen der Geruch einfach unerträglich ist und die gewöhnlichen Teerpräparate, wie sie bisher im Handel waren, in vielen Fällen doch unangenehme Reizwirkungen hervorriefen.

Es sind deshalb jahrelang Versuche angestellt worden, um den Teer in geeigneter Weise umzuarbeiten, und es ist schließlich gelungen, ein fast geruchloses Teerpräparat herzustellen, das auch keine unerwünschten Nebenwirkungen mehr hat. Mit diesem Präparat, Pixavon genannt, wurde endlich das längst gesuchte Teerpräparat für Kopfwaschungen geschaffen.

Das Pixavon löst mit Leichtigkeit Schuppen und Schmutz von der Kopfhaut, gibt einen prachtvollen Schaum und läßt sich sehr leicht von den Haaren herunterspülen. Es hat einen sehr sympathischen Geruch, und infolge seines Teergehaltes wirkt es parasitärem Haarausfall entgegen. Schon nach wenigen Pixavon-Waschungen wird jeder die wohltätige Wirkung verspüren, und man kann wohl die Pixavon-Haarpflege als die tatsächlich beste Methode zur Stärkung der Kopfhaut und Kräftigung der Haare ansprechen.

Es sei ausdrücklich betont, daß Pixavon das einzige geruch- bzw. farblose Teerpräparat zur Pflege des Haares ist, das aus dem offizinellen Nadelholzteer hergestellt wird, also demjenigen Teer, der nach dem Deutschen Arzneibuch in der Medizin allein anerkannt ist. Die zahllosen Angebote von farblosen oder geruchlosen Teerseifen zur Pflege des Haares, die infolge des großen Erfolges des Pixavon allerorten hervortreten, erfordern diese Feststellung.

Pixavon wird hell (farblos) und dunkel hergestellt. Neuerdings wird besonders Pixavon „hell" (farblos) vorgezogen, bei dem durch ein besonderes Verfahren dem Teer auch der dunkle Farbstoff entzogen ist. Die spezifische Teerwirkung ist bei beiden Präparaten, hell sowohl wie dunkel, die gleiche.

Ziehung am 11. und 12. Mai.

Ausstellungs-

Lotterie

der Internationalen Motorboot- und Motoren-Ausstellung, Berlin 1910.

130 000 Lose. **5736 Gewinne** im Gesamtwerte von Mark:

130 000 M

Hauptgewinne im Werte von

50 000 M

20 000 M

10 000 M

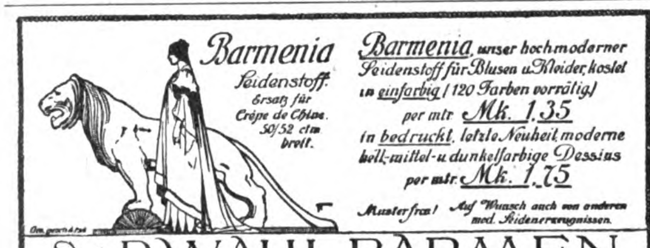
usw.

Lose á 3 Mark Porto u. Liste 30 Pf. extra zu haben i. all. Lotterie-gesch. u. dch. Plakate kenntlichen Verkaufsstellen.

General-Debit: **Gust. Pfordte, Essen a. Ruhr.**
„ **Lud. Müller & Co., Berlin C.,** Breitestr. 5.

In ¼ Std. spielen Kinder u. Erwachs. ohne Vorkenntnisse vom Blatt **Klavier**

Keine Spielerei m. Zahlen, Buchst. u. dergl. Prosp. ü. d. einzig richt. Weg z. Hausmusik m. glänzend. Gutachten u. Probestück gratis. **Musikverlag Euphonie, Pankow 8, Berlin.**





Das Beste

zur Pflege der Haare ist nach dem Urteil vieler unaufgefordert eingehender Anerkennungen **„Shampoon mit dem schwarzen Kopf".**

„Shampoon mit dem schwarzen Kopf"

beseitigt nicht nur Schinnen, Schuppen, übermässige Fettbildung der Haare, sondern führt auch eine Kräftigung sowie Abhärtung der Kopfhaut herbei und wirkt dadurch fördernd auf den Haarwuchs ein.

Man verlange beim Einkauf ausdrücklich **„Shampoon mit dem schwarzen Kopf"** und weise alle Fabrikate ohne diese Schutzmarke zurück. Paket mit Veilchengeruch 20 Pf., 7 Pakete in elegantem Karton Mk. 1.20 in Apotheken, Drogen- und Parfümeriegeschäften erhältlich.

Alleinig. Fabrik.: **Hans Schwarzkopf G. m. b. H., Berlin N 37.**

General-Depot für Oesterreich-Ungarn: **Felix Griensteidl, Wien I/1,** Sonnenfelsgasse 3; für Schweiz: **Nadolny & Co., Basel;** für Holland: **C. F. van Dijl, Dordrecht.**

Wollen Sie reich werden? so verlangen Sie sofort die kostenfreie Zusendung unseres Gratisprospektes. **Patentel G.m.b.H. Berlin W 57 A.**

„Kind du kannst kochen wie meine Frau"

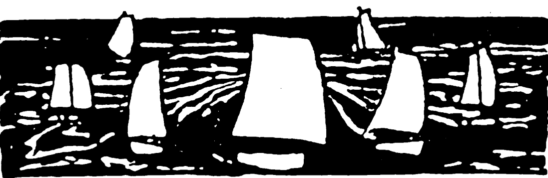
KUNEROL
KUNEROLW BREMEN

„Natürlich, immer vom Besten das Beste
KUNEROL zum Braten, Backen, Kochen
KUNERONA als feinster Ersatz für Tafelbutter

DIE·WOCHE

Nummer 18. Berlin, den 30. April 1910. 12. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 18.



Die sieben Tage der Woche.

21. April.

Der frühere amerikanische Präsident Theodor Roosevelt trifft in Paris ein, wo er mit dem Präsidenten Fallières und dem Minister des Aeußern Pichon Besuche austauscht.

Bei der Reichstagsstichwahl in der Stadt Posen wird an Stelle des zurückgetretenen Abgeordneten Dr. Chrzanowski der polnische Demokrat Novicki gegen den Oberbürgermeister Dr. Wilms gewählt.

Aus Petersburg wird gemeldet, der französische Militärattaché habe wegen der Verlegung des V. Armeekorps von Warschau nach Perm, in der man ein Sympton guter russisch-deutscher Beziehungen erblickt, Vorstellungen erhoben.

Auf seiner Besitzung in Redding (Connecticut) stirbt, 75 Jahre alt, der berühmte amerikanische Humorist Mark Twain (Portr. S. 736).

22. April.

Der Wiener Gemeinderat wählt den bisherigen ersten Vizebürgermeister Dr. Josef Neumayer mit 129 gegen 16 Stimmen zum Bürgermeister.

Die drei Militärluftschiffe „M I“, „P II“, „Z II“ unternehmen eine Fahrt von Köln nach Homburg v. d. Höhe, wo sie glatt landen und vom Kaiser besichtigt werden (Abb. S. 734).

Aus der chinesischen Provinz Hunan kommen Nachrichten über neue, gegen die Fremden gerichtete Unruhen.

23. April.

Das Kaiserpaar und die Prinzessin Viktoria Luise verlassen nach dreiwöchigem Aufenthalt Homburg v. d. Höhe, statten dem großherzoglichen Paar in Karlsruhe einen Besuch ab und begeben sich von dort nach Straßburg.

Die Brüsseler Weltausstellung wird in Gegenwart des belgischen Königspaares feierlich eröffnet (Abb. S. 733).

24. April.

In Frankreich finden die Neuwahlen zur Deputiertenkammer statt, die eine bemerkenswerte Verschiebung der Parteiverhältnisse nicht ergeben. Außer Millerand, der in Paris in die Stichwahl kommt, werden alle Minister wiedergewählt.

25. April.

Das Reichsluftschiff „Z II“, das auf der Rückfahrt von Homburg nach Köln bei Limburg eine Zwischenlandung vornehmen mußte, wird vom Sturm aus seiner Verankerung gerissen und in der Nähe von Weilburg völlig zerstört (Abb. S. 735). — Das englische Armeeluftschiff wird bei Farnborough gleichfalls durch den Sturm vernichtet.

Aus Ruanda, der Nordwestprovinz von Deutsch-Ostafrika, kommt die Nachricht, daß die Eingeborenen den Missionar Pater Loupias ermordet haben.

26. April.

Die Budgetkommission des Reichstags lehnt einen von der Regierung für unannehmbar erklärten Antrag des Abgeordneten Erzberger ab, die großen Land- und Minengesellschaften in Südwestafrika mit 81 Millionen Mark zur Deckung der Aufstandskosten heranzuziehen.

In Paris stirbt, 77 Jahre alt, der norwegische Dichter Björnstjerne Björnson (Portr. S. 732).

27. April.

Der Reichstag nimmt die Vorlage über die Verlängerung des deutsch-schwedischen Handelsvertrages endgültig an.

▫ ▫ ▫

Die erwartete Begegnung der Erde mit dem Halleyschen Kometen.

Von Prof. Dr. Svante Arrhenius.

Unter den sogenannten periodischen Kometen, die durch nach einer bestimmten Umlaufzeit wiederkehrende Sonnennähen charakterisiert sind, nimmt der Halleysche durch seinen Glanz und seine Größe den ersten Rangplatz ein. In vergangenen Zeiten hat er fast bei jedem Wiedererscheinen den Schrecken der Menschheit erweckt, bis durch Keplers, Newtons und Halleys Untersuchungen die wahre Natur der Kometen und speziell des Halleyschen Kometen bekannt wurde. Halley zeigte nämlich, daß sich der nach ihm benannte Himmelskörper, der 1682 gesehen wurde, mit dem von Kepler im Jahr 1607 beobachteten Kometen in bezug auf seine Bahn so ähnlich verhielte, daß er annahm, die beiden Erscheinungen rührten von dem gleichen Himmelswanderer her, der also in Zwischenzeiten von etwa 75 Jahren zur Nähe der Sonne und der Erde zurückkehrte. Weiter erwies Halley durch seine Rechnungen, daß sein Komet genau den Gesetzen folgte, die Newton für einen um die Sonne wandernden Himmelskörper festgestellt hatte. Etwas Aehnliches hatte übrigens Newton schon für einen zwei Jahre früher (1680) erschienenen Kometen nachgewiesen. Die Kometen sind also ganz regelrecht sich bewegende Himmelskörper, ebenso wie die Planeten, und nicht, wie man früher glaubte, Anzeichen des himmlischen, gegen ein sündhaftes Menschengeschlecht gerichteten unheilverkündenden Zorns.

Damit war der alte, unheimliche Kometenschreck gehoben. Die meisten großen Kometen sind jedoch nicht periodisch, sondern erscheinen ganz unvermutet, wie

beispielsweise der große Janessche Komet, der im Januar dieses Jahres in Südafrika entdeckt und nachher mit lebhaftem Interesse auch von den Beobachtern auf der nördlichen Halbkugel verfolgt wurde. Da die Bahnen dieser unerwarteten, aus der Tiefe des unendlichen Weltalls plötzlich auftauchenden Besucher unseres Sonnensystems ganz unbekannt sind, so könnte man vielleicht befürchten, daß sie gegen unsern Planeten stürzen und bei ihrer riesigen Geschwindigkeit — 42 Kilometer in der Sekunde bei der Erdbahn — eine ganz unermeßliche Verwüstung anstellen würden. Nun kommen aber die Himmelskörper im unendlichen Himmelsraum, auch da, wo sie in der Nähe einer Sonne relativ stark angehäuft sind, so außerordentlich spärlich vor, daß ein Zusammenstoß zwischen ihnen als äußerst unwahrscheinlich angesehen werden muß. Weiter ist die Masse der Kometen, wie ihre unmerkliche Einwirkung auf die Bewegung nahegelegener Planeten zeigt, so unerhört gering, daß sie, in die unmittelbare Nähe eines Planeten geraten, durch eine Art von Gezeitenwirkung in einen sehr langgestreckten Strom von kleinen Meteoriten zerlegt werden würden. Die Meteoritenströme, die bisweilen unsern Himmel mit einem Feuerwerk von Sternschnuppen verzieren, sind nach Schiaparellis Forschungen solche von der Schwerenwirkung der Sonne zerfetzte Kometen, von denen der jetzt zertrümmerte Bielasche Komet das auffallendste Beispiel abgegeben hat. Ein Komet, der zu unserer Erde von ihrer Schwere hingezogen werden würde, würde sich also als ein prachtvoller Sternschnuppenregen präsentieren. Vielleicht würden einige größere Stücke als Meteorsteine niederfallen, diese Steine haben aber in historischer Zeit nie einen ernstlichen Schaden angerichtet. Die Ungefährlichkeit eines auf die Erde eventuell hinstürzenden Kometen beruht also auf der geringen Masse solcher Himmelskörper.

Von dem Halleyschen Kometen haben wir jedenfalls keinen solchen Zusammenstoß zu befürchten, da seine Bahn, nach dem Wiederauffinden des Kometen durch M. Wolf in Königsstuhl am 11. September 1909, ganz genau bestimmt worden ist und kein Anzeichen von einem Zusammenstoß vorhanden ist. Dagegen wird der Komet in der Nacht zum 19. Mai 1910 zwischen 3 Uhr 22 Minuten und 4 Uhr 22 Minuten vormittags, von der Erde gesehen, über die Sonnenscheibe sich bewegen. Leider werden die Sternwarten in Europa und Amerika diesen Vorübergang nicht beobachten können, weil die Sonne daselbst nicht über dem Horizont steht. Einige Sternwarten in Asien und Australien sowie astronomische Expeditionen nach Inseln im Stillen Ozean werden vermutlich die Gelegenheit benutzen, um Näheres über die Ausdehnung des sogenannten Kometenkerns, d. h. des Teils des Kometen, der eine merkliche Dichte besitzt, und über die Zusammensetzung seiner Gashülle zu erfahren. Dabei wird die Erde durch den Schweif des Kometen hindurchgehen, denn der Schweif des Halleyschen Kometen, der fast gerade hinaus in der Richtung von der Sonne hinweg sich erstreckt, wird unzweifelhaft so lang sein, daß er die Erde erreicht. Wegen der recht großen Breite des Schweifes wird die Erde vermutlich während eines beträchtlichen Teils der Tage 18. bis 20. Mai von der Schweifmaterie des Halleyschen Kometen umflutet sein. Es kann dabei nicht fehlen, daß ein Teil dieser Materie dem Luftkreis der Erde einverleibt wird, und es könnte ja befürchtet werden, daß die Erdbewohner an giftigen Gasen des Kometenschweifes erstickten.

Ohne Zweifel enthält der Schweif des Halleyschen Kometen giftige Gase. Man hat schon mit Hilfe des Spektroskops das außerordentlich giftige Cyangas in ihm nachgewiesen. Da aber die Spektralanalyse der Gestirne bei den früheren Sonnennähen des Halleyschen Kometen noch nicht in Gebrauch genommen war, so müssen wir in der Hauptsache zur Beurteilung seiner Zusammensetzung ähnliche, genauer untersuchte Erscheinungen herbeiziehen. Die für die Kometen eigentümlichen Schweife treten erst dann auf, wenn die Kometen näher an die Sonne kommen. Man beobachtet dann, wie auf der zur Sonne gewendeten Seite des Kometenkerns eine wolkenähnliche Bildung, die sogenannte Haube, entsteht. Offenbar ist ihre Herkunft der der irdischen Wolken ähnlich, die durch Verdunsten von Wasser infolge der Sonnenwärme und durch die nachherige Verdichtung des so entstandenen Wasserdampfes bei ihrem Aufstieg in dem Luftkreis sich bilden. Wenn der Kometenkern — der, nach der Zusammensetzung der auf die Erde herabgestürzten Meteoriten zu urteilen, verschiedene Dämpfe in sich verdichtet hat — in die Nähe der Sonne kommt, verdunsten allmählich diese Dämpfe, die gegen die Sonne hinausströmen. Von dem durch die Sonnenstrahlung erhitzten Kometenkern entfernt, dehnen diese Gase sich aus und strahlen ihre Wärme zum kühlen Weltraum hinaus, wodurch sie abgekühlt werden und kleine Tropfen bilden. Diese Tropfen bestehen nicht aus Wasser, das in den Kometen und Meteoriten nicht vorhanden zu sein scheint, sondern wohl hauptsächlich aus Kohlenwasserstoffen, die dem irdischen Petroleum ähneln. Bisweilen beobachtet man in der Haube mehrere Schichten von diesen Wolken, genau wie häufig in der Erdatmosphäre zwei oder mehrere Schichten von Wolken übereinanderliegen, unten die mehr kompakten Haufenwolken, oben die zierlichen subtilen Federwolken. Diese Tropfen werden ja von der Sonne angezogen, aber auf sie wirkt außerdem eine andere meistens viel mächtigere, von der Sonne abstoßende Kraft, nämlich der sogenannte Strahlungsdruck. Deshalb sind nur wenige Kometenschweife, nämlich die, bei denen die Schwerkraft der Sonne überwiegt, nach der Sonne hingerichtet. In den meisten Fällen werden die Tröpfchen der Haube nach der Hinterseite des Kometen, von der Sonne gesehen, getrieben. Sie bilden einen enormen Mantel, der den Kern nach vorn umgibt und nach hinten offen ist und die Form der Oberfläche eines abgestumpften, etwas gekrümmten Kegels besitzt. Die Krümmung ist um so geringer, je kräftiger der Strahlungsdruck wirkt. Der Wolkenmantel ist nicht überall gleichmäßig, sondern man beobachtet in ihm, besonders auf photographischen Aufnahmen, Verdichtungen, Knoten sowie leere oder dünnere Stellen. Aus der Bewegung dieser Knoten sowie aus der Krümmung des Schweifes kann man die Größe des Strahlungsdruckes berechnen. Man hat so gefunden, daß er bisweilen die von der Sonne ausgeübte Schwerkraft um das vierzigfache übertrifft.

Infolge der Verdunstung der Tröpfchen im Schweif verbreiten sich die Gase der Haube zum Schweif. Man hat auch die gleichen Gase in der Haube und im Schweif nachgewiesen. Ihre Menge nimmt aber sehr schnell in den entfernteren Teilen des Schweifes ab. Die charakteristischen Dämpfe sind Kohlenwasserstoffe, ge-



mischt mit den außerordentlich giftigen Kohlenoxyd- und Cyangasen. Wie gesagt, hat man in diesem Jahr das Cyangas schon im Halleyschen Kometen nachgewiesen. Es ist also wohl kein Zweifel, daß dieser Komet der gleichen Natur ist wie die von uns spektralanalytisch untersuchten.

Großes Aufsehen machte es vor einigen Jahren, als der bekannte französische Astrophysiker Deslandres bei Untersuchung des Danielschen Kometen (1907) einige Spektrallinien von unbekannter Abstammung auffand. Er fand sie wieder bei dem eigentümlichen Kometen von Morehouse, wo sie bis weit hinaus im Schweif auftraten. Sie waren von einer Stickstofflinie begleitet. Ihre Rätselhaftigkeit wurde diesmal nicht dadurch vermindert, daß sie jetzt (1908) verdoppelt erschienen. Dieses Rätsel ist schon vom englischen Spektralanalytiker Fowler entschleiert worden. Er fand nämlich die neuen Linien bei elektrischen Entladungen durch gasgefüllte Röhren wieder, die bei höheren Drucken das Kohlenoxydspektrum ergaben. Bei großen Verdünnungen des Gasinhalts — unter etwa ein Hunderttausendstel vom Atmosphärendruck — traten die neuen Kometenlinien hervor. Diese rühren daher von einer Kohlenstoffverbindung, namentlich Kohlenoxyd, her. Es ist also durch Deslandres' Beobachtung kein neues Produkt in den Kometenschweifen nachgewiesen worden, was nicht schon früher darin bekannt gewesen wäre.

Es ist demnach unzweifelhaft, daß beim Durchgang der Erde durch den Schweif des Halleyschen Kometen eine kleine Menge der äußerst giftigen Gase Cyan und Kohlenoxyd zusammen mit mehr unschädlichen Gasen, wie Kohlenwasserstoffen, Stickstoff und Wasserstoff, in die irdische Atmosphäre hineingeführt werden. Da werden diese Kometengase in den äußersten Lufthüllen aufgespeichert. Durch die Untersuchungen der letzten Jahre über die höheren Luftschichten ist es mit großer Wahrscheinlichkeit nachgewiesen, daß unser Luftmeer aus zwei übereinanderliegenden Hüllen besteht, von denen die untere durch die Erwärmung der Erde zufolge der Sonnenstrahlung in heftiger Umrührung durch Winde sich befindet, während in der höheren Schicht — über etwa 12 000 Meter Höhe — keine merkliche Umrührung in senkrechter Richtung stattfindet. Die giftigen Kometengase, die schon wegen ihrer geringen Menge recht belanglos sind, werden deshalb nur sehr allmählich von den höchsten Schichten der Luft zu tieferen Gegenden hinunterdiffundieren. Während dieser langsamen Bewegung werden sie den elektrischen Entladungen ausgesetzt, die ihre kräftigste Entfaltung in den Polarschichten finden, die aber stets in weniger auffallender Form Platz nehmen. Dabei werden die genannten giftigen Stoffe sowohl wie die verhältnismäßig unschädlichen Kohlenwasserstoffe und Wasserstoff verbrannt und zu Kohlensäure, Ammoniak und Salpetersäure oder salpetriger Säure umgesetzt, welche letzten im Regen aufgenommen und zur Erdoberfläche geführt werden, wo sie, ebenso wie die Kohlensäure, das Pflanzenwachstum befördern. Durch eine Art elektrische Selbstreinigung wird also die Luft von diesen kosmischen Beimischungen, die sonst vielleicht im unendlichen Lauf der Zeit sich in merklicher Weise anhäufen könnten, recht schnell befreit, und zwar lange vordem sie zum Boden des Luftmeeres, wo wir uns befinden, hinuntergedrungen sind.

Im Jahr 1861 ist die Erde durch einen Kometenschweif gewandert. Man beobachtete dabei einen eigentümlichen nordlichtähnlichen Glanz auf dem Himmelsgewölbe. Dieser rührte ohne Zweifel, ebenso wie die Nordlichter, von elektrischen Entladungen her. Es sind elektrische Entladungen in den Kometenschweifen, die ihre Gase aufglühen und spektroskopisch wahrnehmbar machen. Diese Entladungen deuten auf eine starke elektrische Ladung der Tröpfchen im Kometenschweif hin. Wenn diese Tröpfchen von der Erdluft eingefangen werden, setzen sich ihre Entladungen in der Luft fort und verursachen die nordlichtähnliche Erscheinung. Bei dem erwarteten Durchgang der Erde durch den Schweif des Halleyschen Kometen wird man deshalb die Aufmerksamkeit auf nordlichtähnliche Erscheinungen richten sowie auf die mit diesen häufig in Verbindung stehenden magnetischen Störungen.

Für die wissenschaftliche Beobachtung wird demnach dieser Durchgang voraussichtlich von großem Interesse sein, irgendeine Störung im Wohlbefinden der Menschen und anderer Organismen ist dabei von dem Kometen nicht zu befürchten.

Björnstjerne Björnson †

Von Ernst von Wolzogen.

Die Norweger sollten ihrem jung-frischen Patriarchen eine Totenfeier bereiten wie ehemals ihren alten Seekönigen. Auf einem weitbauchigen Drachenschiff sollten sie ihm den Scheiterhaufen schichten und sein sterbliches Teil im königlichen Prunkgewand darauf betten, die Symbole seines dreifachen Berufes ihm mitgeben in das feierliche Flammen- und Wassergrab im heimischen Meere: die reine norwegische Flagge, die Harfe und den Bakel als Zepter des Scholarchen. Denn König, Sänger und Schulmeister ist er seinem Volk in einer Person gewesen, genau wie es die Armanen in altgermanischer Vorzeit und wie es im Norden insonderheit so manche der sagenhaften Wikinger waren: Herrscher, Skalden und oberste Lehrmeister ihres Volkes. Und wie jene alten Seekönige ihr Heimatland glühend liebten und doch in allen Küstenländern, die ihr siegreicher Drache im Sturm anlief, alsbald zu Hause waren, ihre Götter, ihre Lieder, ihre Sitten den Unterjochten als Geschenke mitteilten und im Austausch gelehrig und begierig deren Weistümer, Bräuche und Künste sich zu eigen machten, genau so fühlte sich auch der Erznorweger Björnson, der manchmal für die engsten lokalpatriotischen Forderungen wie ein ergrimmter Löwe kämpfte, in aller Welt heimisch und betrieb den Tauschverkehr von Volk zu Volk auf dem Gebiete der neuen fruchtbringenden Ideen im Stile eines großen Handelsherrn. Das war es eben, was seiner Persönlichkeit schon lange, bevor er das Patriarchenalter erreichte, die große Wucht, die internationale Bedeutung verlieh: er war in unserer überhastigen, übergeschäftigen, überreichen Zeit, die auch die bedeutendsten Intelligenzen in das Spezialistentum hineinzwingt, ein Vielumfasser, ein allseitig Angeregter und allseitiger Anreger. Kein Steinklopfer und Wurzelgräber, sondern ein Ausroder und Säemann. Er war

nicht wie Ibsen ein einsamer Grübler, in sein Museum gebannt, der mit dem Fernrohr und dem Mikroskop sich seine Menschenkenntnis erwarb, ihm war vielmehr in freier Luft am wohlsten, wo immer Schlachten geschlagen oder Feste gefeiert wurden. Er brauchte die Gesellschaft, die Menge, die lauschenden Ohren, die leuchtenden Augen, die tausendstimmige Begeisterung, den kampfbereiten Widerspruch aus lebendigem Munde. Darum ward sein Haus selten von Gästen leer, darum liebte er die Volksversammlungen und das Theater. Er hat den Norwegern ihre Nationalhymne gesungen, in seinen Bauernnovellen die Eigenart dieses tüchtigen Menschenschlags wunderbar fein gesehen und verklärt, er hat manche großen Stoffe der heimischen Gebiete dramatisch fest gepackt und wirksam dargestellt und seine Stellung zu manchen bedeutsamsten Fragen der modernen Menschheit in Dramen und Romanen aus der Gegenwart hell beleuchtet. Er war ein berufener Dichter, und doch ging er in diesem Dichterberuf nicht auf. Er hat verschiedene Male die bedeutendsten Bühnen seines Landes in Bergen und Christiania geleitet, er hat einflußreichste Zeitungen redigiert, aber weder der Schreibsessel des Dichters, noch der Regiestuhl des Nationaltheaters, noch die Redaktionstube des Aftenblad vermochten ihn dauernd zu fesseln. Er ließ sich so wenig an seinem Literatenruhm genügen, wie er sich für eine politische Partei einfangen oder durch Amt und Würden zum Stillsitzen und Ruhegeben verlocken ließ. Kämpfen, Bekenntnis ablegen, werben für eine gute Sache, das war sein Lebenselement. Und er, der die große und die kleine Welt, die Heimat und die Fremde, die Höhen und die Tiefen des Lebens so gut kannte, er sagte ein resolutes Ja zu diesem Leben. Er ließ sich durch Enttäuschungen nicht irremachen. Er glaubte an die Menschheit, an die Möglichkeit ihrer Aufwärtsentwicklung, ohne daß er deshalb zu hohe Forderungen an sie gestellt hätte wie etwa Nietzsche. Ein Umwerter, ein Antiphilister war er auch, aber kein ideologischer Träumer. Mit beiden Füßen stand er fest auf dem Boden der Wirklichkeit. Er verlangte nur das zunächst Mögliche, und auch wo er schwärmend in die Ferne schweifte, bewahrte sich seine Schwärmerei die roten Wangen der Gesundheit. Er war ein ganz unoffizieller Mensch ohne Titel, Amt noch Charakter. Er fand in seinem Vaterland wie draußen in aller Welt Feinde, Verkleinerer und Spötter genug, und dennoch hat er es durch die Reinheit seines Willens, durch die Macht seiner Persönlichkeit und durch die bezwingende Gewalt seiner Ausdrucksmittel erreicht, daß sein Wort in der ganzen Welt gehört ward. Oft hat man sich unwillig wider sein Dreinreden gewehrt, hat ihm Dilettantismus und Anmaßung vorgeworfen, hat versucht, ihn lächerlich und damit unschädlich zu machen, aber das hat ihn wenig angefochten. Es gab für ihn keine Dinge, die ihn nichts angingen, denn er empfand die Sache aller schmählich Unterdrückten, aller ehrlich Ringenden, aller ungerecht Verspotteten als seine allerpersönlichste Angelegenheit. Er sprach keinem Volk, keiner Regierung, keiner Partei, keiner Schule noch Clique zuliebe, sondern verfocht mit der ganzen Wucht seines Temperaments, seines Wissens und seiner Begeisterung, was er in den allgemeinen Menschheits- wie in den besonderen Nationalfragen als das Rechte und Notwendige erkannt hatte. Wo er glaubte trösten, aufklären, helfen zu können, da scheute er sich nicht, den Vorwurf des Dilettantismus, mit dem der Hochmut des gelehrten Spezialistentums immer bei der Hand ist, noch auch den der Aufdringlichkeit über sich ergehen zu lassen. Er war streng und liebreich zugleich wie ein guter Lehrer, und darum ließen sich vernünftige Menschenfreunde allerorten auch ein bißchen Pedanterie und herrische Schulmeisterei gern von ihm gefallen.

Um als eine Persönlichkeit allgemein anerkannt zu werden und als solche in die Weite und in die Tiefe zu wirken, muß man eine Menge Eigenschaften besitzen, die sich sehr selten vereinigt finden. Man muß nicht nur bedeutsame neue Ideen haben, man muß auch eine neue, originelle, zwingende Form für sie zu finden wissen. Aber es genügt nicht, daß man zu schreiben verstehe, es ist viel wichtiger, daß man reden könne, unvorbereitet, vor jedem Publikum, allgemein verständlich, doch ohne Oberflächlichkeit und vor allem schlagfertig in der Debatte. Aber der schönste Stil, die glänzendste Rednergabe will wenig besagen, wenn die Lebensführung der betreffenden Persönlichkeit mit seinen öffentlich aufgestellten und verfochtenen Anschauungen nicht harmonieren will. Und schließlich genügt auch die vollkommenste Harmonie zwischen Theorie und Praxis der moralischen Lebensführung nicht, um dem Propheten irgendeiner neuen Idee Jünger zu werben, wenn das Aeußere, die Körperlichkeit des Propheten nicht zu imponieren vermag. Wir erleben solche tödlichen Enttäuschungen schon im kleinen häufig genug an Dichtern, die sich verführen lassen, ihre Werke selbst in der Oeffentlichkeit vorzutragen, und die weder Organ noch Vortragskunst besitzen, noch auch so aussehen, wie man sie sich nach ihren Werken vorstellen möchte. Wenn nun aber gar einer den Weltfrieden predigt und dabei wie ein Bullenbeißer aussieht oder die Erlösung von allem irdischen Leid durch den Sieg der Freude und der Schönheit verkündigt und dabei ein mißgestalteter Gnom mit schwarzen Zähnen und blauer Brille ist, so können sich solche Propheten nicht wundern, wenn man ihrer Weisheit achselzuckend den Rücken wendet. Björnstjerne Björnson aber war solch ein seltenes Glückskind, der alle Eigenschaften in seiner Person vereinigte, die einem Führer des Volkes und einem Wegweiser zu neuen Zielen vonnöten sind. Prosaiker und Dichter anerkannt ersten Ranges, der beste Redner seines Landes von schier unentrinnbarer demagogischer Gewalt, ein Charakter voll republikanisch strenger Bürgertugend, dessen ganzes Privatleben selbst die boshafteste Umwühlung und Durchschnüffelung seitens der Philister und Pharisäer nicht zu scheuen brauchte, und zudem eine Reckengestalt, die um Haupteslänge das Durchschnittsmaß seiner Landsleute überragte, und die auf den breiten Schultern einen Kopf trug, dem auch das blöde Auge sofort das geistige Uebergewicht ansehen mußte.

Ich sah Björnson zuletzt im Winter 1903 in Christiania. Der Zufall, daß ich im Hotel Tür an Tür mit ihm wohnte und bereits vor Jahren mit ihm in München bekannt geworden war, verschaffte mir die Gelegenheit, einen ungeschminkten Eindruck von dem Propheten in seinem Vaterlande zu bekommen. Dieser Björnson war nun allerdings ein ganz anderer als der, dem ich in München in Frack und Claque bei Diners begegnet war, wo er von ehrgeizigen Salonherrscherinnen als Paradenummer herbeigezogen worden war. Die Schwerhörigkeit seiner Gattin hatte das Lautreden bei ihm so zur Gewohnheit werden lassen, daß seine gewaltige Heerruferstimme vom ersten Morgengruß bis zum Gutenacht-



wunsch mit gleichem Mark und Nachdruck sich vernehmen ließ, mochte er vom Zimmermädchen warmes Wasser fordern, mit seinen Familienangehörigen scherzen und schelten, mit den bedeutendsten Politikern seines Landes Tagesfragen besprechen, finnländische Verbannte, russische Revolutionäre, englische Frauenrechtlerinnen, deutsche Dichter oder französische Theateragenten empfangen. Die Fenster seines nur mäßig großen Wohnzimmers gingen auf den Platz vor dem Nationaltheater hinaus, auf dem sein und Ibsens etwas allzu ungefüg bärenmäßig geratene Steindenkmäler stehen. Und dieses schmucklose Hotelzimmer wurde während seiner Anwesenheit zum Audienzsaal eines Königschlosses. Und dieser Audienzsaal stand nicht nur hoch und gering unter seinen Landsleuten, sondern der ganzen Kulturmenschheit offen. In seinem langen, dicken, gesteppten Hausrock empfing er unermüdlich die Mühseligen und Beladenen aus aller Welt, die bei seiner Weisheit, bei seiner Kraftnatur Trost und Hilfe suchten. Sie kamen daher, um aus dem wohlgefüllten Arsenal seines kampfbereiten Geistes sich Waffen zu leihen für ihre eigenen Kämpfe nationaler oder privater Art. Sie brachten bedeutsame Fragen, die die ganze Menschheit der Gegenwart in Unruhe versetzen, aber auch wohl kleinliche Schmerzen der lieben Eitelkeit vor den Richterstuhl seines großen Verständnisses für alles Menschliche, seiner Herzensgüte und seines leidenschaftlichen Gerechtigkeitsgefühls — und sie werden selten enttäuscht oder gar grollend von dannen gegangen sein. Dieser Mann, der dem unbeholfensten und unbedeutendsten seiner Besucher mit beiden Ohren zuzuhören verstand, der mit seinen scharfen Augen durch den Faltenwurf konventioneller Lüge ebensogut als durch die Verschanzungen eigensinnig scheuer Charaktere bis ins Innerste des Herzens zu dringen wußte, war kein Poseur, kein gewandter Kleinhändler mit einem Vorrat salbungsvoller Redensarten, sondern ein geborener Seelsorger und ein Schenker fürstlichen Stils. Den ungekrönten König von Norwegen nannte man ihn in ganz Europa. Und das war mehr als ein Spitzname. Wer ihn da droben in seiner Heimat allen Wahrheitsuchern und Freiheitskämpfern der Welt Audienz erteilen sah oder eine seiner Thronreden in einer Volksversammlung erlebte, der mußte den ganz realen Ernst jenes Scherzwortes begreifen. Und als die Trennung von Schweden, für die Björnson so lange leidenschaftlich gekämpft, vollzogen war und der Storthing zur Königswahl schritt, da hofften alle aufrichtigen Freunde jenes herrlichen Landes und jenes prächtigen Volkes aufrechter Männer und freier Frauen, daß die Vorurteilslosigkeit der intelligenten Elite mit dem Bauernstolz der kompakten Majorität sich vereinigen würde, um den ungekrönten König nun wirklich auf den Thron zu setzen. Sei es nun, daß man Schwierigkeiten von seiten der monarchischen Staaten Europas befürchtete, oder daß eben nur die Macht der Gewohnheit, die kleinen Aengste vor der absoluten Neuheit des allzu Vernünftigen den Ausschlag gab — kurz und gut, Norwegen hat damals die kostbare, sobald wohl nicht wiederkehrende Gelegenheit versäumt, der Alten Welt ein Beispiel zu geben, wie man den monarchischen Gedanken mit dem demokratischen Zuge der Zeit in Einklang bringen könnte. Die stärkste Intelligenz, die eindrucksvollste Persönlichkeit des Landes als Volkskönig an der Spitze einer konstitutionellen Regierung — daß diese Probe nicht gemacht werden konnte, ist ewig zu bedauern! Wäre es gelungen, wäre der Schwiegervater des Simplizissimus, der große Schulmeister und begnadete Sänger, der Dichter von „Ueber unsere Kraft", der radikale Politiker und vorurteilslose Ethiker wirklich ein guter König geworden, der seinem Volk den inneren und äußeren Frieden bewahren und seinen wirtschaftlichen Aufschwung ebenso fördern konnte, wie er seinen geistigen Aufschwung bereits als Privatmann gefördert hatte, so hätte das Beispiel eines solchen Erfolges zu einer heilsamen Revolutionierung des ganzen alten Europas führen können. Es ist aber auch denkbar, daß der Versuch gänzlich mißglückt wäre, sei es nun, daß das überschäumende Temperament des greisen Jünglings die konstitutionellen Schranken zerbrochen und sich zum aufgeklärten Despotismus im Sinne Friedrichs des Großen zurückentwickelt, oder aber daß das Volk einem der Seinigen den Respekt verweigert hätte, den es vor dem mystischen Symbol des ererbten Gottesgnadentums noch hegt, dann wäre der monarchische Gedanke neu gestärkt aus der Prüfung hervorgegangen und hätte in der Welt nur noch einen ernsthaften Gegner gehabt: die demokratische Republik. Die Trauer derer, die sich um den ersten Volkskönig Europas betrogen sahen, wird vielleicht tiefer sein als der Schmerz jener, die nur einen Dichter in Björnstjerne Björnson ins Grab sinken sahen. Die ganze Menschheit aber steht an diesem Grabe des Dichters und beweint einmütig den Verlust eines reinen, starken Willens, eines Geistes, dem kräftige Flügel zu hohem Fluge gegeben waren, und eines Herzens, das Menschenleid und Menschenlust mit gleicher Liebe an sich zu drücken und ihm von seiner Wärme mitzuteilen verstand.

Frühlingstage in Südtirol.

Plauderei von Valeska Gräfin Bethusy-Huc.

Wer den Frühling in seiner rosigsten Laune sehen will, der muß an einem sonnigen Apriltag von Meran nach Bozen fahren. Die Bahn führt im Tal der Etsch entlang, zur Seite des schnellfließenden, rauschenden Flusses hin, und das ganze Tal ist erfüllt von blühenden Obstbäumen, deren weiße und rosa Blütenpracht sich über Grasmatten ausstreckt, die so intensiv grün sind, wie nur unsre ganz Modernen sie zu malen wagen. In dieses bunte Farbenspiel reicht der Fuß der Berge, in zart bläulichen Duft gehüllt, helle Häuser blicken sonnenbeschienen von den Bergterrassen herab, malerische Kirchen und Schlösser stehen auf vorspringenden Felsen, und hier und dort ragt ein schneebedeckter Gipfel aus der Ferne über die näherliegenden Bergkulissen empor. Je mehr man sich Bozen nähert, je lachender wird die Landschaft. Man verläßt den Bahnhof und durchwandert die alte Stadt mit ihren engen, malerischen Straßen, ihrem bunten Volksgetriebe unter den „Lauben", wo das Landvolk seine Einkäufe macht, mit dem Obstmarkt, wo auch jetzt noch wirklich süße und saftige Orangen, prächtige Aepfel und allerlei andere angenehme eßbare Dinge feilgehalten werden, geht dann vorüber an dem modernen, stattlichen Bau, in dem sich das Museum befindet, mit seinen Tiroler Bauernstuben und Trachten — es gibt auch noch andere Sachen dort, aber diese haben mir am besten gefallen — und kommt nun über die Talferbrücke. Die oder der Talfer sieht hier wie ein italienischer Fluß aus — ein sehr breites, von Kieseln angefülltes Bett und ein schmaler Wasserlauf, der sich hindurch-



schlängelt; aber an den Ufern, auf der Promenade der „Wassermauer" blüht heimisch nordischer und italienischer Frühling durcheinander. Hierin liegt überhaupt ein großer Reiz dieses schönen Tals, daß sowohl in den Lauben wie in der Vegetation Nord und Süd durcheinanderlaufen. Auf der Höhe stehen Villen, von Pinien beschattet, schlanke Zypressen ragen aus den Weingärten auf, und dann stehen wieder kleine Kirchen zwischen grünen Matten, als hätte man sie aus einem deutschen Dorf dahin versetzt, und in den Gärten blüht der Flieder, und die Nachtigallen fangen gerade an zu locken. Ganz zart und halblaut erst, als ob sie noch ein bißchen müde von der Reise wären, aber sie sind doch schon da, und man unterscheidet sie aus dem vielstimmigen Vogeljubel, der die Gärten an der Berglehne von Gries erfüllt. Und steigt man hinauf und sieht von den Terrassen des Erzherzog-Heinrich-Weges hinab in das breite Tal, in dem der dünenartige Höhenzug mit Schloß Sigmundskrone eingelagert ist, so sieht man wieder auf ein Meer von Obstblüten, das sich über das ganze Tal ausbreitet. Dazwischen liegen viele bunte Häuser, alte Bauernhöfe und stattliche Edelsitze, die dem Tal ein eigenartiges Gepräge geben. Und wagt man sich weiter hinauf in die Berge, so kann man den Frühling in allen Stadien erleben. In den Weingärten sprießen die ersten zarten Blättchen an den Reben, die meist über Laubengänge gezogen werden, darunter blühen die Erdbeeren in reicher Menge, oder aus dem üppigen jungen Gras winkt roter Mohn mit schwankenden Blüten. Höher geht es hinauf, da verschwinden die Weingärten. Weißdorn und gelber Ginster nicken über den Felsabhängen, bis auch sie verschwinden und von weißen Schlehenbüschen abgelöst werden. Dann kommt nackter Fels, dazwischen Wiesen, voll weißer Krokusse untermischt mit Veilchen, die so dichtgedrängt stehen, daß sie wie verstreute dunkelblaue Buketts wirken. Das lichtgrüne junge Laub der Bäume hört auf, graubraun stehen sie zwischen dunkelgrünen Fichten und Lärchen, die kaum den ersten blaßgrünen Schimmer zeigen, und über dem welken Laub des vorigen Jahres, das den Waldboden bedeckt, wiegt rote Erika — eine mir neue, im Frühling blühende Art — ihre lebhaft gefärbten Blüten an ganz zarten Zweigen. Wer diese ganze Frühlingsskala an sich vorbei will gleiten lassen, muß hinauffahren über Ober-Bozen nach Klobenstein. Die Bergbahn führt bequem hinauf, und von der Höhe des Bahnhofs Klobenstein herab sieht man die ganze Pracht der Dolomiten vor sich ausgebreitet. Wie ein zartes Wolkengebilde erscheint der „Rosengarten" mit seinen phantastischen Zacken in den strahlend blauen Himmel hineingezeichnet, rings umgeben von kräftiger hervortretenden, mit leuchtendem Neuschnee bedeckten Berghäuptern, die weiterhin in ihren Schluchten und Abhängen all die Färbungen von Dunkelblau und Purpurviolett zeigen, die uns auf Ansichtspostkarten oft so unnatürlich erscheinen, und die in der Natur wie eine Offenbarung wunderbarer Schönheit wirken. Vom Bahnhof geht es etwas abwärts zum „Föhn-Weg". Am Kiefernwald entlang schreitend, blickt man über einen schroff abstürzenden Abhang auf die großartigen Felspartien der Dolomiten mit ihren eigenartig bizarren Formen und hinab in grüne Wiesentäler mit verstreuten, winzig erscheinenden Ortschaften. Die Kiefern rauschen leise und atmen, in Sonnenschein gebadet, starken Duft aus, wie kleine rote Teppiche breitet die Erika sich, wo nur irgend Erdboden auf dem Felsen liegt, und an den Zweigen der Laubbäume schwellen die braunen Blattknospen in Werdelust dem Frühling entgegen. Es ist ganz still hier oben, denn die Menschen, die mit dem Zug heraufgekommen sind, sitzen beim Frühstück im Hotel zur Post in Klobenstein, und über dem „Föhnweg" waltet der Frühling, der nun auch bis zu diesen Höhen heraufgestiegen ist, und den die zierlichen Glöckchen der Erika einläuten. Aber nicht lange dauert diese Stille. Dann kommt der Menschenschwarm.

„Ist das nun der Schlern?"

„Und der große Berg drüben, was ist das?"

„Und da hinten, das ist doch der Rosengarten?"

Die Erikaglocken läuten nicht mehr, aber eine laute Stimme fragt: „Ja, wo soll man sich nun eigentlich für länger niederlassen, in Meran, in Bozen oder in Gries? Wozu raten Sie?"

Und einer antwortet mit einem leichten, schalkischen Unterton: „Es kommt darauf an, meine Gnädigste, was Sie beabsichtigen. Wollen Sie Frühjahrstoiletten sehen und Ihre neuen Hüte zeigen, so gehen Sie nach Meran, wollen Sie mit der Schwebe-Zahnrad- oder einer sonstigen Bahn alle Tage Touren machen, so bestellen Sie Quartier in Bozen, wollen Sie aber den Frühling belauschen, wie er auf die Berge steigt und ‚schafft an allen Enden', dann gehen sie nach Ober-Mais in die Bergeinsamkeit von Schloß Labers oder nach Gries — da wohnen Sie mit dem Frühling Tür an Tür, und es lohnt sich, ihn aufzusuchen in diesen reizenden Winkeln von Südtirol."

Die Parseval-Flugmaschine.

Hierzu die Abbildungen auf Seite 740.

Eine mehr als vierstündige Bahnfahrt bringt uns von Berlin zum freundlichen, doch nicht immer friedlichen Plauer See, an dessen Ufer Major Dr. August von Parseval seine Werkstatt errichtet hat.

Nachdem der geniale Mann, gemeinsam mit dem zu früh dahingeschiedenen Hauptmann von Sigsfeld, in dem Drachenfesselballon der Militärluftschiffahrt ein brauchbares Kriegsinstrument, dessen sich heute die meisten Nationen bedienen, geschenkt hatte, konstruierte er das unstarre Luftschiff. Die hervorragenden Leistungen dieses Systems, die gerade bei den schwierigen Abnahmebedingungen der Militärverwaltung ins helle Licht traten, wurden besonders während der Internationalen Luftschiffahrtsausstellung in Frankfurt am Main von den zahlreichen Fachleuten, aber auch von dem gefährlichsten Gegner des Genies, der öffentlichen Meinung, rückhaltlos und freudig anerkannt.

Jetzt erst konnte Dr. von Parseval an die Verwirklichung anderer ihm seit vielen Jahren am Herzen liegender Pläne herantreten. Schon zu Lilienthals Zeiten hatte er sich mit dem Gedanken, eine Flugmaschine nach seinen Ideen zu bauen, beschäftigt. Erwähnte, näherliegende Aufgaben und die Motorenfrage waren der Ausführung bislang im Wege gewesen. Heute ist die Parseval-Flugmaschine fertig, und die Versuche haben begonnen. Zur größeren Sicherheit für Menschen und Maschine ist nicht der feste Erdboden, sondern die Seefläche als Versuchsfeld gewählt, und die bei Erprobung des Neuen unausbleiblichen Zwischenfälle haben dieser weisen Absicht recht gegeben. Die starke Bö, die letzthin den 1300 Kilogramm schweren Apparat zum Kentern brachte, würde auf einer festen Fläche sicherlich ganze Arbeit gemacht haben; hier hatten sie nur den Erfolg, auf vorhandene kleine Mängel hinzuweisen und vor allem die zähe Widerstandsfähigkeit und solide Konstruktion der Flugmaschine festzustellen.

Als Arbeits- und Aufbewahrungshalle für die Flugmaschine dient ein großer, solide gebauter langer Schuppen, in dem auch das Konstruktionsbureau Raum gefunden hat. In der Halle selbst steht der vollendete Apparat, dessen kurze Beschreibung gewiß Interesse erregen wird, nicht nur wegen der Persönlichkeit des Erfinders, sondern auch, weil bei der Konstruktion eigene Wege gegangen sind. Erwähnt war bereits das Gewicht der Maschine, das mit 1300 Kilogramm die gewöhnlichen Typen um etwa das dreifache übertrifft. Zur Fortbewegung dient ein 100-P. S. e.-Daimler-Motor, der zwei vor dem Apparat angeordnete Parsevalluftschrauben antreibt. Wie bei dem kleinen Sportluftschiff Parsevalschen Systems sind auch hier die Luftschrauben nicht unstarr. Sie bestehen aus festem Stoff mit eingenähten biegsamen Eisenstäben und gewährleisten einen durch die Praxis bereits erprobten guten Wirkungsgrad. Der Apparat besteht ferner aus zwei horizontalen Flächen, einer vertikalen Kielfläche zur Herstellung der Seitenstabilität, der Gondel und den Schwimmträgern.

Die vordere Horizontalfläche ist bei einer größten Breite von 14 Meter 54 Geviertmeter groß, ihr hinterer Rand ist elastisch zu Lenkungzwecken und um bei Windstößen nachgeben



zu können. Die rückwärts liegende Horizontalfläche, 12 Geviertmeter groß, läßt sich um eine Querachse drehen und dient als Höhensteuer. Aehnlich einem Rennwagen, enthält die Gondel vorn den Kühler, dann den Motor und zuletzt zwei Sitzplätze.

Die ganze Maschine ruht auf drei Schwimmern aus stark gummiertem Leinenstoff, die in zahlreiche, einzeln mit Luft aufgeblasene Zellen eingeteilt sind. Der mittlere und Hauptschwimmträger ist 8 Meter lang, davon nach rechts und links je 4 Meter entfernt, die 2 Meter langen Seitenschwimmer, die vorzugsweise zur Aufrechthaltung der Stabilität in der Ruhelage dienen. Die Länge des ganzen Flugapparates beträgt ebenfalls 14 Meter.

Die bisherigen Versuche haben zu einigen geringfügigen Abänderungen Veranlassung gegeben, mit denen die Mitarbeiter Dr. von Parsevals, die Diplomingenieure Blochmann und Hoff, augenblicklich beschäftigt sind. Die Stabilität auf dem Wasser soll noch erhöht werden, um ein Kentern möglichst auszuschließen. Hierbei wird die Anbringung von zwei Reserveschwimmern erwogen, die in Aktion treten, wenn der Apparat sich außergewönlich stark auf die Seite legt. Auch die bisher aufgebogenen Flügelspitzen werden in Zukunft horizontal angeordnet, um den von der Seite kommenden Böen eine weniger günstige Angriffsfläche zu bieten.

Nach einigen Wochen sollen die Fahr- und Flugversuche fortgesetzt werden, denen ein voller Erfolg beschieden sein möge.

Theodor Lerner.

Unsere Bilder

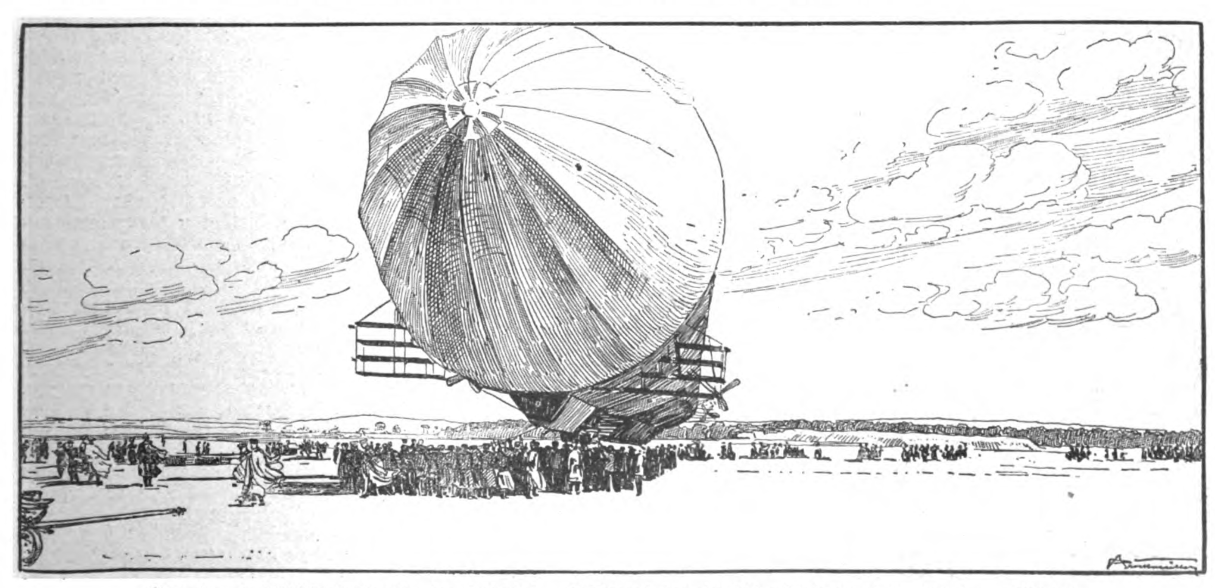
Die Eröffnung der Brüsseler Weltausstellung (Abb. S. 733) fand am 23. April unter den üblichen offiziellen Feierlichkeiten statt und verlief so würdig und glänzend, als man nur hoffen durfte. König Albert und seine Gemahlin trafen mit großem Gefolge auf dem Ausstellungsgelände ein und wurden von dem Präsidenten der großen „Weltmesse" begrüßt. Der König hielt eine sehr markante und wirkungsvolle Eröffnungsrede, dann trat er mit der Königin und den anwesenden offiziellen Persönlichkeiten seinen ersten Rundgang durch die Weltausstellung an, in dessen Verlauf er auch als erster seinen Namen in das „goldene Buch" der Ausstellung eintrug.

Die Fernfahrt der Militärluftschiffe nach Homburg und ihr trauriges Ende (Abb. S. 734, 735). Anläßlich der Anwesenheit des Kaiserpaares in Homburg v. d. H. haben die drei Militärluftschiffe der Kölner Garnison eine Fernfahrt unternommen, die anfangs vortrefflich gelang, dann aber leider mit einer Katastrophe endigte, die unsere Luftflotte um eines ihrer schönsten Luftschiffe gebracht hat. Auf den Wunsch des Kaisers brachen die Lenkballons „Z II", „P II" und „M I" von Köln auf und gelangten ohne Zwischenfall in etwa fünfstündiger Fahrt nach Homburg. Auf der Rückfahrt ereilte „Zeppelin II" das gleiche Schicksal, dem sein Vorgänger „Zeppelin I" vor zwei Jahren an dem Unglückstag von Echterdingen erlegen ist. Wie dieses Luftschiff, dessen Untergang seinerzeit alle Deutschen so tief betrauert haben, riß sich auch „Z II" bei einer Zwischenlandung los. Ein Sturm, der im Lahntal wütete, entführte den Lenkballon bei Limburg seiner Bemannung und trieb ihn bis Weilburg a. d. Lahn, wo er am Weberberg zerschellte.

Botschafter a. D. v. Holleben in Japan (Abb. S. 737). Während seiner langen diplomatischen Laufbahn, die mit seiner Tätigkeit als Vertreter Deutschlands in Washington schloß, hat Botschafter a. D. Dr. v. Holleben in drei Erdteilen für die Interessen der Heimat gewirkt. Die ersten Jahrzehnte seiner Amtszeit brachte er größtenteils in Ostasien zu; er war 1874 bis 1875 Legationssekretär in Peking und Tokio, dann 1885 bis 1891 Gesandter am japanischen Hof. Jetzt hat der hervorragende Diplomat, der auch als geschäftsführender Vizepräsident der Deutschen Kolonialgesellschaft fungiert, wieder die Stätten des Ostens besucht, die er damals kennen lernte.

Mark Twain (Abb. S. 736). Die Humoristen haben ein sonderbares Schicksal: wir haben so viel über sie gelacht, daß wir nur schwer über sie weinen können. In das aufrichtige Bedauern, mit dem die ganze zivilisierte Welt das Ableben des Amerikaners Samuel Clemens oder vielmehr des Dichters Mark Twain vernommen hat, mischt sich so manches Lächeln — das übrigens die Trauer um diesen lachenden Philosophen, diesen klugen Sonderling nicht entweiht. Wir alle wissen, wie er es vom amerikanischen — Straßenbuben zum Schiffsjungen, dann zum Goldsucher, dann zum Redakteur eines Wildwest-Blattes, dann zum ersten Autor und ein bißchen zum Hofnarren seines Landes brachte. Nun ist er gestorben, weil er durchaus nicht auf die Zigarre verzichten wollte, die zu seinem Wesen gehörte wie sein lächelnder, grotesker Humor, wie die Werke, die er geschaffen hat — und die er nach seiner Ansicht nur der dampfenden, giftigen Freundin verdankte.

Franz von Defregger (Abb. S. 736), der unübertreffliche bildnerische Schilderer unserer Alpen und ihrer Geschichte, ist nun 75 Jahre alt geworden. Er wurde am 30. April 1835 im Ederhof in der Gemeinde Dölsach des tirolischen Pustertales geboren. Sein äußeres Leben liegt zwischen zwei Polen: Seiner Tätigkeit als Kuhhirte und den hohen Ehren, mit denen man mit so großem Recht den Lebensabend dieses großen und liebenswürdigen Künstlers umkränzt hat. Sein künstlerisches Schaffen aber bedarf keines Jubiläumslobes. Jedermann kennt seine Meisterwerke, und jedermann hat sich oft und innig ihrer gefreut.



Von der Luftschiffkatastrophe im Lahntal: „Z II" bei der Zwischenlandung kurz vor dem Abtrieb.

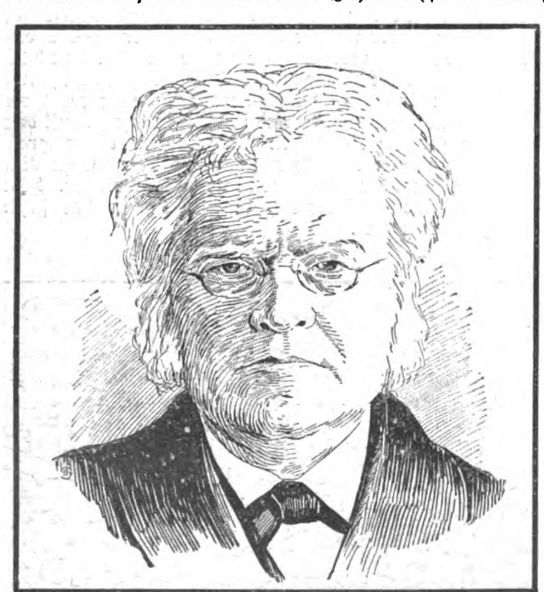
Die Verfasser der Indianeroper „Poïa“ (Abb. S. 736), die kürzlich als eine Novität dieser Spielzeit im Berliner Kgl. Opernhaus aufgeführt wurde, haben an ihrem Werk nicht sehr viel Freude erlebt. Das Publikum zeigte für das Libretto, das der junge Randolph Hartley den von Mc. Clintock gesammelten Sagen der Schwarzfußindianer entnommen hatte, wenig Interesse und noch weniger für Artur Nevins mit echten Indianerweisen verbrämte Musik.

Personalien (Abb. S. 738). Kaiser Franz Josef hat den österreichisch-ungarischen Botschafter in Berlin v. Szögyény-Marich wegen seiner Verdienste um die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den verbündeten Ländern in den Grafenstand erhoben. — Dr. Julius von Waldthausen, der bisher mit großem Erfolg als Gesandter in Buenos Aires wirkte, wird von nun ab die deutschen Interessen am Kopenhagener Hof vertreten. — Gonzalo Quesada, der neue kubanische Gesandte in Berlin, ist einer der angesehensten Staatsmänner seines Landes. Er war Gesandter in Washington, später Delegierter im Haag, hat aber auch mit den Waffen und als Politiker für die Unabhängigkeit Kubas gewirkt. Er steht jetzt im 41. Lebensjahr. — Kürzlich hielt Prof. Percivall Lowell, der berühmte Marsforscher aus Arizona, in der Treptower Sternwarte in Berlin einen Vortrag über die neuen Entdeckungen, die ihm mit Hilfe der Sternphotographie gelungen sind, und fand bei seiner Zuhörerschaft viel Interesse. — Während im gesamten deutschen Baugewerbe der heftigste Kampf zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern tobt, ist in Berlin der Ausbruch der Feindseligkeiten durch den Schiedsspruch eines Einigungsamtes hintangehalten worden, dessen Präsidium der Magistratsrat von Schulz innehatte.

Die Toten der Woche

Henry Barboux, bekannter Pariser Advokat, † in Paris am 25. April im Alter von 75 Jahren.

Björnstjerne Björnson, berühmter norwegischer Dichter, † in Paris am 26. April im Alter von 77 Jahren. (Portr. untenst.).





Björnstjerne Björnson †

Oberstadtsekretär Wilhelm Heufelder, † in Berlin am 22. April im Alter von 67 Jahren.

Graf Karl Theodor zu Leiningen-Neudenau, † in Lahr.

Mark Twain, berühmter amerikanischer Schriftsteller, † in Redding (Connecticut) am 21. April (Portr. S. 736).

Baron Johann Heinrich Wilhelm v. Schroeder, Chef der bekannten Bankfirma, † in London am 21. April im Alter von 85 Jahren.

Marie Wolden-Köbisch, ehemalige Solotänzerin an der Berliner Oper, † in Berlin am 22. April im Alter von 76 Jahren.

Die Börsenwoche.

Die Geldsorgen, die letzthin einen internationalen Charakter angenommen hatten, werden jetzt einigermaßen in den Hintergrund gedrängt durch neue Fährnisse, die die in- und ausländischen Fondsmärkte bedrohen. Die Hauptsorgen nämlich gelten zurzeit der ungünstigen Lage der Metallmärkte, und dabei hat sich in die vorderste Reihe infolge der Ueberproduktion in den Vereinigten Staaten der dortige Roheisenmarkt gestellt. Ungeachtet der irreführenden, schöngefärbten Darstellungen der interessierten Trustmagnaten ist die Tatsache allzu deutlich, daß die Kauflust am dortigen Roheisenmarkt sich fortgesetzt derart herabmindert, daß Preisrückgänge in ununterbrochener Folge eintraten. So hat sich der Roheisenpreis drüben seit Beginn dieses Jahres im Durchschnitt um nicht weniger als 1¾ Dollar für die Tonne reduziert, und wenn man auch in Anschlag bringt, daß die vorangegangene Preistreiberei weit über das Ziel hinausgeschossen hat, so stehen doch die letzten Rückgänge in keinem Verhältnis mehr zu der vorausgegangenen Preiserhöhung. Daneben bildet aber auch die trübe Lage des Kupfermarktes, die ja ebenfalls von Amerika aus auf die europäischen Märkte reflektiert, eine die gesamte Marktlage ungünstig beeinflussende Erscheinung. Neuerdings ist nun zum Ueberfluß auch noch die internationale Textilindustrie durch die schwierigen Verhältnisse am internationalen Baumwollmarkt irritiert worden. Plötzlich eingetretene, die Saaten bedrohende widrige Witterungsverhältnisse führten zu einer elementaren Haussebewegung am dortigen Baumwollmarkt, und die spekulative Lage des Produkts spitzte sich derart zu, daß die Baissiers, falls nicht die jetzt eingeleiteten Verhandlungen mit der Haussepartei zu einem Ergebnis führen, eine Niederlage erleben werden, wie sie in der unrühmlichen Geschichte der spekulativen Aufschwänzungen an den amerikanischen Produktenmärkten nur selten erlebt sein dürfte. Diese und ähnliche Erfahrungen können aber nur dazu beitragen, die gegen die Ausschreitungen der Spekulation in den Vereinigten Staaten in Fluß gekommene Bewegung zu stärken und die Klinke der Gesetzgebung endlich entschiedener als bisher in Bewegung zu setzen.

Unter solchen Umständen mußte die Depression, die ja seit Beginn des Jahres an den Fondsbörsen herrscht, weitere Fortschritte machen. Der leichte Aufschwung, den das einheimische Wirtschaftsleben vor einer Reihe von Monaten erfahren hatte, wird mehr und mehr in Frage gestellt sowohl durch die hier kurz gekennzeichneten, von außen herüberwirkenden Einflüsse als auch durch die unklaren Geldmarktverhältnisse, die noch immer keinen sicheren Schluß auf ihre endgültige Gestaltung ziehen lassen. Zwar hat die Geldflüssigkeit am Berliner Markt neuerdings weitere Fortschritte aufzuweisen, und der Status der Reichsbank zeigt eine zunehmende Kräftigung. Wenn es nur auf die lokalen Verhältnisse ankäme, so dürfte man sich jeglicher Befürchtungen über diese Materie entschlagen. Allein die Verhältnisse am englischen Geldmarkt, die füglich als von hervorragender Bedeutung für die allgemeine Lage sich erweisen, bilden noch immer den Grund zu gewissen Befürchtungen. Die bedeutende amerikanische Goldeinfuhr nach London, die sich bisher insgesamt auf nahezu 40 Millionen Dollar beläuft, sowie die südafrikanischen Rohgoldeingänge haben ja der Bank von England über das Schlimmste hinweggeholfen. Jetzt steht aber die Einzahlung der durch die bekannten innerpolitischen Verhältnisse aufgeschobenen Steuerbeträge nahe bevor, und es droht hierdurch, wenn auch nur vorübergehend, eine weitere Verengung am offenen englischen Geldmarkt, die möglicherweise bei dem Hinzutritt anderer Inanspruchnahmen des Marktes die Gefahr einer weiteren Erhöhung der englischen Bankrate als nicht geschwunden erscheinen läßt. Hierdurch würde aber auch in die übrigen Märkte neuerdings Beunruhigung getragen, und es könnten Schwierigkeiten entstehen, die ihren Ausdruck in einer weiteren Ermäßigung des Preisniveaus der Fondsbörsen finden müßten. Was noch im speziellen die Verhältnisse der Berliner Börse angeht, so ist der Vollständigkeit halber zu erwähnen, daß die Beunruhigung der in unseren Kolonien investierten bedeutenden Kapitalien durch die angedrohten Steuern und sonstigen Maßnahmen zeitweise gleichfalls dazu beitrugen, die Gesamtstimmung zu beeinträchtigen und den Mißmut und die Zurückhaltung auch der außerhalb der Börse stehenden Geschäfts- und Privatkreise zu vermehren. Es ist demnach kein erfreuliches Bild, das zurzeit von der Geschäfts- und Börsenanlage entworfen werden kann.

Verus.

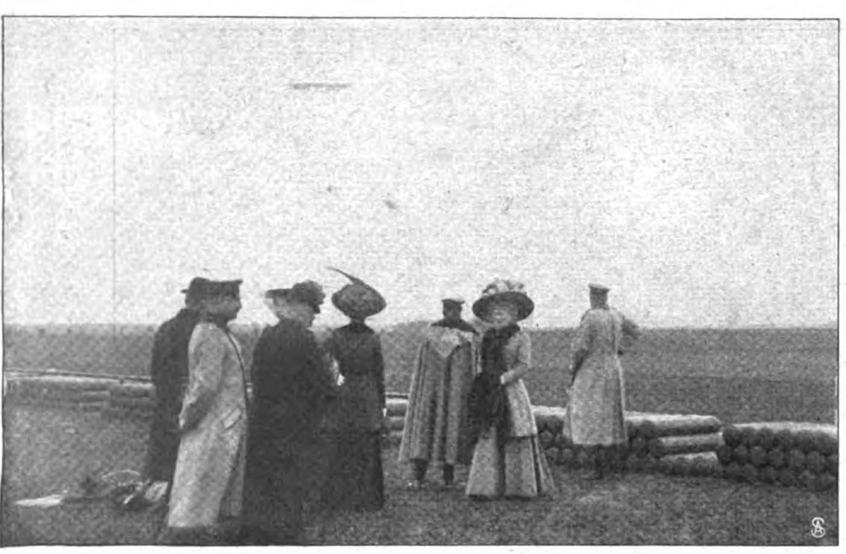
Bilder vom Tage



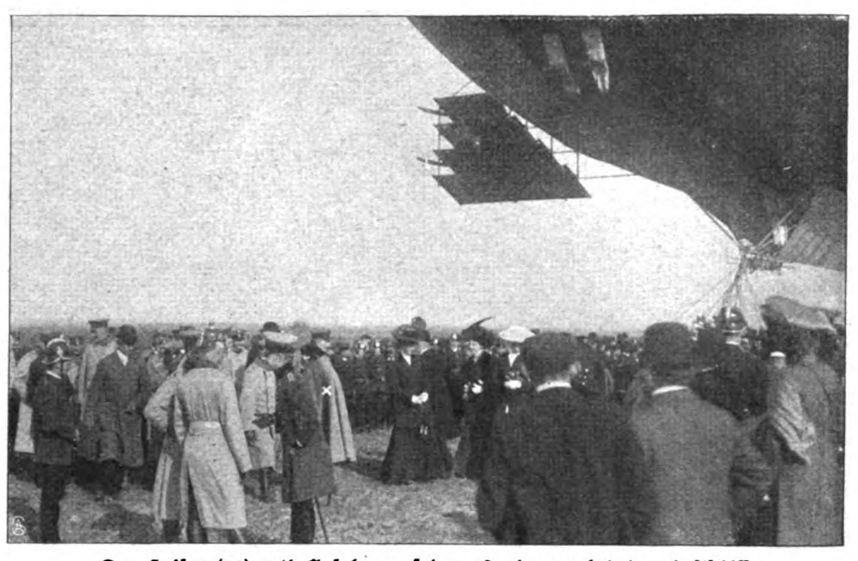
Phot. Bastyns.

König Albert der Belgier (×) schreibt seinen Namen in das goldene Buch der Ausstellung.

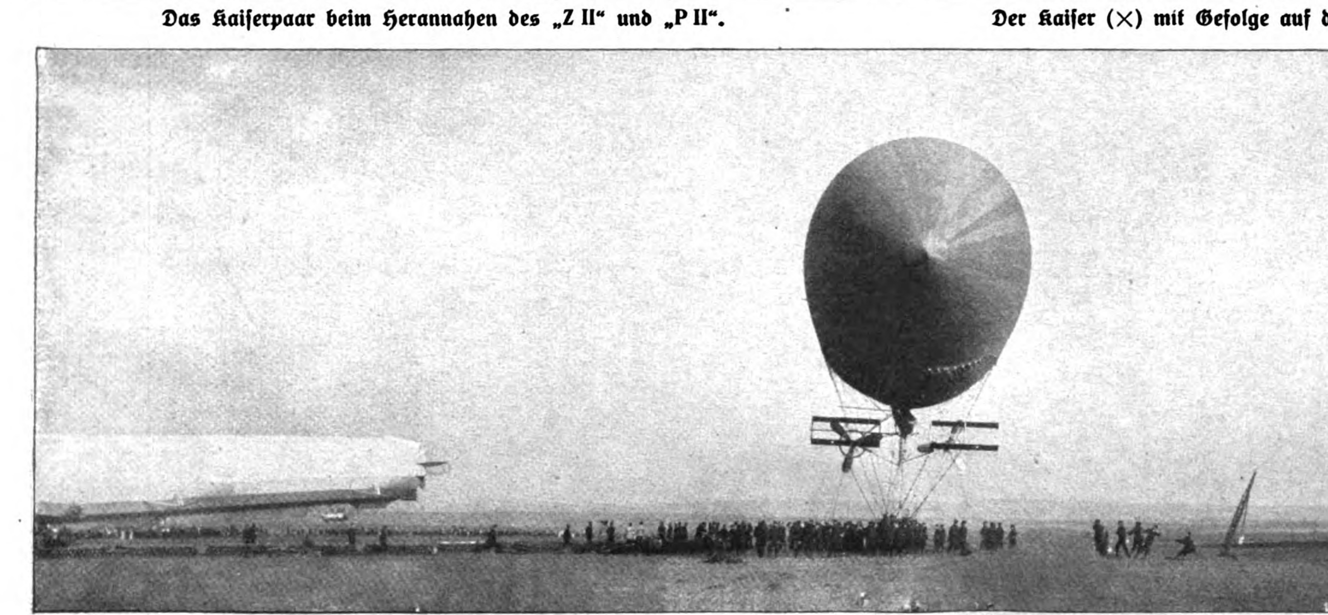
Die feierliche Eröffnung der Brüsseler Weltausstellung.



Das Kaiserpaar beim Herannahen des „Z II“ und „P II“.



Der Kaiser (×) mit Gefolge auf dem Landungsplatz der Luftschiffe.



Die Luftkreuzer „Z II“, „M I“ (in der Mitte) und „P II“ kurz vor der Landung bei Homburg.

Die Fernfahrt der Kölner Militärluftschiffe nach Homburg v. d. Höhe. — Hofphot. T. H. Voigt, Homburg.

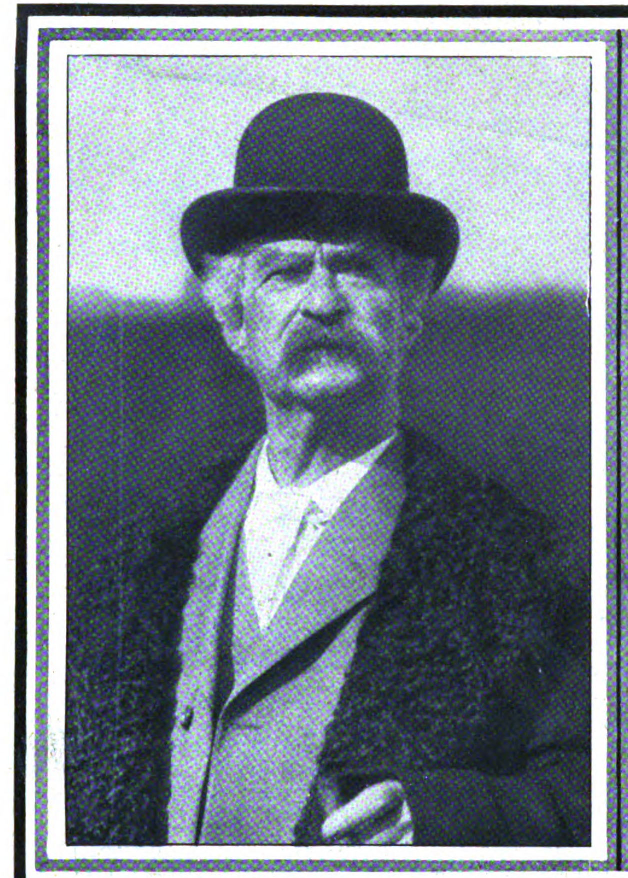
Die Luftkreuzer „Z II“, „M I“ (in der Mitte) und „P II“ kurz vor der ...
Die Fernfahrt der Kölner Militärluftschiffe nach Homburg v. d. Höhe. — Hofphot. ...



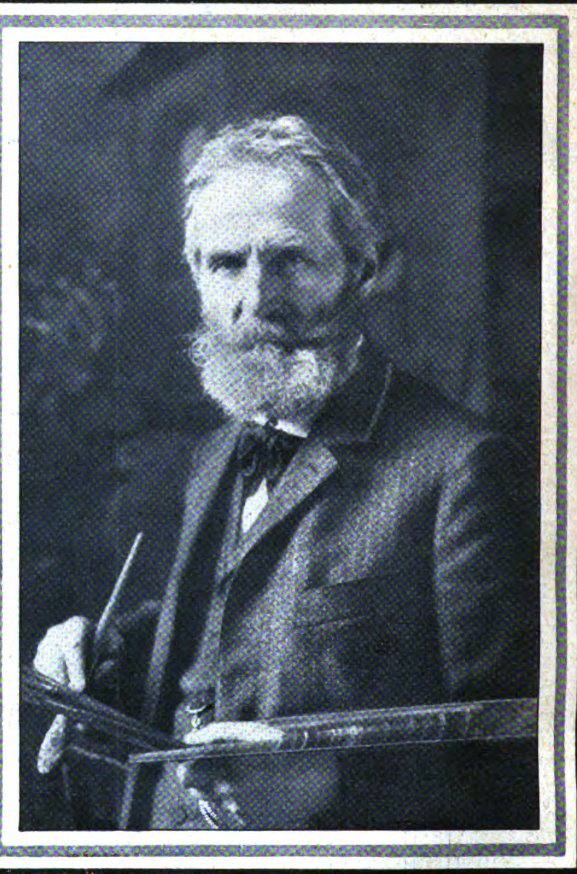
Phot. Haertel

Die Trümmer des Luftkreuzers „Z II“ an einem Bergabhang bei Weilburg.

Das Unglück des „Zeppelin II“ auf der Rückkehr von Homburg nach Köln.



Der Vater des amerikanischen Humors.
Mark Twain †



Altmeister Franz von Defregger, München,
feiert seinen 75. Geburtstag. Phot. Jaeger & Goergen.



Der Dichter des Werkes Mr. Randolph Hartley und der Komponist Mr. Artur Nevin. Phot. Aura Hertwig.
Zur Erstaufführung der Indianer-Oper „Poïa“ im Königl. Opernhaus in Berlin.

Phot. Maruki.

Kaiserl. Deutscher Botschafter in Japan Dr. Freiherr Mumm von Schwarzenstein und Botschafter a. D. v. Holleben (sitzend) nach einer Audienz beim Kaiser von Japan.

Botschafter a. D. Wirkl. Geh. Rat Dr. v. Holleben als Gast in Tokio.





L. v. Szögyény-Marich, österr.-ung. Botschafter in Berlin, wurde vom Kaiser Franz Josef in den Grafenstand erhoben.



Dr. jur. Julius v. Waldthausen, der neue deutsche Gesandte in Kopenhagen.



Professor Percival Lowell, berühmter amerik. Astronom sprach in Berlin über seine neusten Forschungen.



Magistratsrat v. Schulz, Vorsitzender des Einigungsamtes.
Zum Schiedsspruch im Berliner Baugewerbe.
Nach einer Originalzeichnung von Fritz Wolff.



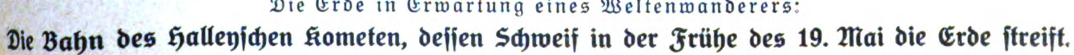
Gonzalo Quesada, der neue kubanische Gesandte in Berlin.



Prof. Dr. Svante Arrhenius, der schwedische Physiker und Verfasser unseres Artikels: „Die erwartete Begegnung der Erde mit dem Halleyschen Kometen".



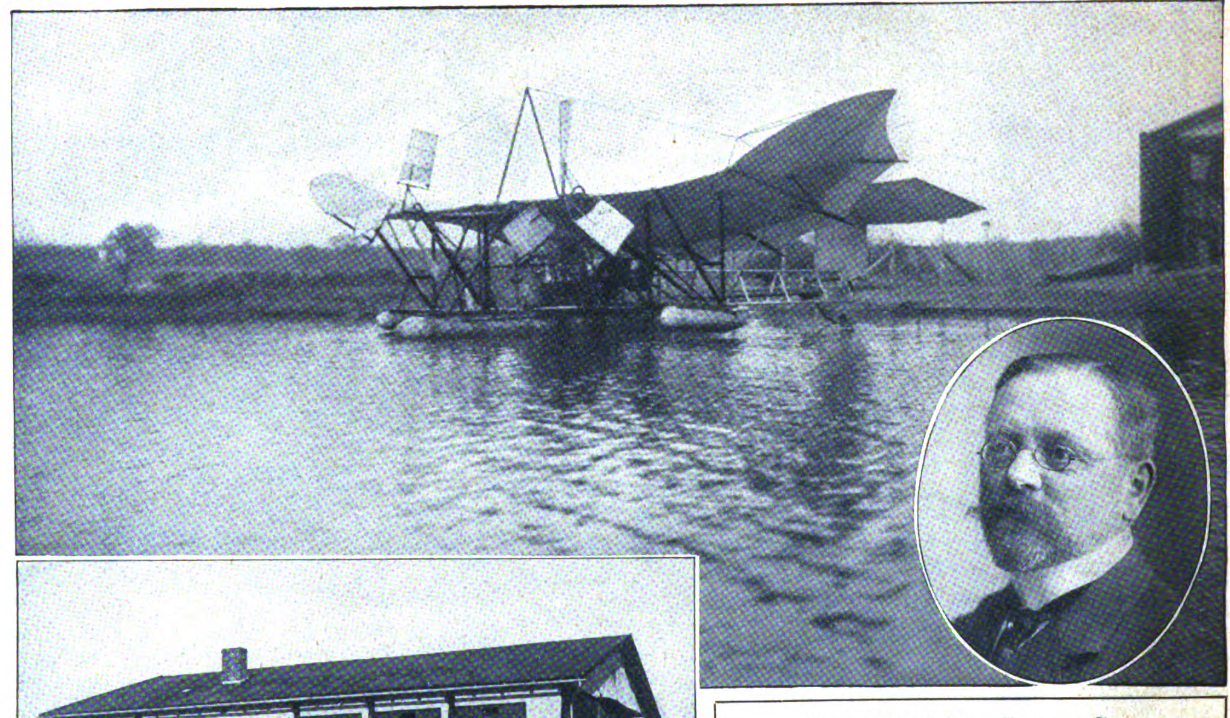
Die Erde in Erwartung eines Weltenwanderers:



Die Bahn des Halleyschen Kometen, dessen Schweif in der Frühe des 19. Mai die Erde streift.

Nach einer Originalzeichnung von Lucien Rudaux. — Hierzu der Artikel von Prof. Dr. Svante Arrhenius



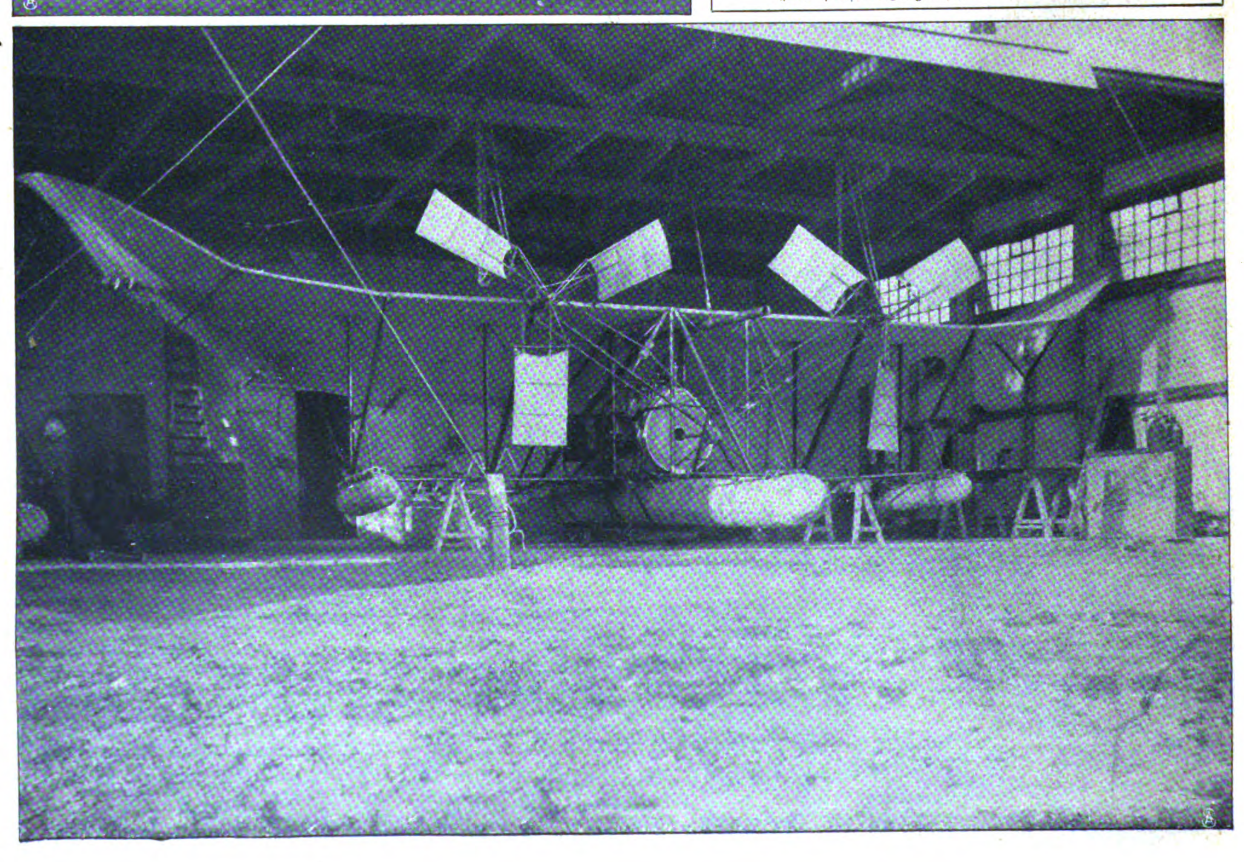


Aviatik auf dem Plauer See.

Major von Parseval als Erfinder einer neuen Flugmaschine.

Oberes Bild: Die Flugmaschine über dem Plauer See. Major Dr August v. Parseval. Hofphot. Reichard & Lindner. — Nebenstehend: Haus zur Bergung der Maschine. — Unteres Bild. Die Flugmaschine in der Halle.

Hierzu der Artikel:
„Die Parseval-Flugmaschine" von Theodor Lerner.



Nur wer die Sehnsucht kennt . . .

Roman von

Ida Boy-Ed.

1. Fortsetzung.

Jutta fühlte und dachte nicht mehr klar genug. Sonst wäre ihr dies Schweigen von beklemmender Beredsamkeit gewesen. Sie fühlte nur: das Leben geht an mir vorbei.

Und die Bitterkeit, in der alle Leidenschaftlichen sich gegen dies Gefühl wehren, gärte auch in ihr.

Sie mußten über die Terrasse und durch den Gartensaal, in dem eben der Walzer beendet war. Und hier, zwischen den hin und her wandelnden Paaren, trafen sie auf Lisbeth Rosenfeld. Sie stand vor ihrem Mann, hielt mit den spitzen Fingern der Linken ihn an einem Knopf seines Dinerjacketts fest und fächelte mit der Rechten ihrem heißen Gesicht Kühlung zu. Der kleine chinesische Fächer, den sie dabei brauchte, klapperte in seinem Sandelholzgestell, und sein bunt bemaltes Pergament rauschte.

„Da ist ja Herr von Gamberg mit Jutta! Kinder, helft mir Hektor überreden. Ich soll weg. Das ist Tyrannei. Herr Legationsrat, schützen Sie ein mißhandeltes Weib."

„Wenn Lisbeth morgen Kopfweh hat, schilt sie mit mir, daß ich nicht strenger gewesen bin", sagte der Kapitän.

„Komm mit," ermahnte Jutta, „ich bin im Begriff fortzugehen, Herr von Gamberg will mich gerade zum Wagen bringen."

„Was? Hinter dem Rücken deiner Ballmutter wolltest du auskneifen?"

„Lisbeth, nimm Vernunft an! Du wirst mir morgen danken."

„Vernunft ist ja eine wunderschöne, großartige Sache. Aber weißt du, Hektor — ich bin gar nicht ehrgeizig. Ich will unvernünftig bleiben."

Sie lachte laut und stritt munter weiter. Man merkte schon: der Mann ermüdete ein wenig an der Kinderei und war im Begriff, nicht aus Schwäche, sondern um des guten Geschmacks willen nachzugeben.

Ach, dachte Jutta, wie spielt sie durch die Tage.

Und wußte selbst nicht, ob es ein neidischer oder ein geringschätziger Gedanke war.

Sie verabschiedete sich etwas kurz. Rosenfelds, im Eifer ihres Kampfes um Bleiben oder Gehen, bemerkten es kaum.

Jutta wurde nun von einer Hast ergriffen, als hänge das Äußerste daran, daß sie rasch, rasch aus diesem Festlärm entfliehe. Und Gamberg, dessen Arm sie losgelassen hatte, folgte ihr so unmittelbar, daß er Vorsicht beobachten mußte, nicht auf ihre schleifende, leichte gelbe Chiffonschleppe zu treten.

Sie warf sich in einem der zur Garderobe verwandelten Nebenräume ihren Spitzenmantel um.

Gamberg wartete unter dem Portal auf sie.

Draußen, auf dem Fahrdamm, jenseit des hohen Gitters, das das Gelände der Marineakademie von der Straße schied, standen Droschken hintereinander, mit ihren dunkeln Kasten auf den unbeweglichen Rädern, einem ins Stocken gekommenen Leichenzug nicht unähnlich. Die Kutscher, mit hintenübergesenkten Häuptern, vorausgestreckten Bäuchen und verschränkten Armen, förmlich wie aufgeplustert, schliefen in Gelassenheit. In stumpfsinniger Geduld ließen die Pferde die Köpfe hängen.

Gamberg öffnete die Tür der ersten Droschke, indem er zugleich den Kutscher durch Zuruf ermunterte.

Jutta stieg ein.

Droben der plumpe Mann auf dem Bock hantierte noch umständlich mit seinem Sitz, der Pferdedecke und den Zügeln.

Gamberg stand am Schlag. Von den Laternen her, die die Pilaster des Gittertors krönten, fiel scharfes Licht auf ihn.

Jutta sah ihn mit großen Augen an. Sie prägte sich noch einmal, wieder einmal, zum hundertstenmal genau seine hohe, blonde Erscheinung ein: das helle Bärtchen auf der Oberlippe, das helle, kluge, lebhafte Auge, die vornehmen, immer von einer gewissen Zurückhaltung beherrschten Züge.

Und auch er sah das völlig beleuchtete blasse Frauengesicht, die herrisch erhobene Haltung ihres Kopfes, den großen Blick, der ihm fast feindselig erschien.

„Ich begleite Sie natürlich."

„Nein."

„Es beunruhigt mich, Sie allein einem fremden Wagen anzuvertrauen."

„Unnötige Sorge. Fünf Minuten Fahrt. Und ein Kieler Droschkenkutscher, der eine Marinedame fährt. . . ."

Oben der Kutscher war fertig und sah wartend herab auf den Herrn am Schlag.

Jutta fühlte wieder ihr Herz klopfen überall . . . überall. . . .

Sie wagte kaum zu atmen.

Die hellen Blicke sprachen zu ihren Augen.

Unverwandt sahen sie einander an — eine schwüle, endlose, furchtbare Minute lang.

Und dann trat der Mann zurück . . . höflich und fremd.

Der Wagen fuhr davon, in unerwartet raschem Zug.

Jutta saß aufrecht darin, erhobenen Hauptes. Ihre Augen starrten auf die draußen, gleich einer Wandeldekoration vorüberziehenden weißen Villen zwischen dem üppigen Laub der Bäume und Büsche in der Sommernacht. Und in ihrem Ohr war als Nachhall das kleine knackende Geräusch der zufallenden Wagentür.

II.

Das ganze Zimmer war erfüllt von blauer Dämmerung, von einer reinen, köstlichen Frische. In ihr konnte das kleine Wesen, von Wohlbehagen wie geschwellt, wohl einen guten Schlaf haben. Nach dem Bade lag es nun, ein appetitliches, rührend hilfloses und unbewußtes Stückchen Leben — mehr ein Pflanzen- als ein Menschenleben noch — in seinem Bettchen. Der Kopf, auf dem ein dunkler Haarwuchs zu flaumen begann, war wie eine schwere, etwas ins längliche verformte Kugel tief hineingedrückt in das weiße Kissen, das um seine Kontur herum bauschig aufschwoll. Im Schatten der Gardinen, die von einem das Bettchen überwölbenden Krummstab herabwallten, blieben die geschlossenen Augen, das kleine Näschen beinahe verwischt — so weich waren noch die Züge. Nur der Mund war sehr deutlich in dem Kindergesicht — die Lippen bewegten sich instinktiv, lutschend, saugend, als kosteten sie noch den Wohlgeschmack der Flasche.

Mit leichten Schritten, unhörbar, ging Jutta noch umher. Sie sah nach, ob hinter dem Vorhang auch die Fensterklappe geöffnet sei, entdeckte an der Scheibe eine Wespe, die sie furchtlos und fürsorglich mit ihrem Taschentuch überdeckte und griff, um sie dann aus dem Fenster ins Freie zu schütten.

Ein letzter Blick in der Runde zeigte ihr, daß im Schlafzimmer, das auch das ihre war, und in dem neben dem großen Bett traulich das kleine stand, sich alles in feierlicher Ordnung befand. Heilige Schlafenstille webte in dem Raum, und ganz leise, leise, nur dem angestrengt lauschenden Ohr der Mutter erratbar, ging der Atem des Kindes in köstlicher Regelmäßigkeit.

Es schlief. Es schlief sich wieder ein Stückchen weiter ins Leben und in die Kraft hinein....

Jutta ging in den Nebenraum. Das war eigentlich ihr Ankleidezimmer. Aber nun hatte das Kind seine Ansprüche und seine Herrschaft auch hierher getragen. Und auf dem Teppich stand das Gestell mit der Badewanne, und zwischen all den eleganten Einrichtungsgegenständen des Toilettentisches, auf seinem Spiegelglas und zwischen den Bürsten und Kämmen von dunkelm Schildpatt, standen Puderdöschen und lagen allerlei blauumsäumte Läppchen und Streifen. In einem zierlich mit Schleifen ausgestatteten Korb häufte sich gebrauchtes Kinderzeug.

In diesem Raum war es sehr hell. Weit geöffnet stand sein Fenster, und von draußen herein kam die salzige Sommerluft und vertrieb die lauen Baddünste.

Das Hochviereck des Fensters zeigte einen Ausschnitt aus der freien Natur. Nur in zwei Farben. Ein großes Stück knallblauen Himmels und ein paar runde grüne Wipfel, die aber so grell besonnt waren, daß sie weißlich überflimmert schienen.

Jutta träumte ein paar Augenblicke hinaus, mit unbestimmten Gedanken. Das bedeutete Ausruhen für sie.

Es war immer wie Schonzeit für ihr Gemüt, wenn alles, was es sonst leidenschaftlich bewegte, einmal als unklare Traurigkeit still lag.

Der Sommermorgen war so schön — zu schön. Ganz stiller Glanz erfüllte ihn, alle Winde schliefen.

Jutta dachte flüchtig: Reiswitz — Freia — Nordwest — Kiel — Travemünde....

Aber diese Gedanken zerfaserten. Es war ihr so unaussprechlich gleichgültig, was für Winde die Segel blähten... oder ob gar keine....

Hinter ihr bewegte sich jemand.... Wasser rauschte leise.

Jutta wandte sich um. Die sommersprossige Martha räumte auf und goß den Inhalt der kleinen weißlackierten Wanne in einen Eimer, der in seiner Ausstattung Familienähnlichkeit mit ihr hatte.

Mit raschen Händen half Jutta. Alle Geräte, alle Möbel, jeder Zierat zeigte Geschmack, Neuheit, Ordnung.

In wenigen Minuten gab es auch in diesem Raum nichts mehr zu tun. Er glänzte in der schmuckvollsten Sauberkeit.

Jutta band die große, mit russischen Stickereien verzierte Schürze ab, die bis dahin fast ganz Taille und Rock ihres einfachen weißen Kleides verdeckt hatte.

Unbewußt seufzte sie. Nach vollendetem Tagewerk....

Zehn Uhr war es. Und sie wußte heute wie fast an jedem Tag den Inhalt aller Stunden voraus.... Ein wenig Handarbeit.... Kinderkleidchen sticken und nähen, für die noch ferne Zeit, wenn Baby erst anfinge zu stehen, zu gehen... ein paar Briefe schreiben... mit der Köchin das Mittagessen besprechen... dieses schreckliche Mittagessen, das für eine Person zu kochen und aufzutragen fast lächerlich schien. Und dann ein Nachmittag und Abend ohne Ende... ohne Zweck... ohne Freude.

Zwischendurch wachte Baby wohl einmal und lag mit großen Augen, und lallende, drollige Laute erzählte es... denen die Mutter mit heißer, verzehrender Begier lauschte... als hätten sie schon Inhalt, als seien sie Stimme der Liebe.... Aber es waren eben doch nur die unbewußten Töne eines kleinen, noch nicht zum Menschentum erwachten Lebewesens....

Langsam ging Jutta nach vorn, in ihr Wohnzimmer. Es war nicht sehr groß. Alle Räume des Stockwerks in der Villa am Niemannsweg, das sie innehatte, zeigten angenehme Verhältnisse; sie waren für Menschen bestimmt, die in Behaglichkeit, aber nicht in Luxus zu leben dachten. Nach vorn gab es nur zwei Zimmer, das des fernen Hausherrn und das ihre. Hier öffnete sich eine Tür auf den Balkon, von dem aus man in den dichtverwucherten Vorgarten hinabsah.

An das Herrenzimmer, nach hinten, schloß sich das Eßzimmer, ein länglicher und der größte Raum der Wohnung. Überall an den Wänden und auf den Möbeln sah man Waffen, Stoffe, Vasen, Bronzen von fremdartigen Techniken und fantastischem Farbenreiz. Juttas Gatte hatte als junger Offizier noch die Zeit der reichlicheren Auslandkommandierungen miterlebt und als Kadett zur See, als Oberleutnant und Kapitänleutnant Westindien, Ostasien und die Südsee gesehen. Er hatte allerwärts gekauft, so weit Geschmack und Mittel es erlaubten, und das Gesammelte liebevoll zusammengehalten und gepflegt. Da nun Geschmack wie Mittel



im Lauf der Jahre gereifter und reichlicher geworden, war manches schöne Stück, manche wertvolle Stickerei zusammengekommen.

Jutta hatte als junge Frau mit Stolz und jubelndem Staunen von all diesen bunten Sachen Besitz ergriffen und mit erstaunlichem Geschmack verstanden, alles so zu ordnen, daß die moderne Einrichtung sich harmonisch als Basis dieses fremdländischen Krams erwies.

Jetzt, wenn sie durch die Räume ging, kam es ihr zuweilen vor, als lebe sie zwischen Theaterdekorationen, als sei dies nur eine Szenenausstattung ... das Stück, das darin gespielt worden war, war aus.... Warum stand nun noch immer die Kulisse da? ... die Bühne war leer ... die Handlung hatte sich weiter entwickelt.... Und immer noch die gleiche Dekoration....

Sie hatte Stimmungen, in denen sie all diese bunten Dinge haßte.

Am liebsten war sie auf dem Balkon. Ein Glasdach und zwei schmale Seitenwände von Glas schützten ihn gegen Wind und Regen. Er war geräumig und krönte den ziemlich weit vorspringenden Erkerausbau des Erdgeschosses. Sein Geländer ringsum glich einem von Blumen reichlich gemusterten grünen Pelz. So dicht hatte Jutta es mit gut gepflegten blühenden Pflanzen versteckt.

Die Glaswände waren mit einem Leinenstoff von altrosa Farbe glatt verhangen. Ein paar weiße Korbsessel standen um einen Tisch. Über ihm hing, an dünner Schnur oben aus dem gußeisernen Mittelstern des Glasdaches kommend, eine elektrische Birne. Aber sie war ganz versteckt in einem faltenreichen Schirm von altrosa Seidenstoff. Rechts und links von der Tür zum Zimmer standen schmale Blumentische, von denen Ranken hingen und Ranken an Gitterwerk aufstiegen.

Dies alles war sehr behütet und bildete recht eigentlich Juttas Spielzeug. Sie liebte Blumen bis zur Leidenschaft.

Jetzt, am Vormittag, mußte die Sonne von einer halb herabgelassenen Persienne abgehalten werden. Dann schien dieser Raum vollends wie ein Versteck. Man konnte ganz vergessen, daß man hier nahe einer Straße war.

Von unten aus dem Haus und Garten kam niemals Lärm herauf. Da wohnte der Eigentümer, Professor Doktor Krämer, mit Frau und Schwester, und die hatten keine Zeit und kein Interesse für Welt und Menschen. Den Garten ließen sie nur auf das notdürftigste zurechtmachen, denn jedes Herbarium war ihnen wichtiger als er, Gelehrsamkeit größer als die Natur.

Jutta durfte abschneiden, was da an Rosen und was da sonst an Büschen und auf Beeten wuchs und wurde.

Wegen der Geburt der Kleinen hatte Jutta den drei Krämers gegenüber so etwas wie ein schlechtes Gewissen gehabt; aber da Baby als sehr gesundes und ausnehmend sorgsam gehaltenes Kind nur gerade so viel schrie, als die Lungengymnastik es wohl nötig machte, hatten Krämers sich noch nie beschwert.

Ja, einmal sogar, als Jutta selbst den leichten, dunkeln, englischen Kinderwagen durch den Vorgarten schob, war der Professor herangetreten und hatte zerstreut ein wohlwollend gemeintes Wort gesagt. Und Fräulein Krämer und Frau Professor Krämer hatten ihre alten Gesichter von rechts nach links über die Wagenkissen geneigt. Fräulein Krämer wischte neckisch mit der zu langen und vom Zeigefinger nicht mehr ausgefüllten Spitze ihres grauen Zwirnhandschuhs ein bißchen auf Babys runder Wange hin und her. Frau Krämer sagte erstaunt: „Ich dachte, kleine Kinder wären hübscher."

Aber Jutta nahm es nicht übel, sondern schätzte diese ganze Szene richtig als eine ungewöhnliche Herablassung bedeutender Menschen zu unbedeutenden Nebensachen ein....

Auch an diesem Morgen war unten alles so still, als wohne dort kein Mensch. Der Professor, der irgendwann einmal bei einer Berufung übergangen war, hatte sich aus dem Staatsdienst zurückgezogen und lebte der Fertigstellung eines Werkes. Frau und Schwester halfen ihm — Jutta sah es förmlich im Geist, wie sie alle drei bei engverschlossenen Fenstern saßen und schrieben, kopierten, registrierten....

Aber sie waren glücklich dabei, diese drei ... sie arbeiteten zusammen.... Sie trugen nicht einsam an den Pflichten des Daseins.... Und wenn man auch nicht verstand, wie ihnen das reizvoll und wichtig und ein Lebendiges sein konnte, womit sie ihre Tage füllten — das sah man, das verstand man: sie trugen einander, sie halfen einander voll Liebe....

Und so wandelten auch diese drei vertrockneten, von allem blühenden Menschentum geschiedenen drei Gestalten als ein Aufreizendes an den Grenzen von Juttas Alltag hin. —

Nun setzte sich Jutta auf ihren Balkon. Da stand das Glas Milch, und da lag die Zeitung. Sie griff mechanisch nach beiden.

Die Post hatte nichts gebracht....

Und Hochhagen sprach doch von einem Brief, den er bekommen habe, dessen Inhalt so wichtig schien, daß er heute nachmittag ihn mit ihr zu besprechen wünschte?

Aber ganz ohne Zweifel würde für sie selbst auch noch etwas kommen. Mit dem Eintreffen der Auslandpostsachen ging es ja zuweilen willkürlich. Was drüben an einem Tag aufgegeben und ganz gewiß mit dem gleichen Schiff expediert worden und in Bremerhaven angekommen war, langte hier tropfenweise, auf die Post von zwei, drei Tagen verstreut, an.

Jutta wußte nicht mehr, ob sie sich nach diesen Briefen sehnte oder sich vor ihnen fürchtete....

Drunten ging die Gartenpforte — man hörte sie aufklinken und wieder zufallen und dann einen raschen Schritt auf dem gepflasterten Weg, der von der Pforte her an der rechten Seite des Vorgartens bis an die Haustür führte.

Ganz flüchtig horchte die junge Frau diesem lebhaften Gang nach. Aber es war ihr nicht der Mühe wert, sich aus ihrem Stuhl emporzurecken und hinabzusehen.

Sie las den Bericht über die letzte Regatta und versuchte etwas von dem zu begreifen, was sie las.

Da erschien Martha in der Tür. Freudig stand sie, ihr von Sommersprossen beinahe bräunliches Gesicht glänzte. Hell war ihre Erscheinung mit dem straffen



weißblonden Haar, in dem rosa Kattunkleid vor dem dunkeln Hintergrund. Und sie meldete: „Kapitän Hochhagen."

Jutta fuhr auf. Ein kurzes Erstaunen verwirrte sie. Jetzt? So früh? Hatte er nicht heute nachmittag kommen wollen?

Und die rasche Ahnung, die Frauen in bedrängtem Gemützustand so leicht befällt, kam ihr: Eine Unglücksbotschaft!

„Ich lasse bitten", sagte sie und ging ihm schon entgegen.

Da er wähnte, jederzeit in diesem Haus der willkommene Besucher zu sein, war er dem meldenden Mädchen auf dem Fuße gefolgt. So traf Jutta mit ihm schon in ihrem Wohnzimmer zusammen, in dem tiefen Schatten, der es durchdämmerte, weil draußen auf dem Balkon die grüne Persienne fast ganz herabgelassen war.

„Was ist geschehen?!" rief sie zitternd.

„Mein Gott", sagte er betroffen. Einzig sein Erscheinen zu ganz ungewöhnlicher Tageszeit genügte, um sie zu entsetzen?! Ja, sie war aus den Fugen! Seit langem, langem.

„Liebe gnädige Frau! Etwas sehr Schönes ist geschehen. Ich habe mich mit Renate Gervasius verlobt, und Sie sollen die Erste sein, die es erfährt."

„Oh", murmelte sie, wie erloschen — die Flamme ihrer Erregung sank in sich zusammen — aber sie fühlte ihre Knie beben und setzte sich.

Nichts, dachte sie, nichts ist geschehen. In meinem Leben nichts....

Der vor Glück strahlende Mann stand vor ihr. Sie reichte ihm die Hand empor. Er hielt sie fest umschlossen.

„Ja," sprach sie, „das ist schön. Das freut mich. So ein liebes, wundervolles Kind...."

„Ja," sagte er, mannhaft eine Weichheit niederzwingend, die Rührung werden wollte, „ich fühle auch — so was wie ein Wunder ist dies — — nun hat man eine Zukunft, nun weiß man, warum man lebt und strebt."

„Und Renée — die junge Renée — sie — sie fürchtet sich gar nicht?" fragte Jutta leise.

„Wovor fürchten?" fragte er erstaunt zurück.

„Vor dem Los der Seemannsfrau."

Sie sagte es flüsternd, als fürchte sie sich vor ihren eigenen Worten.

„Oh, das ...", und stolz und freudig, nach einem ganz kurzen Stutzen über ihre Frage, fuhr er fort: „Sie liebt mich. Sie hat ein gesundes, tapferes Herz. Wenn es einmal auch für mich als verheirateten Mann heißt, hinauszuziehen und in der Ferne meine Pflicht erfüllen, da wird sie sich eben als Seeoffiziersfrau, als deutsche Frau sagen: es ist sein Beruf! Und sie wird stolz und stark meiner Rückkehr warten. Wie...."

Wie Sie der Ihres Gatten, hatte er schließen wollen.

Aber es war, als lege sich ihm eine Hand auf den Mund. Und der unvollendete Satz sprach dennoch weiter — wie von selbst — mit unhörbaren Stimmen — sie drangen auf Jutta ein. Sie fühlte sich wie von Vorwürfen überhäuft — herabgesetzt — mißhandelt.

„Die Naturen sind verschieden", sprach sie trotzig.

Aber er dachte nicht daran, ihr weh tun zu wollen. Seit Monaten waren seine Gedanken voll brüderlicher Sorge und Mitleid.

So kostete es ihn keine Überwindung, über ihre Worte und ihren Ton hinzugehen, als habe er nichts in sich aufgenommen davon.

Er setzte sich zu ihr.

„Gestern abend noch, gleich nach der Quadrille, haben wir uns ausgesprochen. Ich bin schon ganz früh heute bei ihren Eltern gewesen," erzählte er fröhlich, „eigentlich war es eine Verlobung beim Morgenkaffee, in der Veranda bei Geheimrats. Ich verkehre ja schon lange vertraut im Hause, und Renées Eltern haben wohl wachsen sehen, was werden wollte, und nun haben sie mir ihr liebes Kind gern gegeben. Ich kann natürlich heute nachmittag nicht zu Ihnen kommen. Aber ich bringe die Bitte meiner Schwiegereltern: Nehmen Sie heute abend an der ganz kleinen, improvisierten Verlobungsfeier teil, die Gervasius' veranstalten. Sie sind die Frau meines liebsten Freundes, meines nächsten Kameraden. Als Malte ging, hat er Sie vor allem meiner Obhut vertraut. Und meine Braut, später meine Frau wird Ihre Freundin werden. Ich hoffe es von Herzen. Und sehen Sie, liebe, liebe Frau Jutta — mir ist so, als ob meine Verlobung Sie auch ein bißchen aus Ihrer Einsamkeit befreite, an der Sie so schwer tragen — als führte ich Ihnen eine Schwester zu, die Ihnen in Fröhlichkeit manche Stunde erhellen wird. Und Renée, das kann ich sagen, schwärmt bereits für Sie — ist voll Bereitschaft, Sie zu lieben."

„Ich danke Ihnen — ich danke Ihnen", flüsterte sie und drückte wieder seine Hand. Tränen drängten sich in ihre Augen. Aber sie bezwang sich. Und es schien, als wandle sich ihr die Rührung doch in schwere Gedanken. Sie zog die Brauen zusammen wie in Schmerz.

„Sie werden kommen heute abend?" bat er drängend.

„Gewiß. Ja. Gern."

„Liebe gnädige Frau," begann er wieder, „mein Herz läuft über. Alles kommt heraus und breitet sich vor Ihnen hin — all das große Glück. Aber auch ein bißchen Kümmernis. Ja, heute muß auch das heraus. Offen: mir war's manchmal in der letzten Zeit, als käme so was wie Feindschaft gegen mich angestürmt aus Ihren Blicken und Ihrem Ton. Stellen wir's klar. Hab ich was versehen? Bin ich nicht aufmerksam genug gewesen? Verzeihen Sie's dem rauhen Seemann, der auf Freiersfüßen ging. Man ängstigt sich vor seinem Ungeschick, traut sich keine Zartheiten zu.... Aber nun bekomme ich die holdeste Vertreterin. Die wird, wo ich's etwa nicht träfe, meine herzliche Ergebenheit immer in zarte Tat umsetzen."

„Nicht aufmerksam genug gewesen?" wiederholte Jutta langsam, „oh, niemand konnte mehr für eine Verlassene tun als Sie für mich. Sie können vor Malte bestehen...."

Und sie dachte: ich kann es ihm nicht ins Gesicht sagen, daß ich mich bewacht und bevormundet fühle... bis zur Qual....



„Vor Malte bestehen?... Ich will auch vor Ihnen bestehen!" erklärte er herzlich.

„Manchmal," begann sie vorsichtig wie eine, die in weitem Bogen um die Dinge herumgeht, sie nur von ferne, mit zusammengekniffenen Lidern, anblinzelnd, „manchmal hatte ich das Gefühl, Sie schätzten mich als eine ein, die der Bewachung s e h r bedürfe."

Sie sprach das „sehr" gedehnt und betont.

Er sprang auf. Ganz betroffen lief er einigemal im Zimmer hin und her. Sie verfolgte ihn mit ihren Blicken, wartend, gespannt.

Ja, dachte er, ja — und doch auch wieder nicht so, wie sie es zu fühlen schien....

Er war zornig auf sich.

So bin ich doch wohl täppisch gewesen, fühlte er. Wie sollte er da herauskommen und sich ihr erklären?

Man kann einer armen Frau, von der man glaubt, daß sie vor Sehnsucht auf dem Punkt ist, gemütsleidend zu werden, nicht zu viel Wahrheiten ins Gesicht sagen. Nicht, daß für ein so schönes, so leidenschaftliches Geschöpf in solcher Stimmung jeder dumme, leichtfertige Kerl zum Versucher werden kann. Nicht, daß man mit den treuen Rosenfelds oft kummervoll zusammengesessen hat und beriet: Wie zerstreuen wir sie. Nicht, daß sie förmlich infolge eines liebevollen Komplotts in die Festlichkeiten der Kieler Woche gezogen wurde. Nicht, daß man manche Stunde, die man brennend gern der einen, Liebsten, sie umwerbend, gewidmet hätte, hier verplauderte, um der Einsamen den fernen Gatten im Gespräch ein wenig lebendiger nah zu bringen. Nicht, daß man seinen gänzlichen Unverstand zu verhehlen getrachtet und alle Tage mit den sachverständigsten und erfreutesten Mienen das Wachstum Babys bewundert hatte.... Nein, nichts konnte man von alledem sagen.

Und am allerwenigsten, daß seit einiger Zeit eine große Angst in seinem Herzen emporwuchs.... Seit dieser Legationsrat von Gamberg so oft in Kiel erschien... dieser Mann, der ganz gewiß kein dummer und leichtfertiger Kerl und eine Versuchung war... der mehr werden konnte, viel mehr, vielleicht ein Zerstörer.

Ganz tief hatte er diese Angst versteckt gehabt — nicht mal vor Rosenfelds auch nur mit einem Zucken des Lides, mit einem andeutenden Wort sie aus seinen Gedanken herausgelassen.

Extra hatte er Sorge getragen, n i c h t wachsamer zu scheinen — —

Und sie — sie hatte doch so etwas empfunden, als umlaure sie Mißtrauen....

Das erriet er klar. Das erzählte ihm ihr Ton.

Wie schade, wie peinvoll....

Und er kannte sie genug, um zu wissen: Das hat sie gereizt....

Natürlich, dachte er, die Schuld ist mein. So ganz leise und fein denkt man's und fühlt man's. Und bringt es doch wohl recht plump an den Tag.

Und in dieser Stunde, wo er sich erhoben fühlte, wo die Welt ihm geadelt schien, weil er selbst den Glanz einer sehr reinen und sehr starken Liebe auf seinem Leben fühlte, in dieser seiner großen Stimmung erschien ihm auch all seine Angst wie ein Verkehrtes.

Ihm war, als sei sein Mißtrauen gewesen wie eine zudringliche Hand, die ganz zerbrechliche Sachen allzu fest anpackt und sie nur damit verdirbt.

Ja, beinah schuldig kam er sich vor.

Wie da wieder herauskommen?

Mitten in seine bekümmerten Erwägungen hinein fiel ihm ein humoristischer Gedanke. Das geschah ihm oft. Da platzte irgend so ein drolliger Vergleich unversehens wie eine Rakete in den tiefsten Ernst hinein, und der zersprang daran.

Er stand vor Jutta still.

„Wenn ich mich wie ein Pudel betragen habe und in bemerkbaren Sprüngen Sie umkreist mit lautem Wauwau, dann verzeihen Sie's mir. Was? Ja? Denn Sie wissen es von selbst: die Meinung war gut. Ich wollte nicht bewachen. Trösten wollte ich und helfen. Jawohl."

Jutta sah ihn an, frei und kühn. Seine Art hatte ihr alle Unbefangenheit zurückgegeben. Und sie gewann nun den Mut, wissen zu wollen.... War er wirklich nur so ein harmloser, treuherziger Wächter gewesen? Sah er wirklich nicht, daß da eine Gefahr heranschlich?

Ich selbst, ich allein kann mit ihr fertig werden, dachte sie hochfahrend, ich brauche keinen Aufseher.

In ihr lag eine Welt von Kraft, von Leidenschaft, von Gedanken ganz brach. Die große Sehnsucht, die in ihr war, die Sehnsucht nach dem Leben lechzte nach Ereignissen....

Nicht andere, nicht die besten Freunde sollten für sie wachen und handeln....

Er hielt ihrem Blick stand. Gut und offen sah er sie an, und endlich ging eine große Heiterkeit in seinem Gesicht auf.

Er hielt ihr die Hand hin. Und Jutta, zu ihrer eigenen Überraschung, in plötzlicher Aufwallung von seinem humorvollen Wesen bezwungen, schlug ein.

„Na, sehen Sie wohl!" sagte er. „Und denn überhaupt... wo ja nun bald all das Sehnen und Grämen ein Ende hat!"

„Wieso?"

Sie stand auf. Ganz rasch — sah ihn an, gespannt, erstaunt....

„Na, ich denke.... Sind Sie nicht ganz toll vor Freude?"

„Worüber?"

„Über Maltes Idee."

„Welche Idee?"

„Haben Sie denn keinen Brief?"

„Noch nicht."

„Nun, der muß also jeden Augenblick kommen. Malte hat uns doch gleichzeitig geschrieben —"

„Was hat er geschrieben? Von welcher Idee? Schon gestern abend sprachen Sie von einem Brief als von einer Wichtigkeit."

„Ich bekam ihn gestern vormittag. Aber dies ist mir nun beinah fatal, daß ich durch einen Postzufall früher von der Sache weiß und spreche, als bis Sie's selbst aus Maltes Brief erfuhren."

Es war ihm wirklich leid. Es schien ihm, als nähme er dem fernen Gatten was weg und bestehle auch die



Frau um eine Freude, wenn sie die große Überraschung von ihm erfuhr, anstatt daß sie ihr aus den Briefblättern entgegensprang wie lauter Jubel....

„Von welcher Sache?" fragte sie, vor Ungeduld vergehend.

„Ja — dann muß ich's wohl sagen. Also Malte will, daß Sie nach Ostasien kommen."

„Ich!" schrie sie auf. Und dann, stammelnd, leiser, wiederholte sie noch einmal und noch einmal: „Ich — ich...." Und wurde dann sehr still.

Hochhagen sah die Frau an. Wie bleich war sie geworden. Wie schwer atmete sie. Was war das? Seine wohlwollende, treuherzige Beschützerstimmung verwandelte sich mit einem Schlag in gesammelte Aufmerksamkeit.

Nein, diese Frau schrie so nicht auf, weil die Freude sie überwältigte....

„Was ist daran so außerordentlich?" fragte er, „wie manche Marinefrau ist schon zum Besuch ihres Gatten ins Ausland gereist."

Jutta ging bis an die Balkontür vor. Sie lehnte sich mit der linken Schulter gegen den Pfosten. Unverwandt sah sie gegen die grünen Stäbe der herabgelassenen Persienne.

Hinter ihr wartete der Mann ein paar Augenblicke. Er dachte: sie muß sich erst fassen. Aber als sie fortfuhr zu schweigen, sagte er ganz ruhig: „Vor acht Wochen ist Frau Kapt'enleutnant Rohrbrand nach Sydney gefahren, um ein Rendezvous mit ihrem Mann zu haben."

Ohne sich zu rühren, sprach Jutta: „Rohrbrands — die haben Geld — die können das — reiche Eltern haben sie — ja...."

„Malte schreibt, daß Ihr es gut machen könnt. Und das mein ich auch. Wie Malte schon ist: er gibt draußen ja nichts aus jetzt — spart — hat die Bordzulage. Ihr könnt es gut machen."

Sie kannten doch untereinander ihre Finanzverhältnisse so genau. Hochhagen hatte schon gewissenhaft und vergnügt seinerseits nachgerechnet: jawohl, Falckenrotts können es sich leisten.

„Und das Kind?" fragte Jutta.

Hochhagen antwortete nicht sofort. Er war etwas perplex. An das Kind hatte Malte offenbar nicht gedacht. Wenigstens hatte er es in dem Brief an den Freund nicht erwähnt.

Aber nun fiel ihm ein: Maltes Mutter war ja da. Und soviel er wußte, stand Jutta sich mit Maltes Mutter sehr herzlich.

„Das Kind?" sprach er erwägend, „das scheint mir ganz einfach. Das nimmt derweil Maltes Mutter."

Die junge Frau fuhr herum. Blaß stand sie, zitternd.

„Ich lasse mein Kind nicht von mir. Keinen Augenblick. Es ist mein Kind! Meines. Meins ganz allein", sagte sie.

„Nun — es gehört doch auch Malte", warf er beruhigend ein.

„Nein. Mir gehört es — mir," rief sie, „mir... wo war er, als ich fühlte, wie es wurde und wuchs? Wo war er, als ich vor Not und Schmerz zu sterben fürchtete? Wo war er, als es seinen ersten Schrei tat?"

Sie warf sich in den nächsten Stuhl, versteckte ihr Gesicht an der Lehne und weinte — weinte — daß der Mann ganz verlegen wurde, Zeuge solcher Tränen sein zu müssen.

Es erschütterte ihn. Er fühlte, da war eine Verworrenheit, eine Erregung, eine Leidenschaft aller Empfindungen, die noch weit über das hinausgingen, was er gefürchtet hatte.

Er spürte auch, jede Zurede, jedes Wort war schon ein Wagnis.

Aber aus einem ganz einfachen, gesunden Mannesgefühl heraus sagte er doch, fast streng und stolz: „Er war da, wo sein Kaiser und sein Vaterland ihn brauchten."

Eine Pause entstand.

Ganz jäh hatte Jutta aufgehört zu weinen. Still, mit verstecktem Gesicht verharrte sie.

Er dachte nicht darüber nach, was dies plötzliche Verstummen bedeuten könne. Er fühlte nur: sie muß nun irgendwie mit sich ins reine kommen, und das wird sie ja wohl auch.

All die letzten Monate hatte er gedacht: Die Frau muß wieder mit ihrem Mann zusammenkommen, die verträgt das Alleinsein nicht. Und das gab er denn auch brieflich dem fernen Freund so deutlich zu verstehen, als es möglich war, ohne diesen zu beunruhigen.

Nun sah er: es war noch viel dringlicher gewesen, als er geahnt hatte.

Mit Geduld ertrug er nun diese Pause, solange es ihm schicklich schien, dann sagte er voll Freundlichkeit: „So, meine liebe gnädige Frau — vorbereitet sind Sie — das Genauere, und wie Malte sich alles denkt — das lesen Sie ja wohl besser in seinem Brief. Ich bitt bloß: Ruhe, Ruhe, Ruhe! Und vielleicht — könnt man ja auch sagen: der Mann geht dem Kind vor. Aber da bin ich noch nicht kompetent...."

Jutta erhob ihren Kopf, mit einer schweren Gebärde, als möge er Bleilasten. Sie wandte langsam ihr Gesicht und sah Hochhagen an. Ihre Lippen waren zu einem Lächeln verzerrt.

„Das haben Sie gemacht...."

Hochhagen wurde rot. Er zauderte — nur einen knappen Augenblick.

„Ja," sagte er dann einfach, „weil ich Malte und Sie liebhabe...."

Ihr strömten die Augen über. Unsicher erhob sie sich. Sie hielt mit ihren beiden Händen seine Rechte fest.

Er fühlte: das war alles. Dank! Verständnis seiner Treue! Bitte um Verzeihung! Bitte um Halt!

Ganz aufgelöst war die arme Frau — in Weichheit und Gram und zerrüttet von tausend Nöten, deren Ineinanderwirken er dumpf zu ahnen begann.

Gott helfe ihr! dachte er.

Und fühlte: nun keine Worte mehr! Dieses schwere Schweigen ist heiliger Kampf....

Und so ging er mit einem festen Händedruck — wie ihn sonst nur ein Mann dem andern gibt, wenn er ihm eben sagen will: sei ein Mann.



Nur wenige Minuten verflossen Jutta in einem seltsamen, fast gedankenlosen Hinbrüten. Es war beinah, als ob das, was nun herankam, zu chaotisch war, als daß sie es recht ins Auge fassen und überdenken könne.

Da stürzte Martha wieder herein, mit dem fast lärmenden Wesen einer, die denkt, daß sie etwas Heißerwartetes bringt.

Der Brief — der Brief aus Ostasien war da.

Daß er ganz bestimmt mit dieser zweiten Morgenpost zu erwarten gewesen war, hatte Jutta vergessen. Ihr erschien nun sein Eintreffen wie ein Zufall, der Aberglauben erwecken konnte... als käme wie auf ein Stichwort, wie herbeigerufen ein Gespenst... das Gespenst des in weiter Ferne weilenden Mannes.

Ihre Lider zuckten nervös.

Sie wollte sagen und klagen: Sie sind sehr laut, Martha. Aber sie brachte kein Wort über die Lippen.

Sie sah das stillvergnügte Gesicht des Mädchens — ganz vertraulich lächelte das die Herrin an — ein Weib das andere — das versteht, wie einem zumute ist, wenn ein Brief vom fernen Liebsten kommt....

Und von diesem Lächeln wandte sich die Herrin stumm ab....

Sie hatte ein Gefühl, als dürfe niemand sehen und wissen, daß sie diesen Brief läse.

In das Zimmer ihres Mannes ging sie und schloß die Tür hinter sich.

An dem aufgeräumten, nie mehr benutzten Schreibtisch saß sie und starrte den Brief an — den sie zwischen den Fingern hielt und wendete.

Ihr deuchte, sie hielt ihr Schicksal in der Hand.

Als hinge die ganze Zukunft an den weißen Blättern, die dieser kleine Umschlag einschloß.

(Fortsetzung folgt.)

Versäumt.

Ich stand in tiefem Traume
Auf mondbeglänzter Flur,
Als aus dem Himmelsraume
Ein Stern herniederfuhr.

Ich schrak empor und dachte:
Nun wünsch dir, Herz, dein Glück!
Doch eh mein Herz erwachte,
Entschwand er meinem Blick.

Nun quält's mich im Gemüte,
Daß ich so tief geträumt,
Als hätt ich Gottes Güte
Für alle Zeit versäumt! —

Georg Busse-Palma.

Aus dem Reich der strahlenden Materie.

Von Hans Dominik.

Der geistreiche schottische Radiumforscher Professor Soddy sagte einmal in einer seiner Vorlesungen über das Radium: Wenn man dem Radiumforscher die feinste chemische Wage zur Verfügung stellte, so würde sie ihm gerade so viel oder so wenig nützen können wie etwa dem Chemiker eine jener gewaltigen technischen Wagen, auf denen man ganze Lokomotiven abwiegen kann. Fürwahr ein kühnes Wort, wenn wir uns erinnern, daß es chemische Wagen gibt, die auf das Milligramm, d. h. auf den tausendsten Teil eines Grammes, deutlich ansprechen.

Und doch hat Soddy vollauf recht. Die Radiumforschung arbeitet mit Mengen, die so winzig gering und verschwindend sind, daß sie die allerfeinste chemische Wage ebensowenig beeinflussen würden wie etwa eine Prise Salz oder eine Messerspitze Natron eine jener großen Lokomotivwagen.

Betrachten wir das Muttergestein des Radiums, die Joachimstaler Uranpechblende, und nehmen wir eine Menge davon, die tausend Kilogramm reines Uran enthält. Es wird das eine Erzmenge im Gewicht von etwa 60 Zentnern sein, also eine ganz gehörige Masse, die jedenfalls eine recht stramme Wagenladung bedeutet.

In dieser Erzmenge sind ziemlich genau 333 Milligramm einfaches Radium vorhanden, also eine Menge, die etwa ein Viertel eines Fingerhuts füllen würde. Auch das ist immerhin noch eine Portion, die man sehen, fühlen und wiegen kann. Daß diese Prise Radium etwa 50 000 Mark kosten würde, während man anderseits für 50 000 Mark 20 Kilogramm lauteren Goldes kaufen könnte, sei nur nebenbei erwähnt.

Aber nun hat man in den letzten Jahren die weitere Lebens- und Zerfallsgeschichte des Radiums sehr genau erforscht, und man weiß zum Beispiel, daß unter den Zerfallprodukten unter anderm das Radium A auftritt. Von diesem aber ist in den 60 Zentnern Uranerz nur der millionste Teil eines Milligramms enthalten. Diese Menge ist so gering, daß sie außerhalb unseres Vorstellungskreises liegt. Wenn wir sie mit einer Milliarde multiplizieren, bekommen wir erst ein Gramm. Wir müßten also 60 Milliarden Zentner des Uranerzes verarbeiten, um ein Gramm vom Radium A zu erhalten.

Der bereits erwähnte Professor Soddy hatte für seine Versuche 60 Milligramm Radium gewöhnlicher Art zur Verfügung, und er konnte daher im günstigsten Fall nur ein sechsmillionstel Milligramm vom Radium A vorrätig haben. Trotzdem war er imstande, die Menge dieses Stoffes zu bestimmen und seine Wirkungen, insbesondere das Leuchten bestimmter Mineralien, zu demonstrieren.

Dies eine Beispiel zeigt wohl, daß die Radiumforschung eine neue und umfangreiche Spezialwissenschaft geworden ist, die mit andern Mitteln und Methoden arbeitet als die verwandten Disziplinen der Physik und Chemie. Zum besseren Verständnis dieser



neuen Wissenschaft mag hier einer ihrer Hauptsätze dargelegt werden. Für den Physiker und Chemiker gilt im allgemeinen der Grundsatz, daß die Wirkung proportional der Masse ist. Zwei Kilogramm drücken doppelt so stark wie ein Kilogramm, und zwei Pfund Dynamit zertrümmern doppelt so viel wie ein Pfund. Für die Wirkung radioaktiver Substanzen kommen dagegen nicht nur ihre Massen, sondern auch ihre Lebensdauer in Betracht.

Damit aber gelangen wir zum Kernpunkt der radioaktiven Wissenschaft. Für den Physiker und Chemiker ist die Materie in ihren kleinsten Teilen unveränderlich und unsterblich. Das Atom ist ihnen wirklich das griechische atomos, das Unzerschneidbare und Unverwundbare. Der Radiumforscher betrachtet dies chemische Individuum dagegen als einen großen und kunstvollen Bau, der im Einsturz begriffen ist, von dem fortwährend Trümmer abfliegen. Machen wir uns aber diese Anschauung zu eigen, so wird sofort manches verständlich.

Der gewaltige Bau der Heidelberger Schloßruine verwittert und bröckelt seit ungefähr 200 Jahren, und man kommt jetzt dazu, den Zerfall zu konstatieren und an Schutzmaßregeln zu denken. Nehmen wir dagegen ein kleines Haus, nur etwa ein Hundertstel in seiner Größe vom gewaltigen Heidelberger Schloß, und lassen wir es in einigen Sekunden zusammenstürzen. Ein gewaltiges Krachen und Dröhnen wird weithin vernehmbar sein, und der schnelle Einsturz dieses kleinen Hauses wird sehr viel mehr Lärm machen als der langsame Zerfall des großen Schlosses.

Genau das gleiche haben wir aber bei den radioaktiven Substanzen. Das Radium zersplittert verhältnismäßig langsam. Jene Radiummenge, die wir aus einer Tonne Uran gewinnen, jene 333 Milligramm würden immerhin 2500 Jahre erstrahlen und sich erst dann endgültig verflüchtigt haben. Jenes Radium A hingegen, von dem wir eingangs sprachen, hat nur eine Lebensdauer von 4,3 Minuten. In 4,3 Minuten ist das millionstel Milligramm, das sich in einer Tonne Uran findet, verpufft und zersplittert. Da haben wir neben dem langsamen Verfall, der 2500 Jahre währt, neben einer Lebensdauer, die die unserer langlebigsten Bäume erreicht, wenn nicht gar übertrifft, beim Radium A einen rapiden Einsturz.

Dann aber wird es auch begreiflich, daß die winzige Menge vom Radium A in dieser kurzen Periode sehr viel mehr Wirkungen ausübt als die langsam zerfallende radioaktive Substanz. Und so erhalten wir den wichtigsten Leitsatz aller radioaktiven Forschung: die Wirkung radioaktiver Substanz hängt nicht allein von der Masse ab, sondern ebensosehr von der Lebensdauer, und zwar ist die Wirkung umgekehrt proportional der Lebensdauer. Das Radium A strahlt viele hundertmillionen Mal so stark als das einfache Radium.

Und nun einiges über die Stammesgeschichte des Radiums. Wir wissen heute positiv, daß das Radium aus dem Uran entsteht, und zwar in der Weise, daß Uranatome elektrisch geladene Heliumatome und ferner Lichtätherkomplexe, für die die Wissenschaft die Bezeichnung Jonen geprägt hat, ausstoßen und sich dabei in Radiumatome verwandeln. Natürlich taucht die Frage auf, warum jetzt jenes und dann dieses Atom zum Zerfall kommt, warum einige Radiumatome heute zerfallen, während andere noch 2500 Jahre darauf warten müssen. Wir kennen die geheimsten Ursachen hierfür noch nicht. Professor Soddy sagt, daß der Zerfall der Atome durch den Zufall bestimmt würde, und er fügt die Erklärung bei: wenn der Würgeengel unter allen lebenden Wesen in der Welt einen bestimmten Bruchteil auswählte, der jede Minute sterben muß, ohne Rücksicht auf das Alter, wenn er nichts berücksichtigte als die Zahl der Opfer und den einen hier und den andern da wählte, um die erforderliche Anzahl zu bekommen, dann würde unsere mutmaßliche Lebensdauer die der radioaktiven Atome sein.

Aber wenn wir auch die Ursachen des Zerfalls nicht kennen, so kennen wir doch seine Wirkungen, kennen die Lebensdauer der radioaktiven Substanzen und wissen, daß die Lebensdauer des Urans 7,5 Milliarden Jahre beträgt. Das ist eine Zeitspanne, wie sie uns weder die Hypothesen der Geologen noch die der Astronomen anzubieten pflegen. Die beschränken sich doch im allgemeinen auf die Millionen. Die Radiumforschung hingegen gibt uns diese gewaltige Lebensdauer klipp und klar an und bleibt den Beweis für ihre Behauptung nicht schuldig.

Weitere Schlüsse drängen sich sofort auf. Da wir geneigt sind, die Zeit und die Materie als unendlich anzusehen, und da heute noch gewaltige Uranmengen existieren, so muß man fragen, wie das möglich ist, und was denn vor 7,5 Milliarden Jahren gewesen ist. Es gibt eigentlich nur eine einzige Antwort darauf. Wir müssen annehmen, daß auch das Uran ein Zerfallprodukt ist, das Produkt eines Körpers, den wir nicht kennen, der aber jedenfalls ein größeres Atomgewicht als das Uran haben muß, und der noch unendlich viel langsamer zerfällt als dieses, der vielleicht eine Lebensdauer von Billiarden oder Trilliarden von Jahren besitzt.

Den sicheren Stammbaum kennen wir erst vom Uran an. Ihm entspringt das Radium mit 2500 Jahren. Es folgt die gasförmige Emanation, die nur 5,3 Tage lebt, und aus dieser schlagen sich hintereinander Radium A bis Radium F nieder. Die Lebensdauer dieser Stoffe variieren von 4,3 Minuten beim Radium A bis zu 17 Jahren beim Radium D. Das Radium F mit einem Leben von 203 Tagen ist nichts anderes als das oft genannte und oft bestrittene Polonium, das Madame Curie fast gleichzeitig mit dem gewöhnlichen Radium entdeckte, obwohl davon in einer Tonne Uran nur ein vierzehntel Milligramm vorkommt.

Und zum Schluß zerfällt auch dies Polonium. Wie alle seine Vorgänger stößt es Jonen und elektrisch geladenes Helium aus. Aber als festes Produkt bleibt keine strahlende Materie mehr übrig, sondern ein Stoff, den wir im Schema Radium G nennen müßten, und der beinahe sicher nichts anderes als gewöhnliches Blei ist. Wir wissen es nicht absolut sicher, denn dieser Stoff strahlt nicht mehr. Wir können ihn nur mit den Mitteln gewöhnlicher Chemie, mit Spektroskop und Reaktion feststellen, und bei den Bruchteilen von Milligrammen sind Irrtümer nicht ausgeschlossen.

Aber fast absolut sicher ist ein Stammbaum radioaktiver Substanz aufgestellt, durch Milliarden von Jahren vom Uran zum Blei führend. Doch schon drängen neue Fragen in Hülle und Fülle ein: Sind andere Substanzen denn wirklich unveränderlich? Ist nicht vielleicht Gold ein Zerfallprodukt des Silbers und ähnlicher Gedanken mehr.





Die Freude am Sport im Hause Wittelsbach.

Von Eberhard Freiherr von Wechmar. — Hierzu 15 photographische Aufnahmen.



Hofphot. B. Dittmar.
Prinz Leopold von Bayern in Jägertracht.

Wir haben uns daran gewöhnt, England als die Heimat aller modernen Sportarten anzusehen, und es wäre unnütze Mühe, dieser Ansicht entgegenzutreten; unbestritten bleibt jedenfalls, daß die Engländer in mancher Hinsicht auf diesem Gebiet unsere Lehrmeister waren, und daß wir von unseren Vettern wohl auch noch mancherlei lernen können; unbedingt muß aber zugegeben werden, daß die Engländer zur Verfeinerung sportlicher Gebräuche beigetragen haben.

Das Kompliment bezieht sich gerechterweise auch auf den Wintersport, trotzdem dieser im Mutterlande der Gentlemen des Klimas wegen kaum ausgeübt werden kann.

Wer gelegentlich einmal einen Winter in unseren bayrischen Bergen zugebracht hat, der weiß, wie die stämmigen Gebirgler mit der Steuerung ihrer Schlitten wohl Bescheid wissen. Ihre Technik vererbte sich vom Vater auf den Sohn, denn lange bevor der erste Bobsleigh auf künstlich vereister Bahn zu Tal flitzte, sausten verwegene Holzfäller mit zentnerschweren Lasten hinter sich die steilen Schurren hinab, und hätten sie das Rodeln nicht spielend als Bub'n vom Ahnerl erlernt, stünden der Marterl'n noch mehr an den Hängen.



Hofphot. Elvira.
Prinz Alfons von Bayern
als Master des Reit- und Fahrvereins München.



Hofphot. B. Dittmar.
Prinzregent Luitpold von Bayern als Jäger: Schlittenfahrt über den Königssee.



Phot. Franz Kühn.
Herzog Siegfried in Bayern als Herrenreiter.



Hofphot. Reitmayer.
Herzog Ludwig Wilhelm am Volant seines Autos.



Phot. M. Dietrich.
Prinz Adalbert von Bayern beim Campagnereiten.

Dort in den Bergen ist die Heimat des Wintersports, dessen Gefahren das kernige Volk willensstark und zugleich wetterhart erhielt.

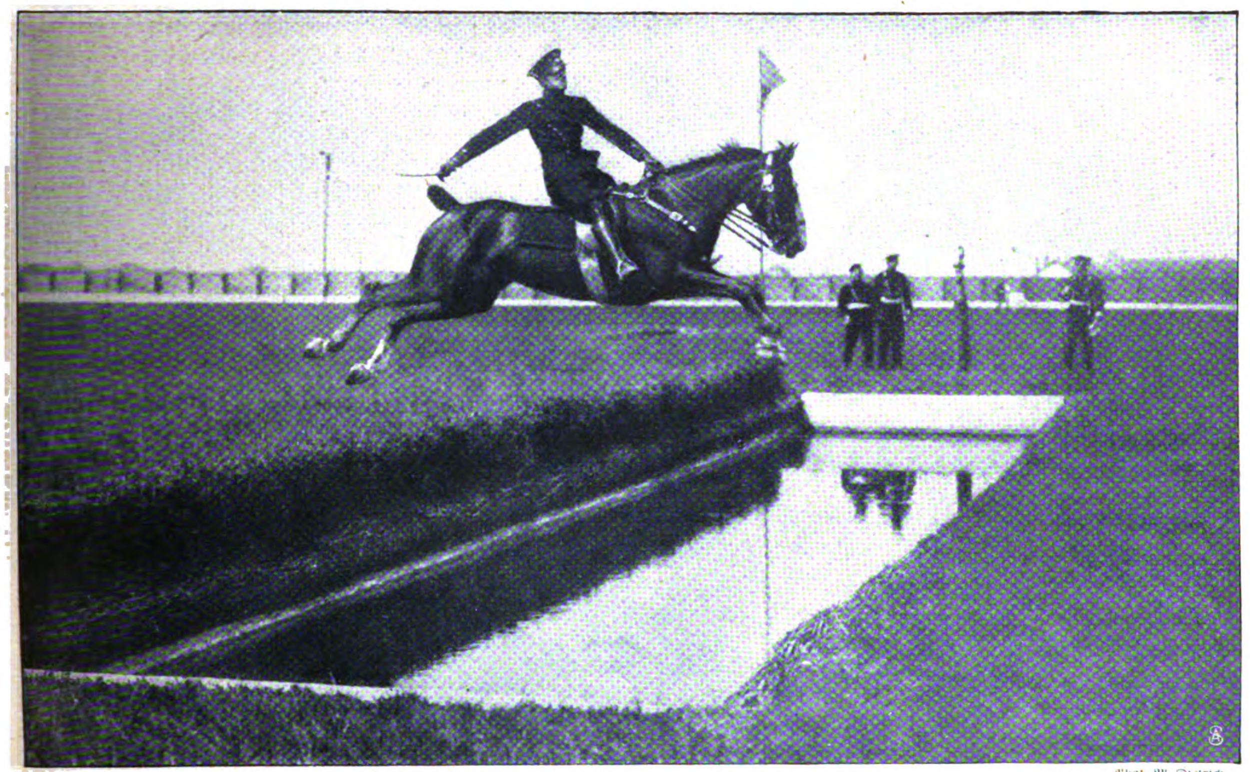
Wie nun jedem Sohn der Berge der Schneid angeboren ist, so erbte auch die Lust am Wagen seit Jahrhunderten in Bayerns angestammtem Fürstenhaus fort, der starke Einschlag habsburgischen Blutes hat hier nur noch fördernd gewirkt. Ganz besonders gilt letzteres wohl auf pferdesportlichem Gebiet, obgleich seit den ältesten Zeiten die Wittelsbacher gar manchen Ritt getan, weshalb wohl auch den fürstlichen Frauen dieses tapferen Geschlechts froher Wagemut vielfach als Erb-



Prinz Adalbert von Bayern als Automobilfahrer.
Rückkehr von der Reitjagd



Phot. M. Dietrich.
Prinz Heinrich von Bayern beim Polo.

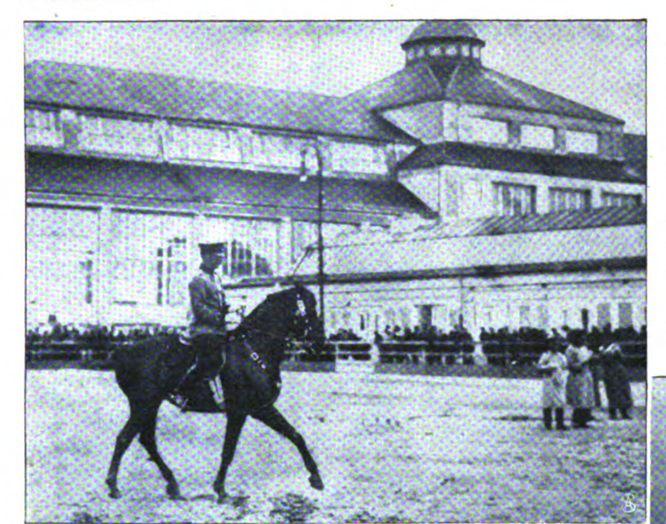


Phot. M. Dietrich.

Herzog Franz Josef in Bayern bei der Preiskonkurrenz der Bayrischen Campagne-Reitergesellschaft in München.

Phot. M. Dietrich.

Prinzregent Luitpold bei einem Ausflug in die Berge.

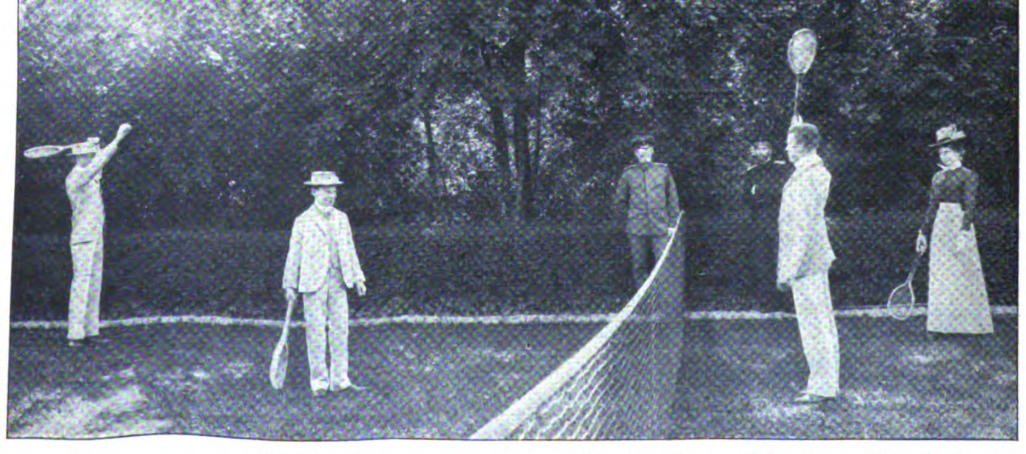


Phot. M. Dietrich.
Prinz Franz v. Bayern
beim Preisreiten.

teil wurde, ein wertvoller Besitz, der dann auf Söhne und Töchter überging. Gab es je eine schneidigere Reiterin als die ermordete Kaiserin Elisabeth von Oesterreich, geborene Herzogin in Bayern, aus ehemals pfalz-zweibrücken-birkenfeldischer Linie stammend?

Wer kennt nicht die knorrige Kerngestalt, Bayerns tatkräftigen Reichsverweser? Wer hätte wohl noch nie etwas von der Jagdpassion des weit über seines Landes Grenzen hinaus verehrten Prinzregenten Luitpold gehört, der sich in beispielloser Frische noch jetzt in seinem 90. Lebensjahr den Strapazen des edlen Weidwerks aussetzt! Unvergeßlich bleibt das Bild jedem, der ihn als Jäger nur einmal geschaut. Weil der Prinzregent das Leben im Hochgebirge von Jugend auf kennt, liebt er die Berge, weiß er doch, wie herzerfrischend der Hauch des Hochgebirges ist, wenn weltfern, droben in den Schroffen beim Anblick der ragenden Riesen ringsum, der Blick sich weitet, Körper und Geist sich neu belebt. Aber nicht nur zum Jagen lockt es ihn hinauf in die froststarrende, zerklüftete Felsenwildnis, sondern als eifriger Heger sucht er alljährlich in der Zeit der Wintersnot die Leiden der ihm anvertrauten Kreatur zu lindern. So zeigt denn auch Abb. S. 749 den weidgerechten, ältesten deutschen Jäger auf dem Eis des Königssees, wie er das Herniedersteigen des darbenden Wildes zur Futterstelle beobachtet. Kehrt der Prinzregent nach so „gutem Anblick" dann für die Nacht in seine Schutzhütte zurück, so ist die erste Frage am Morgen, ob wohl die Tiere die Aesung angenommen haben. Nachdem die Vorträge angehört und die Regierungsgeschäfte erledigt sind, läßt sich der hohe Jagdherr wieder in sausender Fahrt über die in schneearmen Wintern dann spiegelglatte, blitzende Fläche des schönsten aller Bergseen in die Nähe der Wildfütterung bringen, frohbewegt, wenn der erste Fütte-

Phot. K. Jerle.
Auf dem Vordersitz: Prinz Alfons und Prinzessin Pilar. Rücksitz: Prinzessin Alfons (links) und Prinzessin Ludwig Ferdinand.
Mitglieder der bayrischen Königsfamilie auf einem Ausflug nach Birkenstein bei Schliersee.



Prinz Konrad. Prinz Leopold. Prinz Georg. Prinzessin Leopold.
Die Familie des Prinzen Leopold von Bayern beim Lawn-Tennis.

Prinz Leopold von Bayern auf seinem Stande beim Treiben auf Schwarzwild im Spessart. Hofphot. B. Dittmar.



Prinz Alfons von Bayern (×) als Master. Phot. M. Dietrich.

rungsversuch geglückt. Bei aller Sorge um das Wohlergehen anderer ist der Prinzregent selbst von einer Anspruchslosigkeit, die sich anzugewöhnen manch einem der Herren seiner Umgebung zunächst nicht ganz leicht fällt.

Nur bei allerschlechtestem Wetter wird eine Jagd abgesagt; ist doch der Körper dieses jugendfrischen Greises so abgehärtet, daß der Prinzregent noch vor einigen Jahren im Freien bei einer Wassertemperatur badete, bei der weit Jüngere ein Schauer ergriff. Als vorzüglicher Schwimmer schwingt sich der greise Sportmann, gelegentlich einer derartigen „Erfrischung", mit einem wuchtigen Hechtsprung in die Flut und kehrt dann, auf dem Rücken liegend, an die Oberfläche zurück, worauf er nach einigen Schwimmübungen ohne Hilfe das Wasser verläßt und, schnell angekleidet, einen kurzen Spaziergang unternimmt.

Wie der Vater, so ist auch sein Sohn Prinz Leopold ein fährtenkundiger Weidwerkgänger, der in seinem rauhen Lodenrock und der „kurzen Wichs", den Rucksack auf dem Rücken, hoch oben im Gewänd, schon von manch einem Touristen für einen „Jaga" gehalten wurde und dann freundlich über Weg und Steg Auskunft gab. Dabei ist Prinz Leopold seit dem Neujahrstag 1905 bayrischer Generalfeldmarschall und als hervorragender Truppenführer weit bekannt. Im Verband des I. Armeekorps hat er als Hauptmann 1870/71 an allen bedeutenden Kämpfen teilgenommen, sich bei Sedan das Eiserne Kreuz und kurz darauf das Ritterkreuz Erster Klasse des Bayrischen Militärverdienstordens erworben. Hielt er doch am 1. Dezember 1870 mit seiner 4. Sechspfünderbatterie bei Villepion in äußerst gefährlicher Position aufs heldenmütigste trotz eigener Verwundung aus. Trotzdem unternahm der Prinz mit seinem Sohn, dem Prinzen Georg, im Vorjahr eine fast halbjährige Informationsreise in unsere deutsch-afrikanischen Kolonien. Auch hier haben die passionierten Jäger vielfach Dianens Gunst erfahren, so daß die reiche Jagdbeute, besonders aus Südwest, manch interessantes und wertvolles Stück aufweist.

Prinz Alfons von Bayern gilt auf dem Gebiet des Reit- und Fahrsports als eine Autorität. Seine Dogcart-Tandemfahrt über die Hochalpen in zwölf Tagen, von Rorschach aus nach Locarno, war eine hervorragende sportliche Leistung, zumal beide Pferde ohne Lahmheit oder sonstige nachteilige Folgen die Tour überstanden, trotzdem Paßhöhen von 2114 Meter zu bewältigen waren. Als Master des Reit- und Fahrvereins in München leitet der populäre Prinz alle Reitjagden im Herbst. Auch als Lenker seines Viererzuges ist er anerkannter Meister.

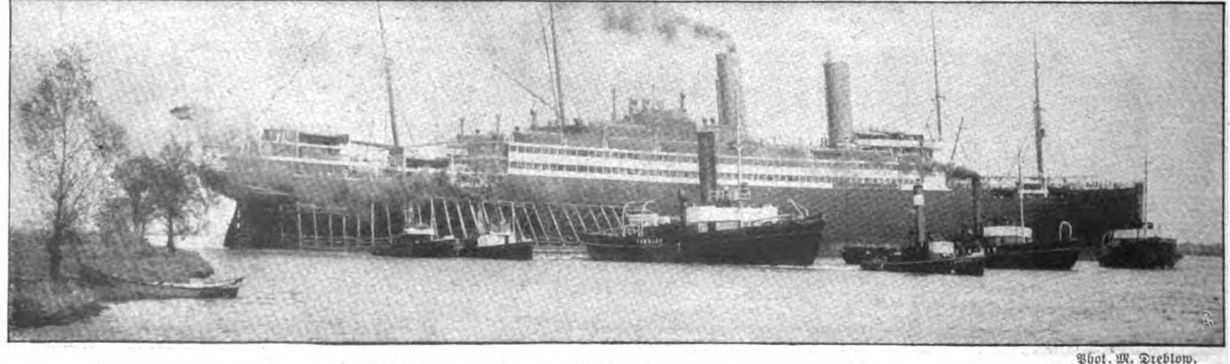
Gilt diese Sportfreudigkeit nun schon bei der älteren Generation des Hauses Wittelsbach gewissermaßen als Tradition, wieviel mehr erst bei der jüngeren. Im Reit- und Automobilsport der Prinzen und Herzöge zeigt sich zwar gelegentlich noch hie und da jugendlicher Uebereifer, aber zu Hängeköpfen haben sich die Bayern noch nie recht hingezogen gefühlt. Drauf und durch!

Bei den schwierigen Konkurrenzen der bayrischen Campagne-Reitergesellschaft sieht man daher stets auch die Prinzen Franz, Heinrich und Adalbert im Sattel; letzterer gilt auch als vorzüglicher Polospieler, und wie trefflich Herzog Franz Josef in Bayern den schweren Sprung (s. Abb. S. 751) nimmt, das fährt sogar dem einen im Hintergrund stehenden Burschen sichtlich in die Glieder! Der bayrische Herzog Siegfried war vor einigen Jahren noch vielfach im Rennsattel tätig, sein schöner Erfolg in Karlshorst im Hubertus-Jagdrennen ist wohl noch bei manchem in Erinnerung. Herzog Ludwig Wilhelm wurde nicht allein als Sportsmann, sondern auch als guter Kamerad während seiner Dienstzeit beim 3. Chevaulegerregiment in Dieuse außerordentlich beliebt und bekannt, dann „sattelte er um" und ließ sich als Student der Technischen Hochschule immatrikulieren. Wie tatkräftig aber auch die Luftschiffahrt durch die bayrischen Prinzen unterstützt wird, beweist die Tatsache, daß der Münchner Verein für Luftschiffahrt neun Mitglieder aus dem Hause Wittelsbach verzeichnet, unter denen Prinz Georg als Ballonführer, die Prinzessin Therese als Ballonfahrerin in den Listen aufgeführt werden.

Der Schlepper im Dienst der See- und Binnenschiffahrt.

Von A. Wienholdt, Oberleutnant zur See a. D. — Hierzu 10 photographische Aufnahmen.

Ein kleines, unansehnliches Fahrzeug, über das das Auge des Beschauers im Hafen gleichgültig hinwegsieht, weil es mit ihm nichts Rechtes anzufangen weiß. Und doch ist der Schlepper unzertrennlich mit dem Lebenswege jedes Dampfers, jedes Segelschiffs und jedes Lastkahns eng verknüpft; ohne ihn können die größten



Phot. M. Dreblow.

1. Abschleppen eines auf Grund geratenen Ozeanriesen.



2 Schleppverkehr im Hamburger Hafen.

Phot. Schaul.

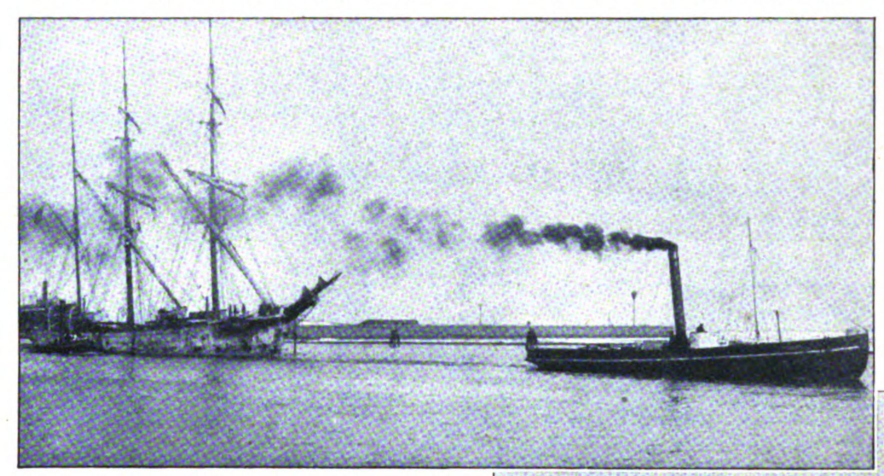
und schnellsten Ozeanriesen oft in Situationen kommen, in denen sie verraten und verkauft sind. — Schon beim ersten wichtigen Ereignis im Dasein eines Schiffes, bei dem Stapellauf (Abb. 10), ist der Schlepper zur Stelle; er geleitet das soeben aus der Taufe gehobene fürsorglich

Phot. Schaul.

3. Schleppzug im Hamburger Zollkanal. Oberes Bild: 4. Der Schnelldampfer „George Washington“ wird auf Kurs geschleppt.

Phot. M. Dreblow.

an seinen Ausrüstungsplatz, wo ihm Maschine oder Takelage eingebaut werden. — Bei der Gestaltung der Häfen und Flußmündungen hat die Natur nicht geahnt, daß der Mensch einst einen „George Washington" konstruieren würde, dem auf hoher See Wind und Wetter nichts anhaben können, der aber im inneren Teil selbst eines Hafens, wie Hamburg oder Bremen, der Hilfe eines Schleppdampfers bedarf, um Drehungen und Wendungen kurz auszuführen, bis er auf dem richtigen Kurs liegt (Abb. 4). Je größer ein Schiff, desto größer das Beharrungsvermögen, um so mehr Aufwendung an Kraft und Zeit ist daher erforderlich, um von einer Drehung nach rechts in eine solche nach links, um von einer Vorwärts- in eine Rückwärtsbewegung überzugehen.



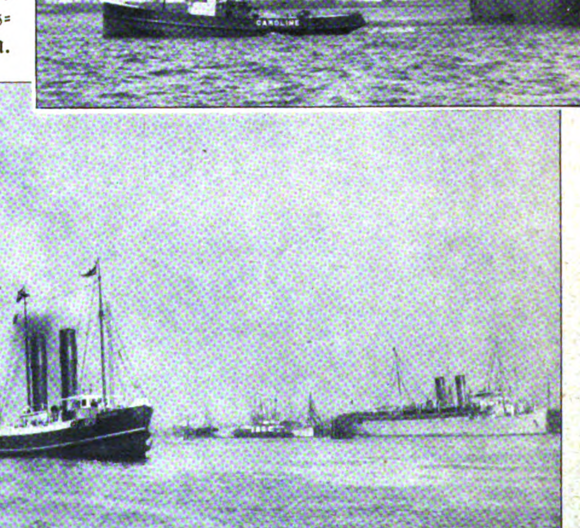
Phot. M. Dreblow.

5. **Ein Segler wird in See geschleppt.**



Phot. Schaul.

6. **Schlepper beim „Schwoien".**



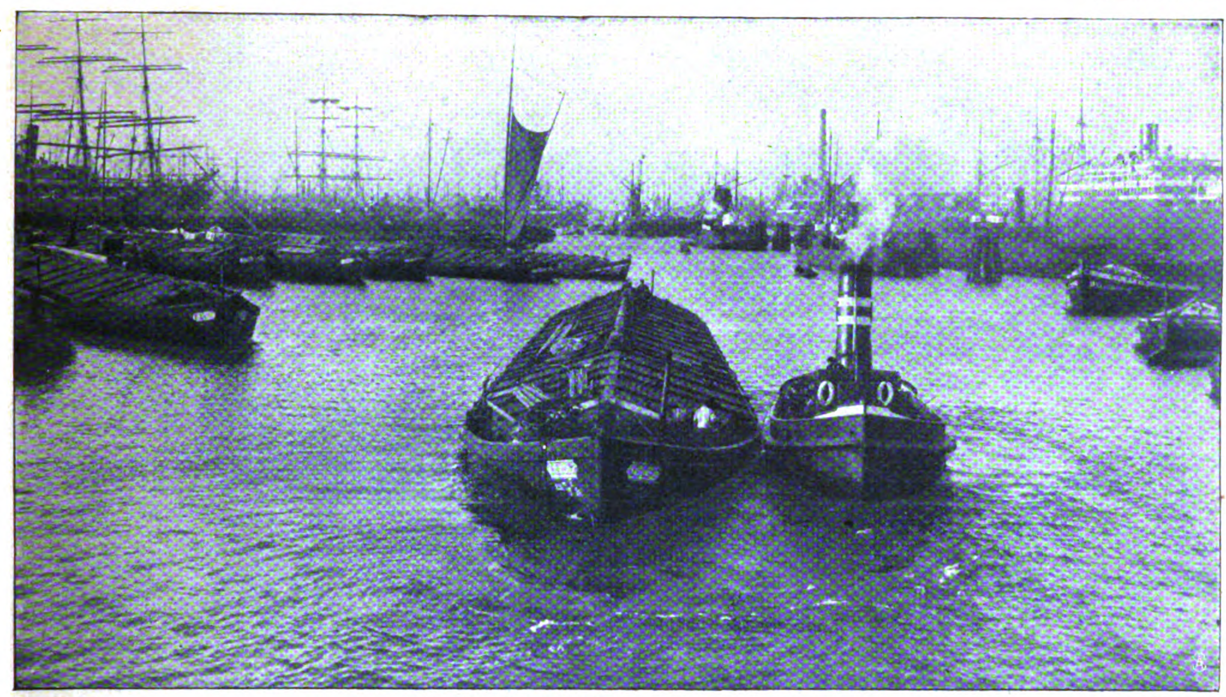
Phot. Schaul.

7. **Ein Fünfmaster im Schlepptau.**

Die Kraft besitzt nun wohl ein Doppelschraubendampfer zur Ausführung dieser Manöver, aber jede Minute, die ihn schneller auf den Weg bringt, ist kostbar und nicht nur für ihn selbst, sondern auch für die Hunderte von anderen Schiffen und Booten, deren Weiterfahrt stark gehemmt wird, wenn sich ein solcher Dampfer in seiner ganzen Länge von über 200 Meter längere Zeit quer zum Fahrwasser legt. Ist nun sein Bug glücklich in die gewünschte Richtung gedreht, dann heißt es: Los die Leinen! Der Schlepper ist entlassen, mit Volldampf strebt er der Hafenausfahrt zu, wo ein stolzes Segelschiff seiner mit Schmerzen wartet, um hineingeschleppt zu werden (Abb. 7). Bei günstigem Wind ist dieses wohl auch imstande, ohne fremde Hilfe einzulaufen, vor Anker zu gehn oder am Kai festzumachen, aber nur selten genießt man im Hafen das herrliche Schauspiel, das ein mit gesetzten Segeln dahinfahrendes Vollschiff gewährt. Ebenfalls beim Inseegehen spannt sich der Schlepper vor den Segler (Abb. 5) und bringt ihn sicher durch das Gewirr des Hafen- und Flußgetriebes in freies Wasser.

Nicht alle Schiffe, die einen Hafen anlaufen, müssen am Kai festmachen, wenn ein solcher überhaupt vorhanden ist. Oft ankern sie auf der Reede, wobei sich der Bug von selbst gegen den Strom kehrt. Mit dem Wechsel von Ebbe und Flut verändert nun das Schiff seine Lage, es „schwoit" in die entgegengesetzte Richtung. Um dies zu beschleunigen, oder um, besonders in engen Gewässern, den Drehkreis möglichst zu verringern, muß wieder der Schlepper helfend einspringen (Abbildung 6).

Auch dem erfahrensten Seemann, der beinah mit geschlossenen Augen sein Schiff die soundso oft schon gefahrenen Wege steuert, kann es passieren, daß er einmal bei Nacht und Nebel nicht mehr vor- noch rückwärts kann, er „sitzt fest". Ist ihm das Malheur in der Nähe eines größeren Hafens zugestoßen, kann er von Glück sagen; denn schon in kurzer Zeit sind Hilfstruppen



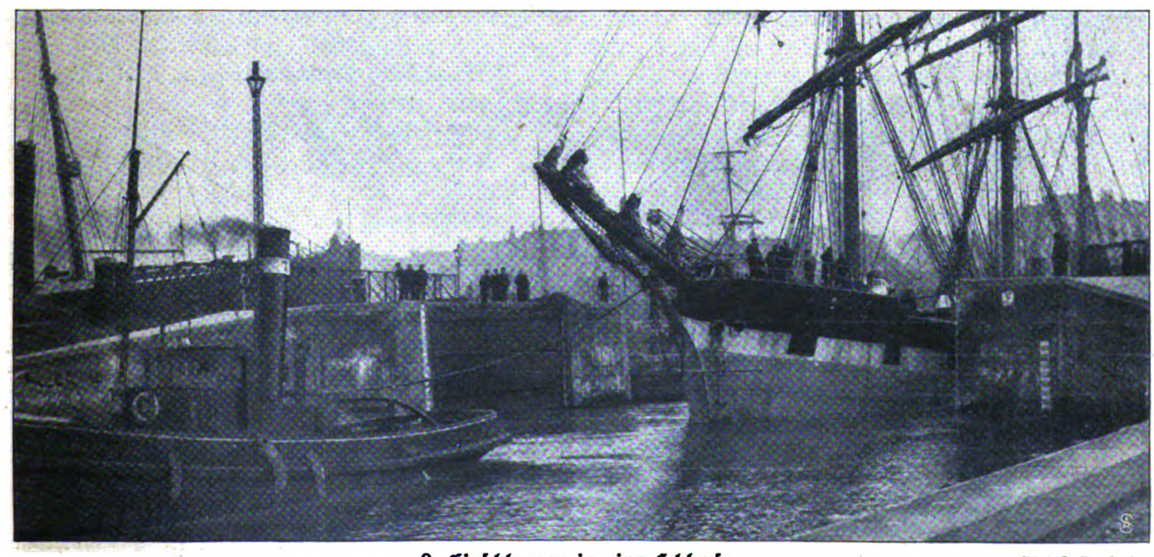
8. Ein Schlepper im Hamburger Hafen. Phot. Schaul.

zur Stelle (Abb. 1). Abschleppungsversuche gehören mit zu den schwierigsten aller seemännischen Manöver, und die Schwierigkeiten wachsen mit der Größe des aufgelaufenen Schiffes. Man sagt wohl: viele Köche verderben den Brei — aber in diesem Fall stimmt das nicht. Die Schleppdampferführer wissen in der weiten Welt vielleicht nicht Bescheid, aber ihre Küstengewässer, die kennen sie aus dem ff und werden dem Schiffskapitän, der das Manöver leitet, manchen guten Ratschlag erteilen können, wie die Sache mit der meisten Aussicht auf Erfolg anzufassen ist.

Die enorme Entwicklung der Schiffahrt im Laufe der Jahrhunderte hat es mit sich gebracht, daß die natürlichen Häfen nicht mehr ausreichten, um den Verkehr zu bewältigen. An zahlreichen Flußmündungen wurden künstliche Häfen angelegt, in die man erst nach Passieren einer Schleuse, die einen Ausgleich des Wasserstandes bewirkt, gelangt (Abb. 9).

Da ist wieder bei Segelschiffen der Schlepper unentbehrlich, Dampfer bedürfen seiner weniger, weil diese sich an Trossen, die um ihre mit Maschinenkraft angetriebenen Ankerspillen gelegt werden, vorholen können. Und wie bei den Hafen-, so ist es auch bei den Kanalschleusen.

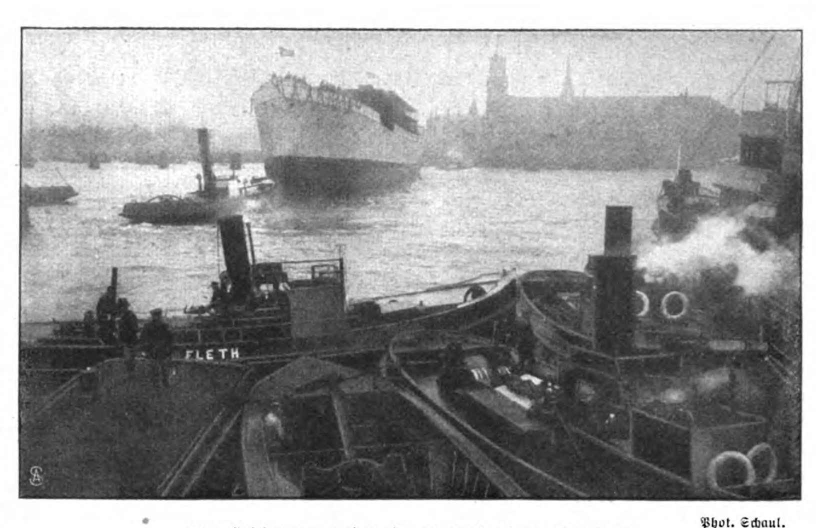
Berechnet man die Dienstleistung der Schlepper in den oben angeführten Fällen höchstens nach Stunden, so werden sie von der Binnenschiffahrt auf Tage, ja Wochen hinaus in Anspruch genommen. Millionen an Wert repräsentieren die Kohlen, Ziegelsteine, Hölzer u. a. m., die alljährlich in Kähnen und auf Flößen die Elbe, Oder, Weser und den Rhein — um nur unsere größten Flüsse zu nennen — stromaufwärts geschleppt werden. Keine Stunde vergeht an einem Ort, wie



9. Einschleppen in eine Schleuse. Phot. T. Engelmeyer.



Hamburg, Bremen oder Stettin, an dem nicht ein größerer Schleppzug eintrifft, der seine Ladung entweder am Land löscht oder auch direkt an die Seeschiffe abgibt, sobald der Zoll passiert ist. Das Manövrieren mit den plumpen Kähnen verlangt im Hafen eine ungewöhnliche Geschicklichkeit, deshalb wird der Schlepper jeden einzeln an die Hand nehmen (Abbildung 8) und ihn seinem Bestimmungsort zuführen. — Es sind nicht die uninteressantesten Menschen, die man auf einem Schleppdampfer antrifft; und man darf überzeugt sein, daß sie ihrem Beruf mit Lust und Liebe ergeben sind und sich als echte Seeleute betrachten, auch wenn sie über den Molenkopf noch nicht viel hinausgekommen sind.



10. **Schlepper beim Stapellauf eines Schiffes.** Phot. Schaul.

Die Sonne von St. Moritz.

Roman von

Paul Oskar Höcker.

15. Fortsetzung.

Schon glitt der Bobschlitten die Neigung der Straße hinab.

„Zwei Minuten Distanz!" schrie Lendi noch über die Schulter zurück. Und Kamerlander gab den Ruf weiter.... Da sauste das Gefährt schon um die erste Kurve.

Bei der zweiten kam es ein wenig zu hoch.

„Links — links!" schrie der Mann am Steuer.

Gertie hatte die Gurten um die Handgelenke geschlungen und neigte sich gehorsam nach links. Aber sie fühlte, daß die Innenfläche ihrer Hände vor Angst naß geworden waren. Sie fand keinen Halt.

Während der Schlitten in der steilen Kurve um das Dorf herum kam, suchte sie fester zuzupacken. Aber ihre Finger glitten ab. Instinktiv klammerte sie sich mit den Knien an ihrem Vordermann fest.

„So — schön!" rief ihr der Baron lachend über die Schulter zu.

Windung auf Windung folgte. Gertie fühlte ihre Zähne aufeinanderschlagen. Es war ihr, als säße hinter ihr der Tod. Sie duckte sich noch näher an Kamerlanders Rücken. Ein eisiger Schauer lief ihr über den Nacken. Sie sah nicht den kalten, hämischtriumphierenden Blick Mayrs — aber sie fühlte ihn.

Jetzt kreischte sie auf. Plötzlich. Ohne Grund.

Nach einer kurzen Kurve lief das Gefährt auf einen Schneewall — sauste im Bogen dicht unter dem oberen Rand eine Strecke weiter dahin — wagerecht lagen die Insassen über der Bahn.... Und dann ging's im Schnellzugstempo die lange, schmale Rampe auf die jäh abstürzende Schlucht zu.... Da drüben war der Viadukt.... Sie kannte die Szenerie nun schon.... Als ob sie sich vor dem Bild schützen müßte, das ihre geängstigte Phantasie ihr vorgaukelte, dem Bild des Sensenmannes, der hinter ihr saß, dessen Arme sie umfassen wollten, riß sie die Rechte aus der Schlinge. Sie fühlte den eisigen Luftzug an der nassen Innenfläche ihrer Hand.

„Achtung!" schrie Lendi vornan, denn der Schlitten schleuderte plötzlich.

Gertie fühlte, wie das Herz sich ihr zusammenzog. Vor Grauen. Ein Satan war es, der ihr im Nacken saß. Die Katze mit dem lauernden Blick.

Sie riß sich herum und schrie dem Mann keuchend zu: „Schurke —!"

„Rechts! Rechts! Rechts! — Bremse!..."

Kreischend rief es Lendi, kreischend fielen die beiden Männer hinter ihm in das Kommando ein.

Es ging auf den Abgrund zu. Die Männer legten sich weit rechts über — aber die Zähne der Bremse griffen nicht ein. Der Bobschlitten flog zwei, drei Meter hoch den Schneewall empor, fast senkrecht. Lendi schleuderte das Steuer nach rechts herum, so daß das Gestell im letzten Augenblick zu Fall kam.

Ein jammervoller Aufschrei vom Ende des Schlittens her. Dann war sofort alles totenstill.

Lendi lag mit dem Gesicht tief eingegraben im Schnee. Hinter ihm arbeitete sich stoßend und um sich schlagend der Amerikaner heraus.

Endlich stand der Engadiner. Er blutete aus der Nase. „Wo sind — die andern?"

Der Schlitten hing quer in die Bahn hinein. Die Bremse stand frei über dem oberen Rand des Schneewalls.

Unter dem Gestell im Schnee bewegte sich eine Gestalt. Lendi erkannte die Gamaschen des Wiener Barons.

Mr. Scott betastete sich. „Nothing!" brachte er tonlos hervor. Er war stark benommen von dem furchtbaren Stoß, merkte aber keinerlei Verletzung. Als er sich nach dem Schlittengestell bückte und daran rüttelte, stöhnte der darunter Liegende.

„Vorsicht!" rief Lendi.

Er tastete im Schnee nach den Händen Kamerlanders, die noch immer die Gurte krampfhaft umspannten.

„Loslassen! Loslassen! Erst Bahn frei!"

Mit dem Amerikaner gemeinsam schaffte er das schwere Eisengestell aus der Bahn.

„Die nächsten — müssen ja gleich passieren...." Er wies in der Richtung, aus der sie gekommen waren.

Mr. Scott verstand. „Oh! Indeed!"

Eilig schleppten sie den Schlitten ein paar Meter weiter unten über die innere, niedrigere Böschung.

Inzwischen richtete sich der Baron auf. Auch er betastete sich. Wie geistesabwesend sah er sich um.

„Hierher! Hierher!" schrie Lendi. Und sprang wieder in die Bahn und zerrte den Taumelnden nach der Innenseite der Kurve.

Oben auf dem Schneewall kauerten sie neben dem verbogenen, steil in die Luft ragenden Eisengestell.

Von den beiden andern war keine Spur zu sehen. Nur Mayrs Sportmütze lag oben auf der höchsten Stelle des Außenwalls.

Ein jauchzendes Schreien verkündete das Heransausen des nächsten Schlittens.

„Bob! — Bob!" klang es von oben her.

Gleich darauf: „Rechts! — Bremse!"

Nur für den Bruchteil einer Sekunde sah man die Mannschaft wagerecht ganz oben an der äußeren Schneeböschung der Kurve entlanggleiten. In kurzem Schwung legten sich die Fahrer nach der andern Seite über. Die Gesichter konnte man in der Geschwindigkeit nicht erkennen. Aber man hörte jemand rufen: „Da liegt — eine Mütze!"

Schon waren sie vorbei. Keiner von ihnen hatte die drei Männer mit dem gescheiterten Fahrzeug auf der Innenseite der Kurve entdeckt.

„Man müßte ihnen entgegen — den andern — damit sie halten!" brachte Kamerlander hervor, noch ganz betäubt.

„Unmöglich!" sagte der Engadiner.

Nun zählte er die vorüberkommenden Schlitten. Der Amerikaner zählte laut mit. In Zwischenräumen von zwei zu zwei Minuten folgten die Bobschlitten in sausender Fahrt.

Der fünfte stieg so hoch an der Böschung empor, daß Kamerlander entsetzt aufschrie.

Aber ein Lachen erklang — mit einem Ruck warfen sich die Fahrer zur Seite — und sausten weiter.

Es war der Bobsleigh der Engadiner.

Sie waren schon um die nächste Kurve herum, da hörte man einen von ihnen in seinem Dialekt etwas rufen.

„Die haben uns entdeckt", sagte Lendi. Er blutete noch immer. Erst jetzt, als er vor sich den Schnee sich rot färben sah, fühlte er die Wärme auf der Haut.

Der Amerikaner war aufgestanden und bemühte sich, über den jenseitigen Wall hinüberzusehen. Aber er erblickte nur die schneebedeckten Gipfel der Lärchenbäume, mit denen der Abhang besetzt war.

„Hundertachtzig Meter tief geht's da hinunter", sagte Lendi. Er suchte mit Schnee das Blut zu stillen. Aber je stärker er anpreßte, desto mehr Blut verlor er. „Das Nasenbein", sagte er kleinlaut.

Neun Schlitten hatten sie gezählt.

„Auf der zweiten Tour waren's zehn", sagte Kamerlander. Im Reitsitz hatte er sich auf den Schneewall gesetzt und betastete sich wieder und wieder. Er konnte es nicht glauben, daß er unverletzt geblieben sein sollte.

Sie warteten noch vier, sechs Minuten. Die Strecke blieb leer.

Nun wagte sich Lendi in die Bahn. Er war aber kaum auf der Sohle der Kurve angelangt, als er auch sofort wieder zurückfuhr. Er hatte nur eben noch Zeit, sich gegen die innere Böschung zu pressen.

Mit „Juchu!" sauste der zehnte Bobsleigh heran, nahm die Kurve ohne Bremse und jagte weiter.

Lendi erkannte die Landsleute an ihrem Juchzen. Die hätten so lange droben gewartet, meinte er, weil sie ihre Vorderleute nicht überrennen wollten; sie führen nur als die Ersten oder die Letzten auf dieser Tour.

Noch einmal hörte man ihr „Juchu!" — schon tief unten im Tal. Dann wurde es ganz still.

Endlich wagten sie sich auf die andere Seite hinüber. In der Schneewand sah man die Furchen, die die Schlitten gezogen hatten, eine über der andern. An einer Stelle durchschnitt eine besonders tiefe Furche, die steil aufwärts führte, die übrigen Spuren.

„Das ist unsere", sagte Lendi.

Er kletterte als erster auf den Schneewall.

„Nichts zu sehen", sagte er nach einer Weile.

Die beiden andern erstiegen die Schneemauer weiter oberhalb.

„Nichts zu sehen", sagte auch Kamerlander.

Plötzlich streckte Mr. Scott den Arm aus. Und sich überstürzend rief er dem Wiener zu: da unten liege eine Gestalt — an dem Baum — dort, wo der Schnee aufgewühlt sei.

Auch Kamerlander entdeckte sie. Er unterschied deutlich das bernsteingelbe Haar. „Sie liegt mit dem Rücken gegen den Baum — der hat sie im Sturz aufgehalten!" rief er Lendi zu.

Der Engadiner konnte sie von seinem Standpunkt aus noch immer nicht entdecken. Im Reitsitz rutschte er auf dem Schneewall weiter, hielt, arbeitete sich abermals vorwärts — und mit einem Mal schrie er: „Sie regt sich! Sie regt sich!"

Die andern sahen es auch.

Ohne Stricke sich hinunterzuwagen, das war auf dem jäh abstürzenden Abhang unmöglich.

„Einer muß nach Bergün, Beistand holen“, sagte der Wiener.

Lendi meinte: die Kameraden hätten es gesehen, daß sie gekentert seien, und wären gewiß schon unterwegs hierher.

Nach kurzer Verhandlung kamen sie überein, daß Lendi und der Amerikaner hier oben Wache hielten, während Kamerlander sich auf den Weg nach Bergün machte.

Er blieb unterwegs mehrmals stehen und warf einen Blick in den schluchtartigen Talkessel. Die Gestalt im weißen Sportdreß dort oben am Baumstamm konnte er noch lange unterscheiden. Aber von dem Berliner sah er keine Spur.

Wie war es nur gekommen? fragte er sich immer wieder.

Seltsam. Die Erinnerung an den ersten Teil der Fahrt war ihm durch den Sturz, den Schreck, die Erschütterung wie ausgelöscht.

* * *

Die beiden Freundinnen waren auf ihren Hotelzimmern mit Packen beschäftigt. Die Jungfer mußte bald hier, bald dort mit Hand anlegen. Über das neue Reiseziel hatte sich ihre Herrin noch nicht geäußert.

Lore war selbst noch unschlüssig. Nur rasch fort wollte sie von St. Moritz. Denn die Vorstellung, Frau Gertie Selle hier noch einmal zu begegnen, war ihr unerträglich. Am liebsten wäre sie für die nächsten Wochen nach Berlin übergesiedelt, um Axel nahezusein.

„Er wird mich brauchen, Willemintje. Du wirst ja später alles, alles erfahren. Jetzt kann ich dir nur sagen: ich muß ihm die Möglichkeit geben, uns rasch und leicht zu erreichen. Er durchlebt eine schwere Zeit, Kind. Er hat eine ernste Prüfung zu bestehen. Wir müssen in steter Verbindung bleiben. Ich bin sein Kamerad — sein Freund. Da heißt es: Treue halten.“

Willemintje küßte sie auf die Stirn, schwieg aber.

Später kam Genzmer. Willemintje empfing ihn allein. Lore hatte sich in ihr Schlafzimmer verfügt, um unter der Mithilfe der Jungfer mit Packen fortzufahren. Sie hörte den Leutnant eifrig reden, hörte einmal auch Willemintjes gerührtes Lachen.

Da wollte sie eintreten.

Doch an der Tür hielt sie wieder inne.

Ein paar bittende Worte nur hatte sie den jungen Offizier sagen hören — aber sie verrieten ihr viel.

Sie wurde erst eine ganze Weile später von ihrer Freundin selbst gebeten, in das Empfangzimmer zu kommen: Mr. Biddle hatte sich eingefunden.

Der Amerikaner war ganz außer sich. Wenige Tage vor dem Rennen zwei „Mann“ von seiner Crew zu verlieren, das war geradezu ein Schicksalschlag. Und er hatte sich an den „Soleil“ gewöhnt. Es war ein wundervoller Bobsleigh. So leicht gehorchte das Steuer seiner Hand — ja, es war, als ob es seinen Gedanken folgte.

„Wollen Sie mir eine große Freude machen, Mr. Biddle?“ fragte sie, ihm die Hand reichend.

„Sie haben mir gemacht eine große Schmerz, Miß Englhofer. Daß Sie wollen verlassen meine Crew — und daß Sie wollen verlassen diese Ort, und ich sehe Sie nicht mehr. Es war mir sehr erwünscht, Sie zu sehen, Miß Englhofer. Ich weiß nicht, ob ich richtig auf deutsch ausdrücke. Aber Sie lieben es, zu hören Deutsch von mir. So will ich Ihnen sagen: Sie waren mir eine freudvolle Bekanntschaft.“

Lore lächelte. „Meine Bitte ist: nehmen Sie den ‚Soleil‘ als Andenken an die schöne Zeit, die wir zusammen hier verlebt haben.“

Ein kurzes, fast betroffenes Zögern — dann lächelte auch Mr. Biddle. „Ich werde nicht sagen: nein. Ich werde gern sagen: ich danke Ihnen, Fräulein.“

So schieden sie denn doch noch als gute Freunde.

Als Axel Groll ins Hotel kam, um sich Lore melden zu lassen, begegnete er dem alten Studienfreund und Sportkameraden. Der teilte ihm die Neuigkeit mit und zeigte ihm auch gleich die Eintragung auf dem schwarzen Brett. Als Besitzer des Bobsleighs war da nun Mr. Biddle genannt: Ersatzleute für das „Girl“ und den Bremser des „Soleil“ waren auch schon gefunden, natürlich Landsleute des Führers.

Nur eins wollte Axel nicht recht gefallen: der Rennschlitten hatte auch seinen Namen verloren, er hieß nicht mehr „Soleil“, sondern „Sun“.

Axel gratulierte, und sie gingen mit dem üblichen kräftigen Handschlag auseinander.

Als Axel bei den Damen eintrat, fand er sie mit Packen beschäftigt; sie hatten inzwischen auch der Hoteldirektion gemeldet, daß sie St. Moritz andern Tags zu verlassen gedächten.

Axel wollte den Abendzug nehmen. „Bevor ich reise, muß ich noch einmal mit dem Berliner Rechtsanwalt sprechen“, sagte er zu Lore, als Willemintje sie allein gelassen hatte. „Wenn ich ihm offen den Hergang der Sache schildere, dann wird es ihm möglich sein, auch die andere Partei zu einem Geständnis zu bringen. Die Lage bessert sich für alle, wenn die Wahrheit lückenlos zutage kommt.“

Sie waren auf den Balkon hinausgetreten und überblickten noch einmal das herrliche Winterbild, das die Sonne so festlich bestrahlte.

Unten auf dem Eisplatz spielte das Hotelorchester. Die Schlittschuhläufer drehten sich nach den Klängen des ländlermäßig behäbigen „Karin-Walzers“ im Tanz. Überall herrschte die helle Freude an der Sonne.

„Du gehst einen schweren Gang, Axel.“

Er zuckte die Achsel. „Vielleicht werde ich länger bleiben, als wir heute ahnen. Es kommt darauf an, wie das Gericht es auffaßt.“

Wie er das sagte, verlor sie wieder die Fassung. Sie wußte: er glaubte an eine schwere Freiheitstrafe.

„Und wann immer unsere Wege sich dann wieder kreuzen, Lore: Du wirst an mir ja doch vorübergehen müssen.“

„Das glaubst du, Axel? Wirklich?“

„Den Makel werde ich nicht mehr los.“

„Du hast ihn überwunden, wenn du ihn bekannt hast.“

„In den Augen der Welt ist der einzige Makel die Strafe.“



„In den Augen der Welt. Laß sie urteilen und verurteilen, Axel. Du wirst dich frei von Schuld fühlen — und ich werde dich frei von Schuld sehen.“

Er sah sie lange und ernst an. „Das ist eine große, schöne Hoffnung, die du mir da gibst.“

„Es soll dir eine Gewißheit sein, auf die du bauen kannst. Ganz fest bauen — wie auf einen Felsen.“

„Ich danke dir, Lore, von Herzen dank ich dir.“

Von Genzmer erfuhr Axel Groll später, daß die Rückkehr der Bobsleighfahrer erst mit dem Fünfuhrzug zu erwarten sei.

Wenn sie die Tour viermal machten, konnten sie sogar nicht einmal vor acht Uhr von Bergün zurück sein.

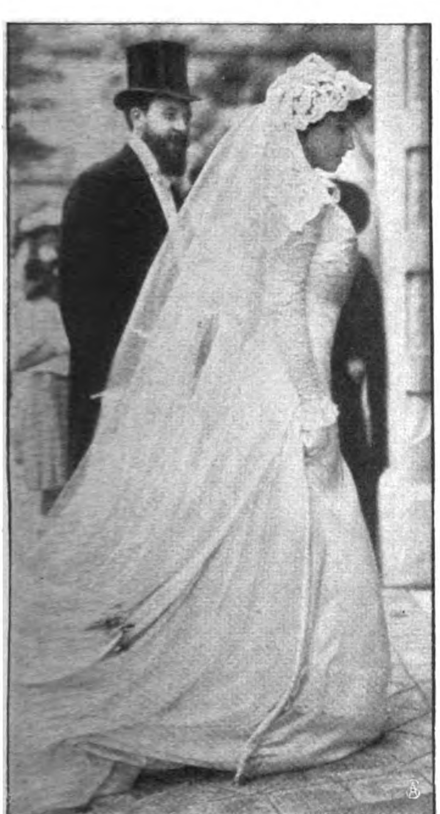
(Fortsetzung folgt.)

Moderne Brauttoiletten.

Hierzu 7 photographische Aufnahmen.

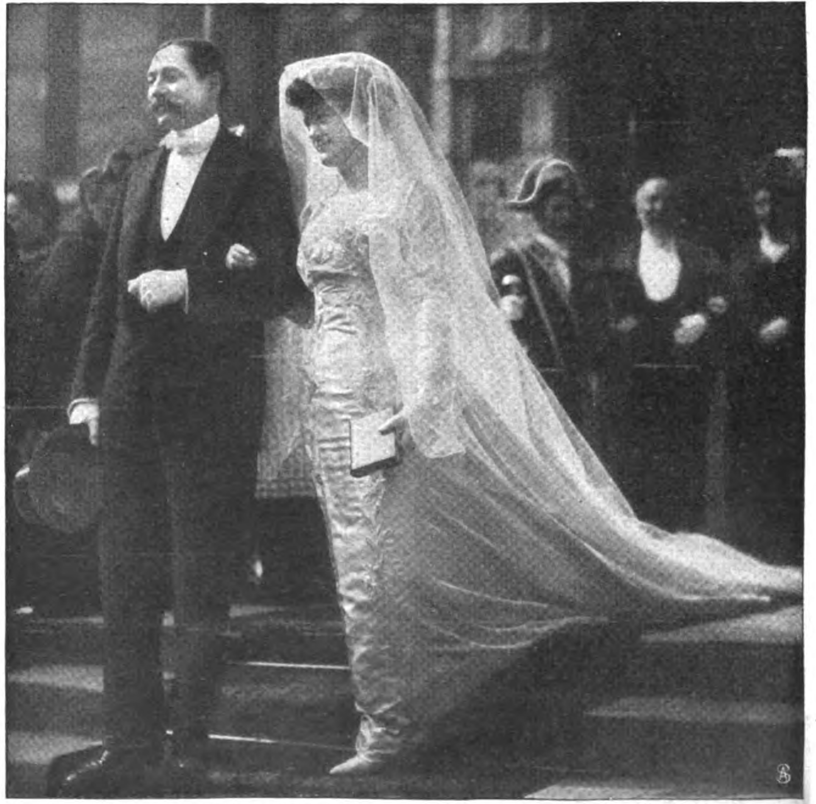
Wie verschieden auch die Hochzeitsgebräuche bei zivilisierten oder unzivilisierten Völkern sein mögen, eins haben sie alle gemeinsam: ein für die Zeremonie besonders geschmücktes Kleid der Braut, an dem Kultgebräuche und Landessitten, Ueberlieferung und altes Herkommen, auch abergläubische Beschwörungsmotive zum Ausdruck kamen.

Seit Jahrzehnten ist das Brautkleid eine Art Uniform, die sich nach Schnitt und Stoff der jeweiligen Mode anschließt und nichts Feststehendes zeigt — vorläufig — als das reine Weiß. Der Schleier wird aufgesteckt, wie er am kleidsamsten wirkt, und den Kranz dreht die Modistin aus künstlichen Blütchen und bringt ihn als „Gesteck“ in irgendeiner Haarwelle unter. Die Einfachheit des Brautkleides bleibt jedoch überall Gesetz, wo vornehme Gesinnung herrscht; daß aber auch diese Schlichtheit nur eine Täuschung sein kann, beweisen die Brauttoiletten, denen alte Familienspitzen von unermeßlichem Wert als Zierat dienen. Zartgemusterte Alençon sehen wir auf dem Brautkleid (Abb. 7), dessen eigenartige seitliche Raffung dazu dient, der nicht besonders angelegten, sehr langen Schleppe einen guten „Fall“ zu sichern. Den Spitzenvolant begrenzt nach oben ein schmales Gewinde von Orangenblüten. Die gleichen Blumen ruhen versteckt im Haar unter dem über das Gesicht lang herabwallenden Schleier. Die Fichurevers der milchweißen Prinzeßtoilette auf Abb. 5 umschließen eine Spitzenchemisette, die in hohem Kragen endet. Der Schleier fällt von einem etwas seitlich am Hinterkopf aufgesteckten „chou“ über die Gestalt, sie fast vollständig verhüllend.



1. Brautkleid aus Seidenvoile
mit Spitzenbluse und Taillenbandeau.

Zu den in Paris ursprünglich durch Sarah Bernhardt eingeführten und seitdem für Festlichkeiten aller Art so bevorzugten „robes romaines“ gehört die Brauttoilette auf Abb. 3. Das rechtwinklig abgestufte Ueberkleid aus Chiffon über weißem Atlas schließt mit einer Borte von Seidenreliefstickerei ab und verlängert sich zu einer eckig geschnittenen Schleppe. Den dicht, aber lose gezogenen Stoff halten Stickereiornamente in der Taille zusammen. Ein Halsstück aus Tüll steigt zum rüschenbesetzten Kragen auf. Der



2. Weiße Atlastoilette mit Spitzen und Stickereien.

Schleier, unter dem ein Orangenblütenkranz ruht, läßt das Gesicht frei.

Die Robe aus Duchesseseide, halb Directoire und halb Reform (Abb. 4), wird von einem wundervollen Mantelschleier überwallt, der nach Art des englischen Schleierarrangements für das drawing room der Königin, vom Hinterkopf ausgehend, glatt herniederfließt und nur an den Schultern etwas gerafft ist, um die Last des durchsichtigen, aber nicht ganz leichten Gewebes zu verteilen. Zu den einfacheren Zeremonietoiletten darf Abb. 2 gezählt werden. Spitzen- und Stickereiausstattung sind in bescheidenem Maß verteilt. Der Schleier ist à la réligieuse aufgesteckt, der Kranz flach um den Scheitel aufliegend. — Die Brauttoilette aus Seidenvoile mit schwerem Seidendevant (Abbild. 1) ist besonders bemerkenswert durch das faltig breite Taillenbandeau, das die Spitzenbluse mit den engen Aermeln vom Rock trennt. Nicht alltäglich ist die Anordnung des Schleiers, dessen einer Teil, die spanische Mantilla, ganz als solche getragen wird. Der eigentliche Brautschleier schmiegt sich im Nacken zwischen die Falten der schweren



Phot. H. Manuel.

3. Ueberkleid aus Chiffon
über weißem Atlas.

Phot. Félix.

4. Brauttoilette aus weißer Duchesseseide im Directoirestil mit reicher Stickerei und halblangen Aermeln.
Langer Mantelschleier nach englischer Mode.



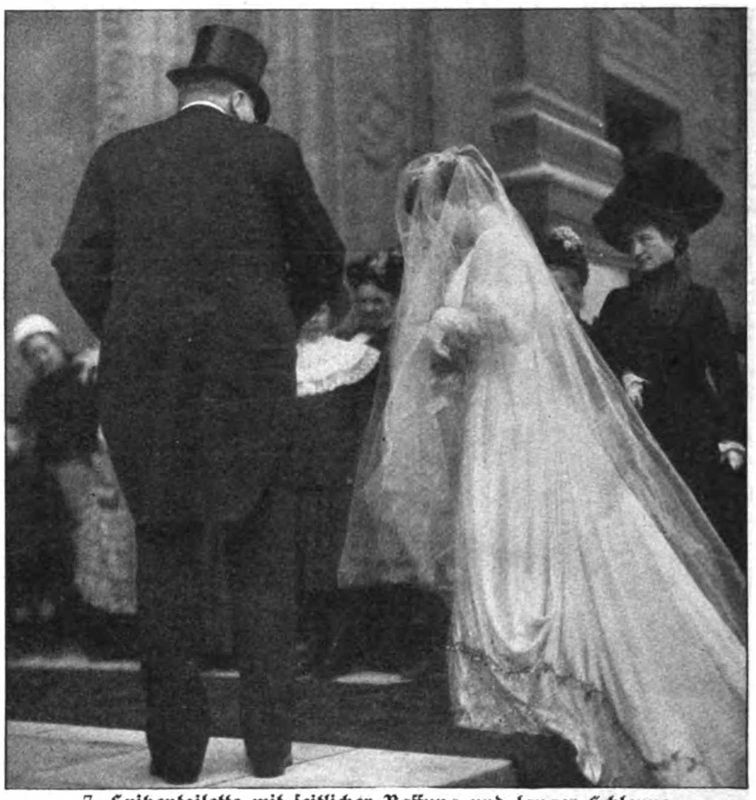
5. Weiße Prinzeßtoilette mit Spitzenchemisette und hohem Kragen. Phot. H. Manuel.

Spitze und fließt dann mit dem Voile der Schleppe in einer Wolke zusammen.

Abb. 6 veranschaulicht ein Hochzeitskleid aus geblümtem Tüll mit Orangengirlanden, das später umgearbeitet werden



6. **Brautkleid aus geblümtem Tüll.**



7. Spitzentoilette mit seitlicher Raffung und langer Schleppe.

kann. Das Umarbeiten der Brautkleider ist übrigens auch eine Gewohnheit geworden, die niemand mehr Aergernis bereitet. Aus dem Brautkleid wird ein Gesellschaftskleid und aus dem Gesellschaftskleid ein eleganter teagown, und hat der sich ausgelebt, wird's ein Morgenrock. So vergehen schließlich die Herrlichkeiten. T. D.

Ein Förderer der deutschen Landwirtschaft.

Am 10. April vollendete der Landesökonomierat Otto Cimbal zu Frömsdorf in Schlesien sein 70. Lebensjahr. Vor 36 Jahren begann Otto Cimbal auf dem väterlichen Gut im Kreise Münsterberg seine züchterische Tätigkeit. Er erstrebte in erster Reihe die Veredelung



Landesökonomierat Otto Cimbal mit Sohn, Tochter und Gehilfin bei der Prüfung seiner Züchtungsprodukte.

heimischer und Gewinnung widerstandsfähiger, ertragreicher Sorten der wichtigsten Feldfrüchte. Durch zahllose, bis zum befriedigenden Abschluß exakt durchgeführte Kreuzungen verschiedenster Kartoffel-, Rüben- und Weizensorten wurde er bald zum Reformator der Landwirtschaft in seiner engeren Heimat, nachdem insbesondere übereilte Begeisterung für empfindliche Züchtungen Englands und des deutschen Westens die Bedeutung fester, den klimatischen Verhältnissen des Ostens angepaßter Sorten überzeugend erwiesen hatte.

Cimbals Bemühungen um widerstandsfähigeres Saatgut wurden nicht lange verkannt. Ungünstige Winter, denen ausgedehnte Wintersaaten erlagen, verhalfen seinen winterfesten und auch gegen Rost weniger empfindlichen Weizenzüchtungen zum vollen Sieg, und heute erfreuen sich etwa 15 Cimbalsche Weizensorten allgemeiner Bevorzugung in rauheren Lagen.

Noch eher als die Cimbalschen Weizen hatten Frömsdorfer Futterrüben und Kartoffelzüchtungen verdiente Beachtung und Verbreitung gefunden. Größer noch waren die Erfolge der Cimbalschen Kartoffelzüchtungen, die der rastlose Landwirt aus der Vereinigung zahlreicher Sorten in jahrelang fortgesetzter Kreuzung aus Reinzucht gewann.

Das sind die Ergebnisse eines stillen, unermüdlichen Züchterlebens. Und die Arbeit war des Lohnes wert. Reiche Anerkennungen und Auszeichnungen bestätigen die Erfolge. Weit über die Grenzen seiner Heimatprovinz hinaus wirkte der schlesische Landwirt als Kulturträger. Der Sieg seiner Züchtungen in Sachsen war für ihn die größte Genugtuung.

Unser Bild zeigt den Züchter mit seinen Kindern am Arbeitstisch: ihn bei der Rübenprobe auf Trockensubstanzgehalt, den Sohn an der Aehrenwage, seine „rechte Hand" Frl. Marie C. am Zucht- und Pflanzregister und auf der andern Seite den Liebling des Großvaters und die zweite Tochter bei der Stärkeprobe.

Bilder aus aller Welt.

Vor kurzer Zeit beging eine der bedeutendsten Maschinenfabriken die Feier ihres 50jährigen Bestehens, die Firma Heinrich Lanz in Mannheim. Wir bringen das Porträt ihres Begründers Heinrich Lanz, Geheimen Kommerzienrats, der am 1. Februar 1905 nach einem arbeitsreichen und von Erfolgen reich gesegneten Leben starb. Die Gründung der jetzt zu enormen Dimensionen angewachsenen Maschinenfabrik bedeutete eine Kulturtat weitester Wirkung, denn die Produkte dieser Fabrik haben sich in der ganzen Welt Eingang verschafft, und von hier aus ging der siegreiche Eroberungszug der landwirtschaftlichen Maschinen.

In diesem Jahr geht zum erstenmal eine Anzahl von Schauspielern und Schauspielerinnen unter dem Namen Deutsches Theater in Südamerika in die Neue Welt, um dort eine Tournee zu absolvieren. Das Unternehmen steht unter der Leitung des Direktors Gustav Bluhm.

Zum korrespondierenden Mitglied der Pariser Akademie der Wissenschaften wurde der Geheime Regierungsrat Dr. Theodor Albrecht in Potsdam ernannt. Der also Geehrte ist Mitglied des Königl. Preuß. Geodätischen Instituts und hat besonders auf dem Gebiet der Ortsbestimmung Hervorragendes und Neues geleistet.

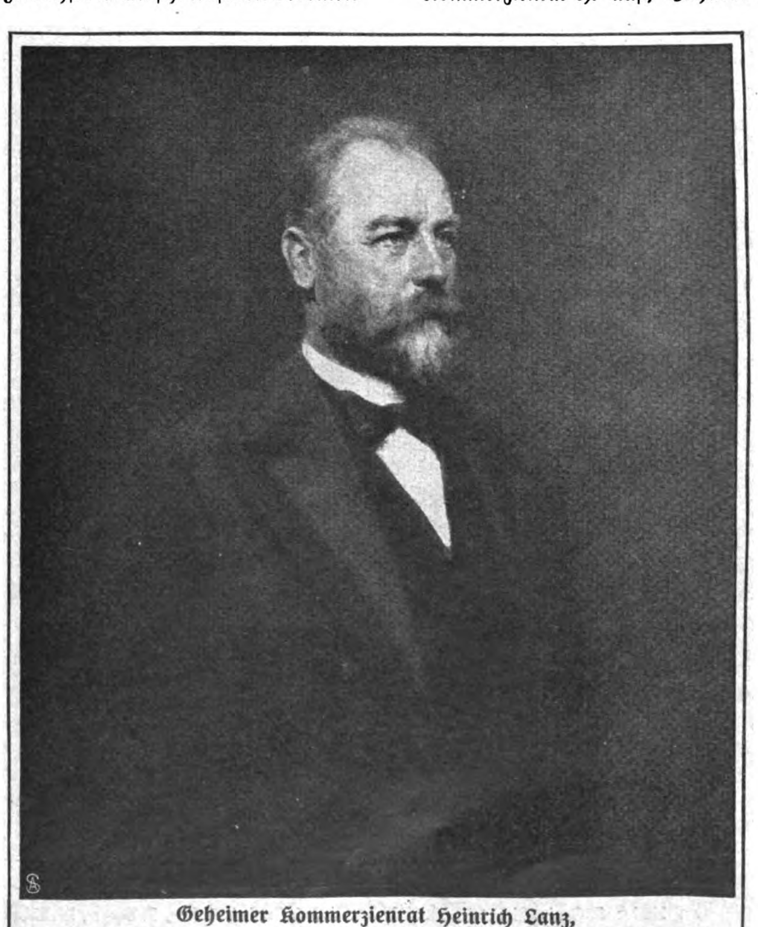
Eine der temperamentvollsten Vorkämpferinnen der Sittlichkeits- und Keuschheitsbewegung Frau Hanna Bieber-Boehm ist vor wenigen Tagen gestorben. Frau Bieber-Boehm war die Vorsitzende des Vereins „Jugendschutz" und hat vor allem in der Bekämpfung der Trinkunsitten Bedeutendes geleistet.

Seinen 90. Geburtstag feierte vor wenigen Tagen der bekannte Hofmaler Carl Haag in Düsseldorf; er ist einer der bekanntesten Vertreter der Aquarellmalerei in Deutschland.

Kommerzienrat H. Aust, Inhaber von Kathreiners Malzkaffeefabriken G. m. b. H., hat einen Preis von 50000 Mark gestiftet für den Aviatiker, der den Flug von München nach Berlin mit nur drei Zwischenlandungen in 60 Stunden zurücklegt.

Die Stadt Düren hat bei dem Bau eines neuen Wasserturms dem monumentalen Ausbau dieses Werkes in sehr erfolgreicher Weise Rechnung getragen; unser Bild zeigt das gelungene Bauwerk.

Im Bett der Wilden Weißeritz, einem Nebenfluß der Elbe, wird zurzeit eine Talsperre gebaut, für deren architektonische Ausgestaltung die sächsische Regierung ein Preisausschreiben erlassen hatte. Die Wilde Weißeritz entspringt dem Dreiherrnberg des Sächsischen Erzgebirges und mündet bei Dresden in die Elbe. Die Talsperre wird etwa 20 Kilometer oberhalb der Mündung der Weißeritz bei der Stadt Klingenberg errichtet. Das Tal ist dort fast 300 Meter breit; es wird durch eine Mauer von 310 Meter Länge und 35 Meter Höhe geschlossen werden,



Geheimer Kommerzienrat Heinrich Lanz,
Begründer der Maschinenfabrik Heinrich Lanz in Mannheim. Nach einem Gemälde von Max Kroner.



Direktor Gustav Bluhm
vom Deutschen Theater in Südamerika.



Frau Hanna Bieber-Boehm †
hervorragende Vorkämpferin der Bestrebungen deutscher Frauenvereine.

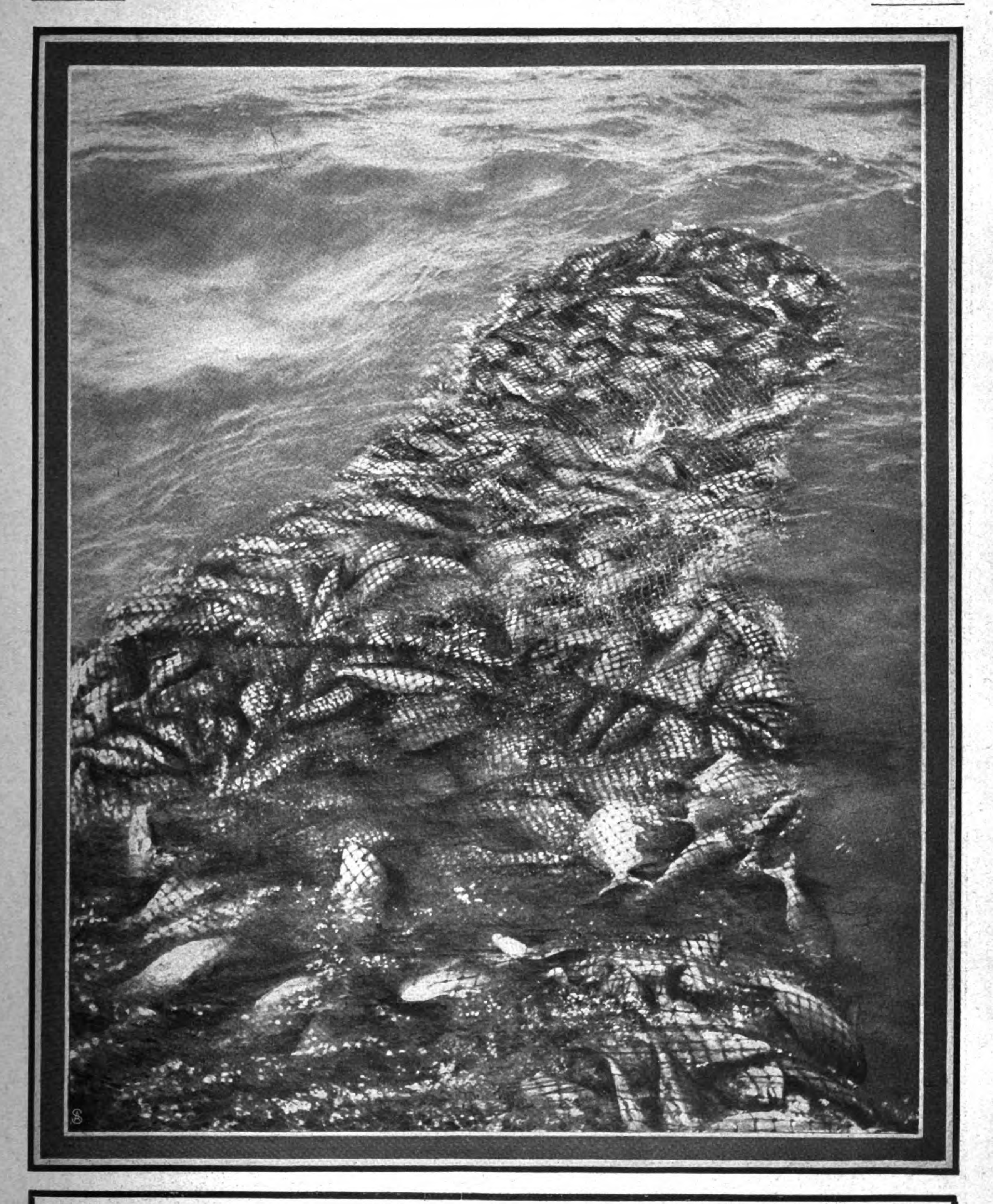


Geh. Reg.-Rat Dr. Th. Albrecht
wurde von der Pariser Akademie zum korrespondierenden Mitglied ernannt.

die am Grund 26 Meter, oben 5,5 Meter breit sein wird. Die Mauer wird auf gewachsenem Gneisfelsen, der den Grund des Tales bildet, aus dem gleichen an Ort und Stelle gebrochenen Material errichtet, und zwar zur Verstärkung der Sicherheit in Gewölbeform. Die Baukosten sind etwa auf drei Millionen Mark berechnet. Der Fassungsraum des Beckens der Talsperre beträgt 15,5 Millionen Kubikmeter, so daß zwischen den das Tal begleitenden Höhen ein gewaltiger See entstehen wird. In dem Preisausschreiben für die architektonische Gestaltung der Talsperre ist Professor Hanz Poelzig, dem Direktor der Breslauer Kunstschule, für den auf Seite 768 veröffentlichten Entwurf, den er unter Mitwirkung des Ingenieurs Regierungsbaumeisters Ferchland ausgearbeitet hat, der Erste Preis zuerkannt und die künstlerische Leitung des Baues übertragen worden. Nach dem Entwurf wird die Mauer ein gigantisches Bauwerk von hehrer Gestalt werden, das sich in die ernsten Fichtenwälder des Gebirgsbildes monumental einfügen wird. In der Mitte erhebt sich der massige Bau in einer gebrochenen

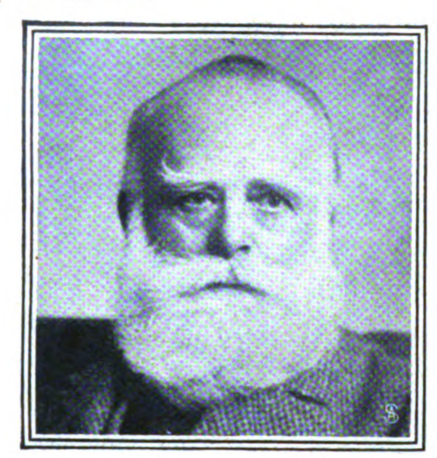
Obere Reihe von links: K. Grube, A. Möller, H. Andresen, B. Lehndorff, P. Lesing, K. Berger, W. Schnur, R. Eichberg.
Untere Reihe von links: Frl. E. Brunow, Frl. Flössa, Fr. Lehndorff-Schöttle, Frl. Franke-Wandekoff, Fr. A. Rischka, Frl. H. v. Schoenenbeck.

Die Hauptdarsteller des Deutschen Theaters in Südamerika 1910.

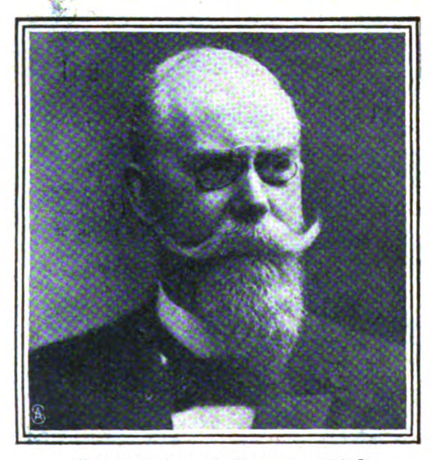


Ein wahrhaft großer Fang.

Aus allen Zeiten wird von sagenhaften riesigen Fischzügen berichtet. Unsere Zeit hat durch die Dampffischerei in unsern Gewässern den Fischbestand nicht unerheblich gelichtet, und doch sind Nord- und Ostsee noch unendlich reich an Fischen aller Art. Selten allerdings dürfte eine Beute so groß sein, wie sie unser Bild zeigt. Das Grundnetz ist aufgeholt, und in buntem Gewimmel toben die armen Gefangenen in dem grausamen Netz.



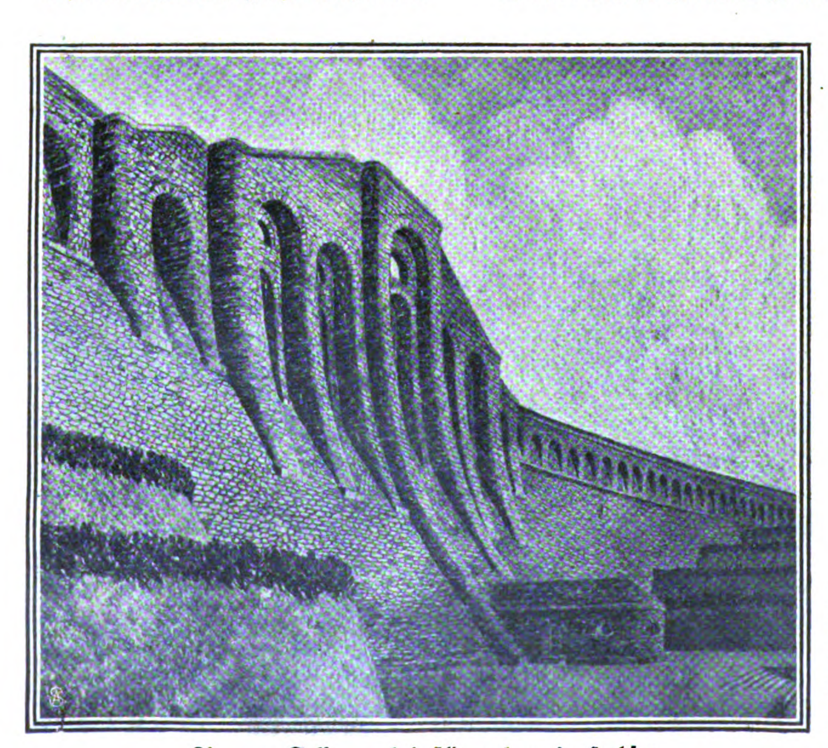
Hofmaler Carl Haag
feierte seinen 90. Geburtstag



Kommerzienrat Hermann Aust,
Stifter des Kathreiner Flugpreises München-Berlin



Der neue monumentale Wasserturm in Düren.
Die Stadt Düren hat ihre neue Wasserturmanlage in vorbildlicher Weise monumental gestaltet.



Die neue Talsperre bei Klingenberg in Sachsen



Prof. Hans Poelzig,
der Erbauer der nebenstehend dargestellten Talsperre bei Klingenberg in Sachsen.

Linie, so daß sich von fern die Silhouette der Mauer den sanften Wellenlinien der Berge anschmiegt, eine in architektonischer und landschaftlicher Beziehung glückliche Leistung. Mit dem Preisausschreiben hat die sächsische Regierung ein nachahmenswertes Interesse für die architektonische Ausgestaltung derartiger gewaltiger Bauwerke bewiesen und betätigt.

Schluß des redaktionellen Teils.



Pixavon-Teer-Haarpflege
auf wissenschaftlicher Grundlage.

Einziges geruchfreies Teerpräparat mit reiner Teerwirkung, hergestellt nach patentiertem chemischen Veredelungsverfahren.

PIXAVON
Hell
(farblos)

Die tatsächlich beste Methode zur Stärkung der Kopfhaut und Kräftigung der Haare.



Der brillante, flimmernde seidige Glanz

des Haares, der so geschätzt und bewundert wird, ist das Resultat einer regelmäßigen und richtigen Behandlung mit dem echten

Peru-Tanninwasser.

Bei dieser Behandlung bleibt das Haar weich und glänzend, ohne sich fettig anzufühlen, Ausfallen, Abbrechen und Spalten wird vermieden, es bleibt sauber und behält seine schöne Naturfarbe ohne Behandlung mit Wasser und Seife, durch die es nur trocken, spröde und glanzlos wird.

Das echte Peru-Tanninwasser reinigt und erfrischt die Kopfhaut, beseitigt Schuppenbildung und übermäßige Fettausscheidung, kräftigt die Haardrüsen und wirkt stärkend und belebend auf Nerven und Blutzirkulation in der Kopfhaut.

Infolgedessen wird die Ernährung und damit das Wachstum des Haares mächtig angeregt, dem Ergrauen und Ausfallen vorgebeugt und die feinen Flaumhaare, die meistens selbst bei scheinbar totaler Kahlköpfigkeit noch vorhanden sind, können sich bei konsequenter Anwendung in einigen Monaten so weit entwickeln, daß sie geschnitten werden können. Das wird von Aerzten und anderen einwandfreien, bekannten Personen seit 1887 bis auf den heutigen Tag bewiesen.

Da Peru-Tanninwasser auch alle Ansteckungskeime vernichtet, so ist es der beste Schutz gegen infektionöse Erkrankungen der Haare und des Haarbodens, die in vielen Fällen die Ursache des Haarausfalles sind.

Das echte Peru-Tanninwasser klebt nicht, hinterläßt keinen Rückstand in den Haaren, verändert nicht die Haarfarbe und beschmutzt nicht die Wäsche. Die Anwendung ist angenehm und nicht umständlich.

Bei zu fettigem Haar verwende man fettfreies Peru-Tanninwasser, bei zu trockenem, sprödem Haar fetthaltiges, bei normalem beide Sorten abwechselnd nach Bedarf. Beide Sorten sind zum Preise von 2 M. (Doppelflasche 3,75 M.) in allen besseren Geschäften zu haben; wo dies nicht der Fall sein sollte, wende man sich direkt an die alleinige Fabrik

E. A. Uhlmann & Co., Reichenbach i. V.

Man beachte die nebenstehende Schutzmarke

„Die Töchter des Erfinders"

und weise alle als Ersatz oder als „fast ebensogut" angepriesenen Fabrikate, die diese Schutzmarke :: nicht tragen, zurück. ::

Wie hast Du Dich doch versündigt, liebe Paula!

An Dir selbst und an Deinen Kindern! Was Du leidest, mußt Du Dir schon selbst zuschreiben. Die einzige Entschuldigung für Dich ist höchstens die, daß tausend und aber tausend Mädchen und Frauen ebenso wie Du durch unsinnige Moden Leben und Familienglück aufs Spiel setzen. Wenn aber auch zwei dasselbe tun, ist es doch nicht dasselbe. Die meisten tun es aus Unverstand. Du aber hattest eine goldene Mutter, die keine Gelegenheit, Dich aufzuklären, verstreichen ließ. Ihr danke ich, und das werde ich nie vergessen, meine Gesundheit. An mir, dem ewig kranken und schwachen und elternlosen Mädchen, hat sie eine gelehrige Schülerin gehabt, und ihr, hörst Du, ihr ganz allein verdanke ich meine jetzt so kernfeste Gesundheit, die auch meine fünf Knaben mir nicht rauben konnten. Ich kann Dir den Vorwurf nicht ersparen, daß Du selbst schuld bist. Deine eigenen Worte, die Du auf die liebevolle Warnung Deiner Mutter hattest, strafen Dich heute Lügen: „Dies bißchen Schnüren schadet keinem gesunden Menschen!" Heute bist Du der Schatten Deiner einstigen Schönheit und Fröhlichkeit. Als Mutter zweier Kinder und erst im 30. Jahre, schreibst Du solch lebensmüden Brief. Ein Unterleibsleiden drückt Dich danieder! Folge mir doch endlich, wirf den Marterpanzer ins Feuer und wende Dich an das Reformhaus Thalysia, Paul Garms, Leipzig 602, das seit Jahren mein Lieferant ist. Diese Firma führt die besten Korsettersatz-Artikel und auch alle Unter- und Oberkleidungs-Gegenstände für die herrlich schöne Reformtracht. Besonders mache ich Dich auf die Leibbinde, Frauengurt genannt, aufmerksam. Ein prächtiges Modealbum wird Dir kostenlos zur Ansicht gesandt und bei ev. Bestellung kostenlos überlassen. Denke aber an das Sprichwort: „Was Du heute kannst besorgen, das verschiebe nicht auf morgen, denn leicht ist es zu spät." Indem ich Dich im Geiste schon wieder frisch und munter sehe, grüße ich Dich mit schwesterlicher Zuneigung

Deine Cousine Anna.

Echte Briefmarken Europa-Katalog = 1 Mark

40 altdeutsche 1.75, 100 Übersee 1.50
40 deutsche Kol. 3.–, 200 engl. Kol. 4.50.
Zeitung und Liste gratis. Albert Friedemann
Briefmarkenhandlung, LEIPZIG 18.

Schwächliche Kinder

werden im **Säuglingsheim Westend,** Rüsternallee (Amt Charlottenbg. Nr. 9983), bei sorgfältigster Pflege aufgenommen. Dortselbst Kurse für Säuglingspflegerinnen.





Überzeugen Sie sich, daß die Deutschland-Fahrräder die **besten**, daher im Gebrauch die **allerbilligsten** sind! Verlangen Sie **Preisliste** die reichhaltigste d. Branche, auch über Radfahrer-Bedarfs-u. Sportartikel, Nähmaschinen, Uhren etc. **kostenlos** von den **Deutschland-Fahrrad-Werken August Stukenbrok, Einbeck** Ältestes u grösstes Fahrradhaus Deutschlands.

Korpulenz
Fettleibigkeit

wird beseitigt d. „**Tonnola**“. Preisgekr. mit gold. Medaill. u. Ehrendipl. Kein stark. Leib, keine stark. Hüften mehr, sond. **schlanke, elegante Figur** u. graziöse Taille. **Kein Heilmittel**, sondern, wie ausdrücklich hervorgehoben wird, für **krankhafte** Fettleibigkeit nicht anzuwend., ledigl. ein **Entfettungsmittel** f. zwar korpulente, jedoch **gesunde** Personen. Keine Diät. Vorzügl. Wirkg. Paket 2,50 M. fr. geg. Postanw. od. Nachn. Fabrik: **D. Franz Steiner & Co., Berlin 16, Königgrätzer Str. 66.** Verkauf nur durch Apoth., Generaldepot u. Versand: **Witte's Apotheke**, Berlin, Potsdamerstr. 84a.

Peter Nissen's — Original — Matrosen-Kleidung



n. Vorschrift d. K. Marine **für Knaben u. Mädchen ist unübertrof. dauerhaft,** gesund, kleids., bequem. **Matrosenstoffe für unverwüstl. Damenkleid.** Stoffproben u. Preislisten mit Abbildung. portofrei. **Peter Nissen. Kiel D.**



„**Imperator**“! **Bestes aller Cereisen-Feuerzeuge,** zugleich **Taschenlaterne** (ein Druck und Feuer), vernickelt M. **2.50,** 6 Stck. M. **14.—**, Dtz. M. **24.—**, versilb. in Etui **4.-**, Briefp. extr. Ersatzsteine Stück 40 Pfg., 6 St. M. 2.—, Dtz. M. 3.-. **M. Winkler & Co., München,** Sonnenstr. 10 W.B.



Schwäche d. Nervensystems, **vorzeitige Kräfteabnahme** ꝛc. wird erfolgreich behoben durch den Gebrauch von „**Elixier Doré**“ einem natürlichen Kräftigungsmittel v. streng wissenschaftlicher Zusammensetzung u. überraschendem Erfolge. Flasche **M. 6.—** exkl. Porto. Diskr. Versand nur durch **Otto Reichel, Berlin A 76, Eisenbahnstr. 4.**



Die großen Hüte

sind nicht so teuer, denn die **Straussfedern**, fertig zur Aufnahme auf den Hut, kosten bei mir nur **1 M.** das Stück 35 cm lg., 10 cm breit, 10—15 cm breit **2 M.**, ca. ½ m lg., 10—15 cm breit 1 Stck. **3 M.**, 15—18 cm breit **6 M.**, 18 bis 20 cm breit **10 M.** Extra volle, schöne Federn, ca. 25 cm breit kosten 50 cm lg. **15 M.**, 60 cm lg. **30 M.**, 70 cm lg. **50 M.**, 80 cm lg. **80 M.**, 100 cm lg. **100 M.** ff. mod. **Hutrosen** kost. **30, 50, 65 Pf., 1, 2 M.**, grosse volle **Blumenranken** in allen Farben **3, 5, 8 M.** Aus den kurzen Federn werden **Boas** u. **Stolen** gefertigt u. kosten solche in Braun u. Schwarz 2 m lg., 4reih. nur **5, 8.50, 12 M.**, in Weiss u. Grau **11, 14 M.**, 2½ m lg., 5reih. **17** M. Versand einzeln. Stücke unter Nachn., bei Angabe von Referenzen auch Auswahlsend. geg. Portoersatz. Jllustrierte Preisliste über Federn, Blumen, Palmen frei.

Hermann Hesse, Dresden-A., Scheffelstrasse. Gegründet — 1893. —

Anerkannt leistungsfähiges Welthaus der Branche.

Man vergleiche Qualität und Preise mit anderen Angeboten.





Schlanka

Verlangen Sie Spezial-Katalog über die zweckmässigsten Unterkleider.

Poröse Strickart. Tadellose Passform Ohne Knöpfe. Wohlverschlossen. Bequemes Öffnen.

In feinem gebleicht. Zwirn:

Klein	Mittel	Gross	Extraweit
M. 6.40	6.70	7.—	7.50

Ausserdem vorrätig: Weiss Vigogne od. Seide, Reinwolle Weiss od. Natur.

Alleiniger Versand gegen Nachnahme durch **CONRAD MERZ, Stuttgart**

Hörte nach 7 jähr. Taubheit m. Dr. Hühners Gehör-Trompeten wieder die Uhr schlagen! Schwerhörigkeit, Ohrgeräusche, wie **Sausen** etc., heilbar d. mein. pat. gesch. **Gehörtrompeten. Bequem u. unsichtbar** zu tragen. Brosch. gratis. **Dr. Hühner, Düsseldorf A. 10.**



Ideale Büste

durch preisgekr., garant. unschädl. **äusserl.** Mittel „**Sinulin**“ in ganz kurzer Zeit. Goldene Medaille. **Diskrete** Auskunft gegen Rückporto. **Else Biedermann**, Dipl.-Spez. Leipzig, 12 Barfussgasse.



Broschüre über Behandlung von: Rheuma, Gicht, steifen Gelenken, Krampfadern, Beingeschwüren, nassen u. trock. Flechten, Geschwulst, Elefantiasis. **Haut- und Beinleiden** gratis durch **Dr. Strahl's Ambulatorium HAMBURG W** Besenbinderhof 23.

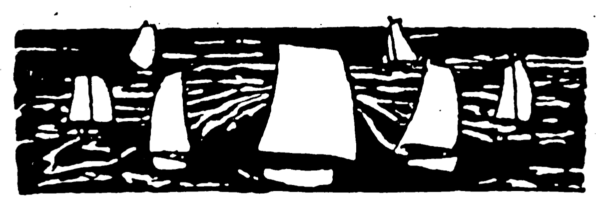


DIE·WOCHE

Nummer 19. **Berlin, den 7. Mai 1910.** **12. Jahrgang.**

Inhalt der Nummer 19.

Seite



Die sieben Tage der Woche.

28. April.

Das englische Oberhaus nimmt das Finanzgesetz, dessen Ablehnung im vorigen Jahr die Neuwahlen notwendig machte, in allen drei Lesungen an. Darauf wird das Parlament bis zum 26. Mai vertagt.

Aus Caracas wird gemeldet, daß der bisherige Vizepräsident Juan Vicente Gomez zum Präsidenten von Venezuela gewählt worden ist und für alle politischen Gefangenen eine Amnestie erlassen hat.

29. April.

Das preußische Herrenhaus nimmt die Wahlrechtsvorlage mit einem vom Ministerpräsidenten befürworteten Antrag, durch den die Beschlüsse des Abgeordnetenhauses über die Steuerdrittelung im Sinne der Mittelparteien abgeändert werden, mit 140 gegen 90 Stimmen an.

Der österreichische Oberleutnant Hofrichter (Portr. S. 778), der vor mehreren Monaten verhaftet wurde, legt das Geständnis ab, daß er an eine Anzahl Generalstabsoffiziere Giftpillen gesandt hat.

Nachträglich wird gemeldet, daß ein Teil der Mannschaft des Walfischfängers „Mangoro" aus Durban am 24. März durch Hissen der englischen Fahne, unter die eine Annexionserklärung geheftet wurde, von Heardisland, einer im Indischen Ozean nahe den Kerguelen gelegenen Insel, im Namen Großbritanniens Besitz ergriffen hat.

30. April.

Die Große Berliner Kunstausstellung wird durch den Unterstaatssekretär im Kultusministerium Wever eröffnet (Abb. S. 781).

In Berlin tritt unter dem Vorsitz des Oberbürgermeisters Kirschner der Vorstand des Deutschen Städtetages zusammen und beschließt, an den Reichstag eine Eingabe gegen die Reichszuwachssteuer zu richten.

Die italienische Deputiertenkammer spricht dem Ministerium Luzzatti mit 393 gegen 17 Stimmen ihr Vertrauen aus.

In Konstantinopel wird amtlich mitgeteilt, daß die türkischen Truppen den Paß von Katschanik in Oberalbanien eingenommen und die Aufständischen zerstreut haben.

1. Mai.

Die Allgemeine Städtebau-Ausstellung Berlin wird in der Akademischen Hochschule für die Bildenden Künste eröffnet.

In Spanien beginnen die Neuwahlen zu den Cortes. Gewählt werden 69 Liberale, 34 Konservative, 3 Republikaner, 3 Karlisten und 5 Abgeordnete, die keiner Partei angehören.

Der Kaiser trifft mit der Kaiserin und der Prinzessin Viktoria Luise aus den Reichslanden in Wiesbaden ein.

2. Mai.

In Dünkirchen kommt es zwischen ausständigen Bauarbeitern und Militär zu blutigen Zusammenstößen.

3. Mai.

Der Reichskanzler von Bethmann Hollweg begibt sich zum Vortrag beim Kaiser nach Wiesbaden.

▫ ▫ ▫

Das Geständnis.

Von Staatsanwalt Dr. Erich Wulffen.

Selten hat in der Kriminalgeschichte der letzten Jahre eine Tatsache in der Oeffentlichkeit einen solchen Eindruck gemacht wie das Geständnis des Linzer Oberleutnants Adolf Hofrichter, daß er der Absender der Zyankalibriefe an die zehn Hauptleute des Generalstabes und damit der Meuchelmörder des Hauptmanns Richard Mader, der eine der ihm zugesandten Pillen genossen hat, gewesen ist.

Das Geständnis hat von jeher als die Krone der Beweise im Strafprozeß gegolten. In der Tat kann eine Verurteilung keine zuverlässigere Grundlage haben als das der Wahrheit entsprechende Zugeständnis des Angeklagten selbst. Die prozessuale Verwertung eines Geständnisses, das ja nach den Erfahrungen nicht unter allen Umständen der Wahrheit entsprechen muß und deshalb glaubhaft oder nicht glaubhaft sein kann, ist unter dem Einfluß der neueren kriminalpsychologischen Schule gegenüber der früheren Praxis ungleich verbessert und vertieft worden. Zurückgeblieben aber sind wir in der Prüfung und Würdigung der sozial-ethischen Seite des strafprozessualen Schuldbekenntnisses. Ansätze zu einer solchen aus der neuen Welt- und Lebensanschauung geborenen Betrachtungsweise finden sich wohl. Gerade die Stimmungen, die in dieser Hinsicht der Fall Hofrichter in uns erweckt, regen diese interessante Frage besonders lebhaft an.

Der Strafprozeß des Mittelalters stellte ein Recht des Staates auf das Geständnis des schuldigen Missetäters auf. Er tat dies zur Erhaltung seiner damals oft stark gefährdeten Sicherheit und aus jenen gröberen, ja grausamen Instinkten heraus, die nicht nur den Inquisitionsprozeß, sondern auch die sonstige Kultur der damaligen Zeiten beeinflußten. Mit den verschiedensten Graden der Folter durfte das Schuldbekenntnis erzwungen werden.

Als die Macht des Staates sich mehr und mehr befestigte und die Sitten sich milderten, bedurfte die

Strafjustiz eines solchen Gewaltmittels zur Erforschung der Wahrheit, an deren Stelle aus naheliegenden Gründen als Ergebnis oft ihr gerades Gegenteil gezeitigt worden war, nicht mehr. Die Folter wurde abgeschafft, und die modernen Strafgesetze stellen die Erpressung von Geständnissen und Aussagen mit körperlichen und nichtkörperlichen Zwangsmitteln unter schwere Strafen.

Inwieweit es heute noch Aufgabe der Kriminalbehörden ist, mit anderen Mitteln einen leugnenden Beschuldigten zum Geständnis zu bringen, hierüber sind die Ansichten geteilt. Ganz gewiß ist zum mindesten der Kapitalverbrecher der Feind der Gesellschaft, der sich zum Kampf gegen ihre Rechtsordnung erhoben hat. Die berufenen Vertreter der Abwehr dieses Angriffs sind die Kriminalbehörden, vor allem als Prozeßgegner des Rechtsbrechers, Staatsanwaltschaft und Kriminalpolizei. An Stelle des Staatsanwalts tritt in der Beweissammlung sehr oft der Untersuchungsrichter mit der nämlichen Aufgabe. Ein Kampf ohne Waffen und Taktik ist aber aussichtslos und deshalb undenkbar. Die Ueberführung des Schuldigen ist des Kampfes Preis und deshalb die Erzielung eines Geständnisses als allgemeines Kampfmittel berechtigt.

Der Sondermittel zur Erlangung des Geständnisses gibt es verschiedene. Sie finden ihre Chancen in der Würde des Staats, in Moral und Anstand, wie sie in unserer Anschauung gelten, und in der Menschlichkeit. Während selbst Hinterlist und falsche Vorspiegelungen als Mittel zur allgemeinen Ueberführung des Schuldigen nicht ausscheiden — verkleidete Polizeibeamte nehmen in Betrieben, in denen der Täter vermutet wird, Stellung — zur Erzielung eines amtlichen Geständnisses sind sie unverwertbar. So ist es ausgeschlossen, einem Mitschuldigen ein Geständnis dadurch abzunehmen, daß ihm der Wahrheit zuwider vorgespiegelt wird, sein Genosse habe gestanden. Wir sehen also schon hier: nicht um jeden Preis darf ein Geständnis erkauft werden.

Die zulässigen Mittel sind Einwirkungen auf Verstand und Gemüt. Wenn der des Mordes Verdächtige an die Leiche und den Tatort geführt wird, so hoffen wir, der entsetzliche Anblick seines Opfers und die grausige Erinnerung an den Ausführungsakt werden ihn innerlich erschüttern, sein Gewissen wecken und ihm gewissermaßen aus innerem Bedürfnis das Schuldbekenntnis abringen. Bezeigen von Teilnahme und Mitleid ist vom rein menschlichen Standpunkt einwandfrei, wenn es nicht geheuchelt wird. Eine Frau hatte die Mühle ihres Mannes in Brand gesetzt, um ihm die Versicherungsentschädigung zu verschaffen. Der Gendarm sagte ihr, er wisse genau, daß ihr Mann die ganze wirtschaftliche Sorge auf sie abwälze und sich um die Familie nicht kümmere. Diese verständnisvolle Teilnahme führte der Brandstifterin ihre eigene wirkliche Situation so zu Gemüte, daß sie gestand. Erregungen des Ehrgefühls im Schuldigen können verschieden beurteilt werden. Ein Untersuchungsrichter sagte zu einem Mörder: „Sie sind ein guter Soldat gewesen; wer des Königs Rock getragen hat, darf nicht feige sein." Der Täter — ein Handlungsdiener — gestand. Feinfühlige Naturen werden von solchem Zuspruch vielleicht absehen. Daß aber in dem nicht zynischen und nicht in Gleichgültigkeit abgelegten Bekenntnis ein Stück Mut, Wahrhaftigkeit und Reue liegen wird, ist gewiß. Dem erkennenden Richter, insbesondere dem Vorsitzenden, jede Einwirkung auf Herbeiführung eines Geständnisses in der Hauptverhandlung bestreiten zu wollen, schießt über das Ziel. Aber besonderes Maßhalten und Taktgefühl sind hier geboten. Es ist nicht angemessen, bei noch zweifelhafter Beweislage dem Angeklagten unter Zusicherung einer milderen Bestrafung, die ja der Vorsitzende gar nicht in der Hand hat, eindringlich zu einem Geständnis zu raten.

Am würdigsten wird auf ein Geständnis hingearbeitet, wenn mit größter Sorgfalt die Beweise gesammelt und geprüft und ihre Ergebnisse dem Beschuldigten, auch soweit sie dessen unwahre Angaben widerlegen, ohne Voreingenommenheit vorgehalten werden. Auf sein logisches Denkvermögen und auf seine Gemütsverfassung wird hierdurch gleichzeitig gewirkt. Er begreift mit seinem Verstand die Kette der Beweise und fühlt die Gerechtigkeit des Schicksals gegenüber seiner schweren Schuld. So kommt er aus logischen und ethischen Gründen — hartnäckige und tief gesunkene Naturen bleiben natürlich auch jetzt bei ihrem Leugnen — zu einem prozessual und moralisch wertvollen Geständnis. Denn es schließt häufig die Reue ein, die gerade meist erst aus dem vollen Erfassen der Tat sowie ihrer Ursachen und Folgen geboren wird.

Eine solche Beweisführung hauptsächlich hat im Prozeß Hofrichter das Geständnis herbeigeführt. In immer engere Kreise sah sich der leugnende Angeschuldigte eingeschlossen. Seine Hoffnung auf Entlastung durch die Psychiater wurde zunichte; seine Anstrengungen, durch Kassiber einzelne Zeugen zu beeinflussen, verrieten seine Verzweiflung. Wenn an ihn, der als aktiver Offizier zu Ehrenhaftigkeit und Wahrhaftigkeit, zu Ritterlichkeit und Kameradschaft besonders verpflichtet ist, in dieser Richtung appelliert wurde, so geschah es mit Fug und Recht. In der Einsamkeit der Einzelhaft, die als Faktor beim Zustandekommen eines ethisch wertvollen Geständnisses nicht verkannt werden darf, vermochte er mit einer letzten Kraft seinen inneren Menschen zu sammeln. Selbst wenn er körperlich und seelisch unter der Last der Beweise und seiner Schuld zusammenbrach, wenn er nicht mehr die Kräfte fühlte, sein Leugnen weiter durchzuführen, so gehörte doch noch ein letzter großer Entschluß dazu, sich zu dem freiwilligen Schuldbekenntnis durchzuringen. Daß er nach einer solchen Anstrengung zusammenbrach, nimmt nicht wunder.

Es gibt Stimmen, die bedauern, daß nunmehr endgültig durch sein Geständnis Hofrichter so schwere Folgen über sich und die Seinen gebracht hat. Auch wir Berufsjuristen sind zuweilen innerlich über ein Geständnis betroffen, das ganz allein den Schuldigen überführt und ganz allein überführen konnte. Dabei urteilen wir zu wenig als Psychologen und vergessen, wie folgerichtig das echte und wertvolle Schuldbekenntnis aus der Tat und aus der Gemütsverfassung des Täters fließt. Wenn Hofrichter auch mit aus Opportunitätsgründen, in der Hoffnung auf einen Gnadenakt, gestanden haben mag, so bleibt bei der Ungeheuerlichkeit seiner Tat, die in der Kriminalgeschichte ein neues Blatt beginnt, gegenüber der Scham und Schande, die er auf sich gehäuft hat, in seinem Zugeständnis noch eine solche Fülle ungewollter, wohl auch mit religiösen Motiven durchsetzter psychologischer Folgerichtigkeit zurück, daß ohne sie das Geständnis nicht gedacht werden kann.

Gewisse neuere Bestrebungen wollen die Erzielung eines Geständnisses im Strafprozeß stark beschränken. Die bekannte Redensart von einem guten Recht des Schuldigen, zu leugnen, ist aber irreführend; es kann



nur von einem Notrecht gesprochen werden. Es soll dahingestellt bleiben, ob das jedenfalls praktische Beispiel Englands, die Geständigen so sehr auf Kosten der Leugnenden zu prämiieren, nachahmenswert ist. Jedenfalls ist das Geständnis nicht nur die „Königin" der Beweise, sondern es ist und bleibt mit seiner Stellung im Strafprozeß ein ethisches Moment in der Wahrhaftigkeit einer ganzen Nation. Überdies macht Hofrichters Schuldbekenntnis im Rahmen eines längst veralteten Militärprozesses die Führung eines schwierigen Indizienbeweises überflüssig, wennschon er zweifellos gelungen wäre. Die Mühe der Sensationshascher und Nörgler, die schon, wie im Falle Hau, die öffentliche Meinung, wie sich nun zeigt, irrezuführen unternahmen, ist verloren. Wie ein Gewitter hat dieses überraschende, düstere Geständnis die Atmosphäre nicht nur des Strafprozesses, sondern des ganzen öffentlichen Lebens gereinigt. Auch hierin liegt sein unverkennbarer ethischer Wert.

Die Schätze der Diamantenkolonie.

Von Legationsrat Dr. Alfred Zimmermann.

Selten sind Schätze so unvermutet entdeckt worden wie die Südafrikas. Jahrhundertelang hat man sie buchstäblich mit Füßen getreten, bis ein Neger ihrer gewahr wurde.

Vor wenig mehr als zwanzig Jahren stand die deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika, deren Kapital heute mit etwa 28 Millionen bewertet ist, und deren Aktien als kostbares Gut gelten, ernstlich im Begriff, ihren gesamten Besitz mit allen Rechten an ein englisch-holländisches Konsortium für kaum zwei Millionen Mark zu veräußern. Dieses Geschäft, das von den Leitern der Gesellschaft für sehr vorteilhaft angesehen und von maßgebenden Persönlichkeiten gebilligt wurde, vereitelte ein Anteilbesitzer, der Elberfelder Kaufmann Ludwig von Lilienthal. Sein Eingreifen hat ihm die Feindschaft einer Anzahl einflußreicher Persönlichkeiten zugezogen, an deren Folgen er bis zu seinem Tod zu leiden gehabt hat. So gering veranschlagte man damals an leitenden Stellen den Wert der von Lüderitz gegründeten Kolonie, und so eifrig suchte man nach einer Gelegenheit, das geringe, für sie aufgewendete Kapital zu retten!

Von ihrem Standpunkt aus hatten die Herren Bleichröder, Schwabach und Genossen allerdings kaum unrecht bei ihrem Vorgehen. Sie hatten zu Anfang der achtziger Jahre das Kapital, das nötig war, um die von Lüderitz ohne genügende Mittel aufs Geratewohl ins Leben gerufene Unternehmung vor völligem Zusammenbruch zu schützen, ausschließlich auf Drängen des Reichskanzlers Fürsten Bismarck, ohne jede Meinung für Südwestafrika, zusammengebracht. Die Berichte ihrer Vertrauensmänner wie das sonst vorliegende Material berechtigten sie zu der Annahme, daß die Erwerbungen des Lüderitz ebenso wertlos seien wie das riesige, übrige unter dem Schutz des Reiches gestellte Südwestafrika. Die in Aussicht gestellten Mineralschätze waren von den in die Kolonie entsandten Sachverständigen nicht gefunden worden; Versuche mit Handel, Viehzucht, Ackerbau hatten sich als aussichtslos erwiesen. Angesichts dieser schlechten Erfahrungen war niemand in Deutschland geneigt, weiteres Geld für Versuche in einem so gottverlassenen entlegenen Stück Erde herzugeben. Wenn es Holländern und Engländern im Lauf von mehr als zwei Jahrhunderten nicht geglückt war, diesem Gebiet irgendwelche Vorteile abzugewinnen, so sprach ja in der Tat die Wahrscheinlichkeit nicht gerade dafür, daß den Deutschen hier mehr Erfolge beschieden sein würden. Nach der ganzen Sachlage ließ es sich wohl verstehen, wenn der alte Herr von Bleichröder einem Herrn, der ihn gefragt, ob er an Südwestafrika beteiligt sei, erwidert hatte: „Sie meinen wohl, benachteiligt."

Die letzten Jahre haben indessen die Auffassung des Herrn von Lilienthal als richtig erwiesen. Dieser Elberfelder Kaufmann hatte seit Jahren, schon ehe Lüderitz Schritte zur Erwerbung Südwestafrikas unternommen, diesem Teil der Welt seine Aufmerksamkeit zugewandt. Veranlaßt durch die Leiter der rheinischen Mission in Barmen, die in diesem Teil Afrikas seit Jahrzehnten arbeitete, hatte er wiederholt Schritte unternommen, um dort Rechte von den Eingeborenen zu erwerben und geschäftliche Unternehmungen ins Leben zu rufen. Nach Proklamierung der deutschen Schutzherrschaft war er durch den Reichskanzler veranlaßt worden, sich mit der Kolonialgesellschaft für Südwestafrika zu einigen und seine Rechte gegen entsprechende Beteiligung an sie abzutreten. Im Gegensatz zu den Mitgliedern der Gesellschaft war von Lilienthal nun jederzeit von der Ueberzeugung erfüllt, daß in der Kolonie große Schätze schlummerten, und daß es darauf ankomme, geduldig zu suchen und abzuwarten. Während seinen Kollegen im Aufsichtsrat immer nur die schlechten Erfahrungen anderer Nationen und die Mißerfolge ihrer ersten Versuche vor Augen standen, ließ sich der Elberfelder Kaufmann von andern Erwägungen leiten.

Wenn es auch nicht zu leugnen war, daß die Engländer und Holländer im Lauf von Jahrhunderten bei zahlreichen Forschungsexpeditionen und allerlei Unternehmungen in Südwestafrika kein Glück gehabt hatten, so spornten ihre Erfolge in andern Teilen Südafrikas um so mehr zur Nacheiferung an. Auch die Kapkolonie hat jahrhundertelang als wirtschaftlich beinah wertlos gegolten. Ihre Verwaltung kostete von der Zeit der Erwerbung an jahraus, jahrein das Vier- und Fünffache von dem, was das Land abwarf. Holländer wie Engländer hatten an ihrem Besitz nur festgehalten, weil sie diese wichtige Station auf der Weltstraße nach Indien nicht in andere Hände fallen lassen wollten. Dann aber hatte sich das Bild eines schönen Tages ganz zufällig vollständig geändert. Auf einer Farm wurde in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein glänzender Stein gefunden, mit dem die Kinder spielten, und der sich als Diamant erwies. Man suchte nach der Herkunft des Steines, die Diamantminen von Kimberley wurden entdeckt, und mit einem Schlag war das verachtete Südafrika ein vielbeneideter Besitz geworden, nach dem Kapital und Auswanderer aus allen Teilen der Welt sich drängten. Wie wenig Bedeutung wurde ferner jahrhundertelang den weiten Steppengebieten im Norden des Kaps beigelegt, in



denen die vor der englischen Herrschaft zurückgewichenen holländischen Burenfamilien Zuflucht gesucht hätten? Kein Sachkenner vermutete in diesen Gegenden Südafrikas nennenswerte Naturschätze. Ein größerer Aufschwung dieser Siedlungen galt allgemein als so gut wie ausgeschlossen. Und doch wurden hier eines Tags die ungeheuren Goldlager und später neue Diamantenminen entdeckt. Die Farmen, die kurz vorher für wenige hundert Gulden zu haben waren, bekamen unermeßlichen Wert. Ein Krieg, der Milliarden verschlang, ist um diesen Besitz entbrannt. Aehnlich ist es in andern Teilen der Welt gegangen. Kanada, heute eins der reichsten und aussichtsvollsten Länder der Welt, galt Jahrhunderte hindurch für nahezu wertlos. Voltaire gab der Meinung der besten Geister seiner Zeit Ausdruck, wenn er die Kriege, die sein Vaterland um diesen Besitz geführt, aufs lebhafteste beklagte und die um „quelques arpents de neige“ gebrachten Opfer als unverantwortlich verurteilte. Wer hätte sich vor fünfzig Jahren vorgestellt, daß das eisige Sibirien und Alaska einst das Auswanderungziel von Hunderttausenden werden und um den Besitz der Mandschurei erbitterte Kriege ausgefochten werden würden? Wer kann sich heute noch vorstellen, daß das ungeheure Nordamerika den Spaniern so wenig aussichtsreich erschienen ist, daß sie diesem Besitz so lange keine Aufmerksamkeit widmeten, bis andere Nationen seine Erschließung und Entwicklung in die Hand nahmen?

Die Erwartungen, die Ludwig von Lilienthal auf Südwestafrika gesetzt, haben sich früher erfüllt, als zu hoffen schien. Während Jahrhunderte verstrichen sind, bevor die Reichtümer des Kaps, Kanadas und Sibiriens erschlossen wurden, hat man bekanntlich hier bereits jetzt die Diamantenlagerstätten gefunden, die die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf diese Kolonie gelenkt haben und die Phantasie weitester Kreise beschäftigen. — Daß diese Schätze gefunden wurden, ist allerdings ebensowenig das Verdienst der Kolonialgesellschaft für Südwestafrika wie der englischen Gesellschaften, die zu Anfang der neunziger Jahre unter Mitwirkung der Kolonialbehörden, aus Verzweiflung über die Untätigkeit der Kolonialgesellschaft, ins Leben gerufen worden sind. Die eigentlichen Väter dieser so oft genannten und angefochtenen Gesellschaften sind der vor einiger Zeit verstorbene Hamburger Rechtsanwalt Dr. Scharlach und der jetzige Generalkonsul Freiherr von Nordenflycht gewesen. Bei der bestimmten Weigerung der mit so großem Besitz und Vorrechten ausgestatteten Kolonialgesellschaft, irgendwelche nennenswerten neuen Aufwendungen für die Kolonie zu machen, und der auf der andern Seite fürs Reich bestehenden unabweisbaren Notwendigkeit, die Kolonie zu erschließen und Mittel für ihre Verwaltung aufzubringen, blieb zu Anfang der neunziger Jahre nichts übrig, als sich nach ausländischen Unternehmern umzusehen. Es gab in London Leute, die ebenso wie Herr von Lilienthal von dem Glauben beseelt waren, daß Südwestafrika allerlei natürliche Schätze berge. Diese Unternehmer haben auf Grundlage von Konzessionen der Regierung, die an Bedeutung bei weitem hinter denen der Kolonialgesellschaft zurückstanden, große Kapitalien aufgebracht und drei Gesellschaften gegründet. Ihnen ist die Aufdeckung der Otawi-Kupferminen und der Bau der nördlichen Eisenbahnlinie in der Kolonie in erster Linie zu danken. Englische Unternehmer sind es auch gewesen, die zuerst Guanolager an der Küste der Kolonie entdeckt und unter Zahlung sehr bedeutender Abgaben an die Regierung ausgebeutet haben. Edelmetallfunde sind ihnen allerdings ebensowenig geglückt wie dem Syndikat, das seit Jahren in Südwestafrika nach Diamanten gesucht hat. Das Kapital der drei englischen Gesellschaften wird heute nach Angabe des Kolonialamts von der Börse mit mehr als 70 Millionen bewertet. So ansehnlich diese Summe ist, dürfte sie doch verschwindend sein gegenüber den Werten, mit denen diese Gesellschaften rechnen könnten, wenn es ihnen gelänge, Gold- oder Diamantenlager in ihrem Besitz zu entdecken.

Wie groß der gesamte Wert der heute in Ausbeutung befindlichen südwestafrikanischen Diamantfelder ist, wie lange sie nennenswerte Erträge liefern werden, ob es glücken wird, neue Fundstellen und ferner Edelmetalle in der Kolonie zu entdecken, kann heute noch niemand sagen. Es ist ebenso unmöglich, gegenwärtig den Wert des Besitzes der verschiedenen, in Südwestafrika tätigen Unternehmungen mit einiger Zuverlässigkeit abzuschätzen. Die Meinungen darüber gehen je nach dem Standpunkt der Beurteiler weit auseinander. Sicher ist nur das eine, daß heute das vor kurzem noch so allgemein geringgeschätzte Südwestafrika plötzlich hohe Gewinne abwirft, und daß für die Folgezeit man in der Kolonie über mangelnden Unternehmungsgeist des Mutterlandes zu klagen keine Ursache mehr haben dürfte. Man wird viel eher Anlaß haben, das Publikum vor allzu hoch gespannten Erwartungen zu warnen und dem Spekulationsfieber Einhalt zu tun.

Es ist begreiflich, daß die heutigen hohen Gewinne einzelner südwestafrikanischer Unternehmungen in weiten Kreisen den Wunsch rege gemacht haben, einen nennenswerten Anteil der mühelos erworbenen Schätze in die Kassen des Mutterlandes, das so schwere Opfer für diesen Besitz gebracht hat, zu leiten. Das ist zu allen Zeiten so gewesen. Weder Spanier noch Portugiesen, weder Engländer noch Franzosen oder Holländer haben es verschmäht, bei übermäßigen Gewinnen aus privaten kolonialen Unternehmungen den Löwenanteil für den Staatssäckel in Anspruch zu nehmen. Handelte es sich um Gold, Silber oder Edelsteine, so haben sie den Vorteil des Staats durch hohe Abgaben wahrgenommen, warfen Handel oder Landbau außergewöhnlichen Nutzen ab, so haben sie zu allerlei Monopolen und Zolleinrichtungen gegriffen. Milliarden sind auf diese Weise den Kassen der kolonisierenden Mächte im Laufe der Jahrhunderte zugeflossen. Eine lange Erfahrung hat uns inzwischen belehrt, daß diese anscheinend so nahe liegenden und den Interessen der Völker entsprechenden Maßnahmen nicht immer sich bewährt haben. Die Kolonialgeschichte beweist, daß ein übertriebenes Betonen des einseitig fiskalischen Standpunkts nur zu häufig die Entwicklung der Kolonien gehemmt und in letzter Linie dem Mutterland mehr Schaden als Nutzen gebracht hat. Wie weit der Staat in Wahrung der berechtigten Interessen der Allgemeinheit mit Vorteil gehen kann, wird immer von den besonderen Umständen des einzelnen Falles abhängen. So berechtigt daher der Wunsch ist, das Deutsche Reich aus den Schätzen Südwestafrikas für die um diesen Besitz gebrachten schweren Opfer bezahlt zu machen, dürfte es doch angebracht sein, recht vorsichtig den geeigneten Weg ausfindig zu machen und darauf zu achten, daß nicht beim Sammeln der goldenen Eier die Henne, die sie gelegt, erwürgt wird.

Dreißig Jahre Deutscher Schulverein.

Von Prof. Dr. R. v. Wettstein (Wien).

Der 13. Mai d. J. ist ein Gedenktag für die Deutschen Oesterreichs und für alle, die an Erhaltung deutscher Sitte und Kulter Anteil nehmen. Vor 30 Jahren wurde an diesem Tag in Wien der Deutsche Schulverein gegründet, der sich seither zu einer der wichtigsten Schutzwehren gegen alle auf deutsches Wesen gerichteten Angriffe entwickelte, der Großes geleistet hat und vorbildlich wurde für zahlreiche ähnliche Schutzorganisationen und Gebiete, in denen das Deutschtum bedroht ist.

Das Jubiläum des Deutschen Schulvereins erinnert an eine der für die Deutschen Oesterreichs verhängnisvollsten Zeiten. Im Jahr 1879 verlor die österreichische Verfassungspartei, die an der Idee Oesterreichs als eines deutschen Staates festhielt, die Regierungsgewalt; 1880 erschienen die Stremayrschen Sprachenverordnungen, die den Preis darstellten, der den Tschechen für die vorläufige Verzichtleistung auf die Verwirklichung ihrer staatsrechtlichen Ideen geboten wurde, und die Regierung Oesterreichs schlug jene Richtung ein, die lange Zeit hindurch mit dem Namen Taafe untrennbar verbunden blieb. Das Prinzip der Gleichberechtigung aller Nationen Oesterreichs führte nicht nur an und für sich zu einer Schmälerung des deutschen Einflusses, sondern mit oder gegen den Willen der jeweiligen Regierung zu dem Streben der nichtdeutschen Nationen, an Macht und Einfluß, Besitz und Ausbreitung auf Kosten der Deutschen zu gewinnen. Es begann jene Epoche nationaler Kämpfe in Oesterreich, die heute noch nicht abgeschlossen ist, die die Deutschen überall in der Defensive, die anderen Nationen, vor allem die Tschechen, in der Offensive sah, die den Deutschen nicht bloß Demütigungen und Opfer aller Art auferlegte, sondern sie vor allem dadurch schädigte, daß sie sie um die Ruhe ihrer kulturellen Entwicklung brachte. Tausende von Existenzen hat der nationale Kampf verschlungen; Tausende von Talenten sind in ihrer Entfaltung gehemmt worden. Wenn auch die begeisterte Hingabe an den aufgezwungenen nationalen Kampf, die gerade die Jugend bewies, freudig begrüßt werden mußte, so mußte es doch auf der anderen Seite mit tiefem Schmerz erfüllen, wenn man sah, wieviel Tüchtigkeit, Begeisterungsfähigkeit und Talent der Anteilnahme am kulturellen Fortschritt der Nation entzogen wurde. Die Kosten der Entwicklung der nichtdeutschen Nationen Oesterreichs in den letzten Jahrzehnten trugen in diesem Sinn zum guten Teil die Deutschen. Inter arma silent musae.

Die erste Wirkung des nationalen Kampfes war das Streben nach Errichtung von Schutzorganisationen, die an bedrohten Orten dem Deutschtum eine Stütze bieten sollten. Im Sinne der Moltkeschen Worte: „Nur in der eigenen Kraft ruht das Schicksal der Nation" schritt das deutsche Volk Oesterreichs an die Schaffung solcher Organisationen, und eine der ersten war der Deutsche Schulverein.

Eine Schutzorganisation, keine Kampforganisation sollte er sein, und dieser Bestimmung ist er stets treu geblieben. Wie oft hat man versucht, dem Deutschen Schulverein, in der Absicht, ihn zu schädigen, aggressive Tendenzen zuzuschreiben; sein ruhiges, sachliches Wirken hat stets alle diese Angriffe entkräftet. Es ist ein hohes Verdienst all der Männer, die im Laufe der letzten 30 Jahre an der Spitze des Deutschen Schulvereins standen, daß sie die Prinzipien, die sie bei seiner Gründung leiteten, hochgehalten haben; die Ueberzeugung, daß der Deutsche Schulverein keine politische Parteigründung ist, daß er nie und nimmer andere Nationen in ihren Rechten und in ihrem Besten schmälern, sondern ausschließlich den Deutschen das ihnen Gebührende erhalten will, hat viel dazu beigetragen, um dem Verein die Stellung zu verschaffen, die er heute unbestritten einnimmt.

Daß der nationale Kampf überall in erster Linie ein Kampf um die Schule ist, ist natürlich. Die Unterrichtssprache der Schule ist für die nationale Entwicklung des Menschen oft maßgebender als die Sprache der Familie. Ebenso wie der Angriff der nichtdeutschen Nationen Oesterreichs sich gegen die deutsche Schule richtete, mußte die Verteidigung der Deutschen sich der Erhaltung gefährdeter deutscher Schulen zuwenden. Dieser Notwendigkeit entsprang die Gründung des Deutschen Schulvereins. Im Mai des Jahres 1880 erschien der erste Aufruf zu seiner Gründung, der von den Herren Otto Steinwender, Viktor v. Kraus, Karl Günther, Viktor Adler und Engelbert Pernerstorfer entworfen wurde. Der Aufruf fand überall Widerhall in den Herzen der Deutschen, und am Tage der gründenden Vollversammlung zählte der junge Verein bereits 4000 Mitglieder. Am gleichen Tage wurde Dr. Moriz Weitlof zum Obmann gewählt, der dieses Amt bis zu seinem am 2. März 1905 erfolgten Tod beibehielt und sich unvergeßliche Verdienste um den Verein und damit um das deutsche Volk erwarb. Mit Begeisterung scharte sich das deutsche Volk Oesterreichs um den Verein; zwei Monate nach der gründenden Versammlung zählte er schon 13000, am Ende des Gründungsjahres 22000 Mitglieder. Lange Zeit hielt dieses Wachstum in gleicher Weise an; die Einnahmen des Vereins gestalteten sich günstig, und alsbald konnte mit realer nationaler Arbeit auf der ganzen Linie begonnen werden. Mit Freude gedenken wohl alle, die die Jugendzeit des Deutschen Schulvereins miterlebt haben, der Begeisterung, die die Schulvereinsidee erweckte; seine alljährlich in einer deutschen Stadt Oesterreichs abgehaltenen Jahresversammlungen gestalteten sich zu großen und erhebenden Kundgebungen des deutschen Nationalgefühls.

Seither sind dreißig Jahre verflossen. Der Verein hat Zeiten größten Glanzes, er hat auch kurze Zeiten des Rückganges und kritische Epochen hinter sich. Der ruhigen und sachlichen Leitung, der aufopfernden und zielbewußten Tätigkeit zahlreicher Männer und Frauen, vor allem aber der immer wieder werbenden Kraft des Gedankens, dem die Gründung des Vereins entsprang, hat er es zu verdanken, daß diese Zeiten überwunden wurden, daß er heute kräftiger und angesehener denn je dasteht. Gekräftigt und erstarkt nach jeder Richtung erfüllt er seine Aufgabe; gehoben durch die Freude darüber, daß die Saat, die er vor Jahren ausgestreut, an vielen Orten längst aufgegangen ist und tausendfältige Frucht getragen hat.

Es ist nicht möglich, in Kürze auch nur annähernd



das zu schildern, was der Verein in den 30 Jahren seines Bestandes geleistet hat. Ein paar Angaben, die zugleich seinen derzeitigen Stand illustrieren, mögen genügen.

Der Deutsche Schulverein umfaßt zurzeit 1800 Ortsgruppen mit zusammen rund 150 000 Mitgliedern; er hat damit den Höchststand der Mitgliederzahl seit der Gründung erreicht. Seine Einnahmen betrugen im Jahr 1909 938 000 Kronen, seine Ausgaben 920 000 Kronen. Seit seiner Gründung hat er rund 15 Millionen Kronen eingenommen und für seine direkten Aufgaben über 13 Millionen verwendet, überdies hat er etwa 600 000 Kronen für die Sicherstellung der Altersversorgung seiner Lehrer und Beamten hinterlegt. Im Jahr 1909 besaß der Deutsche Schulverein 110 eigene Schulen und Kindergärten; er ermöglichte überdies durch materielle Leistungen die Erhaltung von 247 Schulen und Kindergärten und die Errichtung von 27 Schulgebäuden in sprachlich bedrohten Orten. Nach vielen Tausenden zählen die Kinder, für die auf diese Weise jährlich deutscher Unterricht ermöglicht wird. Außerdem besteht die Leistung des Vereins in Bestellung von Lehr- und Lernmitteln, Zahlung des Schulgeldes, Ermöglichung des Religions- und Industrialunterrichts, Unterstützung von Fortbildungs- und Haushaltungschulen, von Suppenanstalten, Beiträgen für Weihnachtsbescherungen, Ehrengaben für verdienstvolle Lehrkräfte usw. usw.

Mit Ausnahme von Oberösterreich, Salzburg und Dalmatien erstreckt sich die Tätigkeit des Deutschen Schulvereins auf alle österreichischen Kronländer. Sogar in Niederösterreich, an der böhmischen und mährischen Grenze und in der Nähe von Wien mußte der Verein durch Errichtung von Kindergärten eingreifen. Viel umfangreicher und kräftiger hat er natürlich in den übrigen Kronländern zu arbeiten gehabt. In den Sudetenländern im Kampf gegen die Tschechen, in den Alpenländern im Kampf gegen die Slowenen und Italiener mußten zahlreiche Schulen und Kindergärten errichtet werden, noch mehr öffentliche und Privatanstalten unterstützt werden. Ein wichtiges Arbeitsgebiet hat sich der Schulverein erst in den letzten Jahren erschlossen, nämlich Galizien, wo er früher infolge der Beschränktheit seiner Mittel gar nicht arbeiten konnte. Hier haben sich Reste der josephinischen deutschen Kolonien unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen gegenüber dem polnischen Ansturm erhalten; aber sie bedürfen dringend der Unterstützung, da ihnen die materiellen Mittel fehlen. Am besten haben sich in Galizien die evangelischen Deutschen gehalten, während die katholischen der Slawisierung durch die polnischen Geistlichen viel mehr ausgesetzt waren.

Einen schönen Beweis für die allgemeine Anerkennung, deren sich der Deutsche Schulverein erfreut, liefert der glänzende bisherige Erfolg, den eine Anregung erzielte, die von dem Dichter Peter Rosegger im vorigen Jahr ausging. Diese Anregung bezweckte, dem Verein anläßlich seines 30jährigen Stiftungsfestes ein größeres Kapital zu sichern. Es sollten Beträge von je 2000 Kronen gezeichnet werden, deren Einzahlung aber erst in dem Moment zu erfolgen hat, in dem der tausendste solche Baustein gezeichnet und damit der Betrag von zwei Millionen Kronen erreicht wird. In wenigen Monaten war die Zahl von tausend solcher Zeichnungen nicht nur erreicht, sondern überschritten, und es ist zu hoffen, daß in diesem Jubiläumsjahr dem Verein ein Betrag von mindestens zweieinhalb Millionen Kronen als Ehrengabe des deutschen Volkes übergeben werden kann.

Der Deutsche Schulverein wird den Gedenktag seiner vor dreißig Jahren erfolgten Gründung zu Pfingsten dieses Jahres in Graz festlich begehen. Die schöne deutsche Stadt an der Mur rüstet zum Empfang des Vereins; der derzeitige Obmann des Vereins, der Reichsratsabgeordnete Prof. Dr. Groß, und der große Kreis seiner Mitarbeiter kann mit Stolz und Freude auf das Erreichte blicken. Das ganze deutsche Volk kann den Tag mitfeiern, der es daran erinnert, was treues Zusammenhalten und einiges Eintreten für die Aufgaben der Nation zu leisten vermag.

Frühlingsgemüse.

Kulinarische Plauderei von Eugen Brunfaut, Schöneberg-Berlin.

Wer die Wintersaison mit ihren schweren Diners und ausländischen Delikatessen glücklich hinter sich hat, der sehnt sich nach leichten und einfacheren Gerichten. Da sind, bei feuchter und warmer Witterung, schon Ende April unsere einheimischen, jungen Gemüse ganz besonders willkommen.

Abgesehen von Radieschen und Schnittlauch, die zu den Erstlingen im Gemüsegarten gehören, sind es Mohrrüben, Morcheln und vor allem der Spargel, die das Herz jedes kulinarisch Verständigen erfreuen. Der Spargel, der König der Gemüse, erscheint in zweierlei Art. Erstens der weiße, namentlich uns Deutschen seit alters her bekannte Spargel, und dann der grüne Spargel, der uns von den südfranzösischen Provinzen geliefert wird und sich in den feineren Küchen großer Haushaltungen schon den ganzen Winter hindurch findet. Die Zubereitungsart der beiden Sorten ist eine verschiedene. Da der Spargel in den meisten Fällen in dem Privathaushalt unrichtig behandelt wird, sind vielleicht einige Winke für die richtige Zubereitung dieses herrlichen Gerichts nicht unangebracht.

Zunächst muß man beim Einkauf von Spargel vor allem darauf sehen, daß er frisch gestochen und nicht etwa, wie man es häufig findet, durch Wässern frisch erhalten worden ist. Man erkennt dies sehr leicht an dem gelben Aussehen der Köpfe und dem welken Zustand der Spargelstangen. Nachdem man den Spargel recht sauber und nicht zu dick geschält hat, wäscht man ihn und bindet ihn mit Bindfaden oder starkem Zwirn oder Baumwolle in Bunde von 12 bis 15 Stück zusammen, und zwar so, daß die Köpfe gleich hoch stehen und die unteren Enden glatt abgeschnittten werden. Nun legt man den Spargel in ein Gefäß mit kochendem Wasser, in das man reichlich Salz getan hat, und läßt ihn etwa 5 Minuten kochen und dann weitere 20 bis 25 Minuten an der Seite des Feuers weichziehen, man kann ihn aber auch 10 bis 15 Minuten hintereinander weichkochen. Nach dem Fertigkochen



legt man dann die Spargelstangen auf ein Tuch, läßt sie abtropfen, entfernt den Bindfaden und richtet sie auf einer länglichen Platte an. Frische zerlassene oder braune Butter, bei letzterer mit Zusatz von etwas gestoßenem, geröstetem Weißbrot, oder auch eine Sauce hollandaise dienen als Beigabe.

Doch ist dieses nicht die einzige Zubereitungsart des Spargels. Man kann ihn auch als Brechspargel mit einer weißen Sauce, als Salat oder auch mit anderen Gemüsen gemischt und in Butter geschwenkt geben. Der Spargel selbst und auch das Spargelwasser wirken bekanntlich sehr auf die Tätigkeit der Nieren. In einzelnen Familien wird der Spargel in frischer Milch gekocht, und die sogenannte Spargelmilch kann aus gesundheitlichen Gründen getrunken werden. Es muß bei dieser Kochart jedenfalls vorsichtig vorgegangen werden, weil der Spargel sonst an Geschmack verliert und die Spargelmilch bei kranken Nieren geradezu gefährlich wirken kann.

Die Zubereitungsart des grünen Spargels ist folgende: Nachdem man die grünen Spargelstangen, auch Pointes d'asperges genannt, sauber geputzt hat, bricht man sie, indem man die Stangen in beiden Händen zusammenbiegt, so weit um, als die Spargelstangen es selbst zulassen. Man schneidet sie dann in ungefähr vier Zentimeter lange Stücke, wobei besonders darauf zu achten ist, daß die Köpfe des grünen Spargels für sich bleiben. Die übrigen Enden kocht man nun in kochendem Salzwasser in ungefähr 10 Minuten weich, nimmt sie mit dem Schaumlöffel heraus und wirft sie sofort in kaltes Wasser. Es bezweckt dieses, daß der grüne Spargel schön grün bleibt. Mit den grünen Spargelköpfen verfährt man in genau der gleichen Weise, nur daß sie kürzere Zeit kochen dürfen. Den grünen Spargel kann man nun verschiedentlich zubereiten, entweder in einer leichten weißen Bechamelsauce, mit der er unterrührt wird, oder indem man ihn nur in guter Butter, Salz und ganz wenig weißem gestoßenem Pfeffer schwenkt. Richtet man ihn an, so tut man die Spargelstücke zu unterst und die grünen Spargelköpfe oben auf, des besseren Aussehens wegen.

Auch die Morcheln gelten für ein gesundes und feines Gemüse. Man bereitet sie auf folgende Art: Nachdem man die Morcheln von den sandigen Stielen befreit hat, wäscht man sie so lange in kaltem Wasser, bis kein Sand mehr an ihnen vorhanden ist. Man bringt sie dann in einem Kochgeschirr mit viel Wasser zum Kochen und läßt sie so lange darin, bis die Morcheln vollständig weich gekocht sind. Nachdem dies geschehen, läßt man sie einige Zeit stehen, nimmt sie dann vorsichtig heraus, damit der noch vorhandene Sand auf dem Boden zurückbleibt. Nun hackt man die Morcheln etwas klein, tut in ein Kochgeschirr reichlich Butter, schüttet die Morcheln dazu, tut etwas Salz und Pfeffer daran und läßt das Gemüse nun in der Butter dämpfen, bestreut es auch mit etwas Weizenmehl, füllt Milch oder Sahne auf, bis eine seimige Sauce entsteht, und bestreut zum Schluß die Morcheln mit feingehackter Petersilie oder ganz feinem, geschnittenem Schnittlauch. Es ist dies die richtige Art, um diesem Gemüse vor allen Dingen den nötigen Feingeschmack zu geben.

Die jungen Mohrrüben (Karotten) können auf sehr einfache Weise schmackhaft zubereitet werden. Die jungen Mohrrüben werden recht sauber geputzt, gewaschen und in Salzwasser vollständig weich gekocht. Ist dieses erreicht, und hat man in ein Kochgeschirr etwas Butter getan, so schüttet man die mit dem Schaumlöffel herausgenommenen oder abgegossenen kleinen Mohrrüben in die Butter, würzt das Gemüse mit etwas Salz und Zucker und tut zum Schluß etwas feingehackte Petersilie hinein, um sie zu Tisch zu geben.

Dies sind die jungen Gemüse, die uns der April beschert, und die auf deutschem Grund und Boden gewachsen sind. Nun hat man ja allerdings noch eine große Auswahl an Gemüsen, die uns das Ausland liefert. Da sind z. B. schon in den Delikateßgeschäften junge Schoten, grüne englische Schnittbohnen, Tomaten usw., die man nach den Rezepten der Kochbücher herstellen kann. — Ein sehr gutes Gemüse ist auch der sogenannte Brüsseler Chicorée, auch Endivien genannt. Man kann ihn braun oder weiß zubereiten. Bei der ersteren Art, Chicorée à l'espagnole, verfährt man folgendermaßen. Die Endivien werden sauber geputzt, gewaschen und blanchiert, hierauf hackt man sie und schwitzt sie in Butter etwas an. Darauf füllt man eine kräftige braune Jus darauf und läßt das Gemüse kurz einkochen. — Zum Schluß gießt man etwas vorher kräftig eingekochte Sauce l'espagnole (braune Sauce) dazu und rührt das Gemüse dann tüchtig um.

Auf weiße Art bereitet man das gleiche Gemüse folgendermaßen. Die Endivien werden blanchiert, darauf feingehackt und in guter Butter geschwitzt. Man füllt dann eine weiße Bechamelsauce auf und läßt die Endivien damit kurz einkochen.

Außer den schon angeführten Gemüsearten sind noch viele am Markt zu haben, von denen ich nur noch einige anführen möchte. Wir finden da Finochis (Fenchelgemüse), frische Trüffeln, Pinnent, Cardy, Aubergines, Tomaten, Engl. Seekohl, Sweet Potatoes, Courgelles, Rhabarber, Navets, Kerbelrüben, Topinambour, Erdbeeren, Kohlrabi und grüne Gurken. Eine reiche Auswahl, die für das Frühlingsmenü viel Abwechslung bietet und wohl jedem Geschmack gerecht wird.

Unsere Bilder

Die Verhandlungen des Herrenhauses über die Wahlreform (Abb. S. 777 u. 779). Das preußische Herrenhaus hat sich in der verflossenen Woche mit der Wahlrechtsvorlage beschäftigt, die das Abgeordnetenhaus bereits angenommen hat. Es lag eine Anzahl von Abänderungsanträgen vor, die das Schicksal des ganzen Reformwerkes zu gefährden schienen. Der Ministerpräsident v. Bethmann Hollweg trat gleich am ersten Tag all diesen geplanten Abänderungen entgegen und erklärte sich nur für den Antrag Schorlemer, betreffend die Bildung der Drittelungsbezirke. Dieser Antrag wurde auch am 29. April angenommen, nachdem ihn Oberpräsident Freiherr von Schorlemer in einer Rede begründet hatte, in der er auch in interessanter Weise über die Parteikonstellation im Reich und in Preußen sprach. Am Schluß dieser Sitzung wurde dann auch die Wahlrechtsvorlage in der Fassung des Abgeordnetenhauses angenommen.

Kaiser Franz Josef (Abb. S. 778) gab kürzlich den Wienern einen erfreulichen Beweis seiner Rüstigkeit. Der achtzigjährige Herrscher nahm hoch zu Pferde die Frühjahrsparade der Wiener Garnison ab und ertrug die erheblichen Strapazen ohne die geringsten Anzeichen der Ermüdung. Er ist eben immer noch vor allem mit Leib und Seele Soldat.

Die Heimkehr des toten Björnson (Abb. S. 782). Die Leiche des großen Dichters und Volksmannes wurde aus dem Pariser Sterbehaus in der Rue de Rivoli unter den höchsten Ehren nach der Heimat gebracht. Die Franzosen, in deren Mitte er starb, haben dem Genie Björnsons auch nach seinem Tode durch Beweise der Achtung gehuldigt; doch die erste wahrhaft ergreifende Trauerkundgebung fand auf skandi-



navischem Boden in Kopenhagen statt. Ein imposanter Trauerzug begleitete den Sarg vom Hauptbahnhof zum Hafen, wo er an Bord des norwegischen Kreuzers „Norge" gebracht wurde.

Die Brüsseler Weltausstellung (Abb. S. 784) befindet sich noch in ihrem Anfangstadium, aber man kann schon heute feststellen, daß die Veranstalter hier ein wirklich wertvolles Gesamtbild der modernen Kraft und Schönheit unserer Zivilisation geboten haben. Die ersten und eifrigsten Besucher der Ausstellung, das Königspaar, erkannten auch die vorzüglichen Leistungen des Komitees und der Kommissare mit dem höchsten Lob an. Besonders die kraftvoll und mächtig wirkende Deutsche Abteilung fand den Beifall des hohen Paares.

Die Große Berliner Kunstausstellung (Abb. S. 781) wurde am 30. April in Anwesenheit eines distinguierten Publikums eröffnet. Bei der Feier im Blauen Saal des Moabiter Glaspalastes hielt der Vorsitzende Professor Kallmorgen eine programmatische Ansprache, dann erklärte der Vertreter des Kultusministers, Unterstaatssekretär Wever, die Ausstellung für eröffnet. — Wir reproduzieren diesmal zwei interessante Frauenporträte, die den Besuchern der Ausstellung allgemein auffallen.

Die neusten Triumphe der Aviatik (Abb. S. 780 u. 783). Seit Bleriots Flug über den Aermelkanal hat die Aviatik keine Großtat von der Bedeutung des schönen Ueberlandfluges von London nach Manchester vollbracht, den Paulhan am Nachmittag des 27. April ausgeführt hat. Der Aviatiker startete um 5 Uhr 20 Minuten auf dem Flugplatz von Hendon, auf dem eine große Menge dem Schauspiel beiwohnte. In ihr bemerkte man einige sehr bekannte Flieger. Nach Paulhan startete auch der Aviatiker Graham White. Paulhan übernachtete in Lichfield und setzte am nächsten Tag den Flug nach Manchester fort, kam dort glücklich an und errang so den Ruhm, einen großen Rekord geschlagen zu haben, und außerdem einen Preis von 200 000 Mark. — Nicht ganz soviel, aber doch die hübsche Summe von 10 000 Frank gewann sich Latham durch einen schönen Höhenflug auf dem Flugmeeting in Nizza. Ihm gelangen dort noch andere prächtige Leistungen. So brachte er seinen künstlichen Riesenvogel über das Meer nach Antibes und kehrte dann wieder in majestätischem Flug zu seinem Ausgangspunkt zurück. — Die Fortschritte, die die Aviatik fortwährend macht, lassen sich an der Hand der von uns reproduzierten Tabelle leicht verfolgen. Zwar ist die Länge und Dauer der ausgeführten Flüge kein fehlerloser Maßstab für die Beurteilung der Leistungen, denn man muß auch die besonderen Umstände jedes Fluges in Rechnung ziehen. Da wir aber doch hoffen, daß der Aeroplan bald ein Mittel des praktischen Verkehrs sein wird, ist es wichtig, festzustellen, wieviel er schon heute unter günstigen Verhältnissen leisten kann, und interessant zu beobachten, wie seit Jahr und Tag ein Rekord den andern ablöst und überbietet.

Personalien (Abb. S. 778). Lord Kitchener of Khartum, der bekanntlich seine Stellung als Oberbefehlshaber der englischen Truppen in Indien aufgegeben hat und dann ein Jahr lang die Truppen der englischen Kolonien inspizierte, ist nach acht Jahren in die Heimat zurückgekehrt. — Am 2. Mai jährte sich zum fünfzigstenmal der Tag, an dem der beliebte Leiter des Hoftheaters in Hannover Geheimrat Barnay in Trautenau zum erstenmal die Bühne betrat. Der Jubilar entzog sich den zahlreichen Glückwünschen durch einen kurzen Aufenthalt im Harz. — Der österreichische Oberleutnant Hofrichter hat, durch die Haft gebrochen, endlich gestanden, daß er, um seine Vordermänner aus dem Wege zu räumen, die berüchtigten Giftbriefe an zahlreiche Generalstabsoffiziere verschickt hat.

Die Toten der Woche

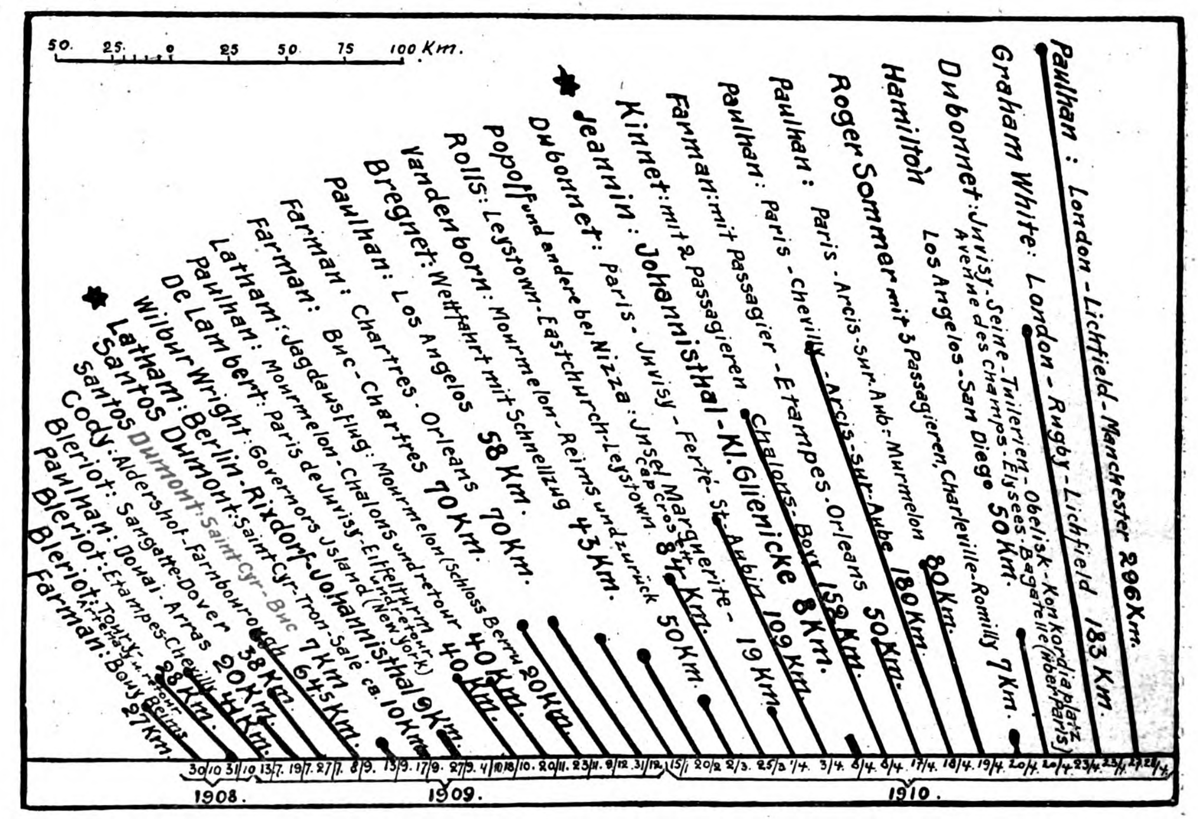
Baron Melvil von Lynden, ehemaliger Minister des Auswärtigen, † im Haag am 27. April im Alter von 66 Jahren.

Bildhauer Richard Ohmann, † in Berlin im 60. Lebensjahr.

Fedor Pringsheim, bekannter Industrieller, † in Breslau am 2. Mai im 82. Lebensjahr.

Geh. Baurat Albert Schneider, Erbauer der Harz-Zahnradbahn, † in Harzburg am 28. April im Alter von 77 Jahren.

John Quincy Adams Ward, bedeutender amerikanischer Bildhauer, † in Neuyork am 1. Mai im Alter von 79 Jahren.



Uebersicht der bisher ausgeführten Ueberlandflüge. — × Die beiden deutschen Flüge.

Bilder vom Tage

Hofphot. Perscheid.

Dr. Clemens Frhr. v. Schorlemer-Lieser, Oberpräsident der Rheinprovinz und Mitglied des Herrenhauses.

Zu seiner Rede über die Parteibeziehungen anläßlich der Wahlrechtsdebatte im Herrenhaus.



Kaiser Franz Josef begibt sich zu Pferd auf das Paradefeld.
Frühjahrsparade in Wien. — Phot. Lechner.



Lord Kitcheners Heimkehr: Der bisherige Oberbefehlshaber der englischen Truppen
in Indien verläßt in Southampton den Dampfer.



Geh. Intendanzrat Barnay, Hannover,
feiert sein 50jähriges Bühnenjubiläum.



Oberleutnant Hofrichter,
der geständige Angeklagte des Wiener Giftmordprozesses.

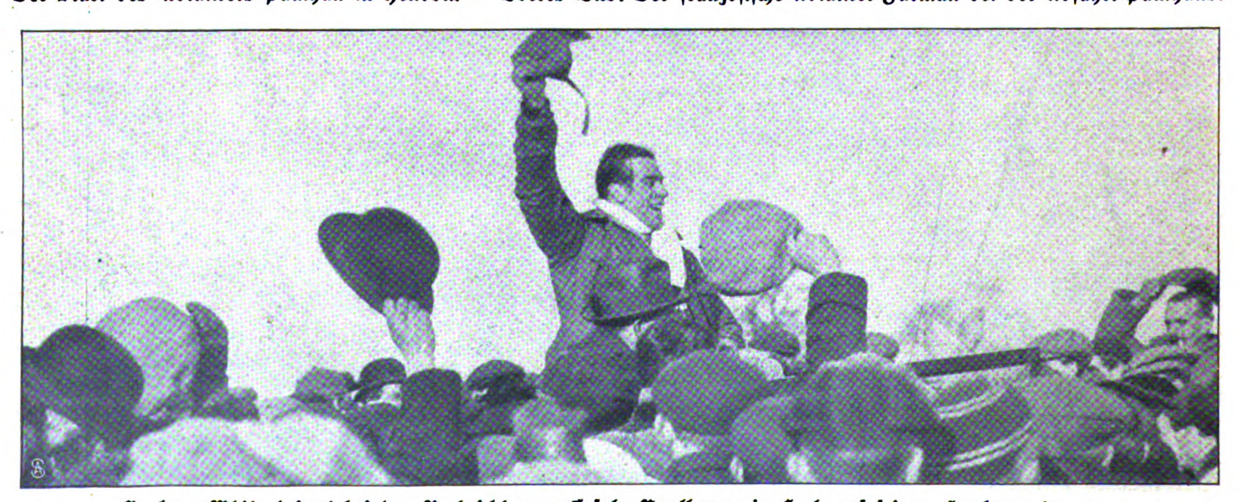




1. Staatsminister v. Arnim. 2. Staatsminister v. Moltke. 3. Unterstaatssekretär Wahnschaffe. 4. Ministerpräsident v. Bethmann Hollweg. 5. Präsident Frhr. v. Manteuffel. 6. Graf v. Oppersdorff. 7. Dr. v. Burgsdorff. 8. Graf v. Behr. 9. Generalfeldmarschall Graf Haeseler. 10. Graf Botho zu Eulenburg. 11. Generalfeldmarschall v. Hahnke.

Die preußische Wahlrechtsvorlage im Herrenhaus: Photographische Aufnahme während der zweiten Lesung.

Der Start des Aviatikers Paulhan in Hendon. — Oberes Bild: Der französische Aviatiker Farman bei der Abfahrt Paulhans.



Graham White bringt bei der Nachricht vom Erfolg Paulhans ein Hoch auf seinen Konkurrenten aus.

Die aviatische Fernfahrt um den 10000-Pfund-Preis von London nach Manchester.



Frau Geheimrat Emmi Lewald.
Gemälde von Professor Conrad Kiesel.



Meine Frau.
Gemälde von Professor Rudolf Schulte im Hofe.

Frauenbildnisse auf
der Großen Berliner Kunstausstellung.



Unterstaatssekretär Wever (×) hält die Eröffnungsansprache. — ×× Der Vorsitzende Prof. Kallmorgen.

Die feierliche Eröffnung der Großen Berliner Kunstausstellung 1910.



Die Witwe Björnsons, sein Sohn und der dänische Ministerpräsident Zahle (×)
im Trauerzuge.



Der norwegische Gesandte Hagerup
spricht dem dänischen Volk den Dank seines Landes aus.

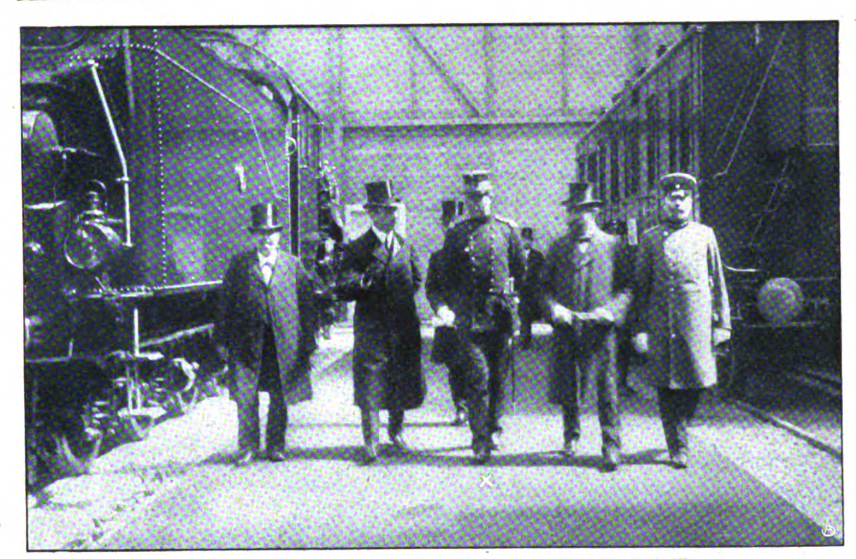
Die Trauerfeier für Björnson in Kopenhagen.

Norwegens ungekrönter König tot: Björnson auf dem Totenbett in Paris. Phot. Delius.

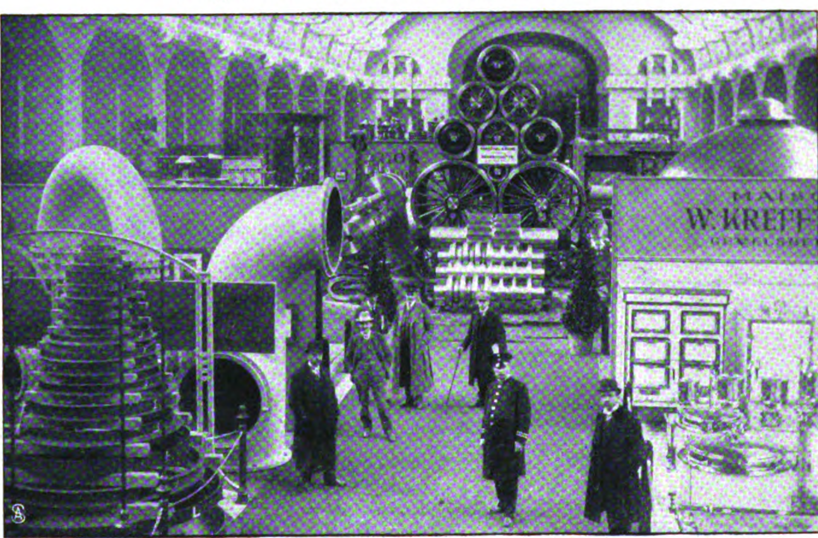


Ein Riesenvogel über der Jacht „Mercedes II" Phot Branger.

Vom aviatischen Meeting in Nizza: Latham auf der Rundfahrt Nizza—Antibes—Nizza.



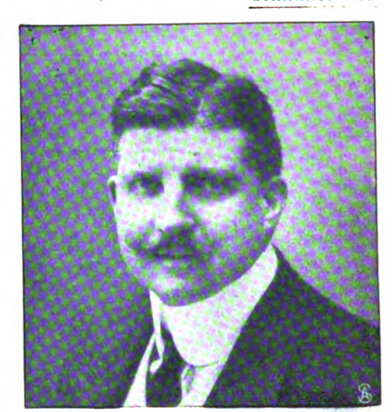
König Albert (×) in der Deutschen Eisenbahnhalle.



Die Industriehalle der Deutschen Abteilung.



Königin Elisabeth besichtigt das Eisenbahngebäude.



Herzog von Ursel,
Kommissar der belgischen Regierung.



Graf van der Burg,
Generaldirektor der Ausstellung.



M. Keym,
2. Generaldirektor der Ausstellung.



Minister Francotte,
Mitglied des Ausstellungskomitees.

Photographische Aufnahmen von Bonte.

Von der Weltausstellung in Brüssel.

Nur wer die Sehnsucht kennt . . .

Roman von

Ida Boy-Ed.

2. Fortsetzung.

Erst nach langem, selbstquälerischem Warten las Frau Jutta den Brief ihres fernen Mannes:

„Mein geliebtes Weib! Mein letzter Brief schilderte Dir unsere Reise von Tsingtau nach Tschemulpo und meine ersten Eindrücke von Korea. Ich gab in Tschemulpo jenen Brief zur Post, und Du wirst inzwischen aus der Zeitung ersehen haben, daß wir in Hakodate ankamen. Das ist ja das Angenehme für Euch zu Hause, daß Ihr immer die telegraphische Nachricht unter der Rubrik ‚Marine' findet, daß wir da und da ankamen und an Bord alles wohl ist. Dann wißt Ihr doch so ungefähr, wie es um uns bestellt ist.

„Also wir liegen zurzeit noch vor Hakodate und werden von hier nach Kobe gehen, um dort ein paar Tage zu bleiben. Da gibt es nämlich ziemlich viel deutsche Kaufleute, meist Hanseaten. Und die Deutschen fühlen sich immer erhoben, in ihren Interessen gefördert, in ihrem Ansehen gestärkt, wenn mal eins von unsern Kriegsschiffen sich zeigt. Nachher gondeln wir so um Japan rum und werden wohl Ende Juni in Nagasaki ankommen. Also ungefähr, wenn Du diesen Brief bekommst, und wenn Ihr in den mehr oder minderen Wonnen der Kieler Woche schwelgt. Die hast du diesmal hoffentlich mitgemacht, nachdem Du vorigen Sommer durch Dein damaliges Befinden daran verhindert warst. Ich hab es Rosenfelds und Hochhagen auf die Seele gebunden, daß sie Dich nicht einsam und trauernd in Deiner Klosterzelle verkümmern lassen.

„Von Nagasaki aus machen wir noch eine Fahrt nach den Philippinen, müssen nochmal nach Schanghai zurück, und dann gehen wir nach Hongkong, wo wir unsern Kahn mal auf Dock bringen müssen.

„Und in Hongkong bleiben wir fast zwei Monate.

„Meine liebe, süße Frau — ja, da also bleiben wir fast zwei Monate lang!

„Kommt Dir nicht auf der Stelle der Gedanke: plenty time, meinen Schatz mal zu besuchen?

„Und dazu lade ich Dich hiermit feierlichst ein! Ich rate Dir, schiffe Dich nicht schon von Bremerhaven ein, sondern geh erst in Genua an Bord. Das Alleinreisen braucht Dich in keiner Hinsicht zu schrecken. Du bist an Bord eines Norddeutschen Lloyddampfers. Das sagt alles! Das sagt, daß der Kapitän — wer es auch sei, und wie er auch heiße — Dich wie Vater und Mutter in einer Person betreuen wird. Du bittest Exzellenz Marweg oder auch einfach Rosenfeld, dem betreffenden Kapitän vorher ein Dich an ihn empfehlendes Wort zu schreiben. Und Du sollst mal sehen, mit welcher Fürsorglichkeit, bis zur Stewardeß herab, Dich alles umgibt. So'n Kapitän von so einem Riesendampfer, mußt Du wissen, ist schon ein Kerl! Der hat für viele Menschenleben und viele Millionen einzustehen, der hat, wohin er kommt, deutsche Art und deutschen Namen imposant zu vertreten. — Er ist eine Art Regent. Und die Welt, die kleine schwimmende Welt, die er regiert, die hat viel zu bedeuten. Wenn Du Dir das so recht klar machst, wirst Du jede Angst vor der weiten Reise verlieren, und das heißt, eigentlich kann ich mir's gar nicht vorstellen, daß Du überhaupt vor irgend etwas Angst haben solltest. Du hast immer so etwas Kühnes und Sicheres in Deinem Wesen gehabt. Ich weiß noch, ich traute mich damals erst gar nicht recht an Dich ran.

„Da wir, geliebtes Weib, ja schon beinah in der Stunde der Verlobung von Geld sprechen mußten und uns darin gottlob immer einig waren, lieber auf etwas zu verzichten, als uns finanziell bedrückt zu fühlen, so denkst Du natürlich gleich an die Kosten. Also: wir können es machen. Von meiner Bordzulage verbrauche ich fast nichts. Gekauft habe ich eigentlich nichts, außer ein paar hübsche Kleiderstoffe für Dich: Rohseide und sehr helle Seidenkrepps. Du selbst, schriebst Du mir, hast im völlig geordneten bescheidenen Budget leben können und Dich seit unserer Heirat nicht von Kiel weggerührt. So dürfen wir die fünf- bis sechstausend Mark — so schätze ich Reise und Aufenthalt hier — wohl daran wenden, uns diese große Freude zu gönnen.

„Das Schicksal ist ja eigentlich ein bißchen schikanös mit uns verfahren. Wir lernen uns kennen, lieben, verloben uns. Und erfahren von Deinem Vater, der sich im Jahr vorher, in Dir recht unverwünschter Weise, wieder verheiratet hatte, daß Du, einem testamentarisch geäußerten Wunsch Deiner Mutter gemäß, erst heiraten darfst, wenn Du mündig seiest. Und daß er erst dann verpflichtet sei, Dir Dein mütterliches Erbteil auszuzahlen. Was war da zu machen! Es hieß eben: warten.

„Weißt Du, ich habe oft gedacht, Deine Mutter wird wohl nicht so sehr glücklich gewesen sein und hat nachmals ihre urteilslosen achtzehn Jahre, mit denen sie in die Ehe trat, dafür verantwortlich gemacht.

„Fast alle Menschen bestimmen ja nach ihren persönlichen Erfahrungen.

„Meine Mutter hat uns das Warten — diese gräßlichen drei Jahre — so viel erleichtert, als sie konnte. Und in meinen knappen, ach so knappen Urlaubzeiten haben wir bei ihr köstliche Stunden verbracht. Aber es waren eben doch nur Lichtblicke in dieser langen Zeit voll Sehnsucht. Es war eine Schinderei. Jawohl, das war es.

„Und endlich wirst Du einundzwanzig Jahre! Dein Vater — verzeih mir's — aber ich glaub, er tat's mit heimlichem Zähneknirschen — legte Deine zweihunderttausend Mark auf den Tisch des Hauses nieder. Und sozusagen in selbiger Stunde heirateten wir.



„Manchmal denk ich: sind wir bloß einen Tag Mann und Frau gewesen? Einen verrückten, seligen Tag lang? So schrumpft mir die Zeit zusammen in der Erinnerung.

„Wie viele Kameraden sind förmlich gierig auf ein Auslandkommando. Und ich, der ich schon so ziemlich auf allen Meeren rumgegondelt bin, ich kann wohl sagen: Ost- und Nordsee hätten mir auf lange hinaus als Schauplätze meiner unsterblichen Seemannstaten genügt.

„Aber nein! Da trifft es ausgerechnet mich, Erster Offizier auf S. M. S. ‚Luise‘ zu werden.

„Erster Offizier mußte ich ja werden. Dieses schöne Mädchen-für-alles-Kommando, das auch die dicksten Nerven zu Spinnwebfäden zermürbt, blüht ja allen. Warum konnte ich es nicht auf einem der Linienschiffe der Ostseestation werden?

„Grad ein Vierteljahr haben wir glücklich sein dürfen!

„Nun, ich habe nicht zu klagen. Es ist mein Beruf. Um nichts gäbe ich ihn hin. Wer weiß, ob er einem nicht durch solche Opfer nur noch teurer wird. Die Größe des Zwecks wird einem so klar.

„Aber zu was schreib ich Dir die vielen Bogen Überseepapier voll — das weißt Du ja alles selbst. Ich sollte eigentlich nur ein Wort sagen: Komm!

„Depeschiere mir nach Nagasaki. Nur ein Wort natürlich! Taxe: Acht Mark für ein Wort! Nur den Namen des Dampfers. Das sagt ja dann auch alles: daß wir uns wiederhaben werden, daß wir die Tage zählen bis zu Deiner Ankunft in Hongkong. Ich sehe dann bei der Lloydagentur in Nagasaki die Segellisten ein und kann im Geist Deine Reise verfolgen vom Tag Deiner Einschiffung in Genua an.

„Mit welcher Spannung ich Deiner Depesche entgegensehe, brauche ich Dir nicht zu sagen. Es umarmt Dich liebend

Dein Malte.

„Ja, und Baby fällt mir noch eben ein — es kommt mir doch immer so märchenhaft vor, daß ich eine kleine Tochter haben soll — Baby wird gewiß von meiner Mutter in Obhut genommen. Ich habe mir sagen lassen, so kleine Kinder wüßten noch nichts von ihrer Mutter und schliefen fast den ganzen Tag. Also wird die Kleine Dich nicht entbehren.“

Das war der Brief....

Sehr genau legte Jutta ihn wieder zusammen. Bogen paßte sie auf Bogen, und das dünne, zähe Papier mußte immer wieder flachgestrichen werden. Dann faltete sie den Packen zusammen und tat ihn wieder in den Umschlag.

Hier war kein Beobachter, und niemand hätte belauern können, was in dem Gesicht der jungen Frau vorgehe.

Aber es ging nichts darin vor. Es war wie versteinert.

Wenn sie einen bestimmten Gedanken gehabt hatte, war es vielleicht der: In einer Nachschrift....

Ja, das Wort ging wie ein Pendel hin und her, hin und her durch ihren Kopf.

Es tönte immer stärker. Es schwoll so an, daß es rings die Welt wie mit dumpfen Schlägen zu erfüllen schien.

In einer Nachschrift gedachte er auch des Kindes!

Besann sich noch im letzten Moment, ehe er den Brief schloß, daß er auch ein Kind habe....

Es war nicht das erstemal....

Zuweilen, im Anfang, hatte Jutta versucht, das ganz gerecht, ganz nüchtern zu nehmen.

Sie erinnerte sich: einmal starb einer ihrer beiden Brüder in Argentinien. Seit vielen Jahren war dieser Bruder nicht mehr in Europa gewesen. Man wußte kaum mehr, wie er aussah. Seine Bilder, die er in großen Zwischenräumen von sich schickte, waren eigentlich die eines fremden Mannes. Man mußte sich ihnen gegenüber in ein Gefühl der Zusammengehörigkeit hineinsteigern. Als die Nachricht kam, er sei tot, hatte die Trauer etwas Erkünsteltes gehabt.

Sie schloß aus dieser Erinnerung: so wenig wie man sich ein fernes Sterben vorstellen kann, ebensowenig kann man sich ein neues, fernes Leben vorstellen. Das ist alles nicht mehr wie eine Geschichte. Sie interessiert ein paar kurze Stunden lang. Nachher ist die zudringliche Wirklichkeit, die uns umgibt, wieder da mit all ihren tausend greifbaren und sichtbaren Ereignissen.

Wenn das Kind stürbe, ehe er es gesehen? Was hätte ihm dieser Tod bedeuten können? Nichts. Selbst sein Mitleid mit ihr, der Mutter, würde in solchem Fall nur eine erzwungene Empfindung sein können.

Man konnte wohl sagen: dieses Kind hatte noch keinen Vater. Die heilige Wissenschaft seiner neuen Würde konnte dem Fernen nicht aufgegangen sein.... Er hatte den offenbarenden, den großen, den unbegreiflichen Augenblick des ersten Schreies nicht miterlebt....

Aber die Zeit war längst vorbei, wo Jutta das in gerechter Ruhe überdenken konnte....

Sie war jetzt wie benommen von dem erbitterten Gedanken: In einer Nachschrift....

Wie leicht hätte er's ganz vergessen können....

Und über diesen monotonen Gedanken vergaß sie fast, daß der Brief ihr eine ungeheure Entscheidung abforderte....

Heute noch — oder doch in den nächsten Tagen mußte sie ihm das Wort hinüberrufen über Länder und Meere....

Sie erhob sich. Sie ging ein paarmal langsam hin und her.

Nein, dachte sie, ich verlasse nicht mein Kind....

Aber neben diesem trotzigen, klaren Vorsatz war noch ein anderes Gefühl in ihr: bang und dunkel....

Gab es nicht einen, der vielleicht unaussprechlich leiden würde, wenn sie sagte: Ich gehe zu meinem Mann!

Und sie selbst — ging sie mit Jubel?

War das die Erfüllung all der schweren Sehnsucht in ihr?

Ihre Gedanken flüchteten sich fort von diesem dunkeln und gefährlichen Gebiet....

„Nein, ich gehe nicht von meinem Kind!“ murmelte sie.

Es klopfte.



Unwillig sah sie nach der Tür. Diesmal kam Martha ganz bescheiden herein — im Bewußtsein, eine Freveltat zu begehen. Die der Störung.

Und sie sagte kleinlaut: „Oh — gnädige Frau möchten man mal eben 'n büschen ans Telephon kommen."

Jutta ging rasch in den Flur. Dieser Vormittag hatte schon so viel gebracht.... Kam noch etwas? Noch mehr Erregendes?

Aber nein. Eine ganz kleine, ganz jammervolle Stimme antwortete, als Jutta sich gemeldet hatte: „Bist du es selbst, Liebes? Ach Gott, ich habe grauenhafte Kopfschmerzen."

„Das tut mir leid," antwortete Jutta nicht sehr ergriffen, „aber du kannst das Tanzen ja nun mal nicht vertragen."

„Und das weiß Hektor doch," klagte die hinsterbende Stimme, „und er hätte doch strenger sein müssen. Ich sage dir, Liebes: meine Beine sind Zwirn, und schauderhaft ist mir ganz und gar."

Jutta brauchte nicht viel Phantasie, um sich Lisbeth Rosenfeld am Telephon vorzustellen: schlapp wie ein Wesen ohne Rückgrat, ohne Knochen, bloß ein Kleiderbündel mit einem schweren Kopf darauf.

„Dann leg dich doch", riet sie.

„Will ich auch. Ja, und was ich dir sagen muß, Liebes — du weißt es auch natürlich schon: Hochhagen schrieb eben — er hat sich mit der süßen Renée Gervasius verlobt — eine reizende Crewschwester — nett für uns beide, nicht? Und du bist natürlich auch da heut abend? Improvisierte Vorverlobungsfeier. Liebes, was ziehst du an?"

„Ich denke, du stirbst vor Kopfweh?" sagte Jutta.

„Ich will mich auch auf der Stelle hinlegen. Und bis zum Abend liegenbleiben, damit ich dann wieder im Gange bin. Und deshalb telephoniere ich. Liebes — sei nicht böse... aber ich kann nicht zum Tee zu dir kommen heute nachmittag."

„Ja," sprach Jutta etwas heiser in den dunkeln kleinen Schallfänger hinein und wurde rot, als stehe sie einem scharfen Auge gegenüber, „ja — schon dich nur... es läßt sich nicht ändern...."

„Aber nun bist du jawohl ganz allein mit Herrn von Gamberg heute nachmittag?" erinnerte die klägliche Stimme aus dem Unsichtbaren heraus.

„Ich sage ihm ab!" rief Jutta. „Schluß."

Aber sie wußte auch schon fast im gleichen Moment, daß sie ihm nicht absagen würde.

Und als sie in ihr Zimmer zurückkehrte, trug sie das Haupt herrisch erhoben.

Das hat so kommen sollen, dachte sie.

Sie fühlte sich wie getragen von großen, entscheidenden Entschlüssen... nur daß es Entschlüsse waren ins Unbestimmte hinein.... Mehr Stimmung als Wille.

III.

Oberleutnant zur See von Reiswitz kam vom Jachthafen bei der Seebadeanstalt, ging sehr langsam die Düsternbrooker Allee hinunter und bog in den Schwanweg ein. Da hatte er links den Botanischen Garten und rechts die vornehmen Villen, die sich die Sonne ins Gesicht scheinen ließen. Sacht wand sich die Straße, fast schluchtartig am Fuß der hochliegenden Gärten hin, an Fundamenten entlang, auf denen sich Gitter erhoben. Rosengerank und alles, was es an grünem, sich schlingendem Gewucher gibt, kletterte um die Gitter und an den Hausfronten empor. In den Büschen brütete die Hitze. Über den Rosen bebte sichtbar die Luft in Wellen. An den Baumkronen, die alt, stolz und vieläftig den Gartenbildern Wucht gaben, regte sich kein Blatt. Blau war der Himmel, unerhört blau, monoton blau — als sei er mit sehr fetter Ölfarbe glatt auf eine Riesenleinwand hingestrichen.

Das Herz voll Zorn und Erbitterung ging Reiswitz.

Wenn diese faule Sommerprotzerei mit Windstille und Sonnenbrand etwa anhalten sollte, konnte es morgen eine schöne Geschichte werden — die Flaute und Glut von Kiel nach Travemünde... das wäre, um blödsinnig zu werden.

Aber in dem Gemüt eines Seeoffiziers kann kein Seglerzorn so groß sein, daß er nicht auf der Stelle hinschmölze und sich in das angenehmste Wohlbehagen löste, wenn ein liebliches weibliches Wesen in Sicht kommt.

Reiswitz, aus dem an Temperatur einer überhitzten Ofenröhre ähnlichen, eingeschlossenen Schwanwege kommend, betrat, träge und geschlagen von Ärger, den Klaus-Groth-Platz. Auf diesen kleinen, stillen Platz mündete rechts der Niemannsweg und links die von den Universitätsanlagen herführende Hospitalstraße. Reiswitz nahm Richtung dahin, um in seine Karlstraße zu gelangen, die ihrerseits wieder auf die Hospitalstraße stieß.

Und da nahm er sich plötzlich straff zusammen und trug den Kopf mit der weißen, ein wenig schräg gesetzten Marinemütze wieder hoch.

Denn von der Hospitalstraße her kam Fräulein Renate Gervasius.

Donnerwetter, dachte Reiswitz und gar nichts anderes.

Denn sein Seemannsherz wallte auf von Entzücken über all die jugendliche Anmut, die da, ihrer erfrischenden Holdseligkeit gänzlich unbewußt, durch den Sonnenbrand leichtfüßig schritt, als sei er lindeste Lenzesluft.

Sie trug ein weißes Kleid und einen großen, weißen Strohhut, auf dem ein Kranz von La-France-Rosen lagerte. Von Rand zu Rand des breiten Hutes, unterm Kinn seiner Trägerin weg, zog sich ein weißes, seidenes Band, das gerade am linken Ohr zu einer sehr kleidsamen Schleife gebunden war. Und unter diesem Hut, von diesem Band umspannt, zeigten sich die weichen Züge in einem Lächeln, vor dem Reiswitz' Erbitterung einfach in eine Versenkung hinabfuhr.

Er grüßte schon von weither, strahlte und ging schnurstracks auf sie zu.

Da weder Ost noch West wehte, konnte der Wind es nicht auf seine Flügel genommen und weiter getragen haben. Es mußte aber noch andere unbegreifliche Beförderungsmittel für solche wundervollen Neuigkeiten geben. Denn beim Mittagessen im Marinekasino war es schon erzählt worden: der Korvettenkapitän Emmich von Hochhagen hat sich mit Fräulein Renate Gervasius, des berühmten Geheimrats Tochter, verlobt.



Reiswitz wußte: natürlich durfte er, konnte er nicht gratulieren. Vielleicht war es doch am Ende bloß Klatsch. Wenn's aber auch keiner war, schien es immer schicklicher, daß ein Fernstehender wartete mit Glückwünschen, bis es offiziell bekannt gemacht sei.

Aber immerhin: Eine sehr interessante, erfreuliche und belebende Begegnung.....

Und als er ihr näher kam, sah er: Einen ganz verklärten Ausdruck hatte sie.... Na, ja....

Der große Hut teilte ihr Gesicht in eine obere beschattete und eine untere helle Hälfte. Und in dem Schattenstrich glänzten die Augen zugleich träumerisch und glücklich.

Als er vor ihr die Honneurs machte, sah sie ihn erwachend und sehr fröhlich an.

„Gnädiges Fräulein, an diesem verzweiflungsvollen Tag ein Sonnenstrahl! Wie geht es Ihnen? Wie ist Ihnen der Ball bekommen?"

Renate lachte.

„Ein Sonnenstrahl?"

„Lachen Sie mich nur aus — gut — ja. Aber die viel zu viele Sonne, die heute vom Himmel kommt, ist mehr Strafe als Erquickung. Es sind keine Sonnenstrahlen mehr, es ist Hochofenhitze. Und insofern hatte ich doch recht. Und Ihnen ist der Ball vorzüglich bekommen? Gnädiges Fräulein sehen sehr vergnügt aus."

„Wie sollte ich nicht! Wenn man das Große Los gewonnen hat!" sagte sie und führte den Rosenstrauß, den sie trug, an ihr Gesicht, um mit Nase und Mund den Duft einzuatmen. Dabei guckten ihre Augen schelmisch, über die Blumen weg, Reiswitz an.

„Ach? Ich spiele nämlich mit Lebus zusammen auch ein Achtel — war denn Ziehung?"

„Muß wohl gewesen sein...."

Sie lachten beide.

„Also meine allerbesten, allerinnigsten Glückwünsche dazu", sagte er.

Sie schüttelten sich die Hände.

Es ist also wahr, dachte er sehr, sehr zufrieden. Ja, dies Mädchen mußte in die Marine fallen. Die hätte man keinem andern als einem Kameraden gönnen dürfen. Und Hochhagen war ja einfach 'n famoser Kerl.

„Gestatten, gnädiges Fräulein, daß ich Sie bis zu Ihrem Ziel begleite?"

„Gern," sagte sie, „ich will zu Frau von Falckenrott — es sind nur noch die paar Schritte den Niemannsweg hinauf."

Aha — zur Frau „seines" besten Freundes, dachte er, und da er zufällig genau wußte, daß Fräulein Gervasius bisher nicht bei Frau von Falckenrott verkehrt hatte, war ihm dies der bündigste Beweis.

Seelenvergnügt schwatzten sie zusammen, plötzlich war eine gewisse Zusammengehörigkeit zwischen ihnen.

Renée hatte ihren Gang mit einer heimlichen Unsicherheit, fast ein wenig aufgeregt, angetreten. Aber in Reiswitz' Gesellschaft kam sie darüber weg, und sie empfand etwas merkwürdig Beglückendes: das Kameradschaftliche. Als wenn ihr selbst dieser im Grunde doch ganz ferne und gleichgültige Reiswitz näher gekommen sei....

Beinah hätte sie aus überquellendem Gefühl gesagt: Lieber Reiswitz — ich gehöre nun dazu....

An der Gartenpforte von Professor Doktor Krämers Haus, wo oben Frau von Falckenrott wohnte, standen sie noch ein Weilchen und sprachen sich noch über das scheußliche, schandbare, nicht ausdenkbare Pech aus, das es für Reiswitz und die von ihm geführte „Freia" bedeutete, wenn morgen Flaute sein würde.

Und dann fragte Reiswitz sehr plötzlich: „Falls ich zufällig Herrn Kapitän Hochhagen begegnen sollte, dürfte ich ihm einen Gruß vom gnädigen Fräulein bestellen —"

„Herr von Reiswitz," sagte Renate, vor großer Heiterkeit ganz übermütig, „Sie sollten Diplomat werden. Hier, ich gebe Ihnen eine Rose. Wenn Sie Hochhagen auf dem Weg zu Ihrer Wohnung in der Karlstraße treffen sollten, überreichen Sie sie ihm als Zeichen meines Respektes. Wenn Sie ihn aber nicht treffen, behalten Sie die Rose selbst als Erinnerung an diesen historischen Augenblick."

Sie wußten ja beide, daß Hochhagen ganz gewiß nicht in dieser Gegend und Tageszeit auf der Straße angetroffen werden würde.

„Ich danke gehorsamst für das Geschenk dieser Rose," sagte er in fröhlicher Feierlichkeit, „und wenn mein Achtel, das ich mit Lebus spiele, auch mal mit dem Großen Los herauskommt, laß ich zu der Rose eine silberne Kapsel machen."

„Großartig. Und wenn wir beide alte Leute sind, dann frag ich mal: Bewahren Exzellenz immer noch die Rose auf?"

Und wie große Kinder lachten sie hell und fanden all dies sehr unterhaltend.

Oben auf dem Balkon, im Schutz seiner ihn einhüllenden Blatt- und Blütenwirrnis, stand eine Frau und horchte auf jedes Wort.

In der großen, heißen Nachmittagstille wurde jeder Laut so klangvoll, schien zu schwellen, zersprengte das Schweigen. Und die beiden jungen Menschen in ihrer lustigen Unbefangenheit dachten auch gar nicht daran ihre Stimmen zu dämpfen.

Den Rest des Vormittags, die schweren schleichenden Stunden des Mittags hatte Jutta gelitten wie eine Angekettete.

Immerfort peitschte sie das Bewußtsein: ich muß einen Entschluß fassen! Ich muß das Wort hinaussenden in die weite, weite Welt, das ihn erreichen soll, das ihm meldet: ich komme — ich komme — das Wort, auf das er wartet.

Hochhagen hatte ihr die Segellisten des Norddeutschen Lloyd geschickt. Sein Bursche brachte sie, während Jutta dicht vor ihrer Tischzeit die Kleine frisch bettete und tränkte.

Sie fühlte: es war rührend aufmerksam. Dieser Mann, der heute in einem Rausch von Glück lebte, dachte doch noch an sie und ihre Angelegenheiten.

Aber sie empfand nicht nur die Fürsorge. Sie empfand wieder darin eine Bevormundung, spürte eine Mahnung. Es hieß ihr: Entschließe dich; depeschiere; ein Nein ist unmöglich....



Sie sagte sich: jetzt habe ich ja keine Zeit.

Dann, als die Kleine besorgt war und ihr die blanken Augen übergingen vor Schläfrigkeit — als sie eingeschlafen war, satt und von der Hitze schlaff, da dachte Jutta wieder: nun will ich erst in Ruhe essen.

Und genoß doch fast nichts.

Nachher endlich blätterte sie den großen, roten, vielfach gefalteten Bogen der Segellisten auseinander.

Sie betrachtete ihn, als sei er eine Merkwürdigkeit.

Sie las den Fahrplan: Bremen—Neuyork. Eine lange Kolonne von Schiffsnamen und Daten — das sprach von einem unaufhörlichen Hin und Her zwischen hüben und drüben, einer atemlosen Eile von tausend und aber tausend Menschen, von einem Ufer zum andern hinüberzurauschen.

Und all die andern Fahrpläne verfolgten ihre Augen, als sei es wichtig, zu erfahren, wann man nach Baltimore oder Galveston, wann nach Kuba, nach La Plata oder Brasilien reisen könne, wie die Dampfer hießen, die den Mittelmeer-Levantedienst besorgten, und nach welchen Daten die Reichspostdampferlinie nach Australien sich regelte. Auch alle Agenturen des Lloyd im Inland wie im Ausland überflog sie. Nur ganz allein über den Fahrplan XV, Bremen—Hamburg—Ostasien, gingen ihre Blicke fort, vielleicht gerade, weil sie dort, ohne sehen zu wollen, doch einen kurzen, dicken Blaustiftstrich bemerkte.

Da hatte ihr Hochhagen den Dampfer angestrichen, den sie nehmen sollte....

Dieser kleine, blaue Farbenfleck auf dem roten Papier stritt mit ihr.

Er schien ihr wieder ein Beweis, daß sie keinen freien Willen haben solle.

Sie dachte plötzlich: Ich werde i h n fragen....

Eine verzehrende Spannung kochte in ihr auf, brannte in ihrer Brust.

Ja, das war es: ihn fragen!

Das war die einzig mögliche Form, ihm diese Sache mitzuteilen.... die zwangloseste Form....

Sie machte sich daran, den Teetisch zu ordnen. Auf dem Balkon natürlich. Wo man so verborgen saß und das Gefühl, fast an der Straße zu sein, doch jede Unruhe und Befangenheit ausschaltete.

Die Sonne beschien nun nicht mehr den Balkon, ihre Strahlen strichen an ihm vorbei. Aber Büsche und Bäume des Vordergartens überströmte sie von rechts her mit einem Goldglanz, der etwas stumpf war von dem Staub und der Hitze, die in ihm flimmerte. Und links hinter sich, auf Rasen und Weg, hatten alle Gebüsche blaue, scharfe Schatten.

Nun war der Teetisch fertig — viel zu früh — Jutta übersah noch einmal alle Zierlichkeiten und Appetitlichkeiten. Die Spitzendecke, das blumige Meißner Porzellan, das Silber, die Rosen an den langen Stielen im hohen Glas.

Da hörte sie draußen auf der Straße, die grade heute nachmittag wie verwunschen still war, Stimmen. Zwei sprachen da, die offenbar das Gefühl hatten: uns gehört die Welt, wir können uns in ihr benehmen, wie wir wollen. Oder vielleicht bewirkte es dies große, heiße Schweigen in all den Gärten, daß die Unterbrechung der sonnendurchbrüteten Stummheit etwas Vorlautes bekam.

Sie sah hinab. Wie denn? Fräulein Gervasius und der Oberleutnant von Reiswitz standen an ihrer Gartenpforte still? Das konnte doch nur die Bedeutung haben, daß einer von beiden sie zu besuchen dachte.

Ihr wurden die Füße schwer — so bleiern befiel die große Enttäuschung ihr ganzes Wesen.

Sie dachte: ich will Martha sagen, daß sie jeden Besuch außer dem einen abweist.

Nein — das ging nicht. Wenn Reiswitz jetzt kommen wollte, trieb ihn seine Ungeduld, die zu erfahren wünschte, ob Herr von Gamberg morgen mitsegeln wolle oder nicht. Und Jutta erinnerte sich: sie selbst hatte Reiswitz gesagt, daß Gamberg heute zum Tee käme.

Und wenn es Renate war, die kommen wollte, so durfte sie unter keinen Umständen abgewiesen werden.

Jutta stand und horchte und wartete. Kein Wort entging ihr.

Wie kindisch kam ihr das vergnügte Gespräch vor.

Mit dem Hochmut der Leidenden dachte sie: Wie albern... nun, sie sind jung und sorglos.... Kinder sind sie.

Dann fiel ihr ein: Renate war höchstens drei, vier Jahre jünger als sie selbst. Darüber verlor Jutta sich in Staunen und erbittertem Sinnen....

Alt kam sie sich vor. Wie eine, die schon ein zerbrochenes Leben hinter sich hat....

Und jetzt nahm das Lachen und muntere Sprechen an der Gitterpforte ein Ende, und Renate Gervasius kam herein in den Garten und schritt den Seitenweg entlang, der zur Haustür führte.

Was will sie? Sie kommt zu mir? Schon heute? Und allein? fragte sich Jutta.

Sie sollte es in wenig Minuten wissen.

Mitten im Zimmer stand das befangene Mädchen vor der jungen Frau. Die lustige, etwas überlegene Sicherheit, mit der sie eben noch Reiswitz behandelt hatte, war ganz weggelöscht aus Renates Wesen. Sie hielt das Haupt schräg gesenkt und ihren Rosenstrauß in den gefalteten Händen. Das weiße Band, das sich unter dem Kinn spannte und neben dem linken Ohr geknüpft war, kleidete sie grade in dieser Kopfhaltung ungewöhnlich lieblich. Das regelmäßige und doch so weiche Gesicht war von einer Verlegenheitsröte angehaucht.

Mein Gott, wie ist sie reizend, dachte Jutta gerührt, während sie sie begrüßte und die Rosen annahm.

„Ich komme ganz heimlich," begann Renate fast scheu, „Emmich weiß gar nichts davon."

Heimlich? — Du meine Güte — in Gespräch und Gelächter mit Reiswitz den Riemannsweg entlang — dachte Jutta und mußte über diese „Heimlichkeit" schon leise lächeln.

„Und warum? Haben Sie irgend etwas auf dem Herzen, wobei ich Ihnen helfen kann?" fragte Jutta.

„Ja", sagte Renate und stand hilflos. Sie traute sich nicht einmal die Frau anzusehen und fand es doch etwas viel, daß sie so einfach hergegangen sei... wenn



diese ernste, arme, traurige Frau sie nun auslachte — oder zudringlich fände....

Sie seufzte aus Herzenstiefe.

Jutta, weltgewandter und doch neugierig geworden, nahm das Mädchen an der Hand und zog sie neben sich auf das kleine, graue Sofa, das durch einen hinter ihm aufgestellten Wandschirm den Charakter eines traulichen Eckchens bekommen hatte. Auf der zwischen Bambusstäben straff gespannten dunkelbraunen Seide des Schirms stolzierten dickgestickte goldene Reiher hochmütig zwischen Aprikosenblüten von weichem, schimmerndem Weiß Vor diesem fantastischen Hintergrund neigten sich die beiden Frauenköpfe einander zu.

„Ich bin," begann Renate, „ich habe... ach Gott — wie soll ich es sagen? Ach ja — liebe, gnädige Frau — ich habe mich schon immer sehr für Sie interessiert — sehr — gleich, als Sie, jung verheiratet, hierher kamen — Sie wissen es gewiß gar nicht mehr — bei Exzellenz Marweg wurde ich Ihnen vorgestellt — bei Rohrbrands trafen wir uns einmal...."

„Ich weiß es noch gut", sagte Jutta herzlich.

„Und dann verschwanden Sie aus der Gesellschaft. Ihr Mann ging fort. Und ich hörte davon sprechen, daß Sie eine kleine Tochter bekamen, und Herr von Falckenrott war so weit, weit weg. Und es tat mir leid, daß ich Sie so wenig kannte. Und deshalb nicht kommen durfte und fragen, ob Sie mir erlauben wollten, Sie liebzuhaben. Ja...."

Sie seufzte nochmals so recht aus Herzensgrund — im Gefühl der Befreiung, des wachsenden Mutes, des Rechtes ihres Vorhabens.

„Liebes Kind...."

„So sehr hab ich für Sie geschwärmt — schon lange, von weitem...."

Jutta erinnerte sich: ja, da können junge Mädchen — so unbegreiflich ihre Seelen hingeben, an fremde Frauen, die sie kaum kennen, die ihnen irgendwie merkwürdig interessant scheinen.... Aus einem drängenden, gegenstandslosenLiebesbedürfnis heraus können sie für ferne, schöne Frauen schwärmen.

„Liebes Kind...." Sie lächelte weich und drückte Renatens Hand.

„Und nun bin ich glückselig. Nun darf ich Sie lieben! Nun m u ß ich Sie lieben! Emmich hat mir gleich gesagt: Du, Rosenfeld und Falckenrott und ich, wir gehören zusammen, uns trennt nichts, nicht mal die Frauen sollen uns trennen; und mit Lisbeth Rosenfeld kann man sich gut vertragen; und Jutta Falckenrott, die mußt du sehr liebhaben, wie eine Schwester mußt du zu ihr sein. Denn sie ist vor Sehnsucht nach ihrem fernen Mann beinah krank, und unsere Liebe muß ihr das leichter machen. Jawohl, das hat Emmich gesagt", schloß sie.

In Juttas Augen funkelten Tränen. Ihre Nasenflügel bebten. „Und deshalb kommen Sie?..."

„Ja. Ich wollte Ihnen sagen, daß ich Sie bitten möchte, mich auch etwas liebzuhaben. Sehen Sie — dann ist Emmich glücklich. Stellen Sie sich vor: wenn ich ihn damit überrasche: wir kennen uns schon gut — ja, wir haben uns schon ausgesprochen... was er wohl für Augen macht!"

Jutta umarmte das Mädchen.

Ein paar Augenblicke konnten sie nichts miteinander reden. Beide bemühten sich, nicht in Tränen auszubrechen.

Der einen zersprengte ihr Glück und die allgemeine Aufregung dieses für sie außerordentlichen Tages die Fassung.

Die andere war erschüttert in dem plötzlichen Gedanken, daß auch diesem zärtlichen, hingebenden, offenen Gemüt einst die gleichen Prüfungen beschieden sein könnten wie ihr selbst.

Und von diesem ihrem Gefühl hingerissen, mehr dem phantasievollen Mitempfinden als dem Verstand gehorchend, sprach sie leidenschaftlich: „Ach, Kind, wir wissen ja nicht, was wir tun, wenn wir unser Leben einem solchen Mann hingeben... sein Beruf ist zu grausam gegen uns."

„Dem Beruf des Mannes muß jede Frau Opfer bringen," meinte Renate voll wichtiger Ernsthaftigkeit, denn so hatte sie es von klein an ihre Mutter sagen hören. „Denken Sie nur an meine Mama! Wir haben so gut wie nichts von Papa. Die Vorlesungen, die vielen Operationen, die Kranken, die wissenschaftlichen Arbeiten bis in die Nacht hinein.... Mama sagt, wir müssen immer daran denken: es ist für den großen Zweck. Und zufrieden sein in dem Gedanken: er gehört uns doch, er ist da...."

„Ja, er ist da — er ist da... das ist es! Ihre Mutter weiß es zu jeder Zeit: Er ist da! Sie hört seine Stimme, sie kann für ihn sorgen — mit all den lächerlichen, kleinen, alltäglichen Dingen — die uns gar nicht lächerlich und klein scheinen, weil wir immerfort damit Liebe zeigen können.... Aber wenn so ein Mann hinausgeht — es ist ja beinahe immer, als hätte man den Liebsten fern im Kriege.... Und wenn man wie ich die höchste, die größte Stunde des Frauenlebens ganz allein hat bestehen müssen.... Mein Kind kam. Und wo war er, dem es gehörte?... Das war zu hart — für mich, ja. Wie ich nun einmal bin. Und schließlich — in all dem Zittern und dem Entbehren — in was für Unsicherheiten kommt man! Man weiß ja zuletzt nicht mehr...."

Sie verstummte vor Schreck. Ihre hinstürmende Leidenschaftlichkeit hätte sie beinah so weit gebracht zu sagen: ....ob man ihn noch liebt!

Sie drückte sehr heftig die Hand des jungen Mädchens. Als sei dieser pressende Druck der Abschluß ihrer Rede.

Renate saß still. Der starke Gram dieser Frau, der fast wie Zorn klang, machte sie unfrei. Es wirkte etwas daraus auf sie hinüber, das über ihr jubelndes Glücksgefühl dahinging wie eine Kältewelle.

Sie war zu unerfahren, um zu unterscheiden, wie Schicksal und Veranlagung und all die zufälligen Fügungen des Lebens hier feindlich gegeneinander kämpfen mochten. Sie fühlte eine unbestimmte Furcht vor eigenen künftigen Leiden....

Sie wehrte sich dagegen und wußte nicht, daß man einen entscheidenden Augenblick erlebt hat, wenn man sich plötzlich gegen etwas wehren muß....



Jutta faßte sich. Ihr kam zum Bewußtsein, daß das liebe Kind mit einem Male still und blaß dasaß. Reue wallte heiß in ihr auf. Nein, das hatte sie nicht gewollt, diese junge Seligkeit trüben....

Sie lächelte erzwungen. Sagte voll künstlicher guter Laune: „Es gibt manche Kameradenfrauen, die das ganz gern mögen — mal so eine Zeit wieder für sich sein — wieder Tochter im Elternhaus oder so.... Und Sie haben ja Ihre lieben Eltern hier, wenn Emmich mal ein Auslandkommando bekäme... die ja übrigens auch immer seltener werden.... Und heute abend soll ich Ihre Eltern kennen lernen? Ich finde es entzückend, daß sie Rosenfelds und mich gleich als Emmichs ‚Familie‘ aufnehmen.... Aber wollen wir uns nicht beim Vornamen nennen? Lisbeth Rosenfeld und ich — ja, wir dutzen uns. Die Stunde dafür wird zwischen Ihnen und mir gewiß auch bald kommen, liebe Renate — Renée nennt man Sie?... nicht wahr?"

So sprach Jutta mit eiligen Worten, munter — und hing mit ihren dunklen, brennenden Blicken am Gesicht der andern — ob da nicht wieder das strahlende Glück aufgehe. (Fortsetzung folgt.)

Einiges über Erziehung im jüngsten Kindesalter.

Von Professor Dr. Artur Keller,
Direktor des Kaiserin-Auguste-Victoria-Hauses zur Bekämpfung der Säuglingsterblichkeit im Deutschen Reich.

Die Bedeutung der Erziehung für die Entwicklung des Menschen werden wir verschieden bewerten, je nachdem einen wie großen Einfluß wir der Vererbung von körperlichen und geistigen Fähigkeiten zuschreiben. Je niedriger man die Wirkung der angeborenen Anlage auf die spätere Entwicklung des Individuums einschätzt, um so größer wird die Verantwortung, die man dem Erzieher aufbürdet. Ich selbst stehe auf dem Standpunkt, daß der Erziehung im weitesten Sinn und dem Milieu, in dem der Mensch aufwächst, ein größerer Einfluß darauf, was aus ihm wird, zuzuschreiben ist als der angeborenen Veranlagung. Dafür spricht, abgesehen von andern Momenten, das Studium der Verwahrlosung unter Kindern, das uns lehrt, daß in der überwiegenden Mehrzahl aller Fälle Fehler oder schädliche Einflüsse der Erziehung oder Mangel jeder Erziehung als Ursache der Verwahrlosung festzustellen sind.

Der Anteil, den Vererbung und Erziehung an dem geistigen Aufbau des Menschen nehmen, ist verschieden groß. Das Temperament ist ererbtes Gut, dessen Ueberwuchern und dessen Auswüchse durch Erziehung zur Selbstbeherrschung wohl gehemmt werden, das jedoch dem Menschen während seines Lebens im großen und ganzen unverändert verbleibt. Auch die Intelligenz ist ererbt; sie wird durch Erziehung in Haus und Schule und durch Selbsterziehung geübt und kann je nach dem Grade der Uebung zu verschieden hoher Entwicklung gebracht werden. Aber sie ist von Anfang an da und wird in ihrem Wesen später kaum verändert. In Gegensatz zum Temperament und zur Intelligenz stelle ich den Charakter; denn dieser ist im wesentlichen ein Produkt der Erziehung, und zwar der Erziehung in den ersten Lebensjahren. Ich kann Gurlitt nur zustimmen, wenn er gerade die ersten fünf Jahre als die wichtigsten für den ganzen geistigen Aufbau des Menschen bezeichnet, und daraus erklärt sich, daß ich der Erziehung in den ersten Lebensjahren eine so hohe Bedeutung beilege und auf sie hier besonders hinweisen möchte.

Diejenigen, die sich eingehender für die Frage interessieren, verweise ich auf die Schriften von Gurlitt „Der Verkehr mit meinen Kindern" und „Erziehungslehren", auf die von A. Matthias „Wie erziehen wir unsern Sohn Benjamin?" und besonders auch auf eine anscheinend anspruchslose, aber sehr wertvolle Arbeit von Professor A. Czerny „Der Arzt als Erzieher des Kindes". Mir liegt es selbstverständlich fern, eine Erziehungslehre zu entwickeln oder auch nur die verschiedenen Anschauungen darüber zusammenzustellen; mir kommt es darauf an, von praktischen Gesichtspunkten aus einzelne Fragen der Erziehung zu erörtern; zunächst die, von welchem Alter des Kindes an wir mit der Erziehung beginnen können.

Viele Eltern, die auf die Erziehung ihrer drei- und vierjährigen Kinder die größte Sorgfalt verwenden, achten kaum auf die Erziehung des Säuglings, einmal deswegen, weil sie seine Unarten nicht als Ungezogenheiten auffassen, und dann, weil sie nicht wissen, wie groß der Einfluß der Erziehung bereits beim Säugling sein kann. Die Erziehung kann eingreifen, sobald das Gedächtnis so weit entwickelt ist, um Eindrücke festzuhalten, noch bevor die Intelligenz den Zusammenhang zwischen Ursachen und Wirkung erfaßt. Und das ist bereits im zweiten und dritten Lebensmonat der Fall. Die Leitung der ganzen Ernährung beim Säugling ist eine Erziehung zur Ordnung, Regelmäßigkeit und Enthaltsamkeit; sie ist mit Rücksicht auf die körperliche Gesundheit notwendig und gleichzeitig für die Erziehung zweckmäßig. Daß die Erziehung zur Ordnung nicht übertrieben werden, daß sie vor allen Dingen niemals den Anforderungen der Gesundheit widersprechen darf, brauche ich wohl kaum zu erwähnen. Der Wille der Eltern bzw. die ärztliche Verordnung und nicht der Wille des Kindes soll bei der Bestimmung des Nahrungsmaximums entscheiden und ebenso bei der Auswahl der Speisen. Bei diesem Punkt denke ich an so manches Kind, bei dem mir die Mutter erzählte, es möge oder es könne dies oder jenes nicht essen, es habe gegen das eine oder das andere oder aber gegen jedes Gemüse eine unüberwindliche Abneigung.

In allen diesen Fällen — ich schließe körperliche Erkrankung aus — dürfen wir ohne weiteres annehmen, daß es sich um Fehler in der Erziehung handelt. Gewiß werden wir bei Uebergängen zu einer neuen Kostform, z. B. wenn das Kind von süßer Milch zu salziger Nahrung entwöhnt werden soll, langsam vorgehen, wenn wir auf Widerstand beim Kind stoßen, aber wir dürfen uns durch diesen Widerstand nicht beirren lassen. Natürlich ist es schwerer und erfordert mehr Geduld, das Kind an aktiven Gehorsam zu gewöhnen als an passive Ent-



haltsamkeit, und natürlich ist es leichter, dem Kind bestimmte Speisen vorzuenthalten oder zu verbieten, als eine scheinbare oder vielleicht wirkliche Abneigung zu überwinden.

Uebrigens ist schon beim jungen Kind nicht nur darauf zu achten, daß es ißt, sondern, wie es ißt. Mit eineinhalb Jahren erlernt in der Regel das Kind die einfachste Technik des Essens. Es lernt mit beiden Händen die Tasse zum Mund zu führen und sauber zu trinken, und es lernt den Gebrauch von Löffel und Schieber für die Aufnahme von Gemüse und Brei. Bis das Kind jedoch die Technik beherrscht und keine Verstöße mehr macht, vergeht mancher Monat, währenddessen bei jeder Mahlzeit das wachsame Auge der Mutter auf das Kind achtet.

Das gleiche gilt bei der Erziehung zur Sauberkeit. Das Ende des ersten und der Anfang des zweiten Lebensjahres ist der Termin, an dem das Kind sich daran gewöhnt, seine Bedürfnisse rechtzeitig vorher anzumelden. Erzieherisch kommt es nicht darauf an, daß man durch häufiges Abhalten Unsauberkeit verhütet, sondern darauf, daß spontan das Kind sich meldet.

Es ist nicht meine Aufgabe, auseinanderzusetzen, in welcher Weise die Erziehung den Fehlern, die dem Kindesalter eigentümlich sind, zu begegnen hat; man findet ganz ausgezeichnete Belehrung in den oben angegebenen Schriften, weil sie das Verständnis für die Kinderfehler eröffnen und damit der Erziehung den richtigen Weg zur Verhütung und Behandlung der Fehler weisen. So manche Kinderträne könnte schnell getrocknet werden oder würde überhaupt nicht fließen, wenn das Kind in seiner Eigenart das richtige Verständnis bei den Erwachsenen fände. Uebergriffe über die Grenzen zwischen Mein und Dein, die Wahrung des Egoismus, sind natürliche Aeußerungen des angeborenen Selbsterhaltungstriebes; aber es sind nicht Unarten, wie sie so oft aufgefaßt werden. Andere vermeintliche Verfehlungen des Kindes sind nichts als Aeußerungen der Schwäche und Unerfahrenheit.

Verständige Eltern werden aus der Beobachtung des Kindes die Ursache seines Verhaltens erkennen und dementsprechend eingreifen, unter Umständen, wenn es sein muß, durch einen gutgemeinten Klaps, der manche Tracht Prügel in späteren Jahren unnötig macht. Ein besonders schweres Kapitel der Erziehung ist die zur Wahrhaftigkeit. Erste und höchste Aufgabe der Erziehung ist die, der Lüge Herr zu werden; dazu gehört Vorsicht und Geduld, in erster Linie aber auch das gute Beispiel der Erwachsenen. Denn es kann nichts Schlimmeres geben, als wenn das Kind beobachtet, wie die ihm nächststehenden Erwachsenen sich gegenseitig belügen oder gar das Kind zum Lügen anhalten.

Für die Verhütung der Kinderfehler, wie zum Beispiel des Eigensinns, des Egoismus, der Unaufmerksamkeit, ist die richtige Beobachtung und das richtige Verständnis sowie das erzieherische Eingreifen von seiten der Erwachsenen notwendig.

Nun könnte eine ängstliche Mutter, der die Erziehung ihres Kindes am Herzen liegt, im Hinblick auf die vielen Regeln, die zu befolgen, und auf die vielen Fehler, die zu vermeiden sind, wirklich bange werden, ob sie dieser Aufgabe gewachsen ist. Da ist es gut, daß die Mutterliebe, wenn sie nicht blind für die Fehler ihres Kindes ist, der beste Führer in der Erziehung ist; denn die Mutterliebe und die Beschäftigung mit dem Kind veranlaßt die Mutter, ihre Erziehung der Eigenart des Kindes anzupassen, und sie lehrt die Mutter, zu verstehen, daß das Kind eine eigene Art und Weise, zu denken, zu fühlen und zu wollen, hat.

Anna Boberg und die Lofoten.

Von H. Vogel. — Hierzu 6 photographische Aufnahmen.

In Paris hat in diesen Tagen eine Malerin ihre Bilder zur Ausstellung gebracht, die bei uns in Deutschland noch ziemlich unbekannt ist: die Schwedin Anna Boberg, die Gattin des hervorragenden Architekten Ferdinand Boberg, der die Schlösser der Prinzen Karl und Eugen von Schweden, die Nordische Bank, das Postgebäude in Stockholm und zahlreiche andere Bauten errichtet hat. Die schwedische Malerin verdient die allgemeine Aufmerksamkeit nicht nur als eigenartige Künstlerin, sondern auch als tapfere und kühne Frau, die ihrer Kunst zuliebe ein Leben voll Mühsal und Beschwerden auf sich genommen hat. Sie erzählt selbst, daß der Zufall sie vor mehreren Jahren als einfache Touristin nach den Lofoten führte, und daß sie beim ersten Anblick der Inseln bezwungen wurde. „Kälte, Hunger, der vollständige Mangel der primitivsten Bequemlichkeiten machten nicht den geringsten Eindruck auf mich. Die Lofoteninseln sind nur von Fischern bewohnt, deren armselige Hütten sich in den Winkeln der Fjorde verstecken. Auf einem in den Ozean ragenden Felsen gegenüber einem Fischerdorf habe ich mir ein Atelier errichten lassen, ein Absteigequartier, von dem ich Ausflüge auf Wochen hinaus unternehme."

Die meerumflossene norwegische Schweiz ist mit ihren wildzerrissenen himmelhohen Zinnen, ihren abenteuerlichen Formationen, den vielen engen und breiten Einläufen eine Landschaft von einer märchenhaften Schönheit, die die Phantasie in ganz besonderer Weise packt und anregt. Besonders, wenn über die unzähligen Alpenzinnen und Gletscher, über die schönen Gewässer und über die von Tausenden verschiedener Seevögel übersäte See die strahlende purpurne Mitternachtsonne ihre kupferne Glut wirft.

In einem groben Renntiergewand, den Kasten mit dem Malgerüst auf dem Rücken, zieht Frau Boberg aus, um ihre Studien zu machen und die gewaltige Polarwelt mit ihren wunderbaren Farben und Lichtern auf die Leinwand zu bannen. Manchmal ist es so kalt, daß die Künstlerin die Hände nicht gebrauchen, den Pinsel mit den erstarrten Fingern nicht halten kann. Natürlich sind diese Ausflüge nicht ganz ohne Gefahr. So stürzte sie eines Tages durch einen Schneespalt hindurch, und tief unter sich sah sie das Meer gähnen. Aber glücklicherweise fiel sie an einer kleinen geschützten Bucht nieder und kam bei diesem Unfall ohne erheblichere Verletzungen davon.





Eine schwedische Malerin auf den Lofoten: Anna Boberg vor der Staffelei. Hofphot. A. Blomberg.



Ein Ausflug auf Schneeschuhen. Auf der Höhe das Atelier der Malerin.

sie sich ein kleines Segel fest und läßt sich über die Schneeflächen treiben.

Abb. S. 793 zeigt die Künstlerin, bis an die Nasenspitze in Pelz gewickelt, die Füße im Schnee vergraben, malend. Von der Person der Malerin sieht man außer dem Gesicht nur noch die linke Hand, die die Palette hält, und die Fingerspitzen der rechten, die den Pinsel führt. Die Staffelei ist ihr auf den Leib gebunden. Und um uns herum in dem großen Saal des „Durand Ruel" hängen 64 Bilder. Anna Boberg macht die Honneurs ihres Salons, elegant in grauen Samt gekleidet. Der Schwung mächtiger Federn beschattet ein feines, geistvolles Antlitz, in dem zwei kluge Augen funkeln.

Anna Boberg rechnet sich, denken wir (und

Oft ist Frau Boberg auch tagelang unterwegs, ohne des Abends in ihr Atelier zurückzukehren. Dann nimmt sie wohl in den Hütten der Eingeborenen Quartier, die an geschützten Stellen ihre Wohnstätten aufgeschagen haben. Zuzeiten leisten ihr die Schneeschuhe gute Dienste, und wenn der Wind günstig ist, bindet



Sonntagsruhe im Hafen. Gemälde von Anna Boberg.



Ausfahrt der Fischer.



Auf hoher See.
Anna Boberg: Gemälde von den Lofoten.

nicht ohne Unrecht), zu der Schule der Impressionisten. Sie gesteht aber, daß sie heute und besonders hier zahm erscheint. Wir sind allerdings in dem Tempel der Neuen Kunst, in den Sälen ihres Impresario, Durand Ruel, wo sich die „Uebermaler" versammeln (um diesen Künstlern einen hinreichenden Titel zu geben), die „freien Meister", die das Lernen als dem hohen Fluge des geborenen Genies zuwider zur rechten Zeit beiseite gelassen und die in dem Halbwissen der jüngsten Generation, bei unseren höheren Töchtern und Söhnen das entgegenkommendste Verständnis finden.

Allerdings gehört die Malerin, sagten wir, zu der Schule der Impressionisten, soweit dieses Wort eine Schule bezeichnen kann. Läßt sich denn ein Künstler denken, dessen Netzhaut von dem, was vor ihm in der Atmosphäre leuchtet, „unimpressioniert" bleiben könnte? Der einzige vernünftige Impressionismus, den uns das Sezessionswesen geliefert hat, charakterisiert sich außer einer gewollten, wenn auch etwas bequemen Skizzenhaftigkeit durch die Verbannung des Schwarzen als selbständiger Farbe, der gleichen schwarzen Farbe, die für die alten Meister sichtlich die schönste war,

denn sie ist am schwersten zu behandeln. Trotzdem läßt sich die Verpönung der Farbe selbst verteidigen und begreifen, sobald man ein Bild nicht mehr als eine dekorative Fläche, sondern als die alleinige direkte Wiedergabe des Sichtlichen ansieht. Die Atmosphäre allerdings kennt ein absolutes Schwarz nicht. Und in dieser Auffassung müssen wir die Arbeiten der Anna Boberg beurteilen.

Außerdem hat die Künstlerin einen Zug beibehalten, der ihren Tendenzgenossen nicht selten abgeht: den der Form. Ein bedeutender Formensinn erlaubt unserer Malerin, mehr als Studien, das heißt Bilder, zu komponieren, sei's, daß sie sich einfach, wie man sagt, „gut hinsetzt", sei's, daß sie wirklich mit der Natur komponiert, indem sie gewisse Konturen korrigiert oder getrennte Dinge in der glücklichsten Weise zusammenfügt, so daß man stets den wohltuenden Gesamteindruck eines vollständigen Ganzen empfindet.

Dazu kommt ein bedeutendes Verständnis für die verschiedenen malerischen Werte, das ihren Bildern eine unendliche Tiefe leiht und infolgedessen einen großen poetischen Reiz.



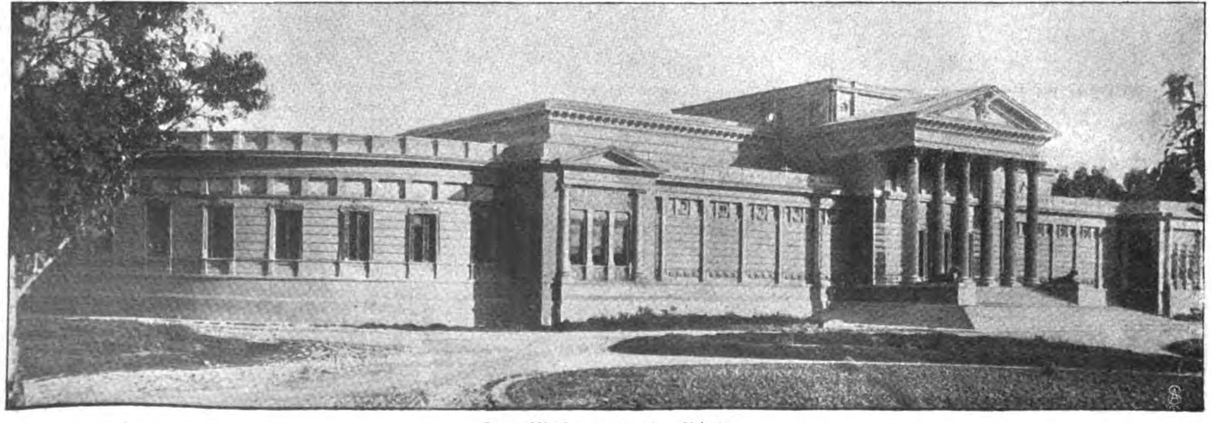
Anna Boberg auf den Lofoten: Beim Skizzieren im Fischerboot.

Argentinien.

Zur Jubelfeier am 25. Mai 1910. — Von Georg Pietsch. — Hierzu 12 Aufnahmen.

Jedem Europäer, der in Buenos Aires zum erstenmal argentinischen Boden betritt, wird die schachbrettartige Anlage der Stadt ins Auge fallen. Eigentümlich ist es, daß man dies System, nach dem ja fast alle amerikanischen Städte neueren Ursprungs angelegt sind, schon bei der Gründung von Buenos Aires angewandt hat. Wenn auch die Stadt heute den Eindruck einer ganz modernen macht und nur einige wenige Reste an Gebäuden und der größte Teil der Kirchen aus der Kolonialzeit stammen, so datiert doch die Grundsteinlegung durch den Spanier Pedro Mendoza ziemlich weit zurück bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts.

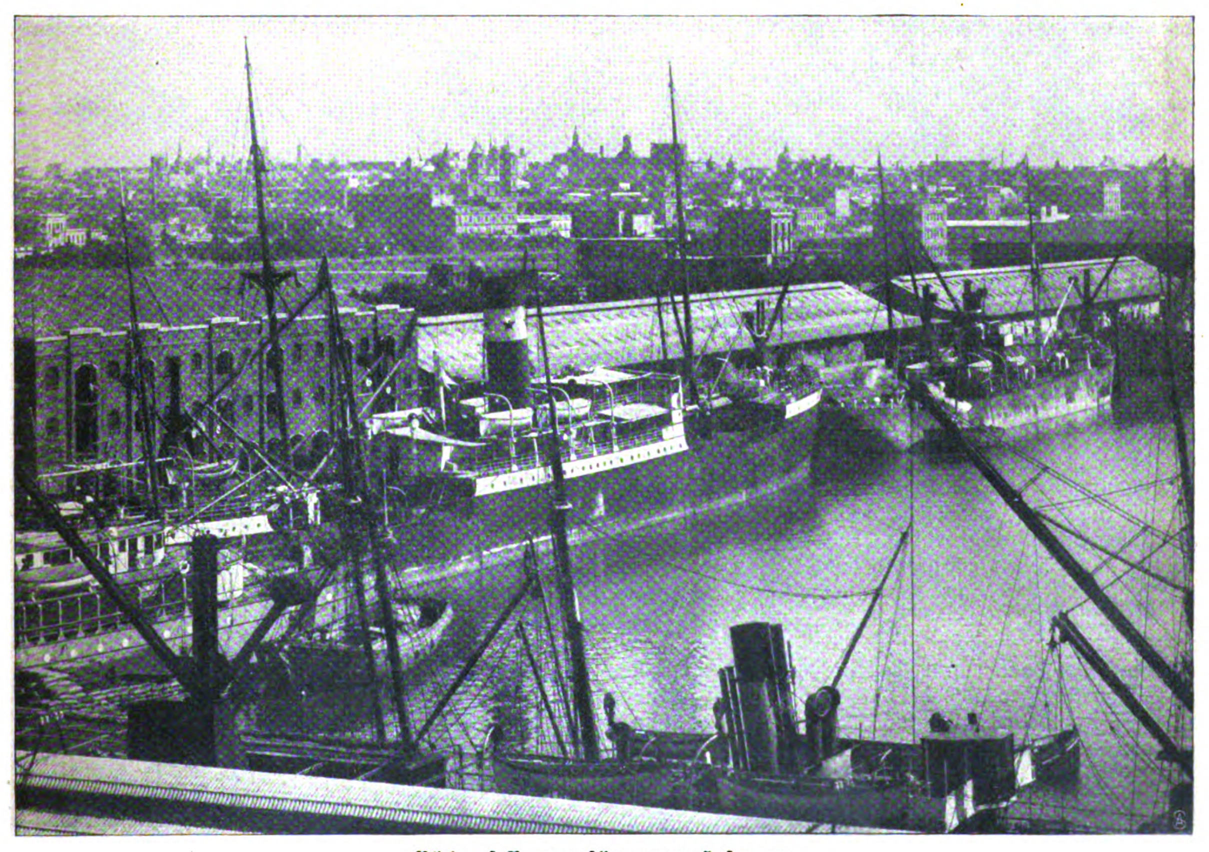
Trotz dieser zwar praktischen, aber keineswegs schönen und interessanten Anlage wird sich der Fremde doch kaum dem imponierenden Eindruck entziehen können, den die Stadt durch ihren gewaltigen geschäftlichen



Das Museum in La Plata.



Die Kathedrale und Plaza Victoria in Buenos Aires.



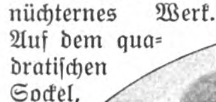
Blick auf Buenos Aires vom Hafen aus.



Verkehr, den Luxus der weiblichen Bevölkerung, die eleganten Equipagen mit dem herrlichen Pferdematerial, überhaupt den ganzen Zuschnitt des Lebens auf jeden machen muß.

Der Zentralpunkt des großstädtischen Lebens ist die Plaza Victoria und ihre Umgebung (Abb. S. 797). Der Platz zeigt ein längliches Rechteck im Verhältnis von 1×2, die Längsseiten nach Norden und Süden sind durch die Straßen Rivadavia und Victoria begrenzt, auf die in der Mitte die Reconquista bzw. Defensa münden. Den Abschluß nach Osten bildet die Balcarcestraße, den nach Westen die Bolivarstraße.

An der Nordseite steht die Kathedrale. Die Hauptfront zeigt eine getreue Nachbildung eines altgriechischen Tempels. Dieser gegenüber und in der Längsachse des Platzes befindet sich das zum Andenken an den 25. Mai 1810 errichtete Freiheitsdenkmal. Ein recht nüchternes Werk. Auf dem quadratischen Sockel,





Phot. E. Aimathé.

Typus eines Gauchos.

Der bewegliche Stein von Tandil.

dessen vier eingezogene Ecken weibliche Figuren tragen, erhebt sich ein hoher Obelisk, auf dessen Spitze das Standbild der Republik mit der phrygischen Mütze auf dem Haupt, in der Rechten den Speer, in der Linken den Schild mit dem argentinischen Wappen haltend, angebracht ist. In der Längsachse nach Osten zu erhebt sich das Reiterstandbild des Landesbefreiers Generals San Martin, das jetzt zur Hundertjahrfeier ein neues monumentales Postament erhält, das nach Entwürfen von Prof. Eberlein in rotem schwedischem Virbogranit hergestellt wird. An die Kathedrale nach Osten zu grenzt das erzbischöfliche Palais, in reicher italienischer Hochrenaissance — nach berühmten Mustern — ausgeführt. An bedeutenderen Bauten an dieser Seite des Platzes wären noch die beiden Ecken der Reconquistastraße zu nennen, das grandiose Gebäude der neuen italienischen Bank und das zur „Banco de la Nacion Argentina“ umgebaute alte „Teatro Colon“; daran schließt sich dann die Börse.

Die ganze östliche Schmalseite nimmt das Regierungsgebäude Casa de Gobierno ein. Es bestand dies früher aus zwei getrennten Gebäuden mit nur zwei Stockwerken mit hohen Mansardendächern, von ziemlich nüchterner, die deutsche Renaissance nachahmender Architektur, vom Schweden Aberg erbaut.



Ein Weg durch den Urwald.

Diese beiden Häuser wollte man zu einem vereinigen und übertrug die Ausführung dem Italiener Tamburini. Der ließ dann zwischen den Gebäuden als Verbindung einen Triumphbogen in italienischer Renaissance herstellen, der mit ornamentalem Schmuck allzu überladen erscheint.

Genau in der Mitte zwischen den Straßen Victoria und Rivadavia hat man einen Durchbruch gemacht und eine neue Prachtstraße geschaffen, die Avenida de Mayo, die links und rechts von den großartigsten Gebäuden flankiert ist. Unter diesen ragt besonders der Palast der ersten Buenos-Aires-Zeitung, La Prensa, hervor. Er trägt auf der Spitze seiner Kuppel eine weibliche Kolossalfigur, die in hochgehobener Rechten eine Fackel schwingt, an deren Spitze sich ein riesiges elektrisches Licht befindet. Abends und nachts ist dies Licht meilenweit zu sehen und wird von den ankommenden Schiffen als Leuchtturm benutzt.

Ein interessanter Bau ist auch der des Schulrats und des Schulmuseums an dem Rodriguez-Peña-Platz (Abb. S. 800), das von dem Architekten Carlos Altgelt ausgeführt und ur-



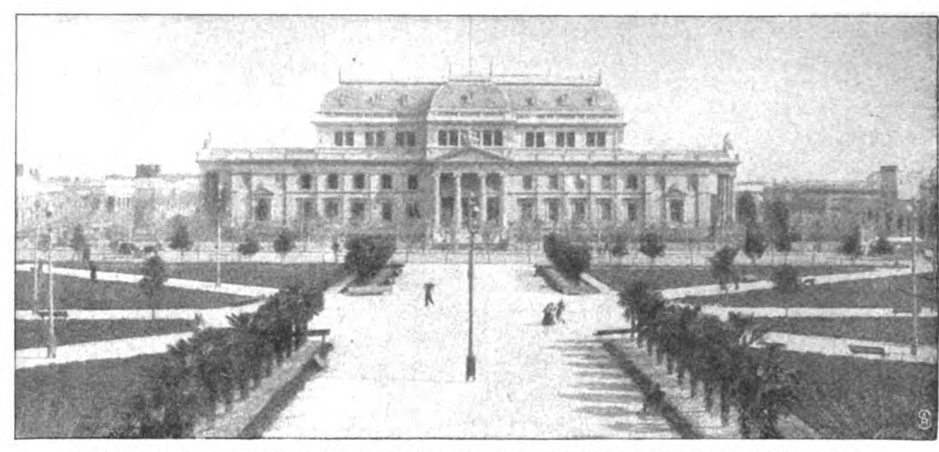
Die Straße Monte de Oca in Buenos Aires, die nach der Vorstadt Barracas führt.



Der berühmte Weinstock im Garten des Klosters Santo Domingo in San Juan.

sprünglich als Schule für etwa 500 Mädchen bestimmt war. Leider ist das Gebäude noch immer nicht fertiggestellt, es fehlt der südliche Seitenflügel.

Verfolgt man die die Plaza Victoria auf der Nordseite begrenzende Rivadaviastraße nach Westen, so gelangt man zu der diese rechtwinklig schneidende Artesstraße, die, vom äußersten Norden kommend und nach Westen laufend, eine der wichtigsten und belebtesten Verkehrsadern von Buenos Aires ist. Sie durchquert die ganze Stadt mit dem Vorort Barracas bis zur Brücke über den Grenzfluß zwischen ihr und der Provinz Buenos Aires, den Riachuelo. Sie führt drei Namen, von ihrem Anfang im Norden bis zur Rivadaviastraße: Artes, dann bis zur Brasil: Buen Orden, und von hier bis zur Brücke: Avenida Montes de Oca (Abb. S. 799). Auf ihr herrscht ununterbrochen ein Riesenverkehr, da sie die direkte Verbindung mit dem in Barracas am Riachuelo befindlichen Zentralmarkt der Landesprodukte herstellt.



Das Parlamentsgebäude in La Plata, von dem deutschen Architekten Hein erbaut.



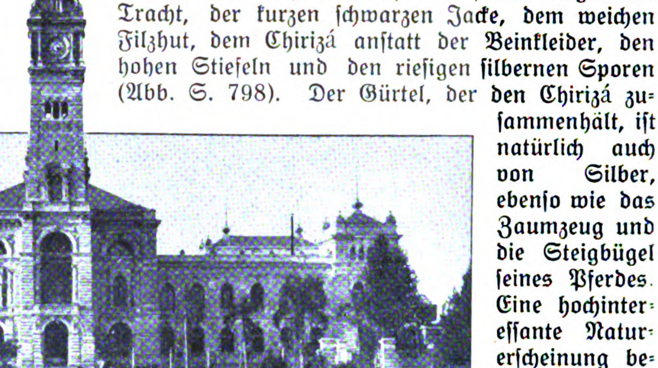
Gebäude des Schulrats und das Schulmuseum in Buenos Aires.

Das oben genannte Flüßchen Riachuelo ist von der Brücke nach Osten bis zu seinem Einfluß in den Rio de la Plata, an seinem Nordufer, als Hafen ausgebaut, in dem hauptsächlich die Segelschiffe und die Flußdampfer vor Anker gehen. Er durchfließt den Vorort der Boca mit seiner fast ganz italienischen Bevölkerung und dem so außerordentlich interessanten Leben und Treiben im Hafendistrikt einer großen Handelstadt. Am Südufer des Riachuelo liegen hauptsächlich Schiffsbauereien. Auf dieser Seite zweigen sich viele Kanäle ab, die wieder unter sich durch schmale Wasserarme verbunden sind und Inseln bilden, die eine überaus üppige Vegetation, besonders von Trauerweiden, tragen. Auf einer dieser Inseln, Isla Maciel, befindet sich ein besonders von der Bevölkerung von Barracas und der Boca viel besuchtes Restaurant mit Park und allen nur denkbaren Volksbelusti-

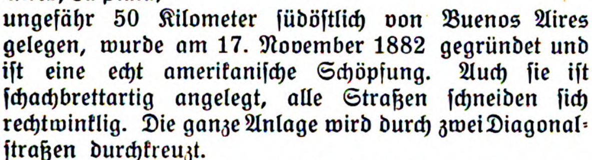


Ein Erholungspark bei Buenos Aires: Die Maciel-Insel.

gungen (Abb. S. 800). — Fährt man den Riachuelo nach Westen abwärts, so gelangt man in den Kanal, der zum großen Eingangsbecken des Hafens führt, der Darsena Sud. An dies schließen sich die großen rechtwinkligen Hafenbassins, Diques genannt, an, die sich nach Norden bis zum Ausgangsbecken Darsena Norte, aneinanderreihen und durch schmale Kanäle miteinander verbunden sind, die aber breit genug sind, um auch die größten überseeischen Dampfer passieren zu lassen.



Das Rathaus in La Plata.



Die Hauptstadt der Provinz Buenos Aires, La Plata, ungefähr 50 Kilometer südöstlich von Buenos Aires gelegen, wurde am 17. November 1882 gegründet und ist eine echt amerikanische Schöpfung. Auch sie ist schachbrettartig angelegt, alle Straßen schneiden sich rechtwinklig. Die ganze Anlage wird durch zwei Diagonalstraßen durchkreuzt.

Die Pläne für die teilweise sehr schönen öffentlichen Gebäude hat man durch internationalen Wettbewerb erworben, einige davon sind nach solchen von Deutschen erbaut, so die Munizipalität nach denen von Hubert Stier, das Parlament nach solchen von Hein (Abb. S. 800). Das Museum ist eine Schöpfung von dem Architekten Carlos Heinemann im Verein mit dem Schweden Aberg.

Hier in La Plata trifft man noch häufig die Gestalten des echten Gauchos in seiner originellen Tracht, der kurzen schwarzen Jacke, dem weichen Filzhut, dem Chirizá anstatt der Beinkleider, den hohen Stiefeln und den riesigen silbernen Sporen (Abb. S. 798). Der Gürtel, der den Chirizá zusammenhält, ist natürlich auch von Silber, ebenso wie das Zaumzeug und die Steigbügel seines Pferdes. Eine hochinteressante Naturerscheinung befindet sich im Gebirge von Tandil, einem kleinen Städtchen im Süden der Provinz Buenos Aires: der bewegliche Stein, la Piedra movediza (Abb. S. 798). Eine leichte Berührung genügt, ihn in Bewegung zu setzen, doch war man bisher nicht imstande, ihn herabzustürzen, was doch so leicht erscheint.

Der berühmte Weinstock im Garten des Klosters Santo Domingo in San Juan, der Hauptstadt der hauptsächlich Wein produzierenden Provinz gleichen Namens, zeigt so recht, in welcher Ueppigkeit er dort gedeiht (Abb. S. 799). Aber nicht nur alle Kulturpflanzen erreichen ungeahnte Dimensionen, sondern auch alle wildwachsenden, wie man auf den scheinbar unfruchtbaren und steinigen Gebirgzügen der Provinz Tucuman beobachten kann, die mit einem wahren Urwald bedeckt sind.

Die Sonne von St. Moritz.

Roman von

Paul Oskar Höcker.

16. Fortsetzung und Schluß.

Groll wanderte mit dem jungen Offizier, der von Mr. Biddle zu einer Besprechung mit den neuen Mitgliedern der Mannschaft des „Sun“ bestellt war, eine Strecke zum neuen Hotel aufwärts. Genzmer war selig. Er hatte eine Aussprache mit Willemintje gehabt. Zu einem schlanken „Ja“ hatte er sie ja nicht gebracht — aber eine Aussicht hatte sie ihm doch gelassen. Wenn er in einem halben Jahr noch immer so dächte wie heute, dann sollte er zu ihr kommen und sie holen. Bis dahin hätte man ihr seine Biographie aber gewiß in den grellsten Farben ausgemalt, stellte er ihr vor, und sie wäre gar nicht aus dem Gruseln herausgekommen. Sie hatte darauf gelacht und ihm erzählt, was die Exzellenz Feldern über ihn verbreitet hatte: daß er zwangsweise beurlaubt und auf die Goldfischjagd geschickt worden sei.

„Denken Sie, Doktor, mit dem lustigsten Gesicht von der Welt sagt sie mir das. Ob sie's denn geglaubt habe, das törichte Zeug? Sie darauf: Ich mußte wohl oder übel; aber wenn Sie in einem halben Jahr um mich anhalten, dann ist das ja der strikteste Gegenbeweis. Gottlob brauch ich nicht nach dem Mammon zu heiraten. Und in einem Vierteljahr rück ich ihr auf die Bude. Schon aus Trotz. Denn das Balg glaubt ja gar nicht daran, daß ich Wort halten werde. Was sagen Sie?“

Das Geplauder mit dem frischen jungen Offizier hatte Axel ein bißchen aufgeheitert. Vor dem Hotel trennten sie sich, und Axel begab sich auf den Weg zu seiner Wohnung. Er wollte dort ein paar Zeilen an Mayr schreiben, ihn um seinen sofortigen Besuch bitten. Das Billett sollte er bei seiner Rückkehr im Hotel im Postfach vorfinden.



Kurz vor La Margna wurde er von einem eilig dem Bahnhof zustürzenden Herrn überholt.

Es war Jonckbloet.

Als er den jungen Arzt erkannte, blieb er stehen. Atemlos sprach er ihn an: „Haben Sie schon gehört? Das große Bobunglück? God verdamy, mir ist der Schreck so in die Glieder gefahren —"

Und sich überstürzend berichtete er. Von Bergün aus hatte der Baron Kamerlander an den Geheimrat, den Kurarzt vom Hotel, telephoniert. Ein Bobsleigh war verunglückt. Durch ein unerklärliches Versagen der Bremse war an der berüchtigten Kurve auf drei Kilometer Weg von Preda der Schlitten auf die Böschung geraten, die beiden letzten Fahrer — der Bremser und die vor ihm sitzende Dame — waren über den Abhang geschleudert worden.... Rechtsanwalt Mayr aus Berlin sofort tot, die Leiche war hundert Meter tiefer am Ufer der Albula, in Stücke zerrissen, aufgefunden worden. Frau Gertie Selle lag hoffnungslos, man wollte den Versuch wagen, sie ins Spital nach Samaden zu schaffen, zweifelte aber an ihrem Aufkommen, und dem Führer, einem Professional, den absolut keine Schuld an dem schaudervollen Unglück treffe, sei das Nasenbein zerschmettert. Wie durch ein Wunder seien Kamerlander, der als Dritter gefahren war, und sein Vordermann, ein Amerikaner namens Scott, am Leben und heil geblieben.

„Ich will sehen, ob man aus Chur noch in dieser Nacht einen Krankentransportwagen herbeischaffen kann. Kommen Sie mit nach dem Bahnhof? Stellen Sie sich vor, Herr, um ein Haar — und ich hätte an der Tour teilgenommen. Ihnen hab ich's zu danken, daß ich nicht mitgefahren bin. Jawohl, Ihnen. Weil Sie ausgezogen waren, hatte ich gestern noch Ihr Zimmer bekommen. Der Wandschrank hat eine Holzwand, die ist herausgenommen worden. Nun spazierte ich in der Nacht hin und her durch die beiden Stuben und fing dabei zu kramen an. So verspätete ich mich beim Schlafengehen — und verschlief heute früh. Nein, solch ein Glück. Ich bin wie aus dem Wasser gezogen vor Aufregung. Keine zehn Pferde bringen mich je wieder auf einen Bobsleigh. Ich spiele Curling. Das fördert die Gesundheit und ist ungefährlich. Es ist doch ein Büfett am Bahnhof, wie? Ich muß einen Kognak nehmen. Mir ist ganz flau im Magen...."

Axel war gar nicht dazu gekommen, auch nur ein Wort zu sagen. Der Holländer lief weiter, zog die Sportmütze vom Kopf und wischte seinen blanken Schädel, auf dem die Wassertropfen standen, mit seinem großen seidenen Taschentuch.

Auf dem Bahnhof war die Schreckensbotschaft auch schon bekannt. Eine Dienstdepesche war bereits unterwegs nach Chur.

Die Einheimischen kannten Giovanni Lendi als sehr geübten Bobsleighfahrer. Es war ausgeschlossen, daß der sich eine Unvorsichtigkeit hatte zuschulden kommen lassen. Auf dem Bahnsteig bildeten sich Gruppen. Halblaut sprach man über den Unglücksfall. Dann erschien Abraham van Jonckbloet — mehrere Kognaks hatten sein schlagflüssiges Gesicht noch mehr gerötet, aber seinen Lebensmut bedeutend gehoben — und Wildfremden erzählte er noch einmal ausführlich den ganzen Hergang, so wie ihn Kamerlander telephoniert hatte, fast genau mit den gleichen Worten. Und wieder legte er das Hauptgewicht darauf, daß ein glücklicher Zufall ihn verhindert hatte, mit an der Partie teilzunehmen. „Wenn ich nicht verschlafen hätte, weiß der Teufel, wo ich diese Nacht mein Haupt betten müßte —"

Zur Abfahrt bereit stand ein Zug in der Halle. Es war ein nur schwach besetzter Personenzug. Ein Beamter machte den erregten Holländer darauf aufmerksam, daß er einsteigen müsse, wenn er mit nach Bergün wolle.

„Mit nach Bergün? Ich? Um keinen Preis. Ich kann keine Toten sehen. Nein, wenn ich mir vorstelle, ich läge da nun selber mit zerschmetterten Knochen — ist es nicht ein Wunder, ein wahres Wunder? Und da gibt es Leute, die an keine Schicksalsbestimmung glauben. — Doktor, wie ist das, fahren Sie nach Bergün? — Mein Gott, Sie haben sie doch auch noch in der Erinnerung, Doktor, von dem famosen Kolonialfest damals im Zoo. Die ‚Schlangendame', wissen Sie noch? Ein großartiges Weib. Rasse hatte sie, den Satan hatte sie im Leib. Und gebaut war sie —! Ich bin ganz kaputt. Ihr werdet nimmer ihresgleichen finden."

Erregt sprechend erschien eine neue Gruppe auf dem Perron: Herr und Frau Vogelsang. Sie wollten sich sofort beide auf die Bahn setzen und nach der Verunglückten sehen. Mit Tränen in den Augen kam Frau Vogelsang auf den Holländer zu. „Haben Sie gehört? Unsere unglückliche Verwandte. Wir haben gleich nach Berlin telegraphiert. Der Geheimrat meint, wir dürften uns nur wenig Hoffnung machen. So ein tragisches Schicksal. Sehen Sie, wir sprachen doch noch über die große Erbschaft. Und nun hat sie die noch nicht vier Monate genossen. Ich glaube auch nicht, daß sie den Transport übersteht, wenn es wirklich das Rückgrat ist. Man könnte ihr's dann nicht einmal wünschen ...."

„Einsteigen! Personenzug Celerina—Bergün—Tiefenkastel—Chur! Höchste Zeit!"

Axel hatte rasch eine Fahrkarte gelöst. Es war ja anzunehmen, daß inzwischen ein Arzt an die Unfallstelle herbeigeholt war, aber er hielt es doch für seine Menschenpflicht, der Unglücklichen beizustehen, wenn es irgend in seiner Macht lag.

Zeit war nicht mehr, Lore eine Erklärung zu geben. Es war anzunehmen, daß Onkel Abraham den Damen die Botschaft brachte, falls sie sie nicht von Genzmer oder Mr. Biddle erfahren haben sollten. Unterwegs wollte er eine Depesche an Lore aufsetzen und sie bitten, seine Rückkehr noch in St. Moritz abzuwarten.

* * *

Als der Zug in Bergün hielt, war der Krankentransportwagen schon von Chur aus gemeldet. Der Tragekorb mit dem hilflosen, nur leise wimmernden Geschöpf stand in dem kleinen Wartesaal. Axel gab sich Mr. Scott, der Arzt war und die schwierige Bergung der Verunglückten überwacht hatte, als Kollege zu erkennen.



Der Bericht erschütterte ihn tief. Die Wirbelsäule schien gebrochen. Wochenlanges Hängen in Bandagen konnte vielleicht das Leben erhalten — vielleicht.

Kamerlander verhielt sich sehr still und gegen die aufgeregt in ihn dringenden Berliner Herrschaften ablehnend. Es war ihm unmöglich, den Vorgang zu erzählen. Seine Erinnerung war wie ausgelöscht. Von der letzten Runde vor dem Sturz hatte er keine Vorstellung mehr gehabt, auch als ihn Kameraden an Einzelheiten erinnerten.

Frau Vogelsang wollte die Verunglückte durchaus sehen. Um sie loszuwerden — denn sie erfüllte mit ihrem wortreichen Klagen den zur Krankenstube gewandelten Warteraum — ließ Mr. Scott endlich den Vorhang von dem Tragekorb abnehmen. Aber die Berlinerin kreischte laut auf, als sie in das vom Schmerz entstellte Antlitz mit den ein paar Sekunden lang ruhelos umherirrenden, dann wieder halb sich schließenden Augen sah. Ihr Mann führte sie rasch hinaus.

Einen tragikomischen Eindruck machte Giovanni Lendi. Er trug ein mächtiges Pflaster auf der Nase, Watte steckte in seinen Nasenlöchern, und er atmete eigentümlich schnarchend durch den Mund. Die Verhaltungsmaßregeln, die Mr. Scott ihm gegeben, hatte er nicht verstanden. Axel nahm den Mann also noch einmal vor und verbot ihm vor allem jede Unterhaltung, denn immer wieder drängten sich Leute an ihn heran, die eine genaue Darstellung hören wollten.

Mit Kamerlander einigte sich Axel Groll dahin, daß sie das Ehepaar Vogelsang überreden wollten, die Nacht über im hiesigen Hotel zu bleiben, um für die Einsargung der Leiche ihres Berliner Bekannten, die jetzt in der kleinen Friedhofskapelle aufgebahrt war, zu sorgen, an die Verwandten des Verunglückten zu depeschieren und deren Bestimmungen abzuwarten. Den Transport der Schwerverletzten nach dem Spital in Samaden wollten sie selbst begleiten. Mr. Scott war am Ende seiner Kräfte, er mußte nach St. Moritz zurück.

Etwas vor Mitternacht setzte sich der Krankentransportwagen in Bewegung. Herr Vogelsang hatte sich bereiterklärt, die Kosten einer Extramaschine zu übernehmen. So fuhr der kleine Zug in ruhigem Tempo durch die Stationen durch, ohne zu halten.

Zwei Spitalärzte waren zur Stelle, als der Transport an seinem Bestimmungsort anlangte. Der eine von ihnen, ein bejahrter Herr, war Chirurg und leitete das schwere Werk.

Endlich hing das hilflose Bündel in dem Streckbett.

Stundenlang war die Unglückliche fast ohne Bewußtsein gewesen. Die Schmerzen weckten sie jetzt wieder. Man gab ihr Morphiumeinspritzungen. Danach wurde sie still.

In dem weißgestrichenen, elektrisch erleuchteten Raum standen die drei Herren, die sich der Röcke entledigt, die Hemdärmel aufgekrempelt und weiße Operationsschürzen übergezogen hatten, in halblaut geführtem Gespräch beisammen. Der älteste von ihnen erklärte, da jede Aussicht auf Rettung ausgeschlossen sei, halte er es für überflüssig, daß sie alle drei Wache hielten.

Bald darauf verabschiedete er sich von seinem Assistenten und dem fremden Kollegen mit Händedruck und begab sich in seine Wohnung.

Gegen fünf Uhr erwachte die Kranke. Axel trat an ihr Schmerzenslager. Ein paar Sekunden lang sah sie ihn mit stumpfem Blick an. Dann weiteten sich plötzlich ihre Pupillen. Man sah von der grauen Farbe ihrer Augen nichts mehr. Sie bewegte die Lippen. Er hörte nichts. Wie ein Kinderstammeln klang es dann. Darauf schlossen sich die Augen, um sich nicht mehr zu öffnen.

* * *

Der Ostende-Expreß, mit dem die Damen in Axel Grolls Begleitung von St. Moritz abreisten, hielt auf keiner Station der Albulabahn. Der Zug war wenig besetzt. Jetzt feierte man in dem berühmten Hauptquartier des Wintersports die große Woche: die Bobsleigh-Rennen auf der Klubbahn, die Rennen mit dem Skeleton auf dem steilen, ganz vereisten Cresta-Run. Trabrennen, Skikjörnig, Eishockey, Maskenbälle auf dem Bandy-Rink, Illuminationen — jeder Tag bot in dieser Woche ein Fest. Die Züge, die nach St. Moritz führten, brachten immer fortgesetzt neue Gäste.

Axel und Lore standen im Seitengang des Wagens und blickten über die von der strahlenden Wintersonne übergossene Schneelandschaft. Sie standen Hand in Hand. Schweigend.

Leicht glitt der Zug zu Tal. Nun fuhren sie an Preda vorbei — die Nacht der Tunnel nahm sie auf — sie sahen wieder das Tageslicht und lasen den Namen der Station, an der der Zug vorübereilte. Bergün —!

Axel hatte die Stirn gesenkt. Es war, als grüßte er den toten Gegner, der da in der kleinen Kapelle neben dem Kampanile aufgebahrt war.

Bis Basel wollten sie zusammen reisen.

„Ich weiß nicht, wie das so über mich gekommen ist," sagte Lore, „aber ich hab solche Sehnsucht nach dem alten Schwarzwaldnest der Großeltern. So friedlich ist es dort. So für Heilung geschaffen. Da will ich mich umsehen, mich wieder einleben — und auf dich warten."

Mit keinem Wort hatten sie über die praktischen Folgen gesprochen, die der plötzliche Tod der beiden Unglücklichen für Axel schuf. Es war kein Ankläger mehr da — auch das „Material", das der eifrige Anwalt gesammelt hatte, sank mit ihm ins Grab. Frau Gerties Verwandte hielten das Erbe, das sie der lustigen Witwe so arg mißgönnt hatten, nun unverkürzt in Händen.

Aber Lore wußte, daß Axels Fahrt trotzdem noch das gleiche Ziel hatte: er wollte sich anklagen, um vor sich selber von seiner Schuld erlöst zu sein.

„Ich werde dich dann holen, Lore, und wir werden in die weite Welt hinausfahren, um zu vergessen."

Sie schüttelte den Kopf. „Nicht vergessen, Axel. Überwinden. Man muß größer werden als die Schuld. Wachsen an seinen Aufgaben. Den Leidenden sollst du ein wahrer Helfer werden. Ein Wohltäter der Menschheit." Dann sagte sie in leichterem, froh beschwingtem Ton: „Ach sieh, wie ein Traum steht das vor meinen Augen, du kämst in meine Heimat, in unser altes, liebes



Schwarzwaldnest, wo mir noch das große Stück Land der Großeltern gehört, und auf der Anhöhe, in dem weiten Kranz der Tannenwälder, auf dem sonnigen Feld, da bauten wir ein schönes, großes, gesundes Haus. Für die Mühseligen und Beladenen. Breite Fenster lassen frei die Sonne herein, und die Kranken laben sich an ihr. Und Bauerngärtlein ringsum, worin sie nach ihrer Kraft und ihrer Lust sich regen, um sich wieder zu was nütze zu fühlen auf der Welt. Meinst du nicht?"

Lange schwieg er. Eine Rührung ging durch ihn. Dann sagte er: „Ja, Lore. Später. Wenn die Schattenzeit überwunden ist." Er küßte ihre Hand. „Die krank sind an Körper oder Gemüt, die sollen dann all die Liebe spüren, die sie umgibt, und einen ehrlichen Willen."

„Ach Liebster — wie schön ist das Leben."

Aus dem wildzerrissenen Albulatal kam der Zug zum jungen Rhein. Die Nacht war hereingebrochen. Aber in ihren Seelen blieb es hell. Sie trugen in sich ein Stücklein Sonne mit heim.

(Ende).

Der Barsoi als Jagd- und Salonhund.

Von Elisabeth Lichatscheff, St. Petersburg. — Hierzu 8 photographische Aufnahmen.

Der Barsoi gehört in die Familie der Windhunde (canis familiaris grajus), mit seinem schlanken, an der Brust erweiterten und in den Weichen eingezogenen Leib, spitzen Kopf, seinen hohen Läufen und seinem dünnen, langen Schwanz. Die Ohren sind halbaufrecht und an der Spitze überhängend. Die Windhunde hören und sehen vortrefflich, riechen aber nicht besonders, so daß sie auf der Jagd wohl zum Stellen und Hetzen des Wildes, nicht aber zum Aufsuchen einer Fährte geeignet sind. Die Behaarung ist meist fein, glatt, dicht anliegend und rötlichgelb, bisweilen länger und auch anders gefärbt.

Ein zierlicher und anmutiger Vertreter dieser Hundefamilie ist das italienische Windspiel (canis familiaris grajus italicus), das selten eine Höhe von über 40 Zentimetern erreicht und bei dieser Größe oft nur gegen zwei Kilogramm wiegt, sich also besonders als Schoßhündchen eignet.

Eine andere Abart ist der schottische Hirschhund (Deerhound), der ebenso fein und zierlich wie der gewöhnliche Windhund ist, besonders dichtes, gleichmäßiges Haar und eine lange, geschlossene Fahne hat. Die alte Rasse, die aus dem isländischen Wolfshund entstand, ist fast ausgestorben. Die jetzt gezüchtete Rasse ist zwar schwächer als die ihrer Vorfahren, wird aber mit gutem Erfolg zum Hetzen und Stellen der Hirsche benutzt. — Der russische Windhund oder Barsoi ist eine klimatische Varietät aus dem asiatischen Rußland, ebenfalls langhaarig und zottig. Er erreicht eine durchschnittliche Höhe von etwa 80 Zentimetern.



Ganz junge Barsois.

In seiner Heimat stellt man an den russischen Windhund folgende Forderungen, wenn er als rassereines Exemplar gelten soll: der Kopf muß schmal und trocken sein und kleine, feine, fest an den Hinterkopf zurückgezogene Ohren haben. Betrachtet man den Kopf von der Seite, so bildet er eine fast gerade Linie ohne Stirnansatz — ein sogenanntes griechisches Profil. Besonders gut prägt sich diese Schönheit schon bei der Welpe (Abb. S. 805) aus, während die ganz jungen Barsois auf nebenst. Abbild. noch etwas zu kurz und breit in der Kopfbildung sind. Die Augen des Barsois sollen groß, dunkelbraun oder schwarz sein.

Die Kleinasiaten, Tataren, Perser, Inder, Beduinen und Araber benutzen von alters her den Windhund für die Jagd, und auch heute ist er als Wolfswürger und für die Hasen- und Fuchsjagd sehr beliebt. Die russischen Edelleute bevorzugen unter allen Jagdarten die Hetzjagd und züchten daher auch schon seit Jahrhunderten besonders Wolfswürger und Fuchsfänger. Hierfür eignet sich der Barsoi auch besonders gut, denn er ist sehr schnellfüßig und vermag geraume Zeit

mit einem Personeneisenbahnzug um die Wette zu laufen; einen Hasen holt er bei beträchtlichem Vorsprung auf ebenem Terrain mit Sicherheit ein.

Da der Wolfswürger mit einem starken Gegner zu tun hat, verlangt man von ihm, daß sein Hals kurz und muskulös sein soll, während man für die Fuchs- und Hasenjagd naturgemäß Exemplare mit langem und schmalem Hals vorzieht.

Der Körper des Barsois soll im Rücken hoch, d. h. gebogen sein. Bei den Hündinnen erachtet



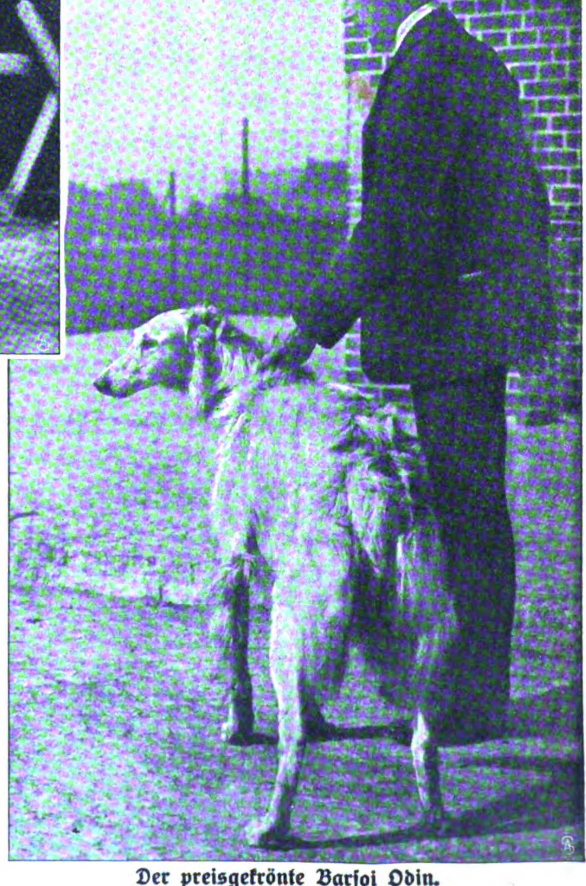
Welpe mit klassisch schöner Kopfbildung.



Die Verfasserin mit einem ihrer Barsois.

man dies nicht als absolut notwendig, beim Rüden jedoch ist es sehr erwünscht. Das Hinterteil muß stets breiter sein als die vordere Partie, und die Hand eines Menschen soll bequem zwischen den beiden Rückenknochen, oberhalb der Schwanzwurzel, liegen können. Die Füße sollen trocken, sehnig und sehr muskulös sein, der Brustkasten leicht gewölbt, die Weichen eingezogen, das Nierentalg stark entwickelt. Die Pfoten dürfen nicht nach außen ausgebogen sein, sondern müssen grade stehen, und der Hund soll sich mit den Vorderläufen auf die Zehen stützen. Der Barsoi trägt seine lange Rute nach unten mit einer leichten Krümmung an der Spitze. Die Farbe des russischen Windhundes ist sehr verschieden, was jedoch keinerlei Einfluß auf die Güte des Tieres hat. Gewöhnlich ist er weiß mit gelben, braunen oder grauen Flecken; er kann aber auch rauchgrau, rotbraun, schwarz oder ganz weiß sein; letztere Farben sind große Seltenheiten. Die Nase ist schwarz; bei weißen oder hellgelben Hunden auch wohl braun, sie darf aber niemals gefleckt sein.

Von berühmten russischen Barsoizüchtern nenne ich an erster Stelle Gutsbesitzer Jermolow. Seine Hunde zeichnen sich durch trockene, schmale Köpfe aus; und viele seiner besten Stammhalter gingen in die Jagd des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch über. Ferner sind die Züchtereien des Fürsten Schirinsky-Schichmatow, des Fürsten Wassiltschikow und der Gutsbesitzer Horotnew, Kotschergin und Harejews berühmt. Der Kopftyp der beiden

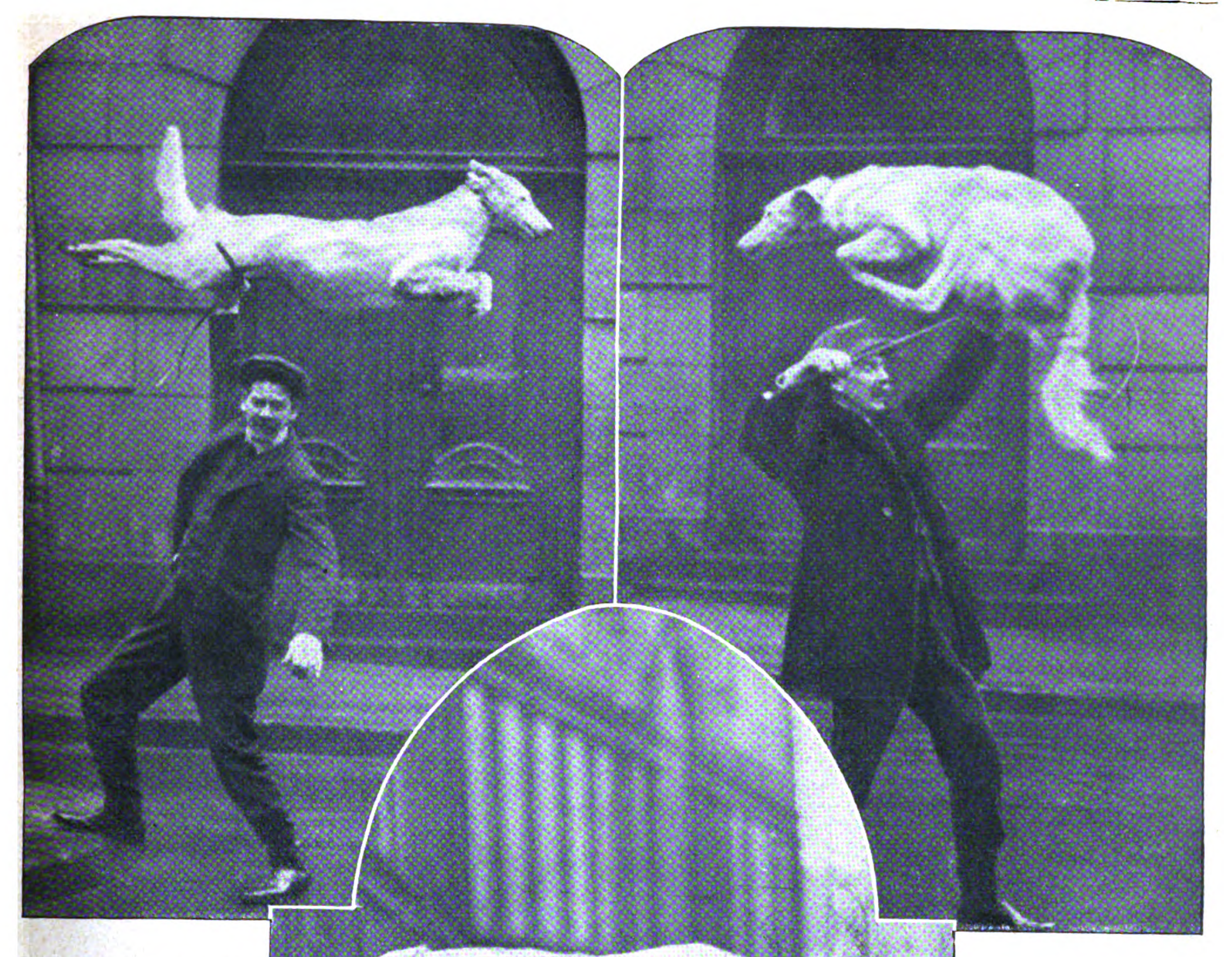


Der preisgekrönte Barsoi Odin.

letzteren Züchtereien ist breiter, der Kopf schwerer, d. h. fleischiger. Jedoch sind die Hunde von tadelloser Statur, vorzüglich zur Jagd und gute Wolfswürger.

Aber nicht nur als Jagdhund war und ist der Barsoi in Rußland berühmt, sondern auch als Salon- und Begleithund. In größeren Jagden, wo sich fünfzehn bis dreißig Hunde eines Besitzers befinden, ist der Barsoi als Stubenhund undenkbar, da er durch seine Stallerziehung ganz auf sich angewiesen ist und in ihm während der Hetzzeit — September bis Ende November — die Instinkte des blutgierigen Tieres geweckt werden. Wie gutmütig und anhänglich aber ist der Barsoi, der seine Erziehung schon als Welpe im Zimmer genoß! — Der Windhund ist von einer unter den Hunden nur ihm eigenen Intelligenz; ich möchte fast sagen, daß er äußerst selbstbewußt ist und ihm daher alles Hündische, Kriechende abgeht; er gleicht in dieser Beziehung der Katze, die bekanntlich bei weitem selbständiger und daher auch selbstbewußter ist als der durch Jahrhunderte geprügelte, fast jedes eigenen Willens beraubte Hund. Der Windhund zeigt eine rührende Anhänglichkeit dem Herrn gegenüber, der ihn gut behandelt und ihn „zu nehmen versteht“, d. h. seine Eigenart beachtet. Man kann bei entsprechender Erziehung dem Windhund sogar die Eigenschaften eines guten Wächters beibringen, was jedoch schon einige Mühe beansprucht, weil in ihm der Wächterinstinkt, nie gepflegt, sehr wenig entwickelt ist. Ich will noch hervorheben, daß der Windhund sehr stubenrein ist, daß sein Haar bei sehr geringer Pflege nie übel ausdünstet, daß das dem Bernhardiner, Setter usw. anhaftende unangenehme Speicheln ihm fremd ist; seine Schnauze ist stets trocken. — Ich habe eine Menge Windhunde großgezogen und unter ihnen geradezu selten kluge Tiere gesehen. Dem Windhund ist ein großes Gedächtnis und eine auffallende Ueberlegung eigen. Wenn er etwa irgendwo eine Katze verfolgt hat, so sucht er noch nach Tagen beim Passieren der gleichen Stelle nach ihr und erinnert sich noch genau des Baumes, auf den sie entfloh. — Ich hatte einen zwei Monate alten Rüden, der gestohlen wurde und nach acht Tagen, mit einem Strick um den Hals, Werste weit zu mir nach Hause

Weißer und gefleckter Barsoi.





Barsois im Hochsprung.

zurückfand. Seine Freude, als er mich wiedersah, war so groß, daß er noch lange Zeit winselte, weil er sich nicht beruhigen konnte.

Der Windhund ist bekanntlich auch der Zirkusdressur zugänglich, und besonders die russischen Windhunde sind als Hoch- und Weitspringer bekannt. Nebenstehende Abbildungen zeigen Barsois im Moment des Springens.

Die Familie der Windhunde ist außerordentlich alt, denn die auf den ägyptischen Denkmälern aus der Zeit von 3400 bis 2100 v. Chr. dargestellten Hunde sind offensichtlich ihre Vorfahren. Die Spartaner opferten den Hund dem Kriegsgott, und bei den Römern war er den Faunen und Laren geweiht. In der christlichen Symbolik ist der Hund das Sinnbild der Treue, und das mit Recht, denn er ist wohl der treuste Freund und Begleiter des Menschen. Schon vor Jahrhunderten wurde er als solcher gepriesen und auf den Denkmälern französischer Könige — im Kloster Aix-les-Bains in Südfrankreich — sehen wir das edle englische Windspiel verewigt. Aber nicht nur Bildhauer begeisterten sich an dem treuen Hausgenossen; Homer besingt schon den Hund des Odysseus, und die bekann-

ten russischen Maler Kiwschenko und Sokoloff setzten in ihren weltberühmten Gemälden, die Szenen aus Wolfsjagden darstellen und sich im Museum Alexander III. und in der Galerie Tretiakoff befinden, den edelsten Typen des russischen Windhundes unvergängliche Denkmäler.

Es dürfte an der Zeit sein, dem russischen Barsoi einen Platz in der Stube einzuräumen, um diese selten schöne und edle Rasse zu erhalten, falls die Hetzjagd im Lauf der Zeiten ganz eingehen sollte.

Der Deutsche Barsoiklub, Sitz Berlin, hat sich die dankenswerte Aufgabe gestellt, auf deutschem Boden hervorragend schöne echte Barsois zu züchten, und hat nach dem Urteil der bedeutendsten Kenner und Preisrichter hervorragende Erfolge erzielt. Eins der schönsten Exemplare deutscher Zucht erwarb Se. Kaiserliche Hoheit der Kronprinz durch den deutschen Barsoiklub.

Da der Barsoi wohl der eleganteste und graziöseste aller Hunderassen ist, dürfte er sich bald Eingang in die Salons verschaffen, denn er eignet sich ganz besonders als Begleithund der Damen

Abend.

Ich hab mit lustgem Singen
Den vollen Tag verbracht,
Nun hebt die dunklen Schwingen
Träumereiche Nacht.

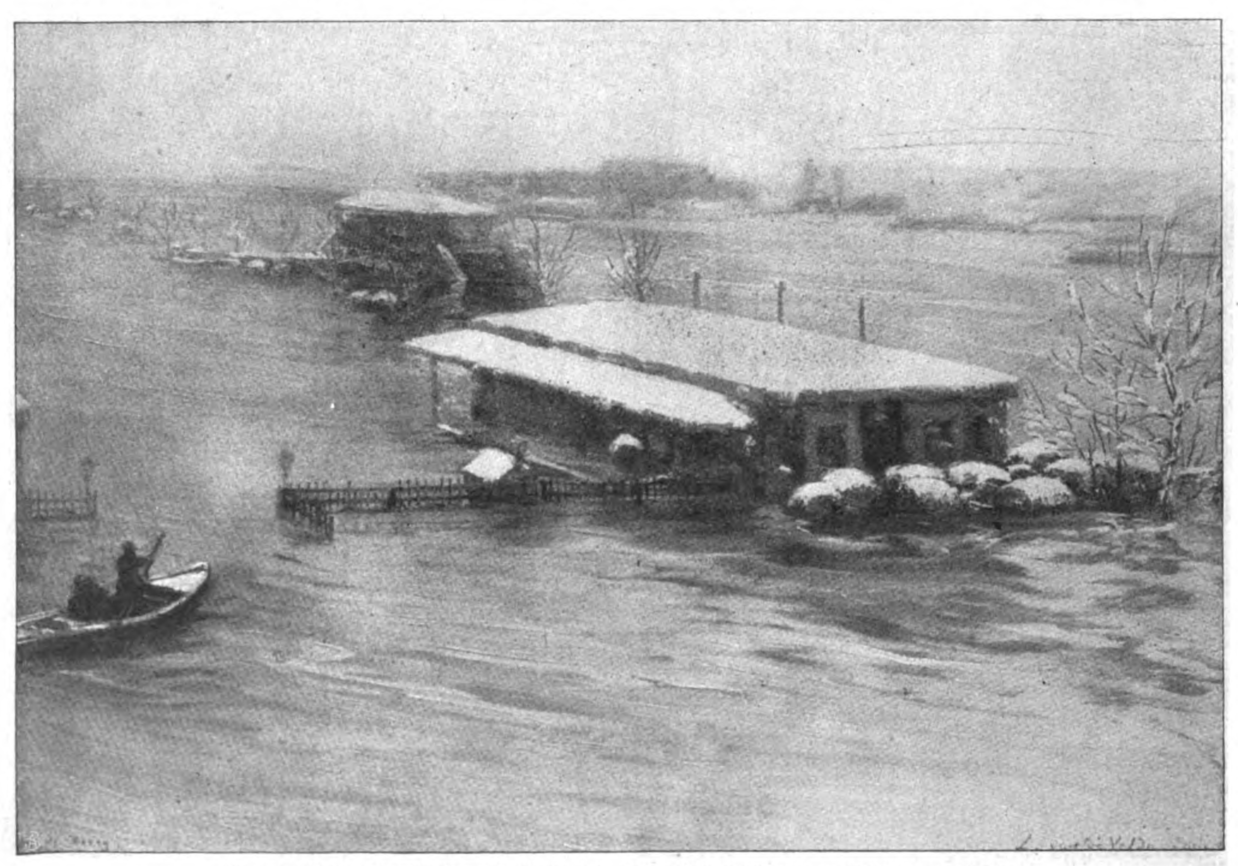
Ein Sternlein küßt dem andern
Die jungen Augen auf,
Mich zwingt die Lust zu wandern
Den höchsten Berg hinauf.

Und jauchzen will ich, singen
Der sternenhohen Nacht,
Ihr will ich Lieder bringen,
Worin die Sonne lacht ...

Fritz Stöber.

Bilder aus aller Welt.

Zum Besten der durch die große Ueberschwemmung in Paris Geschädigten hat man in Frankreich ein Preisausschreiben für einheimische Maler erlassen, mit der Aufgabe, Ueberschwemmungsbilder zu malen. Dieses Preisausschreiben fand eine reiche Bewerberzahl. Eine große Zahl teils sehr gelungener Ueberschwemmungsbilder kam auf diese Weise zustande. Die bedeutendsten Maler beteiligten sich des wohltätigen Zweckes wegen in der bereitwilligsten Weise. Die eingesandten prämiierten und ebenfalls auch die nicht prämiierten Gemälde wurden alle in einer Ausstellung vereinig



Die Kunst im Dienste der Wohltätigkeit: Ueberschwemmungsausstellung in Paris.
Van de Veldes Hafen von Bercy.



Phot. Schiffler u. Genscheidt.

Kommerzienrat R. Liebig,
feierte sein 40jähriges Dienstjubiläum.

und das Eintrittsergebnis dieser Ausstellung dem Wohltätigkeitsfonds zugeführt. Wir geben das von L. van der Velde zu dieser Preisbewerbung gelieferte Bild, es stellt die Ueberschwemmung im Hafen von Bercy dar.

Der Generaldirektor der Deutschen Werke der Aktiengesellschaft für Glasindustrie vormals Friedrich Siemens in Dresden, Herr Kommerzienrat Rudolf Liebig, beging vor kurzem sein 40jähriges Dienstjubiläum. Der Jubilar war bereits Leiter der Deutschen Werke, bevor sie in eine Aktiengesellschaft verwandelt wurden. Er hat die Fabrikation in erfolgreicher Weise gefördert und ausgebaut. Die Deutschen Werke gehören mit zu den bedeutendsten ihrer Art und leisten vor allem auf dem Gebiet des technischen Glases und der Flaschenfabrikation ganz Bedeutendes. Dem Jubilar wurde an seinem Ehrentage reiche Anerkennung zuteil. Die 200 Beamten des Werkes stifteten ihm seine von Professor Selmar Werner modellierte Bronzebüste.



Phot. Bleim u. Höffert.

Theodor Becker vom Stadttheater in Köln
trat kürzlich mit großem Erfolg im Faust auf.



Geh. Reg.-Rat Dr. Liebrecht,
feierte seinen 60. Geburtstag.

Geheimer Regierungsrat Dr. jur. Liebrecht, Vorsitzender der Landesversicherungsanstalt Hannover, beging vor wenigen Tagen seinen 60. Geburtstag. Liebrecht ist eine auf sozialem Gebiet besonders in der Förderung des Arbeiterwohnungsbaues äußerst tätige Persönlichkeit. Seine erfolgreichen sozialen Bestrebungen wurden durch die Verleihung des Wilhelmsordens vom Kaiser anerkannt. Rüstig arbeitet Liebrecht an seinen Bestrebungen weiter.

Einen großen Erfolg errang kürzlich im Faust das Mitglied der vereinigten Stadttheater in Köln Herr Theodor Becker. Der Künstler ist offenbar ein Talent, von dem man noch viel Erfreuliches für die dramatische Kunst erhoffen darf.



Ansegeln des Segelklubs in Daressalam. Phot. Dobbertin Daressalam.



Die Haube als nützliches Requisit des Wassersports

Der Segelklub in Daressalam erfreut sich eines guten Gedeihens, die Zahl der Mitglieder wächst, und es wird guter Sport getrieben. Unser Bild zeigt das Ansegeln des Klubs. Der Segelklub beabsichtigt den Anschluß an den Deutschen Seglerverband zu suchen.

Als geeignetste Kopfbedeckung erweist sich für den Wassersport der Damen die Haube. Sie ist kleidsam und praktisch zugleich, sie schützt Nacken und Augen vor dem Sonnenbrand und macht den Kopf nicht heiß.

Die Geschwister Wizemann, Luzie und Auguste, haben den altdeutschen Zwiegesang zur Laute besonders gepflegt. Sie traten mit Erfolg in Konzerten auf und fördern in erfreulicher Weise die Liebe und den Geschmack am alten deutschen Volkslied und deutschen Minnesang.



Moderne Lautensängerinnen: Die Geschwister Wizemann.

Die Stadt Spandau hat vor kurzem den Oberbürgermeister Koeltze auf Lebenszeit gewählt. Zur Feier der Einführung des Oberbürgermeisters in sein Amt fand ein von den hervorragendsten Vertretern der Regierung, der Kirche und des Magistrats besuchtes Festessen statt.



Phot. Schröder.

1. Gymn.-Direkt. Prof. Esternau. 1a. Major Pieske. 2. Stellv. Stadtv.-Vorst. Hülsebick. 3. Postdirektor Hoffmann. 4. Oberst Albrecht. 5. Stadtrat Weber. 6. Stadtv.-Vorst. Lüdicke. 7. Reg.-Präsident v. d. Schulenburg. 8. Oberbürgermeister Koeltze. 9. Kommandant Generalleutn. v. Horn. 10. Stadtbaurat Paul. 11. Major Koehler. 12. Ob.-Reg.-Rat v. Wilms. 13. Stadtältester Becker. 14. Geh. Med.-Rat Dr. Jaenicke. 15. Reg.-Rat Wagner. 16. Ehrenbürger Kirschstein. 17. Kreisschulinspektor Kaselow. 18. Major von Marschall. 19. Oberregierungsrat Dr. von Groening. 20. Generalmajor von Eben. 21. Bürgermeister Wolf. 22. Oberst von Haenisch. 23. Verw.-Gen.-Dir. Geh. Reg.-Rat Joachini. 24. Erzpriester Kirmes.

Festmahl zur Feier der Einführung des auf Lebenszeit gewählten Oberbürgermeisters Koeltze in Spandau.

Schluß des redaktionellen Teils.


Digitized by Google

Dies und das.

Das Auto als Handelstätte ist eine Neurung im großstädtischen Straßenverkehr, die besonders augenfällig das Wort: andere Zeiten, andere Sitten illustriert. Die Obsthökerin mit ihren Körben, zu denen die Jugend in nicht immer ganz ehrenhafter Handlungsweise stand, existiert nur noch in der Karikatur oder in der Kleinstadtnovelle, und auch der späteren Jahrzehnten angehörige Fruchtkarren, den ein lebensmüder Bello hierher oder dorthin schleppte, versank ins Meer der Erinnerung. Stolz ging's dann mit Pferd und Wagen von der Markthalle an frequentierte Plätze — bis nun der moderne Händler von „Obst und Südfrüchten" auch in allermodernster Aufmachung vor dem



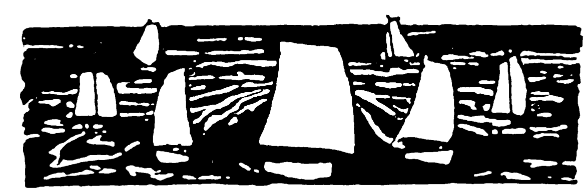
Publikum erscheint: Chauffeur und Kaufmann in einer Person. Zum Nachdenken wäre so mancherlei bei dieser neuen Art des Handverkaufs. Wie werden die Kosten der Anschaffung, Versorgung und Erhaltung eines solchen Fahrzeugs herausgebracht? Die Ware darf doch nicht teurer abgegeben werden, als der Konkurrent sie anbietet; schlechtere Qualitäten sind auch unmöglich — wie kommt also der mit dem Pfennig rechnende Straßenhändler auf seine Betriebskosten? Nach dem beigefügten Bildchen zu schließen, müssen Früchte, die unter einer heißeren Sonne als der unsrigen gereift sind, das Geschäft einträglich machen. Dem einheimischen Apfel wurde nur ein ganz bescheidenes Plätzchen eingeräumt. Oder

(Fortsetzung auf Seite IX.)

DIE WOCHE

Nummer 20. **Berlin, den 14. Mai 1910.** **12. Jahrgang.**

Inhalt der Nummer 20.



Die sieben Tage der Woche.

4. Mai.

Die türkische Kammer bewilligt mit 153 gegen 29 Stimmen die von der Regierung in den Etat eingestellten Pensionen für die Schwiegersöhne des Sultans, nachdem der Finanzminister für den Fall der Ablehnung seine Entlassung gegeben hatte.

5. Mai.

Der russische Minister des Aeußern Iswolski stattet in Berlin dem Staatssekretär des Auswärtigen Amtes Freiherrn von Schoen einen Besuch ab.

In der Palos-Mine bei Birmingham in Alabama wird durch eine Explosion die ganze Belegschaft, die sich aus 45 Weißen und 100 Negern zusammensetzt, getötet.

6. Mai.

In London stirbt, 68 Jahre alt, König Eduard VII. von England (Portr. S. 819).

Der Reichskanzler von Bethmann Hollweg kehrt aus Wiesbaden nach Berlin zurück.

Der Reichstag nimmt das Gesetz über die Zuständigkeit des Reichsgerichts, nach dem die Revisionssumme und die Kosten der Revisionsinstanz erhöht werden, endgültig an.

Aus Neuyork wird gemeldet, daß ein Erdbeben Cartago, die Hauptstadt der Republik Costarica, zerstört hat. Etwa 2500 Personen finden bei der Katastrophe den Tod.

7. Mai.

Aus Deutsch-Ostafrika meldet der stellvertretende Gouverneur, daß die Landschaft Süd-Ujunyu durch räuberische Banden beunruhigt wird.

In Peking trifft ein Bericht ein, nach dem bei einem plötzlichen Aufstand der Tibetaner in der Garnison Lhassa 1000 Chinesen getötet wurden.

8. Mai.

Aus Albanien wird gemeldet, daß die türkischen Truppen den Paß von Cranatjewo besetzt haben.

9. Mai.

In London wird Georg V. als König von Großbritannien und Irland und Kaiser von Indien proklamiert.

In Berlin stirbt, 82 Jahre alt, der frühere Staatssekretär Karl von Hofmann (Portr. S. 818).

10. Mai.

Der frühere amerikanische Präsident Theodor Roosevelt trifft in Berlin ein und wird am Bahnhof vom Staatssekretär des Auswärtigen Amts empfangen. Er folgt dann einer Einladung des Kaisers zur Frühstückstafel im Neuen Palais bei Potsdam.

Der Reichstag wird nach Annahme des Kaligesetzes bis zum 8. November vertagt. Das preußische Abgeordnetenhaus vertagt sich bis zum 24. Mai.

Der türkische Minister des Aeußeren legte bei den Schutzmächten telegraphisch Protest dagegen ein, daß die kretische Nationalversammlung in ihrer Eröffnungsitzung auf den König von Griechenland vereidigt wurde.

11. Mai.

Aus Mitrowitza wird berichtet, daß die Albanesen bei Preschowa von den türkischen Truppen in einer heftigen Schlacht geschlagen wurden und 800 Mann verloren.

▫ ▫ ▫

König Eduard †

Von Sidney Whitman.

„The evil that men do lives after them:
The good is oft interred with their bones.“
Julius Cäsar.

Seit mehr als anderthalb Jahren war es ein offenes Geheimnis in den Redaktionen der meisten Londoner Zeitungen, daß es mit der Gesundheit des Königs nicht gut stand. Man munkelte von einer Erkrankung der Atmungsorgane, die bei etwaiger Erkältung akut und gefährlich werden konnte. Der König ist denn auch — plötzlich und dem großen Publikum unerwartet — an einem derartigen Leiden gestorben, und die ganze angelsächsische Welt beweint heute seinen Heimgang. Ist es doch eine Tatsache, daß die englischen Arbeiterzeitungen — selbst offener republikanisch-sozialdemokratischer Färbung — ihm womöglich wärmere und aufrichtigere Nachrufe widmen als alle anderen. Einer solchen Quelle sind folgende Worte entnommen: „Dieser Trauerfall bedeutet nicht allein einen Verlust für das britische Reich, sondern auch für die ganze zivilisierte Welt. König Eduard war das Vorbild eines verfassungsmäßigen Monarchen. Er hat selbst Republikaner mit der Monarchie versöhnt, denn er hat ihnen bewiesen, daß es möglich ist, die Kontinuierlichkeit des Staatsoberhauptes mit einer wirklichen und wirksamen demokratischen Aufsicht zu verbinden. Er hat die Besorgnisse derer beschwichtigt, die das rasche Anwachsen des demokratischen Geistes in Europa mit Angst erfüllte, indem er dartat, daß ein konstitutionelles Regime nicht unvereinbar sei mit nationaler Sicherheit, Machtvollkommenheit und einer stetigen Politik .... Viel ließe sich schreiben über seinen feinen Takt, seine umfassende Menschlichkeit. Er teilte die Ideale — die



Liebe zum Sport — seines Volkes . . . und mit diesem allem vereinigte er ein generöses warmherziges Temperament."

Es kann als ein eigenartiger Zug des Königs gelten, daß er selbst zu den regelmäßigen Lesern eben dieses republikanischen Arbeiterblattes gehörte, dem obige Stellen entnommen sind.

Bezeichnend für die große Popularität des Königs ist, daß, während zur Zeit der Königin Viktoria die radikalen Arbeiterzeitungen nie müde wurden, auf die großen Unkosten hinzuweisen, die die Monarchie dem Land verursache, dieses Thema seit der Regierung des Königs Eduard vollständig aus jenen Blättern verschwunden ist. Noch vor einigen Wochen erklärte ein Mitglied der Arbeiterpartei öffentlich im Parlament, daß er und seine Kollegen seit der Thronbesteigung des regierenden Monarchen sich vollständig mit der konstitutionellen Monarchie ausgesöhnt hätten und sie jeder andern Regierungsform vorzögen, insbesondere da der jetzige König sich bei jeder Gelegenheit als ein treuer Freund des Arbeiterstandes bewährt habe.

Es bedarf eines Einblickes in die englische Volksseele, um die ganz außerordentliche Beliebtheit dieses Monarchen bei hoch und niedrig zu verstehen. Gibt es wohl heutzutage kaum noch ein Land in Europa, in dem der Drang zur Verehrung der mit hohen Würden Bekleideten so lebendig geblieben ist wie gerade in England. Schon die englischen Gebetbücher — und sie werden noch viel gelesen und beherzigt — mahnen zum Gehorsam, zur Unterordnung unter die, die „durch Gottes Fügung über uns gesetzt sind". Das Wort Subjekt (Untertan), das vielfach heute auf dem Kontinent beanstandet wird, ist hier noch in seiner vollen Geltung im Gebrauch. Offizielle Akten führen noch das Eigenschaftswort „humble" (demutsvoll) dem Träger der Krone gegenüber in einer auf dem Kontinent ungewöhnlichen Weise, sowie auch der symbolische Ausdruck und die praktische Tat des Händeküssens bei Uebernahme von Aemtern in England ganz gang und gäbe ist. Dazu kommt noch, daß kein Zwiespalt der Treue existiert, indem der König gleichzeitig weltlicher Chef einer überaus königstreuen Kirche ist — so daß man sagen könnte, daß der Königsgedanke fast automatisch die Gemüter beherrscht, sogar da, wo vielleicht etwas Widersinniges darin zu finden wäre, wie z. B. darin, daß der Geburtstag des Königs, laut seinem Beschluß, als solcher im Juni gefeiert wurde, trotzdem er doch tatsächlich in den Monat November fiel.

Aber bei alledem behält auch hier das Goethesche Wort seine Geltung, daß man das Ererbte auch erwerben müsse, um es zu besitzen. Der Ruhm des Königs besteht darin, daß er sich das Ererbte auch redlich erworben hat: nicht durch Taten des Krieges, nicht einmal durch solche des Geistes, denn den politischen Erfolg kann erst die Zeit offenbaren, sondern lediglich durch solche des Herzens, in dem fast alles Große, Schöne und Edle im Menschen seinen Ursprung hat: selbst die Taten eines Genies wie Bismarck. Eine ungeheure Machtfülle oder, besser gesagt, ein außergewöhnlicher Einfluß war in diesem Ererbten und Erworbenen aufgestapelt. Wenn man das Politische ganz außer acht läßt und nur das Soziale, das Gesellschaftliche ins Auge faßt — wenngleich in solcher Stellung beide vielfach ineinander greifen — so kann man nur staunen über die Möglichkeiten eines solchen Wirkungskreises. Schon als Prinz von Wales wurde der verstorbene König fast überall in der angelsächsischen Welt als Herr und Vorbild auf diesem Gebiet anerkannt, selbst dort, wo politische Institutionen und Denkungsart nicht immer mit denen des insularen England harmonierten. Ein Wort der öffentlichen Anerkennung von ihm genügte, einen Künstler, einen Schriftsteller, einen unbekannten verdienstvollen Mann irgendwelchen Berufs zu Ansehen und Wohlstand zu bringen. Wen er zu sich einlud, dem waren sofort alle Türen offen; wer durch irgendein Vergehen sein Wohlwollen verscherzt hatte, dem waren sie unerbittlich verschlossen! Viele der schönsten amerikanischen Frauen und manche der reichsten amerikanischen Männer suchten und empfingen die gesellschaftliche Beglaubigung in ihrem eigenen Lande, je nachdem sie vom englischen König aufgenommen wurden!

Daß ein solch weitgehender Einfluß vielleicht nicht immer aufs denkbar beste angewandt worden ist, läßt sich denken, denn es ist nur menschlich. Immerhin bleibt es bei solchem Spielraum für Neid, Haß und Intrige bewunderungswürdig, wie wenig Klagen über Ungerechtigkeiten, Bevorzugung von Unwürdigen und sonstige Auswüchse der Macht je erhoben worden sind. Es hat natürlich Fälle gegeben und geben müssen, in denen der Freund von gestern in den Fremden von heute verwandelt wurde. Aber fast immer war es nicht anders möglich! Dagegen sind unzählige Fälle zu verzeichnen, in denen der Leutnant seiner Vertrauensstellung enthoben werden mußte wie Cassio durch Othello, aber die Anhänglichkeit für den alten Freund im Unglück dennoch bis an den Tod verblieb.

Selten dürften die nur zu oft gegenseitig sich ausschließenden Eigenschaften an Würde und Deutlichkeit so harmonisch vereinigt worden sein wie bei König Eduard. Kein Fall ist bekannt geworden, in dem er seine Würde vergessen hätte. Ganz einzigartig war es, ihn in Gesellschaft zu beobachten, wo er stets bemüht war, jedem, auch dem bescheidensten, gerecht zu werden und ihn als Gentleman zu behandeln, so daß es unmöglich war, aus der Art, wie sich der König oder früher der Prinz irgend jemand gegenüber gab, zu schließen, ob er in einem gegebenen Fall sich mit dem ersten Großen des Reiches oder mit einem armen unbekannten Schriftsteller unterhielt, denn solche hatten sich auch seiner Huld und seiner exquisiten Courtoisie bisweilen zu erfreuen. Es wird wohl wenige Machthaber unserer Zeit gegeben haben, denen öffentliche Diners aus nicht allzu feiner Küche und mit den obligaten Reden weniger sympathisch gewesen sind als dem König Eduard. Und doch hat er sich sein Leben lang immer bereit gefunden, solchen zu präsidieren, wenn es einem wohltätigen Zweck gegolten hat. Buchstäblich Millionen muß er im Lauf der Jahre den Armen auf diese Weise zugewendet haben. Dafür segnen sie auch heute sein Angedenken!

Folgender kleine Zug, den man sich vor Jahren über den Prinzen von Wales erzählte, trägt zur Beleuchtung seiner Popularität bei: Ein Herr, der zufällig Pall Mall passierte — wo Marlborough House gelegen — sah, wie der Prinz, den scheinbar niemand außer ihm erkannte, einem alten Mann über die mit Equipagen belebte Straße das Geleit gab. Er schrieb dem Prinzen einen Brief, wobei er seine Anonymität wahrte, und schickte ihm ein silbernes Tintenfaß mit der Bitte, es gütigst von einem Fremden annehmen zu wollen, der seine liebenswürdige Tat gesehen hätte.

Man sagt, daß der Prinz dieses Tintenfaß, dessen Geber sich nie genannt hat, stets auf seinem Schreibtisch bewahrt habe.

Der König hatte von seiner Mutter sowohl wie von seinem deutschen Vater eine Vorliebe für das einfache, ungekünstelte deutsche Volksleben — die deutsche Volksseele — eingesogen, und diese hat er sich denn auch durchs ganze Leben erhalten. Seine vielen herzlichen Beziehungen mit ihm sympathischen Deutschen sowie auch seine Neigung, bei Badereisen in Deutschland und in den Bädern Deutsch-Böhmens sich unter das Volk zu begeben, deren Konzerte zu besuchen, in Dorfschenken einzukehren usw., bieten beredtes Zeugnis hiervon. Daher glaube ich auch, daß wohl wenige Festlichkeiten dem König so sehr zu Herzen gegangen sein mögen — ihm, dem alles hohle Schaugepränge stets zuwider war — als der Empfang im Berliner Rathaus bei seiner letzten dortigen Anwesenheit, als ihm von einem Chor das herrliche deutsche Volkslied „In einem kühlen Grunde" vorgetragen wurde. Daß es auf anderen Gebieten nicht immer geklappt hat, ist ja bekannt; aber selbst hier sind viele Fabeln im Umlauf gewesen; z. B. über seine Beziehungen zum Fürsten Bismarck, für den er eine große Verehrung empfand. — Es hieße den Charakter des englischen Königs vollständig verkennen, wenn man annehmen wollte, daß persönliche oder gar politische Quengeleien — wenn solche stattgefunden haben, was ich keineswegs für erwiesen halte — dieser seiner Verehrung für den edlen deutschen Mann irgendwie Abbruch hätten tun können. Seit der Entlassung des Fürsten bis zu seinem Tod haben der damalige Prinz von Wales sowie auch die Kaiserin Friedrich nie versäumt, ihm zu seinem Geburtstag zu gratulieren. Und selbst wenn — wie es in den Hohenloheschen Memoiren zu lesen steht — der Prinz einmal Ursache gehabt haben mag, sich über den Grafen Herbert Bismarck abfällig zu äußern, so wäre damit noch nicht gar viel bewiesen. Im übrigen war im Bismarckschen Hause eine aufrichtige Verehrung für die Person König Eduards vorherrschend. Wie die Aepfelfrau am Brandenburger Tor zu Friedrich dem Großen sagte: „Heute rauft man sich, morgen verträgt man sich." „Cela n'empêche pas le sentiment, pourvu que le cœur soit intact!" Und hier war es ganz unverfälscht auf beiden Seiten! Ich besitze noch eine Photographie des damaligen Grafen Herbert Bismarck in Dragoneruniform, die er auf Wunsch des Prinzen von Wales für ihn anfertigen ließ und ihm eigenhändig bei einem Besuch in London überreichte. Sie trägt das Datum 9. Mai 1891.

Der jüngst verstorbene Graf Götz von Seckendorff konnte mir nie genug die Liebenswürdigkeit und ganz besonders die Zuverlässigkeit und den Takt des Königs rühmen. „Nie war er oder Ihre ausgezeichnete Königin anders als voller Huld für mich und andere, die ihnen nahestanden. Mußte ich doch eigens zu seiner Krönung nach London kommen", sagte er. Ihm selbst — dem Grafen — war alles an einem guten Einvernehmen zwischen Deutschland und England von jeher gelegen.

Und ein noch beredteres Zeugnis von des verstorbenen Königs Herzenstakt ist folgende Geschichte: Vor etwa sieben Jahren war ich in Weimar. Es wohnte dort ein alter Hofrat, Carl Ruland, Präsident der Goethe-Gesellschaft. In seiner Jugend, vor etwa 45 Jahren, war er in London als Sekretär und Bibliothekar beim englischen Prinzgemahl, dem Vater des Königs Eduard, tätig gewesen. Seit dem Tod des Prinzen (1861) hatte er in Weimar gelebt, und er erzählte mir, daß die englische Königsfamilie ihm ein treues Angedenken durch alle diese langen Jahre hindurch bewahrt habe, und kein Mitglied mehr als der jetzt verstorbene König. „Nie hat er eine Gelegenheit versäumt, mir Freundliches zu erweisen. Als er nun gekrönt werden sollte," fuhr er fort, „schrieb ich ihm einen Gratulationsbrief und trug ihn am Dienstag selbst zur Post, so daß er ihn am Donnerstag — seinem Krönungstag — sicher erreichen sollte. Wie Sie sich nun erinnern werden, wurde der König plötzlich an dem betreffenden Dienstag operiert — und die Krönung fand infolgedessen nicht statt. Nichtsdestoweniger erhielt ich den nächsten Sonntag morgen ein vom König eigenhändig unterschriebenes Dankschreiben. Also muß er es spätestens am Freitag, drei Tage nach der schweren Operation, haben abschicken lassen. Ich gestehe offen," fügte der alte Herr hinzu, „wenn ich an den Ernst seiner Krankheit und an die unzähligen Briefe denke, die der König empfangen haben muß, so bin ich noch heute verblüfft über sein liebes Gedenken an einen alten Diener seines Vaters."

Es existierte ein eigentümlicher Gegensatz zwischen dem Wert, den der König im Zeremoniell des Hofes und der Repräsentation im allgemeinen auf Aeußerlichkeiten legte, und der strengen Einfachheit, der er in seinem Privatverkehr sich befleißigte; z. B. wird es wohl heutzutage nirgends noch auf der Welt ein solches „faste" geben wie der Prunk der königlichen Paradekutsche, die bei der Eröffnung des Parlaments gebraucht wird, wohingegen das dunkle Motorcoupé des Königs äußerst einfach und nur daran erkenntlich war, daß es als einziges Motorcoupé im ganzen Lande keine Nummer oder sonstige Abzeichen trug. Es wurde streng vom König darauf gesehen, daß es in den Straßen von London ein sehr mäßiges Tempo fuhr. Auch war es verboten, irgendwelche Honneurs seitens der Polizei dem königlichen Gefährt zu erweisen. Das Ideal des Königs im Privatleben war, unbeachtet und unbekannt zu bleiben.

Als Prinz von Wales kam der König häufig nach Baden-Baden, wo er öfters Einkäufe in den verschiedenen Geschäften der Kolonnade machte. Mochte nun einer der Verkäufer durch gefälliges Wesen dem Prinzen einen sympathischen Eindruck gemacht haben, kurz, er sagte ihm wiederholt, daß, wenn sein Weg ihn nach England führen sollte, er ihn besuchen möge. Lange getraute sich dieser nicht, dieser Aufforderung Folge zu leisten — bis er einmal, durch den Zuspruch von Bekannten ermutigt, wirklich bei einer gelegentlichen Anwesenheit in London es wagte, seine Karte im Marlborough House, der Privatwohnung des Prinzen, abzugeben. Zu seinem nicht geringen Erstaunen erhielt er mit der nächsten Post eine Einladung, von Sonnabend bis Montag in Sandringham, dem Landsitz des Prinzen, sein Gast zu sein. Sein Erstaunen aber wurde noch größer, als bei seiner Ankunft der Prinz ihn mit der Leutseligkeit eines alten Bekannten begrüßte und ihn ohne alle Umstände vorstellte als: „Herr X — my wife, the Princess of Wales — my brother, the Duke of Edinburgh", und, wie er mir später selbst erzählte, verlebte er darauf eine prächtige Zeit.



Vor Beginn der Spielzeit in Oberammergau.

Von Dr. Kurt Ullmann. — Hierzu Abb. S. 825.

Daß „der Passion", wie die Oberammergauer sagen, bald beginnt, zeigt sich schon im Gewand des ganzen Dorfes. Frisch getüncht und blank stehen die Häuschen da; allerdings oft mehr geputzt als geschmückt, mit jenem naiven Geschmack, der die Wirkung der Fassade durch prunkvolle Malereien zu heben sucht. Komplizierte Barockmotive prangen auf einfachen Schweizerhäuschen, Biedermeierornamente werden den graziösen Rokokolinien an die Seite gesetzt. Doch dieses Gemisch von Neuartigem und Traditionellem in seinem unvermittelten Nebeneinander ist auch charakteristisch für die ganze Sphäre, in der sich die Bewohner des Passionsdorfes bewegen, besonders für die Art, wie sie sich auf die Spielzeit vorbereiten.

Die Größe des Unternehmens — es sind etwa 1000 Oberammergauer von den 1600 Einwohnern am Spiel beteiligt — macht eine Organisation notwendig, die ganz im modernen Geist gehalten ist, die Bedeutung der Aufgabe selbst aber verlangt Menschen, die das haben, was gewöhnlich das Gegenteil von modern ist: voraussetzungslose Hingebung. In der absoluten Zähigkeit, mit der sich die Leute den vielgestaltigen Proben für das Passionsjahr widmen, liegt etwas von der Gewalt der großen religiösen Bewegungen. Dieser eigenartige Zug läßt etwas vom Geist der mittelalterlichen Mysterien verspüren.

Der heilige Eifer ist um so verständlicher, als das Passionsspiel einen schwer erkämpften Besitz darstellt, der im Lauf der Jahrhunderte öfter verloren zu gehen drohte. Im 12. Jahrhundert waren die religiösen Spiele in ganz Deutschland verbreitet. Sie hatten noch den engsten Zusammenhang mit der Kirche, wurden auch meistens im Gotteshaus dargestellt, arteten aber allmählich in Hanswursteleien aus und wurden von geistlichen und weltlichen Behörden verboten. Besonders streng wurde im 18. Jahrhundert in Bayern dieses Verbot durchgeführt. Am 31. März 1770 kam eine kurfürstliche Verordnung heraus, die besagte, daß in „sämtlichen Kurlanden die Passionstragödien abzuschaffen" seien. Aber die Oberammergauer erhoben Einspruch. Im Pestjahr 1633 hatte die Gemeinde gelobt, die Spiele in einem bestimmten Zeitraum, etwa alle zehn Jahre, zu wiederholen. Darauf berief man sich, jedoch vergebens. Es erfolgte der Bescheid: „Die Supplikanten seyend mit dem Passions Spill ab, somit an die ergangene Verordnung mit dem Anhang verwiesen, daß wenn dieses ein Votum, so sollen sie dies in eine andere gottesdienstliche Handlung, Predigt oder Stundengebet und dergleichen verwandeln". Eine Eingabe an den Kurfürsten Max Joseph III. blieb erfolglos. Doch die Oberammergauer ließen sich nicht entmutigen. Beim neuen Kurfürsten Karl Theodor endlich wurde ihre Ausdauer belohnt. Er gestattete die Passionsaufführungen. Doch als das Spiel im Jahr 1800 beendet war, erfolgte vom Minister Montgelas ein neues Verbot. Die Gemeinde wendete sich hierauf an den Erzieher des bayrischen Kronprinzen Ludwig und hatte endlich den ersehnten Erfolg; am 31. März 1811 wurde die endgültige Erlaubnis gegeben. Dieser kurze historische Rückblick läßt das Verhalten des Oberammergauers in allen Dingen, die das Passionsspiel betreffen, erklärlich erscheinen.

Sein ganzes Leben ist im Grunde nichts anderes als eine einzige Vorbereitung auf das Passionsspiel. Das Darstellungstalent wird in biblischen Vorstellungen geübt, die während der anderen Jahre gegeben werden. Für das große Spiel selbst wählt eine strenge Auslese die besten Darsteller aus diesen Veranstaltungen. Der Wichtigkeit dieser Tatsache hat man jetzt durch Erbauung eines steinernen Uebungstheaters Rechnung getragen. Es hat eine doppelte Funktion. Dem Nachwuchs soll die Entwicklungsmöglichkeit gegeben werden; es soll aber auch den entsprechenden Raum für die Passionsproben im Winter abgeben. Bisher diente diesem Zweck eine primitive Holzscheune. Doch sie erfüllte ihre Bestimmung nur sehr mangelhaft, gewährte keinen Schutz vor den Unbilden der Witterung. Der neue steinerne Bau hat einen saalartigen Raum für die Proben erhalten, den eine ziemlich kleine Bühne abschließt. Trotz der offenkundigen Notwendigkeit des Baues war dieses Projekt dem stärksten Widerspruch begegnet. Es war eben eine Art Aufgeben der Tradition; soweit sie in Frage kommt, können Konzessionen nur mit Mühe errungen werden.

Ein ständiger Kampf um die Ueberlieferung ist der Geschichte des Passionsspiels überhaupt eigentümlich; seine Spuren sind auch in allen Teilen der Vorführungen noch erkennbar. So ist die Musik noch beibehalten worden, wie sie vor 100 Jahren geschrieben worden ist, aber die Instrumentation hat man modernisiert. Der Text führt bis ins 17. Jahrhundert zurück; er hat gegen Ende der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts aber eine „zeitgemäßere" Abänderung erfahren. Wer nach archaistischen Reizen sucht, wird hier überhaupt nicht auf seine Kosten kommen, es sei denn, daß er den seelischen Unterströmungen nachgeht, die bei den Vorbereitungen zum Spiel wirksam sind. Man sieht es diesen Gebirglern mit den schlichten Allüren nicht an, daß sie schon ein halbes Jahr mit ihrer großen Aufgabe beschäftigt sind. Im Herbst hat es begonnen. Zuerst das „Zusammenlesen" und dann die Einzelproben. Alt und jung ist dabei. Im Orchester mit seinen achtzig Mann sieht man Burschen von fünfzehn Jahren sitzen. Beim Einzug in Jerusalem wirken eine große Anzahl kleiner Kinder mit. Doch lange Zeit dauert es, bis diese Massenszenen an die Reihe kommen. Fast ein halbes Jahr vergeht, bis die Proben und die Jahreszeit so weit vorgeschritten sind, daß die Benutzung des Passionstheaters am Platz ist. In dieser Zeit arbeitet der Darsteller ständig an sich selbst. Er sucht immer mehr in die Rolle einzudringen. Studium kann man diese Beschäftigung nicht gut nennen, denn es ist mehr ein Erleben als ein Arbeiten. Die Tätigkeit des Regisseurs beschränkt sich zunächst auf allgemeine Andeutungen. Die Bewegungsfreiheit des einzelnen ist eine möglichst ungehemmte. Dies gilt vor allem bei den Hauptdarstellern. Es sind Leute von verhältnismäßig weitem Gesichtskreis, der zu einer glücklichen Naturanlage hinzukommt. Eine merkwürdige Belesenheit und der ständige Verkehr mit dem Fremdenpublikum tun das Ihre.

Auch bei den Inhabern der kleineren Rollen und der Komparserie ist die Leichtigkeit des mimischen Erfassens bemerkenswert. Wenn man allerdings bedenkt,



daß es sich um künstlerisch tätige Menschen handelt — die meisten Einwohner des Passionsdorfes sind Schnitzhandwerker — so ist diese Tatsache weniger auffallend.

Die eigenartige Stimmung der Vorbereitungzeit mag ein Augenblicksbild aus einem der letzten Probetage illustrieren:

Der erste Tag einer „ganzen" Probe. Das ist eine Probe, in der das ganze Spiel durchgeführt wird. Schon in aller Frühe wird es draußen vor dem Passionstheater lebendig. Die Dörfler strömen in Scharen herbei. Es schneit. Doch mit der Selbstverständlichkeit, mit der sie ihr langwallendes Haar unter dem Tirolerhut tragen, begeben sie sich in dem Schneegestöber auf die unbedeckte Bühne und warten geduldig. Kein ungehöriges Wort, Lachen oder Wispern ist zu hören. Hunderte stehen da und warten. Hinter dem Vorhang der Mittelbühne sind die Dekorationsarbeiter schon lange am Werk. Das alttestamentliche Bild muß fertig sein, wenn der Chor auf der Vorderbühne einsetzt. Ein Hin und Her der Bühnenarbeiter wie in unsern großen Theatern. Das ganze Bild hinter der Szene ist überhaupt dem unserer großen Kunstinstitute ähnlich. Kulissen, Requisiten, Versatzstücke in friedlichem Nebeneinander. Dazwischen Lanzen, Kronen, Helme, Kränze. Aber wohlgeordnet in zahllosen Abteilungen hängen die Kostüme für etwa tausend Personen. Keine muffige Theaterluft. Frisch streicht der Gebirgswind vom nahen Kolben her.

Inzwischen ist der Spielleiter erschienen. Er tritt in diesem Stadium der Proben ziemlich zurück. Seine Tätigkeit ist mehr eine ordnende. Nur selten greift er durch eine befehlende Geste in den Gang der Handlung ein. Auch in der Komparserie ist seine Einwirkung ziemlich gering. Jeder sucht seine Sache so gut zu machen, wie er kann. So kommen Gebärden von jener rührenden Innigkeit zustande, wie wir sie aus den Werken der alten deutschen Meister kennen. Trotz dieser Selbständigkeit des einzelnen auch in den großen Massenszenen ist doch eine gewisse Größe zu bemerken, die eine Art Gesamtwirkung ermöglicht. Daß diese durch ein ungeeignetes Vordrängen des einzelnen nicht gestört wird, dafür bürgt schon die Tatsache, daß man es hier nicht mit Berufskomödianten zu tun hat.

Was die Oberammergauer von Berufschauspielern vor allem unterscheidet, das ist die Tatsache, daß das Gefühl, es müsse irgend etwas „dargestellt" werden, vollkommen zurücktritt. Die Leute haben die Empfindung verloren, daß es eine Rolle ist, die sie zu tragieren haben. Sie leben die Figur des Dramas, sie haben sie schon seit Wochen und Monaten in sich aufgenommen.

Gewiß werden von den Hauptdarstellern einige technische Mittel der Schauspielkunst verwendet. Aber es entsteht da nie etwas Unechtes. Selbst der Anachronismus, der neben der Primitivät der Passionsbühne den ganzen komplizierten Apparat der modernen Illusionsbühne setzt, ist nicht störend. Denn gerade diese Stillosigkeit ist der Stil dieses Theaters.

So wird der Beginn des Spiels wieder den Kampf der Meinungen heraufbeschwören. Schwärmer und Kritiker werden sich feindlich gegenüberstehen. Abseits von beiden aber wird der harmlose Genußmensch sich seines Daseins freuen. Er wird die Dinge nehmen, wie sie sind, als ein lebendiges Stück uralter Tradition.

Pfingstbrautlied.

Von Apfelblüten ein Düftetraum,
ein Wehen weißrosiger Schleier,
Pirole flöten vom Waldessaum
und locken zur Liebesfeier.

Ein Glückssturm hat die Glocken gepackt,
sie läuten und brausen und tosen.
Die Sonne hat den Rasensmaragd
durchstickt mit güldenen Rosen.

Der stillste Weiher rauscht leise, leis,
der silberfunkenbestreute ...
Und alte Holunder stehn blütenweiß
wie junge, festliche Bräute.

Pirole flöten vom Waldessaum;
so blau ist der Tag, so golden; —
die Nacht selbst schmückt sich zum Liebestraum
mit leuchtenden Sternendolden ...

Jung Goldner, der Junker von Seligland,
spricht frührotumglüht sein Werde,
und reicht das Sonnenbrokatgewand
der lächelnden Pfingstbraut Erde! —

Eugen Stangen.

Das Minimum.

Plauderei von A. von Erlen.

Draußen scheint die Sonne und lockt zum Gang in den lichten Frühlingswald, wo die jungen Buchentriebe glänzen und die Lärchen im leuchtendsten Grün stehen. Hoch wölben sich die Stämme der Fichten und noch kahlen Eichen in die sonnige Luft. Da mit einem Mal geht ein Sausen durch alle die hohen Wipfel, ein seltsames Surren, wie wenn man über eine hohe, straffgespannte Saite streicht — und am Westhimmel ist jäh und unbemerkt eine große, graue Wolkenwand erschienen. Es ist nicht kalt geworden, nur kühl, ein wenig frostig, und die Sonne wird verdeckt durch die schnell höher steigende Wolkenwand. Das Grün der Bäume sieht noch greller aus als zuvor gegen diesen grauverhangenen Horizont, und ein paar Krähen fliegen laut krächzend aus dem Fichtengezweig empor und erscheinen tintenschwarz mit scheinbar zerfetztem Gefieder, das der jähe Wind bewegt.

Der Rauch der fernen Fabriken ballt sich düster zusammen und fährt wie eine lange, schwarze Fahne nach Osten, vom heftig aufkommenden Westwind getrieben. Es ist ein barometrisches Minimum, das wieder einmal vom Westen her bei uns erscheint und kühl und störend hineinfährt in all die lachende Frühlingsherrlichkeit, wieder eins von jenen wohlbekannten Tiefs, die

auf den Wetterkarten von krausen Linien umgrenzt stehen und meist mit beharrlicher Ausdauer über Schottland oder Norwegen oder den uns nahen Gewässern des Aermelmeers lagern. Dann sinkt das Barometer plötzlich und schnell, und der rasch abnehmende Luftdruck wird in den Gliedern der allzu Feinfühligen, der Rheumatischen und Alten, auf wenig angenehme Weise spürbar.

Ein barometrisches Minimum ist das Wellental im auf und ab wogenden Luftmantel der Erde. Wie ein Kern in der Kirsche, so liegt die Erde in einem dicken Mantel von Luft. Diese Hülle ist in ewigem Bewegen begriffen. Für einen außerhalb der Erde stehenden Beobachter würde die Oberfläche des Luftmantels uneben, wellenförmig auf und nieder wogend erscheinen. Dort, wo eine Vertiefung ist, herrscht auf der Erde ein Minimum mit Sturm und Unwetter, während der Wellenberg des Luftmeers heiteren Sonnenschein und Windstille bringt.

Im Winter bringt das Minimum uns unerwartete Wärme, Regen und Tauwetter und ist dem Skifahrer ein Greuel, weil es die Reinheit und Glätte seiner Schneedecke aufs äußerste gefährdet; im Frühling und Sommer aber, wenn wir Sonne brauchen und Sonne fordern, dann fährt es störend und frostig in allen Traum von Wärme und Sommerluft hinein, mit regenschweren, dunklen Wolken; ja oft mit Hagel und Blitz und Donner und endlosen, kalten Regenschauern und vor allen Dingen mit dem gewaltigen, brausenden Orgelton des Sturmes. Was am Abend noch leise und kaum vernehmbar hoch oben in den Baumwipfeln säuselte, das wächst in der Dunkelheit der Nacht bald zu mächtigen Windstößen und zum richtigen Sturm an. Wir horchen in schlaflosen Nächten auf diese ewig wechselnden Melodien des Sturmes. Bald hoch und halb verhalten wie feine, pfeifende Falsettöne, dann wieder tief und dröhnend wie die brausenden Stimmen eines voll ausgezogenen Registers.

Draußen an unsern Seeküsten wird die Gewalt und Bedeutung des nahenden Tiefs den Bewohnern dieser Küsten noch auf ganz andere Weise fühlbar. Längst ist der große, schwarze Sturmball am Signalmast der Küstenstation in die Höhe gegangen; der Leuchtturmwärter hält mit dem Fernglas unentwegt Ausschau nach ein- und ausfahrenden Schiffen, und die große, unendliche Weite der See erscheint schmutziggrau, von kreideweißen Schaumköpfen durchsetzt. Der große Frachtdampfer draußen hat Mühe, seinen Kurs zu halten, und steigt und fällt mit gewaltig schlingernden Bewegungen in der weiten Wasserwüste, wo alles in kochende, tosende Bewegung geraten ist. Die kleinen Schifferboote haben den Sturmball rechtzeitig aufsteigen sehen und sind gar nicht aus dem schützenden Hafen herausgegangen; aber die, die gestern schon draußen waren, sind noch nicht zurück. Ein paar Schifferfrauen stehen in fliegenden Haaren und mit salzig feuchten Gesichtern am Strand und schauen besorgt nach den kleinen Nußschalen aus, die ihre Ernährer im schwankenden Bretterraum beherbergen.

An den Küsten des Meeres, da dröhnt der Sturm noch so ganz anders als drinnen im Binnenland; da klingt es nicht wie Orgelton in der Kirche — sondern manchmal so, als ob alle Gewalten der Hölle zusammen losgelassen wären, ein furchtbares Durcheinanderklingen vieler Stimmen. Nachher, wenn das Tief vorübergezogen ist und die Sonne wieder so heiter scheint, als sei nichts gewesen, dann spült wohl die See allerlei Trümmer ans Land, mancherlei Balken und Fässer und vielleicht auch hie und da eine stille Gestalt im vom Seewasser schwarz gewordenen blauen Anzug, die kein „Seemannsgarn" jemals mehr spinnen wird.

So geschieht es da draußen an den meerzerfressenen Küsten Belgiens und Hollands und auch an unsern friesischen Landstrichen, wo seit Jahrtausenden der Weststurm sein ungehindertes Spiel treibt und in jedem Frühling und in jedem Herbst seine Opfer fordert.

„Gedenket eurer Brüder zur See!" Dies Wort steht auf den bunten Sammelbüchsen des Deutschen Flottenvereins zu lesen und möchte drinnen im festen sichern Binnenland wohl manchmal in unserm Ohr erklingen, wenn das barometrische Minimum einmal wieder seine Herrschaft zeigt, wenn der fallende Luftdruck uns müde und unlustig macht und der Wind die Blüten von den Obstbäumen herunterreißt und prasselnde Regenschauer die ganze weiße Herrlichkeit in ein Häuflein schmutziges Grau verwandeln, das sich mit dem aufgewühlten Erdreich vermischt.

Die Luftschiffer schauen auch mit gespanntem Blick auf die Wetterkarte und zum Himmel und überlegen zwiefältig, ob sie ihre schönen, stolzen und kostbaren Fahrzeuge dem großen Luftmeer anvertrauen dürfen, wenn ein Tief im Anzug ist oder schon seine Herrschaft zeigt. Und sie tun gut daran, zu warten und nicht waghalsig zu handeln, denn mit dem Minimum ist nicht zu spaßen, weder draußen auf der See, noch dort oben in dem ungeheuren und unermeßlichen Ozean der Luft, von dem es noch keine Seekarten gibt.

Wenn das Minimum vorüber ist, wenn der Wind sich gelegt hat, das Barometer wieder steigt und die Sonne aufs neue lacht — dann haben die leicht- und schnellebigen Menschen alle Bedrängnisse der Witterung bald vergessen. Sie sehen wieder vorwärts und denken an den heiteren Sommer mit all seinen Blumen und Früchten. Ein Blick auf die Wetterkarte zeigt, daß das böse Tief jetzt fest in Südrußland verlagert ist, man hofft auf Nimmerwiederkehr und sieht nicht genauer hin und merkt nicht, daß sich über Island schon wieder ein neues Tief gebildet hat. Aber das ist ja so weit weg und geht uns vorläufig noch nichts an. Wir wollen uns um seinetwillen keine grauen Haare wachsen lassen, denn der Frühling ist so wunderschön, und alle Tage erscheint doch wieder und felsensicher die alte liebe Sonne am Himmel.

Falsche Namen.

Von Max Quidam.

Mit seiner Forderung auf der berühmten Schwanenreise „Nie sollst du mich befragen" würde Lohengrin heute nicht viel Glück gehabt haben. Die Sehnsucht der Polizei, stets und so schnell wie möglich den Namen des Reisenden zu erfahren, hat vielmehr zu einem sehr umfangreichen und komplizierten Meldesystem geführt.

Ziemlich das erste, was dem Reisenden im Hotel blüht, noch ehe er den Staub recht losgeworden, ist das freundliche Ersuchen eines schwarzbefrackten Hotelbediensteten, die Meldekarte auszufüllen, und erst wenn diese Formalität erfüllt ist, gilt er als Gast des Hotels.

Manchem noch nicht an diese Frage gewöhnten Neuling überschleicht zunächst das unangenehme Gefühl, daß

ihm nicht recht getraut wird, mindestens, daß diese übertrieben scheinende Eilfertigkeit ein erhebliches Maß von Zudringlichkeit und Neugierde seitens des Hoteliers bedeutet. Der Wirt erfüllt aber nur die Vorschriften der Ortspolizei, und wem dies eine Unbequemlichkeit dünkt, der soll nach Rußland reisen und in einem nicht erstklassigen Hotel in einer Stadt, die „unter verstärktem Schutz steht", logieren. Er wird Erbauliches erleben und die preußischen Polizeivorschriften als Muster von Bequemlichkeit und Freiheitlichkeit bewundern lernen.

Die Gründe, die zu diesen polizeilichen Vorschriften geführt haben, sind verschiedener Natur, in erster Linie Gründe der öffentlichen Sicherheit.

Es ist nun eine ganz interessante und nicht unbestrittene Frage, ob der Reisende sich strafbar macht, wenn er nicht seinen richtigen, sondern einen falschen Namen im Hotel angibt. Nach der Judikatur des Kammergerichts erscheint es zweifelhaft, ob eine allgemeine Polizeiverordnung nach dieser Richtung hin zu Recht besteht, und ob der einzige Paragraph im Strafgesetzbuch, der diese Art von falscher Namensangabe bedroht, zutreffend für eine einfache Falschmeldung gegenüber dem Hotelier bzw. seinem Beauftragten ist. Der Paragraph 360 zu 8 lautet: „Wer unbefugt eine Uniform, eine Amtskleidung, ein Amtszeichen, einen Orden oder ein Ehrenzeichen trägt oder Titel, Würden oder Adelsprädikate annimmt, ingleichen wer sich eines ihm nicht zukommenden Namens einem zuständigen Beamten gegenüber bedient"... Daß der Hotelwirt kein zuständiger Beamter ist und es auch als Beauftragter der Polizei nicht werden kann, unterliegt keinem Zweifel. Er macht aber die ihm gegenüber abgegebenen falschen Erklärungen später dem zuständigen Beamten. Es kann also interpretiert werden, daß der Reisende diese falschen Angaben veranlaßt und sich somit strafbar gemacht hat. Immerhin dürfte, wenn keine strafbaren Gründe vorliegen, die Angelegenheit sich oft in dem gemütlicheren Sinn erledigen.

Ganz anders gestaltet sich selbstverständlich die Sachlage und auch die strafrechtliche Beurteilung, wenn die Falschmeldung in betrügerischer Absicht erfolgt ist, z. B., um eine gefälschte Postanweisung sich auszahlen zu lassen oder auch eine echte, von deren Absendung der Täter durch Zufall erfahren hat, zu ergattern. Hier würde zweifellos beim Mißlingen der Tat schon in der falschen Angabe des Namens die vorbereitende Handlung des Betruges zu sehen sein. Wenn man sich dabei den Fall des noch immer nicht ermittelten Leipziger Mörders vor Augen hält, der wiederholt auf Postanweisungen auf falschen Namen den Versuch machte, den bestellenden Geldbriefträger zu ermorden, so leuchtet daraus die Bedeutung der Polizeiverordnung über Meldungen ohne weiteres ein. In die gleiche Kategorie der falschen Namen gehören natürlich auch jene dunklen Existenzen bis zum großen Hochstapler hinauf, die das Beilegen möglichst klangvoller, möglichst vornehm scheinender Namen dazu benutzen, um leichter auf diese Weise Schwindeleien ausüben zu können.

Es liegt nun einmal tief im Wesen der Menschen begründet, daß hochtrabende Namen und Titel einen ungeheuren Einfluß auf die Kreditwürdigkeit ausüben, und zwar auf die Kreditwürdigkeit im weitesten Sinn. Der falsche glänzende Name öffnet nicht bloß bei uns alle sonst verschlossenen Türen. Die größten Erfolge werden vielmehr damit gerade bei unsern republikanischen Nachbarn jenseit des Rheins erzielt, wo die égalité, die Gleichstellung der Menschen in der Gesellschaft, in Wahrheit viel weniger vorhanden ist als bei uns. Jeder Zeitungsleser weiß aus den häufigen Berichten, in wie unzähligen, oft höchst ergötzlichen und lächerlichen Fällen in Paris der falsche Name jahrelang dem gewöhnlichsten Schwindler gestattet, in den ersten Kreisen zu verkehren, alle Lieferanten, alle guten Freunde erheblich zu erleichtern und dann zu verschwinden. Die Eitelkeit der meisten Menschen, die Sucht, mit Höhergestellten auf gleichem Fuß zu verkehren, tut das Ihrige dazu, und so sehen wir den Glücksritter von falschem Adel oft eine so glänzende Existenz führen, daß ihre ärmeren Kollegen vom echten Adel sie lebhaft darum beneiden könnten. Die gewöhnlichere Gattung dieser ersten im Reich des Schwindels, die Klasse derer, die Heiratschwindel treiben, oder die Kategorie, die einfach einen bekannten Namen benutzen, um Waren darauf zu erschwindeln, braucht hier nicht näher beleuchtet zu werden. Hier ist der falsche Name nur einer der vielen erfolgreichen Tricks zur Ausnutzung der Dummheit der lieben Mitmenschen.

Auf ein ganz anderes Gebiet führen die falsch beigelegten Namen, die man unter der einen Klasse der Pseudonyme zusammenfassen kann. Es sind dies die nommes de guerre, die sehr viele Schriftsteller, Komponisten und die meisten Bühnenkünstler haben. Mit den zunehmenden Erfolgen, mit der damit zunehmenden Berühmtheit und Popularität verwachsen sie schließlich so eng mit der Persönlichkeit des Trägers, daß auch in seinem Privatleben ihn niemand anders nennt. Der Inhaber glaubt schließlich selbst daran, daß er immer den Namen getragen hat, der ihn berühmt und bekannt gemacht hat, und nennt und schreibt sich nie mehr anders. Hier ist der Grund, der ursprünglich zur Annahme des falschen Namens führte, häufig ein sehr einfacher, nämlich das Lampenfieber im weitesten Sinn des Wortes.

Manchmal ist ja auch der Grund maßgebend, daß der eigene wirkliche Name wenig schönklingend ist, zu sehr an die Abstammung erinnert, unter Umständen lächerlich wirkt und dadurch den Erfolg von vornherein in Frage stellen kann. Auch dann wird oft aus einer sehr häßlichen Schmetterlingsraupe ein sehr schöner buntschillernder Namensschmetterling.

Nur einen Fehler hat diese Verschönerung noch, bei allen Rechtsgeschäften ist sie ungültig, hier hören alle Pseudonyme auf, und der Gegenkontrahent ist manchmal baß erstaunt, daß sein langjähriger Freund so ganz anders und lange nicht so schön heißt, wie er bis dahin glaubte. Die einzige Möglichkeit, diesen Fehler zu verbessern, besteht in dem Gesuch an den Minister, den alten Namensadam ablegen und den neuen dafür anlegen zu dürfen, eine Genehmigung, die häufig erteilt wird, wenn sie einigermaßen zu begründen ist, und mit diesem trostreichen Ausblick wollen wir schließen.

Unsere Bilder

Der Thronwechsel in England (Abb. S. 819—823). Der bedeutende Staatsmann auf dem britischen Königsthron, der in der Nacht vom 6. zum 7. Mai im Buckinghampalast die Augen schloß, wird in der ganzen Welt wirklich aufrichtig betrauert. Die älteste der lebenden Generationen hat ihn zur Zeit gekannt, da er als ein schöner Knabe und stattlicher Jüngling den Stolz seiner königlichen Mutter und ihres deutschen Gemahls bildete. Einer andern Generation unserer Zeitgenossen steht er vor allem als gereifter Mann vor Augen,



als der lebenslustige Prinz von Wales, der sich so viel in allen Orten des Kontinents aufhielt, wo das internationale High-Life zu finden ist, und der die Mode Europas lenkte, ehe er seine politischen Geschicke beeinflußte. Die jüngeren kannten die liebenswürdige Bonhomie des sechzigjährigen Königs, verehrten in ihm einen großen Freund des Friedens und einen weisen Regenten. So wird König Eduard allerwärts betrauert, vor allem aber in London. Die Stadt hatte einen bangen Abend lang atemlos auf die Botschaften von des Königs Krankenlager gewartet; als sie dann morgens aufstand, hing die Todesnachricht am Gitter des Buckinghampalastes, donnerte die Batterie im St.-James-Park die Trauerkunde in die Lüfte. An diesem traurigen Morgen fühlte sich jeder Engländer eins mit dem Schmerz der Königsfamilie. Der König war im Kreis seiner engeren Familie verschieden, nur seine Tochter, die Königin Maud von Norwegen, weilte fern. Ihr Bruder, der bisherige Prinz von Wales, hat unterdessen unter den uralten historischen Zeremonien die Zügel der Regierung ergriffen. In ihm erhält die größte Seemacht der Welt einen Herrscher, der vor allem durch und durch Seemann ist. Als Seemann wurde auch der künftige Erbe des Reiches, Prinz Eduard Albert, erzogen, das älteste der sechs Kinder, die der Ehe Georgs V. mit der Fürstin Mary von Teck, der neuen Königin, entstammen.

Theodore Roosevelt (Abb. S. 824) ist am Morgen des 10. Mai aus Stockholm in Berlin eingetroffen. Da der Tod des Königs von England die ursprünglichen Dispositionen des Hofes umgeworfen hatte, gestaltete sich die Ankunft des Expräsidenten vor allem zu einer intimen Begrüßungsfeier der amerikanischen Kolonie, doch zeigte die Anwesenheit hoher, offizieller Vertreter unserer Behörden und vor allem der Jubel der vor dem Stettiner Bahnhof harrenden Volksmenge dem amerikanischen Expräsidenten, daß er in Berlin willkommen ist, wenn er auch nicht als offizieller Gast des Kaisers in der Reichshauptstadt weilt.

Das Fontane-Denkmal im Berliner Tiergarten (Abb. S. 824) wurde dieser Tage nach einer schlichten Feier enthüllt. Das Marmorbildnis, dessen Modell der zu früh verstorbene Bildhauer Prof. Max Klein geschaffen hat, steht auf einem Platz nahe der Stülerstraße, den der Kaiser persönlich für das Denkmal des Dichters ausgesucht hat. Der Künstler hat Fontane so dargestellt, wie er am frischesten in aller Bewußtsein lebt: als den märkischen Spaziergänger, der sinnenden Auges durch die Wälder der Heimat schreitet.

Karl Goldmark (Abb. S. 824), der Komponist der „Königin von Saba“, des „Heimchens am Herd“ und vieler anderer prächtiger Werke, begeht am 18. Mai seinen 80. Geburtstag. Sein langes Künstlerleben hat ihm nicht sehr viel Sonnenschein gebracht, aber doch eine Fülle echter Erfolge. Besonders in Wien wird der Geburtstag des ungarischen Musikers mit aufrichtiger Teilnahme gefeiert werden.

In Oberammergau (Abb. S. 885) finden in diesen Tagen die ersten Aufführungen des berühmten Passionsspieles statt, das den Namen des schlichten oberbayrischen Dorfes in der ganzen Welt bekannt gemacht hat. Obwohl zehn Jahre seit dem letzten Spielsommer verstrichen sind, finden die herbeiströmenden Gäste Oberammergau wenig verändert. Die meisten Darsteller — vor allem der Christusdarsteller Anton Lang — haben wieder die Rollen inne, die sie im Jahr 1900 verkörperten. Unsere Bilder zeigen Anton Lang und die Seinen in den Straßen des Ortes und im Kreise der Honoratioren bei einer gemütlichen Kaffeetafel.

Bruno Liljefors (Abb. S. 826). Am 14. Mai feiert Bruno Liljefors seinen 50. Geburtstag. Jeder Kunstfreund, der die Entwicklung der modernen schwedischen Malerei verfolgt hat, kennt den schwedischen Maler und seine Werke. Liljefors ist wohl der stärkste Schilderer des Tierlebens und der belebten Landschaft im hohen Norden; besonders die Vogelwelt hat er in kräftiger Stilisierung und doch in unendlich liebevoll geschauter Lebenswahrheit auf die Leinwand gebannt. Der vortreffliche Künstler hat in seiner Jugend viel um den Platz an der Sonne kämpfen müssen — die Stockholmer Akademie hat ihn seinerzeit wegen „Talentlosigkeit“ ausgeschlossen — heute aber lebt er, allgemein verehrt, in seinem schönen Heim im hohen Norden, das er mit dem starken Stil seiner Kunst durchdrungen hat.

Todesfälle. (Abb. S. 824). Heinrich Curschmann, der hochverdiente Direktor der medizinischen Universitätsklinik in Leipzig, der dieser Tage im 64. Lebensjahr gestorben ist, war einer unserer führenden Kliniker. Er stammte aus Gießen, seine wissenschaftliche Tätigkeit führte ihn aber bald nach Berlin und dann nach Hamburg, wo er als Leiter großer Krankenhäuser Bedeutendes leistete. Im Jahr 1888 wurde er nach Leipzig berufen; dort hat er sich sowohl als heilender wie als forschender Arzt unvergängliche Verdienste erworben. — Dieser Tage starb Professor Alexander Kips, der ausgezeichnete Kunstgewerbler, der bis vor zwei Jahren die Königliche Porzellanmanufaktur in Berlin geleitet und uns auf verschiedenen Kunstgebieten wertvolle Leistungen geschenkt hat.

Die Toten der Woche

Eduard VII. König von England, † in London am 6. Mai im Alter von 68 Jahren (Porträt S. 819).

General der Kav. z. D. Bernhard von Brauchitsch, † in Naumburg a. S. im 77. Lebensjahr.

Professor Bernhard Coßmann, berühmter Cellist, † in Frankfurt a. M. am 7. Mai im Alter von 88 Jahren.

Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Heinrich Curschmann, bekannter Kliniker, † in Leipzig am 6. Mai im 64. Lebensjahr (Portr. S. 824).

Prof. Dr. Franz Nikolaus Fink, Lehrer am Orientalischen Seminar, † in Südende bei Berlin im Alter von 42 Jahren.

Amtsgerichtsrat Louis Fischer, bekannter Berliner Jurist, † in Mainz am 7. Mai im 55. Lebensjahr.

Kommissionsrat Wilhelm Hasemann, † in Leipzig im Alter von 70 Jahren.

Staatssekretär a. D. Karl von Hofmann, † in Berlin am 9. Mai im 83. Lebensjahr. (Portr. untenst.)



Staatssekretär a. D. K. v. Hofmann † Prof. Emil Kautzsch †

Professor Emil Kautzsch, berühmter Theologe, † in Halle am 9. Mai im Alter von 69 Jahren (Portr. obenst.)

Professor Alexander Kips, ehem. Direktor der Kgl. Porzellanmanufaktur, † in Berlin am 7. Mai im Alter von 51 Jahren (Portr. S. 824).

Dr. Mensinga, bekannter Frauenarzt, † in Flensburg im Alter von 74 Jahren.

Guido Pompili, italien. Unterstaatssekretär a. D., † in Rom am 8. Mai.

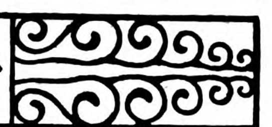
Freiherr Reichlin v. Meldegg, ehem. Komm. General und Militärbevollmächtigter, † in Augsburg am 7. Mai im Alter von 61 Jahren.

Gerolamo Rovetta, italienischer dramatischer Dichter, † in Mailand am 8. Mai.

Geh. Rat Dr. Leo v. Savigny, Mitglied des Herrenhauses, † in Münster am 10. Mai im Alter von 46 Jahren.

Georg David Schulz, bekannter Berliner Kabarettist und Maler, † in Freiburg i. B. im Alter von 45 Jahren.

Bilder vom Tage



König Eduard VII. †

Phot. Ernest H. Mills.





Nach Porträten von Winterhalter

König Eduard im Alter von 11 Jahren. **König Eduard im Alter von 18 Jahren.**



Hofphot. T. H. Voigt.

Eduard VII. als Prinz von Wales
in Homburg im Jahre 1882.



Volksmenge vor dem Buckinghampalast, die Todesnachricht lesend.

Eduard VII. †



Königinmutter Alexandra,
die Witwe König Eduards.



Phot. Lallie Charles.

Luise Prinzeß Royal
von Großbrit. u. Irland, Herzogin v. Fife.



Phot. Downey.

Prinzessin Viktoria
von Großbritannien u. Irland.



Königin Maud von Norwegen,
Prinzessin von Großbrit. u. Irland.

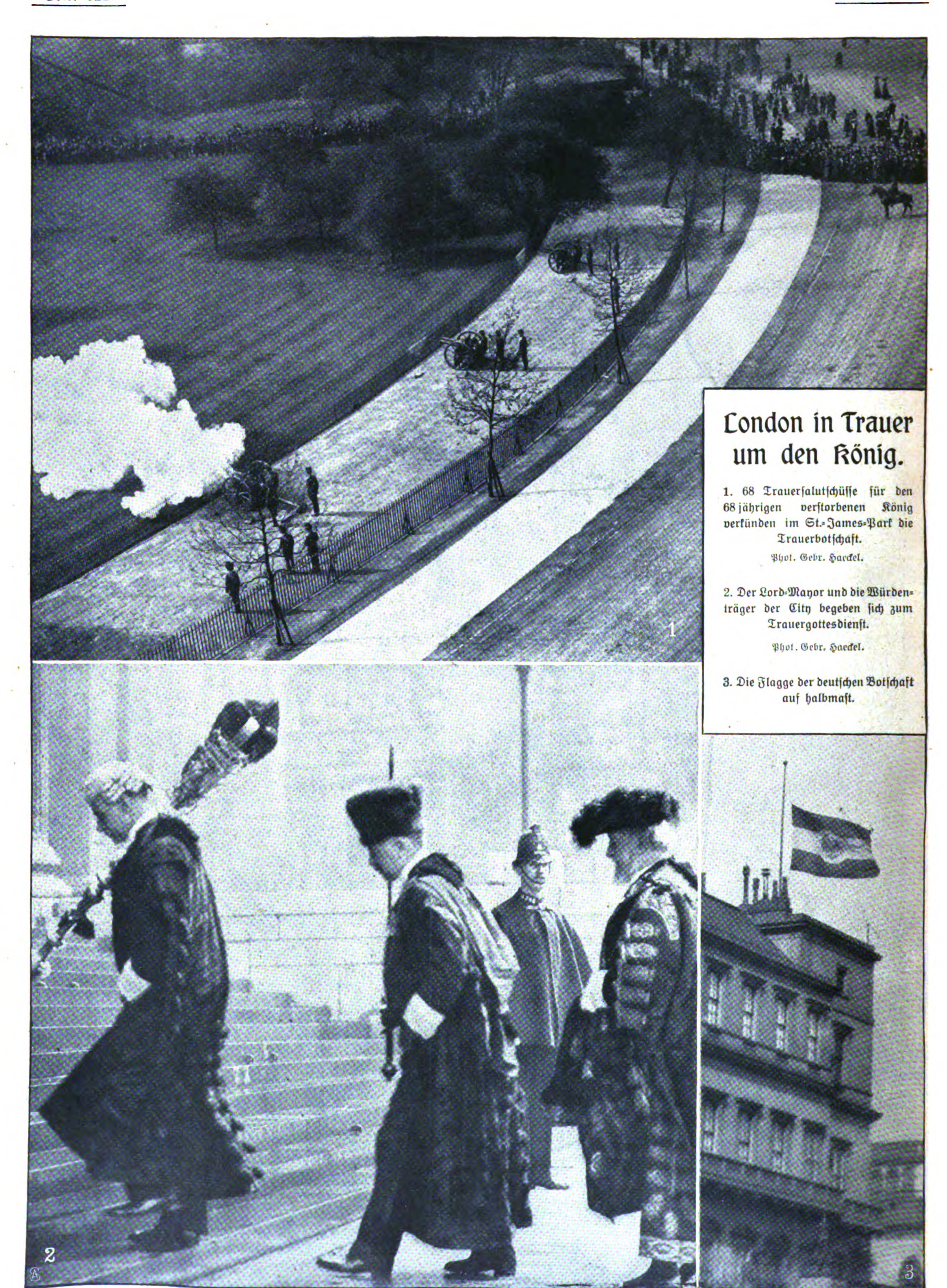
Die Töchter König Eduards †



Der neue Herrscher des britischen Weltreichs:

König Georg V., Königin Mary und der Thronfolger Prinz Eduard Albert.

Phot. Dinham.



London in Trauer um den König.

1. 68 Trauersalutschüsse für den 68jährigen verstorbenen König verkünden im St.-James-Park die Trauerbotschaft.

Phot. Gebr. Haeckel.

2. Der Lord-Mayor und die Würdenträger der City begeben sich zum Trauergottesdienst.

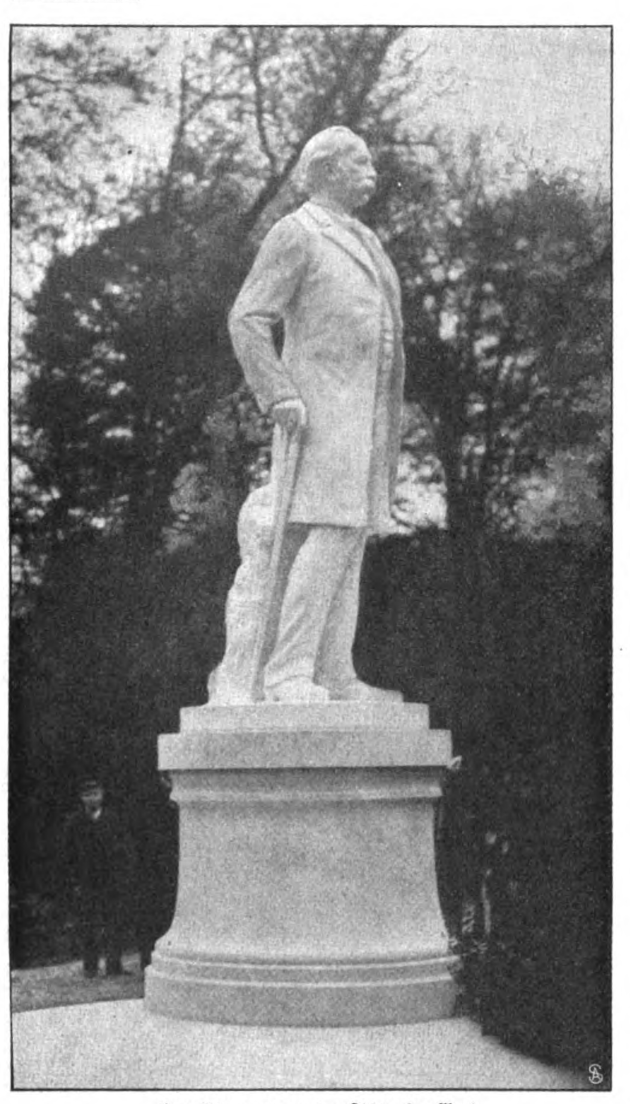
Phot. Gebr. Haeckel.

3. Die Flagge der deutschen Botschaft auf halbmast.

Thronwechsel in England.

Das Volk erwartet die Proklamation des neuen Königs vor der Börse in der City von London.

Photo Daily Graphic.



Eine Erinnerung an den Dichter der Mark.
Das neue Denkmal für Theodor Fontane im Berliner Tiergarten.



Roosevelts Besuch in Berlin:
Ankunft des Expräsidenten auf dem Stettiner Bahnhof.



Hofphot. Perscheid.

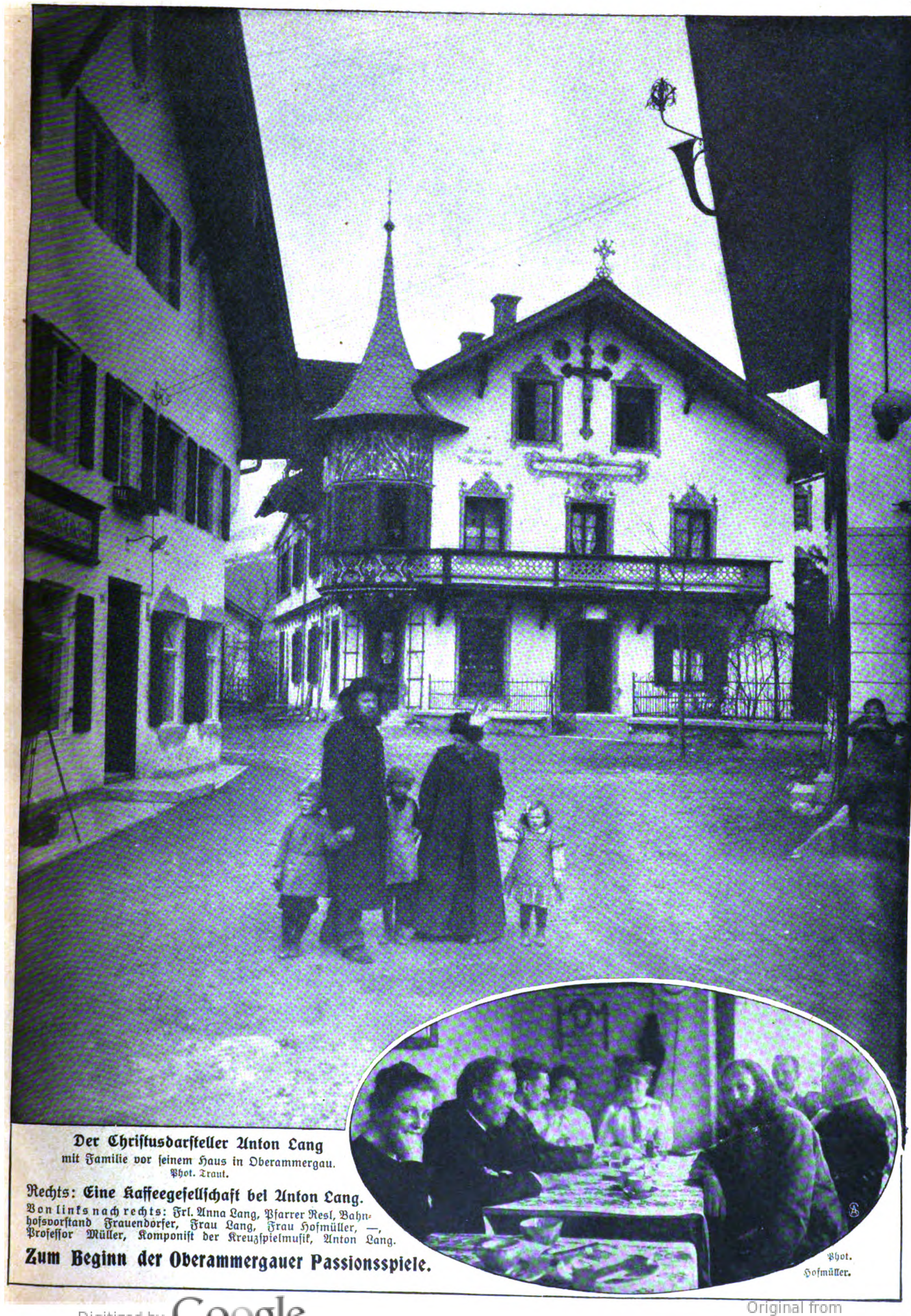
Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Curschmann †
der bekannte Leipziger Kliniker



Karl Goldmark, Wien.
Zum 80. Geburtstag des bekannten Komponisten.
Phot. Sanden.



Professor Alexander Kips †
ein verdienter Förderer des Kunstgewerbes



Der Christusdarsteller Anton Lang
mit Familie vor seinem Haus in Oberammergau.
Phot. Traut.

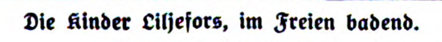
Rechts: Eine Kaffeegesellschaft bei Anton Lang.
Von links nach rechts: Frl. Anna Lang, Pfarrer Resl, Bahnhofsvorstand Frauendörfer, Frau Lang, Frau Hofmüller, —, Professor Müller, Komponist der Kreuzspielmusik, Anton Lang.

Zum Beginn der Oberammergauer Passionsspiele.

Phot. Hofmüller.

Bruno Liljefors vor einem seiner Meisterwerke.





Die Kinder Liljefors, im Freien badend.



Frau Liljefors mit ihren zahmen Adlern.

Zum 50. Geburtstag des berühmten schwedischen Malers. Phot. Blomberg.

Nur wer die Sehnsucht kennt . . .

Roman von

Ida Boy-Ed.

3. Fortsetzung.

Der Ausdruck von Renate Gervasius wurde wieder heller, und das Mädchen lächelte — wenn vielleicht auch etwas zögernd, aus noch schweren Gedanken herauf, fast aus Gefälligkeit nur für die neue Freundin.

Zugleich, während Jutta sich förmlich drängend bemühte, die Saat, die ihre unbeherrschten Worte vielleicht gestreut, wieder zu vernichten, horchte sie angestrengt mit wachsamen Ohren nach dem Korridor hinaus. Ob nicht die Glocke schrillte, ob nicht ein Schritt erklang. Und hatte doch vor dem Brausen des Bluts in ihrem Kopf alles überhört. So daß sie erschrak, als nun Martha hereinkam und meldete: Herr von Gamberg.

Renate schnellte förmlich empor. Sie mußte ja fort. Das ging unmöglich an, daß sie sich hier noch mit einem Besucher aufhielt, mit Tee trank — Mama erwartete sie bald zurück.

Zwischen Tür und Angel wurde der Legationssekretär von Gamberg noch vorgestellt. Man sprach noch zu dritt eine Handvoll Worte. Über Reiswitz und die „Freia". Daß Reiswitz über die Flaute verzweifelt sei. Ob Gamberg morgen mitsegeln wolle oder nicht? Nein — er habe nicht die Absicht. Also werde der Platz im Boot für Lebus frei. Dann ging Renate. An der Tür umarmte Jutta das Mädchen.

Sie sahen sich in die Augen — sehr ernst — bis ein zärtliches Lächeln ihre Blicke hell machte.

Und nun war Jutta allein mit dem Mann.

Es kam ihr merkwürdigerweise so vor, als ob es das erstemal sei....

Sie sprach allerlei — ein wenig gesteigert im Ausdruck — mit ungeregeltem Atem — wie reizend dieses Mädchen sei, daß man heute abend ihre Verlobung feiern werde. Und Martha brachte den Tee. Damit konnte man denn noch etwas herumhantieren — fürsorglich sein.... Aber endlich kam doch der Augenblick, daß sie einander in Ruhe gegenübersitzen mußten.

Sehr aufmerksam, kaum die notwendigsten Antworten auf alles, was sie vorgebracht, gebend, hatte er sie beobachtet. Und nun saß er still, sah sie mit seinen hellen Augen durchdringend an, und mit dem kleinen goldenen Teelöffel, den er zwischen Daumen und Zeigefinger in der Rechten hielt, tippte er unhörbar ein Marschtempo auf den Tisch.

„Das macht mich nun wirklich nervös", sagte sie.

Er legte den Löffel förmlich vorsichtig hin.

„Ich spüre in Ihrem Wesen eine große Erregung. Seit gestern abend ist etwas Neues hineingekommen. Stehe ich Ihnen nah genug, liebe Jutta, um Sie fragen zu dürfen: was haben Sie?"

Sie sah ihn an — die Antwort auf den Lippen — doch noch zögernd. Und dann — langsam — von Spannung und Furcht fast entnervt, sprach sie: „Ich habe einen Brief von Malte bekommen. Ich soll in zehn Tagen nach Hongkong abreisen ... zu ihm...."

Und nun sah sie das, wovor sie sich gefürchtet hatte. Seine Farbe veränderte sich. Rasch flackerte es rot über sein Gesicht. In seinen Augen blitzte etwas auf.... Schreck?

Aber die Pause, die entstand, war nur sekundenlang.

Voll Haltung, seinen Ton ganz und gar beherrschend, fast höflich, fragte er: „Sie werden reisen?"

„Ich bin noch nicht entschlossen."

Und nach diesen knappen Worten wieder eine Pause. Bis er weicher, leiser fragte: „Und Ihr liebes kleines Kind, Jutta?"

Sie erschauerte. Er dachte daran. Er! Es war sein erster Gedanke fast! Er, den dies Kind gar nicht anging, der es kaum gesehen hatte, der gar keinen Blick haben konnte für das Rührende und Süße in so einem kleinen, knospenden bißchen Menschentum....

Er dachte daran, weil er begriffen hatte, daß ihr Kind und sie e i n Leben seien — ein unzertrennliches....

Wie es sie rührte....

„Ja," sagte sie, „das ist es a u c h ... ich kann mich doch nicht von dem Kind trennen."

Sie war sich nicht bewußt, dies „auch" betont zu haben. Aber seinem Ohr war es nicht entgangen.

Von der raschen Röte, die ihm vorhin zu Kopf gestiegen war, hatte sein Gesicht eine erhöhte Färbung behalten, die aller Gefaßtheit seines Wesens widersprach.

„Ihr Mann verlangt ein Opfer von Ihnen, das nur höchste Liebe bringen kann."

Er wartete.

Ihre Antwort entschied über sein Leben.

Sie schwieg.

Sie kämpfte mit sich. Sie wollte ihn nun fragen: Wozu raten Sie mir — zum Gehen oder Bleiben.

Aber sie fühlte: das war eine Unredlichkeit gegen den Fernen! Ach, war nicht schon alles unredlich, schief, unwahr — nur weil es unklar war? Ist nicht in gewissen Gefühlsdingen Unklarheit so viel wie Tod?...

Aus einer angeborenen Kühnheit des Temperaments heraus trieb es sie, der ungeheuren Wahrheit ins Gesicht zu sehen: vielleicht liebe ich meinen Mann nicht mehr — und vielleicht ist dieser hier mein Glück — er, der mich liebt ... denn er liebt mich — ich fühle es....

Sie zwang das nieder. Sie hatte den verzweifelten Wunsch, sich so zu halten, daß beide Männer sie achten sollten....

Sie fühlte: es war ja ihr heißes Verlangen gewesen, tapfer und stolz mit der Versuchung fertigzuwerden.

Vielleicht war auch alles anders, als sie es empfand.



Vielleicht kehrten nur holde, rührende Erinnerungen zurück und bezauberten ihr Herz....

Ihre Gedanken, plötzlich wie hypnotisiert von diesen Erinnerungen, verloren sich zu vergangenen Tagen....

Auch er besann sich schwer.

Er ahnte: sie vermochte nicht freudig zu sagen: ich will das Opfer bringen! Sie hatte aber auch nicht den Mut oder nicht die Klarheit in sich, zu bekennen: ich kann es nicht bringen.

Er wußte: sie ist ein schutzloses Weib! Und der Mann, dessen Namen sie trägt, ist fern. Das macht sie heilig....

Mir noch mehr als andern....

Aber sie ist unglücklich... sie liebt ihn nicht mehr — gewiß nicht....

Soll ich ihr, die ich liebe wie nichts mehr auf der Welt, soll ich ihr nicht helfen?... Unwahrheit ist Unglück.... Ich kann nicht zusehen, wie dies junge Leben zerbricht....

In solchen Sachen steht das Wort „Pflicht" wie ein verschwommener Begriff. Wo fängt sie an? Wo endet sie? Gegen wen steht sie am höchsten?...

Wäre er da, daß ich mit ihm kämpfen könnte, Mann gegen Mann....

Ich kann nichts tun als warten — warten, ob ihr Herz den Mut hat, zu mir zu kommen. Ich darf nicht der Versucher sein. Ich darf nur der Schutz, die Zukunft, der Hafen sein, wenn sie aus eigenstem Entschluß heraus diese ihre Ehe verläßt....

Aber indem er dies im jagenden Flug der Gedanken bedachte, hatte er zugleich die dumpfe, quälende Erkenntnis daran, daß vielleicht alles anders sein würde, wenn der Mann zur Stelle wäre.... Daß nur die Sehnsucht die Tore ihrer Seele so weit geöffnet habe, daß Liebe gehen und Liebe kommen konnte....

Seine ganze Mannpersönlichkeit wehrte sich dagegen auf. In dieser Erkenntnis lag zu viel Demütigendes, als daß er sich in ihr hätte bescheiden können.

Und da waren auch Erinnerungen, schöne, liebe Erinnerungen, die ihm recht zu geben schienen.

Unter dem Zwang einer ihm nicht ganz deutlich zum Bewußtsein kommenden Ideenverbindung fing er an, von ihnen zu sprechen.

„Wissen Sie noch, liebe Jutta — die schönen Sommerwochen, vor sechs und sieben Jahren, in Schmylau?"

Sie sah ihn an — in atemlosem Staunen — von heißer Freude benommen. Das war sein erstes Wort — das! Nach dem langen drückenden Schweigen zwischen ihnen sprach er geradezu in ihre Gedanken hinein?! Denn auch sie lebte wieder in jenen Sommerwochen und weckte ihren Zauber zum Leben auf.

Plötzlich war's, als sei ein Quell aufgesprungen. Die ganze schwüle Gegenwart schien überströmt von Frische und Bewegung.

Jutta richtete sich auf. Ihre Augen blitzten.

„Ach, wie fröhlich waren wir da — wir jungen Mädchen auf Schmylau — sechzehn und siebzehn Jahre alt.... Und Sie für uns so etwas wie ein großer Herr — ein Mann, der alle seine Examen so unerhört früh bestanden hatte, von dem es hieß, er werde Karriere machen — vor dem wir etwas scheu waren, weil wir dachten, er würde so gut wie übermorgen Minister oder Botschafter werden. Denn Regierungsassessor und Exzellenz — das lag für uns so ziemlich dicht beieinander. Aber nun weiß ich's lange: es ist ein weiter Weg. Alle Wege im Leben sind sehr weit...."

„Und ich?... Während ich wenn ich mit den jungen Damen zusammen war, hochmütige Gesten hatte, die ich für fabelhaft wirkungsvoll hielt, und alle weibliche Verehrung von unerreichbarer Höhe herab zu belächeln schien — ich stand oft hinter den Gardinen meines Fensters, lauerte mit unerschütterlicher Geduld, bis ich Sie und die Schmylauer Töchter im Park sah. Dann stürzte ich hinab, nahm in Ihrem Sehfeld steife Schritte an und tat mehr gestört als erfreut über das ‚zufällige' Zusammentreffen. Ja, wir waren sehr jung damals. Sehr...."

Sie lachten.

Und nun nahmen sie einander fast die Worte vom Munde.

„Wissen Sie wohl noch, an jenem Abend...."

„Als unsere Mütter mit der Frau des Hauses die so verworrenen, unübersichtlichen Verwandtschaftsgrade ausrechneten, die sie mit den Schmylauern verbanden...."

„Bis ich es nicht mehr ertrug und nach einem heftigen Augengezwinker mit Lu und Fi hinauslief in den Park."

„Wohin ich den jungen Damen gleich nachging."

„Was die Schmylauer, Vater wie Mutter, wahrscheinlich gern sahen — denn wir, wir Mädels damals dachten, Sie sollten wohl Lu oder Fi heiraten."

„Und wie merkwürdig dunkel der Park war — von purpurner Schwärze. Ja, eine seltsame farbige Wärme war in der Sommernacht. Lauter verhüllte Glut. Als sei die Sonne nicht erloschen, nur zugedeckt alles Licht. Man tastete unsicher mit dem Fuß vorwärts. Still standen die Bäume. In den Büschen regte sich nichts. Es war, als sängen die Rosen — als sei ihr Duft ein Lied. Und irgendwo in der Dunkelheit hörte ich Mädchenstimmen... sie lachten... das klang, als rollten kleine, silberne Kugeln durch die schwarze Luft.... Es war gar keine Düsterheit, gar keine Drohung in diesem Dunkel. Nur Erwartung, als müsse gleich ein Vorhang zerreißen und ein Strom von roter Glut hervorbrechen. Und da, als ich, so beklommen, berauscht, mich vorwärts tastete, dem Klang der Mädchenstimmen zu... da fühl ich plötzlich: nah, ganz nah steht eine vor mir... ich sah... wie man in der Dunkelheit sieht... mit erratenden, wissenden Augen.... Ich spürte, rätselhaft, daß Sie es seien — es wirkte auf mich durch die Dunkelheit hinüber dies Wissen: Sie! Und...."

Er brach ab. Er stand auf. Er trat an das grün bedeckte Gitterwerk des Balkons und sah ins Unbestimmte.

Jutta rührte sich nicht. Mit geschlossenen Augen saß sie und erlebte den Rausch jener Stunde noch einmal....

Sie zitterte wieder wie damals. Rasche Männerarme hatten sie umfangen... heiße Lippen küßten die ihren.... Und schon ließ er sie auch wieder. Und von



fern her lachte eine Mädchenstimme eine ganze Tonleiter herunter und zerschnitt voll Übermut das schwere, süße Schweigen.

Er hat es gewußt, daß ich es war, dachte sie. Er hat es gewußt!

Sie verschwieg den Freundinnen gegenüber jenen kurzen, heißen Augenblick.... Sie lag nächtelang wach und sann: weiß er, wer es war — Lu oder Fi oder ich?...

Und nun, nach so viel Jahren, gestand er.... Er hat es gewußt, daß ich es war — ich....

Dies Geständnis hob das bedrängende Glück jenes raschen Erlebens aus der Vergangenheit heraus und stellte es in die Gegenwart. Es war, als sei es eben erst geschehen... eben erst.

Er wandte sich wieder zu ihr, die mit trockenem Munde fiebernd saß.

„Ich bin ein Narr gewesen", sprach er hart. „Weshalb ging ich nicht am andern Morgen zu Ihrer Mutter und forderte Sie für mich? Aus den tausend Verlegenheiten und Schwerfälligkeiten und Unschlüssigkeiten meiner damaligen Stimmungen und Pläne heraus ließ ich's. Um all jener Kleinlichkeiten willen, von denen wir uns das Große aus der Hand schlagen lassen. Und Sie waren noch so jung! Ich hatte Ihre Mutter einmal sagen hören: eine frühe Heirat erlaube ich ihr nicht. Ich dachte: es hat Zeit. Man muß sich prüfen. Dies alles ist vielleicht nur, weil die Sommerglut im Blute kocht — Gott weiß, was ich alles dachte: Ich weiß nur eins: es war meine große Narrheit. Als ich von Ihrer Verlobung hörte, da begriff ich's. Ich war bei der Gesandtschaft in Mexiko — ganz verstrickt von den Reizen der fantastischen und doch so traurigen und monotonen Umwelt.... Und wähnte, daß ich Sie vergessen habe. Bis die Nachricht kam... da hab ich Nächte gelegen und meinen Zustand bedacht.... Ja, Jutta, Sie sagten es: auf weiten Wegen führt uns das Leben herum — manchmal so, daß wir uns vor den Kopf schlagen: mein Gott, du hast ja schon einmal an deinem Ziel gestanden und bist daran vorbeigegangen...."

Sie schluchzte auf und legte die Stirn auf die gefalteten Hände an der Tischkante.

Er preßte fest den Mund zusammen — zwang sich zur Gefaßtheit.

In das staubige Sonnengold waren draußen unterdessen Schatten gefallen und hatten allen stumpfen Glanz weggelöscht. Fahles Gewölk rückte am Himmel empor und wuchs und stand wie ein gewaltiges Hochgebirgspanorama über den Baumwipfeln. Und aus den Wolkenbildern der Gletscher und Gipfel wuchsen Ungetüme empor, der Alpenzug formte sich um. Nun sah es aus, als ließe eine höllische Riesenesse dicken Dampf hinaufquellen zur Höhe des blauen Himmelsgewölbes.

Und Jutta weinte....

Er trat an sie heran.

„Weint so das Glück?" fragte er leise.

Die Stunde trug ihn fort. Er konnte nicht anders.

Sie versuchte ihre Tränen zu trocknen. Es riß sie hin zu sprechen... sich selbst laut, endlich laut und klar ihr Elend sagen zu hören.

„Nein," sagte sie, „ich bin nicht glücklich. Und weil ich es nicht mehr bin, verzweifle ich an mir selbst. Ich liebte meinen Mann — drei Jahre habe ich gewartet, ehe ich seine Frau werden konnte — ich liebte ihn — und ich kann es nicht fassen, daß die Trennung alles erschüttert hat... ich dachte, es sei wie Felsen.... Aber seit mein Kind da ist, das keinen Vater hat — so empfinde ich's — weil er nicht da war — er kennt es nicht — es könnte ihm ja — käme er unverhofft zurück — auf der Straße begegnen und weinen — und er wüßte nicht: es ist mein Kind und meines Kindes Stimme.... Ja, nun ist mir — als sei ich ganz von ihm losgelöst... als sei alles zu Ende.... Nichts ist in mir wie Bitterkeit. Oft haß ich ihn...."

Sie erhob sich. Hielt sich an ihrer Stuhllehne fest und wollte stark sein.

Ihre Lider schlossen sich geblendet. Denn durch das Gewölk hin zuckte ein Blitz.

„Und ich werde dennoch zu ihm reisen", sprach sie mit mattem Entschluß.

„Nein, Jutta," sagte er und griff nach ihrer Hand, „das werden Sie nicht tun. Wenigstens nicht aus dieser Stimmung heraus. Warten Sie noch. Prüfen Sie sich. Bedenken Sie die furchtbare Enttäuschung des Mannes, der ein Weib erwartet, das aus Liebe kommt, und er fühlt dann: sie kam nur aus Pflicht. Oh... wenn zu mir ein Weib, mein Weib so kommen wollte — ich bitte — mein Stolz hieße sie wieder gehen.... In diesen Dingen gibt es nur eine Würde, sie heißt: Liebe!"

Seinen beschwörenden Worten rollte ein Donner nach, stolz und mit seinem gebieterischen Schall die Luft erfüllend.

Jutta erbebte. Gewitter gingen ihr auf die Nerven — belästigt von der eigenen Schwäche wehrte sie das mit unwilliger Kopfbewegung von sich ab.

Er fuhr fort: „Ich weiß es wohl, ich von allen Menschen, ich bin der letzte, der Ihnen abraten darf zu reisen.... Jutta, wir wollen nicht lügen ... wir fühlen alles, wie es ist.... Nein, ich darf nicht sagen: bleiben Sie! Ich will niemand bestehlen. Stumm wäre ich wieder aus Ihrem Leben fortgegangen, wenn ich gesehen hätte: Sie sind glücklich! Sie sagen es selbst: Sie sind es nicht.... In solcher Stimmung tritt man eine solche Pilgerfahrt nicht an...."

„Aus Dankbarkeit muß ich gehen — ja... darum", sprach sie leise.

„Aus Dankbarkeit?" fragte er erstaunt.

Nun rauschte der Regen. Seine millionenfachen Tropfenschnüre glitten zur Erde, und indem sie jagend durch die Luft herabsausten, nahmen sie aus ihr alle Schwüle und allen Staub mit. Blitze zuckten im grauen Wolkengedränge, und lang und knatternd rollte der Donner aus.

Ah — das war gut. Der Mann reckte sich und atmete tief. Er schmeckte die Frische der feuchten Luft im Munde wie belebenden Trunk.

Jutta wagte nicht zu sprechen während der kurzen Minuten, wo das Wetter in der Nähe und in höchster Kraft lärmte und der Regen, als seien seine Tropfen harte Erbsen, auf dem Glasdach prasselte. Sie sah den Freund

an. Wohl tat ihr seine Nähe. Aus aller Einsamkeit schien sie befreit durch ihn. Und auch der große, schwere Kampf, den er durch sein stummes Lieben und Werben in ihr Dasein trug — er war doch Leben!

Sein helles Auge begegnete fest ihrem Blick....

Sie warteten und schwiegen, bis nun ein Blitz ferner zuckte und die Unmittelbarkeit des Donnerdröhnens ausblieb, während der Regen, als habe er plötzlich allen Mut verloren, wie vor Schreck innehielt.

Da wiederholte Jutta es: „Ja — aus Dankbarkeit!"

Sie saß auf der Kante eines niedrigen Stuhles, die Hände um das Knie gefaltet. Und so erzählte sie ihm... vielleicht hielt sie sich auch nur alles noch einmal selbst vor....

„Sie haben meine Mutter gekannt — ihre vornehme apathische Duldermiene. Und Sie wissen, daß sie lange körperlich litt und zu viel Gram in sich hatte, um ihren kranken Körper beherrschen zu wollen. So war sie ganz mit sich beschäftigt. Jetzt erst begreif ich, mir fehlte, woran ich darbte, trotzdem ich eine Mutter hatte: sie forderte von mir, aber sie gab mir nichts. Junge Herzen können verschwenderisch geben. Aber sie müssen auch fühlen: mir wird gegeben. Sonst erbittern sie sich. Sie erinnern sich: Mutter starb früh — gleich nach jenen Sommerwochen.... Vater war rauh und ein Arbeiter — Sie wissen — von jenen Männern, die sich zu viel aufbürden, um sich wichtig zu fühlen — das sah ich damals nicht, wie ich es jetzt erkenne.... Man begreift so viel, wenn man selbst Frau und Mutter wird — sieht, was zurückliegt, dann richtig beleuchtet.... Ja, ich war niemals ganz von meinen Eltern in ihre Liebe genommen.... Und gerade das, weil ich es nicht hatte: alle Schönheit des Lebens schien mir darin zu sein: wenn man nur ein Mutterherz hat! Sehen Sie — und Maltes Mutter, die nahm mich an ihr Herz. Sie hatte mich gleich lieb. Und so sehr liebten wir uns, daß ich mich manchmal besinnen muß: ist sie nicht m e i n e Mutter? Sie spürte gleich, woran es mir fehlte.... Und öffnete mir ihr ganzes Wesen.... Ja — und ich bin voll Dankbarkeit.... Sie soll nicht leiden, diese Frau... um ihretwillen muß ich mich bezwingen... um ihretwillen werde ich reisen...."

Er hatte das Gefühl, als sei ihm unvermutet ein Feind erstanden, einer, von dessen Dasein er bis zu diesem Augenblick keine Ahnung gehabt.... Er spürte plötzlich eine Macht, die stärker war als seine.... Seine erste, impulsive Regung war, sich dagegen zu wehren.

„Kann diese Frau wünschen, daß man ihren Sohn mit Almosen täuscht?" fragte er erregt. „Sprechen Sie mit ihr — hören Sie ihre Antwort. Ich weiß sie im voraus. Eine alte Frau, die das Leben kennt, die weiß, daß Mitleid und Dankbarkeit und Lüge keine Fundamente sind, auf denen eine Ehe sicher stehen kann."

Jutta schwieg. Nein, dachte sie, ich hätte nicht den Mut, mit ihr davon zu sprechen.

Er ging hin und her, die Hände in den Taschen, so daß der hellgraue Gehrock zurückgeschoben und die weiße Weste ganz sichtbar war. Sein Ausdruck war finster.

Er fragte sich voll Unruhe: Kämpfe ich reinlich? Darf ich überhaupt kämpfen?

Er wünschte vor niemand und am allerwenigsten vor dem fernen Mann dieser Frau die Augen niederzuschlagen. Und zugleich fühlte er deutlich: sie liebt mich — sie ist mein Glück — alles andere war Irrtum. Irrtum, den man nicht endet, wird bewußte Lüge — sie aber ist Verbrechen.

In einem rauhen Wunsch, ganz selbstlos zu sein, fragte er mit harter Stimme: „Und warum sind Sie nicht bei dieser Frau, die Sie lieben? Warum nicht zu ihr geflüchtet, als Malte ging? Um bei ihr zu sein, in Ihrer schweren Stunde?"

„Sie ist arm, Maltes Mutter — hat in einer kleinen Wohnung knapp ihr Auskommen — als vermögenslose Witwe eines Beamten... mir ist erst später klar geworden: wenn ich als Braut oft und lange bei ihr war — sie hat's nachher mit Entbehrungen wieder hereinsparen müssen — das auch, ja, das auch macht mich so klein vor ihr...."

Ihre Augen standen voll Tränen.

„Und warum kam sie nicht zu Ihnen?" forschte er weiter.

„Ich weiß es nicht," sagte Jutta, „ich verstehe so oft nicht: warum hab ich dies getan und das gelassen.... Ich glaube, es war dies: ich litt so sehr, weil Malte ging, und wollte nicht, daß Mutter mitlitt, und ich dachte: ich will erst allein zur Fassung kommen.... Aber ich kam nie zur Fassung... immer wuchs eine schwere Stimmung in mir zu einer neuen Unsicherheit aus.... Ich mochte Mutter nicht hineinsehen lassen.... Und zuletzt, als mir so war, als habe ich alles nur geträumt, als habe ich gar keinen Mann mehr und keine Liebe und kein Glück... ja, da hab ich mich vor ihr gefürchtet.... Und immer geschrieben: komm nicht — ich bin stärker allein... und war doch krank vor Sehnsucht. Und wenn Mutter mich gefragt hätte: vor Sehnsucht nach ihm? Was konnte ich ihr sagen? Ich weiß es nicht.... Jetzt kommt mir manchmal so vor, als sei das schon immer gewesen — auch als er noch bei mir war — immer schien mir, es müsse hinter dem wirklichen Leben noch ein anderes stehen — das eigentliche — ich litt so sehr von diesem Gefühl, weil es so unbestimmt war, so unklar... ich dachte oft: Wenn mir dies nur jemand erklären könnte, warum ich solche Sehnsucht habe — und wonach...."

Er schloß kurz die Augen. Er war sehr bleich. Sie liebt mich, dachte er, sie hat mich immer geliebt. Und hat es nicht gewußt. Das ist das Geheimnis ihrer Sehnsucht.

Seine Leidenschaft für sie konnte gar keinen andern Schluß ziehen als diesen....

Nun glaubte er seine Pflicht deutlich vor sich zu sehen. Die Art ihrer Erfüllung durfte aber nicht von seinen heißen Wünschen bestimmt werden, sondern nur von der Achtung vor dem fernen Mann und vor dieser schutzlosen Frau, die er für sich zu erringen hoffte....

„Jetzt, nach all ihren Geständnissen, hoffte er es ganz gewiß....

„Ich danke Ihnen für Ihre Offenheit," sprach er, „wollen Sie auch mir gestatten, offen zu sein — Ihnen zu raten — zu sagen, wie ich Ihre Lage sehe?"



Sie nickte stumm und sah ihn beinah glücklich an. Ja, wenn er ihr Leben in seine Hand nehmen und ihr sagen wollte, was sie tun müsse, dann müßte alles klar und sicher werden.

„Nach dem, was Sie mir von Ihren Gefühlen der Mutter gegenüber erklärten, darf ich Ihnen nicht mehr raten: Gehen Sie zu ihr. Umgekehrt — nein: Sie dürfen ihr so und jetzt nicht begegnen. Denn anstatt durch sie zur Klarheit zu kommen über das, was Ihr Herz will und muß, würden Sie vielleicht auf einen falschen Weg gedrängt.... Und Sie, nein, Sie dürfen nichts, nichts tun, was für immer Ihr aller Leben verderben kann, ob es gleich im Augenblick eine Tat der Pflicht scheint."

Sie hörte voll Spannung....

„Erkämpfen Sie sich Klarheit.... Darauf kommt nun alles an. Für Sie selbst. Und für die, die Sie lieben...."

Sie nickte langsam vor sich hin.

„Und mein Rat ist dieser: Gehen Sie fort von hier... von all diesen Freunden gehen Sie fort, deren liebevolle Fürsorge Ihnen unwillkürlich die Freiheit nimmt.... Gehen Sie fort aus dieser Umwelt, die Ihnen Ihre Sehnsucht vielleicht beunruhigt und unklar gemacht hat — diese Umwelt, die fortwährend für und gegen den fernen Mann sprach. Gehen Sie fort, und versuchen Sie zu verstehen, was denn Ihre Sehnsucht eigentlich will."

„Und wohin?" fragte sie leise. Das kam wie eine Klage heraus — der Schmerz der heimatlos gewordenen Seele war darin.

„Nehmen Sie Ihr liebes, kleines Kind und diese treue Martha, die an Ihnen zu hängen scheint... suchen Sie neue Bilder, die groß zu Ihnen sprechen... das gibt so viel Fähigkeit, sich unbefangener selbst zu sehen... gehen Sie in die Berge — später nach Italien... ich werde Sie nicht sehen, Jutta . . . ich muß es mir versagen... obschon ich in Ihrer Nähe sein würde... ich bin zur Botschaft in Rom versetzt. Sie verstehen — ich müßte es mir versagen, Sie zu sehen.... Aber ich wäre doch da.... Und wenn eine Stunde käme, wo Sie mich brauchten... eine Stunde, die größer wäre als alle Rücksichten auf die Welt.... Sie könnten mich rufen.... Dieser Gedanke erlöst Sie vielleicht ein wenig aus der Furcht vor Einsamkeit...."

„Ja," sprach sie, „ja... alles will ich... alles soll geschehen, wie Sie sagen."

Diese vollkommene Unterordnung unter seinen Willen ergriff ihn.

Heiße Worte wollten sich auf seine Lippen drängen.

Er schwieg. Sie standen einander gegenüber. Er rang hart mit sich. Seine Arme hätte er öffnen mögen, ihr leise sagen mögen... komm... komm.

Und sie zitterte — erriet ihn — bebte vor Begierde nach seinem Kuß und wehrte sich zugleich. Nein, nein, nein, dachte sie.

Ein paar schwere, schwüle Augenblicke lang... die Versuchung lähmte sie fast... noch ein Atemzug.... Und sie wichen voreinander zurück . . . voll Furcht vor sich selbst — und dennoch stark....

Er wandte sich ab und trat an das grün überdeckte Gitter.

Er sah nichts von der Welt draußen, die, übergossen vom raschen, starken Regen, nun geduckt und gewaschen stand. Die Blätter an Busch und Baum waren niedergestrichen vom schweren Naß.

Nein, er sah nichts und fühlte immer nur dies eine als stolzen Wunsch: standhaft handeln.

Und doch, da er bestrebt war, das heiße Blut zum ruhigen Fluß zu zwingen, doch nahm er mechanisch auf, was geschah: Auf gelbem Rad ritt draußen ein Mann heran und stieg ab. Die betropfte eiserne Gartenpforte gab, als man sie öffnete und schloß, einen hellen, klirrenden Ton, der durch die saubere Luft besonders metallisch sich schwang. Auf dem Seitenweg des Gartens führte der Mann mit der rotgeränderten Mütze sein gelbes Radroß neben sich.

Und zwei Minuten später hatte Jutta eine Depesche in der Hand.

„Morgen abend acht Uhr treffe ich in Kiel ein. Innigst Mutter."

IV.

„Du hast es bequemer getroffen als ich", sagte Rosenfeld, da er seinen Freund Hochhagen einmal zu einem knappen Gespräch unter vier Augen stellen konnte; „wenn ich noch an den Apparat denke bei meiner Verlobung! O je! Es waren die typischen Begleitumstände, die so vielen Junggesellen den Entschluß graulich machen: Feierlichkeit mit würdigen Reden, programmäßig vorgesehene Rührung, endlose Familienrücksichten."

„Ja," lachte Hochhagen, „man geht eher über Leichen zu einer Frau als über ein Dutzend von Wichtigkeit aufgeplusterter Tanten."

„Mit deinen Schwiegereltern wirst du leben können", prophezeite Rosenfeld.

Sie gingen nach dem Abendessen im halbhellen, frischen Garten umher, auf dessen Kieswegen von der Nässe des nachmittäglichen Gewitterplatzregens nichts mehr zu spüren war. In der breiten Veranda hinter dem Hause bewegte sich die Gesellschaft, noch in der ersten Unruhe nach dem beendeten Mahl, bei Kaffee, Schnäpsen und Zigarren. Helles Licht strömte von dort her in den Garten.

Das herzliche Lachen von Lisbeth Rosenfeld erhob sich manchmal über das allgemeine Stimmengeschwirr und stieg, Ton gewordene Fröhlichkeit, empor wie eine funkelnde Rakete. Sie war begeistert vom Geheimrat Gervasius und wußte seinen geistreichen und boshaften Munterkeiten auf das vergnügteste zu begegnen.

„Hör mal," sagte Hochhagen, „wie deine Frau lacht."

„Und um halb sieben kam sie aus ihren Kissen empor wie eine, die nach vielwöchigen Leiden mit äußerster Anstrengung ihre letzten Kräfte zusammensammelt", erzählte Rosenfeld. „Ich dachte: es geht nicht, diesmal geht es wirklich nicht. Und nun ist sie obenauf."

„Sie hat mir schon erklärt, daß sie total verliebt in meinen Schwiegervater sei."

Rosenfeld lächelte.



„Ja, das ist ihre Stärke und ihre Schwäche: Diese völlige Hingabe an den Eindruck. Nun sprüht sie vor Lebendigkeit. Heute vormittag wollte sie vor Kopfweh sterben. Und natürlich, ich hatte schuld. Warum hatte ich sie nicht mit roher Gewalt vom Ball geschleppt. Wenn ich ein Herr und Mann wäre.... Na, du bist ja manchmal Ohrenzeuge gewesen. Ja, langweilig geht es in meiner Ehe nicht gerade zu. Das kann ich wohl sagen."

Das klang ein bißchen zweideutig. Hochhagen wußte: Zuweilen wurde der Freund etwas mutlos gegenüber den beständigen Barometerschwankungen in Lisbeths Wesen.

„Was willst du! Quecksilber. Steigt und fällt. Aber man sieht es steigen und fallen. Das ist es: immer bleibt sie dir in ihrer Art ganz übersichtlich!"

„Nun — freilich — Rätsel und Dunkelheiten wie in Maltes Frau gibt es in Lisbeth nicht. Aber als abgearbeiteter Mensch möchte man eben zu Hause seine Ruhe haben."

Ich habe es am besten getroffen von uns dreien, dachte Hochhagen, in der begeisterten Zuversicht des Mannes, der seit vierundzwanzig Stunden verlobt war.

„Du — sag mal — deine Braut scheint sich hingebend an Jutta Falckenrott zu schließen."

„Ja. Sie hat so eine rechte Mädchenschwärmerei für Jutta. Findet sie unerhört interessant. Bemitleidet sie leidenschaftlich. Es ist mir recht lieb. Zunächst wird Jutta ja nach Ostasien reisen. Aber wenn sie von dort heimgekehrt sein wird, liegt immer noch fast ein Jahr weiterer Einsamkeit vor ihr. Was könnte ihr die besser erleichtern als eine schwesterliche Freundschaft mit meiner Frau. Lisbeth und Jutta stehen sich gut. Aber du weißt: für traurige Herzen hat Lisbeth nicht sehr viel Zeit. Und Renate ist eins von den weiblichen Wesen, bei denen man gleich spürt: sie sind zum Trösten geboren."

Seine Stimme klang ganz warm und bebte ein wenig. Die Andacht vor der reinen Jugend seiner Braut war so neu und stark in ihm, daß sein Gemüt sich noch nicht ganz damit eingerichtet hatte und heute beständig aus dem Lot kam.

Rosenfeld fuhr aus längerem Nachsinnen auf.

„Wird sie denn reisen?" fragte er langsam.

„Ich denke doch. Warum sollte sie nicht?"

„Nun vielleicht wegen der Kleinen."

„Das war ihr erster Gedanke — natürlich. Aber die Sehnsucht nach dem Mann wird stärker sprechen als diese Sorge. Und das Kind kann so vortrefflich bei Maltes Mutter untergebracht werden."

„Glaubst du? Und du glaubst, daß es wirklich ganz ungemischt die Sehnsucht nach Malte ist, die ihrem Wesen diese Note von leidenschaftlicher Verschlossenheit gibt — es ist eine gefährlich anziehende Note...."

„Was sollte es sonst sein?"

Sie sprachen sehr vorsichtig. Rosenfeld wagte nicht deutlicher von seinem sorgenvollen Unbehagen zu reden; der andere traute sich nicht einmal vor dem nächsten Kameraden seine Furcht auszusprechen. Worte geben den leisen, fernen Dingen oft eine brutale Gestalt — die steht dann breit und plump im Wege, und man muß mit ihr, als mit einer häßlichen Wirklichkeit, rechnen.

„Hektor — Hektor", rief, auf den Stufen der Verandatreppe stehend, Lisbeth über den Garten hin.

In einer Pünktlichkeit des Gehorsams, dessen Rosenfeld sich gar nicht bewußt war, kehrte er auf der Stelle um und wandte sich dem Hause zu.

Lisbeth, Zigaretten rauchend, was sie übrigens gar nicht vertragen konnte, brauchte Hilfe. Gegen den Geheimrat sich zu verteidigen, ging über Frauenkraft, und sie habe doch sonst den Mund auf dem rechten Fleck. Aber so ein Spötter... und man unterscheide nie: Kompliment oder Bosheit....

So gingen ihre lachenden Reden, und der kleine, bartlose Geheimrat mit dem glatten, graublonden Haar und mit seinen beunruhigend klugen, durchgearbeiteten Zügen schmunzelte, und hinter seinen Brillengläsern blitzten seine Augen scharf.

Emmich Hochhagen ging zu seiner Braut.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Aufdeckung alter Kapitalverbrechen.

Von Kriminalkommissar Max Wannowski.

Vor wenigen Wochen wurde ein Kapitalverbrechen, der Mord an dem Ausgedinger Fabian bei Zielenzig, aufgedeckt. Fabian war, wie durch die Zeitungen bekannt wurde, am 11. April 1904 verschwunden; seine Leiche wurde zufällig auf den Tag, genau sechs Jahre später, am 11. ds. Mts., unweit seiner Wohnung, in einem Feld vergraben, aufgefunden. Wie die Tat vor sich gegangen ist, wer der Täter war, konnte bisher nicht aufgeklärt werden; jetzt hat das Ehepaar Kramm das Geständnis abgelegt, den Altsitzer Fabian ermordet zu haben.

Der Fall ist insofern ein allgemein interessierender, als er die Frage anregt, was mit den Morden geschieht, die nach einiger Zeit nicht ermittelt sind. Werden die Recherchen nach einer bestimmten Frist eingestellt? Werden sie wieder von Zeit zu Zeit aufgenommen? Wann wird der Versuch, den Schleier des Geheimnisses zu lüften, endgültig aufgegeben? Und vor allem, wann und welche Chancen sind denn überhaupt vorhanden, daß ein Verbrechen, das vorläufig unentdeckt blieb, noch aufgeklärt wird? In Berlin hat sich hierfür eine ganz besondere Praxis herangebildet, die sich durch die Umstände von selbst ergeben hat. Ein Mord bedeutet für die Berliner Kriminalpolizei das Kapitalverbrechen, gegen das alles andere zurückzustehen hat, und zwar ganz gleich, ob Opfer und Täter den niedrigsten Gesellschaftsschichten angehören, wie es hier meist der Fall ist. In anderen Metropolen ist



diese Bewertung durchaus nicht immer so hoch, und diese Tatsache ist ein Zeichen für die sehr große Sicherheit der Person, die zweifellos in Berlin mit am größten von allen in Betracht kommenden Städten ist. Dort kräht hinter einem heruntergekommenen Pennbruder oder einer Straßendirne kein Hund, kein Hahn, um einen landläufigen Ausdruck zu gebrauchen. Dieser Auffassung entspricht auch der zur Ermittlung und Verfolgung des Täters aufgebotene Apparat, und es liegt in der Natur der Sache, daß dieses Hinwerfen aller verfügbaren Kräfte auf den einen bedrohten Punkt nur eine gewisse Zeit möglich ist. Die Zahl der unteren Berliner Kriminalbeamten ist im Verhältnis zu den an die Kriminalpolizei gestellten Anforderungen eine so absolut unzureichende, daß eigentlich zur Bearbeitung eines besonderen Falles disponible Beamte in irgendwie größerer Anzahl überhaupt nicht zur Verfügung stehen. Wenn nun der Mord zunächst in den ersten Tagen die Tätigkeit fast sämtlicher Revierbeamten und Patrouillen, später immer noch einer sehr großen Anzahl von ihnen absorbiert, so ist das nur kurze Zeit möglich, sonst steht schließlich der ganze Apparat still. Nach verhältnismäßig kurzer Zeit, wenn die Unzahl der einlaufenden Anzeigen und Meldungen, wenn die ungeheure Arbeit der ersten Tage einigermaßen gesichtet ist, bleiben der oder die zwei bearbeitenden Kommissare und einige wenige Beamte mit der Bearbeitung beschäftigt. Auch diese stellen dann, wenn alle angeblich sicheren Anhaltspunkte sich als irrig erwiesen haben, wenn alle Versuche, in der Aufklärung weiterzukommen, immer wieder auf den toten Punkt führen, allmählich ihre Tätigkeit ein. — Der tägliche Dienst, die zu großen Stößen angeschwollenen zu erledigenden Sachen fordern ihr Recht, und der Mord schläft ein. Er schläft aber nur scheinbar ein. Tatsächlich werden die Versuche, durch erneute Recherchen doch noch ein Resultat zu erreichen, immer wieder von Zeit zu Zeit aufgenommen. Es sind auch, wie ich später kurz anführen werde, immerhin Fälle zu verzeichnen, in denen noch ein Erfolg erzielt wurde. Ich möchte noch bemerken, daß in einer Großstadt wie Berlin ein Mord, der nicht in sehr kurzer Zeit greifbare Anhaltspunkte bietet, nur ganz geringe Chancen hat, aufgeklärt zu werden. Es liegt dies zum Teil daran, daß die hiesigen Morde hauptsächlich sogenannte Zufallsmorde sind, d. h. Taten, die nicht vorher mit großem Raffinement ausgeklügelt sind, sondern die aus einer günstigen Gelegenheit, einer Augenblickseingebung entstehen. Der Kreis der als Täter in Frage kommenden Personen ist dann ein sehr großer, und die Möglichkeit der Ueberführung, wenn nicht Raubmord vorliegt, meistens nur durch Zeugenaussagen gegeben, die verdächtige Personen gesehen haben. Das Erinnerungs- oder vielmehr eigentlich Wiedererkennungsvermögen dieser Zeugen, die den ihnen unbekannten Täter nur flüchtig gesehen haben, ist an und für sich nicht sehr zuverlässig und sehr groß. Je mehr Zeit vergeht, um so mehr verwischt sich die Möglichkeit des Wiedererkennens. Da es außerdem unvermeidlich ist, daß den sich meldenden Zeugen eine Anzahl von verdächtigen Personen gegenübergestellt wird, so entschwindet diese Erkennungsmöglichkeit mit jedem neuen Gesicht, mit jedem dadurch bedingten neuen Eindruck immer mehr. Bei dieser Art von Morden wird daher eine erneuerte Aufnahme von Recherchen fast aussichtslos sein. Kommt nicht ein glücklicher Zufall zu Hilfe, verrät sich der Täter nicht durch Unvorsichtigkeit, Schwatzhaftigkeit oder Renommiersucht, besonders in der Trunkenheit, so wird der Fall von dem erfahrenen Kriminalisten von vornherein für sehr ungünstig gehalten. Ganz anders liegt selbstverständlich die Sache bei einem derartigen Mord, wenn Wertgegenstände geraubt sind, die Merkmale haben, auf die aufmerksam gemacht werden kann. Ist der Täter besonders vorsichtig, liest er selbst genau die Berichte in der Presse über seine Tat, was häufig der Fall ist, so wird er die geraubten Sachen zunächst nicht veräußern. Er wird abwarten, bis Gras über seine Tat gewachsen ist und dann nach einiger Zeit, wenn er glaubt, sicher zu sein, wenn er die allgemeine Aufmerksamkeit für erloschen hält, den Verkauf versuchen. Diese Art der Morde wird natürlich besonders im Auge behalten, und hier ist eine große Wahrscheinlichkeit vorhanden, durch immer erneuerte, detaillierte Hinweise an die Juweliere, Pfandleiher, Trödlergeschäfte auch noch nach längerer Zeit einen Erfolg zu erzielen. Ebenso liegen die Chancen nicht ungünstig, wenn festzustellen ist, daß der Täter besondere auffällige Merkmale an sich hatte. Wenn es ihm auch in der ersten Zeit gelingt, unterzutauchen, so werden doch in diesem Fall besonders immer wiederholte eingehende Hinweise in der Presse eine nachträgliche Ermittlung ermöglichen. Die Merkmale brauchen nicht immer in der Figur des Täters selbst liegen. Es kommt vor, daß der Mörder mit einer anderen Person zusammen gesehen ist, von der er sich auf die Dauer nicht trennt, sogar daß er einen Hund bei sich hatte, an dem er, wie sich später herausstellt, besonders hängt. Ich habe hierbei besonders den Mord Gönczi im Auge, wo die Ermittlung und Festnahme durch die unermüdlichen Hinweise des bearbeitenden Kommissars in der In- und Auslandpresse gelang. Hier waren die Täter Mann und Frau, die sich nicht trennten, und die einen Spitz bei sich führten; dieser Spitz war schließlich der Verräter ihrer Tat. Ebenso ist häufig nach Jahren noch Streit mit einem Mitwisser, Andeutungen, die dieser dritten Personen macht, der Anhaltspunkt für die Wiederaufnahme des alten Kapitalverbrechens. Der Laie stellt sich diese Art der Ermittlung sehr leicht vor, dies ist aber durchaus nicht richtig. Die Angaben des Mitwissers sind meist nicht beweiskräftig und müssen mit größtem Mißtrauen nachgeprüft werden. Außerdem wird erfahrungsgemäß so viel Wahres und Falsches von dem Angeber durcheinandergebracht, daß die Ueberführung häufig schwerer ist und größere Anforderungen an den bearbeitenden Beamten stellt als die Bearbeitung eines frischen, einigermaßen günstig liegenden Mordes. Ich möchte noch eine Art von Morden erwähnen, die häufig nach langer Zeit noch ganz plötzlich und in aufsehenerregender Weise ihre Aufklärung finden. Ich meine alte Fälle, wo der Täter nach kürzerer oder längerer Zeit wieder eine ähnliche Tat begeht. Es ist dabei durchaus nicht nötig, daß der neue Mord wieder in Berlin passiert, er kann weit entfernt ausgeführt werden. Es wird sich hierbei hauptsächlich um Morde, die in irgendeiner Weise eine geschlechtliche Basis haben, handeln. Der Täter ist bei solchen Verbrechen häufig geisteskrank, d. h. geisteskrank im medizinischen Sinn und was diese Veranlagung anbelangt. Er ist in anderer Beziehung, auch was das Verwischen der Spuren nach der Tat betrifft, wie geisteskranke Verbrecher überhaupt häufig, besonders raffiniert. Er verschwindet möglichst bald



und weit vom Schauplatz seines Verbrechens und läßt oft Monate vergehen, ehe er wieder einen neuen Mord begeht. Wenn nun die Ermittlung und Festnahme durch irgendeinen Umstand bei irgendeiner neuen Tat gelingt, so bietet sich bei genügender Aufmerksamkeit des bearbeitenden Beamten immer eine große Chance der Ueberführung auch in den alten Mordsachen.

Ein Schulfall in dieser Beziehung war der Fall des Lustmörders Dittrich. Es war im Jahr 1900 bei Zeuthen eine Schiffersfrau Graßnick ermordet, fünf Jahre später ist einige Kilometer entfernt eine Frau unter ähnlichen Verhältnissen ermordet aufgefunden worden. Ich brachte bei der Bearbeitung beide Fälle in Zusammenhang. Zunächst waren diese Recherchen auch jetzt ohne Erfolg; dann wurde in Berlin bei einem Fahrraddiebstahl Dittrich festgenommen. Es stellte sich heraus, daß er von Dresden wegen eines ähnlichen Mordes in der dortigen Gegend gesucht wurde, und man überführte ihn nach dorthin. Ich erbat und erhielt die Erlaubnis von dem Chef, nach Dresden zu fahren, um den Versuch zu machen, Dittrich zu sprechen. Die Sprecherlaubnis wurde mir von dem Dresdner Ersten Staatsanwalt in liberalster Weise gewährt, und dies konnte auch geschehen, da es sich nicht um die schwebende Dresdner Untersuchungsache handelte. Nach achttägigen mühevollen und langen Unterhandlungen mit Dittrich hatte ich ihn davon überzeugt, daß es für ihn am besten wäre, die volle Wahrheit zu sagen, weil er dadurch die Aussicht hätte, nicht nach der ihm verhaßten Strafanstalt Waldheim in Sachsen, sondern nach Herzberge zu kommen. Der Mann räumte nicht nur die beiden Berliner Morde ein und bewies seine Täterschaft bei den gerichtlichen Terminen, sondern er gestand noch weitere fünf Morde in Deutschland und Oesterreich ein, die sämtlich unaufgeklärt geblieben und sonst schwerlich entdeckt wären.

Daß der Erfolg gerade bei solchen Verhören ganz von der richtigen Beurteilung der Psyche des Verbrechers abhängt, davon ein andermal.

Die Astronomen.

Von F. M. Feldhaus. — Hierzu 15 photographische Aufnahmen.

Das Wiedererscheinen des Halleyschen Kometen und die in aller Welt wieder einmal verbreiteten törichten Weltuntergangsbefürchtungen haben die Aufmerksamkeit des Publikums wieder in hervorragendem Maß den Vorgängen am Himmel und ihrer Erforschung zugewandt, die zwar von jeher auf vielseitiges Interesse rechnen dürften, die aber ganz besonders in Kometenzeiten, wie sie gegenwärtig herrschen, überall reger Aufmerksamkeit gewiß sein können.

Die Wissenschaft der Astronomie oder Sternkunde ist in den Augen des großen Publikums mit einem ganz besonderen Nimbus umwoben. Zwar herrschen über die Tätigkeit der Astronomen vielfach ganz verkehrte Vorstellungen (so glauben zahllose Menschen noch heute, daß auf den Sternwarten das Wetter beobachtet und die Wetterprophezeiungen gemacht werden, was vollständig irrig ist), aber der Nimbus, der die „Sternkucker" umgibt, leidet unter den irrigen Vorstellungen keineswegs. Die Ehrfurcht und Scheu vor den Astronomen ist gewissermaßen noch ein Ueberrest jener alten Zeit, wo die Sternseher in erster Linie Astrologen waren, d. h. Leute, die aus der Stellung der Gestirne die Zukunft weissagten. Es ist noch gar nicht lange her, daß Fürsten und große Herren ihre Hofastrologen hielten (am berühmtesten ist ja Wallensteins Leibastronom Seni durch Schillers Drama geworden!), und auch heute ist der Glaube an die astrologische Weisheit, an die „Planetenbücher" und ähnliche Produkte, obwohl die Wissenschaft längst darüber zur Tagesordnung übergegangen ist, recht weit verbreitet, viel verbreiteter, als man im allgemeinen für möglich hält!

Die Fachwissenschaft der Astronomie weiß heute nichts mehr von den Phantastereien der Astrologie. Sie ist ein ernstes, strenges Forschungsgebiet, das zwar Herz und Gemüt oft genug zu erheben und zu begeistern vermag, das aber auch oft genug an die leibliche und geistige Spannkraft seiner Jünger sehr hohe Anforderungen stellt und keineswegs so nett und behaglich zu sein pflegt, wie sich das so mancher ausmalt. Es ist aber wirklich nicht immer ein Vergnügen, stundenlang in bitterkalter Winternacht im Freien oder im ungeheizten Observatoriumsraum nach den Sternen zu sehen, um irgendwelche wichtigen Beobachtungen nicht zu versäumen!

Wenige Menschen nur haben Gelegenheit, gelegentlich mit Astronomen in Berührung zu kommen und dabei zu sehen, daß diese Klasse von Leuten im großen und ganzen sind wie andere Menschen auch, daß es in den seltensten Fällen weltentrückte Gelehrte sind, die für nichts anderes Sinn haben, als den ganzen Tag durchs Fernrohr zu sehen und unendliche Zahlenreihen zusammenzuaddieren (diese Kategorie der Gelehrten ist ja in unseren Tagen überhaupt ein aussterbender Typus geworden), sondern daß sie außerhalb ihres Berufs ebenso wie irgendein anderer Stand Sinn für alle möglichen anderen menschlichen Dinge haben. Es dürfte daher die Leser der „Woche" interessieren, einmal einige der bedeutendsten Vertreter der astronomischen Wissenschaft, soweit sie noch unter den Lebenden weilen, im Bild kennen zu lernen und einiges über ihr Wirken zu hören.

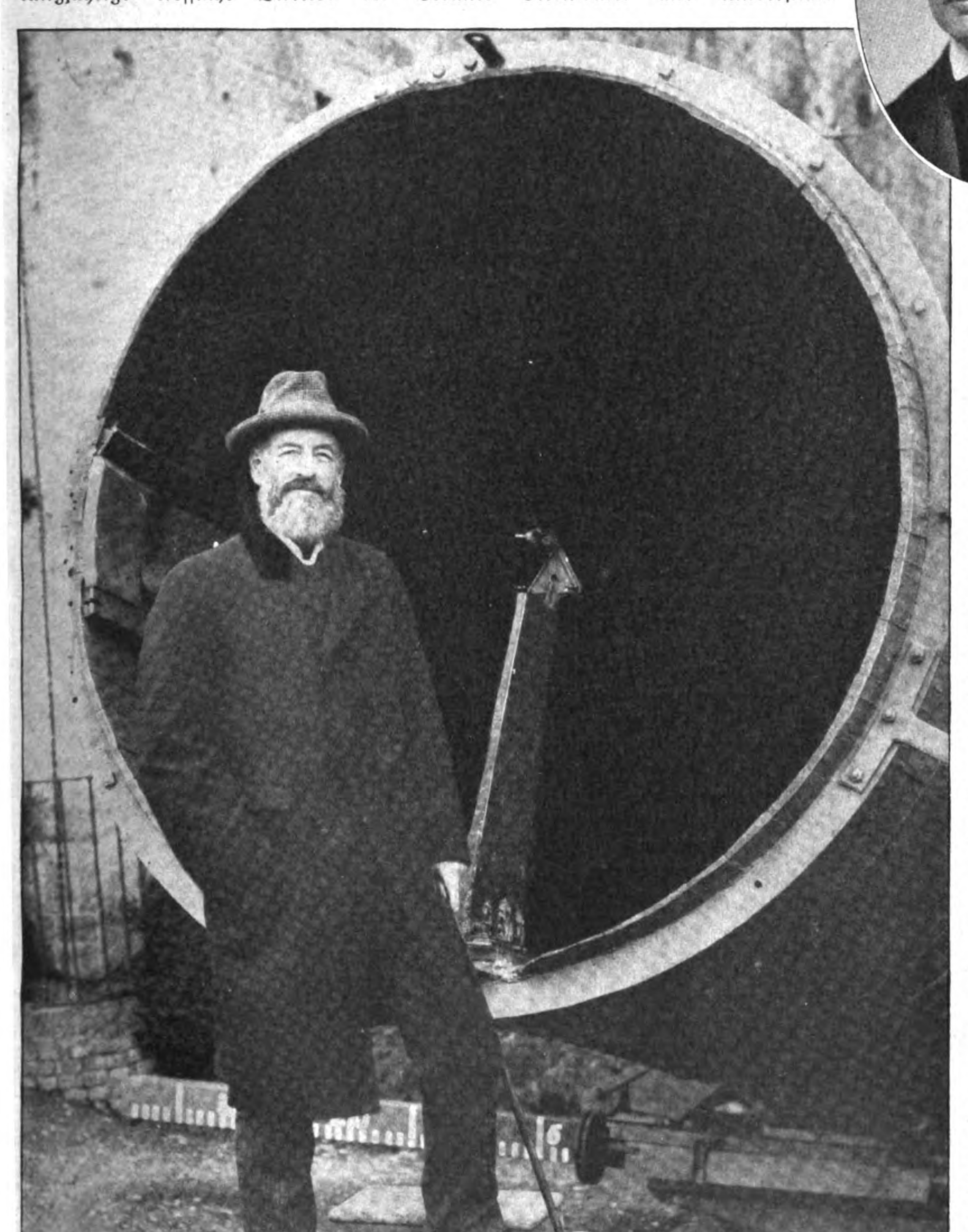
Beginnen wir mit einigen der bekanntesten deutschen Astronomen! Den Reigen eröffne der würdige Senior Johann Gottfried Galle (Portr. S. 835), der am 9. Juni sein 98. Lebensjahr vollenden wird. Jeder, der auch nur oberflächlich in der Sternenwelt Bescheid weiß, kennt Galles Namen, denn er ist es gewesen, der in der Nacht des 23. September 1846 auf der Berliner Sternwarte den von Leverrier errechneten Planeten Neptun zuerst bewußt im Fernrohr geschaut hat, und sein Name ist daher untrennbar mit der vielleicht bewundernswertesten Großtat der Astronomie verknüpft. Wenige aber nur wissen, daß der berühmte „Neptunentdecker" Galle noch jetzt als ein Lebender unter uns weilt. Der alte Herr, der von 1851 bis 1897 Direktor der Breslauer Sternwarte und Professor der Astronomie an der Universität ebendaselbst war, lebt jetzt in Potsdam und erfreut sich, trotz seiner 97 Jahre, noch

immer einer erfreulichen Rüstigkeit. Er hat den Halleyschen Kometen schon bei seiner letzten Wiederkehr gesehen und als Astronom beobachtet, denn im gleichen Jahr, wo der Komet zuletzt sichtbar wurde, 1835, trat Galle als Observator bei der Berliner Sternwarte ein, und nun erlebt er, der selbst übrigens drei Kometen neu entdeckt hat, die nochmalige Wiederkehr jenes berühmten Kometen. Sein Sohn, Prof. Dr. Andreas Galle, wirkt als Mitarbeiter des Geodätischen Instituts in Potsdam und zugleich als Dozent der Technischen Hochschule in Charlottenburg.

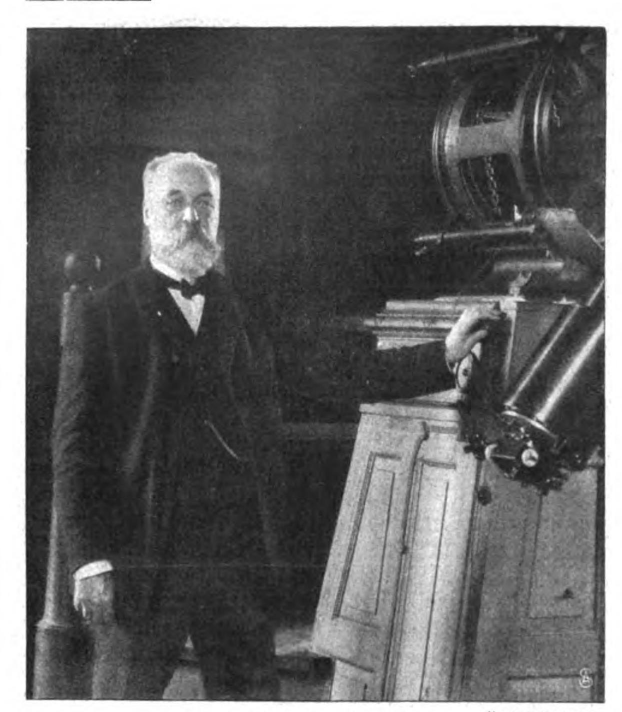
Sehr bekannt unter den deutschen Astronomen ist Wilhelm Förster, der langjährige treffliche Direktor der Berliner Sternwarte und Universitätsprofessor. Sein Leben spielte sich, obwohl er ein geborener Schlesier ist, fast vollständig in Berlin ab, an dessen Sternwarte er 1855 Assistent und 1865, als Enckes Nachfolger, Direktor wurde, um diesen Posten alsdann 39 Jahre hindurch zu bekleiden. 1904 in den Ruhestand getreten, lebt er seither in Westend bei Berlin. Er hat auch außerhalb seines Berufes eine große Popularität erlangt durch mannigfaches gemeinnütziges Wirken, vor allem aber in seiner Eigenart als langjähriger Präsident und unermüdlicher Förderer der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur. Sein Nachfolger in der Leitung der Berliner Sternwarte ist der Balte Hermann Struve, der Sohn des bekannten Astronomen Otto v. Struve. Er genießt in Fachkreisen einen ausgezeichneten Ruf,

Hofphot. N. Raschkow jr.

Prof. Dr. J. G. Galle,
Potsdam,
der den Halleyschen Kometen bereits vor 75 Jahren beobachtete.



Der englische Astronom Earl of Rosse vor seinem Riesenteleskop.


Phot. A. Hertwich.

Prof. Wilhelm Valentiner,
Direktor des Astron. Instituts der Sternwarte in Heidelberg.

wenn er auch im großen Publikum bisher nicht so bekannt geworden ist wie sein Vorgänger. Bevor er 1904 nach Berlin berufen wurde, war er neun Jahre lang Direktor der Königsberger Sternwarte. Sein Kollege ist der Bayer Julius Bauschinger, der Direktor des Astronomischen Recheninstituts in Berlin, der seit 1896 diesen Posten bekleidet. Er hat sich in seiner früheren Münchner Tätigkeit besonders dadurch einen geachteten Namen gemacht, daß er, zusammen mit Seeliger, zwei Sternverzeichnisse zusammengestellt hat, die zusammen über 46 000 Sternorte fixieren.

Wir müssen es uns versagen, hier alle deutschen Astronomen aufzuführen, die zurzeit ihre Wissenschaft in würdiger Weise vertreten. Nur zwei seien noch genannt, deren Namen teils durch ausgezeichnete populärwissenschaftliche Schriften und teils durch zahlreiche Entdeckungen in weiteren Kreisen bekannt sind: der Schleswiger Valentiner (Abb. obenst.), der Heidelberger Astronom und Direktor der dortigen Sternwarte, und der Badener Max Wolf, der das Astrophysikalische Institut auf dem Königsstuhl bei Heidelberg leitet und jetzt auch als Erster den Halleyschen Kometen am 11. September 1909 wieder aufgefunden hat (Portr. nebenst.).

Hofphot. F. Langbein & Cie

Max Wolf,
Leiter des Astrophysik. Instituts auf dem Königsstuhl bei Heidelberg

Doch auch einige der hervorragendsten ausländischen Vertreter der astronomischen Wissenschaft seien noch kurz im Bild vorgeführt. Da ist zunächst der greise, jetzt 86 jährige Engländer Sir William Huggins (Abb. S. 837), der sich speziell um die spektralanalytischen Forschungen in der Sternkunde große Verdienste erworben hat und in England sogar vielfach als Entdecker der Spektralanalyse betrachtet wird. — Hohe Berühmtheit, weit über die Fachkreise hinaus, hat von den englischen Astronomen ferner der jetzt im 74. Lebensjahr stehende Sir Joseph Norman Lockyer (Abb. S. 838) erlangt, der Direktor des Astrophysikalischen Observatoriums in South Kensington. Er hat besonders die Astronomie der Sonne sehr gefördert und ist seit vier Jahrzehnten mit allen englischen Expeditionen zur Beobachtung totaler Sonnenfinsternisse hinausgesandt worden. Als Herausgeber der berühmten englischen Zeitschrift „Nature“, die man als eine der bedeutendsten naturwissenschaftlichen Zeitschriften der Erde bezeichnen darf, ist er auch außerhalb seiner engeren Fachgenossen in naturwissenschaftlichen Kreisen sehr bekannt und hochgeachtet. — Zwei weitere hervorragende englische Astronomen sind der Astronom Christie von der Kgl. Sternwarte in Greenwich, durch die bekanntlich der Nullmeridian der Erde geht, und Earl of Rosse (Abb. S. 839 u. 835). Der letztere ist ein im 70. Lebensjahr stehender Herr und ein Sohn des berühmten Grafen Rosse, der durch sein vielgenanntes, auf unserer Abbildung wiedergegebenes Riesenteleskop und durch seine Nebelfleckforschungen sehr bekannt geworden



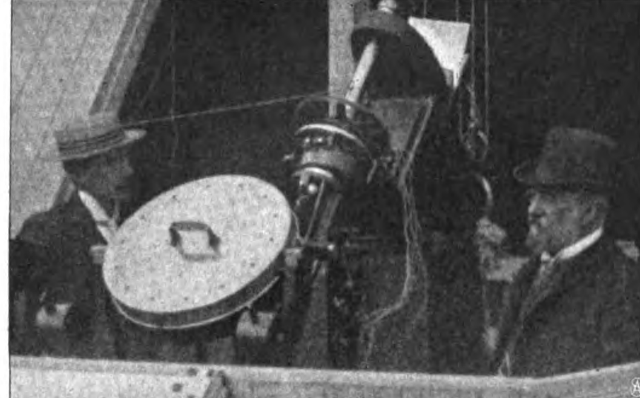
Prof. Dr. Andreas Galle, Potsdam,
Sohn des berühmten Astronomen, Mitarbeiter des Geodät. Instituts.



Von links: P. Hagen, Direktor; P. Stein, Assistent; P. Lais, Vizedirektor.
Die Astronomen des Papstes.

Der englische Astronom Sir William Huggins in seinem Observatorium.

ist. Der Sohn hat die von seinem Vater begonnenen Nebelfleckforschungen fortgesetzt und auch schwierige Beobachtungen über die Wärmestrahlung des Mondes geliefert. Die von seinem Vater begründete Privatsternwarte in Birr Castle hat er in liebevoller Fürsorge bis auf den heutigen Tag weiter fortgeführt.



Sir Lockyer, Direktor des Astrophysikal. Observatoriums in South Kensington.

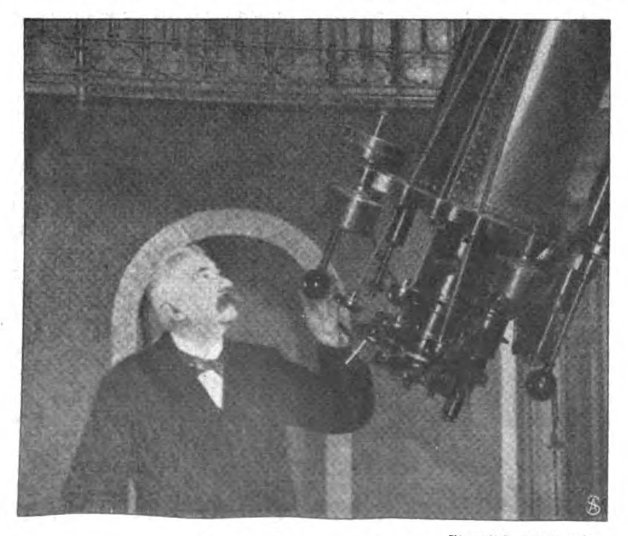


Phot. Ganzini.

Giovanni Schiaparelli.

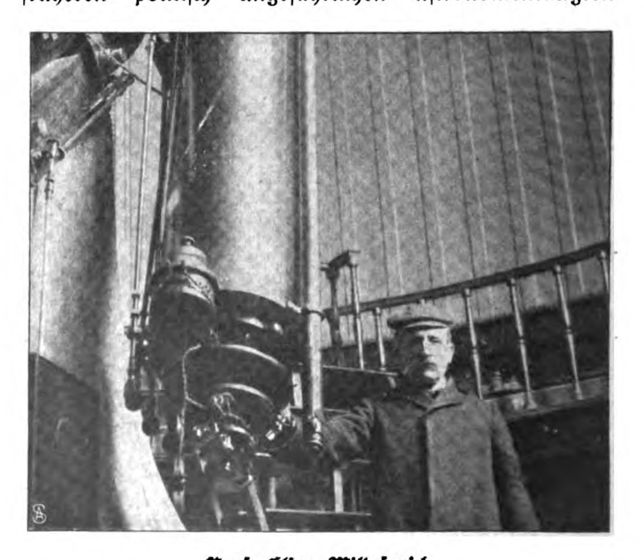
Unter den französischen Astronomen kommt keiner an Berühmtheit Camille Flammarion gleich (Portr. nebst.), der, jetzt 68 Jahre alt, eine Art von Jules Verne unter seinen Fachgenossen ist, ein ungemein phantasievoller Kopf, der zur Po ularisierung der Astronomie sehr viel beigetragen hat, aber auch durch eine fast zügellose Phantasie viel verkehrte Ideen ins Publikum getragen hat. Als eifriger Apostel der Bewohntheit anderer Himmelskörper und der Telegraphie mit dem Mars, als überzeugter, stark zum Spiritismus hinneigender Okkultist und Parteigänger des berühmten italienischen Schwindelmediums Eusapia Palladino, als Verfasser zahlreicher, auch in deutscher Sprache erschienener populärer Bücher und Aufsätze über Rätsel des Seelenlebens, geheime Naturkräfte und ähnliche Themen hat er einen Ruf erlangt wie wenige andere Astronomen. — Ein anderer sehr bedeutender französischer Astronom, dessen Tätigkeit aber mehr der in Deutschland üblichen Art der wissenschaftlichen Forschung zuneigt, ist der jetzt 62jährige Mr. Baillaud in Toulouse, den Abbildung S. 839 bei einer astronomischen Beobachtung darstellt. — Ein wesentlich jüngerer französischer Astronom ist der Abbé Theophile Moreux in Bourges. Der jetzt 43jährige Gelehrte stellt eine Art von Seitenstück zu dem Engländer Lockyer dar, denn auch seine Forschungen gelten mit Vorliebe der Sonne und daneben dem Planeten Mars. Moreux' wissenschaftliche Arbeit auf dem Observatorium des geistlichen Seminars in Bourges, die Abb. S. 839 uns vorführt, hat vor einiger Zeit ein jähes Ende gefunden, denn infolge des französischen Kulturkampfes und der feindseligen Haltung der Regierung gegen die geistlichen Schulen und Unterrichtsanstalten ist das Seminar gewaltsam geschlossen und zerstört worden. Dem Abbé Moreux ist somit sein bisheriges Wirkungsfeld entzogen worden, aber in den Pariser Blättern hat sich bereits eine energische Aktion entsponnen, um den trefflichen Forscher, der übrigens 1905 von der Regierung zur Beobachtung der totalen Sonnenfinsternis nach Sfax ge andt wurde, seiner früheren politisch ungefährlichen Astronomentätigkeit

Camille Flammarion.



Prof. Giovanni Celoria, Phot. Alfieri & Lacroix.

Direktor des Astronomischen Observatoriums in Mailand.



Prof. Elias Millosevich,

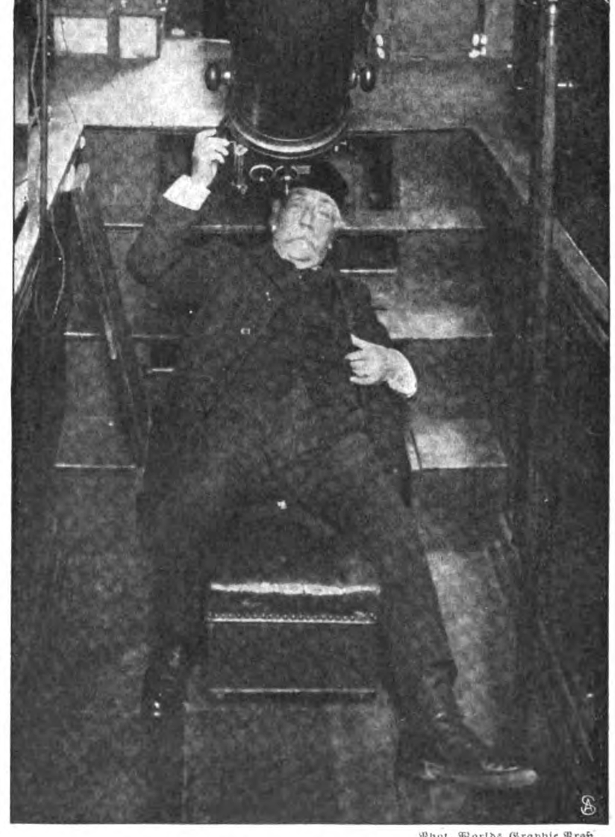
Direktor der Kgl. Sternwarte des Collegio Romano in Rom.





Sir Henry Christie.
(Kgl. Sternwarte in Greenwich.)

Abbé Moreux.
(Observatorium in Bourges.)



Phot. Worlds Graphic Preß.

Prof. B. Baillaud, Direktor der Sternwarte in Toulouse,
während einer astronomischen Beobachtung.

in Bourges wiederzugeben. — Auch Italien hat einen Astronomen aufzuweisen, dessen Name in Deutschland sehr bekannt ist, den jetzt 75jährigen Giovanni Schiaparelli (Portr. S. 838), der in Berlin unter Encke seine spezielle astronomische Ausbildung erhalten hat. Er war von 1862 bis 1900 Direktor der Mailänder Sternwarte und hat insbesondere über die Natur der Kometen und Sternschnuppen und über ihre enge Verwandtschaft miteinander bedeutende Arbeiten geliefert. Auch verdankt ihm die Wissenschaft einige der bedeutendsten Forschungen über den Planeten Mars und über Doppelsterne. Neuerdings machte er dadurch viel von sich reden, daß er sich, ebenso wie sein berühmter Landsmann Lombroso, durch das schon obengenannte Medium Eusapia Palladino zum Spiritismus hat bekehren lassen. — Ein anderer italienischer Astronom, der gleichfalls in Mailand lebt, ist Giovanni Celoria (Abb. Seite 838), der seine astronomische Ausbildung ebenfalls größtenteils in Deutschland erhalten hat. Er ist Schiaparellis Nachfolger als Leiter der Mailänder Sternwarte geworden, nebenbei Professor am Technischen Institut und Präsident des Instituts für Wissenschaft und Literatur daselbst. Er hat zumeist über Kometen und über den Mond gearbeitet. — Der Direktor der Kgl. Sternwarte in Rom ist Professor Elias Millosevich, den Abb. Seite 838 zeigt. Neben der Kgl. Sternwarte gibt es aber in Rom natürlich auch noch eine päpstliche in den Gärten des Vatikans. Abb. S. 836 führt uns die drei Astronomen des Papstes vor, von denen zwei bemerkenswerterweise deutsche Namen tragen.

Durch den Frühling.

Skizze von Jutta Carls.

Seit einer Stunde durchstreifte er den Rosensander Bruch, immer hin und zurück auf den dunklen, feuchten Wegen. Das Warten wurde ihm zur Qual.

Um das nackte, hängende Gezweig der Birken, bis ins Heidekraut herab floß ein rötlicher, verdämmernder Hauch, ein Vorfrühlingschimmer. Ueber die moorigen Wiesen, wo die Weidenköpfe schon silbrig blinkten, strich ein sich lockendes Schnepfenpaar in heimlichen Liebes- und Flugspielen. Die Silhouetten ihrer kurzen Körper mit den langen Stechern hoben sich deutlich vom perlmutterfarbenen Abendhimmel ab, das war interessant zu beobachten, doch gegenwärtig stand ihm der Sinn nach anderen Dingen; er war voll Unruhe, und je öfter er nach der Rosensander Feldgrenze hinübersah, desto mehr steigerte sie sich.

Was das heißen sollte, ihn hierher zu bestellen, wo er doch in ihrem Vaterhaus ein- und ausging und ein ungestörtes Alleinsein wohl herbeizuführen gewesen wäre.

Der Vater kümmerte sich doch so gut wie gar nicht um sie beide, der ging wortkarg wie immer seiner Beschäftigung nach. Das Heimlichtun gefiel ihm nicht, es brachte sie und ihn in ein schiefes Licht. Sie hatten das doch nicht nötig.

Endlich tauchte sie zwischen den Aeckern auf, schmal, schlank, blond, in ihrem engen Kleid aus dunklem Herrenstoff und ebensolchem Mützchen, unter dem das Haar schimmernd wie Licht hervorquoll. Wie eine lebendige Blume wandelte sie durch die Wintersaat mit weichem Schreiten. Er ging ihr langsam entgegen. In der ganzen Weite war kein Mensch zu sehen. Seine Augen durchforschten ihre Züge, und im Moment wußte er: es war etwas geschehen.

Ihr schönes, hochmütiges Gesichtchen zeigte einen fremden, weichen, beinah scheuen Ausdruck. O, jede Linie darin kannte er, als wäre sie eingeätzt in seiner Seele.

„Wunderst du dich, Werner, daß ich dich hierher bat?" fragte sie.

„Nun ja . . ."

„Ich will dir das hier draußen sagen, wo uns niemand stören kann, denn es wird . . . wird lange dauern, bis ich mich dir so verständlich gemacht habe, wie ich möchte."

„Ja, du hast mir etwas zu sagen, Rose-Marie."

„Ja, Werner!" Sie gingen tiefer in den Bruch hinein. Ihre feinen Schnürstiefelchen sanken tief in den aufgeweichten Grund; sie faßte ihr Kleid fester und höher, ein Stückchen ihres geringelten Seidenstrumpfes wurde unter dem Saum sichtbar.

„Was ist es denn?" fragte er, während sein Herz schwer zu schlagen begann im Vorgefühl eines Leides.

„Ach, Werner" . . . Sie sah vor sich nieder, und um ihre jungen Lippen zuckte es.

„Du! Ich habe so lange auf dich gewartet, ich kann nicht mehr; sprich endlich!" drängte er gequält.

„Ja, wenn du wüßtest, wie schwer das ist, Werner, ich möchte dir doch nicht weh tun, ich habe dich doch — so gern — und es wird dir doch weh tun . . . siehst du, Werner, ich will dich bitten, nicht mehr zu uns zu kommen nach Rosensande."

„Was!?" stieß er rauh und heiser hervor.

„Werner, ich kann doch nicht deine Frau werden."

Er blieb stehen, seine Brust hob und senkte sich, seine Augen schlossen sich sekundenlang wie unter der Einwirkung eines jähen, heißen Schreckens. Endlich sagte er: „Ich habe es oft gedacht, daß du mich nicht so richtig, so ganz und voll liebst, Rose-Marie, nur warst du dir selbst nicht klar."

Sie antwortete nicht und sah ihn auch nicht an, sie konnte nicht. „Und jetzt bist du dir darüber klar geworden", setzte er hinzu.

„Ja", hauchte sie.

„Und darf ich fragen, seit wann oder wodurch, Rose-Marie?"

„O bitte, nein, frage nichts!" Sie hob abwehrend die Hand.

„Dazu habe ich doch wohl ein Recht, oder nicht?"

„Ja, ja . . .!" Er wartete, aber es kam keine Erklärung. Schweigend setzten sie ihren Weg fort.

In den silbrigen Weidenköpfen wurde eine kleine Vogelstimme laut, ein süßes, verträumtes Zwitscherliedchen entglitt der winzigen Kehle einer Meise. Das klang so frühlingsmäßig, so lockend wie ein Ruf nach Auferstehung, wie ein Kindergebetchen. Nun ja, dachte er bitter, Frühling wird's, und ich werde herumlaufen, weh und wund im Herzen.

Rose-Maries dunkle Augen suchten nach dem Sänger. „Hör doch", sagte sie.

Plötzlich wandten beide die Köpfe. Hinter ihnen kam ein Wagen gefahren. Er war unhörbar nahe herangekommen.

Es war ein leichter, offener, kotbespritzter Jagdwagen. Ein Herr saß darin. Werner sah im raschen Vorübergleiten ein kühnes, stolzes Profil, eine tiefe Schlägernarbe auf einer gebräunten Wange, zwei harte, stählerne Augen, die von Rose-Maries jäh erglühtem Gesicht Besitz ergriffen, und eine gepflegte Hand, die sich zu einem grauen Jagdhut emporhob. Werner Oberländer zuckte zusammen. Dann rief er voll Hohn: „Ach so, sieh, jetzt begreife ich!"

„Werner!"

„O, bitte, bemühe dich nicht weiter, ich weiß alles."

„Nein, du weißt gar nichts, Werner, und ich will, daß du mich ganz verstehst und anhörst . . ."

„Das war der neue Besitzer von Großmoor," unterbrach er sie schneidend, „er hat Besuch bei euch gemacht, du hast ihn kennen gelernt, er gefällt dir besser als ich, du gibst mir schleunigst den Laufpaß vor Torresschluß, o, was gibt es da noch viel zu erörtern!"

„Du sollst mich anhören," sagte sie unwillig, „Werner, du sollst mich anhören."

„So sprich doch!"

„Werner! — — Ich liebe Philipp Doeren!"

Tränen stürzten plötzlich mit elementarer Gewalt aus den dunklen Mädchenaugen. Ein wildes Schluchzen erschütterte ihren weichen, zarten Körper, und in mühsamen und abgebrochenen Lauten fuhr sie fort: „Im ersten Augenblick fühlte ich es: das ist der Mann, den ich lieben muß, über alle Schranken, alle Vernunft, über alle Begriffe hinweg, der Mann, der mein Schicksal,



mein Leben oder mein Sterben ist, ich kann doch nichts dafür, Werner, ich kann keinem andern gehören, auch dir nicht, jetzt nicht mehr."

Er nahm stumm ihre Hand, wie um sie zu beruhigen, weil ihre Tränen ihn erschütterten, und weil ihm war, als ob er selbst in seinem brennenden Schmerz nach Trost suchen müßte.

„Werner, er ahnt nichts, er wird mich auch gewiß niemals wiederlieben, so viel Glück hat ja die Erde nicht, und dennoch, ich kann nicht anders, glaubst du mir, Werner?"

„Ja", sagte er leidvoll. In seiner Seele wurde es dunkel. Verloren! — — Es gab nichts mehr zu denken, nichts mehr zu kämpfen oder zu entreißen. Das Glück war tot.

Junge Menschen empfinden das Sprichwort „kommt Zeit, kommt Rat" nicht. Junge Augen sind nicht fernsehend.

„Ich will dich bis an die Rosensander Grenze begleiten," sagte er endlich, denn er fürchtete, nicht lange mehr seine Haltung bewahren zu können, „wir haben ja nun nichts mehr zu besprechen."

Willig gehorchte sie; hinter ihnen her zwitscherte die Meise ihr Frühlingsliedchen, erlosch der rötlich violette Schimmer, der den Bruch in weicher Melancholie wie eine Ahnung der Sehnsucht durchwoben hatte. Nebel stiegen aus den moorigen Wiesen, ihr kühler Atem hauchte über das stumpfe Grün der gewalzten Saat, die der Sonne wartete.

Werner Oberländer küßte die schmale Hand, die noch in schwesterlicher Vertrautheit in der seinen lag.

„Lebe wohl, Rose-Marie", sagte er scheinbar ruhig, dann trennten sie sich; er kehrte in sein Heim, das stille Doktorhaus am Dorfende, zurück und wandte sich nicht einmal um, obgleich sie von Zeit zu Zeit seinetwegen stillstand. — —

Schlehen säumten die Dorfstraße mit weißen, gestickten Spitzenkanten. Im Doktorgarten schäumte der blaue Flieder über die niedere Ziegelmauer, und auch an das schmucklose Haus und die Stallung dahinter lehnte er sich in schweren, blauen Massen und füllte alle Räume mit betörendem Duft.

In dem altmodischen Arbeitzimmer mit den grünen Ripssesseln, die schon zu des alten Doktor Oberländers Zeiten genau an dieser Stelle gestanden hatten, saßen zwei Herren im Gespräch.

Philipp Doeren öffnete sein silbernes, mit feingeschnittenem, goldigem, türkischem Tabak gefülltes Etui und drehte sich sorgfältig eine Zigarette.

„Ja so, die junge Rosensanderin meinen Sie," sagte er in der Fortsetzung der Unterhaltung, „ja, gewiß, apartes, schickes Mädel! . . . Halten gute Nachbarschaft, schade, jammerschade, kein Geld! . . . Der Alte verbaut alles, wirklich fatal!"

„Geld spielt in diesem Fall doch keine Rolle, Herr Doeren", antwortete Werner kühl.

„Na, ich bitte Sie, verehrter Doktor, für eine ganze Familie dürften meine paar Kröten denn doch nicht ausreichen; haben Sie eine Ahnung, was ein anständiger Haushalt heutzutage kostet? Ich habe nicht die mindeste Lust, mich einzuschränken. Eine absolute Konvenienzheirat, nein, gewiß nicht! Aber so viel muß da sein, daß man seine Kinder mal was Ordentliches werden lassen kann, dazu ist der Kampf ums Dasein denn doch zu ernst und schwer."

„Um Rose-Maries willen schränkte man sich vielleicht gern ein bißchen ein."

Philipp Doeren lachte. „Das tut man, wenn man sinnlos verliebt ist, sonst nicht."

„Und das ist nicht der Fall?" fragte Werner mit verhaltener Erregung.

„Ne, wenigstens noch nicht. Allein, auch dann müßte ich mich zu beherrschen, ich heirate keine ganz mittellose Frau. In den Verhältnissen, mir das zu leisten, bin ich durchaus nicht, tatsächlich, man ist verpflichtet, auf die Kommenden Rücksicht zu nehmen, und außerdem" — er hob seine schlanke Hand, an der ein gehämmerter Goldring mit prachtvollem Saphir leuchtete, „ich bin gebunden, wie Sie sehen."

Werner fühlte, wie ihm eine heiße Röte in die Stirn stieg, aber es war keine Röte freudiger Genugtuung, sondern ein wunderliches Gemisch von Scham und Schmerz für Rose-Marie.

„Weiß Fräulein von Wiedbach davon?" fragte er.

Der andere zuckte die Achseln, sein scharfer Blick glitt prüfend über die ernsten Züge des Arztes.

„Falls Sie ein Interesse daran haben, sie das wissen zu lassen, bitte!" sagte er mit einer ritterlichen Verbeugung.

„Ich werde es ihr gelegentlich mitteilen, Herr Doeren."

War es möglich, daß irgendein Mensch auf Erden das königliche Geschenk ihrer Liebe verschmähte? War es möglich?

War es möglich, daß man um Rose-Maries willen nicht hungerte und dürstete und sich lieber in schweren Fron begab, als ihr freiwillig zu entsagen?

Philipp Doeren war eine kühle, eiserne Natur, männlich und rücksichtslos. Er war gewohnt, das Interesse, das ihm die Frauen zollten, als etwas Selbstverständliches entgegenzunehmen. Ein Mann von jener Art, dem leichte, unverdiente Siege überall zublühten. Jetzt flog ein kaum bemerkbares Lächeln um seine Lippen. Er rauchte in langen Absätzen und mit kühlem Behagen seine Zigarette und schlug ein anderes Thema an — die Rosensanderin war erledigt.

* * *

Eines Tages schickte Herr von Wiedbach nach dem Arzt.

„Mein Mädel ist krank, muckert schon lange so rum wie ein krankes Huhn, sehen Sie doch mal zu, was sich tun läßt", so empfing er ihn im Vestibül mit mehr ärgerlicher als besorgter Miene.

„Wollen Sie mich, bitte, zu ihr führen?" sagte Werner Oberländer.

„Ne, gehn Sie man allein, Doktor, oben links die erste Tür, meine Schwester ist bei ihr, und nachher erwart ich Sie in meiner Stube, wir trinken eine Flasche Rotspon zusammen auf ihre Gesundheit."

„Ich werde Ihnen meine Beobachtungen mitteilen, Herr von Wiedbach."

Der Arzt stieg die Treppe empor und klopfte an die bezeichnete Tür. Auf Rose-Maries Antwort trat er ein. Sie lag zu Bett, niemand war bei ihr. Er erschrak. Bleich und schmal, mit großen fiebrigen Augen ruhte sie müde in den weißen Kissen.

„Ach, du bist es," sagte sie, und ihre Gedanken schienen aus weiter Ferne zurückzukommen, „hat Papa nach dir geschickt?"

„Ja, Rose!"

„Er ängstigt sich um mich; aber laß nur, mir fehlt



eigentlich gar nichts, nur Fieber hatte ich oft; mach doch die Fenster auf, Werner, da kann ich gerade über die weißen Kirschgärten hinwegsehen. . . ."

Nach Großmoor, fügten seine Gedanken hinzu, aber er öffnete die Fenster. Dann setzte er sich an ihr Bett, und sie strich plötzlich scheu und leicht über seinen Arm.

„Du kannst mir nicht helfen, du nicht und niemand auf der ganzen Welt."

Er kämpfte mit seinen wiedererwachenden Schmerzen. Nein, er konnte ihr nicht helfen, nicht mit Einsatz seines Lebens.

„Rose-Marie, so liebst du ihn?" stammelte er, sich über ihre durchsichtige Hand neigend. Sie nickte nur, ohne ein Wort zu erwidern.

„Ich hätte gar nicht gedacht, daß du so lieben kannst."

„Ich auch nicht, Werner!"

„Und nun glaub ich, möchtest du beinah an ihm sterben, Rose!"

„Ich möchte wohl . . ."

„Dann gehe ich aber mit dir", sagte er.

Sie sah ihn groß und forschend an, in ihre dunkelsamtenen Augen trat in fiebrigem Glanz eine große, schwere Frage, und seine Blicke hielten ihr stand in ruhiger Entschlossenheit.

„Also liebst du mich so, wie ich ihn liebe, Werner?"

„Ja, so!"

„Ach, Werner!"

Eine ganze Welt von Mitleid durchzitterte ihre Stimme, ein ganzes, unendliches Verstehen zog ihre Seele zu der seinen. Ihr war, als ob die gleichen Schmerzen, die gleichen Wunden eine Brücke zwischen ihnen bauten, sie beide einten, sie zueinander gehörig machten wie Leidensgenossen.

„Wir müssen zusammenhalten", sagte sie endlich leise.

Vor den offenen Fenstern schossen hellsingend die Schwalben durch die Luft. Blütenduft wogte schwer und süß herein auf den breiten, leuchtenden Goldbändern der Sonne.

Rose-Marie warf mit einer hastigen Bewegung das verwirrte Blondhaar zur Seite, ihr wurde mit einem Mal wieder so heiß.

Wäre es denn nicht auch ein kleines, scheues Glück, Glück zu schenken? Wäre es nicht süß, von einem Reichtum abgeben zu dürfen, trauernde Lippen damit lächeln zu machen? Sollte es keinen Trost gewähren, glücklich zu machen, wenn man selbst nicht glücklich auf — andere Weise — sein durfte?

„Heile mich, Werner, heile mich!" sagte sie.

„Ja, womit, womit, mein armes Kind?"

„Mit Geduld, Werner!"

„O Rose Marie!"

„Ja, mit Geduld, Werner, mit nichts anderem wirst du es können!"

Er küßte abermals inbrünstig ihre Hände, und sie bemühte sich zu lächeln, und es gelang auch.

„Es wird schon gehen," redete sie sich selbst zu, „und dann, Werner, dann wollen wir mit stillen, tapfern Schritten durch den Frühling gehen, Hand in Hand."

Die neusten Pariser Moden.

Hierzu 14 photographische Aufnahmen.

Man kann erst seit kurzer Zeit wieder bemerken, daß Paris die Stadt der weiblichen Eleganz ist. Während des Winters nimmt die Hauptstadt Frankreichs seit einigen Jahren ganz die Allüren eines Fremdenortes an, in dem man alle Sprachen der Welt hört. Währenddessen weilt die vielgerühmte französische Eleganz im Süden, um dort eine besonders ausgeprägte frische, farbenfreudige und duftige Note zu empfangen, wie sie der Pariser Sommermode früher nicht eigen war. Daß sie nebenher auch allerlei Uebertriebenes annimmt, liegt wohl auch daran, daß in unserer Zeit die Mode nicht mehr eine natürlich wachsende Pflanze, sondern eine künstlich gezüchtete Treibhausblüte ist. Zu diesem Uebertriebenen gehören zweifellos die unterhalb der Knie sich verengenden Röcke, die das Gehen sehr erschweren, ja fast völlig hindern.

Man sagt mir, daß sie in Deutschland so gut wie gar nicht getragen würden, daß man dort nur ihre gefälligen Spielereiabarten, die tief unten um den Rock geschlungenen Schärpen, die halblangen tunikaartigen Ueberkleider usw., verwende. Das gleiche tun auch viele elegante Pariserinnen, nicht zum Nachteil des Gesamtmodebildes, das unter solchen eigenmächtigen Verbesserungen und Milderungen unter Umständen nur gewinnen kann. Abb. 3 zeigt ein Promenadenkleid aus rötlichem Samt, das die Modeforderungen nur angedeutet bringt. Der Ueberrock, der, gefältelt und glatt gespannt, sich bis zum Ansatz des Randstreifens herabzieht, von dem er einen breiten Volant irischer Spitze niederfallen läßt, ist aus hellrotem Atlas; ein im Rücken bis zum Taillenschluß reichendes, vorn nur die Büste bedeckendes glattes Jäckchen mit bunter Seidenstickerei besteht aus gleichem Material. Die Knöpfe, die den unteren Randstreifen am Rock zu befestigen scheinen, wechseln in der Farbe von hell zu dunkel miteinander ab. Die beiden großen Bandrosetten vorn an der Rockbahn sind ebenso wie die unterhalb des kleinen Ausschnitts gekreuzten, eine Weste imitierenden Atlasstreifen genau in der Farbe des Samts gehalten. Den dunkelweinroten Roßhaarhut in einer gemilderten Basilioform ziert ein Samttuff, aus dem eine dunkelrote Paradiesvogelaigrette nach hinten wegstrebt. Das Grundkleid auf Abb. 1 besteht, wenn man so sagen darf, aus lohfarbenem Atlas, das Uebergewand aus Leinenseide, mit einem Karomuster in Hellgelb und Braun. Der vorn schürzenartig mit einer Stickereiborte abgefertigt herabfallende weite Oberrock verlängert sich hinten in runder Schrägung fast bis zum Saum des Unterkleides, in der Art, daß der eigentliche Rand, wie dies in den seitlichen Raffungen sichtbar ist, so dem Unterkleid aufgenäht wird, daß der Stoff sackartig über den Saum herabfällt. Das ärmellose Jäckchen mit der kleinen Westennachahmung, die Aermel



des Unterkleides, die ohne Ansatznaht herausgearbeitet werden, und der glatte Halsausschnitt stempeln das Kleid, trotz der Bewegungsmöglichkeit für seine Trägerin, ganz zu einem Kind der diesjährigen Mode. Den braunen Samthut — Samt wird für Hüte im kommenden Sommer nicht aus dem Gebrauch kommen — mit dem niedergebogenen Rand und dem sehr weiten Kopf ziert ein Atlasband und eine hinten ruhende braune Straußenfeder. Aus weißer Leinenseide mit granatroten Streifen ist das Sommergewand auf Abb. 12, an dem die Doppelform nur durch die Art markiert wird, wie der untere Rockstreifen sich dem Kleid glatt anfügt. Der Passementeriebesatz, der die Taille bezeichnet und die kurzen Aermelchen ziert, ist aus roter Seide. Die Kürze der Aermel und der ziemlich große, spitzenumsäumte Ausschnitt sind Zeugen der obengenannten, alles wagenden Sommerlichkeit, die dem südlichen Aufenthalt der Pariserinnen entspringt — nach dem einfachen Grundsatz, daß, wenn man sich im Winter so anzieht wie früher im Sommer, man im Sommer etwas ganz Neues erwarten darf. Der schützende,



Phot. Chéri-Rousseau & Glauth.

1. Straßenkleid aus braunem Atlas.

Phot. Reutlinger.

2. Abendmantel aus rosa Seidenkrepp, mit reicher Gold- und Perlenstickerei.

Phot. Chéri-Rousseau & Glauth.

3. Promenadenkleid aus rotem Samt.



Phot. Reutlinger

4. Braune **Strohtoque**

Phot. Reutlinger

5. **Hellblaue Toque** mit Spitzen

6. Weiche **Toque** mit Schnüren

Phot. Reutlinger.

9. **Graue Toque** mit Federschmuck

Phot. Reutlinger.

10. **Toque** mit zurückgeschlagenem Rand

11. **Tuchmütze** mit Quasten

Phot. Reutlinger

7 Obenstehendes Bild: **Matineehut für junge Mädchen**
8 **Sommerkleid aus weißem gesticktem Seidenbatist.**

herabgebogene Hut, dessen Kopf aus einem dichten Kranz von Feldblumen und einer weißen Seidenschleife besteht, ist von oben rot und von innen weiß

Sein Material ist feinstes Reisstrohgeflecht mit seidenem Futter. Auf den Abbildungen 8, 13 u. 14 treten uns solche Gewänder heutiger Schneiderart

wir eine duftige Zusammenstellung von Schweizer und englischer Stickerei auf weißem Seidenbatist, mit großen Einsatztransparenten aus schwarzer Chantillyspitze. Ein spitzenumsäumter Batistschal bedeckt den kleinen Hutturban aus schwarzem Roßhaar, dessen linke Randseite



Phot. Reutlinger.

12. **Weiß- und rotgestreiftes Kleid aus Leinenseide.**

entgegen, die ein wenig in ihrer losen Kurztailligkeit an Schlafröcke erinnern, und denen man doch, wo immer man ihnen auch begegnet, eine gewisse Anmut nicht absprechen kann, zumal wo sie mit den fast immer sie begleitenden Turbanfrisuren und Hüten auftreten. Auf Abbildung 8 sehen



Phot. Reutlinger.

13. **Moderne Biedermeiertoilette in Weiß und Altrot**
mit kurzer Taille und glattem, gesticktem Rock.

ein Doppeltuff von schwarzroten, gefüllten Nelken ziert. Der Sonnenschirm wirkt auffallend durch seine ganz moderne, glatte Höhe. Altväterisch mutet mit dem wieder so ganz aktuellen gefältelten Batistfichu und den über die Hände fallenden Batiströschen, der kurzen Taille und dem lang herabfließenden glatten, gestickten Musselinrock das Kleid auf Abb. 13 an. Der Kopf verschwindet ganz in dem tief darüber gezogenen Topfhut aus mattziegelrotem Strohgeflecht, der in der Farbe mit der kurzen Taille harmoniert, während der weiße Garnierungstuff mit dem Rock übereinstimmt. Waren die beiden vorhergehenden Gewänder dem Tagesgebrauch geweiht, so verkörpert Abb. 14 die gleiche Form in der Gestalt, in der sie nachmittags und abends auftritt. Die Blumen auf dem weißen Atlasgrund heben sich in zartgoldener Zeichnung ab. Golden sind auch die Stickereipatten, die den Rückenabschluß der Taille wie die Umrandung der Aermel und des Halsausschnittes bezeichnen. In der Turbanfrisur sehen wir ihre einfachste und doch meistgetragene und bezeichnendste Form. Abbild. 2 zeigt einen Abendmantel aus rosa Seidenkrepp mit reicher Gold- und Perlenstickerei, der auch um den unteren Rand ein wenig eingenommen und von einem geraden, nach hinten zu ansteigenden Stickereistreifen begrenzt ist. Die vier Turbanhüte (Abb. 4, 5, 9 und 10) stellen verschiedene Abarten dieser Hutform dar. Abb. 5 zeigt auf der kleinen, geknifften, hellblauen Roßhaarform einen Rand von irischer Spitze, der sich linksseitig zu einer Rosette erweitert. An dem spitzzulaufenden Topf aus dunkelbraunem Strohgeflecht (Abb. 4) ist der breitere Randstreifen aus königsblauem Samt, der seitliche Stutz aus blauen und weißen Federn in Fächerform. Die Hüte auf Abb. 9 u. 10 weisen einen zurückgeschlagenen Rand auf und bestehen aus lichtgrauem Roßhaargeflecht. Eine neue Hutform, die mützenartig wirkt, zeigen die Abb. 6, 7 u. 11. Die platten Hüte werden in allen Farben getragen und aus den verschiedensten, namentlich weichen Stoffen gefertigt. Als Verzierungen dienen Schnüre, Quasten, Bänder und Schleifen. Klementine.



Phot. Reutlinger.

14. Gesellschaftskleid aus weißem goldbroschiertem Atlas.

Zum 200jährigen Bestehen des Königlichen Charité-Krankenhauses zu Berlin.

Von Generalarzt Dr. Scheibe, Sanitätsinspekteur und ärztlichem Direktor.

Das Königliche Charité-Krankenhaus hat sich aus dem Pesthaus entwickelt, das 1710 nordwestlich von Berlin vor dem Spandauer Tor auf dem gleichen Grund und Boden, wo die sogenannte „Alte Charité“ gestanden hat und teilweise noch steht, errichtet wurde auf Grund des berühmten Pestreglements vom 14. November 1709. Da aber die Seuche die Stadt verschonte, wurde das Pesthaus auf königlichen Befehl zunächst als Hospital, Arbeits- und Spinnhaus verwendet, ein Teil davon auch als Garnisonlazarett. Für die Soldaten standen auch später, als der König sich bestimmen ließ, ein Bürgerlazarett darin zu errichten, einige Stuben zur Verfügung, doch sollten alle Kranken ausschließlich von Militärärzten behandelt werden, um diesen Gelegenheit zur Ausbildung als Chirurgi und Medici zu geben, und um die Kosten zu sparen, die zu diesem Zweck bisher ins Ausland gegangen waren. Am 1. Januar 1727 erfolgte die Eröffnung des Bürgerlazaretts, das kurze Zeit darauf von König Friedrich Wilhelm I. den Namen „Charité“ erhielt. Im Laufe der Jahre wurde aber der ursprüngliche Fachwerkbau so baufällig, daß ein Neubau nicht länger zu umgehen war. 1785 wurde der Grundstein zum nördlichen Flügel der später sogenannten „Alten Charité“ gelegt und das ganze Gebäude 1800 mit Einweihung der Kirche fertiggestellt. Als 1798 die Irrenanstalt in der Krausenstraße abbrannte, mußten ihre Insassen vorläufig in der Charité untergebracht, für ihre Unterkunft aber dadurch Raum geschaffen werden, daß man das Hospital bald darauf nach der leerstehenden Tabakadministration verlegte. Zur dauernden Unterbringung der Geisteskranken wurde später in den Jahren 1831 bis 1835 in dem oberen Garten des Charitégeländes ein Neubau errichtet, der den Namen „Neue Charité“ erhielt und noch mit einigen anderen Krankenabteilungen belegt wurde.



Das alte königliche Charité-Krankenhaus in Berlin.

Die Gründung der Berliner Universität 1810 war auch für die Charité von großer Bedeutung. Eine Reihe von Kliniken fanden darin Unterkunft, deren Zahl so zunahm, daß bald alle klinischen Fächer vertreten waren. Die berühmtesten Männer der medizinischen Wissenschaft haben hier gelehrt und gewirkt, und wenn ich die Namen: Kluge, Wolff, von Horn, Rust, Hufeland, Dieffenbach, Schoenlein, von Frerichs, Franke, von Leyden, Gerhardt, von Bardeleben, Koenig,



Geh. Reg.-Rat Pütter,
Verwaltungsdirektor.



Generalarzt Dr. Scheibe,
ärztlicher Direktor.

Griesinger, Westphal, Henoch und Albrecht von Graefe nenne, so habe ich damit die Reihe längst nicht erschöpft, zumal wenn ich die jetzigen Inhaber der Lehrstühle aufzuführen unterlasse. Das Leichenhaus der Charité wurde als Pathologisches Institut die weltberühmte Lehranstalt von Rudolph Virchow; auf Charitégelände entstand das erste Institut für Infektionskrankheiten, in dem unter Robert Koch die Grundlagen der modernen Bakteriologie geschaffen wurden. Mit dem Fortschreiten der medizinischen Wissenschaft wuchsen aber nicht nur die Anforderungen an bessere Unterkunftsräume für die Kranken, auch die Einrichtung von Forschungsräumen für Lehrer und Lernende war nicht länger von der Hand zu weisen. Allen diesen Ansprüchen konnte nur ein vollständiger Neubau genügen, und dieser sollte auf dem klassischen Boden der Charité entstehen, ohne daß auch nur einen Tag lang der vielseitige Betrieb der großen Krankenanstalt und der Unterricht unterbrochen werden sollte.



Prof. Dr. Orth, Geh. Med.-Rat
Direktor des path. Instituts.
Hofphot. E. Bieber.

Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Hildebrand,
Direktor der chirurg. Klinik

Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Kraus,
Leiter der II. med. Klinik.



Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Bumm,
dirig. Arzt d. geburtsh. u. gynäkolog. Abt.
Phot. Hertwig.

Geh. Med.-Rat Prof. Dr. His,
Leiter der I. medizinischen Klinik
Hofphot. Perscheid.

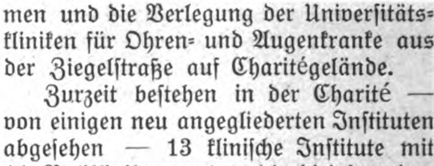
Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Ziehen,
dirig. Arzt der Abt. für Geisteskranke.
Verlag August Hirschwald.



Geh. Med.-Rat Professor Dr. Lesser,
Leiter d. Abt. für Haut- u. Geschlechtskrankh.

Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Heubner,
dirig. Arzt der Kinderklinik.
Phot. Schaarwächter.

Kaiser Wilhelm genehmigte die vorgelegten Pläne am 11. März 1897, und am 6. April des gleichen Jahres bewilligte der Landtag die Mittel in Höhe von 9380000 Mark. Bis auf den Neubau der I. Medizinischen Klinik, der Entbindungsanstalt und der II. Universitäts-Augenklinik ist das ursprüngliche Bebauungsprogramm bereits erfüllt, jetzt ist noch der Bau einer Poliklinik für beide innere Kliniken in Aussicht genommen und die Verlegung der Universitätskliniken für Ohren- und Augenkranke aus der Ziegelstraße auf Charitégelände.



Zurzeit bestehen in der Charité — von einigen neu angegliederten Instituten abgesehen — 13 klinische Institute mit 11 Polikliniken unter 11 dirigierenden Aerzten, denen 77 Militär- und Zivilassistenten sowie 71 Militärunterärzte zur Seite stehen. Besonders muß hervorgehoben werden, daß der Kaiser-Wilhelms-Akademie für das militärärztliche Bildungswesen das Recht zusteht, einen großen Teil der Assistenzarztstellen durch Sanitätsoffiziere zu besetzen. Die Leitung der Anstalt, die einen Flächenraum von mehr als 14 Hektar einnimmt, liegt in der Hand der Königlichen Charitédirektion, die aus einem aktiven Generalarzt als ärztlichem Direktor und einem Verwaltungsdirektor besteht. Unter der Direktion arbeiten zurzeit — die Aerzte ausgenommen — 658 Beamte und Lohnempfänger. Das Krankenpflegepersonal besteht aus Wärtern, Wärterinnen und der jetzt 90 Köpfe starken „Schwesternschaft der Charité“, die ihre Ausbildung außer am Krankenbett in der 1832 gegründeten Krankenpflegeschule der Charité genießen, der einzigen Königlichen Anstalt dieser Art. Außerdem ist mit der geburtshilflichen Klinik eine Hebammenlehranstalt verbunden.

Für die Kranken stehen einschließlich der Reservebetten 1415 Lagerstellen zur Verfügung, wozu noch



66 Säuglingsbetten und 8 Couveusen kommen. Verpflegt wurden im Jahr 1908/9 im ganzen 19 081 Kranke, die 429 423 Behandlungstage erforderten, geboren wurden 3128 Kinder. Durchschnittlich wurden im letzten Jahr gegen 1800 Kranke und Angestellte täglich aus der Anstaltsküche verpflegt, während die gesamte Wäsche in der eigenen, mit den neusten Einrichtungen versehenen Waschanstalt gereinigt wird.

Die Charité bildet eine eigene evangelische Parochie mit 3 Geistlichen. Ferner befinden sich darin Auskunfts- und Fürsorgestellen für Lungenkranke, Alkoholkranke und Krebskranke sowie die Rettungswache V des städtischen Rettungswesens. — Dem ersten preußischen König verdankt die Charité ihre Entstehung, seinen erlauchten Nachfolgern ihr Fortbestehen und ihre Entwicklung. Dank gebührt vor allem aber unserm Kaiser, der mit weitschauendem Auge die große Aufgabe der Neugestaltung dieses großen Krankenhauses gefördert hat. Die Charité wird sich auch in dem neuen Jahrhundert immer weiter und weiter entwickeln.



Die neue große Heilanstalt der Charité.

Theodor Fontane und der „Tunnel über der Spree".

Die Geschichte unserer literarischen Gesellschaften, Klubs, Stammtische u. dgl. ist noch zu schreiben und ergäbe ein vielgestaltiges und zugleich unterhaltendes Kapitel deutschen Geisteslebens. Die berühmte „Ludlamshöhle" in Wien, zu deren übermütigem Kreise Grillparzer und Schubert gehörten, die mitternächtlichen Zechbrüder von Lutter & Wegner, die Berliner Mittwochsgesellschaft mit Alexis, Chamisso, Hitzig als führenden Geistern, das „Symposion" des kunstfreundlichen Königs Max von Bayern, der Sumpf der „Krokodile" in München, in dem der Dichterkreis der Heyse, Lingg, Schack und anderer sich jahrelang zu tummeln pflegte — in diesen und manchen ähnlichen, minder bekannten Vereinigungen hat sich ein nicht unbeträchtliches Stück Literaturgeschichte abgespielt, das zusammenzufassen sich verlohnte.

Die langlebigste und zugleich originellste aber von ihnen allen war ohne Zweifel der „Berliner Sonntagsverein", den der aus Wien nach Berlin übergesiedelte Humorist M. G. Saphir im Jahr 1827 unter dem absonderlichen Namen „Tunnel über der Spree" ins Leben rief, und der sich dann, nachdem der gefürchtete Witzbold den ihm zu heiß gewordenen Berliner Boden längst wieder verlassen hatte, auf längere Zeit zu einer wirklichen Dichtervereinigung von großen und kleinen Talenten entwickelte. Dieser „Tunnel", dem Poeten wie Strachwitz, Storm, Geibel, Fontane, Scherenberg, Kugler, Heyse, Heinrich Seidel, Dahn, Gildemeister, spätere Minister wie Mühler und Friedberg, Gelehrte wie Max F. Müller, der nachmalige Stolz der Universität Oxford, und der geniale Chirurg Robert Wilms, ferner Künstler wie Adolf Menzel, der Komponist Wilhelm Taubert u. v. a. angehörten, florierte über ein halbes Jahrhundert lang, und seine versprengten Reste reichen bis in unsere Tage hinein. Er hielt seine Sitzungen in wechselnden Lokalen ab, eine Reihe von Jahren in einem Saal des längst entschwundenen Café Belvedere, nahe dem Opernhaus an der Hedwigskirche, und besaß eine Art Ordensverfassung, die in ihrem humoristischen Zuschnitt eine entfernte Aehnlichkeit mit der der später entstandenen bekannten Schlaraffia-Vereine hatte. — In seinen erquickend unpathetischen Lebenserinnerungen „Von Zwanzig bis Dreißig", die jetzt dankenswerterweise zum erstenmal auch in einer illustrierten Ausgabe erscheinen (mit 40 Bildern, Verlag F. Fontane & Co.), hat uns Theodor Fontane eine lebendig-persönliche Schilderung des geistig angeregten Tunneltreibens und eine Anzahl scharf umrissener Silhouetten seiner hervorragendsten Mitglieder aus den Vierziger und Fünfziger Jahren übermittelt, den Jahrzehnten, in denen er selbst ein eifriges Tunnelmitglied gewesen ist. Als solches führte er den Tunnelnamen „Lafontaine", denn nach dem Statut bekam jeder Tunnelianer bei seiner Aufnahme einen Nom de guerre, der seiner Art entsprach: So hieß Menzel Rubens, Heyse Hölty, Storm Tannhäuser, und der Hofschauspieler Louis Schneider, der spätere Hofrat und Vorleser Friedrich Wilhelms IV., der noch zu den ersten Mitbegründern des Tunnels gehört hatte, trug den Namen des Jugendschriftstellers Campe, der zu seiner „breit-prosaischen Väterlichkeit" vortrefflich gestimmt haben soll. In den Sitzungen selbst brachten die dichterisch oder schriftstellerisch produktiven Mitglieder ihre neuesten Arbeiten — „Späne" nannte sie der offizielle Sprachgebrauch des Tunnels — zur Vorlesung, die sich dann ein kritisches Scherbengericht seitens der Anwesenden gefallen lassen mußten. Hier fand Strachwitzens „Herz von Douglas" seine ersten begeisterten Hörer, hier debütierte der junge Fontane mit seinem „Alten Derfflinger" und nach der Reihe mit den meisten seiner preußischen und englischen Meisterballaden bis zum herrlichen „Archibald Douglas". Hier ließ der kleine, damals schon große Adolf Menzel der satirischen Laune seines Zeichenstiftes die Zügel schießen und verulkte samt seinen Tunnelbrüdern wohl auch sich selbst, wie es die von uns wiedergegebene Faschingsfest-Karikatur (Abb. S. 850) deutlich erkennen läßt. Auch außer den wenigen Proben, die wir zu geben in der Lage sind, enthält die neue Ausgabe von Fontanes Erinnerungen eine Fülle neuer und wertvoller



(Mit Genehmigung von F. A. Bruckmann, München.) (Nach einer Lithographie im Besitz des Herrn Prof. Dr. Krigar-Menzel.)

Zeichnung Adolf Menzels zur Feier des Faschings im Tunnel 1852.

Obere Gruppe: Hintere Reihe (von links nach rechts, mit der Figur im Lehnstuhl beginnend): Petrarca (Lesser), Peter Vischer (Wilhelm Wolff), Salvator Rosa (Hermann Weiß), Hogarth (Theodor Hosemann), Metastasio (Dr. Bormann), Ernst Schulze (Assessor Müller), Lorenzo (Max Fontane), Immermann (Assessor v. Merckel), Ziethen (Fritz v. Gaudy), Fouqué (Baron Wimpffen), Claudius (George Hesekiel), Byron (Dr. Wollheim da Fonseca). — Vordere Reihe: Bürger (H. Smidt), Hoelty (Paul Heyse), Lessing (Franz Kugler), Lafontaine (Th. Fontane), Cook (Chr. Fr. Scherenberg), Hans Sachs (Goldammer), Fugger (Wagner), Cartesius (Dr. W. Hahn).



Dr. Robert Wilms,
der berühmte Chirurg.



Louis Schneider,
Königlicher Hofschauspieler.



Max Müller,
Prof. in Oxford.

Illustrationen, teils von Porträten aus des Dichters Familienkreis, teils von Charakterköpfen aus der Schar seiner „Tunnel-" und „Rütli"-Freunde, teils von Stätten, die für sein Leben denkwürdig waren, und so wird sie für die ständig wachsende Fontane-Gemeinde eine willkommene biographische Ergänzung bedeuten, geeignet, das Bild des Dichters zu beleben.



Bilder aus aller Welt.

Der frühere Prinz Herrmann von Sachsen-Weimar, Leutnant im Gardekürassierregiment, jetziger Graf von Ostheim, hat sich seine junge Gattin aus der Bühnenwelt geholt. In der „lustigen Witwe" trat Frl. Lottero, eine Italienerin von Geburt, unter dem Namen Wanda Zatters als Maximdame allabendlich in London auf. Jetzt ist sie glückliche Gräfin von Ostheim.

Madame Edvina, die Gattin des Honorable Cecil Edwardes, ist einer der Opernsterne der diesjährigen Saison im Covent Garden Theater zu London. Sie wird daselbst als Mélisande, Louise und Margarete singen. — Ein zweiter Stern der gleichen Bühne ist die in England berühmte Sopranistin Miß Edith Evans.

Vor wenigen Tagen starb in Hildburghausen Prof. Dr. Ludwig Hertel, ein bekannter und bewährter Forscher auf dem Gebiet der thüringischen Mundarten.

Der Kaiserliche Ministerialrat a. D. Dr. August Baumeister in München feierte vor wenigen Tagen seinen 80. Geburtstag. Der Jubilar ist Altphilologe, er wurde in Hamburg geboren und ging 1871 als Regierungs- und Schulrat nach Straßburg,



Phot. Boissonas & Taponier.

Von der englischen Bühne in den deutschen Grafenstand.
Die Gräfin von Ostheim, Gattin des Prinzen Herrmann von Sachsen-Weimar, jetzigen Grafen von Ostheim.

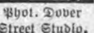


Phot. Dover Street Studio.

Madame Edvina.
Ein Star des Covent Garden Theaters in London.



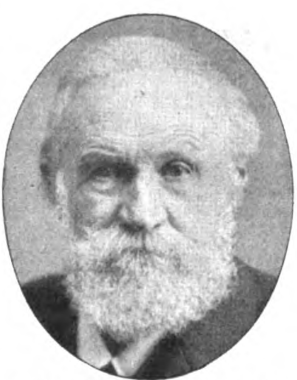
Miß Edith Evans, berühmte englische Sopranistin, singt in dieser Saison im Covent Garden Theater.



Phot. Dover Street Studio.



Prof. Dr. Ludwig Hertel †
Hildburghausen,
bekannter Sprachforscher Thüringens



Ministerialrat a. D. Dr. A. Baumeister,
München,
feierte seinen 80. Geburtstag



Julio Carrié †
bevollmächtigter Minister und Generalinspektor der argentinischen Konsulate



Regierungsbaumeister Robert Leibnitz.
Erbauer der Kaiserin-Auguste-Viktoria-Stiftung in Jerusalem.

um die elsässischen Schulen nach preußischem Muster einzurichten. Baumeister ist Herausgeber der „hymni Homerici“ und des bekannten Handbuchs des Erziehungs- und Unterrichtswesens für höhere Schulen.

Aus Paris kommt die Nachricht, daß Julio Carrié, Funktionär Argentiniens, auf dem Schiff, das ihn als bevollmächtigten Minister nach Europa brachte, gestorben ist. Er leitete das Konsularwesen in Argentinien und hat ein großes Interesse für deutsche Bestrebungen in seiner Heimat an den Tag gelegt und den Deutschen in Argentinien viele dankenswerte Förderungen und Unterstützungen zuteil werden lassen.

Regierungsbaumeister Robert Leibnitz ist der Erbauer der Auguste-Viktoria-Stiftung auf dem Oelberg in Jerusalem, die durch Prinz Eitel-Friedrich kürzlich eingeweiht wurde, bei welcher Gelegenheit auch der Johanniterorden einen feierlichen Konvent abhielt, dessen Teilnehmer wir in dem unteren Bilde wiedergeben.

In Nr. 17 gaben wir das Porträt von Frl. Somary vom Königlichen Schauspielhaus in Berlin, mit der Notiz, die Künstlerin sei erst jetzt in den Verband der Hofbühne getreten; diese Angabe berichtigen wir dahin, daß Frl. Somary bereits seit Februar 1909 dem Königlichen Schauspielhaus angehört.

1. Dr. von Dziembowski, Posen. 2. Herr von Borcke, Lessenthin. 3. Frau von Kalckreuth. 4. Frau von Borcke. 5. Frau von der Hagen. 6. Schwester Ellen Ruck Taeschel. 7. Johanniterschwester von Hopffgarten, 8. Herr Prof. von Goerne. 9. Oberin Freiin von Kottwitz. 10. Graf von der Schulenburg-Heßler. 11. Exz. Baron Maydell, Petersburg. 12. Herr Daehne van Varik. 13. Herr von Berg. 14. Kammerherr Kalckreuth von Obergörzig. 15. Herr von der Hagen, Hohenwalde. 16. Herr von Kaphengst, Kohlow. 17. Herr Vogel von Falckenstein, Ober-Lichtenau. 18. Oberst von Winterfeld. 19. Herr von Westernhagen. 20. Herr von Schwerin. 21. Baron Taets von Amerongen. 22. Exz. von Ammon. 23. Graf von Rechtern-Limpurg. 24. Baron von Hohenfels. 25. Kammerherr von Carnap.

Die Einweihung des Oelberghospizes: Die Johanniterritter mit ihren Damen vor dem Portal des Hospizes.

Schluß des redaktionellen Teils.



Ein herrliches Wohlbehagen

empfindet man nach einer Kopfwaschung mit Pixavon. Die regelmäßige und richtige Reinigung der Kopfhaut ist, darüber besteht wohl kein Zweifel mehr, die beste, naturgemäßeste Methode, sein Haar gesund und kräftig zu erhalten. Nimmt man zu diesen Kopfreinigungen das neue Teerpräparat „Pixavon", so fügt man der reinigenden Wirkung noch den anregenden Einfluß auf den Haarboden und den Haarwuchs hinzu, der dem Teer, wie seit altersher bekannt, innewohnt.

Sicher würden sich diese Teer-Haarwaschungen in Deutschland schon längst eingebürgert haben, wenn der gewöhnliche Teer, wie er bis jetzt in Form von festen und flüssigen Teerseifen benutzt wurde, nicht zwei unangenehme Nebeneigenschaften hätte. Das ist erstens die irritierende Wirkung und der vielen unerträgliche penetrante Geruch. Beide Eigenschaften sind in gewissen Bestandteilen des gewöhnlichen Rohteers enthalten, die man beim Pixavon durch ein patentiertes Verfahren beseitigt hat, so daß wir es in Pixavon mit der konzentrierten, reinen Teerwirkung zu tun haben, wodurch denn auch die direkt überraschenden Erfolge zu erklären sind.

Es sei ausdrücklich betont, daß gegenwärtig außer Pixavon keine Teerseife existiert, der die volle Teerwirkung in dieser Weise innewohnt, und die doch frei ist von den unangenehmen Nebenwirkungen des Rohteers (übler Geruch und Reizwirkung).

Es ist wirklich fabelhaft, wie bei manchen die Pixavon-Haarpflege wirkt. Dabei haben wir es in Pixavon endlich einmal mit einem Präparat zu tun, das trotz seiner Ueberlegenheit zu einem sehr mäßigen Preise abgegeben wird. Eine Flasche für zwei Mark, die überall erhältlich ist, reicht bei wöchentlichem Gebrauch monatelang aus. Diese außerordentliche Billigkeit gestattet es also auch dem weniger Bemittelten, diese vernünftige und naturgemäße Haarkultur durchzuführen. Schon nach wenigen Pixavonwaschungen wird jeder die wohltätige Wirkung verspüren.

Pixavon wird hell (farblos) und dunkel hergestellt. Neuerdings wird besonders Pixavon „hell" (farblos) vorgezogen, bei dem durch ein besonderes Verfahren dem Teer auch der dunkle Farbstoff entzogen ist. Die spezifische Teerwirkung ist bei beiden Präparaten, hell sowohl wie dunkel, die gleiche.



Die Töchter des Erfinders!

Eine Erfrischung der Kopfhaut

leistet auf Reisen oft ganz wunderbare Dienste gegen nervöse Abspannung, Kopfschmerzen und Uebermüdung. Nimmt man diese Erfrischung durch eine Einreibung mit dem echten

PERU-TANNIN-WASSER

vor, so erreicht man zugleich eine leichte, gründliche und angenehme Säuberung der Kopfhaut von Schuppen und Staub und eine außerordentlich kräftigende Einwirkung auf den Haarwuchs. Diese letztere Wirkung wird erreicht durch bessere Zirkulation des Blutes in der Kopfhaut und durch eine zweckmässige Regelung des Fettgehalts der Haare. — Für übermäßig fettiges Haar verwende man fettfreies PERU-TANNIN-WASSER. Für trokkenes, sprödes Haar benutzt man das fetthaltige PERU-TANNIN-WASSER. Hat das Haar normalen Fettgehalt, so benutzt man beide Sorten nach Bedarf abwechselnd. — Das echte PERU-TANNIN-WASSER trägt die Schutzmarke „Die Töchter des Erfinders". Zu haben in allen Friseur-, Drogen-, Parfümeriegeschäften u. Apotheken in Flaschen zu M. 2.—, M. 3.75, M. 5.— und M. 9.—.

Alleinige Fabrikanten:

E. A. Uhlmann & Co., Reichenbach i. V.



Im Express zum Millionär

gelangen Sie bei Lösung eins der 111 Erfinderprobleme Näh. durch **Westf. Industrie-Bank, Gelsenkirchen O.**



In Millionen

von Paketen wird jährlich ohne marktschreierische Reklame das bekannte Kopfwaschpulver **„Shampoon mit dem schwarzen Kopf"** nach allen Teilen der Welt versandt, wohl der beste Beweis für die zahlreichen Vorzüge dieses ausserordentlich beliebten Haarpflegemittels. **„Shampoon mit dem schwarzen Kopf"** macht das Haar schuppenfrei, voll und glänzend, beseitigt übermässige Fettbildung der Haare, reinigt die Kopfhaut, erfrischt die Nerven und gibt spärlichem Haar ein volles Aussehen.

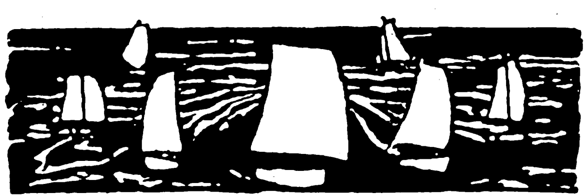
Man verlange beim Einkauf ausdrücklich „Shampoon mit dem schwarzen Kopf", u. weise alle Fabrikate **ohne diese Schutzmarke** energisch zurück. Ein Paket mit Veilchengeruch kostet 30 Cts. In allen einschlägigen Geschäften käuflich. — Alleinig. Fabrik. **Hans Schwarzkopf, Berlin N 37.**

General-Vertretung für die Schweiz: **Nadolny & Co., Basel.**

DIE·WOCHE

Nummer 21. Berlin, den 21. Mai 1910. 12. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 21.



Die sieben Tage der Woche.

12. Mai.

Theodor Roosevelt hält in der Berliner Universität seine Vorlesung über die Weltkulturbewegung und wird zum Ehrendoktor ernannt (Abb. S. 861).

Die erste Minensuchdivision der deutschen Marine, die auf Schilligreede Sprengübungen vornimmt, wird von einem schweren Unglücksfall heimgesucht. Im Mannschaftsraum des Torpedoboots „S 33" findet eine Explosion einer Sprengpatrone statt. Fünf Mann werden getötet.

Petitionen von Lehrervereinen fordern, daß die Lehrer unter die „Kulturträger" der Wahlrechtsvorlage aufgenommen werden.

In einer Kohlengrube bei Whitehaven in England findet eine Explosion statt. Von 134 Mann, die sich in der Grube befanden, werden nur vier gerettet (Abb. S. 864).

13. Mai.

Der sächsische Landtag wird von König Friedrich August mit einer Thronrede geschlossen.

Die Berliner Charité begeht die Feier ihres zweihundertjährigen Bestehens durch einen Festakt.

In Lübeck beginnt die Tagung des Deutschen Bühnenvereins.

Im Storthing wird mit sämtlichen Stimmen gegen zehn das Stimmrecht der Frauen zu den Kommunalwahlen angenommen.

14. Mai.

Auf dem Flugplatz Johannisthal bei Berlin stürzen vier Aviatiker ab; Kapitän Engelhardt wird leicht verletzt.

Expräsident Roosevelt besucht das Roosevelt-Zimmer in der Alten Bauakademie.

Die Jacht „Amphitrite", mit dem König von Griechenland an Bord, befindet sich infolge Verlustes der Schraube unbeweglich in den Gewässern bei Vallona. Ein deutscher Dampfer und ein Geschwader von Torpedobooten gehen zur Hilfeleistung ab.

Die Dumakommission nimmt den Gesetzentwurf betreffend Finnland mit einigen Abschwächungen an.

15. Mai.

Expräsident Roosevelt verläßt mit seiner Familie Berlin und begibt sich nach London.

Amerika unterbreitet England den formellen Vorschlag, sobald wie möglich Unterhandlungen über einen Handelsvertrag zwischen den Vereinigten Staaten und Kanada einzuleiten.

16. Mai.

Generaloberst Freiherr von der Goltz, der Bevollmächtigte des Kaisers für die Zentenarfeier Argentiniens, wird in Buenos Aires mit großen Ehren empfangen. — Ueber ganz Argentinien wird der Belagerungzustand verhängt, da die Anarchisten einen Generalstreik planen.

In Straßburg tritt der diesjährige Deutsche Lehrertag zusammen.

Durch starken Gewitterregen wird der Bahndamm bei Station Eichkamp im Grunewald unterwaschen, so daß große Verkehrsstörungen eintreten.

17. Mai.

Der Deutsche Kaiser reist von Potsdam zu den Beisetzungsfeierlichkeiten nach London ab.

An der in der Westminsterhalle aufgebahrten Leiche König Eduards defilieren viele Tausende.

In Chemnitz wird der 21. evangelisch-soziale Kongreß eröffnet.

18. Mai.

Professor Franz Skarbina, der bekannte Maler, stirbt in Berlin im 61. Lebensjahr (Portr. S. 860).

◻ ◻ ◻

Zur Frage der Mädchenmittelschulen.

Von Direktor Dr. Gruber, Berlin-Wilmersdorf.

Wenn in letzter Zeit mehr denn je auch im Schoß der Gemeindekörperschaften die Mädchenmittelschule zum Gegenstand eingehender Behandlung gemacht worden ist, so beruht dies nicht zum wenigsten auf Erfahrungen, die bereits jetzt schon die Neuordnung des höheren Mädchenschulwesens gezeitigt hat. Nicht unbeteiligt sind allerdings auch die von dem Herrn Minister erlassenen Bestimmungen über die Neuordnung des Mittelschulwesens in Preußen vom 3. Februar 1910.

Es ist keine Frage, daß die Volksschule auch in ihren entwickeltsten Gestaltungen nicht in der Lage ist, dem wachsenden Bedürfnis nach einer geeigneten Vorbereitung auf mancherlei mittlere Stellungen im Verwaltungsdienst des Staates und der Gemeinde wie größerer Industrie- und Handelsgeschäfte zu entsprechen. Auch die höhere Schule, deren Ziele nach der wissenschaftlichen Seite liegen, ist dazu nicht imstande. Schon aus diesen Verhältnissen rechtfertigt sich ganz von selbst die Notwendigkeit einer Schuleinrichtung, die zwischen der Volks- und höheren Schule steht, gleichzeitig aber die Kinder in ihrem Lebenskreis heimisch macht und sie befähigt, sich in ihrem späteren Lebensberuf zurechtzufinden. Eine solche Schuleinrichtung wurde bereits im Jahr 1872 unter dem Minister Falk als „Mittelschule" ins Leben gerufen. Wenn nun diese Mittelschule, wie es in der Tat der Fall ist, heute nicht mehr den Anforderungen genügt, so ist dies der Entwicklung auf den Gebieten des Handwerks, des Kunstgewerbes, des Handels und der Industrie zuzuschreiben. Auch die

einklassige Volksschule der „Regulative“ wich der mehrklassigen der „Allgemeinen Bestimmungen“, und die neunklassige Höhere Mädchenschule, die noch im Jahr 1894 als Normalschule hingestellt wurde, mußte der zehnklassigen weichen. Aus der sechsklassigen Mittelschule der siebziger Jahre aber ist heute die neunklassige geworden.

Nur die Schule hat eine Existenzberechtigung, die ihren Zöglingen eine relativ abgeschlossene Bildung gewährt. Diese Aufgabe erfüllen die bestehenden Schulen ihrer jeweiligen Bestimmung gemäß. Während aber früher die Höhere Mädchenschule die Schülerinnen nach erfolgreichem neunjährigem Besuch entließ, ist gleichsam stillschweigend, jedenfalls ohne ausdrückliche Zustimmung der Eltern, ein zehntes Jahr hinzugetreten, so daß hinfort das junge Mädchen etwa bis zum siebzehnten Jahr die Schule besuchen muß, ehe es, mit einer entsprechenden Bildung versehen, für reif erklärt, d. h., ehe ihm amtlich der erfolgreiche Besuch der Anstalt bescheinigt werden kann. Diese Tatsache bedingt sicherlich das Vorhandensein einer Anstalt, die hinsichtlich der Ausdehnung des Schulbesuchs geringere Anforderungen stellt, die aber anderseits auch das Hauptziel nicht außer acht läßt, der weiblichen Jugend eine abgeschlossene Bildung zu gewähren. Die neuen Lehrpläne für die Höheren Mädchenschulen stellen aber ferner in einigen Fächern, besonders in der Mathematik, Anforderungen, denen sicherlich bei weitem nicht alle Schülerinnen gerecht werden können, und schon jetzt läßt sich aus den Leistungen einer verhältnismäßig nicht geringen Zahl von Schülerinnen der Mittelklassen darauf schließen, daß sie auf den Besuch der oberen oder doch der obersten Klassen werden verzichten müssen und somit zum Abgang gezwungen sind, ohne das „Abschlußzeugnis“ erlangt zu haben. Was dann? Nicht mehr vereinzelt wird der Fall eintreten, daß Schülerinnen vorzeitig, womöglich schon vor der Einsegnung, abgehen, um der Gefahr des Sitzenbleibens, das dem weiblichen Geschlecht in höherem Maß als dem männlichen als entwürdigend erscheint, zu entrinnen. Dann aber haben sie nicht einmal den Umfang an Bildung erlangt, den etwa eine gute Volksschülerin nach dem Besuch der ersten Klasse besitzt.

Der Mittelschule ist es nun vorbehalten, jene Nachteile, die unserer heranwachsenden weiblichen Jugend drohen, um ein beträchtliches zu mindern; denn sie gewährt in wesentlich kürzerer Zeit als die Höhere Mädchenschule eine Bildung, die als wertvolle Grundlage für die spätere Tätigkeit des weiblichen Geschlechts im Hause und in zahlreichen praktischen Frauenberufen angesehen werden kann. Dadurch erscheint sie wohl geeignet, den wirklichen Bedürfnissen des eigentlichen Mittelstandes zu dienen und die Interessen der Eltern zu vertreten, die ihre Töchter nicht bis zum siebzehnten Lebensjahr in die Schule schicken wollen, sondern sie mit der Einsegnung, etwa mit fünfzehn Jahren, aus der Schule herauszunehmen gedenken. Auch die Höhe des Schulgeldes kommt dabei wesentlich in Betracht. Da die Ausgaben für Lehrergehälter bei der Mittelschule wesentlich geringer sind als bei der Höheren Mädchenschule, die zum Teil akademisch gebildete und in bestimmtem Prozentsatz auch männliche Lehrkräfte heranzuziehen hat, so wird sich auch ein Schulgeldsatz rechtfertigen, der etwa die Hälfte desjenigen beträgt, der für den Besuch der höheren Lehranstalt bestimmt ist.

Aber auch den befähigten Volksschülerinnen ebnet die Mittelschule insofern den Weg zur Erreichung einer höheren Bildung, als sie jene ohne Prüfung versuchsweise in die Mittelstufe aufnimmt, wenn sie nach dem Urteil ihrer Lehrer das Lehrziel der Unterstufe einer Mittelschule gut erreicht haben. In der untersten Klasse der Mittelstufe wird sich dann geeignete Gelegenheit bieten, die Verschiedenheiten in der Vorbereitung der Schülerinnen auszugleichen; deshalb haben auch Lehr- und Stundenplan in dieser Klasse darauf Rücksicht zu nehmen. Unter Umständen wird es sich auch für eine Gemeinde empfehlen, eine Mittelschule zu gründen, die nur die mittleren und oberen Klassen besitzt, eine Einrichtung, die unbedenklich die Genehmigung der vorgesetzten Behörde findet. Und wenn nun auch die Mittelschuleinrichtungen eine grundsätzliche Trennung der Knaben und Mädchen vorsehen, so ist die Aufsichtsbehörde sogar bereit, die Vereinigung von Knaben und Mädchen im Unterricht zu genehmigen, falls die erforderliche Zahl von Schülern oder Schülerinnen nicht vorhanden ist, um nach Geschlechtern getrennte Mittelschulen zu bilden. Aber auch an Mittelschulen, in denen die Geschlechter grundsätzlich getrennt sind, dürfen in einzelnen Klassen Knaben und Mädchen gemeinsam unterrichtet werden, wenn die Zahl der Schüler oder Schülerinnen einzelner Jahrgänge zur Bildung getrennter Knaben- oder Mädchenklassen nicht ausreicht. Selbst die Einrichtung von Mittelschulen mit nur drei Klassen, deren jede zwei Schuljahrgänge vereinigt, wird bei geringer Schülerzahl als erlaubt angesehen werden können. —

Im Mittelpunkt steht der Unterricht in der deutschen Sprache; jedoch soll auch fünf Jahre hindurch verbindlich Unterricht in *einer* fremden Sprache erteilt und unverbindlich guten Schülerinnen mit Genehmigung der Aufsichtsbehörde vom siebenten Schuljahr an Unterweisung in einer zweiten fremden Sprache geboten werden. Es wird in dem fremdsprachlichen Unterricht im besonderen darauf ankommen, die Schülerinnen so zu fördern, daß sie imstande sind, gesprochenes Englisch oder Französisch richtig aufzufassen, leichtere Schriftwerke dieser Sprachen zu lesen und einige Gewandtheit im mündlichen und schriftlichen Ausdruck zu erlangen. Sicherheit begrenzter grammatischer Kenntnisse ist Voraussetzung. Der Rechenunterricht wird eine seiner praktischen Bedeutung entsprechende hervorragende Stellung im Lehrplan der Mittelschule einnehmen und u. a. auch die Kenntnis des Kaufmännischen Rechnens und der einfachen Buchführung vermitteln. Aber auch der Unterricht in der Geschichte, der sozialpolitische und wirtschaftliche Belehrungen nicht außer acht lassen soll, in der Erdkunde und in den naturwissenschaftlichen Fächern — mit Haushaltungskunde und Gartenarbeit — soll den Bedürfnissen des praktischen Lebens nach Möglichkeit Rechnung tragen. Dabei ist ausdrücklich freigestellt, den Stundenplan der Oberstufe unter Innehaltung der Gesamtstundenzahl (32) mit Rücksicht auf den späteren kaufmännischen oder gewerblichen Beruf zu verändern. Daß sich auch der Lehr- und Stundenplan der Mittelschule, die dem Zweck dient, für höhere Schulen vorzubereiten, an die Pläne der letzteren anlehnt, ist von nicht geringer Bedeutung; denn auf diese Weise werden die Eltern eher in der Lage sein, sich über die Fähigkeiten ihrer Kinder zu vergewissern und die Entscheidung über die Möglichkeit, sie später höhere Lehranstalten besuchen zu lassen, um ein beträchtliches hinauszuschieben.

Wie sich aus der Statistik einer bekannten Mädchenmittelschule ergibt, wandten sich die Schülerinnen dieser



Anstalt später u. a. folgenden Berufen zu: wissenschaftliche Lehrerin — und zwar nach Besuch der Höheren Mädchenschule (was jetzt für den Beruf der Volksschullehrerin nicht mehr Voraussetzung ist) — technische Lehrerin, Kindergärtnerin, Beamtin im öffentlichen Verwaltungsdienst (Landesversicherungsanstalt, Gemeindeverwalung, Post, Telegraphie, Fernsprechamt), Verkäuferin, Bankbeamtin, Kassiererin, Korrespondentin, Musik und Kunstgewerbe. Durch die neuesten Bestimmungen des Herrn Ministers der geistlichen Angelegenheiten, die im Einvernehmen mit dem Minister für Handel und Gewerbe über die Prüfung der Lehrerinnen der weiblichen Handarbeiten und der Hauswirtschaftskunde am 18. Mai 1908 gegeben sind, wird das Reifezeugnis der Mädchenmittelschule ausdrücklich als genügender Ausweis für die geforderte Allgemeinbildung der Handarbeits- und Hauswirtschaftslehrerinnen angesehen, und auch für die Turnlehrerinnenprüfung wird das nämliche Zeugnis gefordert.

Daß sich namentlich die mit den Lehrerinnenbildungsanstalten verbundenen Uebungschulen, die meist den Charakter von Volksschulen tragen, zweckmäßig zu Mädchenmittelschulen umgestalten lassen, bedarf keines Beweises. Diese Umgestaltung ist aber auch deshalb von Vorteil, weil dadurch die Möglichkeit gegeben ist, den angehenden Lehrerinnen Gelegenheit zum Unterricht in den fremden Sprachen in der Uebungsschule selbst zu geben, während sie bisher darin auf die Höhere Mädchenschule beschränkt waren. Eine Ausnahme bildeten davon nur die wenigen Uebungsschulen, in denen sogenannter wahlfreier Unterricht im Französischen erteilt wurde. Daß auch die Mittelschule für Knaben in ähnlicher Weise wie die Mädchenmittelschule Aufnahme finden werde, wird davon abhängen, ob ihr besondere Berechtigungen in Zukunft zuerkannt werden können. Bisher war es nicht der Fall; deshalb schritt man auch in den letzten Jahren eher zum Abbau als zum Aufbau von Knabenmittelschulen.

Patinierung der Bronzen in alter und neuer Zeit.

Von Wirkl. Geh. Reg.-Rat Dr. Wilhelm Bode, Generaldirektor der Kgl. Museen.

Kaum irgendeine Gattung von älteren Kunstwerken ist heute so gesucht, wird mit so außerordentlichen Preisen bezahlt wie die Bronzen. Große Bronzen kommen dabei kaum noch in Betracht, da sie so gut wie ganz aus dem Handel verschwunden sind; aber die Kleinbronzen eines Riccio, Bertoldo, Pallaiuolo usf. werden, wenn sie noch auf den Markt kommen, mit Hunderttausenden bezahlt, obgleich sie nur spannegroß und regelmäßig nur in der Werkstatt, nicht vom Meister selbst, ausgeführt sind. Ein Hauptfaktor bei der Preisbestimmung dieser Kleinbronzen ist ihre „Patina", der Edelrost der Bronzen: ihre schöne Färbung und ihr Glanz. Die ägyptischen Bronzen haben eine köstliche blaue Farbe, die nordischen Fibeln und andere Bronzegeräte der vorhistorischen Zeit wie die griechischen und etruskischen Bronzen sind ausgezeichnet durch eine wundervolle Glätte und bläulichgrüne Farbe, die Bronzen der Renaissance werden wegen ihrer tiefen, bald schwärzlichen, bald bräunlichen Patina hoch geschätzt, und die altchinesischen Bronzen haben durch ihren vielfarbigen Edelrost einen ganz einzigartigen malerischen Reiz. Selbst die großen Bronzemonumente: der Colleoni in Venedig, der Gattamelata in Padua, unser Großer Kurfürst u. a. m. sind durch ihre bald schwärzliche, bald grünliche Patina von außerordentlicher Wirkung.

Wenn wir daneben unsere modernen Bronzen betrachten, so fällt uns sofort die Einförmigkeit und Häßlichkeit ihrer Färbung auf: die eigentliche Patina fehlt ihnen regelmäßig. Im günstigsten Fall ist ihre Färbung stumpf und tot wie an unsern Berliner Denkmälern von Rauch und seinen Zeitgenossen, gelegentlich sind sie aber in voller Auflösung begriffen, wie z. B. das Gambettamonument im Garten des Louvre. Auch die edle Amazone von Tuaillon an unserer Nationalgalerie weist schon bedenkliche Zeichen der Veränderung auf. Fast am ungünstigsten wirken unsere Bronzen, wenn von Staats oder Stadt wegen für die „Instandhaltung" der Patina gesorgt wird. Dann werden sie nämlich, wie bei uns in Berlin, alljährlich ein- oder zweimal „gereinigt", d. h. gewaschen und darauf mit Fett oder dergleichen eingerieben. Sie sehen dann aus wie frischgewichste Eisenöfen! Wie auch moderne Bronzen Patina erhalten können, und wie schön diese wirkt, das sehen wir hier am Neptunsbrunnen von R. Begas auf dem Schloßplatz; während der Neptun von eintönig grauer, schmutziger Färbung ist, sind die Gestalten der Nymphen unten auf dem Rand von prächtig leuchtender braungrüner Patina, nur ihre Füße sind unangenehm hellmessingfarben. Das hat einen sehr einfachen Grund. Soweit die auf dem Brunnenrand spielenden Kinder alltäglich vom Morgen bis zum Abend mit ihren Händen die Figuren betasten, haben diese schöne Patina angenommen, an den Füßen wird sie weggetreten, so daß die Naturfarbe der Bronze zutage tritt, während der Neptun obenauf über seiner schlechten künstlichen Patina mit einer Kruste von Schmutz bedeckt ist, die sich schon in die Oberfläche der Bronze eingefressen hat. Unsere Künstler, voran gerade Begas, haben diese unangenehme Wirkung der modernen Bronzen sehr wohl empfunden und sie zu beseitigen gesucht, R. Begas zum Beispiel, indem er den Figuren auf der Friedrichsbrücke und am Kaiser-Wilhelm-Denkmal durch Salmiak und dergleichen eine grüne Patina gab, wie sie das Kupfer im Freien annimmt. Aber schon nach wenigen Monaten begann diese künstliche Patina den Einflüssen der Witterung zu weichen, durch den ablaufenden Regen bildeten sich Rillen in der grünen Farbe, so daß die Beine der Figuren wie gestreifte Landsknechtshosen aussahen; schließlich wurde sie durch das Wetter ganz abgewaschen, und jetzt werden sie durch die städtische Kunstkommission alljährlich neu „patiniert". Wie dies geschieht, davon überzeugte ich mich gelegentlich am Kaiser-Friedrich-Denkmal vor unserm Museum. Auf einem Gerüst machte sich ein Maler am Pferd zu tun; neben ihm standen verschiedene Töpfe. Auf meine Frage, was er da tue, antwortete er, er müsse die „Patina ausmalen, wo sie abgegangen sei"! Nun, die städtische Kunstkommission könnte leichter und billiger zum Ziel



kommen, wenn sie weniger malen ließe und nur die Natur in der Bildung der Patina unterstützen wollte.

Daß die alten Bronzen so herrliche Patina haben, die modernen (japanische Kleinbronzen ausgenommen) überhaupt keine Patina bekommen, hat zunächst seinen Grund in der verschiedenen Legierung der alten und neuen Bronzen. Wenn letztere in der freien Luft schließlich ganz zerfressen werden, wie z. B. das Gambettamonument, so kann dies nur in dem schlechten Material liegen; zum Kupfer muß statt Zinn viel Zink, Blei u. dergl. genommen sein, und die Mischung muß eine falsche sein. Aber auch bei alten Bronzen mit vorzüglicher Patina finden wir Zusätze von Blei, Zink und anderen billigen Stoffen, nur nicht in den Mengen wie in manchen modernen Bronzen. Die Bildung guter Naturpatina hat noch andere Bedingungen. Vor allem darf die Bronze nicht eine künstliche Patina erhalten, die die Einwirkung der Luft auf die Oberfläche der Bronze, durch die Naturpatina entsteht, verhindert. Dies ist aber heutzutage leider regelmäßig der Fall. Da die Bronze an der Luft, wenn sie eben aus dem Guß kommt, erst nach Monaten oder selbst nach Jahren und auch dann nur unter günstigen Bedingungen eine angenehme Patina annimmt, so hat man nicht erst neuerdings, sondern schon in alter Zeit den Bronzemonumenten eine künstliche Patina gegeben. Aber während man diese heute chemisch behandelt, gab man den Bronzen früher einen Ueberzug von Erdpech oder Lack, der unter dem Einfluß der Luft und namentlich durch häufige Berührung abgeht und allmählich einer Naturpatina Platz macht, während die moderne chemische Patinierung die Bildung dieser Naturpatina verhindert und selbst unter der Einwirkung von Staub, Rauch und Feuchtigkeit in kurzer Zeit verdirbt, d. h. stumpf und schwarz wird. Die Erkenntnis dieser Tatsache hat in neuster Zeit hier und da zu einer Aufstellung der Bronzen im Freien ohne künstliche Patinierung geführt. Dann hat man aber regelmäßig doch einen Schellacküberzug darüber gemacht, weil man ihn zur Konservierung der Bronze für notwendig hielt. Dieser ist aber für die Bildung der Naturpatina ebenso schädlich wie die künstliche chemische Patinierung, denn der Schellack schließt die Bronze luftdicht ab und nimmt, obgleich anfangs farblos, mit der Zeit eine stumpfe braune Farbe an, die dem Monument den Bronzecharakter nimmt.

Notwendig zur Bildung einer guten Patina ist auch die Ziselierung des Gusses. Läßt man, wie es jetzt meist bei großen Bronzefiguren geschieht, die Gußhaut darauf oder reibt diese nur flüchtig mit Stahlbürsten ab, so kann sich eine gute, glänzende Patina nicht bilden, da diese eine glatte Oberfläche zur Voraussetzung hat. Es ist eine törichte Sparsamkeit, wenn man die allerdings mühsame und kostspielige Ziselierung unterläßt, da ohne sie die schöne Wirkung der Bronze nicht erzielt werden kann.

Zahlreiche Versuche, die wir — rein praktisch, ohne besondere chemische Kenntnisse — seit Jahren mit der Reinigung alter wie neuer Bronzen und ihrer Patinierung gemacht haben, haben günstige Resultate auf einfachstem Weg erzielt. Bei den alten, durch starke Grünspanbildung beschädigten Bronzen haben wir diese zunächst möglichst beseitigt und haben von den modernen Bronzen die künstliche Patina, vor allem auch die Schellackschicht (die sich nach Behandlung mit Salmiak wie eine Haut abziehen läßt) abgenommen; dann haben wir sie der freien Luft ausgesetzt. Regen wie Schnee kann die Bronze vertragen, ja beide fördern die Patinierung, was sonderbarerweise gerade von Bronzegießern geleugnet wird. Die Geißlinger Gießerei warnte ausdrücklich davor, einen galvanischen, nicht patinierten Bronzeguß, den sie geliefert hatte, irgendwie naß zu machen; wir stellten ihn trotzdem sofort ins Freie, und nach ein paar Monaten hatte er die schönste dunkle Patina. Freilich nach dem ersten Regen erscheint die Bronze fleckig, es bildet sich gelegentlich auch Grünspan, der aber durch Abreiben leicht beseitigt wird, und mit der Zeit wird die Färbung eine gleichmäßige. Das einzige, worauf man zu achten hat, ist, daß von der Bronze zunächst ihre künstliche Patina abgenommen wird, daß sie an möglichst staubfreiem Ort ausgestellt und oft genug mit weichen Lappen abgerieben wird, damit Staub, Ruß u. dgl. rechtzeitig entfernt werden und die Bildung von Grünspan verhindert wird. Bei Medaillen, Plaketten und anderen Kleinbronzen ist dies ein leichtes; bei der nötigen Uebung an solchen Stücken wird man aber auch bei größeren Bronzen die gleichen guten Resultate erzielen.

Für unsere öffentlichen Monumente würde also darauf zu achten sein, daß eine gute Legierung beim Guß gemacht wird, daß die Bronze nach dem Guß ziseliert wird, daß sie dann — ohne jede künstliche Patinierung — auf einige Monate oder mindestens doch auf einige Wochen der freien Luft ausgesetzt, alle Woche ein- oder zweimal gründlich abgespritzt und gut abgerieben wird, ehe sie zur Aufstellung kommt. Nach ihrer Aufstellung wird dann eine solche Reinigung alle paar Monate genügen, um ein günstiges Fortschreiten in der Patinabildung und später die Erhaltung der guten Patina zu bewirken. Unsere städtische Kunstkommission könnte sich viel Mühe und selbst Kosten ersparen, wenn sie — natürlich unter Aufsicht eines geeigneten Künstlers — in solcher Weise für die öffentlichen Monumente sorgte und diese nicht durch künstliche Patinierung und Anstreichen reizlos machen oder gar verderben würde.

Daß eine künstliche Patinierung durch chemische Mittel, wie sie jetzt regelmäßig hergestellt wird, nicht unter allen Umständen ungünstig ausfallen muß, ist freilich richtig, denn auch die Patinierung in der freien Luft ist ja ein chemischer Prozeß. Auch beweisen die sehr delikaten und mannigfaltigen Färbungen und der feine Glanz, den die Japaner noch heute ihren Bronzen geben können, daß man durch die richtigen Mittel auch richtige Wirkungen, ähnlich denen, wie sie die Natur hervorbringt, erzeugen und die Wirkung der natürlichen Patina dadurch selbst noch steigern und in pikanter Weise variieren kann. Aber diese Mittel, die als Geheimnis der japanischen Künstler seit Jahrhunderten bewahrt werden, sind bei uns bisher nicht bekannt oder werden nicht benutzt; wie bei den meisten unserer Kunstmittel, namentlich bei der Farbe, verlassen wir uns dafür auf die Chemiker und Fabrikanten, die Ausführung wird meist nicht überwacht und erfolgt ohne genügende Sorgfalt und Erfahrung, dazu mit Rücksicht auf Billigkeit und rasche Fertigstellung. Freilich ist es langwieriger, aber dafür um so viel sicherer, die Patinierung der Natur anzuvertrauen und nur zu überwachen. Es ist wahrlich an der Zeit, der Frage der Patinierung unserer Bronzestatuen und Bronzedenkmäler, für die allein in Berlin viele Millionen ausgegeben sind, ernstliches Interesse zuzuwenden, da diese Monumente der großen

Mehrzahl nach jetzt, auch wo sie künstlerisch bedeutend sind, als öde, tote Massen wirken oder, wo man sie „reinigt", wie gewichste Stiefel aussehen. Man lasse zunächst die Natur das schaffen, was wir selbst auf künstlichem Weg noch nicht zu erzielen wissen. Inzwischen mögen unsere Künstler Versuche machen, wie durch einfache Mittel auf künstlichem Weg rasch und sicher eine schöne, wetterbeständige Patina herzustellen ist, die im Freien nicht nur aushält, sondern sich womöglich noch steigert. Sie werden dabei vor allem von den Ostasiaten lernen können, von den Japanern, die durch Legierung, durch Zusätze von Silber, Gold, Blei usw. und durch Beizen mit Pflanzensäften dem Metall die mannigfachsten, feinsten Farben und der Bronze den schönsten Glanz zu geben wissen. In anderer Weise können wir von den Chinesen lernen, die es verstanden haben und vielleicht noch verstehen, an ihren herrlichen alten, durch viele Jahrhunderte in der Erde verborgenen Bronzevasen die grünen und bläulichen Töne des darauf gewachsenen Grünspans, das Gelb und Rot des darunter gebildeten Kupferoxyds, ja gelegentlich selbst Körner der daranhaftenden Erde auf der Bronze zu fixieren, ihnen eine leuchtende Wirkung zu geben und dadurch diesen Bronzen jene einzigartige malerische Erscheinung zu verleihen, die sie mit Recht auch außerhalb ihrer Heimat zu den gesuchtesten Werken der Bronzekunst macht. Für die Verbesserung unserer modernen Bronzen, namentlich für die Frage der Legierung und Patinierung, kann uns auch das Studium der älteren europäischen Bronzen, vor allem der altgriechischen und ägyptischen wie unserer heimischen nordischen Bronzen, von wesentlichem Nutzen sein. Ihre Mischung ist ja vielfach gründlich untersucht; aber wodurch sie ihre verschiedenartige, meist ganz herrliche Patina bekommen haben, wie weit diese durch ihre Legierung oder die Behandlung und wie weit sie durch die Erde, in der sie geborgen waren, hervorgebracht ist, für diese maßgebenden, äußerst schwierigen Fragen ist die Lösung noch kaum vorbereitet worden. Und doch hängt von ihrer Beantwortung auch die Besserung unserer modernen Bronzetechnik wesentlich mit ab. Diese und ähnliche, die Kunst angehende technische Fragen hat man bisher zu einseitig den Chemikern und Fabrikanten überlassen; gewiß ist sie nicht ohne sie zu lösen, aber die Künstler müssen dabei hervorragend mitarbeiten, wie sie es in guter alter Zeit getan haben, wo sie die alten Traditionen wahrten und daraus selbständig auf neue Mittel kamen, durch die sie die Entwicklung der Kunst fördern halfen.

Der Mann mit den sieben Bräuten.

Plauderei von Peter Fernau.

Vor einiger Zeit fand vor dem Leipziger Landgericht eine Verhandlung statt gegen einen dreißigjährigen früheren Eisenbahngehilfen, einen Dresdner, der mehr als siebzig Mädchen und Frauen umworben und beschwindelt hatte. Wenn der Harmlose von solchen Schwindeleien großen Stils liest, so fragt er sich staunend, wie nur so etwas möglich sei, und erblickt darin ein Zeichen modernen Verfalls; der Eingeweihte aber, besonders der Kriminalist, denkt ganz ruhig: „also schon wieder mal einer!" — Denn derartige Fälle gehören keineswegs zu den Seltenheiten. Erst vor etwa einem guten Monat faßten sie in Paris einen großen politischen Hochstapler ab, der allerlei Unterschlagungen auf dem Kerbholz hatte; und als sie den Spuren seiner Verbrechen nachgingen, und als sie nachspürten, wo dies oder jenes Papier oder diese oder jene Summe sich jetzt befände, da stellte es sich heraus, daß der Gefühlvolle alles Belastende der zärtlichen Obhut dieser oder jener Geliebten anvertraut hatte. Nicht nur in seiner Tasche, auch in seinem Herzen war Raum gewesen, und entsetzt stand man vor der Aussicht, daß es bei weiteren solchen Entwicklungen später kaum noch heißen könnte: „cherchez la femme!" sondern besser: „cherchez les femmes!" —

Dichter der guten alten Zeit, wie Heinrich Seidel und Hans Hoffmann, schilderten zu allgemeiner Rührung gern und häufig den „ewigen Bräutigam"; etwa einen romantisch verlobten Kandidaten, der mindestens sieben Jahre lang auf die Anstellung warten muß, oder einen ähnlichen Unglücksraben. — Soll wirklich jetzt — wie es aus mancherlei Berichten der Zeitungen scheint — diese liebenswürdige Gestalt vom Erdboden verschwinden? Soll sie Platz machen der frechen, zügellosen, modernen Smartneß? Soll an die Stelle der siebenjährigen Treue die siebenfache Untreue treten?

Es ist leider wahr: nur gar zu oft treiben jetzt Heiratsschwindler ihr Wesen und machen durch ihre hochstaplerischen Versprechungen viele Familien unglücklich. Der Klageschrei der Enttäuschten dringt nicht in die Oeffentlichkeit; schamhafte Vornehmheit gebietet da stolzes Verschweigen und Vergessen, wenn der Schwindler erst glücklich entlarvt ist. Und ganz so toll wie in früheren Zeiten geht diese Betörung auch nicht immer mehr vonstatten, denn die Gegenden sind sich durch die Bahn näher gerückt, es gibt kaum noch Entfernungen, und vernünftige Brüder und Väter wissen, daß man täglich sich über romantische Fremdlinge, die da wie der fliegende Holländer plötzlich eindringen, gewissenhafte Aufschlüsse auf kaltgeschäftlichem Weg holen kann.

Es ist ja recht ehrenvoll für die Frauen, daß ihnen auf dem Gebiet des Heiratschwindels die Männer so sehr überlegen sind; es kommt tatsächlich auf etwa fünfzig derartige Betrüger höchstens eine Betrügerin; aber wie fabelhaft leicht die allzu leichtgläubigen Frauen und Mädchen solchen Verbrechern ihr Spiel oft machen, das ist wirklich unglaublich.

Es sei gestattet, ein paar charakteristische Fälle anzuführen.

Ein Mensch lernt in Berlin ein junges Mädchen aus geachteter Familie kennen und stellt sich vor als ein Dr. Kramer, der Oberlehrer am Dorotheenstädtischen Gymnasium sei. Keinem Mitglied der Familie fällt es ein, in der Schule nachzufragen; ein Zufall will es, daß plötzlich herauskommt, daß an dieser Anstalt ein so benannter Gelehrter gar nicht wirkt; trotzdem bleibt das Mädchen im Bann des Hochstaplers, glaubt ihm neue Lügen, stattet ihn mit Geldmitteln aus, hofft in sinnloser Weise auf eine dennoch erfolgende Vermählung und glückliche Ehe, wird ins Gerede der Leute



gebracht und fällt wie aus allen Wolken, als es ihr endlich sonnenklar gemacht wird, daß sie einem Betrüger zum Opfer fiel.

Gewöhnlich ist aber der anständige Gehrock des Beamten oder Akademikers diesen Gesellen viel zu schlicht. Sie lieben die romantische Pose und den romantischen Namen und Titel. Unter wieviel Masken und Hüllen kann man sie allein in Berlin antreffen!

Da lernt einer, der in Wirklichkeit ein Gärtnersbursche ist, ein Mädchen kennen und gibt sich als den Privatförster des Kronprinzen aus; er erbittet und erhält, nachdem die schönen Verlobungskarten längst verschickt sind, einige hundert Mark, die er „nötig braucht", um eine Summe abheben zu können, die ihm wegen einer Lebensrettung zugleich mit dem „Bismarckorden (!)" verliehen ist. Natürlich: den Hochstapler sah man erst wieder, als die Polizei ihn ausfindig gemacht hatte, und die vorgestreckten Gelder sah man niemals wieder.

Häufig tut sich auch die Spitzbübin mit dem Spitzbuben zusammen, denn zwei können immer mehr zusammenlügen als einer. So wirkte in edler Kompagnie vor zwei Jahren in Paris eine Frau König mit einem Paul Desly zusammen. Paul Desly klingt ja schon ganz nett, aber er hielt es für romantischer, wenn er sich „Baron Fly de Méry" nannte, während sie vorgab, dramatische Künstlerin zu sein und „Madame de Maisonseule" zu heißen. Mit richtigem Verständnis hatte sie erkannt, daß der moderne Salon, wo man die Namen der Vorgestellten oft kaum versteht, der bequemste Boden für ihr Treiben war, und so eröffnete sie denn einen Salon, in den sie Damen lud, die sie auf Wohltätigkeitsfesten kennen gelernt hatte. Auf den Fünfuhrempfängen war natürlich jedesmal der junge, elegante, melancholische Baron zugegen, der dann das Weitere besorgte. Solche Leute sind fast immer „melancholisch", weil die Frauen, die so gern trösten und retten wollen, darauf am ehesten hineinfallen. Zahllose Damen der angesehensten Pariser Kreise sollen sich im Verlauf eines Jahres mit dem Lümmel verlobt haben; allen listete er mehr oder minder beträchtliche Summen ab. Einer Greisin, die für seine jungen Jahre nicht mehr als Braut in Betracht kommen konnte, entschwindelte er ein paar tausend Frank, unter dem Versprechen, ihr dafür das Kreuz der Ehrenlegion zu verschaffen.

Die drei erwähnten Fälle spielen in so ganz einander entgegengesetzten Gesellschaftskreisen, und doch, wie ähneln sie einander; nur an die Stelle des Gymnasialoberlehrers tritt der kronprinzliche Förster oder der Baron.

Am leichtesten siegen natürlich die Heiratsschwindler, die einen klingenden Namen mit Recht führen, die ihn sich nicht erst fälschlich anzulegen brauchen. Es sei da z. B. hingewiesen auf den Fall des Herzogs von Maqueda, der die jugendliche Tochter eines Großkaufmanns in Bilbao betörte und sich von den Eltern der Braut zwanzigtausend Frank entlieh, um dann natürlich zu verduften. Der Haftbefehl, den das Gericht sofort erließ, blieb leider erfolglos.

Ein Deutscher namens „von Müller" hat sich in Amerika über dreißig Mal verheiratet, bis er endlich in San Franzisko, wo er sich des besten Rufes erfreute, hinter Schloß und Riegel gebracht wurde, und ein Deutscher namens Bittner, den man im vorigen Jahr in Hannover beim Kragen nahm, hatte die gleiche Anzahl von Frauen und Mädchen betrogen.

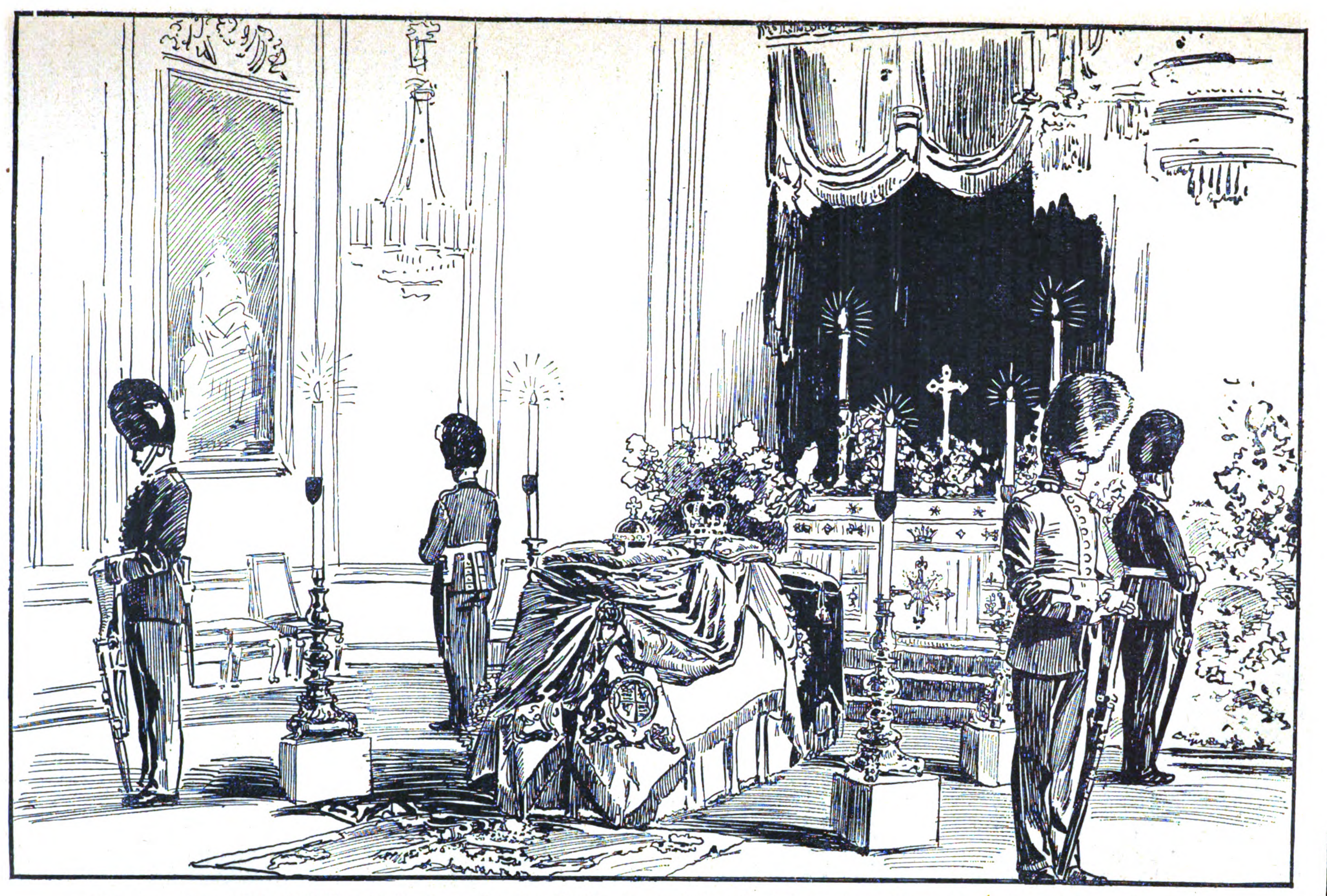
Das Sprichwort „wie gewonnen, so zerronnen" paßt natürlich auf den Gewinn, den solche Gesellen aus ihrem Treiben ziehen; ihre Verschwendungsucht treibt sie immer wieder auf die Bahn des Verbrechens; traurig, aber kontrastiert besonders bei den Mädchen der bescheideneren Stände, die achtbare Art, mit der sie ihr Sparkassenbuch füllen, zu der sinnlosen Sorglichkeit, mit der sie das Geld fortgeben an den betrügerischen Geliebten. Oft ist diesen armen Kindern weder zu helfen noch zu raten. Das sah man im vorigen Jahr in Berlin so recht deutlich im Fall des Schwindlers Pechmann, der sich wegen seiner dunklen Augen „De Fasch ben Pachmini" nannte. Als dieses Hochstaplers Ende gekommen war, da haben sich die meisten der betrogenen Mädchen dem Strafverfahren gar nicht angeschlossen, und eine gar erklärte sich bereit, den Verteidiger zu bezahlen, während eine andere dem Verbrecher noch die zärtlichsten Briefe in die Untersuchungzelle sandte, in denen sie in leidenschaftlichem Ton von den seligen, gemeinsam verlebten Stunden sprach!

Den höchsten Grad von Schuftigkeit aber erreichte ein Deutsch-Amerikaner namens Karl Koch, der vor zwei Jahren verurteilt wurde, weil er von zweiundsechzig (!) Frauen, die er geheiratet hatte, drei ermordet hatte!

Neben diesen düsteren Gestalten wirkt die Erscheinung einer resoluten Schweizerin, die nicht ungestraft mit sich spielen ließ, sehr erfrischend. Eine hübsche Aargauerin war in die Netze so eines Schwindlers geraten und hatte ihm ihr Erspartes geopfert. Statt sich nun die hellen Aeuglein rot zu weinen, sann sie auf Rache, schon im Interesse anderer Mädchen. Er hatte sie durch ein Zeitungsinserat kennen gelernt, und darauf baute sie die Hoffnung, daß der Gesell auf die gleiche Art abermals Opfer suchen könnte. Die Polizei stand ihr geschickt bei, und schon im nächsten Jahr war man über die Persönlichkeit des Betrügers im klaren. Dieser hielt sich aber vorsichtshalber in London auf. Allein der weiblichen List einer Freundin, der Gattin eines Gendarmen, gelang es, den Lügner so zu belügen, daß er sich doch wieder auf deutsches Gebiet getraute, um die neue vermeintliche Heiratslustige, die natürlich „ihr stattliches flüssiges Vermögen in der Tasche bei sich trug", auf dem Bahnhof in Empfang zu nehmen. Die „schämige Braut", die ihren Erwählten — wie er sie — aus der Photographie kannte, stand in eleganter Kleidung und mit einem Blumenstrauß im Wartesaal, und als der falsche Bräutigam seine Huldigungen darbieten wollte, legten sich die schweren Fäuste zweier Geheimpolizisten auf seine Schultern!

Möchten doch scharfe Augen und derbe Hände überall zugegen sein, wo plötzlich aus der Fremde unbekannte Werber auftauchen. Möchten doch die männlichen Verwandten solcher Mädchen stets bedenken, daß sie prüfen und nachforschen müssen, ehe sie dem Fremden ihr Vertrauen schenken und den vertraulichen Verkehr mit ihrem Schützling gestatten. Möchten auch alleinstehende Mädchen selbst doch vorsichtiger und mißtrauischer werden gegen Glücksritter und Schwindler und nicht so unüberlegt jedem hergelaufenen Don Juan Herz und Sparkassenbuch anvertrauen. Durch solche Vorsicht, die geradezu Pflicht ist, könnte viel Herzeleid verhindert werden.





Von den Trauerfeierlichkeiten in London: Der im Buckinghampalast aufgebahrte Sarg König Eduards mit der Ehrenwache.

Unsere Bilder

Roosevelt in Berlin (Abb. S. 861, 862). Als der Kaiser auf dem Truppenübungsplatz in Döberitz den Expräsidenten der Vereinigten Staaten Theodor Roosevelt vor der Front der Garde begrüßte, machte er ihn darauf aufmerksam, daß vor ihm noch nie ein Privatmann eine Parade deutscher Truppen abgenommen habe. Tatsächlich wurde Roosevelt in Berlin ebensowenig wie in den anderen Hauptstädten Europas lediglich als ein privater Vergnügungsreisender von Distinktion aufgenommen, sondern als fast offizieller Repräsentant der amerikanischen Kultur. Ein solcher mußte, wenn er nach Deutschland kam, auf den beiden wichtigsten Stätten unseres nationalen Lebens bewillkommnet werden: Auf dem Boden der Universität und auf dem Waffenplatz. So fand denn außer der Parade eine große Feier auf akademischem Boden statt. Roosevelt, der tags zuvor als der Oberst der Rauhen Reiter gepriesen worden war, erhielt in der Aula in Anerkennung seines kulturellen Wirkens die Würde eines Ehrendoktors der philosophischen Fakultät.

Die Proklamation Georgs V. (Abb. S. 863) wurde nicht nur, wie es die Verfassung verlangt, vor dem St.-James-Palast und in der Londoner City verkündet, sondern auch überall in der Provinz. Unsere Bilder zeigen den feierlichen Akt in der alten Königsresidenz Windsor und in der berühmten Studienstadt Eton, die mit Windsor durch eine Brücke verbunden ist. Die Freude über die Proklamation wird durch die Trauer um König Eduard, die auf allen Gemütern noch lastet, sehr beeinträchtigt. Der Sarg, der im Buckinghampalast aufgebahrt war (Abb. S. 859), ist nunmehr nach der Westminsterabtei übergeführt worden. Tausende defilierten an der Trauerstätte vorüber mit einem letzten stillen Gedenken für Englands populärsten König.

Die Oberammergauer Passionsspiele (Abb. S. 866 und 867) haben nun begonnen. Die erste Aufführung fand bei äußerst rauhem, ja winterlichem Wetter statt, aber die Zuschauer, die zu vielen Tausenden in das Theaterdorf gekommen waren, brachten trotzdem ungetrübte und reine Eindrücke heim. Das alte Spiel wirkt ebenso ergreifend wie vor zehn Jahren. Unter den Darstellern männlicher Gestalten ragt wieder der Christusspieler Anton Lang durch seine innige und tiefe Künstlerschaft hervor. Unter den Frauen haben Ottilie Zwink (Maria) und Marie Mayr (Magdalena) besonders stark gewirkt.

Die Katastrophe in der Kohlenmine von Whitehaven (Abb. S. 864) hat das um seinen König trauernde England in neue Betrübnis versetzt. Abgesehen von einigen wenigen, die nahe am Eingang gearbeitet hatten, konnten sich nur zwei mutige Männer retten, die entschlossen durch den brennenden Stollen hindurchschritten. Ihre Kameraden — über 130 an der Zahl — starben, trotz der geradezu heroischen Anstrengungen der Rettungsmannschaften, einen furchtbaren Tod. Jetzt ist der Brand gelöscht und die Grube wieder im Betrieb.

Die Flugwoche in Johannisthal (Abb. S. 865) hat keine großen Sensationen gebracht, aber doch sehr viel vorzüglichen Sport geboten. Die Aviatik, die noch vor einem Jahr ein Wunder schien, ist eben heute nur ein irdischer Sport, allerdings einer, der eines Tags zu sehr praktischen Errungenschaften führen wird. Bis dahin werden auch unsere Landsleute den Vorsprung anderer Nationen eingeholt haben; unter den vielen ausländischen Apparaten, die starteten, befanden sich auch gute deutsche Fabrikate, und der deutsche Aviatiker Frey erzielte einige sehr hübsche Erfolge. Natürlich fehlte es nicht an kleinen Unfällen, aber es kam zu keiner der Tragödien, die sich jetzt auf ausländischen Flugplätzen so oft ereignen.

Skulpturen (Abb. S. 868). In der Ruhmeshalle der Regensburger Walhalla wurde dieser Tage eine Porträtbüste des Generalfeldmarschalls Grafen von Moltke enthüllt. Das markige Werk stammt von Professor Hermann Hahn, der sich schon seit einiger Zeit besonders der bildnerischen Verherrlichung des großen Feldherrn widmet. — Unter den Skulpturen, die jetzt auf der Großen Berliner Kunstausstellung zu sehen sind, befindet sich auch die Bronzestatue des Achilles von Professor J. Götz, die in den Gärten des Kaiserschlosses von Korfu aufgestellt werden soll. — Die von Hermann Joachim Pagels geschaffene Statuette des jungen Prinzen Wilhelm von Preußen ist ebenfalls dazu bestimmt, ein Kaiserschloß zu zieren. Sie entstand im Marmorpalais zu Potsdam und bildete eine hübsche Ueberraschung, die die Kronprinzessin ihrem Gemahl zu seinem letzten Geburtstag bereitet hat.

Personalien (Abb. S. 864). In München tagt in dieser Woche die Hauptversammlung des Vereins Deutscher Chemiker. Bei dieser Gelegenheit ist das älteste Ehrenmitglied des Vereins, der fast fünfundsechzigjährige berühmte Chemiker Exzellenz v. Baeyer, Gegenstand vieler Ehrungen. Unter anderem wurde ihm seine von Prof. Hildebrand geschaffene Porträtbüste überreicht. — Otto Freiherr Kreß v. Kressenstein, der neue Kommandeur des III. bayrischen Armeekorps, ist aus der Kavallerietruppe hervorgegangen, deren Inspekteur er war, bevor er das Kommando der 1. Division übernahm, aus dem ihn nun seine neue Ernennung abberuft. — Die Erfindung der Heißdampflokomotive wurde in diesen Tagen in Kassel anläßlich der Erbauung der 5000. Lokomotive festlich begangen. Der verdienstvolle Erfinder des Systems Generaldirektor Wilhelm Schmidt, Dr.-Ing. honoris causa der Karlsruher Technischen Hochschule, stand im Mittelpunkt der Feier, zu der sich Vertreter der Industrie und Technik von fast allen Ländern des Kontinents eingefunden hatten.

Die Toten der Woche

Dr. Carlo **Gardini**, bekannter Impresario berühmter Gesangsgrößen, † in Bologna im Alter von 77 Jahren.



Professor Franz Skarbina †

Dr. Walter **Gensel**, bekannter Kunsthistoriker, † in Berlin im Alter von 40 Jahren.

Sir William **Huggins**, berühmter englischer Astronom und Physiker, † in London am 12. Mai im Alter von 86 Jahren.

Dr. Viktor **Miller v. Aichholz**, bekannter Wiener Kunstfreund, † in Wien am 14. Mai im Alter von 64 Jahren.

Prof. **Franz Skarbina**, berühmter Maler, † in Berlin am 18. Mai im Alter von 51 Jahren.

Bilder vom Tage

Spezialaufnahme für die „Woche“.

Der jüngste Ehrendoktor der Berliner Universität:

Expräsident Roosevelt (×), Botschafter Hill und Rektor Prof. Dr. Erich Schmidt vor der Universität.



Theodor Roosevelt (×) reitet neben der Kaiserstandarte über das Döberitzer Feld.

Auf dem Truppenübungsplatz in Döberitz: Der Kaiser im Gespräch mit dem Expräsidenten.

Theodor Roosevelt als Gast des Kaisers. Phot. G. Berger, Potsdam, Cop. Photochemie.

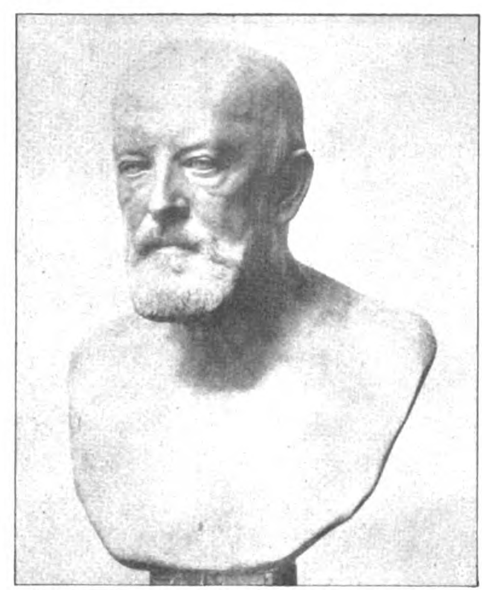


Der Bürgermeister von Windsor verliest die Proklamation unter dem Standbild der Königin Viktoria.



Die Schüler des Eton-College bei Verlesung der Proklamation auf der Windsor-Brücke. Phot. Sport & General.

Proklamation König Georgs V. in dem altenglischen Königssitz Windsor.



Wirkl. Geh. Rat Prof. Dr. Adolf von Baeyer.
Büste von Prof. Hildebrand, München.
Zur Tagung des Vereins Deutscher Chemiker in München.



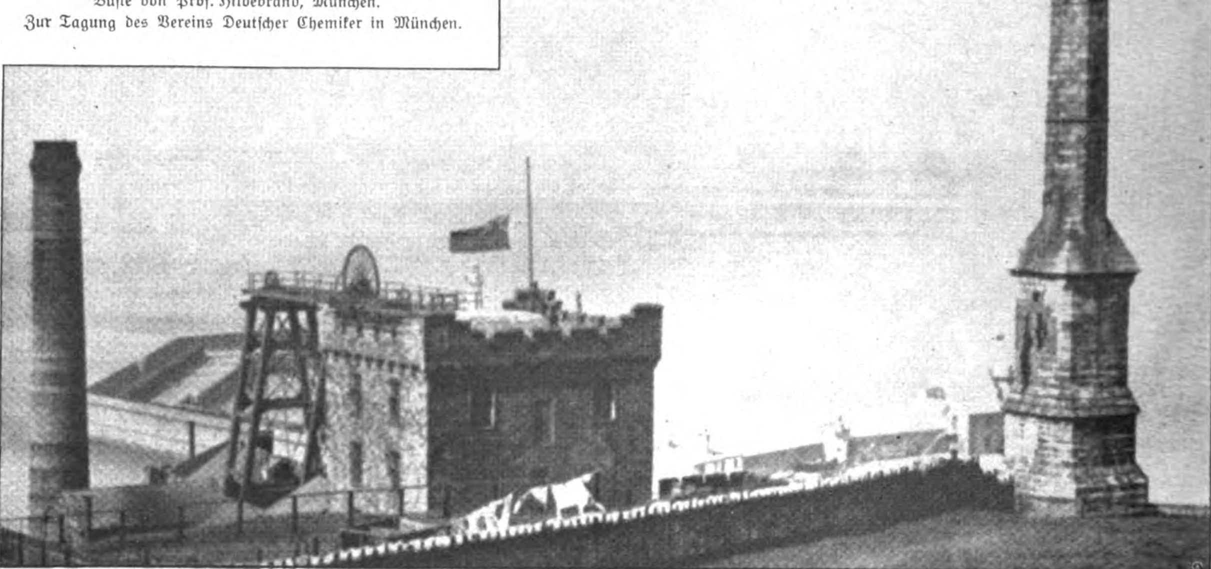
Hofphot. Gebr. Hirsch.

Otto Frhr. Kreß von Kressenstein,
der neue Kommandierende General des III. bayrischen Armeekorps.

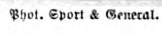


Phot. Roemer & Co.

Dipl. Ingenieur Dr. Schmidt,
Erfinder der Heißdampflokomotive.



Die Wellington-Mine am Hafen von Whitehaven, in der die Explosion stattfand.


Phot. Sport & General.

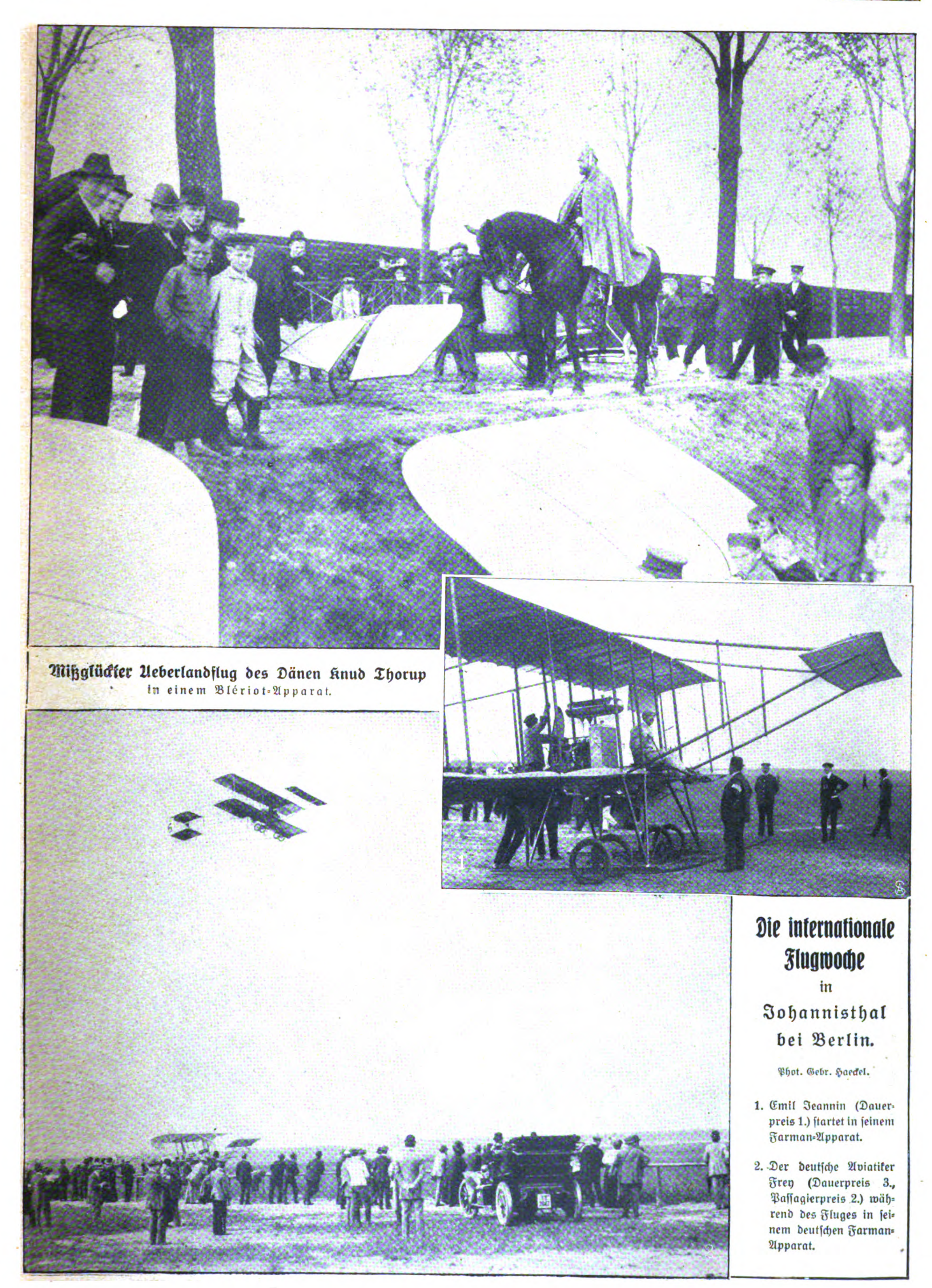


Hilfsmannschaften zur Rettung und Bergung der Opfer.



Ein Ueberlebender mit seinen Kindern.

Von der Grubenkatastrophe bei Whitehaven in England.



Mißglückter Ueberlandflug des Dänen Knud Thorup in einem Blériot-Apparat.

Die internationale Flugwoche in Johannisthal bei Berlin.

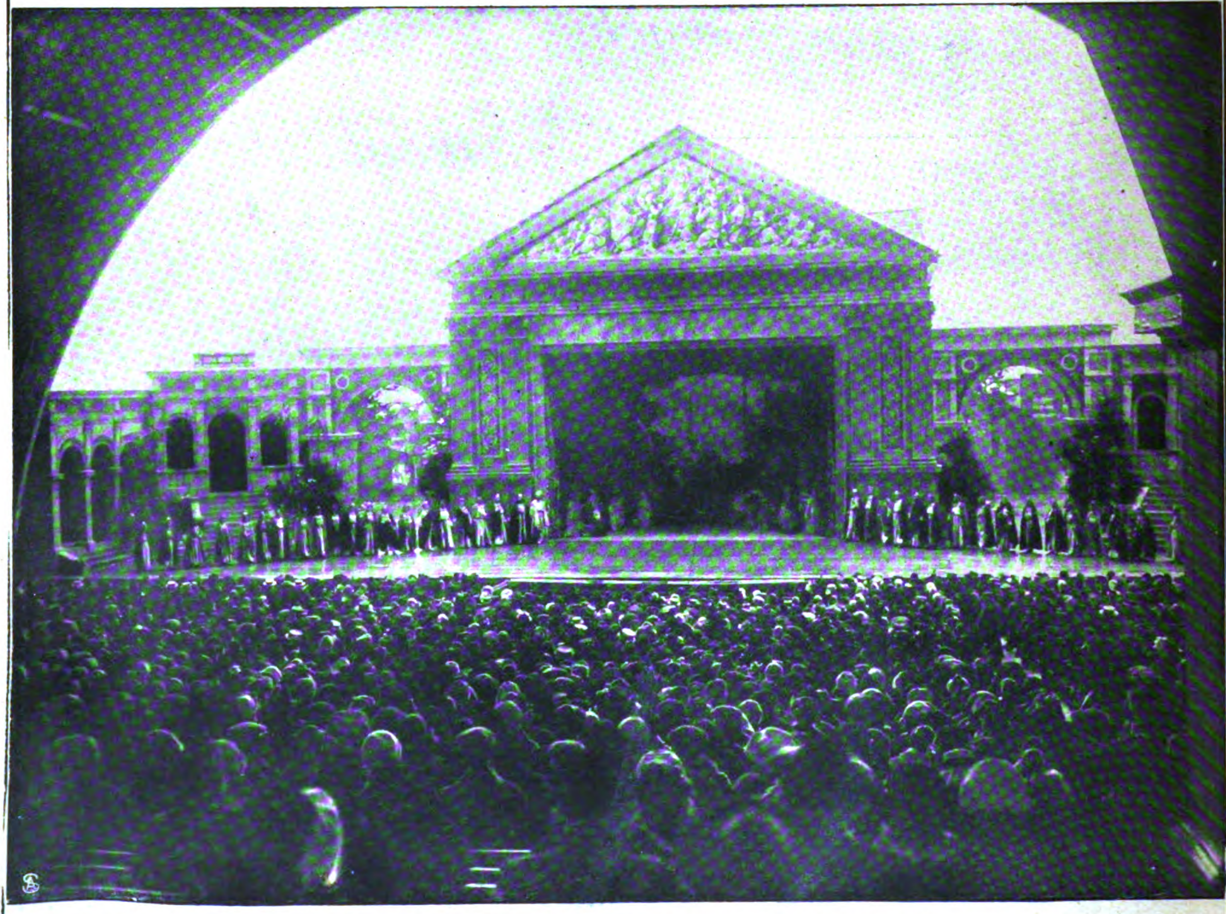
Phot. Gebr. Haeckel.

1. Emil Jeannin (Dauerpreis 1.) startet in seinem Farman-Apparat.

2. Der deutsche Aviatiker Frey (Dauerpreis 3., Passagierpreis 2.) während des Fluges in seinem deutschen Farman-Apparat.



Marie Mayr als Magdalena (in der Mitte) und Frauen. Verlag F. Bruckmann A.-G.

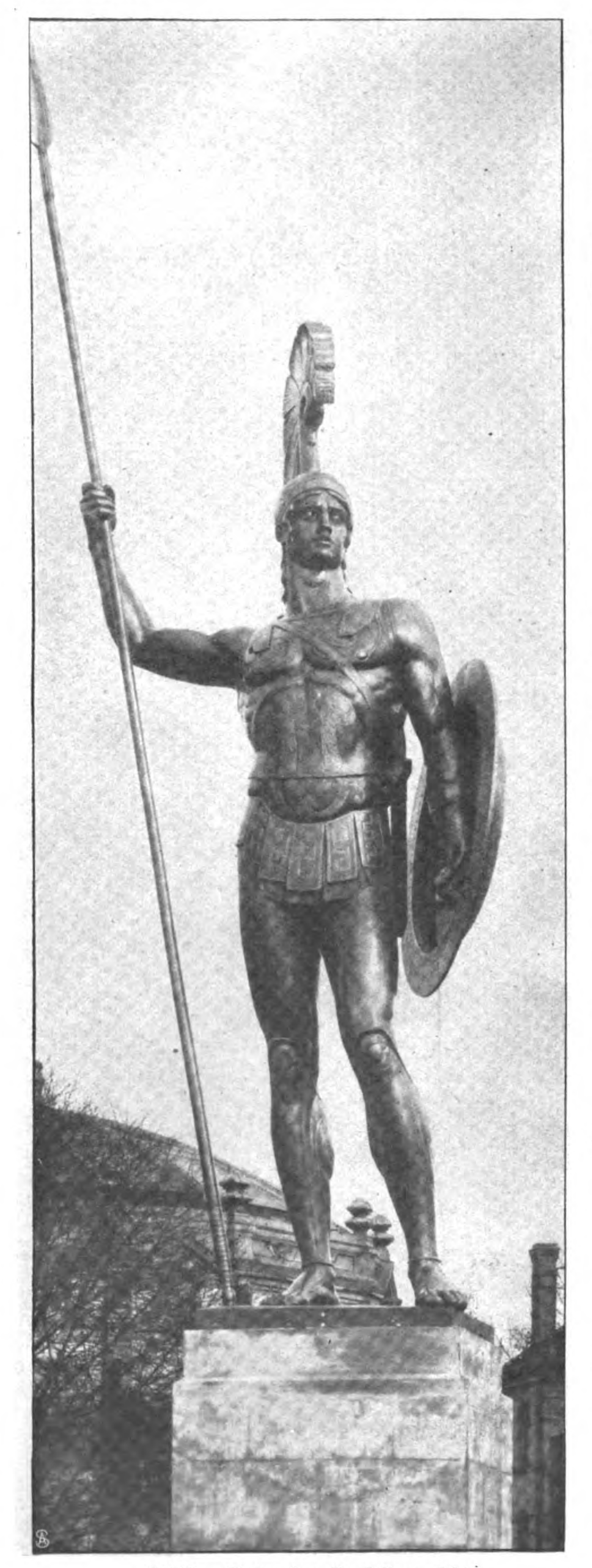


Blick auf die Bühne und den Zuschauerraum während des Spiels. Phot. Traut.

Die Passionsfestspiele in Oberammergau.

Jesus (Anton Lang). Maria (Ottilie Zwink). Verlag F. Bruckmann A.-G., München.

Von den diesjährigen Passionsspielen in Oberammergau: Jesu Abschied von Maria.



Achilles-Statue des Professors Götz,
für das Achilleion auf Korfu.



Phot. Gebrüder Laisle & Cie.

Generalfeldmarschall Graf von Moltke.
Zur Aufstellung von Prof. Herm. Hahns Moltke-Büste in der Ruhmeshalle der Walhalla bei Regensburg.



Hofphot. Boll.

Prinz Wilhelm von Preußen.
Statuette des ältesten Sohnes des Kronprinzenpaares von Herm. Joachim Pagels.

Ausgestellt in der Großen Berliner Kunstausstellung 1910.



Nur wer die Sehnsucht kennt . . .

Roman von

Ida Boy-Ed.

4. Fortsetzung.

In der rechten Nische der an beiden Seiten abgerundeten Veranda saß eine kleine Gruppe, die Hochhagens Augen sehr erfreulich schien. Da war die noch jugendliche Geheimrätin, der man ihre zwei- oder dreiundvierzig Jahre nicht ansah. Sie hatte jene ausgeglichene Freundlichkeit im Wesen, die nur Menschen aufbringen können, die sich ganz in Harmonie mit ihrem Leben fühlen. Ihre angenehme Art, im Verein mit ihren sicheren Formen und der geschmackvollen Sorgfalt ihrer Kleidung, machte ihre Erscheinung so günstig, daß man sie im allgemeinen unter die hübschen Frauen rechnete. Emmich brachte ihr eine starke Sympathie und Dankbarkeit entgegen. Wie gern sah er, daß seine Schwiegermutter sich eifrig mit Jutta beschäftigte.

Die saß neben der Geheimrätin und schien mehr zu hören als selbst zu sprechen. Er konnte aus ihrem Gesicht nicht klug werden diesen Abend. Soweit es seine Stellung als Held des kleinen Festes und als ganz und gar glückseliger Bräutigam zuließ, hatte er die Freundin beobachtet. Und dann immer voll Sorge gedacht: Sie ist ja gar nicht hier! Wo waren diese Gedanken, die oft dem dunklen Auge einen so zerstreuten, suchenden Blick gaben? Weshalb fuhr sie oft wie im Schreck zusammen, wenn man sie anredete? Aus welchem Grunde blieb ihr Lächeln so erkünstelt?

Er hatte noch gar nicht mehr mit ihr sprechen können als die Worte, die zwischen ihr und seinen Schwiegereltern und den wenigen anwesenden Bekannten und Verwandten des Hauses vermitteln sollten.

Nun zog er sich einen Stuhl heran. — Kante an Kante mit dem Renatens, die neben dem Korbsofa saß und dem Gespräch der Mutter mit Jutta zuhörte. Sie hatte dabei liebkosend Juttas Hand gehalten und manchmal zärtlich gestreichelt. Das ließ sie nun und lehnte leise die Schulter an die Emmichs und schob ihre Hand unter seinem Arm durch.

Für die Geheimrätin hatte die Welt einen sicheren Mittelpunkt: ihren Mann. Nicht nur ihre Liebe machte ihn dazu. Jeden Tag, seit vierundzwanzig Jahren, sah sie, daß ein ganzes System um ihn kreiste, dessen Sonne er war. Studenten, Patienten hingen voller Respekt an seinem Wort. Er war da ein so unbedingter und autoritativer Herrscher, daß ein Blick, eine flüchtige Anordnung genügte, sein Reich in Ordnung zu halten. Sie hatte auch schon so oft erlebt, daß Hoheiten, königliche und andre, sich in unbedingtem Gehorsam diesem Treiben einfügten, daß sich in ihrem Bewußtsein dies festgesetzt hatte: Wo meines Mannes Herrschaft anfängt, hört jede andere auf. Danach hatte sie, wie von selbst, ihr ganzes Frauenleben und ihren ganzen Hausstand gebildet und zurechtgelegt. Sie hatte das starke Gefühl: Mir liegt es ob, seine kostbare Persönlichkeit für das Heer der Leidenden frisch und leistungsfähig zu erhalten.

Von diesem allen sprach sie zu Jutta und brachte viele Einzelzüge als Beweise bei, wie wenig sie eigentlich auf den Geheimrat als Gatten, Vater und Gesellschafter rechnen könne, sich aber ganz so eingerichtet habe, ihn nie zu beanspruchen und doch immer für ihn dazusein. Ein unschuldiger Stolz auf ihre Kunst, sich seinem Berufsleben anzupassen, zeigte sich. Wie rührte dieser Stolz den Mann, der in diesem gesegneten Hause als Sohn aufgenommen worden war. Er drückte Renatens Arm an sich — in einer Bewegung des Dankes — als habe auch das holde Kind schon überreiches Mitverdienst an all dem Klug- und Warmabgestimmten.

„Wie beneidenswert", sagte Jutta; „es muß doch wundervoll sein, dem Mann so in seinem Beruf beistehen zu können. Wenn es auch, wie Sie sagen, hinter den Kulissen ist. Wie ruhig kann er auf der Szene handeln, wenn er weiß: hinter den Kulissen geht alles glatt."

„Aber Liebste, Beste, das gleiche tun doch Sie. Wenn auch in andrer Form", meinte die Geheimrätin eifrig.

„Ich? . . ."

„Na ja doch . . . oder ist das nichts, wenn so eine junge Marinefrau ganz allein, standhaft und geduldig den Herd bewacht — während der Mann weit draußen ist? Muß ich erst sagen, was alles darin liegt?"

Sie nickte ihrer Tochter zu, der künftigen Marinefrau. Und Renate erwiderte dies mütterlich stolze Lächeln mit aufstrahlendem Blick.

Hochhagen vermied es, Jutta anzusehen. . . .

„Das ist anders, wie Sie sich das vorstellen," sprach Jutta, „Ihre Pflichten schließen Leben und Bewegung in sich. — Sie dürfen aktiv sein. Ich habe nur zu warten." Mit so schwerem Ausdruck sagte sie es, daß er der Geheimrätin auffiel.

Eine rasche Gutmütigkeit wallte in dem Herzen der Frau empor — ein flüchtiges Mitleid und Ahnen, so wie es Menschen anwandeln kann, die eigentlich zu sehr ausgefüllt sind, um noch Anteilnahme für andere Schicksale aufbringen zu können.

Gott — ja, dachte sie, wenn man verliebt, jung und temperamentvoll ist, muß es wohl schwer sein.

Und sie hoffte im Vorbeigehen, daß Emmich nicht sobald ein Auslandkommando erhalten würde. Später mal, sehr gern. Dann bekam man seine liebe Älteste ein bißchen wieder als Tochter ins Haus, und das müßte wundervoll sein. . . . Als Freundin mit der verheirateten Tochter sich gut stehen, das hatte sich die Geheimrätin immer wie einen Gipfelpunkt des Frauenlebens ausgedacht. . . .



Und Renate seufzte ein wenig. Ganz zuversichtlich hatte sie noch eben das stolze Lächeln der Mutter mit glücklichen Blicken beantwortet. Nun fiel ihr plötzlich ein, wie zornig und gramvoll Jutta heute nachmittag von ihrem Los gesprochen hatte.

So leise, so andeutend nur der Seufzer gewesen war: Emmich hatte ihn doch gehört. Und er sah auch, daß über das Gesicht der Mutter ein Ausdruck von Mitleid ging.

All das schien ihm feindselig — als bedrohe das auch ihn und seine Glücksicherheiten.

Er sagte sehr liebevoll und vielleicht wieder ein wenig bevormundend: „Das Warten hat ja nun ein Ende. Frau von Falckenrott wird nach Hongkong reisen."

Jutta erhob ihr Haupt.

„Nein," sprach sie klar und fest, „ich werde nicht nach Hongkong reisen."

Sie sah ihn an. Ganz gerade. Wie eine, die unerschütterlich geworden ist.

Hochhagen wurde rot. Er erschrak. Und ihr Ton erregte ihn. Es schien versteckter Trotz darin.

„Ich hoffe, es ist nicht Ihr letztes Wort."

„Ich gehöre nicht zu den Frauen, die heute nein und morgen ja sagen."

„So haben Sie schon an Malte depeschiert?"

„Nein. Das nicht. Es kommt ja auf den Tag nicht an."

„Oh, Sie wollen nicht zu ihm?" fragte Renate erstaunt, „ich — ich reiste gleich, wenn Emmich riefe — und wenn ich nach Yap sollte...."

Die Geheimrätin spürte mit dem feinen Ohr der Weltdame, daß ein harter Klang in den raschen Worten war, die zwischen Jutta und Emmich hin und her flogen. Sie begriff nicht... dachte auch diskret daran vorbei... wollte nur gütig alles ins gesellschaftlich Freundliche lenken und sprach beinah lobend: „Es tut Ihrem Gemüt wohler, hier in der Heimat still Ihrem Kindchen zu leben und tapfer weiter zu warten?"

„Ich will mit der Kleinen fortgehen — schließe meine Wohnung zu — gebe sie vielleicht auf — ich weiß noch nicht — aber fort will ich — in die Berge vielleicht — das findet sich."

Und dabei sah sie immer Hochhagen an, als teile sie ihm Dinge mit, die hinter ihren Worten standen....

Er erhob sich.

Was ist geschehen? dachte er.

In diesem Augenblick kam Lisbeth Rosenfeld heran, mit ihren eifrigen Bewegungen, ganz erfüllt von einem Einfall. Sie war wieder einmal getragen von glühender Lebenslust. Ihr Mann lächelte ein bißchen ergeben, und der Geheimrat, mit einem undeutbaren Pläsier, das ihm in feinsten Fältchen um die Mundwinkel und Augen saß, rieb sich die feinen Operateurhände.

„Frau Geheimrat, süße Renate und du, Liebes, hört mal zu. Die Tatsache, daß Emmich uns mit Geheimrats so eng zusammengeführt hat, muß extra gefeiert werden. Bei uns natürlich. Morgen. Ausgemacht. Ja?"

„Morgen hast du wieder Zwirnbeine und im Kopf einen großen Ballon, der platzen will, und bist sterbenskrank", neckte Jutta, die sich plötzlich ganz in der Gewalt hatte und eine trotzige Fröhlichkeit in sich aufschäumen fühlte. Es war gesagt — gesagt — es schien, als seien Würfel gefallen... wohin? Vielleicht rauschte ihr Fall nur ins Unbestimmte hinein — aber Jutta spürte doch die Bewegung — Ihr Schicksal stand nicht mehr still.... Und die Stärke ihres Temperaments blitzte durch ihr Wesen.

„So, so," sagte der Geheimrat amüsiert, „das kommt also vor? Ein Lendemain mit Zwirnbeinen."

„Ach," prahlte Lisbeth mit heißem Gesicht, „nur wenn ich zu viel tanze. Warum läßt Hektor das zu! Heute tanz ich ja nicht. Also morgen bei uns."

Und da es ihr unmöglich war, einen Tisch zu decken, ohne ihn fort und fort zu vergrößern und so viel heranzuladen, als die Räume nur fassen mochten, zählte sie auf: „Natürlich müssen die Crewkameraden kommen, soweit sie im Moment in Kiel stationiert sind und uns näher stehen. Und dann Exzellenz Marweg — Herr Geheimrat, ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich mich glänzend mit Exzellenz vertrage, einfach glänzend. Hektor ist aber nicht eifersüchtig. Hat er auch nicht nötig. Und Herr von Gamberg, Juttas Vetter. Liebes, wird er können? Segelt er morgen mit? Ach so — du hast ihn nicht gesprochen."

Jutta dachte nicht, daß es ihr unmöglich gewesen wäre, den Besuch des Mannes zu verleugnen, weil Renate noch mit ihm zusammengetroffen war. Dieses Zusammentreffen hatte sie schon vergessen. Sie wollte wahr sein und sagte sehr ruhig: „Doch, ich habe ihn gesprochen. Er war zum Tee bei mir...."

Ah... dachte Hochhagen, er — er... das ist es. „Na — segelt er mit?"

„Nein."

„Famos: also Gamberg.... Und dann noch...."

Sie erwog rasch: Die beiden Ehepaare aus Gervasiusscher Freundschaft und Verwandtschaft, die hier anwesend waren und jetzt in der entgegengesetzten Verandanische plaudernd zusammensaßen, mußte sie die nicht auch einladen? Eigentlich fand sie den langen Professor Lüdermann etwas trocken, und es verletzte ihr ästhetisches Gefühl, daß so eine winzig kleine Frau wie ein Anhängsel neben ihm hertrippelte; und an der arroganten Ruhe des Konsuls Thyssen, des Bruders der Geheimrätin, war ihre Lebendigkeit fast zerschellt, während Frau Thyssen sich immerfort zu bemühen schien, keine Überlegenheit zu zeigen.... Aber Lisbeth war eben von so unbegrenzter Gastfreudigkeit, daß sie hinzusetzte: „Und natürlich, liebe Frau Geheimrat, Ihren Herrn Bruder und Frau und Lüdermanns."

„Beste Frau Lisbeth! So viel Menschen können Sie gar nicht setzen", warnte Hochhagen.

„Oh doch... und wenn Sie mir Ihren Judeit leihen — Hochhagen hat einen großartigen Burschen — ostpreußischer Fischer — kann aber alles — serviert wie ein Diener im Schloß.... Ja, ach, es kann reizend werden. — Ganz einfach geht es aber zu bei uns, Frau Geheimrat — gerade das Improvisierte macht Spaß. Also morgen abend 8 Uhr...."

Sie war unwiderstehlich in ihrem Verlangen, alles, was an Menschen in ihren Dunstkreis kam, sich zu einer



Bundesgenossenschaft der Lebensfreude zu werben. Sie wandte sich schon, um Thyssens und Lüdermanns ihre Einladung vorzutragen, und hatte keine Ohren mehr für das, was Jutta noch sagen wollte.

Und so mußte Jutta es dem Mann mitteilen.

„Lieber Rosenfeld," sprach sie, „ich kann morgen abend nicht zu Ihnen kommen."

Hochhagen merkte auf.

„Aber das ist schade," sagte Kapitän von Rosenfeld, „das gibt's nicht — solche Absage nimmt Lisbeth einfach nicht an."

„Meine Schwiegermutter kommt morgen abend."

„Maltes Mutter!" rief Hochhagen.

„Ja!"

Er atmete ordentlich auf. Ganz unverhohlen. Über sein männliches Gesicht ging ein Freudenschein.

Jutta sah es, es ärgerte sie geradezu.

„Ich war sehr überrascht, als ich das Telegramm bekam", sagte sie und sah ihn mit sprühenden Blicken an. Und diese Blicke fragten ihn: Warst du das? Ist das auch deine Regie?

Er fühlte wohl, was ihr Ausdruck zu bedeuten hatte, und sagte ganz ehrlich: „Ich bin auch überrascht. Und ich freu mich riesig, daß wir Maltes liebe alte Dame wiedersehen sollen."

Und er dachte: nun wird ja alles gut....

Er hatte eine unbestimmte, aber riesengroße Vorstellung von der Macht einer Mutter.... Als die seinige noch lebte, hatte sie alles über ihn vermocht. Und ob er gleich schon ein gereifter Mann war, da sie vor wenig Jahren starb, hatte er ein kindliches Gefühl des Verwaistseins in sich entdeckt, so voll schmerzlicher Wehmut, daß er sich fast hätte schämen mögen....

— — — — — — — — — — — — — — —

Am andern Abend fuhr Jutta zum Bahnhof. Eine große Mattigkeit lag ihr in den Gliedern. Sie war abgespannt bis zur Erschöpfung, ganz widerstandsunfähig. Sie schob es auf den Tag voll Hausfrauenarbeiten. Die hatte sie vor sich aufgebauscht und übertrieben, mit einem Aufwand von Zurüstungen sich förmlich betäubt. Es war in der Wohnung zugegangen, nicht als solle eine anspruchslose alte Frau kommen, sondern als müsse man mit äußersten Anstrengungen trachten, vor einer pomphaften und kritischen Dame zu bestehen.

So konnten die zitternde Rührung und die angstvolle Beklommenheit, die abwechselnd Juttas Gemüt beschweren wollten, niemals ganz Herrschaft über sie gewinnen.

Aber nun rächte es sich, daß sie nicht den Mut gehabt hatte, sich zu sammeln, daß sie sich mit Vorsatz durch die Stunden gehetzt hatte.

In ganz verworrenen Empfindungen ließ sie sich dem Wiedersehen entgegentreiben. Bald von dem harten Bedürfnis zur Wahrhaftigkeit erhoben, bald von dem weichen Wunsch ganz ergriffen, dem Mutterherzen nicht weh zu tun.

Müde lehnte sie in der Wagenecke. Der große Federhut, so leicht er war, schien ihr den Kopf zu belasten; in ihrem Schoß lag ihr Täschchen aus Silbermaschen. Sie hielt es mit ihren Fingern umklammert.

Die Fahrt hatte nichts Erfrischendes. Der Sommerabend war dunstig. Die salzig feuchte Seeluft durchwirkten die Dampfsäulen, die tags über aus den Essen der Werfte, aus den Schornsteinen der hin und her rauschenden Dampfer emporgequollen waren, mit feinen Atomen. So stand sie grau und schwer über der Stadt und der Förde und hing wie ein Schleier vor dem Bilde des jenseitigen Ufers, daß es mit all seinen hohen Hellingen, mit seinen gewaltigen Glasbauten, seinen seltsamen Gerüsten etwas Mystisches bekam. Das Zauberland moderner Schiffstechnik war da drüben, und die stehenden Dunstnebel wischten all seine drohenden Linien weich ineinander. Die Abendsonne glühte und setzte in dies feine, verschwommene Bild brennende Punkte, die an Metallteilen der Schiffe, auf einzelnen kleinen Fenstern glitzerten wie von Zufall hingestreute Kupferflecke auf einem blaugrauen Florgewand.

Der Trott des Wagens, ein Rhythmus und keine Melodie, wirkte merkwürdig auf die Ohrnerven. Seine stumpfe Einförmigkeit hatte etwas Hypnotisierendes. Jutta hörte immerfort zu, wie die Räder rollten und die Hufe des Pferdes klappten.

Daraus schreckte sie auf. In der Nähe des Schlosses, auf dem Bürgersteig, der sich unter seiner Mauer hinzog, kam jemand gegangen.

Ein hoher, schlanker Mann, im hellgrauen Gehrock und in ebensolchem Zylinder. Vor ihm waren allerlei Fußgänger — ein paar Kinder, zwei Matrosen, eine Frau — die bildeten in ihren willkürlichen Bewegungen eine Schranke vor ihm, die sich bald öffnete, bald schloß. Jutta erkannte ihn aber schon von fern.

Sie hatte ihn heute nicht gesehen. Nur Rosen schickte er, dunkelrote; kein Wort dabei — nicht einmal seine Karte — aber sie wußte: ja, das kam von ihm! Ein Gruß der Liebe. Schweigsam und von fern....

Sie richtete sich auf — belebt von dem Wunsch: sähe er doch! Erbebend in dem raschen Gedanken: wenn er so vorübergeht....

Schon waren sie sich nahe: der Fußgänger und die Fahrende.

Da sah von Gamberg auf — vielleicht geheimnisvoll bezwungen von dem ihm entgegenbrennenden gespannten Blick. Er sah auf — jäh — wie jemand, der sich aus schwersten Gedanken gerissen sieht....

Und er sah ein Frauengesicht, das erblaßte — weil diese flüchtige Begegnung schon ein Erlebnis war....

Er machte Front und grüßte. Und stand, bis sie vorüber war.

Ihre Blicke hatten sich getroffen, rasch und heiß.

Die Räder rollten, die Pferdehufe klappten, und alles war vorbei.

Die rasend emporgewallte Aufregung sank in sich zusammen. Es blieb nichts zurück wie das Gefühl einer seltsamen bleiernen Ermüdung. Die war ein körperlicher Schmerz.

Jutta hatte einen Gedanken — der schauerte durch sie hin.... Vielleicht hasten wir für immer so aneinander vorüber?

Gestern hatte er gesagt: versuchen Sie sich klar darüber zu werden, was denn Ihre Sehnsucht eigentlich will.



Und sie fühlte auch wohl: wer das Leben mit unsicheren Händen anfaßt, kann es nie meistern — wer das Leben mit unklaren Blicken überschaut, kann mit seinem Treiben nie den richtigen Platz für sich herausfinden. —

Der Wagen hielt. Jutta empfand den Ruck wie eine peinliche Roheit. Nun hätte sie immerfort, immerfort so weiterfahren mögen, bis das Rollen der Räder ihr die Gedanken verblödet hatte....

Auf dem Bahnsteig ging sie hastig hin und her, mit den Schritten nervöser Ungeduld.

Sie stellte sich ihres Mannes Mutter vor. Die Photographie von ihr, die zu Haus auf dem Schreibtisch stand, neben der von Malte, die hatte ihr das Bild der alten Frau mehr gestohlen als lebendig erhalten. Es war ein so dummes Bild. Von einer Art, wie man sie nur noch selten sieht: eben ein Mensch, der sich zum Photographieren extra hingesetzt und ein Gesicht gemacht hat.

Ja, eine kaum mittelgroße Frau war sie, mit einer breiten Taille und raschen mütterlichen Bewegungen, immer schwarz gekleidet, und auf den noch dunklen Haaren trug sie eine Spitzenhaube, nach verflossener Mode. Und ihr Gesicht? War denn so gar kein starker Zug darin, daß Jutta es sich durchaus nicht vorstellen konnte?

Das machte ihr die Stirn heiß. Mein Gott — wenn ich sie nun nicht wiedererkenne!

Aber das war natürlich ein wahnwitziger Gedanke.... Sie würde sie selbstverständlich unter Tausenden erkennen, wenn nur erst das Gesicht hinter dem Fenster des Abteils erschiene....

Und nun sah sie plötzlich auch Einzelheiten aus ihm ganz genau.... Sehr aufmerksame, wimpernlose, dunkelbraune Augen hatte die Mutter; und im Mund, wenn sie sprach, wurden zwischen ihren eigenen, starken und gewölbten Zähnen vier ganz flache, kleine, gleichmäßige Schneidezähne sichtbar, die ihre Künstlichkeit durchaus erkennen ließen.

Es ärgerte Jutta geradezu, daß sich ihrer Vorstellung in diesem Augenblick voll großer Spannung nun ein so kleines Merkmal so überaus deutlich aufdrängte.

Jetzt brauste der Zug heran, ein Fabeltier mit dampfschnaubendem Mund.

In der Halle dröhnte Lärm und polterte unter dem Glasgewölbe hin. Die Reihe der dunklen, von der Patina des Kohlenstaubes monoton gefärbten Wagen hielt.

Jutta stand, und ihre Augen suchten.... Hinab, hinauf — bis eine heftig winkende Hand gerade vor ihr in einem Fensterrahmen ihr sagte: hier, hier bin ich....

Ein paar Sekunden noch, und die Frauen lagen sich in den Armen. Sie weinten beide leidenschaftlich. Wenn dies ein Wissender gesehen hätte, würde er erstaunt gefragt haben: warum weinen sie? Aber die Frauen selbst empfanden es als das Natürliche. Keine wunderte sich über die heiße Tränenflut der andern.

Die alte Frau hatte sich jämmerlich nach der Schwiegertochter gesehnt, die doch ihren Sohn so leidenschaftlich liebte und ihr deshalb ein Teil seines Lebens war. Vielleicht weinte sie auch aus Wichtigkeit, weil ihr Sohn ihr geschrieben hatte: reise sofort nach Kiel, hole das Kind und hilf Jutta. Und das kam ihr großartig und verantwortlich vor. Etwas weinte sie auch aus der Ankunftsbefriedigung heraus, denn unterwegs war sie immer noch erregt, in dem Bewußtsein, daß sie binnen zwei Tagen mit solchem Reiseentschluß und mit allen Reisevorbereitungen fertig geworden sei. Sie fühlte sich deshalb sehr heldenhaft und modern und hatte den Genuß gehabt, daß das Staunen und die Teilnahme ihrer Freundinnen in ihrer kleinen Heimatstadt sie an die Bahn geleiteten.

Und Jutta weinte aus ihrer allgemeinen Erschöpfung heraus. Vielleicht brach auch eine Hochflut schöner Erinnerungen jäh über sie herein, als sie die Mutter wiedersah....

Dann kamen die prosaischen kleinen Sorgen um Gepäck und Wagen. Und all die Taschen und Schachteln schienen sich gleichsam an die hohe Stimmung zu hängen und zerrten sie herab.

Man saß im Wagen zusammen, man fuhr nach Haus.

Da war das Bett der Kleinen. Eine Stätte, wo alle Rührung wieder aufwallte und die Großmutter vor Entzücken weinte.

Es war schummerig in dem von Schlafenstille durchwobenen Raum. Nur ein Nachtlicht brannte, eine träge kleine Flamme, die auf winzigem Ölbassin wie eine blanke, gelbe Schwimmblume erblühte.

Man sah nicht viel von dem bißchen Menschentum da im zierlichen Bett. Ein rundes Schädelchen war sichtbar, dunkel überflaumt; schwer lag es in den sich aufbauschenden Kissen. Ein winziges Näschen war zu erkennen, das gegen die Leinwand des Bettuches stieß. Und noch ein Fäustchen, festgeballt — das streckte sich ein wenig unter dem Deckbett hervor.

Die junge Mutter stand daneben, ihre Hand umschloß die gebogene Stange, von der herab die Gardinen über das Bettchen fielen.

Stolz und wartend stand Jutta und sah zu, wie die alte Frau sich über das Lager bückte.

Und nachher saßen sie zusammen, gerade da, wo gestern nachmittag Jutta mit dem Mann gesprochen hatte....

Draußen sank der lange Tag in die leise, blasse Dämmerung hinüber. Der Abendwind schlich ein wenig durch die Blätter und stieß sie zag an, aber sie waren so schwer vom Vollsaft ihrer Sommerreife, daß sie sich kaum rührten.

„Mir schien," sagte die Mutter, „man sah so wenig — aber doch — mir schien: die Kleine gleicht Malte ganz und gar."

„Nein. Nicht ein bißchen. Du wirst es morgen sehen."

Der Ton, in dem die Ähnlichkeit abgeleugnet wurde, tat der alten Frau unbestimmt weh.

„Gott, mir war, als seien sechsunddreißig Jahre versunken, und mein Malte läge wieder in seinem Bettchen vor mir."

Und sie trocknete ihre Tränen.

Jutta schwieg.

Nun fing die Mutter ein eifriges Fragen an. Unter



ebenso eifrigem Essen. Denn sie war schon früh am Tage fortgereist und hatte ihrem Proviant, den sie im Körbchen mit sich führte, nicht recht zusprechen mögen, weil ihr beim Fahren und in der Aufregung der Appetit vergangen war.

Alles wollte sie nun wissen: wie das Kind gehalten werde, und ob es schon mit seinen Fingerchen greife. Wieviel es wöge, und ob es die Nächte durchschliefe. Ob es tags viel schreie und reichlich in die Luft komme.

Juttas Briefe an die Mutter waren in den letzten drei Monaten nichts gewesen wie Tagebuchaufzeichnungen über jede das Kind betreffende Kleinigkeit. Die alte Frau war also unterrichtet. Aber das Thema hatte ja seine Unerschöpflichkeiten. Mit Kameradenfrauen, die gleich ihr junge Mütter waren, konnte Jutta es endlos besprechen.

Dies nun war Maltes Mutter. Und sie hatte ein Recht, ihr heißes Interesse an diesem jungen Leben in dringlichen Erkundigungen zu betätigen.

Sie hatte ein Recht.... Das sagte Jutta sich, das wußte sie — es war die einfachste, naturgemäße Tatsache von der Welt. Und dennoch war es gerade dies A n r e c h t, gegen das sich in Juttas Herzen ein undeutliches Gefühl wehrte.

Unruhig, von grenzenlosem Erstaunen auf das Schwerste bedrängt, fand sich die junge Frau der alten Frau gegenüber nicht zurecht.

Seit einem Jahr, genau seit dreizehn Monaten, hatten sie sich nicht gesehen. Eine Frau von Sechzig verändert sich in einem solchen kurzen Zeitraum nicht mehr. Ihr Wesen ist vom Leben schon so festgefügt, daß keine Linie mehr ins Schwanken kommt.

Hab ich denn damals andere Augen gehabt? fragte sich Jutta.

Sie konnte sich nicht mehr vorstellen, daß sie damals, in glückseliger Dankbarkeit, zärtlich, voll kindlicher Ergebenheit, sich an diese Frau geschmiegt.

Nun, damals war die Frau die Mutter des geliebten, ersehnten Mannes gewesen — und die Sehnsucht nach dem Sohn hatte um seine Mutter einen verklärenden Schimmer gewoben. Und das unklare Gefühl: als habe die Mutter den Sohn wegzuschenken, als sei sie die Glückspenderin — dies überkommene Restgefühl von dem uralten, primitiven Wissen mütterlicher Oberhoheit, das hatte die Braut blind und demütig gemacht....

Das dachte Jutta ungefähr. Ihre in Leid und Kämpfen reifer und dennoch zugleich krank gewordene Seele begriff den Wechsel....

Die alte Frau hatte sich gewiß nicht verändert.

Nur die Augen waren andere geworden, die sie sahen.... Und die Zusammenhänge waren andere....

Und dann: Jutta fühlte, daß diese Mutter hier saß als Sachwalterin des fernen Sohnes.... Hier saß, fast an seiner Statt.

Jutta starrte sie an — sie forschte in dem alten Gesicht.

Ja, das waren die gleichen aufmerksamen Augen, die Malte hatte... das die gleiche Form der Stirn, obschon ihre Breite bei der Frau durch die glatten, gebogenen Scheitel etwas verdeckt wurde; das seine gerade Nase und sein länglich rundes Wangenprofil. Und da war auch ein Klang in ihrer Stimme — oder vielleicht nur die Übereinstimmung im Gebrauch dieser und jener sprachlichen Wendung....

Das wunderbare Spiel der Ähnlichkeiten äffte — gab seine ironischen Späße zum besten ... holte die wenigst ansprechenden Züge des einen Menschen herbei, hielt sie neben die gewinnenden des andern und zeigte auf, wie sie sich glichen. Und entadelte....

„Kind, was siehst du mich denn so an?"

„Wie sehr du Malte gleichst...", meinte Jutta mühsam.

„Ja," sprach die Mutter stolz, „man hat es mir immer gesagt."

Die Äußerung hatte der alten Frau sehr wohl getan. Das bedeutete ihr: Bewunderung! Liebe! Und machte ihr das Herz wieder wärmer und freier.

Denn auch sie war benommen und beklommen — von Viertelstunde zu Viertelstunde mehr. Sie klammerte sich aus Verlegenheit an das Kinderpflegegespräch — nicht als ob es sie nicht von ganzem Herzen interessierte — o nein. Aber sie wußte ja aus den Briefen alles... und man konnte noch so viel davon sprechen... es gab andere Dinge, die im Moment stärker auf der Zunge brannten: wann Jutta reisen wolle? Ob sie sich nicht unaussprechlich freue? Ob der Gedanke dieser Reise in Juttas Herz entstanden sei, weil sie sich zu sehr nach dem Mann sehnte? Oder ob Malte den Wunsch gehabt habe, weil er es nicht mehr ohne Jutta aushalte?... Das wollte ihr mütterliches Gemüt wissen. Sie wollte in die Seele der Tochter hineinsehen und die Leiden, Seligkeiten und Sehnsüchte junger Gattenliebe nachempfindend mitgenießen. Ja, das wollte sie: von der Liebe und der unzerstörbaren Zusammengehörigkeit ihrer Kinder viel erfahren — weil ihr das eine schöne Ernte eigener Lebensmühen schien....

Ein Anspruch auf viel Rührung war in ihr.... Und der blieb unerfüllt....

Da war irgend etwas in Juttas Wesen, was ihr neu deuchte, fremd, abweisend — trotz all der zärtlichen Fürsorge, die in der feierlich anmutig hergerichteten Fremdenstube, im festlichen Abendtisch, in jedem Wort voll Aufmerksamkeit sich kundgab.

Die Mutter staunte auch ihrerseits in wachsender Unsicherheit die Tochter an.

Wie hatte Jutta sich entwickelt! Nun, das war natürlich! Man hatte sich zuletzt am Hochzeitstage gesehen. Inzwischen war dieses schöne, begabte Geschöpf Frau und Mutter geworden, und die aus dem Beruf des Mannes herausgewachsenen Umstände hatten ihr auch auferlegt, sich in Zeiten allein zurechtzufinden, wo ein junges Weib des Gatten besonders bedarf.

Die Mutter hatte es ja auch aus den Briefen herausgefühlt, daß in Juttas Gemüt keine klare Zuversicht sei. Sie kränkte sich, daß die Tochter nicht nach ihr rief. Aber sie legte es sich, und vor allen Dingen vor ihren guten Bekannten daheim legte sie es so zurecht: Es ist schonendste Rücksicht, Jutta fürchtet, durch ihren Kummer mich mit kummervoll zu machen.

Denn im Grunde genommen dachte sie immer mit einigen zagen Hühnergefühlen an den Sohn, der auf



fernen Meeren mit seinem Schiff schwamm. Und ihr war eine so weite Trennung jedesmal etwas Fantastisches gewesen, unter der sie litt. Sie stellte sich deshalb den Zustand Juttas als den einer beständigen, ängstlichen Ruhelosigkeit vor.

Aber nun kam ihr die Empfindung: diese Entwicklung hatte sich nicht auf der geraden, gegebenen Linie bewegt. Sie spürte mit der im Untergrund aller Mutterherzen sprungbereit liegenden Eifersucht, daß in Juttas Gemüt Zustände waren, die sie, die Mutter, nicht verstehen und erkennen konnte, und die allein schon deshalb ihr bedrohlich schienen und sie mit feindseligen Vorurteilen erfüllten.

Die Mutter hatte gar nichts anderes erwartet, als daß Jutta ihr schon im Wagen um den Hals fallen und vor Freude glühend sagen werde: Ich soll zu ihm reisen! Ist es nicht himmlisch?

Kein solcher Ausbruch hatte stattgefunden. Im Gegenteil war etwas in Juttas Wesen und in der Art, wie sie in den Gesprächen an der Hauptsache vorbeiglitt, daß die Mutter sich noch nicht einmal getraut hatte, ihrerseits davon anzufangen.

Aber nun, nach der Äußerung über die Ähnlichkeit, nun nahm sie sich ein Herz.

„Liebes Kind," begann sie und faltete dabei auf das sorgsamste ihre Serviette zusammen, um sie dann in den silbernen Ring zu stecken, „liebes Kind — das ist ja wohl kein kleiner Entschluß? Malte schrieb so kurz und bündig davon. Bloß so ungefähr: hol das Kind, Jutta soll gleich zu mir kommen, wir können uns in Hongkong treffen. Aber wenn man zu seinem liebsten Mann reisen kann, ist ja alles egal: Seekrankheit und die weite Tour. Wirst du seekrank? Du bist doch mal als Backfisch mit deinen Eltern nach Schottland gefahren und nach 'm Nordkap."

„Das wäre ja egal", sagte Jutta zerstreut.

Die alte Frau wischte sich die Lippen nochmals mit der vom Ring zusammengehaltenen Serviettenrolle ab, legte sie dann entschlossen hin und fuhr eifrig fort: „Du kannst mir Baby ruhig anvertrauen. Das weißt du ja auch. Zu meiner Zeit waren andere Methoden. Aber ich werde mich ganz an die halten, die du bisher mit Baby befolgt hast. Frau Oberst Ruhland wunderte sich immer so. Ihre Enkel werden immer das erste Jahr in Kleie gebadet. Nun kann sie mal sehen, daß ein Kleines auch ohne das stramm wird. Frau von Brechta ist ganz gegen Baden. Ihre Enkel werden bloß kalt abgewaschen. Sie sind aber auch skrofulös. Wir sprechen oft bei unserer Whistpartie von diesen Sachen. Man kann ja verschiedener Meinung sein. Aber das muß ich doch mal sagen: du glaubst nicht, wie rechthaberisch die Brechta wird. Was ihre Kinder und ihre Enkel haben und tun, ist immer besser als das, was unsere sind. Ja...."

Diese Worte stießen für Jutta kein Fenster auf, durch das sie hineingesehen hätte in ein rührendes kleines Idyll, wo alte Frauen, Daseinskämpferinnen a. D., ausgeschaltet aus allem weiblichen Erleben, von fern in bescheidener, vielleicht auch stillschmerzlicher, entsagender Zuschauerfreude ihrer Kinder und Enkel Tage in endlosen Gesprächen nachkosteten. An diesem Whisttisch, dessen blanke Platte die starkgeaderten, blassen, alten Hände, die die Karten hielten, widerspiegelte. Und wo eigentlich jede Frau nur Monologe sprach und den Reden der Genossinnen nur scheinbar aufmerksam zuhörte, um damit für die eigenen Mitteilungen Aufmerksamkeit zu erkaufen.

Nein, Jutta dachte nur in flüchtiger Verwunderung, was diese fremden alten Frauen mit ihrem Kinde zu tun hätten. Und sie fühlte: sie müsse sprechen.

„Mutter," sagte sie sanft, „es ist noch nichts entschieden."

Die Mutter öffnete den Mund.

„Wir sprechen morgen darüber," fuhr Jutta fort, „ich glaube nicht, daß ich es über das Herz bringe, mich von meinem Kind zu trennen. Und auch sonst...."

Die Mutter kannte nur ganz einfache Gefühlzustände. Für sie bestand das Leben eigentlich aus lauter Vierecken, die man, gleich Mauersteinen, glatt auseinander bauen kann.

Diese Äußerung war ihr gar nichts Rätselhaftes. Sie sah sofort einen Haufen Gründe, die ihr auch Juttas verhaltenes, unfreies Wesen mit einem Schlag klar machten.

Mit Blick und Rede drang sie nun auf Jutta ein, sehr lebhaft, gar nicht beleidigt, sondern voll Gerechtigkeit.

„Fühl ich dir nach, Kind. Ganz und gar. Du denkst: was wird Mutter für Last haben, sie ist es nicht mehr gewohnt mit so einem Kind! Und du denkst, das kostet Mutter ja auch zu viel, denn die Martha muß doch mit. Und du meinst auch: so 'ne Reiserei nach China ist zu teuer, man darf sich solchen Luxus für sein Gefühl mit gutem Gewissen nicht gönnen, man muß tapfer sein. Und du bildest dir ein, nachher schmeckt das Alleinsein doppelt schlecht, und fürchtest: wer weiß, vielleicht kann ich's dann nochmal erleben müssen, ein Baby zu bekommen, wenn mein Mann fern ist. Aber sieh mal...."

Und nun widerlegte sie selbst all diese einfach derben Gedanken, die sie für selbstverständlich als die die Tochter beherrschenden annahm, und verbreitete sich darüber, daß es ihr keine Last, sondern ein unaussprechliches Vergnügen sein solle; daß man ja die Mehrkosten ihres Haushaltes , die entständen, ganz ungeniert verrechnen könne; daß junge Leute, die sich liebten, auf ein paar tausend Mark nicht sehen sollten, um so weniger, als sie es doch dazu hätten. Und zu dem letzten Punkt der Erwägungen, die sie bei Jutta vermutete, brachte sie allerlei Beispiele vor von Frauen, die sich durch den unruhevollen Beruf des Mannes drei- und viermal hintereinander in ihrer schweren Stunde allein gesehen....

Ihr Leben war klein und eng. In solches Leben drängt schon die Notwendigkeit, alles mit plumper Genauigkeit zu erwägen....

Und aus dieser ihrer Gewöhnung heraus sprach sie eifrig, gutherzig, voll Verstand... dem freundlichen Hühnerhofverstand... für den es innerhalb seines Gitters keine Diskretion und außerhalb keine Bewegung und Wichtigkeit mehr gibt....

Dem Strom dieser Redeflut, die aus dem Ackergelände einer platten Auffassung sich heranwälzte, fühlte Jutta sich nicht gewachsen. Wie hätte sie ihm begegnen sollen? Mit dem Geständnis ihrer Unklarheiten und ihrer Not?



Der bloße Gedanke erschien hiernach beinah grotesk....

„Morgen, Mutter, morgen", sagte sie matt.

Und in der Nacht lag sie und sann den Brutalitäten der Entwicklung nach.

Ist denn von Mensch zum Menschen keine Sicherheit? Stellt die Trennung jeden in ein anderes Licht?

In uns bleibt das Bild des Fernen fest.... Er aber ändert sich — und kehrt er zu uns zurück, so stimmt sein Gesicht und Wesen nicht überein mit dem Bild von ihm, das unsere Seele in sich trug.

Oder ist es noch anders: wandelt sich in unserm Gedächtnis alles leise und stetig? Gibt es da ein geheimes Wachsen und Umgestalten? Geht es über unsere Kraft, eines Menschen Wesen in klaren und genauen Farben in uns lebendig zu erhalten? Ändern wir es unbewußt, im Maß, wie wir uns selbst ändern und weiterwachsen? Passen wir die Fernen uns etwa an? Nur um sie auf unserm Weg mitnehmen zu können — um sie nicht zu verlieren?

Käme das nicht darauf hinaus, daß man die Fernen nur als Herzensbesitz behalten kann, wenn man sie niemals wiedersieht?...

Die Trennung zerreißt jedes Band.... Zerrissene Bänder kann man wieder zusammenknüpfen... ja — es ist dann aber kein glattes, festes Band mehr — es ist eben ein Knoten darin....

So grübelte Jutta und konnte es nicht begreifen, daß diese brave, prächtige Frau, daß sie die teure, gütige, aufopfernde Mutter aus den Tagen sehnsüchtigen bräutlichen Glückes sein sollte.... Und es wirkte aus ihrer Erscheinung, aus ihren Gesten, Blicken, Worten noch so vieles peinvoll auf Jutta hinüber....

Die Ähnlichkeit mit dem Sohn war es — kleine, ungünstige Ähnlichkeiten — am Mann Züge, die sich ganz unauffällig oder gar harmonisch in seine Art eingefügt hatten — die, ins Weibliche, Gealterte, Vernachlässigte übertragen, aber nicht sympathisch berührten — die man übersehen hätte, wenn sie nicht eben durch die Anklänge aufgefallen wären....

Und Jutta fragte sich mit Entsetzen: „Wenn ich ihn wiedersähe, sähe ich ihn dann auch anders... als damals...."

In Tränen ausbrechend, drückte sie ihr Gesicht in das Kissen. Sie begriff: alles war noch unklarer und drohender geworden. Es war beinah, als wenn die Mutter mit ihrem breiten, nüchternen Wesen sich vor das Bild des Sohnes stellte, das, ach — nur noch ein unsicherer Schatten gewesen war... und nun gar nicht mehr zu erfassen schien....

(Fortsetzung folgt.)

Ruf des Schicksals.

Mein Schicksal hat mich gerufen.
Ich folge ihm.
Und steige die erzenen Stufen
Empor zu ihm.

Dort thront es in Tempelschweigen,
Ich knie hin
Und lege mit betendem Neigen
Mein Leben hin.

Da sah ich die Wände erglühen
In Flammenschein,
Und kreisende Funken umsprühen
Den Altarschrein,

Darinnen sterbend mein Herze
Den Flammentod —
Da wurden in bitterem Schmerze
Die Augen rot...

Dann hab ich mein Leben genommen
Aus Schicksals Hand
Und bin damit wieder gekommen
Ins Menschenland.

Walter Wilh. Rauer.

Erinnerungen an Zermatt.

Von Maud Wundt. — Hierzu 8 photographische Aufnahmen von Wundt.

Durchs Alpenhochtal muß ich gehn
Zur höchsten Firnenflamme,
Dann fühl ich's durch die Seele wehn,
Daß ich dem Licht entstamme.

A. Renk.

Wohl zwanzig Jahre sind verflossen, seit ich zum erstenmal durchs Zermatter Hochtal ging, das für mich wie für so viele andere das Hochtal werden sollte. In mehrwöchigem Aufenthalt auf der schönen Riffelalm bewunderte ich damals die gigantischen Zermatter Bergriesen, vor allem das Matterhorn, das mir zum Fenster hereinblickte und morgens und abends seine lockenden Grüße entsandte. Ich kannte kein größeres Vergnügen, als durch das vor dem Hotel stehende Teleskop seine Besteiger zu verfolgen, die scheinbar wie die Fliegen an den steilen Wänden emporkrabbelten und auf dem Gipfel die Hüte schwenkten, die Welt hier unten grüßten. Ja, wer das auch tun könnte! In dem jungen Mädchenherzen erschien das wie eine wunderherrliche Tat. Es war der Traum meiner Jugend.

Schnell verflogen dann die Jahre, und der Tag kam, wo ich wirklich dort oben stand — auf der Hochzeitsreise. Nicht etwa, daß ich meinen Mann deshalb geheiratet hätte! Er hat mich auch auf ungezählte andere Berge geführt, aber da auch ihm das Matterhorn vor allen andern kam, so machten wir damit den Anfang, den allerersten Anfang in meinem bergsteigerischen Leben, trotz Mahnens und Abredens von allen Seiten. Und es ging über Erwarten gut. Freilich, kurz ehe wir nach manchen Anstrengungen und Gefahren den stolzen Gipfel betraten, trat plötzlich völlig unerwartet Nebel ein, der nicht allein jegliche Aussicht versperrte, sondern auch bald in ein fürchterliches Unwetter überging, das mit Blitz und Sturm, Schnee und Hagel unser Leben bedrohte und die äußerste Anstrengung verlangte, als wir



den Weg in die bewohnte Welt wieder erzwingen wollten. Es war eine jener tückischen Launen des Berges, die er so oft hat, die man ihm, ich möchte sagen, schon äußerlich ansieht, und die schon manchen das Leben gekostet haben. Nun, acht Tage später standen wir wieder oben, und zwar diesmal bei herrlichstem Wetter, und konnten die schöne weite Welt zu unsern Füßen bewundern.

Und steh ich am vereisten Knott,
Vom Sonnenglanz umflossen,
Mit Feuerarmen hält mich Gott
Ans Vaterherz geschlossen. A. Renk.

Auch noch etwas anderes tritt hinzu.

Es ist eine bekannte Seemannssage, daß jedes Schiff eine Seele habe, die in gewissen Augenblicken sich auch der Besatzung mitteilt. Etwas Aehnliches fühlt der Bergsteiger mit seinen Bergen, die für ihn manchmal, mit einer Art von Wesensinhalt erfüllt, gewissermaßen Aeußerungen eines Gedankens, einer Idee sind. Diese Idee fühlt er, wenn er mit dem Berg kämpft, nimmt sie in sich auf, wenn er ihn besiegt hat, wenn er den Fuß auf seinen Gipfel setzt.

Was ist nun die Idee des Matterhorns?

Stolz und trotzig, ein Bild einsamer Größe, sieht man von Zermatt aus den Berg in die Lüfte ragen. Genossen hat er hier nicht. Die zeigen sich erst, wenn man an den Hängen des Tales hinaufsteigt. Aber je höher man steigt, um so mehr reckt und streckt sich auch das Matterhorn aus seinen weiten Gletschergefilden, seinem strahlenden Königsmantel heraus, alles überragend und durch seine Eigenart den Blick vor allem andern auf sich ziehend. So wird es das Wahrzeichen der Umgebung, der Herrscher von Zermatt, dem gegenüber auch der an sich höhere Monte Rosa entfernt nicht aufkommen kann.

Umgekehrt ist es, wenn man sich auf seinem Gipfel befindet. Einsam ragt der eisige Block in den blauen Aether hinein. In furchtbaren Steilabstürzen fallen seine Hänge ringsum in die schauerlichen Tiefen. Nur eine kurze Strecke weit sieht man an ihnen hinab, dann kommt das Bodenlose, und es ist, als hebe sich der Gipfel mit einem über diese ganze in Schnee und Eis erstarrte Welt hinaus. Ein Gefühl unendlicher Einsamkeit möchte einen erfassen, aber der Stolz, mit dem mächtigen Herrscher eins zu sein, ist dazu viel zu groß.

„Dies alles ist mir untertänig!" Das ist das Gefühl, das man dort oben hat. Wohl ist es vielleicht Vermessenheit, aber es ist jedenfalls, und so etwas vergißt man nicht.

Was Wunder, daß wir nun auch unser Reich kennen lernen wollten und mit der Zeit auch die benachbarten Riesen bezwangen, um von ihnen aus unserm Berg zuzujubeln. Und was wir da sahen, gehört zu dem Schönsten, was es in den Alpen gibt, denn nirgends findet man den trotzigen Mut, der die Berge schuf, so ausdrucksvoll verkörpert wie hier, nirgends solch ausgesprochene, eigenartige Bergindividualitäten, so daß man ruhig sagen kann, daß das Matterhorn ein König unter Königen ist.

Betrachten wir uns z. B. die Zermatter Nachbarschaft von der Wellenkuppe aus, einem der zahlreichen Aussichtsberge der näheren Umgebung, so sehen wir das im Hintergrund befindliche Rothorn als einen pittoresken, überaus kühnen Felszacken von außerordentlicher Schlankheit und Regelmäßigkeit. Ihm gegenüber steht das Matterhorn mit seiner übergewaltigen, düsteren Nordwand, und unmittelbar vor uns haben wir das mächtig gezackte Gabelhorn mit seinen prächtigen hängenden Eismassen, hinter denen der pyramidale Klotz der Dent Blanche sich riesenhaft erhebt. Und das alles sind Viertausender.

Nachdem wir so im Lauf der Jahre unser Reich im großen durchforscht hatten, wandten wir uns mit der Zeit wieder dem Matterhorn als unserer ersten Liebe zu, um dort mehr und mehr von dem Detail des Berges gefangengenommen zu werden. Dies war vor allem auf der Südseite der Fall, die wir auch bei unserm ersten Anstieg gewählt hatten. Sie ist wesentlich schwieriger und länger als die gewöhnlich begangene Nordostkante und von überwältigender Großartigkeit. In ungeheuerlichen Formen erheben sich die Zacken und Türme übereinander, haarscharfe Felskämme wechseln mit ausgedehnten Trümmerhalden und wilden Felsabstürzen, gewaltige Kanten treten weit aus dem Berg heraus und gewähren überaus eindrucksvolle Aus- und Tiefblicke, so daß man das Gefühl hat, in einer ganz anderen, gigantischeren Welt zu sein, die sich unwillkürlich auf das Gemüt legt und zum Nachdenken zwingt. Solches Detail gewährt dem Kenner einen ebenso großen ästhetischen Genuß wie die Fernsicht. Ist es doch das Milieu, das uns unmittelbar umgibt, uns seinen Geist einhaucht, uns beeinflußt und erst einen Größenmaßstab abgibt für die Verhältnisse ringsum. Tatsächlich wurden wir von dieser Natur dort oben so fasziniert, daß wir während dreier Sommer je zwei bis drei Tage auf der italienischen Hütte zubrachten, die, 3700 Meter hoch gelegen, eine Art zweiter Heimat für uns wurde. (Eine ältere Hütte befindet sich 100 Meter höher.) Bei einer solchen Gelegenheit war es, daß wir zwei Abgestürzten das Leben retten konnten, während zwei andere allerdings dem grimmen Berg zum Opfer fielen.

Vor zwei Jahren begleitete uns auch unser 11 jähriger Sohn nach Zermatt, und wir verfehlten nicht, ihn etwas von dem Geist des Matterhorns verspüren zu lassen. In einem prächtigen Spaziergang über die schöne Staffelalm und das großartig gelegene Schwarzseehotel ging es hinauf zu der Schweizer Hütte. Unmittelbar dahinter erhebt sich der Berg in senkrechten Felsen. Es ist die Stelle, von der Whymper, der erste Besteiger des Berges, schreibt: „Es schien eine Schranke um ihn gezogen zu sein, bis zu der man gehen konnte, aber weiter nicht. Jenseit sollten Zwerge und Kobolde hausen, der ewige Jude und die Geister der Verdammten." Und diese Geister wälzten angeblich Felsblöcke auf den verwegenen Eindringling herab. Nun, uns genierten sie nicht, und auch der Junge kletterte fröhlich ein Stück weit in die Höhe.

Alles in allem waren unsere Eindrücke dort oben ganz außergewöhnlich stark, und sie wurden noch dadurch vertieft, daß uns Zermatt als Standquartier ebenso lieb wurde wie die große Bergessphinx, die darauf herunter sieht. Der Hauptgrund hierfür liegt darin, daß es seinen Charakter als Bergsteigerzentrum rein bewahrt hat und darum nicht allein einen familiär anheimelnden, sondern auch hochinteressanten Charakter von fröhlich ungenierter Ferien- und Gebirgsluft trägt.

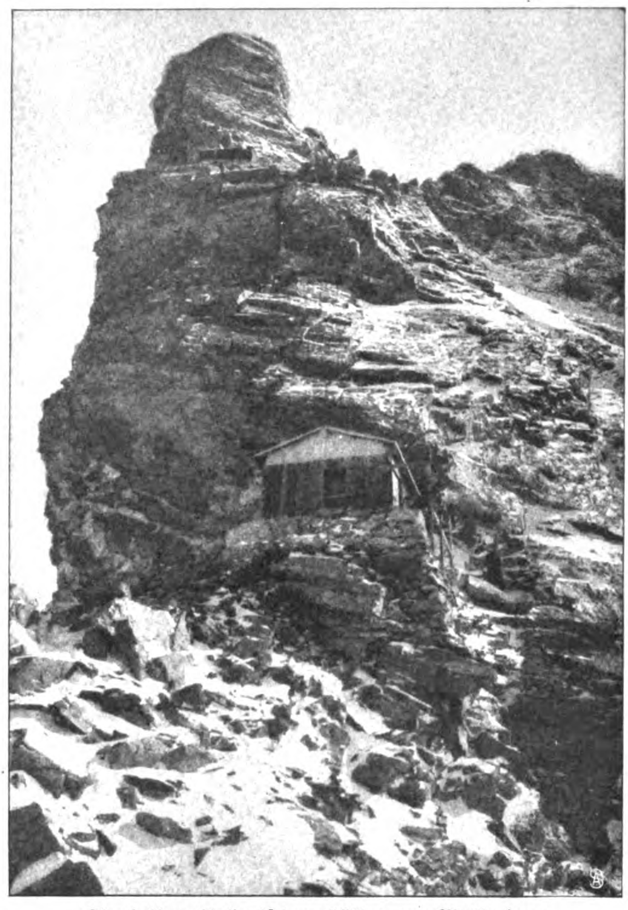
Aeußerlich hat der Ort sich im Lauf der Jahre wesentlich herausgemacht. Der Bahnhof, der sich früher eine Viertelstunde weit außerhalb befand, ist jetzt von Bauten umgeben, und ein neuer Stadtteil verbindet ihn mit dem alten Dorf, in dem die Riesenhotels mit den alterschwarzen Bauernhäusern eng aufeinander stoßen. Ueberall sind Hotels und Läden entstanden, das alte holperige Pflaster, der einstige Stolz des Ortes, ist



Ein junger Bergsteiger: Mutter und Sohn am Matterhorn.



verschwunden, und da und dort erheben sich stattliche Neubauten neben uralten Hütten und malerischen Heustadeln. Ganz wie früher ist der Platz vor dem Hotel Monte Rosa eine Art von Besichtigungsallee, die jeder, der in die Berge geht, passieren muß. Zu beiden Seiten sitzt da das Publikum, lesend oder plaudernd, und beobachtet alles, was vorbeikommt. Oft mit recht kritischen Augen. Erwähnen wir noch die interessanten Gräber der Abgestürzten, das alpine Museum mit seinen Reliefs und Reliquien, den wohlgepflegten Botanischen Garten, das Denkmal Alexander Seilers und die Gemsen und Steinböcke, die auf der Höhe in umzäuntem Raum gehegt werden, so sind die Sehenswürdigkeiten des Ortes erschöpft. Unerschöpflich aber ist das Leben, das hier beständig auf und ab wogt und sich vor allem des Abends bei dem Konzert



Die beiden italienischen Hütten am Matterhorn.

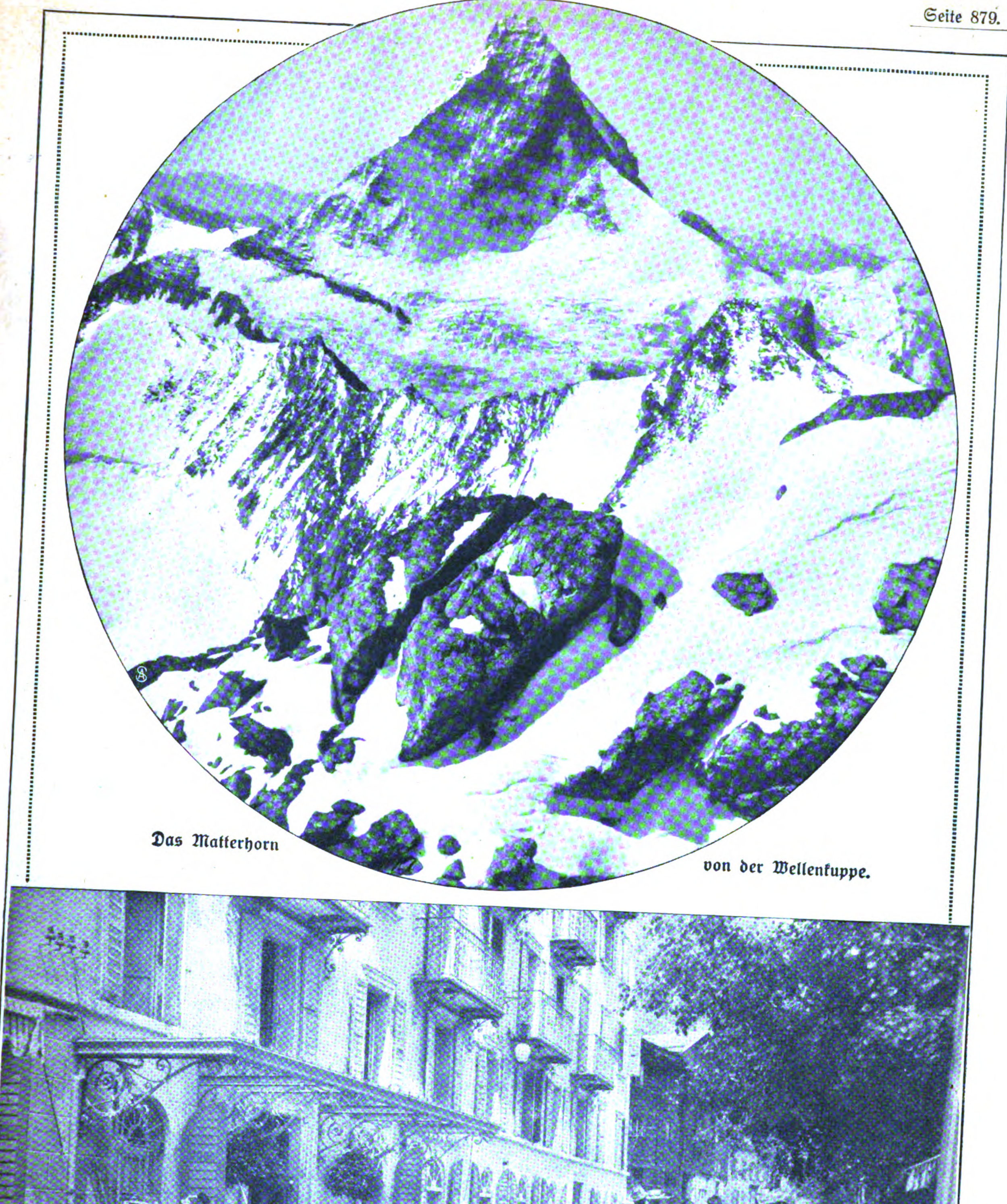
vor dem Hotel Mont Cervin zu einer Art von internationaler Volksbelustigung verdichtet.

Die Veranda vor dem Hotel ist da dicht von Fremden besetzt, und auf dem weit verbreiterten Trottoir stehen noch zahlreiche kleine Tische, an denen man, je nach der Nationalität, seinen Kaffee, Whisky oder Bier trinkt, sich unterhält, flirtet oder der Musik lauscht. Drüben auf der andern Seite der Straße stehen die Führer, verwitterte Gestalten mit scharfen Gesichtzügen, ernst und schwerfällig, mit verhaltener innerer Kraft. Leute von europäischem Ruf sind darunter, die man anstaunt. Seltenheiten! Ein beständiger Verkehr findet da hinüber statt. Man sucht sich seine Leute aus, bespricht sich und trifft Verabredungen für Expeditionen, die oft an den Rand des Menschenmöglichen gehen und Gefahren und Entbehrungen aller Art, ja



Wettertannen auf der Staffelalm.





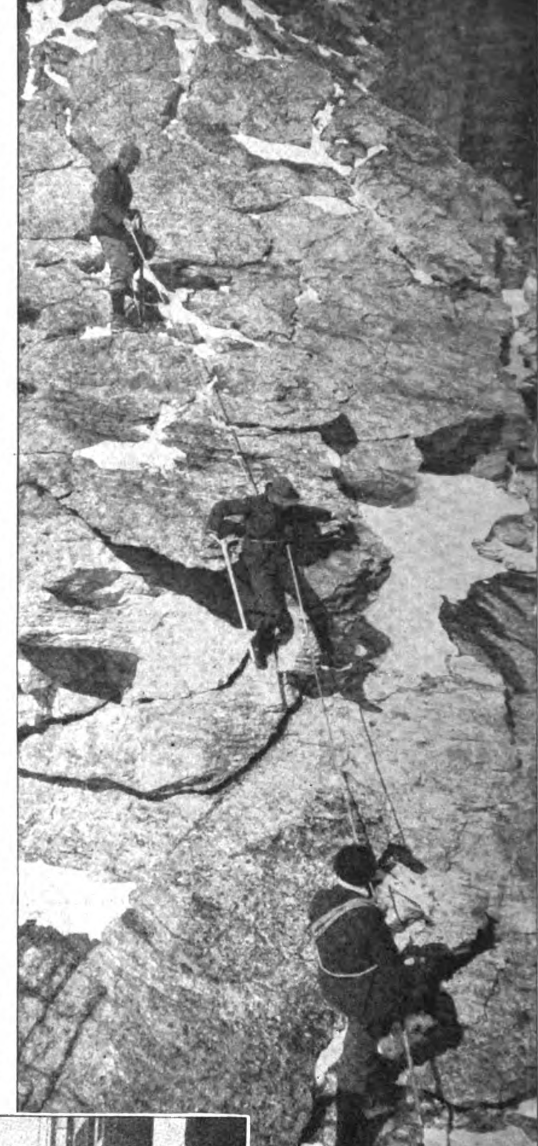
Das Matterhorn von der Wellenkuppe.

Vor dem Hotel Monte Rosa in Zermatt.

den Tod bedeuten können. Auf der Straße aber, zwischen den beiden Polen, wogt die bunte Menge, Fremde wie Einheimische, fröhlich auf und ab, Hotelomnibusse rasseln vorbei, Touristen kommen und gehen, und männiglich freut man sich seines Lebens, denn alles ist losgelöst vom grauen Alltag. Vor Einbruch der Dunkelheit tritt dann ein besonders heiterer Moment ein. Die versammelten Geißen des Orts, die draußen weiden, kommen zurück und ziehen mitten durchs Volk, das lachend auseinanderstiebt, denn die Tiere verstehen keinen Spaß, weder mit seidenen Röcken noch mit Salonbeinkleidern. Ein kleiner Bub mit mächtiger Peitsche führt sie an. Er ist sich, bestaunt von allen Seiten, seiner Würde wohl bewußt, und seine Schützlinge folgen ihm blind.

Während dieser Brauch sich erhalten hat, ist leider eine andere Erscheinung bei diesem Konzert verschwunden: der Schuhmacher visavis, der früher mit philosophischem Gleichmut auf der Straße arbeitete, hat sich eine Werkstätte gebaut, so daß man ihn nicht mehr bei der Arbeit bewundern kann. Der Mann, der die Menschen nach ihren Stiefeln beurteilte, war prachtvoll. Jede Miene, jede Bewegung drückte ordentlich seine Verachtung aus, wenn er ein Paar lange, schmale Stiefel mit hohen, krumm getretenen Absätzen in die Hand nahm. Sehr flüchtig, mit einem breiten Grinsen gab's ein paar Nägel. Klipp, klipp! Die taten's bequem. Gornergrat, höchstens! Und da, braune Chevreau! Was will denn das in den Bergen? Vier Nägel! Wenn das nicht reicht, läßt er's Klettern bleiben, der Grünschnabel! Aber da, ein Paar richtige Bergstiefel, breit, schwer, dicksohlig. Alle Achtung! Da setzte es mit Liebe und Achtung wuchtige Hammerschläge. So was tat man gern. Es war doch ein schöner Beruf, ein interessanter Beruf!

Mit der Zeit kommen dann auch die Bergsteiger zurück, werden bestaunt und bewundernd ausgefragt, was sie alles an Abenteuern erlebt. Freilich, die Dinge nehmen sich hier manchmal ganz anders aus als droben, wo einen niemand sieht und zwei gute Führer einen fest am Seil haben. Nun, lassen wir jedem sein Vergnügen! Was die Umgebung des Ortes betrifft, so ist von den Walliser Bergen, dem Entzücken des Alpinisten, schon genügend gesprochen worden. Weißhorn, Rothorn, Gabelhorn, Dent Blanche, Dent d'Hérens, Matterhorn, Breithorn, Zwillinge, Lyskamm, Monte Rosa, Strahlhorn, Rimpfischhorn und die vielgestalteten Zacken der Mischabel bieten unerschöpfliche bergsteigerische Möglichkeiten. Aber auch für den anspruchslosen Spaziergänger hat die Natur gesorgt wie kaum irgendwo. Da ist die Gorner- und Triftschlucht, der Gornergrat mit seinem überwältigenden Panorama, die prächtige Riffelalm, der schöne Findelengletscher, das Unter-Rothorn, das Triftgebiet mit dem Mettelhorn und der



Wie es manchmal oben aussieht.
Die Führer haben ihren Touristen fest am Seil.



Straße im alten Zermatt.



Ansicht von Zermatt.

prächtigen Höhbalm, von der aus man das Matterhorn und die Eisreviere des Gornergletschers noch schöner vor sich hat als vom Gornergrat. Da ist der Theodulpaß mit der wild gelegenen Gandegghütte und vor allem der prächtige Spaziergang zu der schönen Staffelalm mit den dahinter liegenden weiten Gletschergefilden, der einsame malerische Schwarzsee mit seiner Kapelle und das prächtige Hörnli unmittelbar am Fuße des Matterhorns. Ein Punkt schöner als der andere. So viel läßt sich jedenfalls sagen, daß, wer wie so mancher meint, er kenne Zermatt, wenn er mit der Eisenbahn zum Gornergrat und zurück fuhr, in Wahrheit keine Ahnung davon hat, was alles für prächtige Schönheiten der Ort in sich birgt.

Der Künstlerbund Schlesien.

Von Alfred Georg Hartmann. — Hierzu die Aufnahme auf S. 883.

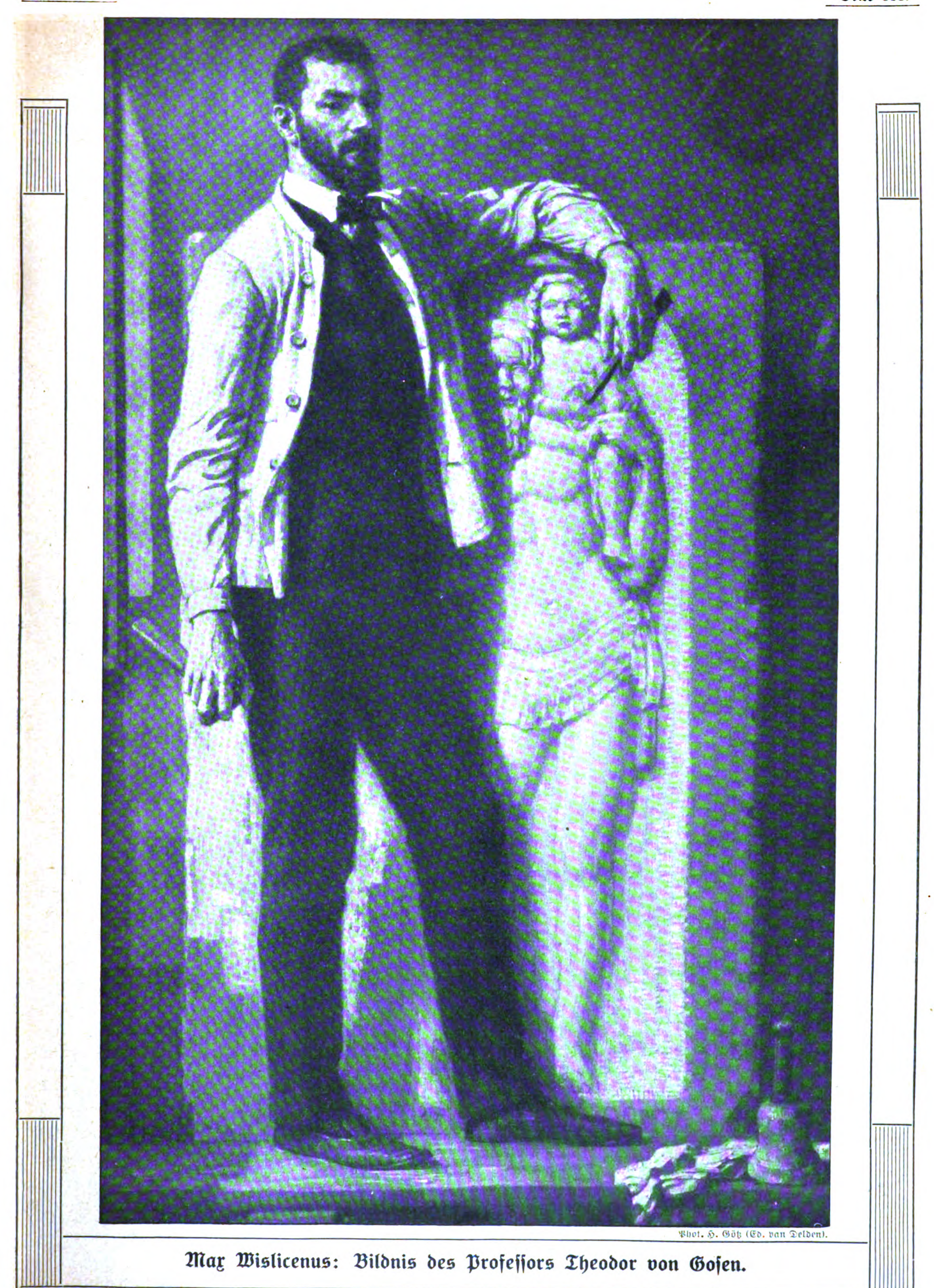
Es mögen ungefähr fünfzehn Jahre her sein, da erregte im Münchner Glaspalast eine Plastik wegen ihres seltsamen Inhalts beträchtliches Aufsehen. Hoch oben auf rauhem Fels stand eine nackte Frauengestalt neben dem goldenen Kalb, und unter ihr rang sich ein ebenfalls nackter Mann beherzt zu ihr empor. Mit bewegter Gebärde griff er nach dem Lorbeerkranz, den die Schöne in der Linken hielt. Aber die Huldin mißachtete des jungen Mannes Wünsche und krönte ihm dafür die Stirn mit einem Dornenkranz. „Der Künstler und das Leben" war der Titel dieses gutgemeinten, pathetischen Werks. Der pessimistische Bildhauer wollte damit sagen: So ist das Leben, und so ist auch die Kunst. Man will das Ideale und erreicht es nicht. Man kämpft und strebt, und mit zerschundenen Gliedmaßen liegt man schließlich am Boden.

Nun, wir wissen alle: das Leben des Künstlers verläuft oft auch anders. Enttäuschungen gibt es wohl immer und überall. Aber schließlich läuft es doch immer darauf hinaus: alles Kämpfen ist eine neue Aussaat zu neuem Reichtum.

Und trotzdem muß ich immer an diese sonst wohl längst vergessene, schlecht und recht gemachte plastische Gruppe denken, wenn ich von der Gründung einer neuen Künstlergilde höre. Die Bedrängnis des Lebens hat zuerst draußen im großen Wirtschaftsgebiet die einzelnen zur Vereinigung geführt, und wie dort aus dem Einzelindividuum die stärkere Masse geworden ist, so bezweckt auch der Künstlerverband als solcher durch den Zusammenschluß Gleichgesinnter ein einflußreiches Erstarken nach außen hin. Er will eine kulturschaffende Kraft sein. In jeder Kunststadt gibt es heute bereits eine oder mehrere Künstlergruppen, die in der Hauptsache den Interessen der Künstler dienen. Zumeist war der erbitterte materielle Kampf der Grund ihres Entstehens, oft wurden sie aber auch gegründet, um für eine höhere Idee den Boden zu bereiten. Eine solche Gruppe mit vorwiegend idealem Einschlag ist der vor zwei Jahren ins Leben gerufene Künstlerbund Schlesien.

Schlesien — das an Natur- wie an alten Kunstdenkmälern so reiche Schlesien — das früher eine den Verkehr wie die Wohlfahrt fördernde große Heerstraße von Osten nach Westen war, ist durch die spätere politische Abschließung seiner Grenzen in gewissem Sinn eine Sackgasse geworden. Das stärkste wirtschaftliche Aufblühen sehen wir heute in Oberschlesien, das, alle Entwicklungsmöglichkeiten unserer Zeit voll ausbeutend, wie eine Art neues Kalifornien sich entfaltet. Und man kann weiter folgern: weil der reiche schlesische Mittelstand nicht besonders stark ist, deshalb sind naturgemäß auch die leistungsfähigen Sammler an Zahl gering. Auch das Breslauer Museum wird durch die beschränkten Mittel noch allzu oft an der Vermehrung seiner Schätze gehindert. Dagegen hat sich Schlesien in der Breslauer Kunstschule einen viel beachteten Mittelpunkt für die Wahrung künstlerischer Interessen geschaffen. Die Saat, die z. B. ein Mann wie Peter Bräuer in eine hoffnungsvolle, junge Künstlergeneration legte, hat bleibende Früchte gezeitigt. Und mit der Berufung des Architekten Hans Poelzig (der, wie hier berichtigt sei, die ihm in Nr. 18 der „Woche" als Erbauer zugeschriebene Talsperre bei Klingenberg in Sachsen nur entworfen hat), des Münchner Bildhauers Theodor von Gosen und des Münchner Malers Hans Roßmann hat die Kunstschule weiter gezeigt, daß sie an der Lösung der neuzeitlichen Probleme wacker und selbständig mitarbeiten will. Ganz zu schweigen von den hervorragenden schlesischen Künstlern, die draußen im Reich den Ruhm der Heimat vermehren helfen, so, um nur einige Namen zu nennen: Martin Dülfer (Dresden), Heinrich Wolff (Königsberg), Fritz Erler (München), Adolf Münzer (Düsseldorf), Erich Erler-Samaden (München) und Lothar von Kunowski (Düsseldorf).

So war es nur natürlich, wenn sich die Schlesier zu einer Gruppe zusammentaten, um durch Veranstaltung von Ausstellungen das Interesse weiterer Kreise auf sich zu lenken. Man ist bei der Gründung der Gruppe, an deren Spitze Theodor von Gosen und Max Wislicenus stehen, von der richtigen Voraussetzung ausgegangen, daß es im Lande genug Leute gibt, denen es eine Herzenssache ist, mit der zeitgenössischen Kunst durch eigene Anschauung in persönliche Fühlung zu kommen. Und deshalb nimmt man statutengemäß außer den Künstlern, die ordentliche Mitglieder sind, auch Kunstfreunde als außerordentliche Mitglieder auf, die durch einen Jahresbeitrag von 20 Mark die Sache des Bundes zu fördern suchen. Damit hat man dann weiter die Idee in unmittelbarem Zusammenhang gebracht, die Ausstellungen auch in der Provinz zu zeigen. Die gegenwärtige Ausstellung in Kattowitz, an der Gosen, die beiden Erler, Graf Leopold von Kalckreuth, Adolf Münzer, Max Wislicenus, Heinrich Wolff, Hans Poelzig, Stadtbaurat Berg u. a. beteiligt sind, verwirklicht diesen Gedanken mit schönem Gelingen. — Dem kunsthungrigen Mann in der arbeitsreichen Provinz erlesene Kunst näherbringen — ist das nicht ein Gedanke, der alles das an einem guten Beispiel praktisch vor Augen führt, was wir uns früher, als das schlichte Kunsterziehungsbäumchen die allerersten Wurzeln schlug, als Ideal gedacht und gewünscht haben? Man braucht deshalb kein Prophet zu sein, wenn man der neuen Gilde ein segensreiches Wirken voraussagt.



Phot. H. Götz (Ed. van Delden).

Max Wislicenus: Bildnis des Professors Theodor von Gosen.

Die Liebe als Kunstwerk.

Eine Geschichte in Tagebüchern. Von Rudolf Lothar.

Schweigend saßen die drei Herren um den kleinen Rauchtisch herum im großen, dunklen Arbeitzimmer. Im Kamin war das Feuer im Verlöschen. Grawein liebte es, in seiner Wohnung einen Kamin zu haben, um mit der lebendigen Flamme zu sprechen. Die hohen Bücherschränke lagen tief im Dämmern, die goldnen Rahmen der Bilder glänzten, die Bronzestatuette des Don Quichotte beim Fenster reckte sich gespenstisch in die Höhe. Paul suchte ihre Umrisse zu erkennen. Fritz sah starr vor sich hin auf den roten Teppich, auf dem breite, schwarze Schatten lagen, und Ludwig konnte den Blick nicht wenden von der geschlossenen Tür. Hinter dieser Tür lag Heinrich Grawein aufgebahrt in seinem Sarg, den hohe Kerzen umstellten. Das Zimmer war ganz voll von Kränzen und Blumen, und die Kerzen knisterten leise.

Hie und da wurde das Schweigen der drei Freunde unterbrochen. Es wurde ein neuer Kranz abgegeben. Wenn die Tür geöffnet wurde, dann drang eine schwere Wolke von dem beklemmenden Duft welkender Blumen herein, und der flackernde Kerzenschein fiel auf den roten Teppich und ließ für einen Augenblick die Einbände der Bücher, die Waffen in der Ecke, all die vielen Bronzen auf Tischen und Gesimsen aufleuchten und schimmern. Dann wurde es wieder dunkel und still, und die drei Freunde verfolgten jeder für sich den gleichen Gedanken.

Warum hatte sich Heinrich Grawein erschossen? Es schien, als hätten alle Götter ihn mit ihrer Gunst beschenkt. Mit jungen Jahren hatte er sein erstes Stück geschrieben, das ihm Erfolg, Ruhm und Geld brachte. Niemand hätte gedacht, daß dieser einfachen Liebesgeschichte eine solche Siegeslaufbahn bevorstünde. Der Direktor hatte es angenommen, weil, wie er sagte, eine Spur von Talent darin lag, aber er hoffte kaum auf mehr als ein halbes Dutzend Aufführungen. Und dann kam der Abend, und es war ein Triumph. Jahre hindurch wurde das Stück überall und überall gespielt, und es brachte seinem glücklichen Autor ein ganz stattliches Vermögen ins Haus. Grawein verstand es, Geld auszugeben. Er war einer von den Glücklichen, denen das Leben eine unbändige Freude macht, einer, der seinen Optimismus an Menschen und Dinge verschwendete, und von dessen Seele jede Sorge abzugleiten schien. Die Jahre gingen, und Grawein schrieb Stück um Stück. Mit wechselndem Erfolg. Die Kritik behandelte ihn immer schlechter. Das Publikum liebte ihn. Es gehörte fast zum guten Ton der Literaten, ihn zu schmähen und seiner zu spotten. Er lachte darüber. Vor einem halben Jahr war sein letztes Stück „Der Brand von Neapel" gegeben worden. Es ging ihm damit wie immer in den letzten Jahren. Die Kritik schrie und ballte die Fäuste, der Abend war unentschieden, und dann ging das Werk doch über alle Bühnen. Seit dem Tage der Premiere hatten die Freunde ihn nicht mehr gesehen, bis die Nachricht von seinem Selbstmord sie ins Haus rief. Ludwig, der Aelteste und Heinrichs Schulkollege, hatte den Schreibtisch durchsucht. In der obersten Lade lagen einige Blätter. Dazu ein Brief Heinrichs an ihn. Dieser Brief lautete: „Lieber Ludwig! Als ich dieses Tagebuch zu schreiben anfing, wußte ich nicht, wohin es mich führen würde. So seltsam es klingen mag — eigentlich ist dieses Tagebuch schuld an meinem Ende. Ich habe mich mit mir auseinandergesetzt, ich habe einen Dialog mit mir geführt, und nun setze ich den Schlußpunkt. Gib zu, daß er logisch ist. Das ist die Rechtfertigung meiner Tat, die ich verlange. Nie war ich ehrlicher zu mir als in diesen Blättern. Lies sie und gedenke meiner in Treuen."

Nun hatten die drei das Tagebuch gelesen, und ihre Gedanken hingen ihm nach. Diese Aufzeichnungen aber seien in folgendem wiedergegeben.

8. Dezember.

Es ist vorüber! Als der Vorhang zum letztenmal gefallen war und ich auf der Bühne stand, hatte ich ein schrecklich peinigendes Gefühl. Ich war verstimmt, verärgert, ohne recht zu wissen warum, denn die Sache war ja gut gegangen. Man gratulierte mir zum Erfolg. Es ist höchst wahrscheinlich, daß das Stück seinen Weg machen wird. Mir scheint es fremd. Wenn ich es nicht geschrieben hätte, würde ich es wahrscheinlich hassen. Ich hatte keine Lust, irgendwo hinzugehen, sondern fuhr nach Hause, setzte mich an meinen Schreibtisch und begann dieses Tagebuch. Warum? Ich bin 45 Jahre alt geworden, ohne ein Tagebuch geführt zu haben, und nun soll ich mich auf einmal mit mir aussprechen? Habe ich mir was zu sagen? Ich bin wirklich neugierig, welche Geständnisse ich mir machen werde.

9. Dezember.

Die Kritik ist miserabel. Das ahnte ich ja. Aber ich denke darüber nach, ob diese Leute nicht vielleicht doch recht haben. Seit Jahren sagen sie mir, ich wäre nur ein Macher, ein Techniker, ein geschickter Baumeister. Ich hätte kein Herz und kein Gemüt. Alle sagen es mir. Warum? Warum soll ich annehmen, daß die Kritiker böswillig, unverständig und blind sind? Warum hasse ich selbst alle meine Stücke, sobald sie auf der Bühne stehen? Wahrscheinlich würde ich alle diese Komödien schonungslos in Fetzen reißen, wenn ich selbst unten im Parkett als Rezensent säße. Warum habe ich Erfolg? Weil die Leute an meinem Namen glauben. Weil ich klug berechne, was auf sie wirkt. Aber eben diese kluge Berechnung beweist ja, daß im Grunde genommen die Kritiker recht haben. Was ist eine Kunst wert, die andere Menschen nicht glücklich macht, nicht erhebt!

12. Dezember.

Ich habe einmal einen Menschen glücklich gemacht! Ein einziges Mal! Ich habe einmal ein Kunstwerk geschaffen! Ein einziges Mal! Ich war einmal wirklich ein Dichter, und das Gedicht, das ich zusammenfügte, war meine Liebe! Damals wußte ich noch nichts von der Bühne. Damals hatte ich noch keine Ahnung von Technik, von Mache und Spannung, und wie die schönen Dinge alle heißen, von denen ich bis heute gelebt habe. Ohne es zu wissen, habe ich bis jetzt immer nur an Martha gedacht. In diesen ganzen 25 Jahren. Es geht einem mit dem Glück ja immer wie dem Reiter auf dem Bodensee. Man weiß, daß es das Glück gewesen ist, erst dann, wenn es hinter einem



liegt. Ich war mit Martha glücklich, weil ich sie glücklich machte. Ich weiß, im Anfang liebte sie mich gar nicht. Sie ließ sich meine Liebe gefallen, sie sah mir zu. Es war ja auch zu töricht! Sie war eine Frau, lebte in Ruhe und Frieden das wunderfriedlichste Leben, und da kam ich junger Fant und wollte mit meiner Liebe in dieses Leben eingreifen. Sie lachte mich aus, und dann gelang mir doch das unmögliche. Es gelang mir, weil die Liebe mein ganzes Leben ausfüllte. Und nur dann ist Liebe etwas wert, wenn sie unser Leben unumschränkt beherrscht. Man kann nicht irgend etwas sein und daneben lieben. Die Liebe läßt einem keine Zeit zu Beruf und Beschäftigung. Kaum Zeit zum Atmen. Und so wurde meine Liebe ein Kunstwerk. Jeden Tag baute ich es neu, jeden Tag baute ich es anders. „Ich liebe dich" sind nur drei Worte, aber unerschöpflich sind die Variationen der Seele über diesen Dreiklang. Ich sagte Martha nichts anderes. Aber ich sagte es so eindringlich, daß es sie schließlich rührte. Und dann geschah das Wunderbare, das Märchenhafte, das, was mir unglaublich schien. Ich sah, wie ein Mensch glücklich wurde kraft meines Willens, kraft meines Herzens. Das ist das göttlichste Schauspiel, das ein Irdischer genießen kann, das ist das Höchste, was uns zu erreichen vergönnt ist. Was wiegt dagegen jede Tat! Glückbringen ist das Höchste, was dem Menschen beschieden sein kann. Und daß ich es vermochte, erfüllte mich mit Stolz, mit einem unerhörten Selbstgefühl. Ich glaubte an mich. Und weil ich an mich glaubte, schrieb ich mein Stück. War das ein seliger Abend! Nicht wegen des Triumphes, der mir unerwartet in den Schoß fiel, sondern wegen Martha, die im Theater saß, die mit mir fühlte, die für mich fühlte. Für sie errang ich den Triumph, ihr legte ich den Kranz in den Schoß. Was man in der Liebe empfindet, ist ja immer die Empfindung des anderen. Nicht das eigene Fühlen, das eigene Glück, sondern das Fühlen des andern, das Glück des andern beseligt und berauscht einen. Nur was man in der Liebe gibt, ist der Liebe Gewinn. — Wie lang ist das schon her!! Martha ist tot, andere Frauen traten in mein Leben, gaben mir, was sie konnten. Was gab ich ihnen?

15. Dezember.

Ich war heute bei Frau Hede Torberg. Warum? Seit Monaten verschob ich diesen Besuch, und schließlich sagte ich mir, er sei eigentlich ganz unnötig. Weil Frau Torberg einmal meine Tischdame war, weil wir viel von Literatur sprachen und sie mich schließlich einlud, sie zu besuchen? Ich hatte die Einladung ganz vergessen, sie wahrscheinlich auch. Aber jetzt in meiner Depression, in meiner trüben und gequälten Stimmung hatte ich das Bedürfnis, mit irgend jemand zu sprechen. Und da fiel mir ihr Name ein. Ich ging hin. Sie war sehr überrascht. Diese Ueberraschung, die unverkennbar war, machte mich verlegen. Ich hatte die Empfindung, als fragte sie mich: Was wollen Sie von mir? Warum kommen Sie? Dann saßen wir einander gegenüber. Ich sah sie an. War sie schön? Ich glaube nicht (es war komisch, daß ich auf diese Frage nicht: ich weiß nicht, sondern: ich glaube nicht, antworten kann). Was mich anzog, waren die sehr großen, sehr schwarzen Augen. Wenn ich ihr Gesicht ansah, sah ich nur ihre Augen. Das Gespräch kam schwer in Fluß. Frau Torberg sprach von ihrem Mann, der nun schon seit Jahren tot war, und den ich flüchtig gekannt hatte. Sie war sehr ruhig, sehr verschlossen. Eine Frau, der scheinbar das Leben nichts mehr bot, die nichts mehr erwartete. Ich fragte sie dann nach dem Grund dieser Resignation. Sie wich mir aus. Das Gespräch verrann, flackerte noch einmal mühsam auf, als wir von meinem letzten Stück sprachen. Sie sagte einige hübsche Worte, aber ich fühlte ganz gut, daß es ihr nicht gefallen hatte. Welch ein Unsinn von mir, diesen Besuch gemacht zu haben! Wir standen auf, Frau Torberg zögerte ein wenig, ehe sie mich zum Wiederkommen einlud. Ich empfand es deutlich, es war nur eine Phrase. Ich gab eine Phrase zur Antwort, und dann ging ich. Natürlich werde ich den Besuch nicht wiederholen.

20. Dezember.

Ich war wieder bei Frau Torberg. Ich mußte doch den ungünstigen Eindruck verwischen, den ich offenbar das erstemal gemacht hatte. Das war der Gedanke des nächsten Tages. Und dann ertappte ich mich dabei, daß ich immerfort an sie dachte. Warum? Ich weiß es jetzt. Gestern wußte ich es nicht. Aber es war wie eine Wette, die ich dem Schicksal anbot. Hatte ich noch die Kraft, einem Menschen Glück zu schenken? Hatte ich noch die Kraft, das Kunstwerk neu zu schaffen, das ich einmal geschaffen hatte? Dann war ja mein Leben nicht nutzlos. Denn jetzt erschien es mir schal und leer, öde wie ein versandender Fluß. Einmal war ich wirklich ein Künstler gewesen. Ich wollte es wieder sein. Ich glaubte — wenige Tage sind es her — daß man sich zur Liebe entschließen könne, wie man sich entschließt, ein Stück zu schreiben. Das ist ja das Seltsame: man liebt bereits und weiß es nicht. Erst heute, als ich ins Zimmer der Frau Torberg trat, wußte ich's. In der Sekunde, als ich ihre dunklen Augen wiedersah. Sie war noch verschlossener als das erstemal. Bei aller äußeren Lebendigkeit. Und ich nahm mir vor, diese Verschlossenheit zu sprengen, diesen Mund lachen zu machen, in diese Augen das Glück zu legen. Gelang mir das, dann war ich wieder der, der ich sein wollte, der Künstler, der das Leben meistert.

Wieder sah ich die Ueberraschung, die verwunderte Frage im Gesicht Frau Torbergs. „Was wollen Sie von mir?" hieß diese Frage. „Ich bin eine Frau, die mit dem Leben abgeschlossen hat, die nichts mehr erwartet. Und warum suchen Sie gerade mich? Ist das ein Spiel, eine Laune von Ihnen? Welchen Zweck soll der Flirt haben?" Da hatte sie recht. Jede Liebe, auch die ernsteste, fängt ja wie ein Flirt an. Ernste Liebe! Das ist wohl zu viel gesagt. Ich glaube nicht, daß ich Frau Torberg liebe. Ich bin gewiß nicht verliebt in sie, denn verliebt sein heißt, toll sein, heißt, den Kopf verlieren, heißt, die Besinnung von sich werfen wie lästigen Ballast. Nichts von alledem ist wahr. Also nur ein Experiment! Nur ein Versuch, um zu sehen, ob ich noch die Kraft in mir habe, aus einem menschlichen Herzen den Funken des Glücks herauszuschlagen. Ich bin unzufrieden mit mir! Die Rolle, die ich spiele, gefällt mir nicht. Und doch gehe ich vorwärts.

21. Dezember.

Frau Torberg hat mir ihr Leben erzählt. Banal und alltäglich. Der Mann war Jahre krank. Nichts in ihrem ganzen Leben, was sie aus dem Alltag hätte herausheben können. Ob sie Sehnsucht nach dem Unerwarteten, nach dem Wunderbaren hatte! Sie weiß es selbst nicht. Die ungesprochene Frage spricht sie jetzt ruhig aus.



„Was suchen Sie bei mir?“ Kann ich ihr die Wahrheit sagen? Kann ich ihr sagen, daß ich den verlorenen Glauben an mich bei ihr wiederfinden will? Den Glauben an die göttliche Kraft des Menschen, an die Promethidenkraft, die vom Himmel das Feuer auf die Erde brachte?

Weihnachtsabend.

Ich sitze allein zu Hause und überprüfe Gedanken und Gefühle. Ich beschäftige mich unaufhörlich mit Hede. Ist das Liebe? Warum sollte ich sie lieben? Sie hat mir kein Wort gesagt, das mir irgendein Gefühl für mich verriete. Ich bin ihr ein Fremder. Ist es nicht doch vielleicht besser, ich gebe das Beginnen auf? Nein, ich kann nicht! Mir ist, als wäre mein ganzes Leben nutzlos und wertlos, wenn ich nicht jetzt den Glauben an mich zurückgewinne. Das ist es, was ich bei Hede suche. Es ist wunderschön, einmal wieder alles auf eine Karte setzen zu können. Ich möchte mich am liebsten auslachen: Ich frage mich immer noch, ob ich sie liebe! Wenn man sich diese Frage tausendmal vorlegt, so kann es darauf nur eine Antwort geben.

1. Februar.

Ueber vier Wochen habe ich keine Zeile geschrieben. Ich kam nicht dazu. Ich wußte es ja. Man kann nicht lieben und nebenbei etwas anderes treiben. Liebe ist Alleinherrscherin und duldet nichts neben sich, nicht einmal ein Tagebuch. Bin ich jetzt im Glück, oder hat mich jetzt das Unheil umfangen? Ich weiß es nicht. Wie ich mir vor vier Wochen darüber den Kopf zerbrach, ob ich Hede liebe, so zermartere ich mir jetzt mein Herz mit der Frage, ob ich glücklich bin. Ich weiß es längst, wie sehr ich sie liebe. So toll, so närrisch, wie ich damals liebte, als ich 20 Jahre alt war. Nein, noch viel mehr! Denn damals hatte ich ja weniger zu vergessen als heute. Um 25 Jahre weniger! Sie ist mein! Warum gab sie mir nach? Weil sie mich liebt?? Weil sie meine Leidenschaft rührte? Weil ich so unerwartet in ihr Leben trat und sie nicht Zeit fand, sich zum Leben zu rüsten? Weil sie begierig war, zu wissen, ob sie noch zu fühlen imstande sei? Ich weiß es nicht! Wann wissen wir je, warum eine Frau sich uns gibt? Warum begnüge ich mich nicht mit der simpelsten Antwort: Sie ist mein, denn sie liebt mich! Damit sollte ich dieses Buch zuklappen. Und keine Zeile mehr schreiben. Aber ist es das, was ich suchte? Ist Hede froh und lachend geworden? Habe ich ihr Herz das Jauchzen gelehrt, ihre Lippen das Jubeln? Habe ich ihre Seele entriegelt und entsiegelt? Sie bleibt still und stumm neben mir. Warum? Kann sie nicht mehr geben? Ist sie nicht zu erwecken, weil keine Freude in ihr schläft?

Im Februar.

Ich hätte ihr nicht sagen sollen, wie sehr ich sie liebe. Ich hätte ihr nicht erzählen sollen, wie diese Liebe entstand, wuchs und über mir zusammenschlug. Ich hätte ihr nicht sagen sollen, daß mein Leben von ihrem Glück abhängt. Nun bin ich mißtrauisch bei jedem Lächeln, bei jedem hellen Ton. Lächelt sie nur, um in mir den Glauben zu erwecken, sie sei durch mich froh geworden? Ist dieses Lächeln nur eine Täuschung aus Liebe? Ich glaube es fast. Denn wenn ich sie unbemerkt beobachte, dann liegen ihre Augen dunkel da wie ein Bergsee im verschlossenen Wald, und ihr Mund ist streng und herb, als wäre jeder Kuß ihm fremd. Sie küßt mich wieder, wenn ich sie küsse. Aber brennt jemals ihr Kuß, wie nur das Glück zu flammen weiß? Ich brauche nur in ihre Nähe kommen, und die ganze Welt rings um mich her ist versunken, vergessen und vorbei. Ihre Klugheit verläßt sie nie. Ich hasse diese Klugheit, die wie ein wachsamer Hund nie von ihrer Seite weicht.

Ende Februar.

Bin ich schuld daran, oder ist sie es? Das Kunstwerk, das ich schaffen wollte, ist mißlungen. Ich wollte den Gott spielen, der einem Menschen ein Stück des Himmels auf die Erde bringt. Ich bin nur ein Mensch geblieben, unersättlich in seiner Begierde und in seinen Wünschen. Wenn ich ihr erzähle, was ich alles von ihr haben will an Glück und Freude, dann sagt sie lächelnd: Du bist ein Egoist! Bin ich das in Wahrheit? Dann wohl ein Egoist wider Willen. Denn ich wollte ihr Glück haben, um meins darin zu spiegeln.

Ist sie dieses Glücks nicht fähig? Das glaube ich nicht. Menschen mit so klaren Augen, mit so gütigem Herzen, mit so starker Seele müssen glücklich werden können. Also warum kann ich ihr das Glück nicht schaffen? Warum gelang mir mein Werk bei Martha? War es damals meine Jugend, die das Wunder vollbrachte? Geschah es, weil man die herrlichsten Schätze dann findet, wenn man nicht nach ihnen gräbt? Oder war es überhaupt nur Täuschung, wenn ich mir einbildete, ich wäre ein Gott gewesen? Martha war es, die mich zum göttlichen Schöpfer der Seligkeit machte. Sie brachte das Licht in meine Seele, meine Seele warf es zurück und träumte davon, selbst die Lichtspenderin zu sein. Als Martha starb, war das Beste an mir gestorben. Und ich wußte es nicht. Mein Glaube war ein Irrglaube, mein Selbstgefühl eine Täuschung, mein Vertrauen in die Kraft meines Herzens eine Lüge, die mir Wahrheit schien. So stürzt alles heute zusammen. Ich werde nie mehr etwas schreiben. Ich weiß nicht, wozu ich mehr lebe. Nur was wir geben können, macht das Leben lebenswert. Ein Wort Hedes fällt mir ein: Den Wert des Geschenkes bestimmt der Empfänger, nicht der Geber, ein Kieselstein kann Gold bedeuten, und Gold kann wertlos sein wie ein Kieselstein. Ich wurde plötzlich sehend. Ich weiß, daß ich arm bin. Ich kann in der Armut nicht existieren.

3. März.

Hede fragt verwundert, was mir ist. Sie versteht meine Traurigkeit nicht und möchte meinen Trübsinn verscheuchen. Wenn sie einmal laut und hell lachen würde, wäre wahrscheinlich alles gut. Ich wollte sie das Lachen lehren, und mein Wille ist kläglich gescheitert. Ich sterbe daran, daß sie nicht lachen kann. Ich wagte ein Spiel, um mich wieder zu gewinnen. Ich habe das Spiel verloren. Alles setzte ich auf eine Karte, und nun habe ich nichts mehr zu verlieren. Ich habe nur einen Trost. Einen bitteren und schmerzlichen Trost: Hede glaubt mir nicht. Sie glaubt nicht, daß mein Leben von ihrem Lachen abhängt. Sie soll es nie erfahren, wie ich daran zugrunde ging, daß ich kein Glück mehr zu schaffen vermag. Zur Sonne wollte ich fliegen, und meine Flügel brachen. Ein Kunstwerk wollte ich schaffen, und die Teile bleiben in meiner Hand. Ich kann nicht leben mit dem Gedanken, daß ich ein Stümper bin . . .

* * *

Immer noch saßen die drei Freunde schweigend im dunklen Zimmer. Paul stieß ein brennendes Scheit in den Kamin zurück, wo es krachend in der Flamme

zusammensank. Ludwig hielt die Blätter des Manuskripts in der Hand, und Fritz sah auf den roten Teppich, über den jetzt bizarre Schatten huschten. Leise ging die Entreetür auf, und eine schlanke, schwarze Dame erschien auf der Schwelle. Es war Frau Torberg! Die drei Herren gingen ihr entgegen. Man begrüßte sich stumm. Unter dem dichten Schleier konnte man das Gesicht Frau Torbergs nicht sehen. Nur die großen dunklen Augen leuchteten im Widerschein des Feuers. Ludwig dachte daran, ihr jetzt das Tagebuch des Toten zu geben. Sie hatte ein Recht, zu wissen, warum Heinrich Grawein gestorben war. Aber wozu? Wozu die Verantwortung auf die Schultern dieser Frau legen? Wozu ihr Leben an den Sarg da drinnen ketten? Langsam löste sich Ludwig von der Gruppe. Indes die beiden Herren die Tür öffneten und Frau Torberg in das Zimmer trat, wo der Sarg zwischen den hohen Kerzen stand, die leise knisterten, warf Ludwig die Blätter des Manuskripts ins Feuer. Sie krümmten sich, lohten auf und verbrannten.

Ludwig trat in das Sterbezimmer, wo der schwere Atem der Blumen sich einem wie eine drückende Last auf die Brust legte. Frau Torberg saß auf einem Sessel und sah starr und ohne Träne auf das schwarze Tuch, das den Sarg bedeckte. Sie weinte nicht. Sie weinte ebensowenig, wie sie früher gelacht hatte. Es gibt Menschen, die ihr Gefühl nicht zeigen können, die es sich selbst nie eingestehen, die reich sind im Bettlerkleid. Das sind vielleicht die wertvollsten und köstlichsten. War Grawein gestorben, weil er nicht ahnte, was er besaß? War er an seiner Blindheit gestorben? Und jetzt erst erfaßte Ludwig das tiefe Mitleid mit seinem toten Freund.

Allerlei belgische Märkte.

Von Dr. Johannes Schürmann.

Hierzu 9 Aufnahmen von A. Pitcairn-Knowles.

Genter Gewebe, Brüsseler Spitzen, Waffen von Lüttich und Baumwollstoffe von Brügge ... Ist es nicht merkwürdig, daß von alters her der Name jeder belgischen Stadt mit irgendeiner besonderen Handelsware unlöslich verknüpft scheint? Und erweckt nicht schon der Name des Landes selbst die Vorstellung von Warenlagern, Kaufhallen und Stapelplätzen, Märkten und Messen? Kaum hat der zweite Leopold, der geriebenste Kaufmann trotz seiner Königskrone, die Augen zugemacht, so ladet des Landes Hauptstadt die Völker der Erde zu einem Fest des Handels und der Industrie, und die erste Regierungshandlung des jungen Königs Albert ist die Eröffnung eines Riesenmarktes: der Brüsseler Weltausstellung. Es ist im kurzen Zeitraum von sechzehn Jahren die vierte, die auf belgischem Boden stattfindet. Welches andere Land würde das wagen?! Aber zwischen Schelde und Maas findet

Der Juwelierladen im Freien.

Der Teppich für die Sommerwohnung.

man es gar nicht verwunderlich; hier ist, was anderwärts als Aeußerung des Luxus gelten würde, eine fast selbstverständliche, aus dem Leben der Nation sich ergebende Forderung. Der Belgier ist Kaufmann von Natur, jeder einzelne fast gehört irgendwo hinein in die Reihe, die beim kleinen Trödler beginnt und beim großen Handelsherrn von Antwerpen endet.

Die Tausende, die in den nächsten Wochen den Brüsseler Weltmarkt besuchen, werden klug daran tun, sich nicht auf das Ausstellungsgelände zu beschränken. Die Ausstellung ist international, für die fremden Gäste zurechtgemacht; Handel und Wandel in seiner belgischen Eigenart lassen sich besser draußen in den Straßen der großen und kleinen Städte studieren, wo auch unser Photograph mit glücklicher Hand gesammelt hat. Da handelt es sich freilich nicht um Millionenumsätze und Riesenbetriebe im Maßstab eines John Cockerill; dafür haben diese „Geschäfte" den Reiz der Intimität, der unmittelbaren Volkstümlichkeit, der malerischen Ueberraschung.

Niederländischer Geschäftsinn paart sich auf belgischem Boden mit der romanischen Neigung, den Verkehr aus den Häusern und Läden hinaus ins Freie zu verlegen.



Flämische Frauen beim Einkauf von Holzschuhen.



Der Leinen- und Spitzenhändler.



Der Herr Gemahl kauft echte Straußenfedern.



Auf belgischen Märkten: Eine unschlüssige Käuferin.

Eine belgische Altstadt ist ein beständiger Basar. So dient die belgische Straße wie übrigens auch die französische in ganz anderm Maß als etwa die deutsche dem „Commerce“ im engeren Sinn, dem Kauf und Verkauf. Das Volk kauft seine Leckerbissen — Weinbergschnecken, Krabben, Miesmuscheln, getrocknete Fische — vom Handkarren, der langsam über den Fahrdamm dahinrollt, und verzehrt dann das Gekaufte der Einfachheit halber auch gleich an Ort und Stelle.

Eine Spezialität, die ich noch nirgends anders als in Belgien sah, ist der fliegende Vogelhändler, der seine gefiederte und zwitschernde Ware den ganzen Tag durch die Straßen spazierenfährt und wenn nicht zahlreiche Käufer, so doch überall ein großes Kinderpublikum um sich versammelt. Papagei und Kakadu müssen massenhaft in Antwerpen importiert werden, sie bilden auch bei den kleinen Leuten einen lustigen Bestandteil des Haushalts. Besonders aber blüht der Kleinhandel mit Brieftauben. Deren Zucht ist zur nationalen Leidenschaft geworden, der jung und alt frönt.



Bei den „Dinanderien“ (Metallarbeiten).

Daß im belgischen Land so viel im Umherziehen verkauft wird, muß wohl in der Psychologie seiner Bewohner begründet sein. Namentlich die flämischen Bezirke entsenden ja nicht nur Krämer und Händler, sondern auch Arbeiter zu Tausenden und Zehntausenden in die Nachbarländer. Die Erntearbeiter, die, ohne ein Wort Französisch zu verstehen, in jedem Sommer in Frankreich einrücken und bis nach Orléans

und Lyon hinunter für geringen Lohn die tüchtigste Feldarbeit leisten, kehren doch jeden Herbst mit den ersparten Fünffrankstücken treulich zu Weib und Kind zurück. Die zahlreiche Kaste derer, die von Jahrmarkt zu Jahrmarkt und von Messe zu Messe ziehen, der sogenannten „forains“, reist meist mit Kind und Kegel in dem bekannten Kirmeswagen, der „roulotte“, die Wohnung, Ausstellungsraum und Laden zugleich ist, wenn man nicht irgendwo länger haltmacht und ein Budenzelt errichtet. Abbildung S 888 zeigt, wie ein solcher Warenwagen mit Leinenstoffen, Decken, Stickereien förmlich umkleidet und angezogen ist, so daß der Käufer gleich das ganze Warenlager vor Augen hat und nach Belieben wählen kann. Diese Jahrmarktleute haben auch ihre standesmäßige Einteilung, ihre Aristokratie und ihr Proletariat: der glattrasierte Charakterkopf, der seine Schmöker ohne weitere Umstände auf einer Mauerbrüstung oder gleich auf dem Trottoir ausbreitet, tut sich was auf seine literarischen Kenntnisse zugute und zeigt uns, wenn wir sein Vertrauen erworben haben, wohl seine teuersten Schätze: echte Elzevir-Ausgaben oder die stattliche Bändereihe des großen Vondel oder die „Chansons Inédites“ des Béranger. Sein Nachbar bäckt mit vollendeter Kunst Waffeln in Schmalz und nennt sich mit Stolz den „doyen de la friture“, was man mit „Dekan der Backkunst“ nur ungenügend übersetzen würde. Wie bescheiden kommt sich dagegen der Besitzer des „meuleken“ vor, des primitivsten, anderwärts unbekannten, ohne jede Mechanik betriebenen Karussells, auf dem die jüngste Jugend des Proletarierviertels zweimal für einen „Cent“ die Runde macht. Da hat der Verkäufer echter und imitierter Spitzen oder gar der Händler mit Straußenfedern eine feinere Kundschaft! Aber auch er hat klein angefangen, denn er ist Algerier, verkaufte ursprünglich Nougat und türkischen Honig in der Hoogstraat, dann illustrierte Postkarten in den Cafés um die Börse, und jetzt ist er ein unbestrittenes Mitglied der Marktaristokratie.

Noch eine ganz besondere Anziehungskraft hat aber solch ein belgischer Wochen- oder Jahrmarkt für den Kenner: das sind die köstlichen Erzeugnisse des belgischen Kunstgewerbes, das in seinen einzelnen Zweigen meist streng lokalisiert und schon dadurch auf den Absatz durch den Wanderhandel angewiesen ist. Schon die Spitzen sind bekanntlich ganz verschieden, je nachdem sie aus Brüssel, Ostende oder Brügge stammen. Die flämischen Tonarbeiten („vlaamsche potterijen“) zeichnen sich durch ihre originellen, häufig ins Derbkomische fallenden, manchmal aber auch überraschend naturwahren Formen und satten Glasurfarben aus. Im Ausland lange nicht genug bekannt und geschätzt sind die getriebenen Metallarbeiten aus der Ardennenstadt Dinant, eine seit Jahrhunderten gepflegte und zu unnachahmlicher Vollendung gebrachte Spezialität, der sich gerade in den letzten Jahren wieder ein paar hochbegabte Künstler gewidmet haben. Es gibt kaum eine alte Kirche in Belgien, die nicht das eine oder andere Prachtstück dieser Art in Leuchtern, Schalen oder Kruzifixen aufzuweisen hätte, oft genug findet man aber auch eine solche alte Kostbarkeit unter altem Eisen, verrosteten Töpfen und anderem wertlosen Trödel. Wer zu suchen versteht und den richtigen Blick hat, kann hier oft für weniges Geld wahre Schätze erwerben.



Gelegenheitskäufe für Bücherfreunde.

Auf der Suche nach Kunstgegenständen.

Jung-Berlin auf Rollschuhen.

Von F. Kester. — Hierzu 8 Aufnahmen des Verfassers.

Daß Spiele und Vergnügungen, denen unsere Voreltern gehuldigt haben, plötzlich wieder aufleben und mit fast magischer Gewalt groß und klein in ihren Bann ziehen, ist nichts Ungewöhnliches. Ein Beispiel hierfür ist auch der Rollschuh, der seit etwa einem Jahr seinen Siegeszug durch Deutschland angetreten hat und durchaus keine Erfindung der neusten Zeit ist. Der Franzose Garcin, der zu Beginn des 19. Jahrhunderts lebte, und der als der beste Schlittschuhläufer seiner Zeit galt, soll die ersten Rollschuhe konstruiert und für sich gebraucht haben, zu dem Zweck, sich während der warmen Jahreszeit in einer dem Eislauf gleichenden Bewegung in Uebung zu halten. Jedenfalls fand Garcin mit seiner Erfindung wenig Anklang bei seinen Zeitgenossen, und erst gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts begann man sich, und zwar vorzüglich in England, für die Kunst des Rollschuhlaufens wieder zu interessieren. Von dort aus fand der Rollschuhsport bald Eingang in Amerika, wo in großartig angelegten Roller-Skating-Rinks bedeutende Kapitalien investiert waren und unermüdlich an der Verbesserung der Rollschuhe gearbeitet wurde. Als dann — ein Ergebnis langjähriger Experimente — die ersten Rollschuhe mit Kugellagern auf den Markt gebracht wurden, war dem Rollschuhsport eine neue Zukunft gesichert. Diese kleinen vierrädrigen Wagen, die, unter die Füße geschnallt, ihren Besitzer mit Windeseile dahintrugen, und die jeder Lenkung nach seitwärts willig gehorchten, zeigten sich dem Schlittschuh durchaus ebenbürtig. Sie hatten noch den Vorteil, daß der Sport, dem sie dienten, leicht zu erlernen war, daß weder Witterung noch Jahreszeit irgendwelchen Einfluß übten, solange nur eine einigermaßen günstige Lauffläche zur Verfügung stand.



Ein doppeltes Vergnügen.



Die beiden kleinen Kavaliere.

In Deutschland setzte die Popularität, deren sich der Rollschuh heute erfreut, wohl mit der Begründung einer Rollschuhbahn im alten Botanischen Garten in Berlin ein, und schnell verbreitete sich der wiedererstandene Sport nicht nur über die Reichshauptstadt, sondern über alle größeren deutschen Städte, und namentlich die Jugend gab sich dem neuen Vergnügen mit Leib und Seele hin. Freilich dürfte es kaum eine andere Stadt der Welt geben, die dem Rollschuhsport solche Chancen bietet wie Berlin. Wenn auch in den ausländischen Rollschuhbahnen die Laufflächen meist aus Portlandzement oder aus Holzparkett hergestellt werden, so verdient nach Ansicht erfahrener Rollschuhlaufer ein Boden-

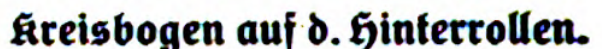


Die „Pistole“ zu zweien.



Die „Flugmaschine“.





Kreisbogen auf d. Hinterrollen.

belag aus gestampftem Asphalt seiner Elastizität wegen doch den Vorzug, und so ist der Asphalt der Berliner Straßen für die Freunde des Rollschuhsports geradezu ein ideales Pflaster. Ein reges Sportleben pflegt sich namentlich in den Abendstunden in der Gegend des Reichstagsgebäudes und in der Siegesallee zu entwickeln, und an den Sonntagen sind sämtliche, durch den Tiergarten führende Hauptwege richtige Tummelplätze der Rollschuhläufer geworden. Freilich: das Auge des Gesetzes wacht, und der Kunstläufer hat hier wenig Gelegenheit,



Vor- und Rückwärtsfahren.

Proben seines Könnens zu geben, will er sich nicht von dem nächsten Schutzmann eine Warnung zuziehen — eine Warnung, die angesichts des in dieser Gegend herrschenden regen Wagenverkehrs nur zu angebracht ist. Freier geht es schon in einigen verkehrsärmeren Straßen Charlottenburgs und der westlichen Berliner Vororte zu. Besonders einige ruhige Seitenstraßen in Schöneberg sowie der neu angelegte Südwestkorso in Friedenau haben sich gewissermaßen zu öffentlichen Rollschuhbahnen herausgebildet, und die Passanten verweilen hier oft in dichten



Der „Schuster“ (Gleiten auf Vorder- und Hinterrollen).



Der „Halbmond“ zu zweien.

Reihen, um die Gratisvorstellungen der Rollschuhläufer zu genießen. In der Tat lassen sich bei der heutigen Konstruktion der Rollschuhe fast sämtliche Bewegungen und Figuren des Kunsteislaufs auf den Rollschuhlauf übertragen. Da ist das Bogenfahren in seinen verschiedenen Variationen, da sind Figuren, wie der Dreier, der Doppeldreier, der Achter, die Schlinge, der Halbmond, und ganz schwierige Kunststücke wie die Pirouette in ihren verschiedenen Ausführungen. Da ist die „Pistole", auch „Kanone" genannt, eins der beliebtesten Kunststücke, das in einem Vorwärtsgleiten auf einem Fuß in hockender Stellung besteht, da sind Kreisbogen auf den Hinterrollen und Tanzbewegungen nach eigener Phantasie — kurz, der Erfindungsgabe des einzelnen ist kein Ziel gesteckt, und die Jugend hat für ihre neuen „Tricks" auch schon besondere Benennungen geschaffen.

Bilder aus aller Welt.

Berlin steht im Zeichen der Regimentsjubiläen. Wir bringen das Bild des Festbanketts, das die ehemaligen und aktiven Einjährig-Freiwilligen des IV. Garderegiments zu Fuß im Kaisersaal des Zoologischen Gartens unter großer Beteiligung vor einigen Tagen veranstalteten. Ein Festprolog, dem drei lebende Bilder folgten, verschönte die wohlgelungene Feier.

Vor kurzem tagte in Berlin der II. Deutsche Cafetiertag; die zahlreich erschienenen Delegierten hielten ihre Sitzungen und wichtigen Beratungen in der Schlaraffia ab.

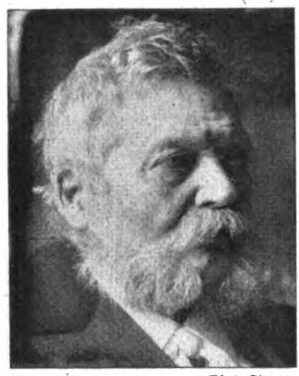
Der Erbauer der ersten Zahnradbahn, System Abt, Geheimer Baurat A. Schneider, verstarb vor wenigen Tagen in Harzburg. Er hatte 1908 seinen 70. Geburtstag gefeiert.

Gelegentlich eines Preisspielens in Moskau ist dem bekannten Geiger Professor Michael Preß der Erste Preis in Höhe von 1500 Rubel zuerkannt worden. Diese Preisbewerbung fand im großen Saal des Moskauer Konservatoriums statt, und zwar zu Ehren des berühmten Violinmeisters Professor Iwan Hrimaly, der in diesen Tagen sein 40jähriges Professorenjubiläum am Moskauer Konservatorium feierte. Die Preisaufgabe bestand im Vortrag eines Violinkonzerts,

Jubelfeier und Festessen der ehemaligen und aktiven Einjährig-Freiwilligen des IV. Garderegiments zu Fuß
im Kaisersaal des Zoologischen Gartens.



Die Delegierten des II. Deutschen Cafetiertages in der Schlaraffia zu Berlin. Phot. Boedecker.



Phot. Simon.

Geh. Baurat A. Schneider †
Erbauer der ersten Zahnradbahn.

einer Soloviolinsonate von Bach und eines Virtuosenstückes. Etwa 3000 Zuhörer wohnten der Preisbewerbung bei.

Ein ganz eigenartiges Frühlingsfest veranstaltete der Hamburger Lokalverein der Deutschen Bühnengenossenschaft. Das Fest wurde an Bord des Hamburg-Amerika-Dampfers „Kaiserin Auguste Viktoria“ abgehalten. Etwa 2000 Festteilnehmer fanden sich ein. Das Schiff war mit allen nur denkbaren Attraktionen ausgestattet, unter denen auch Hagenbecks Tiere nicht fehlten. Den Höhepunkt des Festes bildete um Mitternacht der feierliche Einzug des Königs Mai.

Die Preise, die amerikanische Milliardäre für die Unterhaltung ihrer Gäste zahlen, grenzen an das märchenhafte. Kürzlich sang Caruso bei einer Soiree der bekannten Milliardärin Mrs. Astor 12 Minuten lang für ein Honorar von 12 000 Mark. Für die Minute 1000 Mark! Ein lohnender Beruf!

Fräulein Anna Glenk, Tragödin am Hoftheater in Hannover, wurde von 1912 an der Münchner Hofbühne verpflichtet. Frl. Glenk ist Schülerin von Fr. Reubke-Beylhak. Unser Bild zeigt die Künstlerin als Jungfrau von Orleans.



Prof. Michael Preß,
bekannter Geiger, erhielt in Moskau den ersten Preis.



1. Hermann Nissen. 2. Emanuel Stockhausen. 3. Bürgermeister Predöhl. Phot. Jaap.

Frühlingsfest des Hamburger Lokalvereins der Deutschen Bühnengenossenschaft an Bord der „Kaiserin Auguste Viktoria“.



Ein Konzert bei der Milliardärin Mrs. Astor: Caruso singt zwölf Minuten lang für zwölftausend Mark.

Nach einer Originaltuschzeichnung von Lelong.



Hofphot. Meyer.

Anna Glenk, Tragödin des Kgl. Hoftheaters in Hannover,
wurde für die Hofbühne in München verpflichtet.





Plakette, gestiftet zur Feier des 50 jährigen Bestandes
der Wiener Philharmoniker.

Gelegentlich der Feier des 50 jährigen Bestehens der Wiener Philharmoniker wurde von einem unter dem verstorbenen Oberbürgermeister Lueger zusammengetretenen Komitee eine Festplakette überreicht, die Ludwig Hujer modellierte. Die Vorderseite zeigt die Vindobona, der Musik lauschend. Die Rückseite trägt die Inschrift.

Sein 50 jähriges Dienstjubiläum beging vor einigen Tagen Oberstleutnant z. D. Hugo Freytag in Berlin.

In Bamberg tagte vor kurzem die IX. ordentliche Generalversammlung der bayrischen Lokomotivführer, Dampfbootmaschinisten und deren Anwärter.



Oberstleutnant z. D. Hugo Freytag
feierte sein 50 jähriges Dienstjubiläum.



Generalversammlung der bayrischen Lokomotivführer, Dampfbootmaschinisten und deren Anwärter zu Bamberg.
Phot. Hoeffle, Bamberg.

Schluß des redaktionellen Teils.

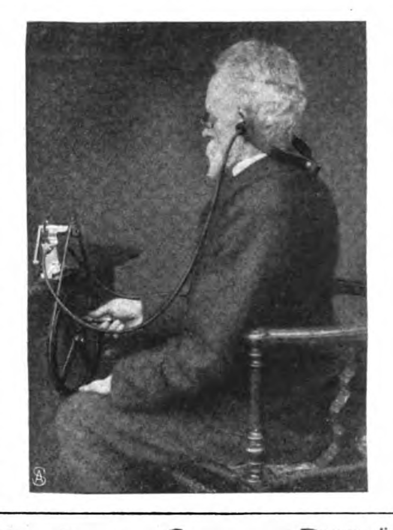


Nach dem heutigen Stande der Wissenschaft ist das nachweislich beste Mittel zur Pflege der Zähne und des Mundes
Odol
Laboratorium
Dresden
Was das Odol besonders auszeichnet vor allen anderen Mundreinigungsmitteln ist seine merkwürdige Eigenart, die Mundhöhle nach dem Spülen mit einer mikroskopisch dünnen, dabei aber dichten antiseptischen Schicht zu überziehen, die noch stundenlang, nachdem man sich den Mund gespült hat, nachwirkt. Diese Dauerwirkung, die kein anderes Präparat besitzt, ist es, die demjenigen, der Odol täglich gebraucht, die Gewißheit gibt, daß sein Mund sicher geschützt ist gegen die Wirkung der Fäulniserreger und Gärungsstoffe, die die Zähne zerstören.

Die Vibrationsmassage des Trommelfells gegen

Schwerhörigkeit, Ohrensausen u. Ohrenleiden

verschiedener Art ist fachmännischen Kreisen durch die Forschungen namhafter Gelehrten längst als ein ausgezeichnetes und wirksames Heilverfahren bekannt geworden. Mit der Hand ist natürlich dem Trommelfell nicht durch Massage wirksam beizukommen. Man ist deshalb auf die Technik und Mechanik, auf Apparate angewiesen. Das Problem eines einfachen, daher nicht zu kostspieligen, soliden, zweckmäßigen Vibrators zur Massage des inneren Ohres ist jetzt gelöst durch den Apparat **„Audito“** der Firma Emil Loest in Duderstadt. Es können damit gleichzeitig beide Ohren oder auch nur eines behandelt werden, auch läßt er sich durch einen einfachen Handgriff auf das kleinste gewünschte Maß von Vibrationsstärke einstellen, wirkt aber auch wiederum bei Starkstellung recht kräftig. Nebeninstrumente oder doppelte Apparate für die verschiedenen Gebrauchszwecke sind unnötig.



Wie mancher glaubt sich hoffnungslos leidend, weil ihm die modernen, wissenschaftlichen Fortschritte in der Ohrenbehandlung unbekannt sind. Pflicht jedes einzelnen ist es deshalb, sich mit den neuesten Errungenschaften und den wirksamsten Behandlungen vertraut zu machen, womit es gelingt, auch noch in veralteten und verzweifelten Fällen das Leiden wirksam zu bekämpfen. Zahlreiche Anerkennungsschreiben von Patienten berichten über staunenswerte Erfolge, welche durch die Behandlung mit diesem Apparat bisher erzielt worden, und bieten neben den Empfehlungen von Autoritäten eine beachtenswerte Gewähr für die hervorragenden Leistungen des **„Audito“**.

Die gerichtlich eingetragene Firma **Emil Loest, Spezial-Institut** in **Duderstadt III am Harz**, versendet auf Wunsch eine ausführliche Broschüre mit Belehrungen und Behandlungsvorschriften für Gehörleidende. Sie haben nur nötig, die Broschüre über **„Audito“ (Deutsch. Reichs-Pat.)** zu verlangen, so wird Ihnen diese vollständig kostenfrei zugesandt.

Schiesse mit Luft!

Von jeher hat der Schießsport eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf alt und jung ausgeübt. Leider war man bisher lediglich auf den Gebrauch der Feuerwaffen angewiesen, die als Uebungs- und Unterhaltungswaffen schon manches Unheil angerichtet haben und ihrer Durchschlagskraft wegen eine starke Quelle der Gefahr bilden.

Ein weiterer Nachteil der Feuerwaffen besteht darin, daß sie nach jedem Schießen sorgfältig gereinigt werden müssen — ein Umstand, der viele an der häufigeren Benutzung der Feuerwaffen hindert.

Mit Freude hat man daher das Erscheinen der Diana-Luftgewehre begrüßt. Das sind Gewehre, deren Geschosse nicht durch Pulvergase, sondern durch Luftdruck getrieben werden. Sie sind außerdem nahezu gefahrlos (erstere Verletzungen sind unmöglich!), schießen geräusch- und geruchlos und brauchen nicht gereinigt zu werden. Zudem ist der Diana-Luftgewehr-Schießsport fast kostenlos, denn 10 Schuß kosten kaum 1 Pfennig. Als Uebungs- und Unterhaltungswaffe ist das Diana-Luftgewehr von geradezu idealen Eigenschaften.



Diana-Luftgewehre sind zwar billig, doch von vortrefflicher und außerordentlich dauerhafter Konstruktion!

Man bekommt Diana-Luftgewehre schon von 3.75 Mark an und hat es infolgedessen nicht nötig, sich minderwertige, wenig haltbare Marken aufreden zu lassen. Jedes bessere Waffengeschäft, viele Eisenwaren- und Spielwarenhandlungen führen Diana-Luftgewehre. Prospekte gratis und franko von der Waffenfabrik Mayer & Grammelspacher, Rastatt 1.







Direkt aus der Fabrik! 33⅓ % Ersparnis. **Kronleuchter** jeder Art gibt erstkl. **Fabrik auch an Private** z. **Orig.-Fabrik-Preisen** ab. Man verlange farbige Phot. unt. **A. S. 2003** Aug. Scherl, Köln.

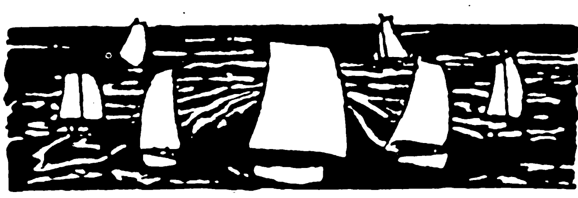
Briefmarken, 15,000 verschiedene seltene gar. echt auch Postkarten versende auf Verlangen zur Auswahl ohne Kaufzwang mit 50—70 % unter allen Katalogpreisen. **M. J. Cohen, Wien II, Obere Donaustr. 45.**



DIE·WOCHE

Nummer 22. Berlin, den 28. Mai 1910. 12. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 22.



Die sieben Tage der Woche.

19. Mai.

Die Erde geht in den frühesten Morgenstunden durch den Schweif des Halleyschen Kometen hindurch. Das mit Spannung erwartete Ereignis ruft nirgends bemerkenswerte Erscheinungen oder Störungen hervor.

Kaiser Wilhelm trifft zur Beisetzung des Königs Eduard in London ein und wird von der Presse mit großer Sympathie begrüßt.

Die russische Regierung legt in einem Communiqué ihre Ansicht über den internationalen Wettbewerb in Persien dar.

20. Mai.

König Eduard VII. von Großbritannien und Irland wird feierlich zu Grabe getragen. An dem Trauerzug nehmen der Deutsche Kaiser, viele andere Monarchen, Prinzen und Staatsmänner teil (Abb. 905—907).

In Bluefields in Nikaragua bringt ein amerikanisches Kanonenboot den Regierungsdampfer „Venus" zum Sinken; zum Schutz der amerikanischen Regierung werden in der Hafenstadt Truppen gelandet.

Die kretische Nationalversammlung beschließt auf den Antrag des Regierungschefs Venizelos, die Mohammedaner nicht mehr zu ihren Sitzungen zuzulassen.

Die Hauptangeklagten in dem sensationellen Tarnowska-Prozeß in Venedig werden für schuldig erklärt und zu Zuchthausstrafen verurteilt.

In Paris erregt die wegen großer Unterschleife erfolgte Verhaftung der Schwester Candide (Abb. S. 912), der Oberin des Tuberkuloseheims d'Ormesson, großes Aufsehen.

21. Mai.

Königin Viktoria von Spanien wird von einem toten Knaben entbunden.

Die eingeschriebenen Seeleute von Marseille beschließen, ihren Streik zu beenden.

Das preußische Herrenhaus nimmt die Wahlrechtsvorlage in wiederholter Abstimmung mit 127 gegen 82 Stimmen an.

Der Aviatiker de Lesseps fliegt von Calais über den Aermelkanal nach Dover (Abb. S. 912).

22. Mai.

Im Gebäude des Reichstags in Berlin wird unter dem Vorsitz des Großadmirals v. Koester die 10. Hauptversammlung des Deutschen Flottenvereins abgehalten (Abb. S. 908).

In Belgien finden Parlamentswahlen statt, die der Regierungspartei geringe Verluste bringen.

In Braunschweig kommt es zu großen Wahlrechtsdemonstrationen.

23. Mai.

Der deutsche Aviatiker Frey fliegt von Johannisthal über die Reichshauptstadt (Abb. S. 910).

Kaiser Wilhelm spricht vor seiner Abreise aus England der Stadt London seinen Dank für ihren herzlichen Empfang aus.

Der griechische Ministerrat ersucht wegen des Ernstes der politischen Lage den König, seine Rückkehr von England nach Griechenland zu beschleunigen.

24. Mai.

In der Calle Mayor in Madrid bringt ein Anarchist eine Bombe zur Explosion.

Die bayrische Abgeordnetenkammer genehmigt einen Antrag auf Erhebung von Eintrittsgeldern für die bayrischen Staatsgalerien.

25. Mai.

Die neue Zirkularnote der Pforte ersucht die Mächte um baldige Regelung der kretischen Angelegenheiten.

Der Kaiser trifft von den Beisetzungsfeierlichkeiten in London wieder im Neuen Palais ein.

Ein Teil der Ortschaft Montenay in der Schweiz wird durch Erdrutsch zerstört.

Die Pariserin.

Von Marcelle Tinayre (Paris).

Die große Mehrheit der Paris besuchenden Ausländer erscheint bei uns mit vorgefaßten Meinungen. Den Kreditbrief an das vornehme Bankhaus hält unser lieber Gast kaum für verläßlicher als die durch Erzählungen guter Freunde, durch pikante Lektüre, den jüngsten Gassenhauer und das Studium allerfeinster Postkarten entstandene Summe seiner Vorstellungen über die Pariserin. Seine Irrtümer nachträglich zu bekennen, wenn auch nur vor dem gar zu milde richtenden eigenen Gewissen, dazu gehört schon ein Grad von Seelengröße, deren nur die geistige Elite fähig ist. Aber kaum einer von Tausenden wird bei seiner Heimkehr die Lust oder den Mut finden, als uninteressanter Parisbesucher belächelt zu werden. Dem Schwätzer lauscht man, dem Aufschneider. Den überlegenen Geist bewundert man, der „das Ganze der Boulevardphilosophie" in einem Ewigkeitspruch heimzutragen vermochte, dem das abschließende Urteil über die Pariserin im Promenoir einer Singhalle, im Machtbereich zweier Dreadnoughthüte sich offenbart hat. Wer älteren Ausgaben gewisser Winkelbibliotheksromane saftige Anekdötchen entlehnte und in moderner Verbrämung als eigene Erlebnisse auszugeben sich anmaßt — selbst-

verständlich mit Vor- und Zunamen der in der „besten" Pariser Gesellschaft verkehrenden Huldinnen — der wird am Stammtisch als Staatskerl gefeiert, der hat seine Zeit im Seinebabel nicht verloren.

Wenn diese Art der Bewertung der Pariserin auf den Kreis der Intimen des Master Littlesmith aus Yorkshire, des Herrn Kanderson aus Göteborg beschränkt bliebe, könnte der Kulturhistoriker achtlos an solchen Albernheiten vorübergehen. Leider aber haben im Lauf der Jahre die Littlesmith und Kanderson Schule gemacht. Ein als Pariserin angesprochenes Phantasiescheusal: Sphinx, Dämon, Sirene, Hexe, Vampir — von den der Menagerie entlehnten Koseworten gar nicht zu sprechen — wird bald heiß begehrt, bald in den tiefuntersten Höllenpfuhl verwünscht. Sache des Alters, des Temperaments und der Gelegenheit. Verspürten doch die Menschen von alters her solchen unwiderstehlichen Drang, ihren Ueberschuß an leidenschaftlicher Einbildungskraft bei selbstgeschaffenen Fabelwesen anzulegen. Die Pariserin will aber kein Idol sein; ebenso höflich als entschieden dankt sie für die Auszeichnung, völlig seitab von den Frauen dieser Welt, als „Kreatur von ganz unheimlichem Reiz", als „Rasse für sich" den modernen Mythenbildern Modell zu stehen.

Und womit beschäftigt sich wohl dieses faszinierende Eigenrasseweib den lieben langen Tag? Weiß man denn Genaueres über die zwischen der Madeleine und dem Bastilleplatz gelegenen, von allen guten Geistern der Wohlanständigkeit verlassenen Unheilstätten, die jene Kreatur von unheimlichem Reiz bevorzugt, wo sie als Herrin haust und hext . . . Die Kanderson und Littlesmith sind sofort bereit, uns Auskunft zu erteilen: Suchet die Pariserin in der Putzabteilung des Kaufhauses oder im verdächtigen Oberstübchen des Zuckerbäckers à la mode, bei der Bilderversteigerung oder in Longchamp — wo ihr wollt, nur nicht daheim! Fraget nicht nach ihrem Gatten, sie würde diese Taktlosigkeit unverzeihlich finden; erkundigt euch auch nicht nach ihren Kindern, diese gaffe wäre von allen die schlimmste . . .

Einen Schein von Berechtigung erhält dieses bedauerliche Zerrbild aus der bürgerlichen Pariser Gesellschaft durch die von Einheimischen und Fremden so sehr bewunderte literarische Produktion unserer Tage. Unsere Schriftsteller — und dies gilt von den Autoren des gesamten romanischen Sprachgebietes — haben es in der Zergliederung der Sinnenwelt, in der Aufstellung und Lösung von Problemen der Leidenschaft zu blendender Virtuosität gebracht.

Der Schauplatz dieser unabsehbaren Folge sentimentaler Duellaffären zwischen Mann und Weib ist immer wieder Paris. Romanfiguren und Bühnengestalten würden, so will es nun einmal die Tradition, ohne den Hintergrund der Champs-Elysées nicht glaubhaft erscheinen, besonders an Exportwert verlieren. Bewährte Landschaftsmaler sind zumeist auf eine Gegend eingeschworen. Jede ihrer Seelenstimmungen und Naturbeobachtungen darf nur in der einmal glücklich gefundenen Umgebung Form und Farbe gewinnen, sonst heißt es gleich: der Künstler experimentiert mit seinem Talent, zweifelt an sich selbst — ist offenbar im Niedergang. Solche Sklaven ihres Vorzugs, in Paris für die ganze Kulturwelt zu schreiben, sind die meisten unserer Autoren geworden, und für diesen Mißstand muß die Pariserin büßen.

Was soll man auch erwidern, wenn der Fremde sich auf einen unserer Größten, auf Emile Zola, und dessen Roman Pot-Bouille beruft, um über die Pariserin nach der verläßlichsten Quelle mitzusprechen? Wenn der neben unsern Klassikern im Pantheon beigesetzte, hochbegabte Führer der Naturalisten jemals einen folgenschweren Fehlgriff getan, so war es, als er ohne ausreichende Beobachtung, ohne das ihn sonst auszeichnende Gerechtigkeitsgefühl der Pariserin ein Schandmal gesetzt hat.

Ausreichende Beobachtung! Wie sollte sie, was so vielen unserer Berufschriftsteller versagt bleibt, der auf allgemeine Eindrücke angewiesene Fremde erlangen können? Erfahrungsgemäß fällt es lernbeflissenen Franzosen weit leichter, bei ehrbaren englischen oder deutschen Familien unterzukommen und als gern gesehener Hausgenosse in das für die richtige Abschätzung des nationalen Charakters einzig in Betracht kommende Alltagsgetriebe Einblick zu gewinnen, als dies in Frankreich, besonders aber in Paris den Fremden gemacht wird. Auf den in Pariser Pensionen gebotenen Ersatz für Familienanschluß möchte ich nicht näher eingehen . . . So wird dann von völlig isolierten Spaziergängern die Meinung über Paris und die Pariserin „gemacht". Hin und wieder erfahren wir von diesen bald lächerlichen, bald empörenden Entstellungen und denken uns: die Legende, die Legende! Der unausrottbare Hexenglaube!

Gewiß gibt es auch Ausländer, die bei längerem Verweilen am Tun und Treiben der guten Pariser Gesellschaft regeren Anteil nehmen. Diese Minderheit erkennt man sofort an der Ueberschwenglichkeit ihrer Bewertung der guten Eigenschaften der Pariserin. In kleidsamer, prunkvoller Hülle — auch der Geist in Parade — so erscheint die Pariser Hausfrau, so zeigen sich alle Damen ihrer Umgebung dem zu Tisch oder zum Tänzchen geladenen Herrn aus der Fremde. Wie sehr entzückt ihn diese zwanglose Mondanität, dieses graziöse Geplauder im Zickzack, dieses Bestürmen des Neuankommenden mit Fragen, deren Beantwortung niemand erwartet . . . Welche lustige Gesellschaft! Und auch wenn man schärfer hinhorcht, vernimmt man kein Bekenntnis über Familiensorgen oder häusliche Wirrnis. Ja, sind denn diese wundernetten, liebenswürdigen Salongestalten wirklich fähig, im Dienst der harten Pflicht Opfer zu bringen, gleich den Frauen in andern Ländern?

In die Zeitung kommen die rühmenswerten Handlungen der Pariser Gattin und Mutter freilich nicht. Dort ist nur Platz für den dramatisch ausgestalteten Sensationsgreuel und dessen aufregenden Epilog im Justizpalast. Der Kriminalpsychologie wenden gar viele vornehme Geister ihr Hauptaugenmerk zu, daneben blüht der Dilettantismus des wilden Untersuchungsrichterspielens. Immer bedenklicher greift die Sucht zu verallgemeinern um sich, diese verknöcherte Großmama Statistik wackelt pagodenhaft mit dem Haupt zu den kühnsten Trugschlüssen, und im nächsten Jahresausweis erhält die so vielfach ausgezeichnete Pariserin vermutlich noch ein Extrasternchen als privilegierte Giftmischerin.

Gegen solche Abscheulichkeiten läßt sich nur mit der schlichten Darstellung der Wahrheit ankämpfen. Wenn der Regisseur des großen Welttheaters das interessante Fach der grande coquette just der Pariserin anzuvertrauen für gut fand, so wird er wohl seine Gründe dafür gehabt haben. Nur müssen wir uns recht verstehen. Die grande coquette, der weibliche Kulturmensch in seiner letzten Verfeinerung, wird sich wohl



hüten, ihr glänzendes Rüstzeug sinnlos ohne Notwendigkeit abzunutzen. Man ist grande coquette bei besonderen Anlässen, nicht an jedem Werktag. Der Preis muß des Einsatzes an hoher Kunst und schönen Künsten würdig sein. Das ist es, was die grande coquette von den kleinen Gefallsüchtigen unterscheidet, deren angefrorenes Lächeln wegen seines allzu häufigen Erscheinens meist wirkungslos bleibt. Die Koketterie der Pariserin hält sich von niedriger Intrige weit entfernt. Eine gute Dosis Naturverstand, reich entwickelter Sinn für praktische Ziele, blitzschnelles Erfassen schonungsbedürftiger Stellen im innersten Wesen von Freund und Gegner und eine heilige Scheu vor der Lächerlichkeit sind ihre wirkungsvollsten Behelfe. Dieser Furcht vor dem Komischwirken ist es wohl zuzuschreiben, daß von ihren unleugbar vorhandenen trefflichen Eigenschaften als Gattin und Mutter so wenig als möglich Aufhebens gemacht wird. Die Küchenschürze gehört nicht in den Salon; die Frage, ob das Jüngste bald zahnen wird, bleibt besser dem Dessertgespräch am Familientisch vorbehalten, und den Gast kann es wenig kümmern, ob die elegante Hausfrau beim Reinigen des Blechgeschirrs der Aufwärterin geholfen und dabei Handschuhe angelegt hat.

Die Zurückhaltung, die sich die Pariserin im Gespräch freiwillig auferlegt, wird von den Fremden entweder nicht genügend gewürdigt oder als Anzeichen der Frivolität gedeutet. Diesen vornehmen Stolz auf das Verschweigen der kleinen Geheimnisse des Haushalts, diesen Widerwillen gegen die Preisgebung der vertraulichen Erörterungen zwischen Mann und Weib findet man so ziemlich in allen Schichten der Pariser Gesellschaft. Unsere Frauen plagen und rackern sich gleich ihren Schwestern im Osten und Westen, nur eins darf man von ihnen nicht verlangen: den Verzicht auf das Privilegium, zu guter Stunde Damen zu sein. In der Kunst des Einkaufens, in der Auffindung von allerlei Praktiken, um von dem Wirtschaftsgeld noch den Bedarf an Blumen und kleinen Näschereien zu decken, hat die Pariserin die Meisterschaft erreicht.

Und das verrufene Eheleben in dieser „Metropole des Leichtsinns und der Unbeständigkeit"! Fragt die Pariser Eheherren, und sie werden euch, wofern ihr des Vertrauens würdig gehalten werdet, das Loblied ihrer Lebensgefährtinnen singen. Keine Frau kann besseres Verständnis für Freud und Leid im Beruf des Gatten bekunden als die Pariserin, seine Interessen kräftiger verteidigen, in den Tagen des Unglücks eine liebreichere Trösterin und Helferin sein. Wenn die mittleren und kleineren Geschäfte in Paris noch nicht völlig Opfer des Großbetriebs geworden sind, so kommt diese erfreuliche Erscheinung in erster Linie auf Rechnung des ganz hervorragenden kaufmännischen Talents und der sorgsam anerzogenen Sparsamkeit der Pariserin.

Da höre ich aber die boshafte Frage: Für wen wird denn eigentlich gespart, da unsere Ehepaare keine Kinder wollen? Es ist ja leider richtig, daß die Französin im allgemeinen und die Pariserin im besonderen ihr Kinderpärchen zu sehr liebt, um die ihm zugedachte Erbschaft durch Nachwuchs zu verkümmern. Eine schlechte Rechnung in der Tat! Aber selbst in diesem nationalen Fehler steckt noch eine Art Seelengröße, der vorsorgende Gedanke an die Zukunft. Wir haben seit dem famosen: „Nach uns die Sintflut" doch einige Fortschritte gemacht.

Gesetzt den Fall, es gälte im Gesellschaftspiel die hervorragendste Eigenschaft der Pariserin zu nennen; ich sagte, ohne mich einen Augenblick zu besinnen: die Sicherheit. Sicher im Auftreten, sicher ihres nur scheinbar ungezügelten Temperaments, ganz erstaunlich präzis in der Anschauung und Beurteilung von Menschen und Dingen; die vorsorglichste, zuverlässigste Freundin der Ihrigen, zumal in Tagen schwerer Heimsuchung; sicher des Worts und der Nuance bei zweckdienlicher Anwendung einer beständig regsamen, den feinen Spott liebenden und vertragenden Intelligenz. — Wer einen so starken sittlichen Halt besitzt wie die Pariserin, zu deren Wesen graue Prüderie und Pedanterie ebenso wenig passen wie der grellfarbige Romantismus, wird vielleicht minder ängstlich als andere Frauen die Versuchung meiden. In dieser souveränen Verachtung der Gefahr mag man den Untergrund ihrer Koketterie erblicken. Wollte man die Pariserin einmal im Roman so darstellen, unser Schrifttum würde vielleicht nicht um ein Sensationswerk bereichert sein, aber gewiß um die Arbeit eines ehrlichen, aufmerksamen Beobachters.

Die gegenwärtige Erscheinung des Halleyschen Kometen.

Von Dr. P. Guthnick.

Das fast fieberhafte Interesse, das von der Oeffentlichkeit in diesen Tagen dem Halleyschen Kometen entgegengebracht worden ist, hat die Astronomen einigermaßen überrascht, da für sie kein ersichtlicher Grund vorlag, über diesen Kometen in besondere Aufregung zu geraten. Gewiß nimmt er für sie unter seinesgleichen aus verschiedenen Gründen einen hervorragenden Platz ein — er ist der erste, dessen periodische Wiederkehr zur Sonne erkannt wurde, und der weitaus hellste unter den kurzperiodischen Kometen, ferner läßt er sich in den Annalen der Geschichte bis in eine beispiellos ferne Vergangenheit zurückverfolgen usw. — aber entscheidende Fortschritte in der Erkenntnis der Natur der Kometen, dem gegenwärtig im Vordergrund des wissenschaftlichen Interesses stehenden Problem, sind mit seiner Hilfe schwerlich zu erwarten, da hierfür seine Helligkeit doch wohl nicht groß genug ist.

Bei der gegenwärtigen Erscheinung unseres Kometen konzentrierte sich das Hauptinteresse der Astronomen darauf, inwieweit die Vorausberechnung des Perihel-durchgangs (Zeit der größten Sonnennähe) des Kometen, die schon bei der vorhergehenden Wiederkehr (1835) bis auf vier Tage genau vorausgesagt worden war, diesmal durch die Beobachtungen bestätigt werden würde. Wie vielen unserer Leser bekannt sein wird, betrug der Fehler der am besten stimmenden Vorausberechnung nur etwa drei Tage, indem der Periheldurchgang statt, wie berechnet, am 16. April erst am 19. April stattfand:



im Verhältnis zu der langen, rund 27000 Tage betragenden Umlaufzeit eine sehr geringe Abweichung. Dies besagt, daß die von den Massen der Planeten auf die elliptische Bewegung des Kometen ausgeübten störenden Einflüsse beinah richtig berücksichtigt worden sind, daß vor allen Dingen der Komet auf seiner langen Wanderung, die ihn weit über die Bahn des Neptun, des äußersten bisher bekannten Planeten, hinausführt, nicht in die Nähe beträchtlicher, uns noch unbekannter Massen gekommen ist. Die mühselige und langwierige Vorausberechnung der diesmaligen Wiederkehr war von zwei Seiten unternommen worden, von der russischen Astronomischen Gesellschaft unter der Leitung von Shdanow und Iwanow und von den beiden Greenwicher Astronomen Cowell und Crommelin. Beide Arbeiten führten zu einem durch die späteren Beobachtungen nahezu bestätigten Ergebnis, die russische ergab als Zeit des Periheldurchgangs den 23., die englische, wie schon bemerkt, den 16. April. Letzterer wurde der von der Astronomischen Gesellschaft für die schärfste Vorausberechnung der jetzigen Wiederkehr des Halleyschen Kometen ausgesetzte Preis zuerkannt.

In zweiter Linie ist für die Wissenschaft von großem Wert das Studium des physischen Verhaltens des Kometen, wenn auch, wie schon eingangs erwähnt, wirklich große Fortschritte in dieser Beziehung vorläufig nur von einem Kometen von sehr viel größerer Helligkeit und unter günstigeren Beobachtungsbedingungen als den gegenwärtigen zu erhoffen sind. Immerhin verspricht auch der Halleysche Komet noch eine ganz befriedigende Ausbeute für die photographischen und spektrographischen Untersuchungen, nachdem er nunmehr in immer günstigere Sichtbarkeitsbedingungen gelangt. Einen einigermaßen vollständigen Ueberblick über die Ergebnisse dieser Forschungen wird man aber kaum vor Anfang Juli gewinnen können; was bisher schon vorliegt, ist nur ein kleiner Teil des zu erwartenden wissenschaftlichen Gewinns.

Das Interesse des großen Publikums ist am meisten durch das seltene Phänomen des Vorüberganges eines Kometen vor der Sonnenscheibe, das uns der Halleysche Komet am Morgen des 19. Mai geboten hat, erregt worden; weniger durch diesen Vorgang selbst, von dem, wie vorauszusehen war, direkt nichts wahrgenommen werden konnte, als durch die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit, daß ungefähr um die gleiche Zeit die Erde den von der Sonne abgewendeten Schweif des Kometen passieren würde. Die hieran von vielen geknüpften Befürchtungen und Erwartungen haben sich nicht bestätigt; es steht zurzeit noch nicht fest, ob überhaupt irgendwelche Phänomene mit dem Durchgang der Erde durch den Kometenschweif verknüpft gewesen sind, ist doch selbst das Zusammentreffen der Erde mit dem Schweif noch nicht sicher erwiesen, da es nach den bisher vorliegenden Nachrichten anscheinend nicht gelungen ist, in den der kritischen Zeit direkt voraufgehenden und nachfolgenden Tagen die wirkliche Lage des Schweifes, von der alles abhängt, zweifelfrei zu ermitteln. Es muß auch die Möglichkeit im Auge behalten werden, daß, selbst wenn der Schweif des Kometen kurz vor dem 19. Mai eine solche Lage einnahm, daß die Erde mit ihm hätte zusammentreffen müssen, ein wirkliches Zusammentreffen doch nicht stattfand; man kann sich nämlich denken, daß, ebenso wie der Sonne, auch der Erde eine Kraft innewohnt, die auf die Schweifteilchen abstoßend wirkt; in diesem Fall wäre aber der Schweif während des Durchganges der Erde einfach nach allen Seiten von dieser weggetrieben worden. Die vorliegenden Beobachtungen über das Verhalten des Schweifes während der Tage um den 18. Mai herum sprechen keineswegs gegen obige Vermutung, sondern scheinen gewaltsame Deformationen infolge der Nähe der Erde anzudeuten. Eine Bestätigung ist vielleicht von photographischen Aufnahmen, die Anfang Mai von dem Kometen erhalten worden sind, zu erhoffen, da um diese Zeit eine Annäherung des Kometen an den Planeten Venus stattfand. In der Tat scheinen nach einem soeben eingetroffenen Bulletin der Lowell-Sternwarte dort auffällige Störungen in der Entwicklung des Schweifes um die besagte Zeit festgestellt worden zu sein. Doch ist es zunächst noch notwendig, anderweitige Bestätigungen dieser interessanten Wahrnehmung abzuwarten.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen wenden wir uns den einzelnen wichtigeren Beobachtungstatsachen der letzten Monate zu. Wie aus den Tagesblättern bekannt sein wird, gelang es zuerst am 11. September 1909 dem Direktor der Heidelberger Sternwarte Max Wolf, den Kometen sehr nahe dem vorausberechneten Ort photographisch aufzufinden. Er stellte sich auf der photographischen Platte als eine kleine Nebelmasse von etwa 10 Bogensekunden Durchmesser dar, und seine Helligkeit glich der eines Sterns der 16. Größenklasse. Nachträglich wurde er mit Hilfe der von Wolf angegebenen genauen Position noch auf Greenwicher Aufnahmen entdeckt, die schon zwei Tage früher gemacht worden waren. Wenige Tage später gelang es, ihn in dem Riesenrefraktor der Yerkes-Sternwarte auch direkt zu sehen. Zur Zeit der Entdeckung betrug die Entfernung des Kometen von Sonne und Erde noch rund 500 Millionen Kilometer, 3,4 mal mehr als die Entfernung der Erde von der Sonne; vergleichsweise ist die mittlere Entfernung des Mars von der Sonne 230 Millionen Kilometer, die des Jupiter 780 Millionen Kilometer.

Die mit Hilfe der Beobachtungen alsbald vorgenommene Korrektion der Bahnelemente, hauptsächlich der Zeit des Periheldurchganges, ergab, daß am 18. Mai (astronomisch) ein Vorübergang des Kometen vor der Sonnenscheibe zu erwarten sein werde. Daß dieses wirklich stattgefunden hat, ist ganz zweifellos, wenn auch wegen der fast völligen Durchsichtigkeit des Kometen von dem Ereignis direkt nichts wahrgenommen werden konnte.

Im Januar 1910 zeigten sich dann die ersten deutlichen Anzeichen einer Schweifentwicklung, und am 9. Februar wurde der Komet zuerst mit freiem Auge gesehen. Nach der Konjunktion mit der Sonne stand er bis zum 18. Mai am Morgenhimmel tief in der Dämmerung, was seine Erscheinung sehr beeinträchtigte, und tauchte nach seinem Vorübergang vor der Sonne am 19. Mai am Abendhimmel wieder aus den Sonnenstrahlen auf; er wird nunmehr unter vorläufig beständig günstiger werdenden Sichtbarkeitsbedingungen abends am Westhimmel sichtbar sein.

Schon am 23. Mai war im Fernrohr festzustellen, daß das Aussehen und die Struktur der Koma, der ausgedehnten Nebelhülle um den eigentlichen Kern, ungefähr dem Anblick entspricht, den der Komet nach den Zeichnungen von Bessel, W. Herschel, W. Struwe u. a. 1835 dargeboten hat. Nächst dem fixsternartig leuchtenden, scharf begrenzten, außerordentlich kleinen Kern



ist zurzeit das hellste Gebilde in der Koma eine ungefähr nach der Sonne hin gerichtete Ausstrahlung in Form eines Kegels, der seine Spitze in dem Kern hat und am 23. Mai einen Oeffnungswinkel von etwa 40 Grad besaß. Ob die Achse dieses Kegels relativ zur Verbindungslinie Sonne—Komet eine unveränderte Lage hat oder, wie es 1835 von Bessel beobachtet wurde, pendelartige Schwingungen — die offenbar in entsprechenden Schwingungen des Kerns ihren Ursprung haben — ausführt, konnte wegen der Kürze der Zeit noch nicht festgestellt werden.

Es ist jetzt sicher, daß der Strahlenkegel in einiger Entfernung vom Kern nach außen, ähnlich einem Springbrunnen, auseinanderbiegt, wieder rückwärts fällt und das Material zu dem eigentlichen, von der Sonne abgewendeten Schweif liefert. Die große Länge dieser Ausstrahlungen gegen die Sonne hin gab anfangs, da wegen der Helligkeit des Himmelsgrundes, auf dem der Komet bisher stand, die lichtschwächeren Uebergänge in den Schweif und dieser selbst nicht sichtbar waren, zu der Vermutung Anlaß, daß es sich um einen sogenannten anomalen Schweif handle. Nach dem Anblick, den der Komet gegenwärtig im Fernrohr darbietet, kann es aber nicht mehr bezweifelt werden, daß jener „anomale Schweif" mit den helleren Teilen des besprochenen Strahlenkegels identisch ist.

Von verschiedenen Seiten sind an dem Kometen starke, plötzliche Helligkeitsschwankungen, Lichtausbrüche, gefolgt von schneller Wiederabnahme der Helligkeit, wahrgenommen worden; auch die jüngst nach dem 21. Mai eingetretene, auffallend starke Zunahme der scheinbaren Helligkeit, die fast zu groß ist, um durch die für die Beobachtung günstigere Stellung des Kometen zur Sonne und zum Horizont Erklärung finden zu können, scheint für eine plötzliche Helligkeitzunahme vom 21. zum 22. Mai zu sprechen. An sich ist dieses Phänomen nichts Neues, da es schon an mehreren Kometen beobachtet worden ist; in dem vorliegenden Fall muß aber wegen der bisherigen ungünstigen Beobachtungsbedingungen eine anderweitige Bestätigung abgewartet werden, die in Kürze sicher folgen dürfte.

Interessante Einzelheiten sind über das Spektrum des Kometen bekannt geworden, von denen insbesondere das von amerikanischen Sternwarten gemeldete Auftreten der Cyanbänder und der Emissionslinien des Natriums zu erwähnen sind. Nunmehr liegt eine ausführlichere Mitteilung der Astronomen von der Lowell-Sternwarte vor, die freilich noch der Bestätigung bedarf. Nach ihr war das Spektrum des Kerns ein kontinuierliches von großer Helligkeit, in dem einzelne Fraunhofersche Linien zu erkennen waren. Letzteres beweist, daß wenigstens ein großer Teil des vom Kern ausgestrahlten Lichtes lediglich reflektiertes Sonnenlicht ist. Von den für Kometen typischen Bändern, die dem Kohlenstoff und seinen Verbindungen zugeschrieben werden, zeigen die Spektrogramme im ganzen zwölf; die vier Wellenlängen 5635, 5165, 4737 und 3883 waren zur Zeit der Untersuchungen (Mitte April bis Anfang Mai) die weitaus hellsten und konnten sogar teilweise aufgelöst werden. Das letzte der Bänder, das dem Cyan angehört, nahm während der Beobachtungsperiode beständig an Intensität zu. Außerdem wurden noch andere Emissionsbänder und -linien wahrgenommen, darunter besonders die Natriumlinien, deren Helligkeit starken Schwankungen unterworfen war. Bemerkenswert ist die Beobachtung, daß die relative Helligkeit der Bänder im Spektrum des Schweifes, der doch seinen Ursprung im Kern selbst hat und daher von der gleichen chemischen Beschaffenheit sein müßte wie dieser, eine andere war als im Spektrum des Kerns, was auf gewisse Unterschiede in der Natur des Leuchtens dieser beiden Teile hinzuweisen scheint.

Wie man sieht, hat trotz der ungewöhnlich ungünstigen Bedingungen, unter denen sich die diesmalige Erscheinung des Halleyschen Kometen bisher vollzogen hat, die wissenschaftliche Forschung schon eine ganze Reihe von Erfolgen zu verzeichnen, um so mehr ist gute Aussicht vorhanden, daß unter den nunmehr eintretenden günstigeren Verhältnissen noch eine wesentliche Bereicherung unserer Erkenntnis erreicht werden wird. Dadurch würde dann auch das gewisse Gefühl der Enttäuschung beim Publikum ausgeglichen werden.

Die Städtebauausstellung und ihre Lehren.

Von Dr. W. Hegemann.

Am 20. Mai, nach den ersten zwanzig Tagen ihres Bestehens, waren bereits 40 000 Eintrittskarten zur Allgemeinen Städtebauausstellung verkauft. Außerdem haben viele Tausende die im Zusammenhang mit der Ausstellung kostenlos vorgeführten Entwürfe zum Groß-Berliner Wettbewerb und weitere 3200 Personen die Vorträge der Allgemeinen Städtebauausstellung besucht. Was treibt die Tausende zu dieser Städtebauausstellung, von der Pessimisten seinerzeit prophezeiten, daß es ihr bei ihrer beinah überhasteten Inszenierung nicht möglich sein werde, den Gedanken „Groß-Berlin" über die Kreise der Ingenieure und Architekten hinauszutragen? Heute kann die Ausstellungsleitung kaum mehr der von Vereinen aller Art und aus allen Teilen Groß-Berlins an sie herantretenden Nachfrage nach systematischen Führungen durch die Ausstellung genügen, und in den Sälen begegnen sich die zahlreichen gleichzeitig geführten Gruppen, so daß die Stimmen ihrer Führer gegeneinander ankämpfen müssen; die Diskussion der von auswärts angereisten Studienkommissionen von Städten und Hochschulen werden durch den Andrang interessierter Zuhörer in Mitleidenschaft gezogen, so daß die Stadt Hamburg sich für ihre 80 Deputierte zählende Kommission die Vormittagstunden von 7—10 reservieren ließ. Die von diesen fachmännischen Kommissionen diskutierten Fragen haben aufgehört eine Angelegenheit von Technikern und Architekten zu sein, und das bisher als unmaßgeblich betrachtete weitere Publikum bemächtigt sich des Großstadtproblems in der gleichen Weise, wie ein nach erfolgreicher Arbeit zu Wohlstand gelangender Privatmann seinen Wohnbedarf nicht mehr von einem für einen gleichgültigen Durchschnitt arbeitenden Bauunternehmer decken läßt, sondern die besten Architekten für sich heranziehen kann. Die Frage lautet für ihn



erst in zweiter Linie „Wieviel kostet es?“ Es handelt sich für ihn in erster Linie darum, was am meisten sein Behagen, seine Arbeitskraft und damit sein Einkommen erhöht. Die Erfahrung hat ihn gelehrt, daß derartige Ausgaben sich für ihn reich bezahlt machen. Der sich verzehnfachende Reichtum der Großstädte und das damit verbundene „richesse oblige“ berechtigt und verpflichtet sie, bei weiteren Unternehmungen die Kostenfrage hinter die Frage nach der Qualität der erwarteten Ergebnisse zu rücken. Von einem Schiff, das mit dem Sturm kämpft, werden kostbare Waren als Ballast gleichgültig über Bord geworfen, und in einer belagerten Festung werden alle Maßnahmen zur Verteidigung ohne Rücksicht auf wirtschaftliche Werte einzig nach ihrer Wirkung und danach abgeschätzt, ob sie helfen werden, die Festung zu halten. Die Bevölkerung Londons beträgt bereits 7½ Millionen; die Bevölkerung Chikagos wird innerhalb der nächsten dreißig Jahre auf 13 Millionen wachsen; die Bevölkerung Neuyorks ist an einigen Stellen bereits heute so dicht, daß bei Ueberhandnehmen dieser Dichtigkeit im Gebiet der Stadt Neuyork die Bevölkerung Chinas und Deutschlands untergebracht werden könnte. Der großstädtische Dreadnoughttyp der nächsten Zukunft ist die 10-Millionen-Stadt, und jede Nation, die durch die eiserne Verkettung wirtschaftlicher und sozialer Wirkungen zum Bau und zur Ausrüstung eines oder mehrerer solcher Ungeheuer gezwungen wird, unternimmt eins der größten Abenteuer der Weltgeschichte, und in noch viel höherem Maß als bei der Ausrüstung einer Nordpolexpedition oder eines lenkbaren Luftschiffes tritt die Kostenfrage hinter der brennenden Frage des „Wie?“ zurück.

Bei der Beantwortung dieser Frage lehrt die Allmeine Städtebauausstellung drei unumgängliche Grundsätze. Nach einer von der Stadt Berlin ausgestellten Tabelle, die über dem Eingang der Städtebauausstellung hängen sollte, hat sich die Zahl der deutschen Großstädte seit 1871 beinah verzehnfacht, während gleichzeitig die Bevölkerung des flachen Landes stationär geblieben ist. Man mag diese gewaltige Bevölkerungsvermehrung, diesen Zuwachs von 20 Millionen Menschen, begrüßen oder beklagen: Tatsache ist, daß diese 20 Millionen da sind und in ähnlichem Tempo anwachsen. Das gewaltige Werkzeug, das diese Bevölkerungsvermehrung ermöglicht hat, heißt „Stadt“! Die Stadt, das Produkt der modernen Verkehrs- und Transportmittel, die Stadt, der Ausdruck der modernen Vergesellschaftung der Menschheit, die Möglichkeit nie dagewesenen geistigen und körperlichen Zusammenarbeitens und weitestgehender Arbeitsteilung. Die Stadt als Werkzeug! Als Werkzeug der Verwaltung, des Austausches der Geister, des Warenumsatzes und der Warenerzeugung. Schon um ein modernes Verwaltungzentrum oder ein Zentrum kultureller Bestrebungen zu sein, muß eine Stadt heute Verkehrzentrum sein. Zur Ernährung der Millionen aber muß die Stadt ausgebildet werden als erstklassiges Werkzeug, Waren umzusetzen und Waren zu erzeugen, mit einem Worte also, als eine Gelegenheit ersten Ranges, Geld zu verdienen. Bei der Instandhaltung dieses Werkzeugs in irgendeiner Weise zu knausern oder es an der unermüdlichsten Weitsichtigkeit fehlen zu lassen, ist eine schlimmere Torheit und ein größeres Verbrechen, als Soldaten mit Stiefelsohlen aus Pappe in den Krimkrieg zu schicken oder nach bekanntem Muster die Rettungsgürtel eines Schiffes mit Blei zu montieren, um an Kork zu sparen. Die Bedeutung der Ausbildung der Stadt zum wirtschaftlichen Werkzeug ersten Ranges muß ohne Deuteln anerkannt werden; sie ist zur historischen Grundlage der Millionenstädte geworden, sie ist das stählerne Skelett des ganzen Leibes, das man törichterweise verschleiern, niemals aber ungestraft schädigen oder gefährden kann. Das weite Kreise erfassende Verständnis dafür, daß es sich bei der Anlage neuer Untergrundbahnen, Straßendurchbrüche, Wasserstraßen usw. nicht um technische Fragen, sondern um das Wohl und Wehe jedes einzelnen handelt, ist eine der Ursachen, die zum Erfolg der Städtebauausstellung beigetragen haben.

Die zweite große Lehre der Städtebauausstellung betrifft die Hygiene der Städte. Die Ausbildung der Stadt als Werkzeug darf ihren Wert als Wohnstätte und als Sportplatz nicht gefährden, ohne gleich wieder die Wirkungsfähigkeit des Werkzeugs selbst zu beeinträchtigen. Wenn nach der von dem Hauptausschuß zur Förderung der Leibesübungen, d. h. also von konservativster Seite, auf der Städtebauausstellung vorgeführten Tabelle 96 v. H. aller Kinder der Stadt Berlin (220 000 Kinder) der Spielgelegenheit entbehren, die sie nach Schätzung von der gleichen Seite haben müßten, und wenn in den Vororten Berlins die Verhältnisse nur um 1 Prozent besser sind, so ist das ebenso schlimm, als ob der gleichen Anzahl von Kindern keine Schulerziehung zuteil würde. Vom wirtschaftlichen Standpunkt — also vom Standpunkt der Stadt als Werkzeug aus — ist das Ergebnis sogar noch schlimmer, denn nach dem Motto der Parkabteilung der Städtebauausstellung wird „ein Knabe ohne Spielplatz der Vater des Mannes ohne Arbeit“. Ganz ähnlich wirken die ebenfalls hierher gehörigen Wohnungsverhältnisse einer Stadt auf ihre wirtschaftliche Zukunft, auf ihren Wert als Werkzeug zurück. Das Einfamilienhaus für möglichst weite Gebiete von Groß-Berlin muß das Ziel und die Hoffnung aller werden, die in der Abteilung für Gartenstädte und munizipale Wohnungsfürsorge die reizenden Gartenvorstädte bei London, die großen Anstrengungen von Städten wie Liverpool, Budapest, London, Essen, Zürich, Stockholm, Göteborg, Ulm und vielen andern zur Hebung ihres Kleinwohnungswesens gesehen haben. Zu den Schlagern der Ausstellung gehört die große, zinnoberrote Karte von Stockholm, aus der hervorgeht, daß die Stadt mehr als drei Viertel ihres Gebiets aufgekauft hat, um mit einer auf diesem städtischen Besitz betriebenen Wohnungspolitik die die Stadt umgebenden Terraingesellschaften auf dem Weg der Konkurrenz zu mustergültigen, billigen Leistungen zu zwingen.

Da nach den von den Städten Berlin und Budapest ausgestellten Tabellen in Berlin etwa 42 Prozent aller Bewohner in Einzimmerwohnungen wohnt, und da in jeder dieser Wohnungen durchschnittlich mehr als drei Personen wohnen, kann wohl an der überwältigend großen Bedeutung billiger, gesunder Wohnungen nicht mehr gezweifelt werden, und eine der schönsten und verheißungvollsten Darstellungen der Ausstellung sind die Berechnungen, Schaubilder und Pläne von Dr. Kuczynski (Direktor des Statistischen Amts der Stadt Schöneberg) und Regierungsbaumeister Lehweß, wonach auch in Berlin eine Kleinhausbebauung noch möglich ist in allen den Gebieten, wo der Bodenpreis noch nicht über 30 Mark gestiegen ist, vorausgesetzt, daß die Bauordnung Häuser nach den vorzüglichen



Bremer Mustern zuläßt. Ohne ein reichliches Angebot solcher billiger Einfamilienhäuser mit kleinen laubenkolonieartigen Gärten wäre in Berlin die Nachahmung selbst der schönsten Durchdringung der Stadt mit einem verzweigten Spielplatzsystem, sich anschließenden Parkstraßen, radialen Parkstreifen und Waldgürteln, wovon die Ausstellung vorzügliche Beispiele bringt, nur eine halbe Sache. Erst diese Vereinigung garantiert den Wert einer Stadt als Wohnstätte und als Spielplatz, ohne den die Stadt als Werkzeug schwer gefährdet ist.

Sind die wirtschaftlichen und hygienischen Vorzüge einer Stadt außer Frage gestellt, kann an die künstlerisch-architektonische Verarbeitung des damit gebotenen Materials gedacht werden. Diese künstlerische Leistung, die ein gewichtiges Drittel des städtebaulich Erstrebenswerten darstellt, ist bisher irrtümlich oft für die einzige Aufgabe des Städtebaues angesehen worden. In der Tat ist sie ebenso wichtig wie die beiden anderen Drittel. Die großen Volksgemeinschaften haben als geistige Symbole ihres kulturellen Zusammenarbeitens ihre Sprachen geschaffen. Die Sprache ist das ideelle Band, der Ausdruck gemeinsamen Denkens, das große köstliche Gefäß verwandtschaftlicher Traditionen. Einen ähnlichen Ausdruck mehr formaler Natur bedeutet eine große Stadt für eine Volksgemeinschaft. An ihr arbeiten Generation auf Generation die besten Kräfte der Nation zusammen. In ihr findet jede große Bewegung, jede wirtschaftliche Veränderung ihren lapidaren, bleibenden Ausdruck. Die große Stadt wird unwillkürlich zur Ruhmeshalle, zum stolzen Museum der nationalen Geschichte. Die Stadt als Symbol, als steinerne Verklärung des gemeinsam Erstrebten, des gemeinsam Erreichten, der triumphale Ausdruck der wirtschaftlichen Vollkommenheit und der hygienischen Zulänglichkeit! Ein vollkommenes Werkzeug ist die Lust dessen, der es zu handhaben versteht, und der Anblick eines guten Tennisplatzes läßt das Herz des Sportfreundes höher schlagen. Die Baukunst war früher die Leidenschaft der Könige, der vollkommene Städtebau wird zum Panier der Riesenkommunen der Zukunft werden. Man hat oft ziemlich kleinlich ausgerechnet, daß selbst die kostspieligsten Bauleidenschaften prachtliebender Könige sich auf die Dauer bezahlt gemacht haben. Städte als vollkommene wirtschaftliche Werkzeuge, als luftige Wohnstätten und Spielplätze und als leuchtende Symbole der Gemeinschaft auszugestalten, ist keine Kostenfrage, sondern eine Lebensfrage.

Wenn die Städtebauausstellung ihrer Aufgabe, die Freude an diesen Dingen und das Verständnis dafür zu steigern, genügt hat, lautet die nächste große Frage für Berlin: Was muß geschehen, um das Ziel Groß-Berlin seiner Verwirklichung näher zu bringen? Der Wettbewerb Groß-Berlin hat die Diskussion in dieser brennenden Frage eröffnet; sie wird nicht mehr einschlafen, sondern dauernd die Gemüter beschäftigen.

Die Orchideenausstellung in Berlin.

Von Prof. Dr. Udo Dammer. — Hierzu die Aufnahmen auf Seite 912.

Im preußischen Abgeordnetenhaus fand am 19. und 20. Mai eine Orchideenausstellung statt, die in erster Linie von Orchideenliebhabern veranstaltet war, um weitere Liebhaber für diese interessanten Pflanzen zu gewinnen. Es ist ein erfreuliches Zeichen der Zeit, daß die Liebhaber diesmal aus ihrer Reserve herausgetreten sind. Hoffentlich findet das Beispiel das nächstemal reichlich Nachahmer. Daß gerade die Orchideen wie wenige andere Pflanzen durch ihre ganz eigenartigen Lebensverhältnisse, durch die wunderbare Formen- und Farbenmannigfaltigkeit, durch die einzig dastehende Fähigkeit, sich in den weitesten Grenzen kreuzen zu lassen, geeignet sind, dem denkenden Pflanzenliebhaber nach seinen Berufsgeschäften anregende Zerstreuung zu gewähren, ließ sich diesmal besonders deutlich erkennen. Es ist erstaunlich, zu beobachten, wie scharf der Großindustrielle, der Großkaufmann, der Chemiker, der Physiker, der Geologe, der Baumeister jedes einzelne Exemplar seiner Pflanzen kennt, ihre Unterschiede wahrnimmt und über ihren Ursprung orientiert ist. Sie alle betrachten die Orchideenzucht als einen Sport in des Wortes schönster Bedeutung. Nicht zufrieden damit, daß sie die Pflanzen kaufen und weiterkultivieren, sind sie im Gegenteil alle eifrig bemüht, durch eigene Zucht die Zahl der neuen Formen zu bereichern. Das Gebotene zeigt, daß sie auch auf diesem Gebiet bereits Hervorragendes leisten. Um dem Laien zu zeigen, wie wenige Kulturmittel der Orchideenliebhaber braucht, waren auch diese ausgestellt, ebenso war der Entwicklungsgang der Orchideen vom Samen bis zur blühenden Pflanze in natura dargestellt und hier auch die neusten Errungenschaften der Wissenschaft, die Anzucht aus Samen in Reagensgläsern auf Reinkulturen von Orchideenpilzen, vorgeführt. Weiterhin erweckten bei den Besuchern ein besonderes Interesse die sogenannten Importstücke; es sind das die Pflanzen in dem Zustand, in dem sie aus der Heimat hier eintreffen. Unter diesen Importen befanden sich eine ganze Anzahl, die noch mit ihrer Unterlage versehen waren, d. h. mit den Aesten, auf denen sie in der Heimat wuchsen. Daß nicht nur die fremdländischen, sondern auch die heimischen Orchideen Liebhaber gefunden haben, lehrten einige Töpfe, die mit unserem reizenden Frauenschuh und der zierlichen Fliegenophrys bepflanzt waren. Sehr bemerkt wurde es, daß zahlreiche Besucher nicht sowohl durch die großblumigen Cattleyen und deren Hybriden als vielmehr durch die klein- und kleinstblütigen Formen angezogen wurden. Offenbar ist die viel größere Formen- und Farbenmannigfaltigkeit dieser letzteren auf die Dauer doch das Anziehendere. Die großen Cattleyen bestechen zwar anfänglich durch ihre Dimensionen und Farben; aber schließlich ermüden sie durch die Einförmigkeit ihrer Gestalt. Und gerade die Form ist bei den Orchideenblüten im allgemeinen so außerordentlich variabel, daß man sie in ihrer endlosen Mannigfaltigkeit mehr kennen lernen möchte. Der Orchideenliebhaber hat deshalb auch in den meisten Fällen eine Sammlung der verschiedensten Arten. Der Besuch der Ausstellung war ein sehr reger, und es ist anzunehmen, daß der Hauptzweck der Ausstellung, neue Liebhaber für Orchideen zu gewinnen, erreicht worden ist, und daß dieser Ausstellung noch viele, vielleicht noch reicher beschickte folgen werden.



Unsere Bilder

Die feierliche Beisetzung König Eduards VII. (Abb. S. 905—907). Der Britenkönig, dessen Verlust die ganze zivilisierte Welt betrauert, war bei seinen Lebzeiten kein Freund zeremoniellen Prunks. Trotzdem verstand er stets, majestätisch zu repräsentieren. Die Feierlichkeiten, unter denen der Sarg in die Königsgruft zu Windsor geleitet wurde, waren eine dieses bedeutenden Monarchen würdige Huldigung der Welt vor seiner Persönlichkeit und Englands Größe. Als sich die erlauchten Trauergäste vor der Beerdigung im Buckingham-Palast zum Mahl setzten, waren 9 Könige, 43 Fürsten und ein republikanischer Expräsident an der Tafel vereinigt. Sie alle gaben dann dem toten Herrscher das Ehrengeleit auf seiner letzten Fahrt von der Westminster-Abtei durch die Straßen Londons und dann durch die alte Königsresidenz Windsor. Es war ein unerhört glänzender Trauerzug, und die Londoner wagten in dem fürchterlichen Gedränge gern die Gesundheit, ja das Leben, um das Schauspiel dieses Trauerzuges zu sehen. Hinter dem Sarg ritten zunächst die nahen Verwandten des Königs einher. An der Seite des neuen Königs erblickten die Zuschauer den ersten ihrer Trauergäste, den bei ihnen trotz aller Invasionshetze so beliebten Deutschen Kaiser. Dann folgte ein Gewirr ausländischer Uniformen, deren Träger Könige, Herzöge, Thronfolger, Prinzen europäischer und asiatischer Staaten waren. Ein Mann im schlichten Frack wurde nicht minder beachtet als die mit Orden bedeckten, goldfunkelnden Gestalten der Fürsten: Theodor Roosevelt vertrat in dem Zug das angelsächsische Bruderland des Westens. Natürlich fehlten auch die berufensten Vertreter Englands selbst nicht in dem Zug. Lord Roberts und Lord Kitchener, die König Eduards Schwert in entlegenen Weltteilen zum Siege führten, folgten der Bahre ihres Herrn.

Die 10. Hauptversammlung des Deutschen Flottenvereins (Abb. S. 908), die unter dem Präsidium des Großadmirals von Koester am 22. Mai im Reichstagsgebäude stattfand, war sehr zahlreich besucht und gewährte allen Freunden des nationalen Verbandes ein durchaus erfreuliches Bild. Der Präsident konnte in seinem Bericht auf einen glänzenden Aufschwung der Flottenbewegung hinweisen.

Die Braut des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen. (Abb. S. 909.) Anfang Juni vermählt sich im Neuen Palais zu Potsdam Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen, der jüngste Sohn des verstorbenen Prinzregenten Albrecht von Braunschweig, mit der Prinzessin Agathe, der ältesten Tochter des Herzogs von Ratibor und Corvey. Man bringt dieser neuen Verbindung zwischen den erlauchten Häusern der Hohenzollern und der Hohenlohe in der deutschen Gesellschaft die wärmste Sympathie entgegen.

Zwei bedeutende aviatische Flüge (Abb. S. 910 u. 912) haben in den letzten Tagen wieder einmal alle Blicke zu den Wolken gelenkt. Der französische Graf Jacques de Lesseps, ein eifriger und mutiger Schüler Blériots, folgte seinem Meister und flog wie dieser über den Aermelkanal. Kurz darauf sahen die Berliner zu ihrem Erstaunen am abendlichen Himmel die Unter den Linden immerhin noch ungewöhnliche Silhouette eines Farman-Biplans. Der junge Württemberger Frey flog vom Flugfeld in Johannisthal aus über die Dächer der Stadt.

Zum Gastspiel des kaiserlich-russischen Ballettkorps in Berlin (Abb. S. 910) veröffentlichen wir diesmal das Bild einer der graziösesten der Künstlerinnen, die ihm angehören. Die Tänzerin Katherine Geltzer aus Moskau gefällt im Theater des Westens besonders durch ihre bewundernswerte Technik.

Ein Veteran der modernen Technik (Abb. S. 911). In der Nähe von Paris lebt noch hochbetagt der Ingenieur Pierre Martin, der seinerzeit an der Ausbildung des modernen Stahlverfahrens mitgewirkt hat, das wir unter dem Namen des Siemens-Martin-Verfahrens kennen. In der Düsseldorfer Hauptversammlung des Vereins Deutscher Ingenieure wurde mitgeteilt, daß der hochverdiente Greis jetzt durch eine große Ehrengabe erfreut werden soll. Das Comité des Forges de France zeichnete 100000 Frank; die deutschen Martinwerke beteiligten sich mit 20000 Mark an der Sammlung.

Der Schöpfer des neuen Bürgerlichen Gesetzbuches (Abb. S. 908) der Wirkl. Geh. Rat Prof. Dr. Planck ist in Göttingen verschieden. Er war mehr als ein großer Jurist. Sein Lebenswerk erscheint gigantisch, wenn man bedenkt, daß er vor einem Menschenalter völlig erblindete und dennoch als Richter, Lehrer und Gesetzgeber weiter arbeitete und so Großes schuf.

Orchideen (Abb. S. 912). Orchideen, viele herrliche, bizarre Orchideen gab es am 19. und 20. Mai in den sonst andern Zwecken dienenden Hallen des preußischen Abgeordnetenhauses zu sehen. Die Orchideensektion des Vereins zur Beförderung des Gartenbaus konnte auf ihre vortrefflich gelungene Ausstellung stolz sein.

Schwester Candide (Abb. S. 912). Paris hat wieder einmal seinen Skandal. Die fromme Schwester, Oberin des Tuberkulosehospitals d'Ormesson, ist verhaftet worden, weil sie, wie es scheinen will, einige recht gewagte, wenn auch großzügige Juwelentransaktionen ausgeführt hat.

Personalien (S. 908). An Stelle Artur Kampfs wurde der Geh. Baurat Professor v. Großheim zum Präsidenten der Kgl. Akademie der Künste gewählt. Der berühmte Architekt ist einer der Schöpfer des modernen Berliner Stadtbildes; in den siebziger Jahren hat er in seinem Atelier eine große Anzahl der Bauten entworfen, die damals der neuen Reichshauptstadt ihren architektonischen Charakter verliehen. — Die Büste des großen Chemikers Baeyer, die wir anläßlich der Hauptversammlung des Vereins Deutscher Chemiker in Nr. 21 wiedergaben, befindet sich schon seit geraumer Zeit im Besitz des Jubilars, der übrigens im Herbst 75 Jahre alt wird. Diesmal wurde zu Ehren des Gelehrten eine Baeyerplakette gestiftet.

Die Toten der Woche

Bildhauer Ludwig Gamp, † in München im Alter von 55 Jahren.

Geh. Kommerzienrat Paul Heckmann, Seniorchef der Firma C. Heckmann-Berlin, † in Kissingen.

Geheimer Kommerzienrat Julius Moeller, Seniorchef der Firma Moeller und Schreiber, † in Meran im Alter von 71 Jahren.

Wirkl. Geh. Rat Professor Dr. Planck, bekannter Jurist, Schöpfer des neuen Bürgerlichen Gesetzbuches, † in Göttingen im Alter von 85 Jahren. (Portr. S. 908).

Pauline Viardot-Garcia, berühmte Gesanglehrerin, † in Paris im Alter von 87 Jahren.

Professor Ludwig Willroider, bekannter Landschaftsmaler, † in Klagenfurt im Alter von 71 Jahren.

Man abonniert auf die „Woche“:

in Berlin und Vororten bei der Hauptexpedition Zimmerstr. 36/41 sowie bei den Filialen des „Berliner Lokal-Anzeigers“ und in sämtlichen Buchhandlungen, im

Deutschen Reich bei allen Buchhandlungen oder Postanstalten und den Geschäftsstellen der „Woche“: Bonn a. Rh., Kölnstr. 29; Bremen, Obernstr. 16; Breslau, Schweidnitzer Str. 11; Cassel, Obere Königstr. 27; Dresden, Seestraße 1; Elberfeld, Herzogstr. 38; Essen (Ruhr), Kastanienallee 98; Frankfurt a. M., Kaiserstr. 10; Görlitz, Luisenstr. 16; Halle a. S., Große Steinstraße 11; Hamburg, Neuerwall 2; Hannover, Georgstr. 39; Kiel, Holtenauer Str. 24; Köln a. Rh., Hohe Str. 148/150; Königsberg i. Pr., Weißgerberstr. 3; Leipzig, Petersstr. 19; Magdeburg, Breite Weg 184; München, Bayerstraße 57; Nürnberg, Kaiserstraße, Ecke Fleischbrücke; Stettin, Große Domstraße 22; Straßburg (Els.), Gieshausgasse 18/22; Stuttgart, Königstr. 11; Wiesbaden, Kirchgasse 26,

Oesterreich-Ungarn bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche“: Wien I, Graben 28,

Schweiz bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche“: Zürich, Bahnhofstr. 89,

England bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche“: London, E. C., 129 Leadenhall Street.

Frankreich bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche“: Paris, 18 Rue de Richelieu,

Holland bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche“: Amsterdam, Keizersgracht 333,

Dänemark bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche“: Kopenhagen, Kjöbmagergade 8,

Vereinigte Staaten von Amerika bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche“: Neuyork 83 u. 85 Duane Street.



Bilder vom Tage



Phot. M. Branger.

König Georg und Kaiser Wilhelm (×) im Trauerzuge.

Die feierliche Beisetzung König Eduards.

Phot. Sport & General.

Von links nach rechts: Die Feldmarschälle Sir Evelyn Wood, Lord Roberts und Lord Kitchener.

Die höchsten militärischen Würdenträger geben ihrem König das letzte Geleit.



1 u. 2 Herzog von Teck u. Prinz Alexander von Teck (die Brüder der Königin Mary). 3. Prinz Max von Baden. 4. Minister Pichon. 5. Theodor Roosevelt.

Fürsten und Vertreter auswärtiger Staaten im Trauerzug in Windsor.

Die feierliche Beisetzung König Eduards.

Phot. Sport & General.

Die feierliche Beisetzung König Eduards: Der Trauerzug durch Piccadilly in London.

Am Minister- und Präsidententisch, von links nach rechts: Konsul Bohsen-Berlin, Dr. Merck-Darmstadt, Kommerzienrat Schweckendieck-Dortmund, Dr. Schütz-Homburg, Kommerzienrat Schilbach-Greiz, Reg.-Rat Dr. Thöne-Hannover, Präsident Klein-Bonn, Geheimrat v. Pflaum-Stuttgart, Präsident v. d. Planitz-Dresden, Major a. D. Schwarzenberger-Berlin, Kommerzienrat Koerner-Nürnberg, Generalleutnant z. D. Liebermann-Kassel, Konteradmiral a. D. Weber-Berlin, Großadmiral v. Koester, Stabszahlmeister a. D. Scherler-Berlin, Bankier v. d. Heydt-Berlin, Hauptmann a. D. Dr. Roeper-Berlin, Generalmajor z. D. v. Menges-Breslau, Geh. Admiralitätsrat Dr. Felisch-Berlin, Konteradmiral Gerdes-Berlin, Kapitän z. S. Hollweg-Berlin.

Die diesjährige Hauptversammlung des Deutschen Flottenvereins im Plenarsitzungsaal des Reichstagsgebäudes.

Spezialaufnahme für die „Woche“.



Hofphot. Reichard & Lindner.

Geh. Baurat Prof. v. Großheim,
der neue Präsident der Berliner Akademie der Künste.

Wirkl. Geh. Rat Prof. Dr. Planck †
der berühmte Jurist und Schöpfer des neuen Bürgerl. Gesetzbuchs

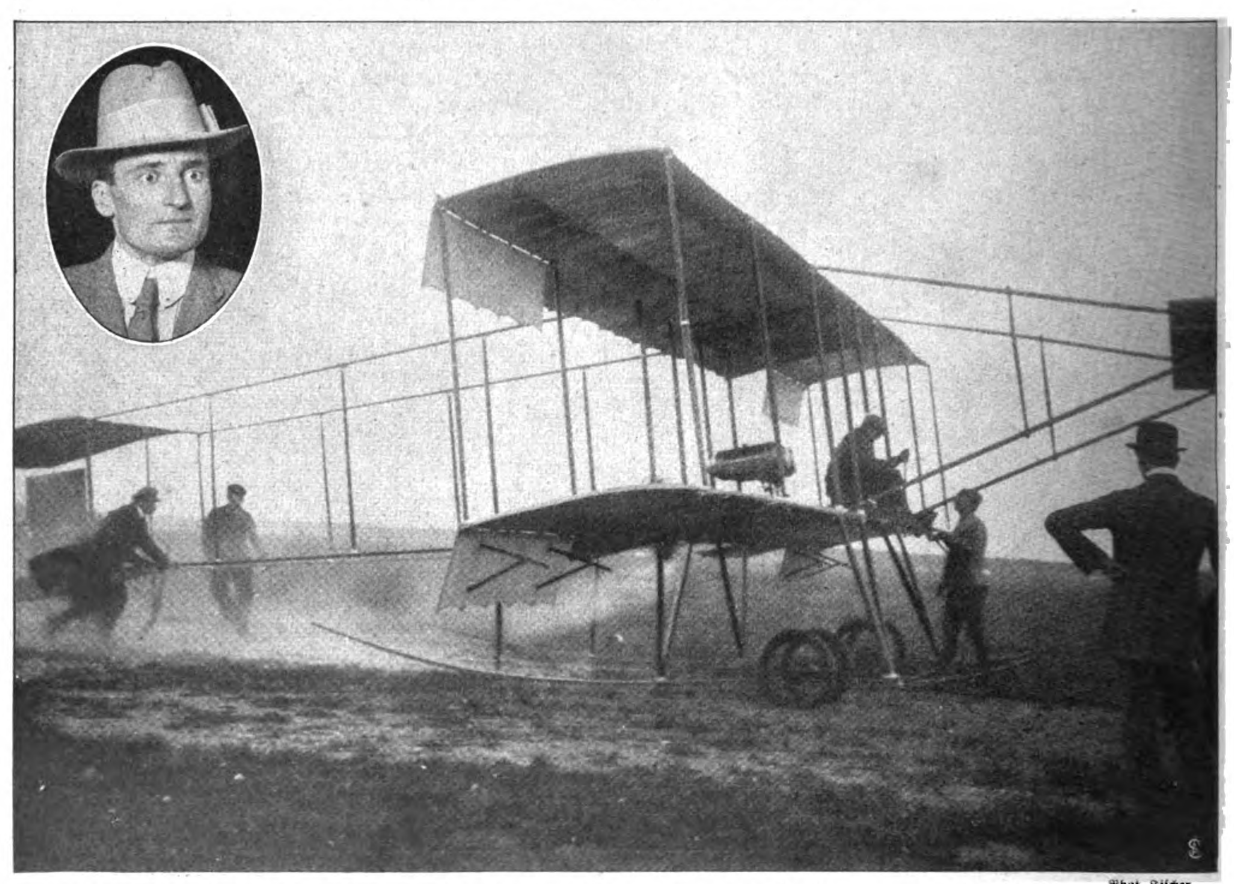
Nach dem Gemälde von Tini Rupprecht, München

Prinzessin Agathe von Ratibor und Corvey.

Zu der bevorstehenden Vermählung der Prinzessin mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen.



Die Moskauer Primaballerina Fräulein Geltzer.
Zum Gastspiel des kaiserlich russischen Ballettkorps in Berlin.



Phot. Fischer.

Start des Aviatikers Robert Frey in Johannisthal zu seinem Flug über Berlin. — Oben: Porträt Robert Freys.
Ein Aeroplanflug über der Reichshauptstadt.



Ein Altmeister moderner Technik: Pierre Martin, der 86jährige Miterfinder des Siemens-Martin-Stahls,

wurde von seinen Berufsgenossen durch eine Ehrengabe ausgezeichnet.

Spezialaufnahme für die „Woche“.



Orchideen aus den Gärtnereien des Herrn C. F. von Siemens.



Orchideen aus den Kulturen des Herrn Otto Beyrodt.

Von der Orchideenausstellung im Abgeordnetenhaus in Berlin.



Phot. Branger.

Schwester Candide mit ihrem Verteidiger
im Hof des Justizpalastes.
Zu dem Prozeß der Oberin des Hospitals d'Ormesson in Paris.



Phot. Rol.

Jacques de Lesseps auf seinem Blériot-Monoplan
während der Ueberfahrt.
Neuer Flug eines französischen Aviatikers über den Aermelkanal.

Nur wer die Sehnsucht kennt ...

Roman von

Ida Boy-Ed.

5. Fortsetzung.

V.

Im Hause der Gervasius mußte man nun den neuen Zustand mit der wichtigen und bestehenden Ordnung der Dinge in Einklang zu bringen suchen. In das um den Geheimrat kreisende System paßte eine bräutliche Tochter mit ihren gerechten Ansprüchen nicht so ohne weiteres hinein. Er selbst machte sich hierüber nicht die geringsten Gedanken. Nach Art genialer und übermäßig beschäftigter Männer hatte er von der Möglichkeit von Kollisionen und Schwierigkeiten im Familienleben und Hausstand keine Ahnung. Seine Frau täuschte ihm jederzeit einen leisen, geölten Gang der Maschine des Alltags vor.

Auch jetzt war die Geheimrätin ihrer selbst und ihrer strategischen Künste ganz sicher. Alles würde schon irgendwie klappen, ohne daß ihr Mann spürte: da kamen Störungen heran ... die Telephondrähte des glatten Berufsbetriebs könnten ihm verwirrt werden.... Die bloße Furcht davor erzeugte in ihm schon eine Nervosität, und sie ließ es nicht einmal zu dieser Furcht kommen.

Mit der gewohnten heiteren Seelenruhe saß sie beim Morgenbrot mit den Ihrigen.

Das belaubte Geäst der großen Ulme, die nahe bei der Veranda stand, besprenkelte den Kaffeetisch drinnen hinter der Glaswand mit Schattenflecken. Mutter und Tochter, in weißen Hemdblusen und knappen grauen Röcken, hatten nicht das allermindeste von einem Morgenprovisorium in der Kleidung. Frisch und stramm waren sie angezogen.

Die beiden Jungen, Philipp und Heinrich, beide im Alter, wo man zu lange und zu viele Arme und Beine zu haben scheint, verhielten sich ziemlich schweigsam und frühstückten mit einer ungemeinen Energie. Noch vor drei Tagen hatten sie sich beständig dadurch geärgert und in ihren Menschenrechten beeinträchtigt gefühlt, daß Renate erwachsen war. Sie sahen in diesem Umstand keinen Verdienst der Schwester, die ihnen nicht für zehn Pfennig imponierte, wie sie zu sagen pflegten. Sie waren auch in ihrem tiefsten Gemüt überzeugt, daß Renate der übrigen Welt ebenfalls nicht imponiere, und daß es ein großer Erziehungsfehler der Eltern sei, „das Mädchen“ schon in Gesellschaften und auf Bälle gehen zu lassen, so daß sie nicht mehr, wie sonst, allabendlich mit den Brüdern spielen und lesen konnte. Auch kam es oft vor, daß die Mama warnend über den Garten rief „Renée!“, wenn man sich mal wieder himmlisch lustig mit ihr prügelte — als ob ihr das was schade! Nee, von einer Etepetete-Schwester hatte man kein Vergnügen und wenig Nutzen — höchstens daß sie einmal mit Taschengeld aushalf oder bei Mutter abbettelte, was die für die Jungen nicht gleich erlauben wollte.

Nun aber hatte ihre rauhe und streng kritische Haltung einen Stoß bekommen, und das Gleichgewicht ihrer respektlosen Jungenseelen hatte sich noch nicht wieder eingefunden. Sie waren — niemals hätten sie es sich oder irgendeinem Menschen eingestanden — schlechtweg verlegen vor der Braut! Mit Hochhagen waren sie so weit einverstanden. Sie besprachen ihn unter sich und stellten fest: er hatte sich famos benommen! Ganz gemütlich und brüderlich streckte er ihnen die Hände entgegen und sagte: „Na — Fips und Heinz, wir wollen uns fein vertragen — was?“ Sie fühlten auch schon eine leise Ahnung in sich aufsteigen, daß so 'n Schwager und eine verheiratete Schwester ihnen allerlei Vorteile bedeuten könnten. Aber noch sträubten sie sich, in ihrer Haltung die Schwenkung von Respektlosigkeit zum Respekt offen zu vollziehen.

Nun saßen sie und genossen es, daß sie ausnahmsweise gar nicht beachtet wurden und mit Löffel und Silbermesser in die Butterdose und Kristallschale voll Pfirsichgelee wahre Schächte graben konnten.

Außer Mutter, Tochter und den beiden Jungen war da noch eine Zeitung am Tisch. Eine große entfaltete Zeitung und am Fuß ihrer Wand stand auf der Tischdecke eine Teetasse und eine Eierplatte, von der jemand die Spiegeleier schon abgegessen hatte. Da nun diese bedruckte Papierwand auch von feinen, weißen Fingern gehalten wurde, bestand begründete Vermutung, daß sich hinter ihr wohl der Geheimrat befinden möge.

„Aber Kind,“ sagte die Geheimrätin, „Fips und Heinz kommen doch immer in Pension während der Universitätsferien.“

„Ich dachte,“ wandte Renée ein und bettelte sehr mit Stimme und Augen, „daß Fips und Heinz diesmal nicht zu Doktor Habels brauchten, daß sie hier bleiben könnten....“

Ihre Blicke begegneten sich mit denen der Brüder. Sie lächelten sich alle drei sehr pfiffig zu. Fips und Heinz begannen Schlaraffentage zu ahnen: die Eltern weg — bloß das Brautpaar als Aufsicht! Donnerwetter, das konnte nett werden....

„Liebling,“ sagte die Geheimrätin, „was denkst du nur: Vater und ich können doch nicht auf Reisen gehen und ein Brautpaar hier unbeaufsichtigt lassen. Was sollte man davon denken.“

„Wir wollen wohl auf Emmich und Renée passen“, sagte Fips eifrig.

„Es ist völlig schnuppe, was die Leute denken“, stellte Heinz voll Weltverachtung fest.

„Tante Adele könnte uns bemuttern!“ schlug Renate dringlich vor.

„Mein Ängel ...“ äffte Fips der altjungferlichen



Tante Adele nach, die so zärtlich und getragen die Geheimrätin, ihre Jugendfreundin, anzureden pflegte.

„Unmöglich. Stell dir vor: wie lästig für Emmich. Er soll doch Rücksichten auf sie nehmen. Ihm müssen all ihre sentimentalen und anspruchsvollen Schrullen ungenießbar sein. Wir haben Geduld, weil wir das langsam sich wie Moos ansetzen sahen. Und den treuen Menschen darunter wissen. Nein, nein. Auch will Adele im August zu ihren Geschwistern."

„Und wenn...." Renate mochte es ja wirklich kaum sagen. Aber der heiße Wunsch... die erste junge Brautglückseligkeit.... „Und wenn — Vater allein...."

Die Geheimrätin setzte mit Entschiedenheit, fast klirrend, ihre Tasse hin, aus der sie gerade hatte trinken wollen.

„Aber Liebling.... Kind! Ich soll Vater allein reisen lassen! Bist du bei Trost! Die Universitätsferien im Hochsommer sind die einzigen Wochen, wo Vater uns hat, wo wir ihn haben. Im Frühling arbeitet er meist durch — oder gönnt sich mal ein, zwei Wochen. Von Anfang Juli bis September gehört er doch einigermaßen sich und uns. Sieh mal, ich denke so: du gehst mit! Übers Jahr bist du Frau. Nun haben wir noch einmal unsere Tochter. Lockt dich denn die Schweiz nicht? Lockt dich Italien nicht?"

„Da bin ich ja schon allerwärts gewesen", sagte Renate betrübt.

„Und verlobt ist sie noch nicht gewesen!" gab Fips zu bedenken.

Im Hinblick auf die möglichen Schlaraffentage waren sie wieder eins mit der Schwester.

„Ach — Naseweis", sagte die Mutter und mußte lachen.

In diesem Augenblick sank knisternd die hoch auseinandergespannte Zeitungswand zu einem unordentlichen und widerstrebenden Faltengehäuf von Druckpapier zusammen, auf dem die feinen Operateurhände ruhten.

Der Geheimrat, schmunzelnd und überlegen, mit pfiffigen Blicken seine Tochter anguckend, sagte erwägend: „Was meinte Fräulein Tochter, wenn wir den Kapitän Hochhagen einlüden, Urlaub zu nehmen und uns als Gast zu begleiten? Da der alte Papa offenbar keine Gesellschaft von Anziehungskraft mehr für seine Tochter ist, werden ihr vielleicht die Schweiz und Italien durch dieses ausgezeichneten Mannes Begleitung etwas sehenswerter vorkommen."

„Papa!" jubelte Renate und stürzte auf ihren Vater zu, einen umgepolterten Korbsessel hinter sich lassend.

Heinz und Fips sahen Schlaraffenland in die Versenkung fahren.

Und die Geheimrätin war beinah starr: ihr Mann hatte zugehört! Sonst, wenn er hinter seiner Morgenzeitung saß oder mit einem Buch in der Hand, hätte man einen Mordanschlag auf seine eigene Person verabreden können, und er würde es nicht gemerkt haben. Er hatte hinter seiner Papierwand gesessen und dem Gespräch zugehört! Nein, so etwas....

Der Geheimrat ließ in wohlgefälligem Behagen die Küsse der Tochter über seine Wangen ergehen und spürte die Kraft ihrer jungen Arme, die seine Schultern umpreßten.

Aber dieser Jubelsturm stockte plötzlich.

„Wenn er aber keinen Urlaub bekommt!" sagte sie in schweren Sorgen.

„Das mußt du mit Exzellenz Marweg ausmachen — oder wer sonst die gnadenspendende Instanz für Emmich sein kann — ich bin in den Wirrnissen der Rang- und Kommandoverhältnisse gänzlich unorientiert. Aber wer es auch sei: ich denke mir, wenn du dem betreffenden großen Mann so zu Leibe gehst wie eben mir, kann er nicht widerstehen."

Die Jungen pruschten.

„Du machst immer schlechte Witze, Papa", sagte Renate, noch umwölkt. Aber da sie, im Gegensatz zu ihrem Papa, schon in allen Marineangelegenheiten sehr orientiert war und von dem Tag an, wo sie in bezug auf den Kapitän Hochhagen empfunden hatte: „den oder keinen", sich durchaus identisch mit der K. M. fühlte, so fuhr sie belehrend fort: „Emmich ist zur Verfügung des Chefs der Ostseestation. . . ."

„Na also... man erbitte, daß der Chef verfügt...."

„Ach, Papa," fiel Renate ihm in die Rede, „du kannst dir keinen Begriff davon machen, wie es an Offizieren mangelt! Die Urlaubsverhältnisse sind schrecklich — einer muß schon halbtot gearbeitet sein, ehe er mal loskommt."

Die Geheimrätin und ihr Mann lächelten sich an. Diese frische, drollige Weisheit rührte sie. Die Geheimrätin dachte an ihre Brautzeit, wo sie, nachdem sie einen halben Tag eines Klinikers Verlobte gewesen, mit nicht minderer Autorität von seinen Berufskomplikationen sprach.

Drinnen im Haus schlug eine Uhr acht. Sie schlug sehr anspruchsvoll, als habe sie Bedacht, daß nur ja recht weithin ihr pastoraler, feierlich gemessener Ton den Leuten melde: eine Stunde sei zwar ins Meer der Zeit zurückversunken, aber man könne ruhig sein, sie, die Uhr, bleibe standhaft auf dem Posten.

Und dieser weise Klang, der achtmal in die köstliche Morgenfaulheit hinausdröhnte, störte sie denn auch gründlich.

Fips stopfte den letzten Happen seiner Semmel — er hatte zwei mehr gegessen, als sonst sein äußerstes Maß war — in den Mund; Heinz hielt, mit stark zurückgelegtem Kopf, den Tassenrand zwischen den Lippen, damit der dicke Zuckerbodensatz noch hineinrutsche.

Die Geheimrätin klappte in die Hände und mahnte zur Eile. Renate lief ins Haus, auf den Flur, um nachzusehen, ob die Bücherriemen der Brüder auch alles Nötige umschlossen; dies Amt war ihr, zum Zorn von Fips und Heinz, seit zwei Jahren von der Mutter auferlegt, und sie erfüllte es so gewissenhaft, daß auch heute die Jungen auf dem Flur von ihr mit der raschen Mahnung empfangen wurden: „Wo ist dein deutsches Aufsatzheft, Fips? Heinz, dein Vocabulaire fehlt, du hast doch heute französisch!"

Draußen gab der Geheimrat seiner Frau einen Kuß auf die Stirn. Halb neun fing er an zu operieren, es war also Zeit, in die Klinik zu gehen und sich vorzubereiten.



„Hast du viel heute?"

„Nur drei Sachen, eine davon etwas schwerer!"

Aus solchen Antworten zog die Geheimrätin dann ihre Schlüsse: Er kommt präzise, verspätet oder gar nicht zum Gabelfrühstück. Und hiernach richtete es sich, ob er mit von den allgemeinen Schüsseln zu essen bekam, ob besonders gekocht wurde für ihn, oder ob man in sein Studierzimmer einen nahrhaften und leichten Imbiß stellte. Sie hatte auch in ihrem Gedächtnis ein Register. Da stand: Gestern ist eine sehr, sehr schwere Operation gewesen, und solange Gefahr ist, darf man ihn nicht anreden, muß sein Schweigen nicht unterbrechen, muß abwarten, ob er spricht. Oder: Heute entläßt er geheilt eine Patientin, die ein halbes Jahr gelegen hat, es ist eine arme Frau, man muß daran denken, ihr noch eine kleine Freude zu machen, dann freut er sich auch. Oder: Er hat vor ein paar Tagen Ärger mit Doktor Berthold gehabt — erwähne nur nicht, daß du die Frau Doktor Berthold gestern trafst, und daß sie sich unterstand, schnippisch zu sein.

Sie hatte auch herausgefunden, daß aus unbegreiflichen Gründen an einigen Tagen der Woche die Sprechstunden überlaufener seien als an anderen; als gäbe es geheime Gesetze, denen zufolge Leidende sich vor allen Dingen am Montag, Mittwoch und Sonnabend konsultationsbedürftiger fühlten. Sie hegte einen adressenlosen Zorn in sich, wenn für diese Tage auch noch schwere Operationen angesetzt waren.

Einladungen zu Diners und Soupers besprach sie nie. Sie verfügte völlig. Für die Tochter nahm sie an, für sich und den Geheimrat behielt sie die Entscheidung bis zur letzten Stunde vor. Die Bekannten waren dazu erzogen worden, mit dieser Unbestimmtheit zu rechnen. Fühlte sie: Er wird unter keinen Umständen Zeit und Lust haben, in Gesellschaft zu gehen, erfuhr er überhaupt gar nicht, daß man ausgeladen gewesen war. Übersah sie am Mittag, daß es ihres Mannes Stimmung entsprach und ihm eine wohltätige Ablenkung sein werde, unter Menschen zu sein, so sagte sie ihm einfach: Wir werden heute abend da und da speisen.

Über diese paradoxe Wirkung, daß aus der höchsten Unterordnung eine Form von Frauenregiment sich ergeben hatte, konnte der Geheimrat amüsiert spaßen, und Wendungen, wie „wenn ich darf" — „falls meine Frau erlaubt", kamen bei ihm vor.

Nun ging er also; im Zimmer stieß er noch auf die vom Flur zurückkehrende Renate, die ihn mit der zärtlichen Dreistigkeit, die junge Töchter den berühmtesten Vätern gegenüber haben können, noch flink mal umarmte und um sich selbst drehte.

Dann war sie schon draußen und räumte den Tisch ab, während nun die Mutter hinter der Zeitungswand verschwand.

Renate sang ein bißchen vor sich hin. Dann unterbrach sie ihr Liedchen. Schon mit dem beladenen Teebrett in den Händen, das sie vor sich hielt, sagte sie: „Bitte, Mama — sieh mal nach — der Bericht muß doch schon drin sein — Wettfahrt Kiel—Travemünde — unter Jachten der Kreuzerklasse II — ist ‚Freia' placiert — Erste? Ja? Hurra. Na, das freut mich für Reiswitz — das Gewitter vorgestern — das hat die Flaute behoben — Du, die ‚Freia' gehört dem Legationssekretär von Gamberg, der gestern abend mit bei Rosenfelds war. Er ist ein Vetter von Jutta Falckenrott. — Mama, wen magst du lieber leiden: Lisbeth Rosenfeld oder Jutta...."

Die Geheimrätin ließ etwas ergeben die Zeitung sinken und sagte milde: „Kind, ich kenne die beiden Damen noch so wenig."

„Aber so was weiß man doch sofort! Lisbeth ist ja lustig und lebendig — denk mal, sie hat mir gestern abend schon gesagt, daß wir uns du nennen wollen — aber für Jutta, weißt du, Mama, für Jutta schwärme ich! Sie ist so schön. Und es ist so etwas Geheimnisvolles in ihren Augen und in ihrem Wesen."

„Es ist das Vorrecht deiner Jahre, zu schwärmen", sprach die Geheimrätin nachsichtig.

Renate setzte das Teebrett wieder hin.

„Glaubst du, Mama, daß Emmich Urlaub bekommt und mit uns reisen kann?"

Die Mutter lächelte.

„Kind, was kann ich davon wissen. Wir wollen es hoffen. Ich finde Papas Idee sehr glücklich."

„Ach ja," sagte Renate aus vollem Herzen und machte sich zum Schoßkind bei der Mutter, zugleich beide Arme um ihren Hals legend, „es wäre zu schön. Sieh, wie genau lerntet ihr euch kennen — Emmich und ihr — wer weiß, wie ein so tägliches und nahes Zusammensein sonst jemals im Leben wieder sein könnte. Und wir lernten uns kennen! Er und ich! Jetzt ist es alles so wie ein glückseliges Ahnen — manchmal denk ich, es ist Traum oder Rausch — ich fühle wohl, Mama, daß es nicht diese Stimmung ist, in der man durch das Leben geht. Jetzt ist alles so heiß, so aufgeregt in mir, ich weiß manchmal nicht, ob ich lachen oder weinen soll.... Ich weiß, allmählich kommt das zur Ruhe, und dann kommt wohl so ein heiliges Wissen von Liebe und Zusammengehörigkeit wie bei Papa und dir."

Die Mutter zog ihr Kind noch fester an sich. Und das Kind, auf der Schwelle des Frauenlebens, staunend, erregt und doch etwas furchtsam stehend, fragte flüsternd am Ohr der Mutter weiter: „Mama, ist es noch schöner, verheiratet zu sein als verlobt zu sein?"

Die Mutter schluckte ein wenig, nahm sich zusammen und wich scheu der Antwort aus, die, klar und für jedes Herz gültig zu geben, über Frauenvermögen ist.

„Kind, man kann eins nicht über das andere steigern und nicht den einen Zustand mit dem andern vergleichen. Wer die Feierzeit des Brautstandes nicht nur durchjubelt, sondern auch zu ernster Einkehr nutzt, tut gute Vorarbeit für eine glückliche Ehe."

Sie blieben ganz still. Der junge, blonde Kopf lag auf der Schulter der Frau, die in ernster Rührung vor sich hinsah. Und indem sie so zusammen schwiegen, fühlten sie sich in einer unzerreißbaren Einigkeit verbunden. Ihnen war, als seien Schranken zwischen ihnen gefallen, als seien sie nicht so sehr Mutter und Tochter als Trägerinnen eines Geschicks, Genossinnen in ein und der gleichen Bestimmung.

Um die Mittagzeit, wie es verabredet gewesen war,



kam Emmich. Die Braut in ihrem Rosenhut, den von Rand zu Rand unter dem Kinn weg ein weißes, am linken Ohr geknüpftes Band hielt, stand schon bereit und zog sich gerade die weißen Handschuhe zum weißen Kleid an. Sie kannte es nicht anders als: Männer darf man nicht warten lassen, erstens mögen sie es nicht, und zweitens haben sie dazu keine Zeit.

Das Brautpaar wollte zu Jutta gehen, um die Mutter des fernen Kameraden respektvoll zu begrüßen.

Emmich küßte der Geheimrätin die Hand.

„Was sagst du — Reiswitz ist erster geworden!“ rief Renate.

Er lächelte. „Reiswitz steht offenbar in Gunst und Gnaden bei dir.“

„Und wie! Denk mal, er war der erste von der Marine, der mir Glück wünschte. Und er machte es so nett. Es war vorgestern nachmittag, ja gewissermaßen noch nicht offiziell.“

„So kommen Männer zu Meriten“, scherzte Hochhagen.

„Nur noch die Knöpfe . . . ach, ich nehme keinen Sonnenschirm ... ich will Emmich einhaken ... sag mal, Emmich: Kriegt nun Reiswitz den Silbergewinn oder Herr von Gamberg.“

„Den bekommt Herr von Gamberg. Aber der Besitzer der ‚Freia‘ wird wohl, wie üblich, dem, der sie zum Sieg geführt hat, eine Aufmerksamkeit schicken: Korb Sekt — Zigarettenetui —“

„Der Legationssekretär ist ein Vetter von Frau von Falckenrott?“ fragte die Geheimrätin.

„Durch sieben Scheffel Erbsen, wie man hierzulande sagt“, antwortete Hochhagen und half bei den Handschuhknöpfen, was die Arbeit aber nicht förderte, da er mehr in Renatens Augen als in ihre Handfläche sah.

„Er ist eine sehr interessante Erscheinung. Vornehm. Fast auffallend beherrscht in Wort und Haltung. So, daß es wie vorsätzliche Verschlossenheit wirkt. Wie bei Menschen, die sich nur äußerlich ihrer zeitweiligen Umgebung schenken. Und sehr ernst.“

Wer weiß warum! dachte Emmich.

„Ach, Mama, mach du die Knöpfe zu“, bat Renate.

„Ja, ich bin in so was noch so unerfahren“, entschuldigte er sich.

„Na, na....“

„Lieber Emmich, unterwegs hat Renée Ihnen etwas vorzutragen. Sie hat sich's ausgebeten, es Ihnen selbst und allein sagen zu dürfen. Ich möchte nur vorweg bemerken: es war meines Mannes eigenster Gedanke, und wir, mein Mann und ich, wären glücklich, wenn sich das verwirklichen ließe“, sprach die Geheimrätin.

„Das klingt verheißungsvoll“, meinte Hochhagen. „Ich habe Renée auch etwas vorzutragen — nur, ich fürchte ... es wird sie nicht sehr erfreuen....“

„O Gott — was Unangenehmes!“ rief die junge Braut. Und unfähig zu warten, aus einem Gemisch von Angst und Neugier heraus, fragte sie — und war doch ein bißchen blaß: „Mußt du morgen nach Samoa?“

Er lachte sie herzlich aus.

„Nein, Liebling, so flink kommt dergleichen dann doch nicht ... Zahnbürste einstecken ... Abschiedskuß ... auf Wiedersehen in zweieinhalb Jahren.... Aber ein bißchen unregelmäßig könnten meine Besuche in den nächsten Wochen immerhin werden....“

„Lieber Emmich, sagen Sie 's nur schlank und klar heraus. Das mögen wir Frauen bei unangenehmen Sachen am liebsten. Wir haben ja alle zu viel Phantasie, und die arbeitet während einer Vorbereitung blitzschnell und malt gleich tausend Schrecknisse aus. Sie hörten es: Das Kind sah Sie schon nach der Südsee abfahren.“

„Na ... denn.... Also: der Erste Off'zier auf der ‚Thuringia‘ ist so kaputt — nervös — überarbeitet — daß er wohl auf ein paar Wochen oder länger in ein Sanatorium muß, sich mal gründlich kurieren.... Ich soll ihn ersetzen. Zunächst gehen wir nur die Woche über zu allerlei Schieß- und anderen Übungen hinaus und kommen Freitag abends wieder herein. Aber dann geht's in die Nordsee — ein kleines Manöverpräludium bei Helgoland. Hieran schließen sich die großen Manöver in der Ostsee. Ob ich die auch noch mitmachen muß, kann ich heute nicht vorweg wissen und sagen. Krietzow — den ich vertreten soll — legt alles daran, sich rasch zu erholen — sein spezieller Landesherr, zu dessen Dynastie die Krietzows immer nahe Beziehungen hatten, will vom Bord der ‚Thuringia‘ aus den Manövern zusehen. . . . Also das schwebt im ungewissen — hängt von Krietzows mehr oder minderer Erholung ab — erst mal aber bin ich da fest....“

In raschem Überblick, sowohl als Hausfrau wie als Mutter und Gattin, dachte die Geheimrätin, daß es gar kein ungünstiger Zustand sei, wenn so ein Verlobter fünf Wochentage sich nicht allabendlich zum zärtlichen Beisammensein einfinden könne.

Aber da Renate wirklich ein bißchen verhagelt aussah, klopfte sie ihr ermutigend die Wange und sagte heiter: „Also im Ernst gar keine Trennung, sondern nur eine kleine Übung — auch fürs Kind — um sich auf die Marinefrau vorzubereiten.“

„Ja, Mama — aber siehst du denn nicht — damit ist das andere doch auch entschieden ...“, sprach Renate. Schwer vor Enttäuschung war ihr das Gemüt.

„Jetzt geht nur ... das kannst du mit Emmich unterwegs besprechen . . . geht nur, sonst stört ihr Frau von Falckenrott noch bei Tisch.“

Und sie drängte das Brautpaar förmlich fort. Denn sie hatte alle Hände voll zu tun und fühlte sich schon sehr gestört. Dennoch war eine Minute übrig, um hinter der Gardine verborgen dem Paar in stolzer Befriedigung nachzusehen. Renate, lang und schlank, war nur ganz wenig kleiner als der Mann, der fest und stattlich neben ihr schritt, in guter Harmonie des Ganges. Die Geheimrätin machte gern so ihre kleinen Schlüsse aus dem Gang eines Menschen. Männer, die trippelnd oder ungleichen kurzen Schrittes gingen, solche, die immer nur das eine Bein voransetzten und das zweite nachzogen, in dieser allgemeinsten Form des Gehens, flößten ihr kein rechtes Vertrauen ein. Sie mochte Männer, die stolz und geradeaus, im sicheren Wohlmaß der Bewegung schritten. Und das tat der Kapitän Hochhagen, trotz jener leisen, fast unbestimmbaren Nuance, die den Seemann verriet.



Renate hatte ihre Hand unter den Arm des Verlobten geschoben, aber sie stützte sich dennoch nicht eigentlich, sondern schritt leichtfüßig und selbständig neben ihm einher.

Ach ja, dachte sie immerfort, es fängt schon an! . . .

„Sag, Süße, verstimmt es dich so schwer, daß ich während der nächsten Wochen fort sein werde? Dies Kommen und Gehen ist aber doch keine wirkliche Trennung.“

„Doch, Emmich, doch! Aber ich werde natürlich tapfer sein. Es wäre kindisch, wollt ich's nicht. Trennung ist es aber doch. Du denkst wohl nicht daran: Heute haben die Universitätsferien begonnen.... Papa hat noch ein paar schwere Operierte, die erst außer Gefahr sein müssen, ehe er sie den Assistenzärzten überläßt — aber so in vierzehn Tagen reisen wir.... Das tun wir immer in den großen Ferien Papas — da muß er eine total andere Umgebung haben — zwar, er arbeitet auch dann oft und viel wissenschaftlich... aber es ist doch eine andere Art des Lebens. . . .“

„Und ihr reist immer alle mit?“ fragte Hochhagen in einem ihn selbst überraschenden Gemisch von Empfindungen. Es war einerseits gut, wenn diese Reise nun gerade mit seinem vorübergehenden Bordkommando zusammenfiel. Aber anderseits schien es ihm, als sei ihm Renate näher, wenn sie hier in Kiel in ihrem Elternhaus von seinen Briefen erreicht und seinen Gedanken gefunden werden konnte. In was man sich alles reinfühlt, dachte er erstaunt; war es nicht gerade, als ob man in eine völlig veränderte Stellung zu Dingen und Menschen gekommen sei?!

„Nein. Fips und Heinz kommen immer zu Doktor Habel in Pension. Habels gehen erst mit ihnen an die See, solange Schulferien sind. Papa bleibt gewöhnlich bis zum achten Oktober fort und beginnt erst dann zu lesen. Ich bin immer mitgekommen — ich bin Papas Liebling — so ein bißchen — es ist ja auch anders — ich brauchte ja auch nicht wie Fips und Heinz aufs Abiturium loszubüffeln — Na, und jetzt. . . .“

Er erriet.

„Diesmal wolltest du lieber hier bleiben!“ sagte er voll zärtlicher Dankbarkeit und streichelte die Hand, die auf seinem Arm lag.

„Natürlich. Aber Mama sagt: Unmöglich. Und Papa hatte eine himmlische Idee! Ich sollte dich einladen, die ganze Zeit solltest du mit uns reisen als Papas Sohn. Jawohl.“

Nun zitterte ihre Stimme, und es kostete etwas, das Enttäuschungstränlein zurückzuhalten. An den Wimpern hing es aber doch.

„O...“, er war ganz betroffen. Ob das schön gewesen wäre! Und wie hätte man sich kennen gelernt! Miteinander eingelebt! — — Aber man war kein Luxusmensch. Man hatte einen rauhen, wichtigen Beruf. Man gehörte nicht sich, sondern einer grandiosen Sache. Und man war gewohnt, ohne Wimpernzucken zu verzichten.

„Das ist rührend von Papa.... Und du sagst, bis Anfang Oktober bleibt ihr fort. . . .“

Sie nickte seufzend.

„Ich könnte Urlaub nehmen — so wie Krietzow wieder dienstfähig ist — nur dumm, daß man heute nicht weiß: ist das vor oder nach 'm Manöver. Jawohl... wenn ich dir sage, daß ich seit drei Jahren nie wirklichen Urlaub hatte — mal so zwei, drei Tage für eine Kameradenhochzeit, das war eigentlich alles. Was meinst du? Wenn ihr nicht irgendwo am andern Ende der Welt sitzt, könnte ich doch noch nachkommen. Ja, sogar noch nach dem Manöver. Sonst früher. Alles hängt von Krietzow ab. Aber wie? Wenn's denn auch nur nach dem Manöver anginge. Es wäre doch immer was?“

Ob es etwas wäre! Leider war man jetzt auf der Straße, ging gerade über den Klaus-Groth-Platz auf den Niemannsweg zu. Deshalb konnte Renate dem liebsten Mann nicht jubelnd um den Hals fallen. Nachdem schon alle Freude verloren gegeben war, erschien nun dieser Bruchteil davon, der doch noch vielleicht den Umständen abgerungen werden konnte wie ein überwältigendes Geschenk.

Renate tanzte beinah neben ihrem Kapitän einher. Und all ihre Freude strömte wie Liebesbekenntnis beseligend zu ihm hinüber.

Und allerlei Gedanken gingen, schwer von Glück und schwer auch von Mitleid und fast von Furcht, andächtig durch ihn hin: Welch ein Rückschlag für eine solche jubelnde, liebessehnsüchtige Seele, wenn sie sich plötzlich in Entsagung und Einsamkeit versetzt sieht. Ja, da mußte man wohl milde richten, wenn so eine Seele dann aus dem Gleichgewicht kam.... Arme Jutta! Und er fühlte: eine ganz besondere, reine Kraft — eine große, heilige Einfältigkeit muß ein Frauenherz haben, um Einsamkeit ertragen zu können....

Sie, die Eine, Süße, die hier, beschwingt von Freude, in stillem Jauchzen neben ihm ging — sie hatte solche klare Kraft. — Er glaubte es....

Zwei Seeoffiziere kamen ihnen entgegen: Die Gesichter beider Herren hatten den Glanz neugieriger und erfreuter Teilnahme. Es waren Bekannte Hochhagens. Man stand still, Glückwünsche wurden dargebracht, Renate sagte, kaum daß sie vorüber waren: „Wie sind sie nett.“

Nun kam auf dem Bürgersteig Tante Adele in Sicht. Sonst dachte Renate wohl manchmal: Du lieber Gott, schon wieder Tante Adele. Heute sagte sie: „Da kommt ja Tante Adele — ach, sie ist zu nett.“

Die Dame, die heranschritt, hielt schon von weitem ihre beiden, in bräunlichen, halbdurchsichtigen Trikothandschuhen steckenden Hände mit gespreizten Fingern dem Paar entgegen. Schmachtende Freude verklärte ihr kleines Gesicht, in dem zwei blanke, braune Augen unter merkwürdig dicken Lidern auffielen. Unter dem winzigen Kinn saß das Polster eines rilligen, weißen Fettlagers. Da nun auch Tante Adelens Mund von stattlicher Breite und in seinen Winkeln ein wenig nach oben gezogen war, mußte man eigentlich Fips und Heinz in einem gewissen, ruchlosen Vergleich recht geben. Und als sie einmal, bei Tante Adelens Eintritt ins Zimmer, sachte und scheinbar ganz unbeabsichtigt „quack — quack“ vor sich hingesagt hatten, konnte ihnen die



Mutter nicht einmal eine Ohrfeige geben, damit ihr die Jungen nicht, nach der Logik der bekannten Anekdote, mit der frechen Frage kamen: „Wen meintest d u denn?"

„Mein Ängel!" sagte Tante Adele überwältigt.

Renate stellte ihren Verlobten vor. Er küßte ritterlich den halbklaren Handschuh und sagte Verbindliches, worauf Tante Adele ihm innig die Hand drückte und ihn bedeutungsvoll mit schwimmendem Blick ansah, als schlösse sie ein schweigendes Bündnis mit ihm, das Zeit und Ewigkeit überdauern solle.

(Fortsetzung folgt.)

Nervenbilanz.

Von Dr. Heinrich Stadelmann, Dresden.

In jedem Haushalt muß, wenn er gedeihen soll, nach bestimmten Zeitabschnitten eine Bilanz aufgestellt werden. Staatshaushalt, Gemeindehaushalt, Haushalt in der Familie steigern ihren Wohlstand durch eine Führung, die sich auf das Ergebnis der Bilanzierung gründet; nicht anders ist es im Haushalt eines einzelnen lebendigen Organismus. Hierfür ist eine genaue Kenntnis der die Bilanz haltenden Kräfte nötig. Einnahmen und Ausgaben bei der Bewirtschaftung von kulturellen Einrichtungen entsprechen der Aufnahme und der Abgabe im lebendigen Organismus der Natur, aus denen Aufbau und Abbau erfolzt; sie ergeben im allgemeinen ein Bild über die Betätigungen, die durch eine Haushaltsführung hervorgerufen sind.

Eine Unterbilanz zieht Auflösung des ideellen oder des reellen Organismus nach sich; ein ständiges Gleichgewicht führt zum Rückschritt, weil andere Organismen sich diesen Stillstand zunutze machen. Das Ziel der Bilanzierung ist der Gewinn.

Aus diesen Sätzen ergibt sich die Frage: Wie wird ein Organismus zu Gewinn bringender Leistungsfähigkeit gebracht?

Im allgemeinen muß man sagen: Durch eine zweckentsprechende Benutzung gegebener Umstände; zu diesen gehören die Verhältnisse, unter denen sich der Organismus befindet; es sind in gleicher Weise hierher zu rechnen die Verhältnisse, die in dem Organismus selbst gelegen sind.

Aus den gegenseitigen Beziehungen dieser beiden Umstände zueinander ergibt sich das Gedeihen bzw. Niedergehen des Organismus.

Wer sich in einer Umgebung befindet, die viel Kraft beansprucht, wird früher seine Kräfte erschöpfen und damit zu vorzeitiger Leistungsunfähigkeit gezwungen werden als der, den die ihn umgebenden Verhältnisse nur seinem jeweils vorhandenen Kräftemaß entsprechend verbrauchen. Es ersetzt sich allerdings in dem menschlichen Organismus die verausgabte Kraft wieder, z. B. durch Nahrungzufuhr und durch Ruhe. Allein wie bei einer Dampfmaschine, die durch Heizmaterial immer wieder zur Arbeitsleistung angeregt werden kann, sich die Maschinenteile mit der Zeit abnützen, so ist es auch im lebendigen menschlichen Organismus der Fall. Mit zunehmendem Alter büßen die Zellen des Organismus an ihrer Funktionstüchtigkeit ein. Der Vergleich des lebendigen Organismus mit einer Maschine ist allerdings in gewissem Sinn mangelhaft, denn der lebendige Organismus hat Fähigkeiten in sich, deren eine Maschine ermangelt. Hier kommt besonders ein Vorgang in Betracht, der dem lebendigen Organismus eigen ist, und durch den er sich selbst gewissermaßen reguliert. Dieser Vorgang ist die Ermüdung. Wenn im Haushalt der Körperzellen diese mit Hilfe der ihnen innewohnenden Kräfte eine gewisse Summe von Arbeit geleistet haben, tritt eine Sperrung ein. Es ist von Natur aus dafür gesorgt, daß diese Zellen ihren Kraftvorrat nicht vollständig verausgaben. Sie hören nach Ablauf einer bestimmten Zeit ihrer Betätigung auf, weiterhin Leistungen zu vollziehen. Dieser Zeitpunkt kündigt sich dem Menschen durch die Empfindung der Müdigkeit an.

Wie für eine Sperrung im Haushalt des Lebens gesorgt ist, besteht jedoch eine Einrichtung, durch die die Leistungsfähigkeit der Zellen gesteigert wird. Wenn wir uns längere Zeit mit einer Arbeit beschäftigen, wächst mit der fortschreitenden Betätigung der Antrieb zur Arbeit, d. h., die Arbeitsleistung geht schneller vonstatten und scheinbar mit weniger Kraftaufwand als zu Beginn der Arbeit. Dies ist der Fall bei geistiger sowohl wie bei körperlicher Betätigung.

Dieser Zustand der erhöhten Leistungsfähigkeit im Nervenhaushalt entsteht durch die Betätigung der Zellen selbst. Er ist der Vorläufer des vorher genannten Zustandes, in dem die Sperrung eintritt. Beide Zustände zusammen fallen, wenn man sie biologisch betrachtet, unter den Begriff „Ermüdung". Wir haben also unter Ermüdung einen Lebensvorgang zu verstehen, der gekennzeichnet ist durch eine Steigerung der Lebensbetätigung, der eine Herabsetzung nachfolgt. Die Ermüdung ist eine zweckmäßige Einrichtung im Nervenhaushalt, die dessen Leistungsfähigkeit zu steigern imstande ist, anderseits aber auch vor zu großem Aufbrauch schützt. Psychologisch gesprochen, kommt dieser Ermüdungsvorgang einer Vergiftung gleich. Der Organismus vergiftet sich selbst, um seine Arbeitsmöglichkeit zu erhöhen und um sie einzudämmen.

Dieser Vorgang der Ermüdung bringt in seinem ersten Stadium geistigerseits regere Phantasie hervor, schnelleres Denken, Steigerung des Gefühlslebens, gehobene Stimmung, rasches Handeln. Auch die inneren Körperorgane, Herz usw., funktionieren leichter und schneller. In seinem zweiten Stadium tritt das Gegenteil ein; Denkfaulheit, matte Gefühle, gedrückte Stimmung, Unlust, geringe Antriebe zum Handeln, matter Herzschlag usw. stellen sich ein. Nach übergangener Ermüdung wird der Schlaf schlecht, Erregung wechselt mit Mattigkeit, Bilder des Wachens mischen sich in den Schlaf und rauben die Ruhe. Der Lebensrhythmus ist gestört. Angeregt ist die Ermüdung durch das Verhältnis des Organismus zu seiner Umgebung, man sagt durch die Reize, die von außen her kommen und auf die Nerven wirken.

Es liegt sehr viel daran, diesen Vorgang der Ermüdung zu kennen, wenn man seinen Nervenhaushalt



hinsichtlich der Leistungsfähigkeit heben bzw. ihn vor zu frühzeitigem Aufbrauch bewahren will. Das Stadium der erhöhten Fähigkeiten kann sehr nutzbringend verwendet werden; aber wenn sich die Zeichen der Sperrung bereits einzustellen beginnen, soll die Arbeit langsam aufgegeben werden, da sonst die Gefahr zu großer Verausgabung mit all ihren Nachfolgen (Schwächezuständen) eintritt. Namentlich fortgesetztes Uebersehen der von der Natur gegebenen Warnrufe bei der Arbeit rächen sich sehr mit den Jahren. Der Organismus erlahmt zu frühzeitig in seinen Fähigkeiten.

Dann liegt eine andere Gefahr nahe. Wer den natürlichen Leistungen seiner Nerven nicht mehr viel zutrauen kann, greift zu künstlichen Mitteln. An Stelle des von der Natur gebotenen und im Organismus selbst erzeugten Ermüdungsgiftes werden künstliche Mittel zur Anregung bzw. Sperrung genommen. Gifte, wie Alkohol, Kaffee, Tee, Morphium, Kokain und andere, müssen herhalten, um die Bilanz wieder in die Höhe zu bringen. In Wirklichkeit aber sinkt sie dadurch nach und nach immer tiefer; denn diese Nervengifte haben wohl eine ähnliche Wirkung wie die Ermüdungsgifte, sie bringen zuerst, körperlich und geistig, gesteigerte Leistungsfähigkeit hervor, aber sie machen bald dem Gegenteil Platz. Allein sie können nie als gleichbedeutend mit jenen angesehen werden. Dazu kommt die Gewöhnung an derartige künstliche Erregungs- und Sperrungsmittel, so daß aus der physiologischen Vergiftung eine pathologische wird.

Die menschlichen Individuen sind bezüglich ihrer Ermüdungen sehr verschieden veranlagt. Manche ermüden relativ sehr bald, manche gleichen rascher ihre Ermüdungen aus. Es gibt Menschen, die man als Ermüdungsbeanlagte bezeichnen kann. Diese sind es, die eine ganz besondere Rücksicht brauchen, wenn ihr Nervenhaushalt nicht starke Einbuße erleiden soll. Erzieher und Eltern sollten Kinder, bei denen sich Zeichen geistig und körperlich gehobener Leistungsfähigkeit mit nachfolgender, zu starker Kraftabnahme geltend machen, genau beobachten. Die Ermüdungserscheinungen solcher Kinder wie einerseits die überaus lebhafte Phantasie, starke Affektbildung: als Zorn, Angst, Furcht, ferner Aggressivität im Handeln, unruhige und ungeordnete Bewegung der Glieder und der Gesichtsmuskeln, andererseits geistige Trägheit und matte Bewegungen, führen vielfach über die Grenze der Norm hinüber zu den Nerven- und Geisteskrankheiten. Nicht beobachtete und nicht berücksichtigte Ermüdungen enden mit Uebermüdung, mit Erschöpfung und dadurch mit einer Zerrüttung der Fähigkeiten. Die Berücksichtigung der individuellen Ermüdungsgrenze ist ein Haupterfordernis bei der Instandhaltung eines Nervenhaushaltes. Jeder soll wissen, was und wieviel er sich zutrauen darf.

Diese Ermüdungsgrenze kann erweitert werden. Durch Uebung kann man die Fähigkeiten steigern. Gewohnheitsmäßig vorgenommene Verrichtungen beanspruchen nicht so viel Kraft wie im Anfang, wo sie eingeübt wurden. Die Uebung ist ein Mittel, bestimmte Fähigkeiten ohne besonderen Kraftaufwand sich entfalten zu lassen und dadurch die Bilanz zu heben. Andere Mittel, Fähigkeiten zu heben, sind beispielsweise die Entbehrung und die Not. Der Mangel macht erfinderisch; er verstärkt die Gefühle, so daß starke Willensantriebe in der Seele des Menschen wachsen, die endlich ein heißersehntes Ziel sich erobern. Sehnsucht kommt aus dem Mangel; das Nichthaben reizt zu stärkerer Betätigung und erhöht auf diese Weise die Leistungsfähigkeit und steigert die Bilanz im Haushalt der Nerven.

Allerdings kann fortgesetzter Mangel das auf den Besitz gerichtete Gefühl zurückstauen lassen; dann leidet der Nervenhaushalt vielfach Schaden. Anhaltend zurückgedrängte Gefühle nehmen schließlich einen verkehrten Weg und erzeugen Krankheitsymptome, wie wenn z. B. die Kraft eines stets ungestillten Verlangens sich durch einen „Anfall" Luft macht.

Sind Entbehrung und Entsagung und daraus kommende Not Faktoren, mit denen bei einem Nervenhaushalt in günstigem Sinn gerechnet werden kann und muß, so sind doch deren zu langes Andauern und zu starkes Auftreten geeignet, Kraft erlahmen zu lassen. Fortgesetztes Hasten bei der Arbeit, ein übermäßiges Anspannen der Fähigkeiten, ohne die nötigen Ruhepausen einzuhalten, führen endlich zu einem Bankrott. Wer sich nicht Zeit zur Sammlung gönnt, richtet seinen Nervenhaushalt zugrunde. Wie ein Rechnungsprüfer Ein- und Ausgaben gegeneinander abwägt und kontrolliert, sollte der angestrengt arbeitende Mensch von Zeit zu Zeit sich selbst überblicken und Umschau halten; dazu dienen stille Stunden der Einkehr in sich selbst, in denen das Einst mit dem Jetzt verglichen wird. Die Selbstbetrachtung und die Reflexion über das eigene Ich dienen dazu, den Nervenhaushalt in entsprechendem Gleichgewicht zu halten. Dadurch wird sich ergeben, ob Ueberschuß oder Defizit vorhanden sind.

Zu den geistigen Mitteln, den Nervenhaushalt in seinen Betätigungen zu fördern, kommt noch eine Reihe von körperlichen; denn jede geistige Aeußerung ist an einen materiellen Vorgang gebunden. Zweckmäßige Ernährung, Einatmung frischer Luft und dergleichen kommen hier in Frage. Auch sollen Körperbewegungen, wie Spaziergänge, Gymnastik, mit der geistigen Arbeit abwechseln. Andernfalls ergeben sich Stauungen von Abbauprodukten bei den Lebensvorgängen im Organismus; chemische Stoffe, wie Harnsäure, bildet sich zu reichlich und wird zu mangelhaft ausgeschieden, so daß dann infolge schlechter Führung des Nervenhaushalts eine Reihe von körperlichen Krankheiten sich einstellt, die man im allgemeinen als Folge der harnsauren Diathese bezeichnet (Gicht, Steinbildung usw.)

Mit den zunehmenden Jahren treten die Ermüdungserscheinungen mehr und mehr auf. Gegen das „Altern" hilft nur eine von Zeit zu Zeit aufzustellende Bilanz im Haushalt des Organismus, damit deren Ergebnis für zweckentsprechende Lebensführung Veranlassung wird. Die Ermüdungen, die durch das Leben als solches überhaupt bedingt sind, haben das Außerkrafttreten der Funktionen zur natürlichen Folge. Im Lauf der Lebensjahre vergiftet sich der Organismus immer mehr, und seine Zellen halten diese fortgesetzte Inanspruchnahme nicht mehr aus. Der Haushalt löst sich nach und nach von selbst auf.

Nicht für den einzelnen Menschen allein hat eine derartige Nervenbilanzierung besondere Bedeutung; insbesondere kommt hier noch ein Organismus in Frage, der sich aus vielen Menschen zusammensetzt, der Staat.

Ein Organismus, der in diesem vorgenannten aufgeht, ist die Schule. Namentlich für die Schule sollte als oberstes Prinzip die Rücksicht auf den Nervenhaushalt der Schüler gelten. Wenn auch schon vielfach von berufener Seite die Frage der Ueberbürdung auf den Schulen energisch in Angriff genommen worden ist, so ist es hier doch noch zu keinem abschließenden Urteil



gekommen. Die Ueberbürdung und dadurch erzeugte geistige Uebermüdung mit allen ihren nachteiligen Folgeerscheinungen sind nicht nur auf die lange Unterrichtsdauer zu schieben, sondern insbesondere auch auf eine Unzweckmäßigkeit gewisser Wissenstoffe und auf die Art, wie das Wissen den Schülern übermittelt wird. An der Methode ist viel gelegen. Es sei erwähnt, daß z. B. ein ausgesprochener Fachunterricht an Schulen überaus anstrengend wirkt; denn das Unterbrechen einer Gedankenreihe zu einer bestimmten Minute, um in der nachfolgenden völlig neue zu erzeugen, erfordert ungeheuer viel Kraft. Eine mehr geistig konzentrierte Methode wäre hier am Platz; sie bewirkt Krafterspàrnis bei gleicher Leistungsfähigkeit, wie die Erfahrung lehrt.

Das Vermögen an lebendiger Kraft wächst im Menschen, wenn die die Kraft sammelnden bzw. sie zerstörenden Momente im Innern des Organismus und in seiner Umgebung genau in Rücksicht gezogen und gegeneinander gestellt werden, um die Bilanz zu ziehen. Die innen und außen gegebenen Umstände in Betracht ziehen, sie in ein gewisses gegenseitiges Verhältnis stellen, das ist im allgemeinen der Satz, der für jede Bilanzierung gilt. Am meisten wird er den Anspruch auf seine Befolgung haben können, wenn es sich um lebendige Kraft im menschlichen Organismus handelt; denn im letzten Grunde hängt der Wohlstand eines geschäftlichen Unternehmens von dem Wohlstand im Nervenhaushalt ab.

Die Menagerie in Schönbrunn.

Von Bettina Wirth. — Hierzu 13 photographische Aufnahmen.

Wenn die Schönbrunner Menagerie mit den andern Zoologischen Gärten der großen Hauptstädte verglichen wird, sollte man stets der Tatsache gedenken, daß sie die einzige noch bestehende ist, die als integrierender Teil einer Hofhaltung gegründet und ohne Unterbrechung durch die Jahrhunderte auf Kosten des Landesherrn erhalten wurde und noch erhalten wird. War die Menagerie schon in den verflossenen Jahrhunderten ein überaus kostspieliger Luxus, so ist sie es in neuer Zeit noch weit mehr geworden durch die Erhöhung der Nahrungsmittelpreise und durch die hohen Löhne für die Wärter und sonstigen Angestellten.

Die Schönbrunner Menagerie verdankt ihre Entstehung dem Kaiser Franz I., dem Gemahl der Kaiserin Maria Theresia, der sich für die verschiedenen wilden Tiere, die man in Käfigen im Neugebäude, im Lustschloß Ebersdorf und auf der Burgbastei hielt, sehr interessierte und sie in Schönbrunn vereint wissen wollte. Die „Menagerie“ wurde 1752 angelegt; man baute ein Lusthaus, zu dem im Kreis Stufen emporführten. Im Pavillon nahm die Kaiserliche Familie die „Jause“ ein und überblickte dabei durch die zahlreichen, bis zum Boden herabreichenden Fenster die ganze Menagerie, deren Abteilungen untereinander durch hohe, starke Mauern getrennt waren.

So wie die Schönbrunner Menagerie schon 1759 zahlreiche Tiere aus Südamerika, von der Isle de France und der Isle de Bourbon bezog, so verschreibt sie sich auch heute aus den fernsten Weltteilen seltene Tiere. Es vergeht kaum ein Monat im Jahr, in dem der Menagerieinspektor Kraus nicht nach Triest reist, um wertvolle Akquisitionen zu übernehmen, die zur See eingetroffen sind und unter großen Vorsichtsmaßregeln nach Schönbrunn befördert werden. Die Menagerie ist ein richtiges Erziehungsmittel für die Kinder. Sonntags sind alle Tierkäfige vom frühen Morgen bis zur Dämmerung von Hunderten umlagert. Man zeigt sich die vier Elefanten, den imposanten Papa, die zwei Weibchen und den jungen, der noch vor zwei Jahren ein so herziges Baby war. Die Löwen haben ihre besondere Anziehungskraft, und ihr Gebrüll erschreckt oft die Kleinen.

Der Ort, von dem sich die Wiener Kinder am wenigsten trennen können, ist das große, neue Affenhaus mit seinen vielen hundert Insassen, deren Beweglichkeit und possierliche Posen wahre Lachsalven herausfordern. Wenn der Wärter zur Nachmittagsrefektion einen Korb voll Nüsse und Johannisbrot ausschüttet, und die Aeffchen kommen aus allen Ecken gerannt, schwingen sich von Stricken und Aesten auf den Tisch herunter oder klettern behend am Gitter des großen Käfigs, wobei sie schnattern und quietschen und gellende Schreie ausstoßen, da kennt die Wonne der Kinder keine Grenzen, und sie jubeln, klatschen in die Hände und springen in die Höhe. Bei den Affen sind sehr oft die Gürteltiere, die ebenfalls sehr possierlich sind und mit den natürlich weit behenderen Affen spielen.

Mit großem Aufwand ist im Schönbrunner Park an einer breiten Bergstraße den Gemsen und Mufflons ein neues Heim geschaffen worden, das den Wald in nächster Nähe hat. Kleine Felspartien mit steilem Aufstieg wurden angelegt, mit Föhren und Fichten beschattet, aber natürlich mit überaus hohen Gittern umgeben, denn die Gemsen sind mehr als alle anderen Menagerietiere auf ihre Freiheit erpicht.

Die Abteilung, die früher die Gemsen und Mufflons innehatten, wurde mitsamt ihrem schönen Felsenaufbau den Wasserschweinen überlassen. Es gewährt ein höchst possierliches Bild, ein ganzes Dutzend dieser rotbraunen Tiere aus dem Wasser tauchen und in einer Prozession, immer abwechselnd ein großes und ein kleines, die Runde des Käfigs machen zu sehen.

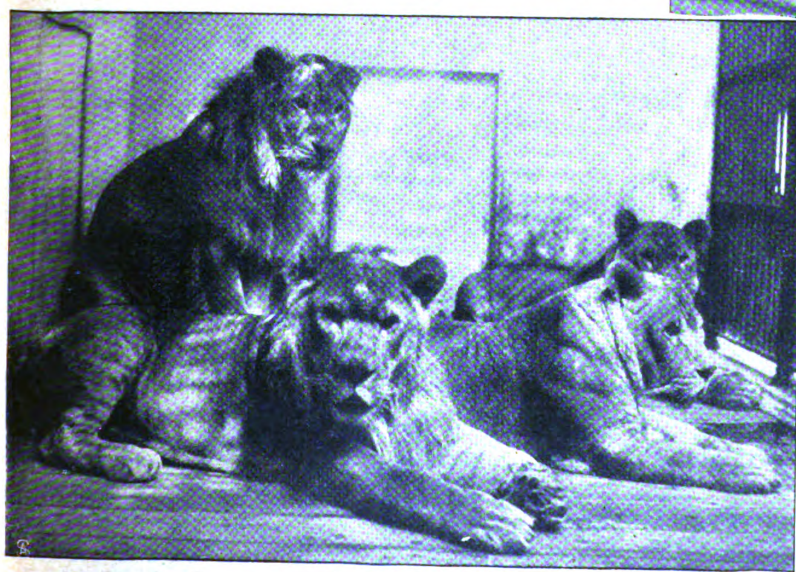
In einem schönen, von allen Seiten zugänglichen Bassin haust der Seehund, der in seiner Lebhaftigkeit und Behendigkeit die Aufmerksamkeit des Publikums stets zu fesseln weiß. Kaum hat er seinen großen, klugen Kopf über Wasser gezeigt, so taucht er auch schon unter und schwimmt mit unvergleichlicher Grazie unter Wasser auf dem Rücken, dreht sich ein paarmal und hebt dann den Oberkörper am Steinrand des Bassins empor, wo er immer mit Jubel begrüßt wird.

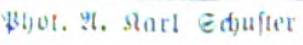
Im großen Schwimmvogelteich herrscht gerade jetzt viel Leben. Es wird allseits gebrütet, und bald werden zahlreiche Miniaturschwäne und Enten über das Wasser segeln, das die Trauerweiden und Buchen, die den Teich malerisch umgeben, so schön spiegelt. Schwäne, Gänse und Enten aus allen Weltteilen finden sich hier vereinigt und vertragen sich gut

Bei den Flamingos.

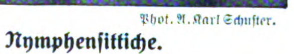
miteinander. Seit der Frühling eingezogen, sind auch die **Pelikane** aus der Wintergefangenschaft befreit und verleihen dem Park sein eigenartiges, fast exotisches Aussehen.

Nichts in der ganzen Menagerie erreicht an bunter **Pracht** die Abteilung der Kraniche. Auf grünem Rasen, den Wasserbassins mit Schwertliliengruppen unterbrechen, gegen einen Hintergrund von Föhren und Fichten, stehen in einer Gruppe dreißig Flamingos, die rosenroten Beine zum Teil unter dem schneeigen Gefieder verbergend. Stolze Pfauen schlagen ein Rad im ersten Frühjahrsonnenschein und stolzieren unter den bescheideneren Weibchen umher. Von Störchen sind nur die Männchen




Phot. A. Karl Schuster.

Im Löwenkäfig.


Phot. A. Karl Schuster.

Nymphensittiche.

zu sehen, die Weibchen sitzen auf ihren ungeschlachten Nestern und brüten. Ein Kronenkranich spaziert dazwischen umher. Manchmal zeigt sich sogar der scheueste Vogel, der Auerhahn, der sonst bei Tag den Schatten und die Einsamkeit des Vogelhauses aufsucht. In allen Farben glänzt und leuchtet das Gefieder dieser schönen Vögel, denen so viel Raum gegönnt ist, daß sie die Gefangenschaft kaum empfinden.

Auch an Schlangen ist die Schönbrunner Menagerie reich, und die Filzdecken, auf denen sie liegen, polieren ihnen bei jeder Bewegung die gleißende



Die Seehunde in ihrem Reich.



Phot. A. Karl Schuster.

Die Gemsen mit den „Krickeln".

Haut, so daß sie in ihren bunten Zeichnungen metallisch glänzen. Den Hintergrund bilden Schlingpflanzen und zarte Gräser, gegen die sich auch Boa Konstriktor,

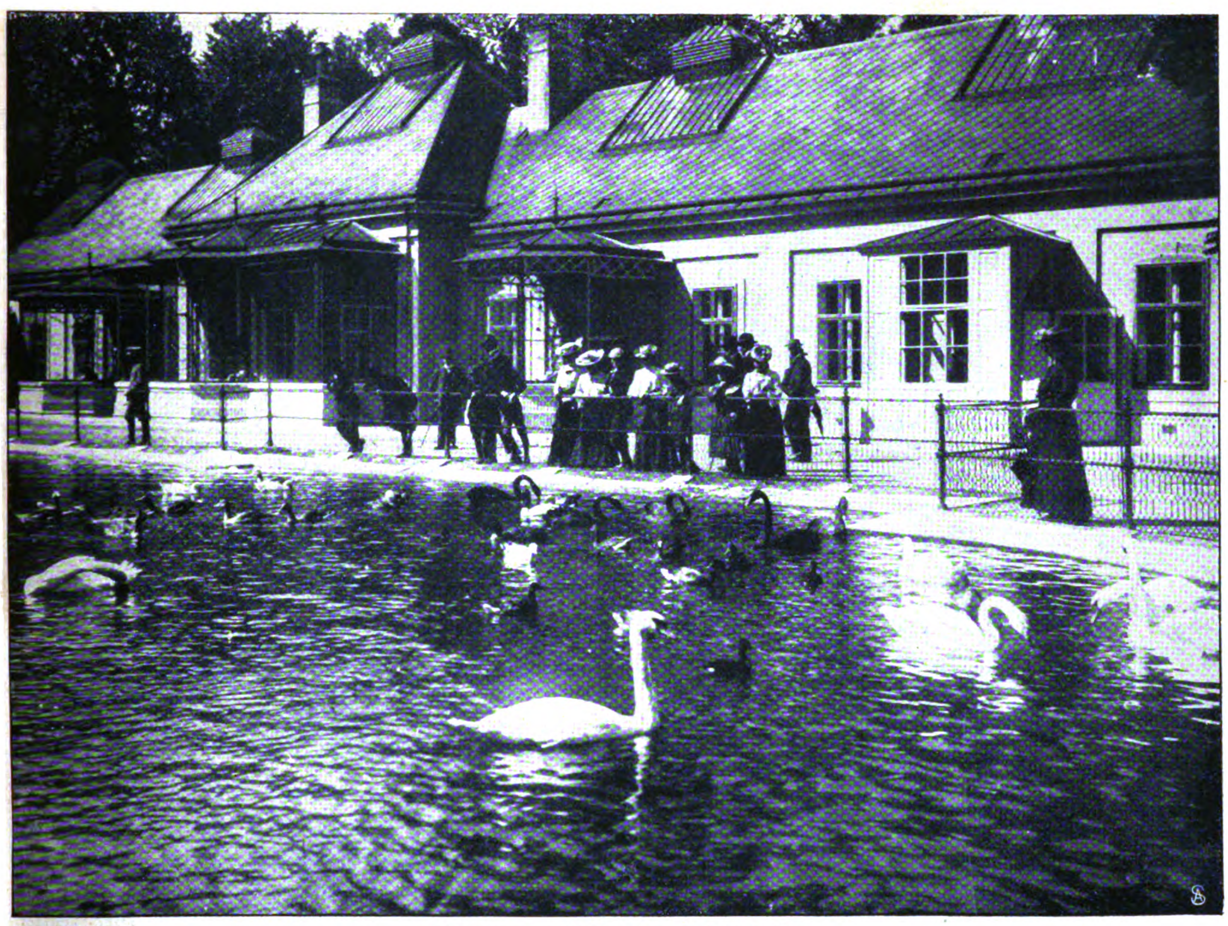


Phot. A. Karl Schuster.

Gruppe von Wasserschweinen.



Aus der Menagerie in Schönbrunn: Vor den großen Raubtierkäfigen.

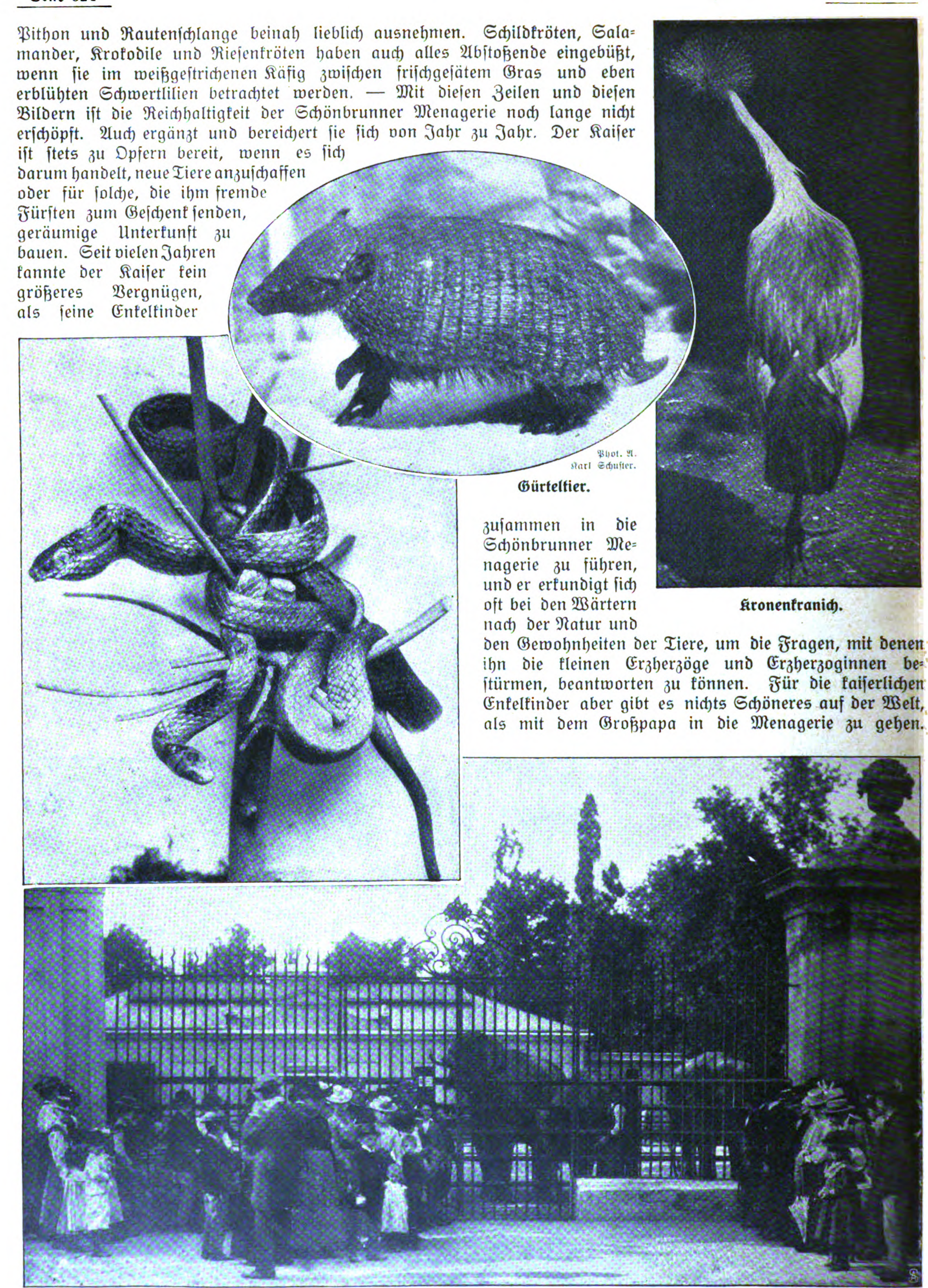


Das große Bassin der Wasservögel.



Aus der Schönbrunner Menagerie: Die Lamas.

Pithon und Rautenschlange beinah lieblich ausnehmen. Schildkröten, Salamander, Krokodile und Riesenkröten haben auch alles Abstoßende eingebüßt, wenn sie im weißgestrichenen Käfig zwischen frischgesätem Gras und eben erblühten Schwertlilien betrachtet werden. — Mit diesen Zeilen und diesen Bildern ist die Reichhaltigkeit der Schönbrunner Menagerie noch lange nicht erschöpft. Auch ergänzt und bereichert sie sich von Jahr zu Jahr. Der Kaiser ist stets zu Opfern bereit, wenn es sich darum handelt, neue Tiere anzuschaffen oder für solche, die ihm fremde Fürsten zum Geschenk senden, geräumige Unterkunft zu bauen. Seit vielen Jahren kannte der Kaiser kein größeres Vergnügen, als seine Enkelkinder zusammen in die Schönbrunner Menagerie zu führen, und er erkundigt sich oft bei den Wärtern nach der Natur und den Gewohnheiten der Tiere, um die Fragen, mit denen ihn die kleinen Erzherzöge und Erzherzoginnen bestürmen, beantworten zu können. Für die kaiserlichen Enkelkinder aber gibt es nichts Schöneres auf der Welt, als mit dem Großpapa in die Menagerie zu gehen.



Phot. A. Karl Schuster.

Gürteltier.

Kronenkranich.

Phot. A. Karl Schuster.

Zornnattern.

Vor dem Elefantenkäfig.

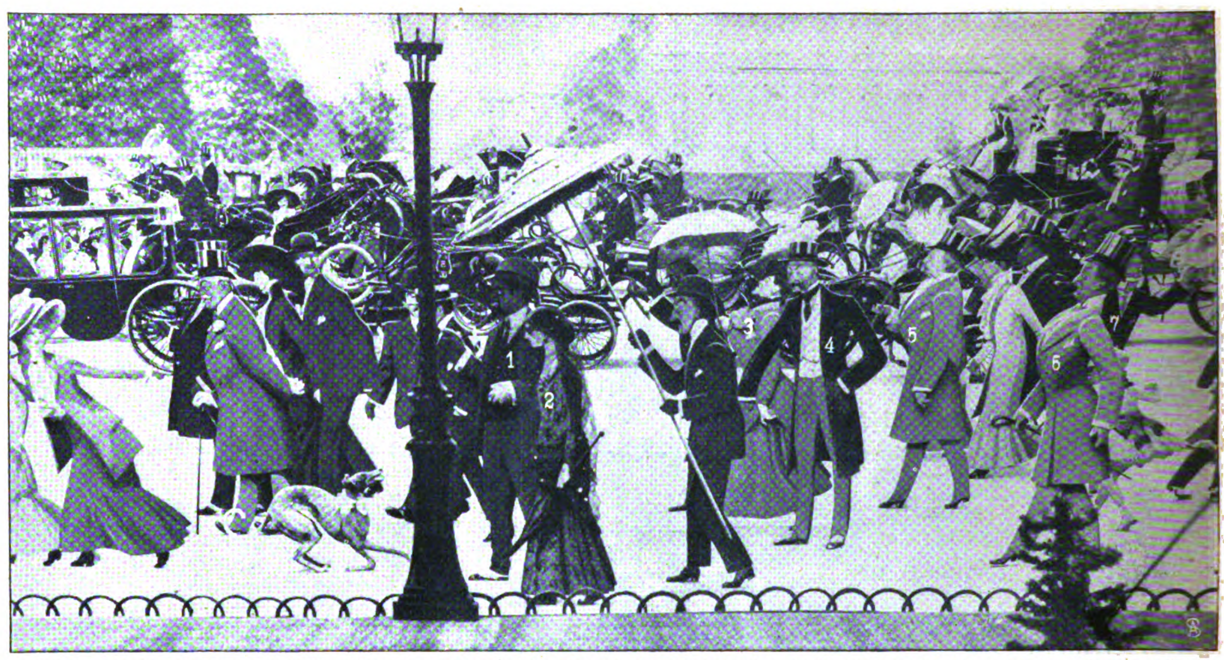
Tout Paris in der Karikatur.

Von Karl Eugen Schmidt. — Hierzu 5 Abbildungen.

Mit Betrübnis muß man konstatieren, daß das heutige Tout Paris um einen Grad zwischen dem gestrigen und vorgestrigen zurücksteht. Denn in diesem glänzten der soeben verstorbene König Eduard, damals noch Prinz von Wales, der gleichfalls abgeschiedene König Leopold von Belgien und die russischen Großfürsten Wladimir, Alexis und Serge, von denen auch nur noch ein einziger lebt, an der Spitze des Pariser Lebens, und nach solchen Vertretern sucht man heute vergebens. Man muß fürliebnehmen mit einem indischen Fürsten wie dem Radscha von Kapurtala, der uns längere Zeit mit seinem Aufenthalt erfreut hat, mit dem Walachenfürsten Ghika, der vor einigen Wochen seine Vermählung mit der nicht ganz unbekannten Dame Liane de Pougy verkünden ließ, mit dem russischen Fürsten Trubetzkoi, der mehr als großer Bildhauer denn als gesellschaftlicher Löwe bekannt ist, mit dem amerikanischen Zeitungskönig Gordon Bennett und ähnlichen Fürstlichkeiten, wenn man heute das Tout Paris nach seinen vornehmsten Spitzen durchsucht. Denn das merkwürdigste an diesem Pariser Leben ist schon seit langer, langer Zeit, daß seine Koryphäen weder geborene Pariser noch auch nur geborene Franzosen sind. Wenn wir hier nicht die reichen Müßiggänger aus aller Herren Ländern hätten, könnten wir die Bude als Kapitale der Mode und des Schicks zumachen. Und das gilt nicht nur von den vornehmen Herrschaften; sogar bei den Künstlern und Schriftstellern, die im Tout Paris glänzen, gibt es nicht wenige leuchtende Sterne, die weder Paris noch auch der französischen Provinz entstammen. Außer dem Bildhauer Trubetzkoi sind da Leute wie der italienische Maler Boldini, sein spanischer Kollege Zuloaga und der Schwankdichter Francis de Croisset, der keineswegs, wie sein Name anzudeuten scheint, von den Kreuzfahrern abstammt, wiewohl seine Vorfahren dereinst

1. Prinz Orloff. 2. Leon y Castillo. 3. Gordon Bennett. 4. M. de Modène.

Tout Paris in der Karikatur. Von Sem und Roubille.

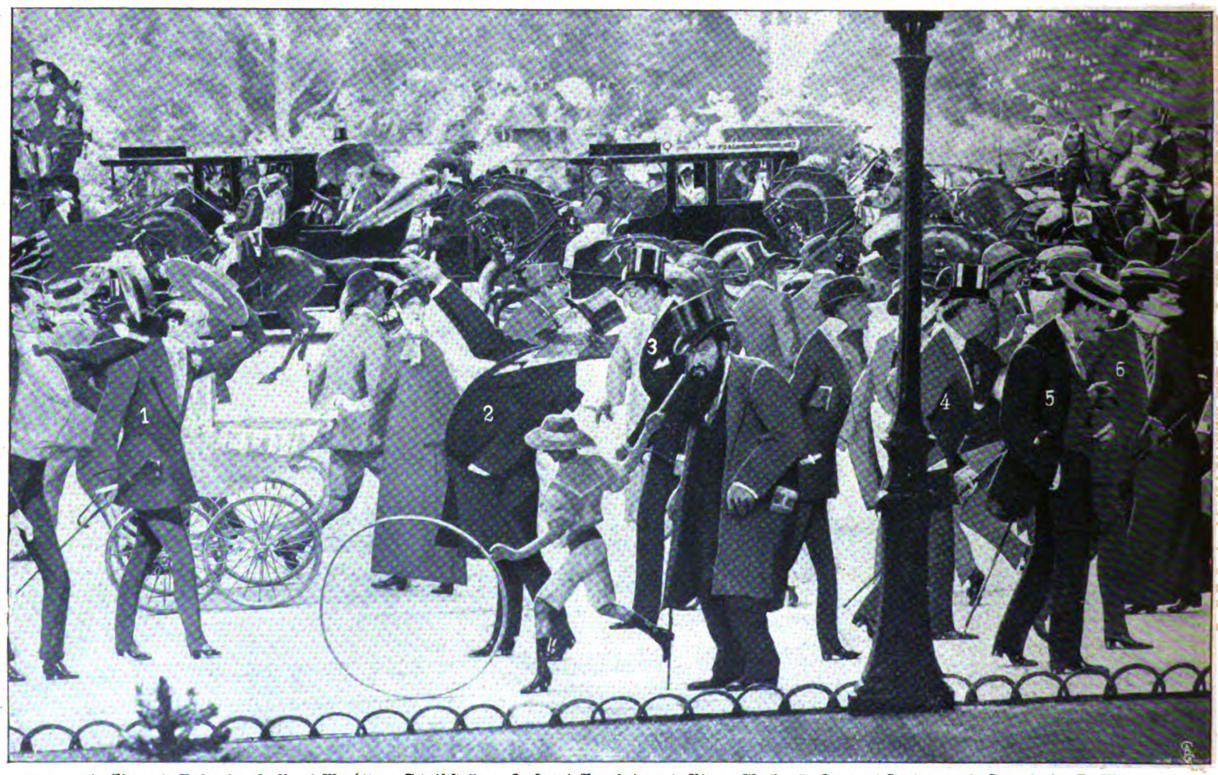


1. u. 2 Der Radscha von Kapurtala u. seine Gattin. 3. Jane Granier. 4. M. Duval 5 Graf Boni Castellane. 6 M. Auchorena (der falsche Castellane). 7 Arthur Meyer.

Tout Paris in der Karikatur. Von Sem und Roubille.

im Heiligen Land gehaust haben mögen, denn er heißt eigentlich Franz Wiener und ist auf dem ziemlich weiten Umweg über Brüssel aus dem heimatlichen Land seiner Väter nach der französischen Hauptstadt gekommen.

Zwei begabte Pariser Karikaturisten, Sem und Roubille, haben vor kurzem unternommen, eine Art von Heerschau über das Tout Paris von heute zu veranstalten. Sie haben ihre Figuren zuerst gezeichnet, dann in Holz ausgeschnitten und gebührend angemalt und bekleidet. So ist das äußerst amüsante Gewimmel von bekannten Parisern entstanden, das bei dem Pariser Kunsthändler Brunner ausgestellt wurde und



1. Edmond Rostand. 2. Paul Mariéton, Schriftsteller 3. Henri Bernstein. 4. Pierre Wolf. 5. Georges Feydeau. 6. Francis de Croisset

Tout Paris in der Karikatur. Von Sem und Roubille.





1. Boldini. 2. Forain. 3. Fürst Troubetzkoi, Bildhauer. 4. Raoul Günsbourg.

Tout Paris in der Karikatur. Von Sem und Roubille.

Von links, sitzend: Die Schauspielerinnen Lantelme, Lender und Lavallière. Stehend. M. Edwards, Begründer des „Matin“.

In einer Loge des Renaissance-Theaters. Von Sem.

jetzt zum großen Teil unsern Lesern gezeigt wird. Das Pariser Leben spielt sich heute vor allem an dem Ort ab, den Sem und Roubille aufgesucht haben: im Bois de Boulogne. Erst in zweiter Linie kommt der Boulevard und erst in dritter die Theater, Cafés und Nachtrestaurants.

Echte Typen des Bois sind die Pariser „Schönheiten", mögen sie nun am Theater oder sonstwie wirken, denn wenn sie wirklich zum Tout Paris gezählt werden wollen, müssen sie sich in der sakrosankten Nachmittagstunde in der Avenue des Acacias sehen lassen. Ein echter „Gehölzler" ist auch der Fürst Trubetzkoi, der im Bois fast jeden Nachmittag zu sehen ist, auffallend nicht nur durch seine riesige Gestalt und das glattrasierte Schauspielergesicht, sondern hauptsächlich durch den russischen Wolf, den er als Schoßhündchen mit sich führt, und dem man recht gern aus dem Weg geht, obgleich er wirklich nicht gefährlicher ist als der erstbeste Pudel oder Terrier. Auch der Besitzer des „Journal" Letellier, der Automobilfabrikant und Deputierte Graf Dion, der Maler Boldini und sein Kollege Helleu sind tägliche Gäste des Gehölzes, ebenso die Schriftsteller und Schwankfabrikanten Pierre Wolf, Georges Feydeau, Henry Bernstein u. a.

Auch den Besitzer und Leiter des royalistischen und streng katholischen „Gaulois" Herrn Artur Meyer mit seinem wohlgepflegten schneeweißen Backenbart und seinem höchst feudal erglänzenden Zylinderhut kann man im Bois erblicken, und sein Gesinnungsgenosse, der waschechte Markgraf Boni de Castellane, dereinst wohlbestallter Ehegatte der Tochter des amerikanischen Milliardärs Jay Gould, läßt wie Herr Meyer gern die untadlige Eleganz seiner Hosen, Westen und Halsbinden im Bois bewundern. Aber beide gehören nicht nur dem im Bois auftretenden Teil des Tout Paris an, sondern sie sind einfach integrierende Bestandteile des Tout Paris an sich: man sieht sie allenthalben, wo das Tout Paris sich zeigt: im Bois, auf den Boulevards, bei den Premieren, in der Gesellschaft.

Neben Artur Meyer und dem schon genannten Besitzer des „Journal" sind als Angehörige des Tout Paris noch einige andere Herren von der Tagespresse zu nennen: vor allen der Veteran Henri Rochefort, der jeden Tag seinen Artikel schreibt, das Bois und die Theater besucht und seine achtundsiebzig Jahre stolzer und leichter trägt als andere Leute ihre fünfzig oder sechzig; sodann Edwards, der Gründer des „Matin", dessen Name auf ausländischen Ursprung deutet so gut wie der seines Nachfolgers als Beherrschers des „Matin" Bunau-Varilla; Edwards ist eine der Spitzen des Tout Paris der Theater, aber auch den „Gehölzlern" läßt er sich zurechnen. Um ihn in seinem ganzen Glanz zu sehen, muß man ihn bei der Premiere irgendeines Aufsehen erregenden Stückes erblicken, wie er als skeptisch liebenswürdiger „Onkel" die professionellen Schönheiten der Bühnen protegiert.

Wer ist noch zu nennen? Nun, vor allen Dingen Edmond Rostand, der aber gar nicht zum Tout Paris gehört, sondern sich nur selten in Paris sehen läßt; sodann Raoul Günsbourg, der aus Rußland oder Polen stammende Direktor des Theaters von Monte Carlo, der sich auch nur vorübergehend in Paris und dann mehr in den Theatern als im Bois blicken läßt; der Zeichner Forain, einst das Enfant terrible der Künstlercafés und jetzt die nämliche Rolle in hocharistokratischen Salons weiterspielend; endlich einige ausländische Diplomaten und schließlich ein paar Leute, die weiter nichts als reich sind und ihr Geld auf eine Weise ausgeben, die sie berechtigt, als ordentliche Mitglieder des Tout Paris in dieser Revue zu erscheinen.

Im letzten Trieb.

Skizze von Hans Hyan.

Egbert von Branner ging, die Büchse über der Schulter, den Hund zur Seite, durch den frühlingsgrünen Park des alten Herrenhauses. Er hörte den jubelnden Pfiff der Amsel und der Finken Lied; die Sonne stand über ihm, ihr goldenes Spielwerk zitterte auf dem grünen Laub und zwischen den zarten Gräsern, die aus der schwarzen Erde sprossen . . .

Der braune Langhaarige stand — wohl vor einem Fasan . . . die lagen oft im Park. Aber der schlanke, schulternbreite Mann im gelbbraunen Jagdhabit bemerkte es gar nicht. Er ging geraden Schritts den noch mit trockenem Laub vom Vorjahr besäumten Parkweg hinauf, dahin, wo sich wie in dunkler Umrahmung das lichtflutende Bild der Felder zeigte . . .

Wo der schmale Pfad abging und sich zwischen den Bäumen verlor, blieb er einen Augenblick stehen . . . einen Augenblick blickte der magere, braune, spitzkinnige Kopf da hinein mit seinen scharfen Augen, in das Blattgewirr . . . Die alte, verwitterte Rundbank war nicht zu sehen von hier; aber Egbert von Branner sah sie trotzdem . . ., er sah auch zwei Menschen da sitzen, im Schauer des Vorfrühlingsabends und der eigenen Leidenschaft . . .

Er seufzte nicht, sein Auge bekam nicht einmal den trüben Glanz einer heimlichen Träne; nur die Falte auf der Stirn zwischen den Brauen vertiefte sich, und die schmalen Lippen unter dem braunen Schnurrbart schlossen sich fester aufeinander . . . Mechanisch nahm er eine Zigarette aus dem Silberetui, das sie ihm zu Weihnachten geschenkt hatte, und zündete sie an . . .

Nun stand er am Ausgang des Parks und ging zwischen den Pflanzbeeten hin, in denen Gestrüpp wucherte, die verwahrlost waren, wie so vieles auf dem Gut, das er für seine beiden Tanten bewirtschaftete . . . Wieviel Pläne er doch gehabt hatte, noch vor zwei Monaten! . . . Es sollten Annoncen erlassen werden für Rotwild- und Rehbockabschuß . . . Die Herren, die kommen würden, sollten hier Wohnung nehmen . . . und wenn es auch ein Opfer war, ein großes Opfer, daß er die Jagd hergab, und daß er vor andern katzbuckelte — es hätte doch Geld eingebracht! Den Inspektor hätte man auch fortschicken können; er selbst hätte dessen Arbeit noch mitgemacht . . . Was ist denn da? . . . Man gibt sich eben noch mehr Mühe! . . . Wenn man weiß, wofür! . . . Und Egbert wußte



das! . . . Er hatte einen Schatz besessen in diesem verarmten Haus, der größer und kostbarer war als alles Vermögen . . .

Wie er so durch die hellen Felder hinging, durch die jungen Saaten, über denen die Lerchen sangen, da ging sie immer neben ihm . . . Er sah, wie sie ihren wundervollen Körper niederbeugte, um eine Wegblume zu brechen, und sah ihr Angesicht, ihr liebes, blühendes Gesicht mit den weichen Zügen, den in einem sanften Glanz leuchtenden Vergißmeinnichtaugen, die alle Männer bezauberten . . . Ja, alle . . . ihn ja auch! . . . Warum nicht den anderen, der reich war, und den sie nun heiraten sollte . . .

Fern, im Glast der goldflimmernden Luft, wie schwache Silhouetten sich nähernd, erkannte er zwei Frauen: die Tanten! . . . Und bog eilends zur Seite, in die Felder . . .

Oh, es gab keinen Ausdruck für das Gefühl, was ihn überkam bei ihrem Anblick, seit sie ihn so betrogen hatten! . . . Die Tante Hermine war abends, als er vom Felde kam und mit sehnendem Blick Lisabeth suchte, ins Zimmer gekommen wie eine alte Katze, die mit krummem Buckel schnurrend um die Stühle streicht, und hatte mit ihrer öligen, schleichenden Stimme gesagt: „Du suchst wohl unser Kind? . . . Ach, die ist fort mit Amalie . . . nach Dresden . . . Einkäufe machen . . ."

Er erwiderte nichts, denn er sprach überhaupt nicht gern viel, hörte lieber, was die andern ihm zu sagen hatten. Und ließ die Tante lauern . . .

Die schob ihre große, in dem ewigen grauen Kittel wankende Gestalt an das alte Mahagonibüfett, füllte sich ein Schnäpschen und kicherte.

„Du fragst ja gar nicht, Egbert? . . . Hast du denn so wenig für sie übrig, für unsere Lisabeth? . . . Sie ist auch zu Wiesenthals mit ihrer Mutter . . ."

Da hatte er das Glas, das er mit geheuchelter Gleichgültigkeit eben an den Mund bringen wollte, hart wieder auf den Tisch gesetzt . . . Hanns von Wiesenthal saß seit Neujahr auf Wernsdorf, dem Nachbargut!

„Was will sie da?" fragte er zornig.

Die alte Frau — sie war achtzehn Jahre älter als Lisabeths Mutter und nie in ihrem Leben zu jemand gut gewesen — sagte in ihrer fatalen, von halbem Lachen unterbrochenen Weise: „Was sie da will? . . . Was will wohl ein junges Mädchen bei ihrem . . ., aber stell dich doch nicht so an, Egbert, du weißt es ja doch recht gut! . . ."

Und wie er, von einer wilden Angst gefoltert, von seinem Zorn fast erstickt, auch jetzt noch schwieg, sagte die Alte in einem tändelnden Ton, der ihr wahrlich nicht zu Gesicht stand: „Unser Schätzchen ist Braut . . ., ja, ja, lieber Junge . . . seit vorgestern ist sie verlobt! . . . Wenn die Obstbäume blühn, feiern wir Hochzeit! Hanns von Wiesenthal heißt der Glückliche! . . . Aber du tust ja nur so! . . . Unser Lisabethchen hat dir doch gewiß alles gesagt! Daß er brieflich um sie angehalten hat . . . und daß wir mit Freuden Ja und Amen sagen! . . . Das weißt du nicht? . . . Ihr wart doch sonst immer ein Herz und eine Seele, du und die Lisabeth! . . . Und du freust dich nicht über ihr Glück? Freust du dich gar nicht? . . . Daß wir hier nun endlich nicht mehr bloß Hering und Kartoffeln essen werden? . . . Es kommt wieder Geld ins Haus, Egbertchen! . . . Brannow wird wieder, was es war, als unser Vater noch lebte: ein Mustergut! . . . Und wenn du es vielleicht später mal erwerben willst, kaufen, mein ich! . . . Dann weißt du wenigstens, was du hast! . . . Dann kannst du . . ."

Was er dann konnte, hatte Egbert von Branner nicht mehr gehört. Er hatte die Serviette auf den Tisch geworfen und war ohne Wort, ohne Gruß mit hartem Schritt hinausgegangen aus dem Zimmer.

Mit Tante Hermine, die ihm von jeher ein Greuel gewesen war, hatte er seit dieser Stunde kein Wort gewechselt. Aber mit der Mutter, als die zurückkam aus Dresden, wo sie Lisabeth bei den Eltern des jungen Barons von Wiesenthal gelassen hatte — mit der Mutter sprach er . . .

„Hättest du uns doch ein Wort gesagt!" meinte sie, die ihre grenzenlose Schwäche, ihre jedes Bedenken niederreißende Angst vor der älteren Schwester unter einer armseligen Heuchelei versteckte, hättest du doch nur rechtzeitig gesprochen, lieber Sohn! . . . Man macht doch so was nicht bloß mit einem jungen Mädchen ab! Da hat doch die Mutter, die Verwandten haben da doch auch mitzureden! . . . Das geht doch nicht! . . . Und dann sage mir um alles in der Welt, wovon willst du denn eigentlich heiraten? Du hast doch nichts! . . . Und du weißt doch, wie die Verhältnisse auf Brannow liegen! . . ."

Sie war zusammengefahren wie bei einem Schuß, als er ihr plötzlich rauh ins Gesicht hineinlachte! . . . Ja, sie sollten es nur tun, sollten Lisabeth verschachern wie eine Färse! . . . Es blieb ja doch immer noch die Frage, ob seine Braut — jawohl, seine Braut sei sie! — ob die Lisabeth einwilligen würde, einen Menschen zu heiraten, bloß weil er Geld hätte, und ihn selbst zu verraten, weil er arm wäre. Und da könnten sie sich auf den Kopf stellen: er führe heute noch nach Dresden, um Lisabeth zu sehen und selbst zu fragen!

Und er fuhr nach Dresden. Er lag drei Tage vor dem Haus der Wiesenthals, die Tante Hermine telegraphisch von seiner Ankunft benachrichtigt hatte, auf der Lauer. Und als er sie so nicht sah, ließ er sich bei der Baronin melden: er sei Lisabeths Vetter und möchte sie sprechen . . .

Die Dame, die ihn empfangen hatte, war die Baronin selbst, eine vornehme, alte Frau, die den entstellten, todblassen Menschen voll Mitleid betrachtete.

„Tun Sie ihr nicht zu weh!" sagte sie leise; dann rief sie Lisabeth hinein und ging selbst hinaus, kam aber gleich wieder herein und bat wie in großer, innerlicher Angst: „Herr von Branner, Sie sind doch Kavalier! . . . Auch jetzt, wo . . . wo man Ihnen weh getan hat . . . und Lisabeth ist mir anvertraut von ihrer Mutter! . . . Ich ängstige mich!" . . .

„Nicht nötig, gnädige Frau!" würgte er hervor und starrte auf das Mädchen, das, halb von Sinnen, an der Tür lehnte.

Er wollte noch etwas sagen, aber er verbeugte sich nur, und des Bräutigams Mutter verließ mit nassen Augen das Gemach . . .

Was hatte er dann eigentlich gesprochen mit Lisabeth? — Er wußte es kaum mehr. Wußte nur noch, daß sie in ihrer weichen, leidenden Schönheit hinreißender denn je gewesen war . . . Daß sie sich schwächer fühlte als ihre Umgebung, daß dieses arme Herz sich nicht widersetzen konnte, dem Bösen nicht



und nicht dem Guten, wenn es auf sie eindrang — Sollte er ihr darum zürnen? . . .

Egbert von Branner stolperte und wäre fast hingestürzt. Er hatte den Stein in der Furche nicht gesehn, die er entlangschritt zwischen den grünen Halmen der Wintersaat.

Nun blieb er stehn. Ein triumphierendes Lachen flog über das gebräunte Gesicht, das in die Ferne starrte . . . Wie eine Vision sah der Mann im Jägerkleid jenen andern, der ihm sein Mädchen geraubt hatte, und dem er seinen Raub heute wieder abnehmen wollte, an einsamer Stelle, mitten im Wald, wo der letzte Seufzer im Zittern der Bäume verweht . . . Wer in Notwehr handelt wie er jetzt, der kann nicht lange überlegen! . . . Für den heißt es: du oder ich! . . .

Am ersten Ostertag sollte die Hochzeit sein . . . in Dresden sollte sie gefeiert werden . . . Noch acht Tage waren es bis dahin! . . . Und dann . . . dann . . .

Ein wütendes Fieber schüttelte den einsamen Mann, der sich die Lippen wund biß . . .

„Nein! . . . Nein!" schrie er laut auf. Und wandte sich rasch, ob etwa die beiden Frauen noch in Hörweite seien . . . Das Feld war menschenleer. Die schwarze Erdscholle dampfte. Ueber das Korn strich leise zärtlich die Windhand, und in der Ferne, wo Wälder ihre dunklen Wälle türmten, war der blaue Hauch des Endlosen, jener Schimmer von Glück und Schönheit, den die Nähe verdirbt und der doch die Sehnsucht ist . . .

Der junge Jäger ging wie im Traum. Aus der Folter seiner Liebe kam er allmählich in stilles Sinnen. Erst ein Schuß, dessen Echo fern herüberrollte, ließ den wie im Traum Wandelnden erwachen . . .

Die Jagd! . . . Er griff nach seiner Büchse und strich über den Kopf des Hundes, der ihm wie ein Schatten folgte . . .

Hatten sie schon angefangen? Kam er zu spät? Er mußte hin! Der Jagd wegen? Haha! . . . Die Schweine waren wieder da, und der Landrat hatte den Abschuß angeordnet, weil sie Schaden machten an allen Ecken! . . . Aber darum kam Egbert von Branner wahrhaftig nicht her, jetzt im Frühjahr, wo die Bache ihre Frischlinge führte . . . Das überließ er gern den andern! . . .

Aber Hanns von Wiesenthal war dabei . . . jawohl, der war dabei! . . . Mußte doch dabei sein als Jagdherr! Und in acht Tagen hatte Lisabeth mit ihm Hochzeit . . .

Egbert von Branner faßte in seine Joppentasche, in der der Pappkasten mit den Kugelpatronen steckte . . . Nach Klausdorf zu gab es ein ganzes Bündel Schonungen, in denen die Schweine stecken konnten . . . Da mußte sich ja die Gelegenheit finden! . . . Und das Militärgewehr, Modell 88 oder 98, führten sie beinah alle, mit der kleinen, abgeplatteten Achtmillimeterpatrone — da sollte mal einer feststellen, aus wessen Rohr die Kugel kam! . . . Und wenn sie's herauskriegten, dann war der Baron, der nie auf seinem Platz stehenbleiben konnte bei einer Treibjagd, selbst schuld an seinem Unglück! . . . Das schlimmste konnte sein, der „bedauernswerte" Schütze bekam eine kurze Festungstrafe, von der er nachher womöglich auch noch begnadigt wurde. Solche Affären hatte Egbert schon genug miterlebt . . . Und er fühlte auch keinerlei Mitleid . . . Was sein Herz an weichen Empfindungen noch aufbrachte, das gehörte allein dem Mädchen, das er liebte . . . Ihn hatte ja auch nur sie allein geliebt, sonst nie einer! . . . Er dachte an seine Kinderzeit, die so trostlos gewesen war . . . hernach hatte er zwei Jahre den bunten Rock getragen als Fähnrich . . . Aber das Gehorchen und immer nur Gehorchen ertrug seine herrische Natur nicht. Später war er nach den Kolonien gegangen, hatte in Kamerun, da oben in den Bergen, eine große Pflanzung geleitet, auch etwas Geld erspart, das an der Küste nachher wieder draufging, als ihm die Bergeinsamkeit nicht mehr behagte . . . Und zuletzt war er hier wieder gelandet, im alten Nest, wo er seine Ferien schon verbracht hatte, im ewigen Kampf mit Tante Hermine, aber von jeher angezogen durch die blonde Cousine, deren schwärmerische, blaue Augen wie zwei sanfte Sterne sein Leben bestimmen sollten . . .

Da drüben war das Wernsdorfer Gutshaus! Und dort vor der Rampe standen sie schon alle beisammen, fertig zur Jagd.

Egberts scharfes Auge suchte und fand den Gutsherrn. Und eine wilde Freude brannte in ihm auf beim Anblick dieses großen, schlanken Mannes, der, ein wenig schmalbrüstig und vornübergeneigt, eine so verbindliche Haltung den Gästen gegenüber einnahm . . . Sein Gesicht hatte eine zarte Haut, und ein dünner, dunkelblonder Schnurrbart überwuchs den auffallend roten Mund. Er trug ein großes, randloses Monokel, das dem spät kommenden Gast jetzt entgegenschimmerte . . .

„Ja, wir haben schon ein bißchen auf Sie gewartet, lieber Herr von Branner", sagte der Gutsherr mit seinem liebenswürdigen Lächeln.

Dann fuhr man auf zwei Jagdwagen ins Revier. Egbert saß einem Gutsbesitzer gegenüber, mit dem er sich über Topinambur und eine neue Kartoffelsorte unterhielt . . . Aber sein harter, erbarmungsloser Wille eilte den schnellen Pferden voraus . . . bis zu der Schonung . . . der letzten, großen Schonung . . . da waren die Stände weit voneinander . . . da wollte er's tun!

Nun ging alles, als sei's eine Festlichkeit mit bestimmtem Programm . . . Die Jagd wurde angeblasen . . . zwei leere Triebe . . . Im dritten ein Ueberläufer auf der Strecke, im vierten eine Bache, deren Frischlinge quiekend davonstoben . . . ein Jagdgast schoß nachher noch zwei davon . . . Dann das Frühstück . . . Egbert trank ein Glas nach dem andern, er stieß sogar mit Hanns von Wiesenthal an . . . Aber er war bei alledem gar nicht interessiert, er sah die Gesellschaft und ihr Treiben, wie man ein Theaterstück sieht aus der Loge . . . Es interessierte ihn nicht einmal; nur auf sich selbst und auf den Baron blickte er mit Verwunderung . . . Wußte der nicht, wie Egbert mit der jetzigen Braut Hanns von Wiesenthals gestanden hatte? . . . Daß der sie trotzdem heiraten wollte, war sonderbar, daß er aber mit ihm, dem bisherigen Liebhaber, lachte und scherzte, daß er ihn überhaupt einlud zu seiner Jagd — das war doch eigentlich das tollste und widersinnigste, was man sich denken konnte . . . Glaubte dieser blasse Schwächling, er, Egbert von Branner, ließe sich fortschicken von seinem Platz in Lisabeths Armen, wie man auf dem Feld einen Grenzstein fortrückt? . . .

Die Jagd ging weiter. Es war heiß, aber eine milde Luft wehte den erhitzten Köpfen Kühlung. Das Fieber des Tötens, der geheime Drang nach Beute



hatte die meisten von diesen Männern ergriffen, die, kaum daß der eine Trieb abgeblasen war, schon wieder zum nächsten eilten.

Noch zwei Schonungen, dachte Egbert von Branner, noch diese zwei da drüben, dann komm ich an die Reihe! ... Und dann, er atmete tief, dann ist Lisabeth frei! ...

Er ging die Schneise hinauf, die ganz schmal zwischen den Wänden der Dickung hinlief. Die andern Jäger waren voraus, er hörte ihr lautes Sprechen ... Ueber den Keiler, den Graf Reventlow eben geschossen hatte, sprachen sie ... Der Keiler! ... Haha! ... Der Keiler! ...

Die Sonne, die noch hoch am Himmel stand, füllte den engen Hohlraum zwischen den dunkelgrünen Wänden mit eitel Gold ... Und mitten in dem blanken Schein und Schimmer ging der Mann, dessen finsterer Haß alles Licht in ihm selbst verdunkelte, der morden wollte, aus dem Hinterhalt, kaltblütig und heimtückisch morden, weil seine Liebe in ihrer letzten höchsten Not jammernd, verzweifelnd um Hilfe schrie.

Hanns von Wiesenthals Förster wies den Herren die Stände an im letzten Treiben ... Ein Hauptschwein sollte sich da versteckt haben in der großen Schonung ... Im Anfang der Platzverteilung hielt Egbert sich zurück. Erst als die meisten Jäger abgelaufen waren, stellte er sich unauffällig in Wiesenthals Nähe ... Und als reichte das Schicksal selbst seine schattenhafte Hand zu diesem dunklen Plan — der Inspektor auf Brannow und der Besitzer von Wernsdorf bezogen als die letzten ihre Stände ...

Die Schonung, an deren Rand helleuchtende Birken ihr maigrünes Haar wehen ließen, war fast zu Ende. Hier an dieser Einbuchtung, die sicher ein guter Wildwechsel war, mußte der eine stehenbleiben. Der andere ging herum um die Ecke und stellte sich in die schwachen Hölzer, die da im sandigen Hügelland wuchsen. Ihr feines Laub sah man von hier zwischen den nicht dicht stehenden Tannen goldgrünlich scheinen. Und Egbert blieb, die Finger an den Jagdhut legend, an der Schonung stehen ... Nur einen Schritt zurück brauchte er nachher pirschen, dann hatte er den Nebenbuhler frei, und ... auf seine Kugel hatte er sich noch stets verlassen können! ... Seine Hand würde nicht zittern! ... Heute gewiß nicht! ...

Baron von Wiesenthal ging etliche Schritte weiter. Aber dann blieb er stehen, als zwänge ihn etwas, von dem er sich nicht lösen könnte, zurückzukehren ... Noch ein Schritt, und er drehte sich langsam um und kam wieder auf Egbert von Branner zu.

Des Jagdherrn Gesicht war rot wie das eines Knaben. Er sagte mit niedergeschlagenen Augen, an den Spitzen seines Schnurrbartes beißend: „Ich möchte Sie gern ... sprechen, Herr von Branner!"

Egbert machte eine stumme Verbeugung. Ueberrascht und nicht sicher, ob jener etwa irgendwie hinter seine geheimen Absichten gekommen wäre, war er für einen Augenblick nicht völlig Herr seiner Entschlüsse.

Da sprach der andere schon ... Er hätte längst zu Herrn von Branner kommen wollen, den er nicht nur als Jäger, nein auch als Mensch so außerordentlich hoch schätzte ... Aber ... leider ... er wollte ganz offen sein und es gerade heraus sagen, es hätte ihm dazu der Mut gefehlt! ...

Und der schlanke, elegante Herr, der auch hier im Wald Gamaschen vom mattgrauen Stoff des englisch gearbeiteten Sportkostüms über seinen Lederstiefeletten trug, wurde von neuem rot.

„Es betrifft meine Braut ... Fräulein von Branner", setzte er, sich verbessernd, unter tiefem Atemholen hinzu.

Der Afrikaner, dessen braunes Gesicht die unbewegliche Härte einer ehernen Maske behielt, sagte kein Wort. Aber der andere konnte seinen Vorsatz nicht aufgeben; zu viele Tage lang hatte er die Absicht mit sich herumgetragen, den heimlichen Nebenbuhler nach dem zu fragen, was sein Herz nicht ruhig werden ließ.

„Ich bitte Sie, mir zu verzeihen," begann er wieder, „wenn ich als Mann zum Mann, ohne alle Umschweife, ganz ehrlich zu Ihnen rede ..."

Egbert von Branner neigte ein wenig seinen scharfgeschnittenen Kopf — das war alles!

„Als ich um Fräulein Lisabeth von Branner warb," der Sprechende schluckte förmlich an den Worten, „da hatte ich gar keine Ahnung, daß sie früher ... daß sie vordem mit Ihnen ... daß Sie ..." er fand die Worte nicht und schwieg einen Augenblick.

„Sie sagte es mir erst später ..." Der Gutsherr sprach jetzt ganz leise wie ein Kind, das von einem traurigen Geheimnis redet, „und da ... da konnte ich nicht mehr zurück! ... Es hätte Ihnen ja auch nichts geholfen ... Die Verwandten, Lisabeths Verwandte ..."

„Ja," unterbrach ihn der Inspektor auf Brannow hart, „meine beiden Tanten haben Lisabeth an Sie verkauft, Herr von Wiesenthal, wie man eine Kuh, wie man eine junge Stute verschachert! ... Das weiß ich."

Der Gutsherr zuckte wie unter einem Peitschenhieb.

„Sie wissen das nicht! ... Das können Sie vielleicht auch nicht verstehn!" murmelte er „... und die Dame, meine Braut, ist vollkommen einverstanden!"

„Haha!" Das Lachen des Verratenen schien dem andern noch peinlicher zu sein.

„Lachen Sie doch nicht!" sagte er, wie von einem körperlichen Unbehagen berührt. „Sie wissen ja gar nicht ... Sie haben keine Ahnung von dem, was ich ausstehe! ... Ich habe keine Ruhe mehr! Ich schlafe nicht! ... Und ich bin zerrissen von dieser schrecklichen Unruhe! Von der einen Frage, die mich peinigt ..."

Das war keine Phrase ... auf dem Gesicht des Barons erschien der Schmerz, der quälende Zweifel, der ihm seine Ruhe raubte und ihm die Nächte zerriß ... Was hatte er nur? ... In Egberts Brust hob ein Interesse sich auf, eine schadenfrohe Neugierde.

„Ich wage nicht einmal die Frage an Sie zu richten," sagte der Baron zitternd, „ich möchte niemand beleidigen, Sie nicht und ..." Er verschluckte wieder die Worte.

Egbert betrachtete den in leicht gebeugter Haltung vor ihm stehenden so aufmerksam, daß Hanns von Wiesenthal aufsah.

„Und Sie werden sie mir auch nicht beantworten, die Frage?" meinte er ängstlich, weil er den grausamen Hohn in dem gebräunten Antlitz sah ... „Sie werden sie mir nicht beantworten?" wiederholte er noch leiser.

Egberts unerbittliche Lippen blieben geschlossen. Aber seine braunen Augen gaben tausendfach ein spottend Nein zur Antwort.

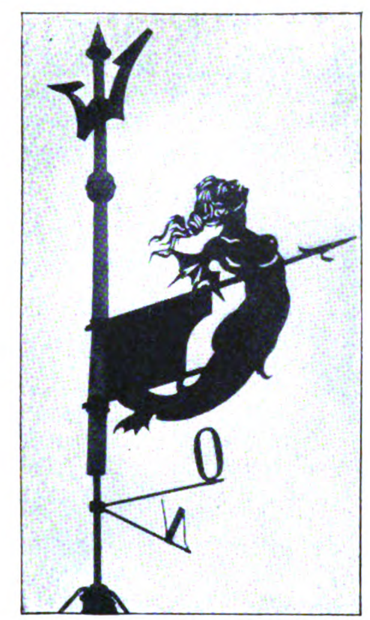
Dann wies er mit der Hand auf den Platz, von dem er selbst Hanns Wiesenthal hatte niederschießen wollen. Und mit einem wilden Rachejubel im Herzen ging er davon ...



Die Wetterfahne.

Von Adelheid Weber.

Hierzu 19 photographische Aufnahmen.



Wetterfahne auf einem Haus in Steglitz.



Ein alter Segler als Wetterfahne.

Sie wird auch bald „ein Märchen aus alten Zeiten“ sein, die gute, alte Wetterfahne. Wo sieht man sie denn noch in unseren Großstädten? Und Großstadt wird bald alles sein von Memel bis Straßburg, und ich ahne die Zeit, da die Lüneburger Heide „der Bebauung erschlossen“ werden wird als ein Teil von „Groß-Berlin“, das ja jetzt fürs erste den Grunewald samt seinen Stullenpapieren zu verspeisen beginnt. Da hat denn die alte Wetterfahne vor Hochbahn und Telegraphen- und Telephondrähten keinen Platz mehr auf den Häusern. Freilich, auf der Mietkaserne mir gegenüber steht noch eine — aber wie sieht die auch aus! Vier langweilige Eisenstäbe mit Pfeilspitzen zeigen nach den Himmelsrichtungen — praktisch, aber abstrakt wie ein Rechenexempel. Früher sprangen muntere Eichhörnchen vor dem Winde, der Jäger schoß den flüchtenden Hirsch — vor allem aber stand auf jedem Knopf jedes Kirchturms der bunte



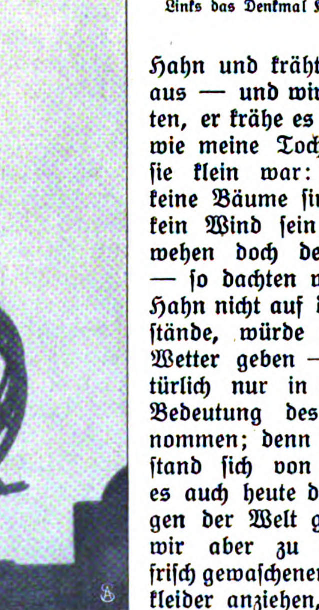
Hofphot. Th. Herbst.

Die Wetterfahne auf der alten Mainbrücke. Links das Denkmal Karls des Großen.

Hahn und krähte das Wetter aus — und wir Kinder meinten, er krähe es herbei. Denn, wie meine Tochter sagte, als sie klein war: „Mama, wo keine Bäume sind, kann doch kein Wind sein; die Bäume wehen doch den Wind her“ — so dachten wir, wenn der Hahn nicht auf dem Kirchturm stände, würde es auch kein Wetter geben — Wetter natürlich nur in der schlimmen Bedeutung des Wortes genommen; denn das gute verstand sich von selbst — wie es auch heute den guten Dingen der Welt geht. Wollten wir aber zu Pfingsten die frisch gewaschenen weißen Mullkleider anziehen, sollte es eine Landpartie geben, ein Schulfest, einen Besuch, zu dem wir so etwa drei Meilen im offenen Wagen zu fahren hatten — denn so weit wohnten unsere nächsten Freunde — dann sagte Papa: „Wenn es gutes Wetter sein wird —“ Und dann wurde der Hahn auf dem Kirchturm studiert:



Das Segelschiff als Windfahne.





Wetterfahne auf dem Hause des Herzogs v. Norfolk.

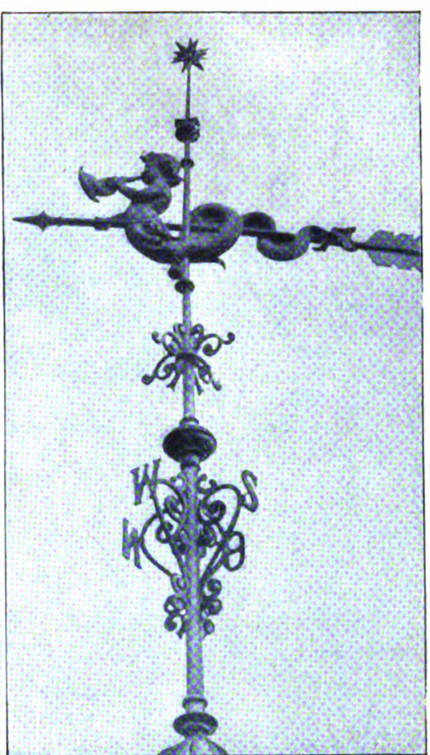


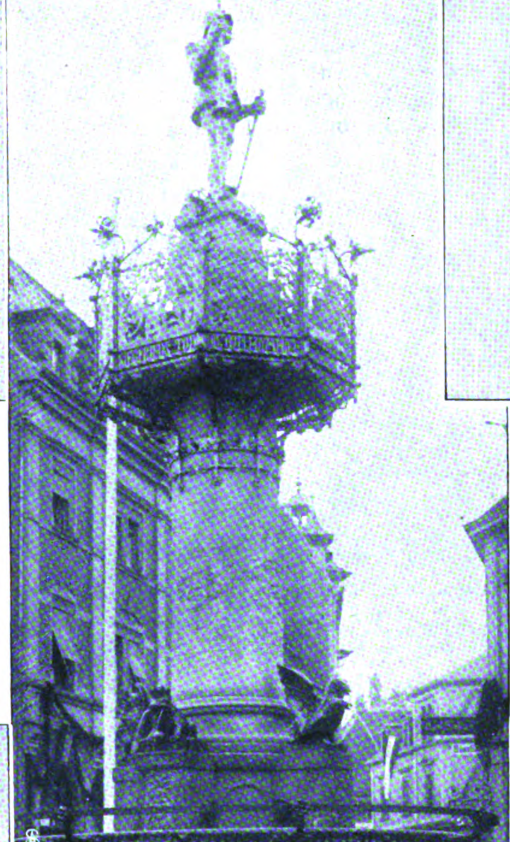
Phot. Jaeger & Goergen.
Windfahne auf dem Münchner Rathaus.

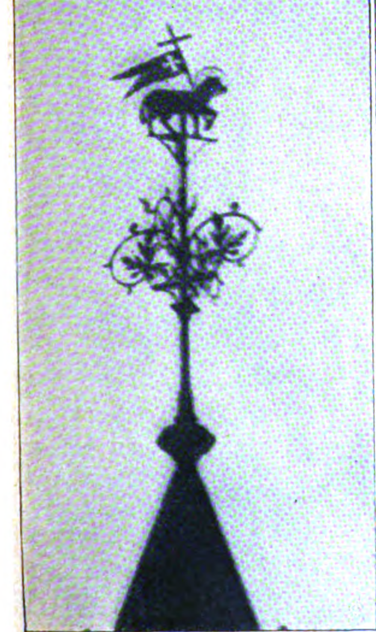
wenn er so schief nach rechts hin krähte, gab es Sonnenschein draußen und auf den Kindergesichtern, wenn er sich aber gerade hielt, sah es schon mißlich aus, und drehte sich das infame Vieh so langsam — oder gar schnell — nach links, dann „stahl sich die einsame Träne" die runde Wange hinab, bis sich ihr am verregneten Festtag viele Gefährtinnen zugesellten. Und dazu pfiff und knarrte und seufzte der Hahn wie zum Hohn.

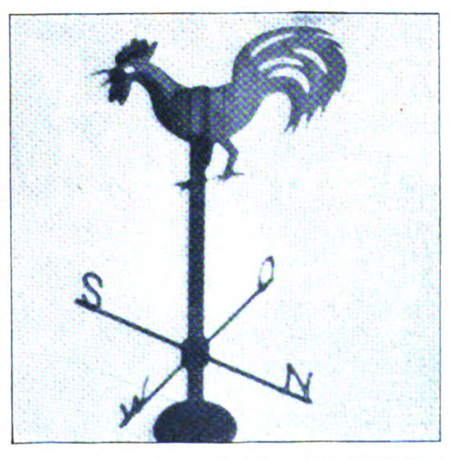
Als ich oben auf dem Düngerhaufen, der der Stolz des Hofes unserer ländlichen Freunde war, den ersten lebendigen Hahn krähen sah, zupfte ich meine Gespielin am Kleid: „Du, kräht der bei euch auch schlechtes Wetter?"

„Na freilich," antwortete die, „immer kräht das Biest, wenn wir zu euch fahren wollen."

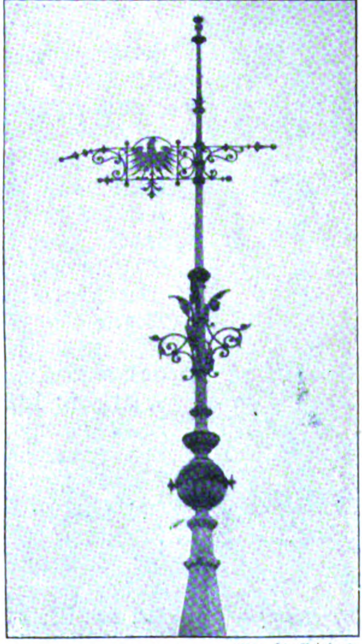

Wetterfahne auf einem Berliner Haus.


Hofphot. Ch. Herbst.
Die Wetterfahne auf dem Rodensteinbrunnen in Weinheim.


Das Lamm als Wetterfahne.



Windfahne auf einem Haus in Lichterfelde bei Berlin.


Phot. Th. Reinhard.
Wetterfahne auf einem Haus in Hildesheim.



auch Druck und Feuchtigkeitsgehalt der Luft und hatte zudem in sich eine Art von Wetterahnung, wie er denn gleich den meisten feinnervigen Menschen sehr von Sonnenschein und Regen, vor allem aber vom Licht abhing und die letzte Zeit vor dem kürzesten Tage „immer zu verseufzen pflegte".

Aber auch Rheumatismus, Gicht und alte Wunden sollen sehr probate, wenn auch nicht angenehme Wetterfahnen sein.

Nennt man nun aber gar den Menschen selbst „eine Wetterfahne", so hat die Bezeichnung erst recht keinen schmeichelhaften Charakter, ebensowenig wie die analoge Behauptung, er „drehe sein Män-

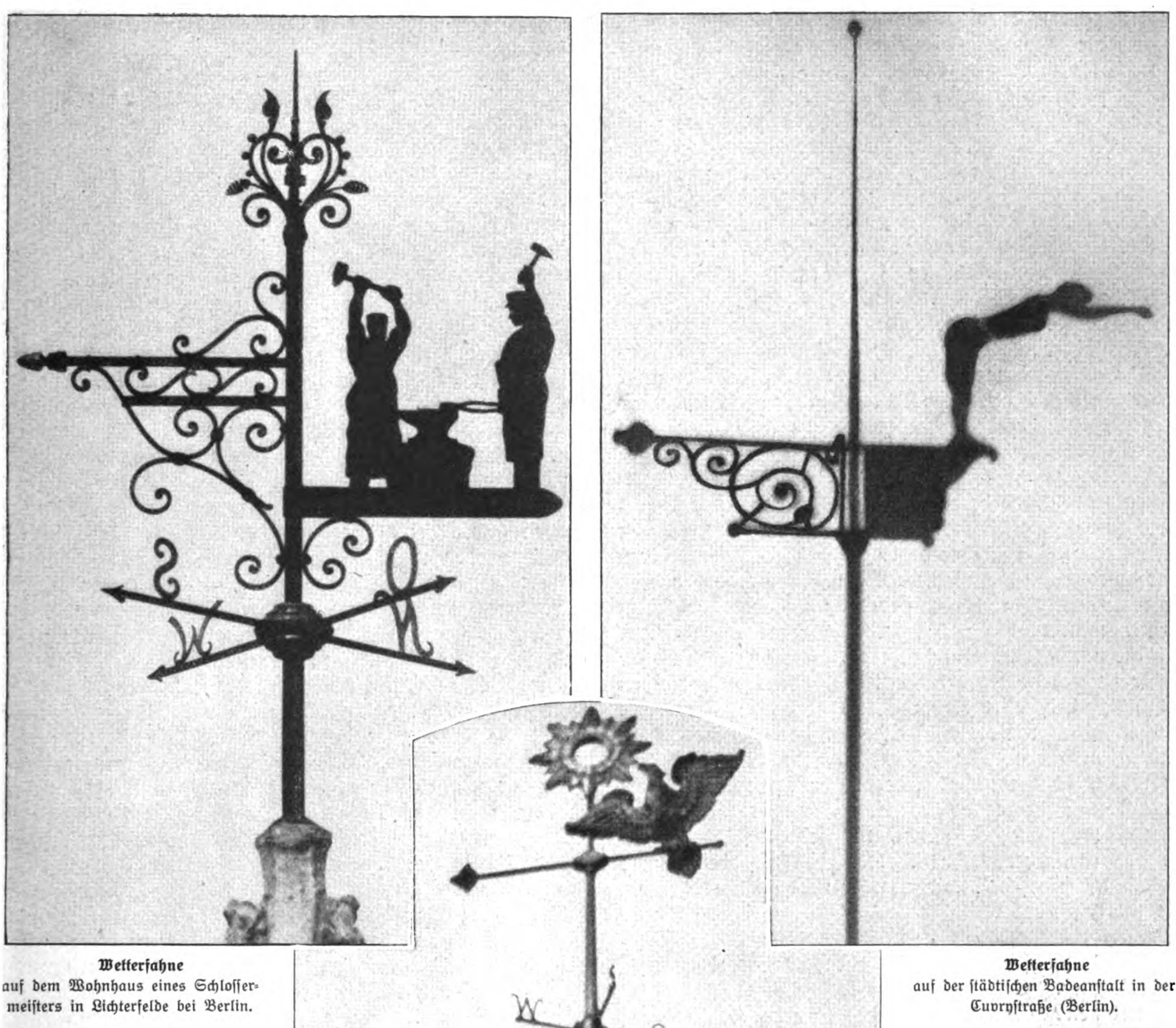

Die Heuschrecke als Wetterfahne.


Phot. Jaeger & Goergen.
Das Münchner Kindl als Windfahne auf dem Rathaus in München. Rechts: Ein Wappentier als Wetterfahne.

Windfahne auf dem Lenbachhaus in München.
Phot. Jaeger & Goergen.

So war es also richtig mit dem Hahn, und ob er nun von Eisen oder von Fleisch und Blut war, immer wurde er von uns gehaßt, wie man zu allen Zeiten die Unglücksboten gehaßt hat. Die naiven alten Potentaten, die noch kein besonders zartes Gewissen zu haben brauchten, haben sie ja sogar peitschen oder umbringen lassen. Geschah ihnen schon recht — es soll sich eben niemand zum Verbreiten schlechter Nachrichten hergeben. Am allerwenigsten aber zum Wetterpropheten; denn der verletzt immer „berechtigte Interessen", er prophezeie nun Regen oder Sonnenschein. Und am Ende trifft nicht jede Prophezeiung ihrem Propheten so ein, wie es Goethe geschah, als er im Jahr 1828 einen Sommer voll furchtbarer Stürme und Regengüsse voraussagte, der denn auch wirklich während dreier Monate ganz Deutschland verheerte. Goethe fragte freilich nicht die Wetterfahne auf dem Kirchturm, sondern von seinem hoch über der Saale gelegenen Dornburger Schloß beobachtete er die Wolken, die ja auch eine Art von Wetterfahnen sind, insofern sie vor dem Wind, der das Wetter zum großen Teil macht, herziehen; er beobachtete aber


Phot. Th. Reinhard.
Wetterfahne auf einem Bürgerhaus in Hildesheim.



Wetterfahne auf dem Wohnhaus eines Schlossermeisters in Lichterfelde bei Berlin.

Wetterfahne der Garnisonkirche in Berlin.

Wetterfahne auf der städtischen Badeanstalt in der Cuvrystraße (Berlin).

telchen nach dem Wind". — Auch die Dichter, die so ziemlich alles besingen, haben die gute alte Wetterfahne nicht vergessen. In Franz Schuberts berühmter „Winterreise" hat sie, von Wilh. Müller angedichtet, geradezu ein Stück Unsterblichkeit errungen.

Vom Reisegeld.

Plauderei von A. Oskar Klaußmann.

Geld gehört nicht notwendigerweise zum Reisen. Das beweisen uns jene „Kunstreisenden", die ohne einen Pfennig Geld auszogen, um eine Reise um die Welt zu unternehmen und zu vollenden. Das beweisen uns die vielen „blinden Passagiere", die auf Eisenbahnen, Dampfschiffen und anderen Verkehrsgelegenheiten umsonst mitzukommen suchen. Der Rekordbrecher unter diesen blinden Passagieren war der Däne, den man in Berlin im November 1900 unter dem Schlafwagen des Orientexpreßzuges fand, nachdem er die ganze lange Fahrt von Konstantinopel bis Berlin, unter dem Eisenbahnwagen hängend, zurückgelegt hatte.

Entschieden gehört jedoch Geld dazu, wenn man zum Vergnügen oder zur Erholung reist. Die Sache kostet sogar in unseren zivilisierten Gegenden sehr viel Geld. Mit Neid blicken wir auf den Engländer, der im Jahr 1905 in der chinesischen Stadt Canton einen herrlichen Nachmittagsausflug mit einem halben Penny, das heißt etwas über 4 Pfennig, bestritt. Er machte den Ausflug infolge einer Wette und wechselte sich zuerst seinen halben Penny in vierzehn Stück der kleinsten chinesischen Kupfermünzen, Cash genannt, ein. Er fuhr mit der Fähre über den Cantonfluß und bezahlte zwei Cash. Die gleiche Summe bezahlte er an einen Guck-

kastenmann, für fünf Cash verzehrte er Tee und Kuchen, dann gab er zwei Bettlern je einen Cash, fuhr wieder mit der Fähre für zwei Cash über den Fluß und hatte, als er nach Hause kam, noch einen Cash übrig.

Bei der Berechnung des Reisegeldes pflegt man die ersten Fehler zu begehen, besonders wenn man den Erfahrungsatz nicht kennt, daß auf Reisen zwei mal zwei gleich fünf ist. Ein Reiseetat läßt sich mit einiger Sicherheit nur aufstellen, wenn man ständig an einem Ort bleibt und sich dort zu festen Preisen in Pension gibt. Dann kann man ungefähr berechnen, was man in bestimmter Zeit ausgeben wird, ebenso läßt sich das Fahrgeld im voraus feststellen. Aber auch hier wird es Ausgabeposten für Unvorhergesehenes geben, sei es auch nur die Ausgabe für ein defektes Kleidungstück oder einen abhanden gekommenen Hut, Stock oder Regenschirm.

Am allerbesten tut man bei Berechnung des Reisegeldes, recht großzügig in dem Ansetzen der Ausgaben zu sein, da man sich mit „Knapsen" auf diesem Gebiet nur selbst betrügt. Hat man dann eine Summe gefunden, so rechne man noch fünfzig Prozent hinzu und wird dann die wirkliche Summe, die man brauchen und verausgaben kann, gefunden haben. Außerdem rechne man noch weitere fünzig Prozent als Reserve. Es ist nämlich leichtsinnig, ohne Reservegeld auf die Reise zu gehen. Man kann unterwegs erkranken, einen Arzt, Apotheke oder Krankenhaus in Anspruch nehmen müssen oder zu andern, größeren, ganz unerwarteten Ausgaben gezwungen sein. Mit knappem Reisegeld zu reisen, ist überhaupt kein Vergnügen, und es gibt eine Menge kluger Leute, die lieber gar nicht reisen, wenn sie gezwungen wären, mit jedem Pfennig, den sie ausgeben, zu rechnen. Das soll ja eben unsere Erholung sein, daß wir uns von den Kleinlichkeiten, die uns sonst das Leben auferlegt, für einige Zeit vollkommen frei machen.

Das Mitsichführen des Reisegeldes erfordert vielfache Ueberlegung. Soll man das gesamte Reisegeld mit sich nehmen? Soll man sich schon in der Heimat ausländisches Geld einwechseln? Diese Fragen lassen sich nicht ohne weiteres beantworten. Man muß sich nach den Umständen richten. Macht man große Reisen, und kommt man in große Orte, so besorge man sich einen Kreditbrief auf angesehene Bankhäuser. Auch die Filialen großer Reiseinstitute sowie die Schiffahrtgesellschaften honorieren solche Kreditbriefe. Nimmt man nur einen Teil des Reisegeldes mit und läßt sich den andern nachsenden, so sorge man für Legitimation, damit man das Geld auch in Empfang nehmen kann. Die Legitimationen, die die Deutsche Reichspost gegen eine Gebühr von 50 Pfennig ausstellt, haben im Ausland nicht immer Gültigkeit. Bleibt man längere Zeit in einem Hotel, so lasse man das Geld an den Hotelwirt oder die Direktion adressieren. Man melde sich aber wegen des zu erwartenden Geldes sofort beim Eintreffen bei dem Wirt oder Direktor und legitimiere sich, so weit man kann. Läßt man sich Reisegeld nachsenden, so gebe man die Order dazu nicht im letzten Augenblick, sondern schon, wenn man noch Geldreserven hat. Gerade in solchen kritischen Geldverhältnissen wird man häufig von unerwarteten Ausgaben betroffen.

Aus dem Reisehandbuch, das man sich vor der Reise in allerneuster Ausgabe anschafft — alte Ausgaben mit veralteten oder nicht mehr gültigen Angaben führen oft empfindlichen Schaden herbei — und sorgfältig studiert, ersieht man, ob es nötig ist, schon in der Heimat sich fremdes Geld zu besorgen. In manchen Fällen ist dies überflüssig, oft auch kostspielig, besonders wenn im Ausland deutsches Papiergeld zu annehmbarem Kurs bei den Wechslern oder Bankiers genommen wird. Immerhin tut man gut, vielleicht für 20 Mark fremdes Geld mitzunehmen, um bei der Ankunft in einer Stadt des Auslandes mit den ersten kleinen Ausgaben, wie: Trinkgelder, Gepäckträger, Droschke, nicht in Verlegenheit zu kommen. Natürlich sorge man für ausländisches Kleingeld, das überhaupt auf der Reise von großer Wichtigkeit ist.

Vorsichtige Reisende tragen ihr Reisegeld auch nicht in einem Behälter und in einer Tasche, damit nicht ihr ganzer Besitz hin ist, wenn sie ihr Geld verlieren oder darum bestohlen werden. Man verwahrt einen Teil des Reisegeldes (in Papier) in der Brieftasche, einen anderen Teil in einem Portemonnaie, das man in einer sicheren, zuknöpfbaren Tasche verwahrt, und führt außerdem noch ein Portemonnaie für den Tagesbedarf. Gerät einer dieser Behälter samt Inhalt in Verlust, so hat man doch noch anderes Geld. Reservegeld kann man in kleiner Geldrolle sich in die Westentasche einnähen lassen. Damen tragen wohl auch den aus Sämischleder hergestellten Brustbeutel, wie er für die Soldaten vorgeschrieben ist. Man tut gut, seine Fahrkarte nicht in das Portemonnaie zu stecken, damit sie nicht zugleich mit dem Geld verloren geht und man wenigstens noch nach Hause kommen kann. Man nehme einen starken, guten Briefumschlag mit, in dem man das Billett verwahrt. Diesen Umschlag findet man leicht, besonders wenn man sich daran gewöhnt, ihn in eine bestimmte Tasche zu stecken. Für ein Rundreisebillett empfiehlt sich die Benutzung des Briefumschlages erst recht. Man verwahre nicht einen Teil seines Reisegeldes, und zwar den größeren, in seinem Reisekoffer. Leichtsinnig ist dies ganz besonders dann, wenn man den Koffer als Passagiergepäck in dem Packwagen aufgibt.

Hat man eine größere Summe als Reisegeld bei sich, so gebe man das Geld im Hotel dem Wirt gegen Quittung in Verwahrung. Hat man die Gewohnheit, vor dem Schlafengehen seine Taschen auszukramen, so denke man am Morgen daran, sie wieder zu füllen. Ueberhaupt mache man es sich zum Grundsatz, jedesmal, bevor man das Hotelzimmer verläßt, sich zu fragen: „Wo hast du dein Reisegeld, wo hast du dein Billett zur Weiterfahrt, wo hast du deine Uhr und Schmucksachen?" Gewöhnt man sich daran, sich selbst jeden Morgen diese Frage zu stellen, so spart man viel Aerger, Aufregung und Unannehmlichkeit.

Laß, bevor du eine Reise antrittst, die sämtlichen Taschen in den Kleidungstücken, die du mit auf die Reise nimmst, nachsehen und, wenn nötig, reparieren. Eine zerrissene Kleidertasche, aus der Portemonnaie mit Reisekasse und Billett verschwand, ist eventuell ein Unglück. Was macht man aber, wenn dieses Unglück eintritt? Was beginnt man, wenn man plötzlich in fremdem Ort, womöglich im Ausland, ohne einen Pfennig Geld und Fahrkarte für die Rückreise dasteht? Die meisten Menschen pflegen in solchem Fall recht töricht zu handeln. Sie versetzten ihre Uhr und sonstige Wertstücke im Pfandhaus und fahren dann, wo es geht, „vierter Güte", ohne Zehrgeld nach Hause, wo sie



in trauriger Seelen- und Leibesverfassung ankommen. — Hat man die Möglichkeit, sich aus der Heimat Geld kommen zu lassen, so gehe man in ein anständiges Hotel und erzähle dem Wirt sein Unglück. Sehr wichtig ist es, in solchem Augenblick eine Legitimation bei sich zu haben, ohne die man nie auf Reisen gehen sollte. Man sage dem Wirt, daß man kein Geld hat, bitte ihn eventuell, an die angegebene Adresse zu telegraphieren, damit Geld kommt, und überlasse dem Wirt, wie er Unterkunft und Verpflegung gewähren will. Natürlich muß man mit dem Bescheidensten fürliebnehmen. Kein Hotelwirt dürfte einem solchen mittellosen Touristen oder Reisenden seine Hilfe versagen. Für telegraphische Geldwünsche nach der Heimat verabrede man mit den Angehörigen irgendein Wort, das sich z. B. in der Unterschrift befinden kann, und durch das angedeutet wird, daß die Depesche wirklich von dem Angehörigen kommt und nicht etwa von einem Schwindler aufgegeben worden ist.

Nun zum Schluß für Leserin und Leser den Wunsch, daß ihnen auch in diesem Jahr recht viel Reisegeld zur Verfügung stehen möge!

Bilder aus aller Welt.

Seit Jahren ist man in Italiens Hauptstadt mit der Errichtung eines Denkmals für Viktor Emanuel beschäftigt. Die Dimensionen dieses nationalen Denkmals sind grandiose, und nach der Vollendung wird das Bauwerk wohl zu den größten und imposantesten seiner Art gehören. Unsere Bilder zeigen das Denkmal noch im vollen Gerüst und einen Blick von diesem auf den herrlichen Portikus, der den Hintergrund des bereits gegossenen Reiterstandbildes abgeben wird.

Phot. Luigi Scavalli Veccia.

Das im Bau befindliche
Viktor-Emanuel-Denkmal in Rom.

Phot. Abeniacar, Rom.

In Kürze feiert eine Persönlichkeit den 70. Geburtstag, die in den Kreisen der Hochtouristen sich einer besonderen Verehrung und Wertschätzung erfreut. Es ist der „Schlernvater“ Johann Santner. Der greise Hochtourist hat berühmte Bergsteigungen gemacht; so war er mit Schmitt zusammen der erste, dem es gelang, die gefürchtete Fünffingerspitze in den Dolomiten zu ersteigen, eine Leistung, die nahe an der Grenze des Menschenmöglichen liegt. Er war der Ersteigeiger der nach ihm benannten Santnerspitze, der Entdecker des Santnerpasses, der unter der Rosengarten-


Phot. Müller.
J. Santner, einer d. ältesten Tirol. Hochtouristen,
feiert seinen 70. Geburtstag.


Robert Manzer,
der neuernannte Musikdirektor in Karlsbad


Paul Froriep †
bekannter Großindustrieller.


Frau Charlotte Basté, sächs. Hofschauspielerin,
feiert ihr 25jähriges Jubiläum.


Teppichweberei in Cottbus, in der Spreewälderinnen die Webstühle bedienen.
Phot. Berliner Ill. Ges.



spitze zum Gartl führt, und einer Reihe anderer Hochtouren.

Als Musikdirektor für Karlsbad wurde Robert Manzer ernannt, ein Musiker von gutem Ruf, der gewiß mit erfreulichem Eifer den Karlsbader Badegästen durch gute Musik manche Genüsse und frohe Stunden verschaffen wird.

Vor wenigen Tagen starb Paul Froriep, Besitzer der bekannten Maschinenfabrik Otto Froriep in Rheydt. Der Verstorbene war einer der erfolgreichsten Großindustriellen des Rheinlandes.

Am 1. Juni feiert Charlotte Basté, die beliebte Schauspielerin der Dresdner Hofbühne, ihr 25jähriges Jubiläum als Mitglied der Königlich Sächsischen Theater. Charlotte Basté ist eine ungemein beliebte und talentierte Künstlerin. Unser Bild zeigt sie in ihrer Rolle im „Tasso“.

In der Teppichweberei in Cottbus, in der recht geschmackvolle deutsche Teppiche gemacht werden, verwendet man als Arbeiterinnen an den Webstühlen mit Vorliebe Spreewälderinnen. Es mutet eigentümlich an, die besonders den Berlinern so wohlbekannten Kostüme hier wiederzufinden. Die Verwendung weiblicher Kräfte gerade in der Weberei ist üblich, und hier scheint sich den Spreewälderinnen eine lohnende Beschäftigung zu bieten.

Die Aviatik dringt in immer weitere Kreise. Vor Jahresfrist wurde unter dem Namen „Stella“ in Paris ein weiblicher Aviatikklub gegründet, der in der schneidigsten Weise den Luftsport ausübt. Unser Bild zeigt den Ballon „La France“ im Moment des Starts mit Fr. Closel und Fr. Anto-Antony im Korb.

Phot. Delius, Paris

Das Jahresfest des einzig bestehenden Frauen-Aeroklubs „Stella“ in Paris.
Auffahrt des Ballons „La France“ mit Frau Closel und Frau Anto-Antony.

Am 1. Juni öffnet, wie alljährlich, der „Glaspalast“ in München seine Pforten. Die Jury für die Jahresausstellung ist eifrig bei ihrer mühevollen Arbeit, wie unser Bild zeigt.

Der Bezirksverein Kattowitz der Schlesischen Gastwirtsgehilfen-Vereinigung veranstaltete eine viel Neues bietende, wohlgelungene und gut besuchte Ausstellung. Wir geben die Bilder des Bundesvorsitzenden W. Losert, des Zweiten Vorsitzenden Fritz Kassner und des Kassierers Anton Bruchelt.

Einen der bevorzugten Plätze des bayrischen Hochlandes unter dem internationalen Publikum nimmt unbestreitbar Bad Reichenhall ein, der weit gerühmte Kurort in der Südostecke Bayerns, sowohl in Anbetracht der dort zu Gebote stehenden Kurmittel wie nicht minder hinsichtlich des großartigen Gebirgspanoramas, das allen Besuchern dieses lieblichen Gebirgstädtchens stets nachhaltige Eindrücke hinterlassen hat. Es liegt





Vordere Reihe, von links: A. Fuks, R. Linderum, M. Meinzolt, W. Menzler. Hintere Reihe, von links: F. Graeffel, P. Leuteritz, W. Hertling, A. Rieper, J. Schrag, P. Thiem, A. Bock, K. Hartmann. Phot. Jaeger & Goergen.

Die Jury der Jahresausstellung München 1910.



A. Bruchelt,
Kassierer.

wie ein unschätzbares Kleinod behütet von Bergriesen und bietet mit seiner prächtigen Villenanlage, seinen Parks und Gärten einen unvergeßlichen Anblick. Besonders zur Sommerzeit, da allerorten, in den Straßen und öffentlichen Anlagen und Promenaden, Tausende erholungsbedürftiger Gäste sich ergehen und den im Winter sonst so stillen Ort zum internationalen fashionablen Badeplatz stempeln, ist Bad Reichenhall ob seines pulsierenden Lebens und seiner voll zur Geltung kommenden Naturschönheiten von entzückender, reizvoller Großartigkeit.

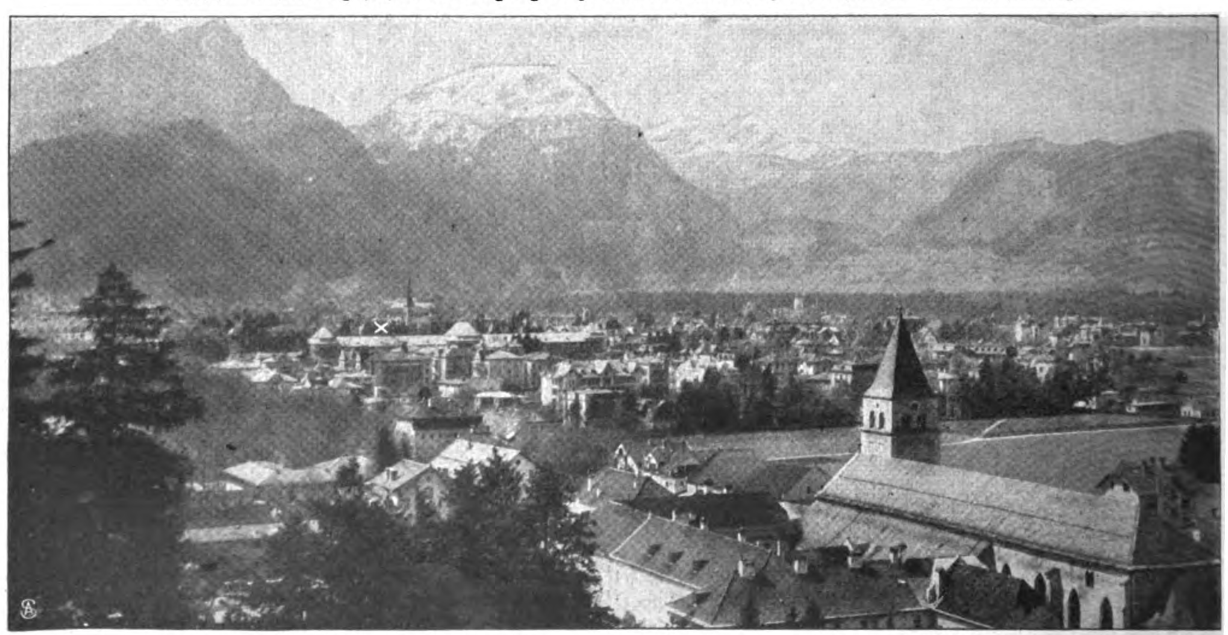


W. Losert,
Bundesvorsitzender.



F. Kassner,
Zweiter Vorsitzender.

Schlesische Gastwirtsgehilfen-Vereinigung Bezirksverein Kattowitz veranstaltete eine Ausstellung.



Gesamtansicht von Bad Reichenhall mit dem neuen Gradierhaus (×). Hofphot. Fritz.

Schluß des redaktionellen Teils.

Es ist eigentlich schwer einzusehen,

warum man mit geringen Ausnahmen der Kopfhaut diejenige Pflege vorenthält, welche man der übrigen Körperhaut zuteil werden läßt. Der Kopfhaut geht es genau wie der anderen Haut des Körpers. Sie verschmutzt, und ihre Poren verstopfen sich. Auf der Kopfhaut hat diese Verstopfung noch eine andere üble Nebenerscheinung. Es wird das Wachstum der Haare dadurch nicht nur behindert, sondern es wird dadurch eine Ansiedlung von Mikroorganismen begünstigt, die das Haar zum Ausfall bringen können. Deshalb ist erstes Erfordernis für denjenigen, der seinen Haarschmuck lange erhalten will, regelmäßiges Waschen der Kopfhaut mit einer geeigneten Seife. —

Man nehme dazu eine Seife, die einen geeigneten Zusatz hat. Unter allen Zusätzen dieser Art hat sich, wie allgemein bekannt, der Teer als geradezu *souveränes* Mittel bewährt. Der Teer wirkt antiseptisch und hat außerdem die bemerkenswerte Eigenschaft, die Tätigkeit der Kopfhaut und damit das Wachstum der Haare anzuregen. Trotz dieser Eigenschaften, die in der Medizin hochgeschätzt werden, hat sich der Teer zur Kopfwäsche doch nicht so einbürgern können, weil vielen der Geruch einfach unerträglich ist und die gewöhnlichen Teerpräparate, wie sie bisher in dem Handel waren, in sehr vielen Fällen doch recht unangenehme Reizwirkungen hervorriefen.

Es sind deshalb jahrelang Versuche angestellt worden, um den Teer in geeigneter Weise umzuarbeiten, und es ist schließlich gelungen, in Pixavon ein fast geruchloses Teerpräparat herzustellen, das auch keine unerwünschten Nebenwirkungen mehr hat, und so endlich das längst gesuchte Teerpräparat für Kopfwaschungen zu schaffen.

Das Pixavon löst mit Leichtigkeit Schuppen und Schmutz von der Kopfhaut, gibt einen prachtvollen Schaum und läßt sich sehr leicht von den Haaren herunterspülen. Es hat einen sehr *sympathischen Geruch*, und infolge seines Teergehaltes wirkt es parasitärem Haarausfall entgegen. Schon nach wenig Pixavonwaschungen wird jeder die wohltätige Wirkung verspüren, und man kann wohl das Pixavon als das Idealmittel für Haarpflege ansprechen. Besonders hervorzuheben ist, daß wir es in Pixavon mit einem Präparat zu tun haben, das trotz seiner Ueberlegenheit zu einem sehr mäßigen Preise abgegeben wird. Eine Flasche für 2 Mark, die überall erhältlich ist, reicht bei wöchentlichem Gebrauche monatelang aus. Diese außerordentliche Billigkeit gestattet es also auch dem weniger Bemittelten, diese vernünftige und naturgemäße Haarkultur durchzuführen. — Pixavon wird *hell farblos* und dunkel hergestellt. Neuerdings wird besonders Pixavon „*hell*" (*farblos*) vorgezogen, bei dem durch ein besonderes Verfahren dem Teer auch der dunkle Farbstoff entzogen ist. Die spezifische Teerwirkung ist bei beiden Präparaten, hell sowohl wie dunkel, die gleiche. — Es sei ausdrücklich betont, daß Pixavon das einzige geruch- bzw. farblose Teerpräparat zur Pflege des Haares ist, das aus dem offizinellen Nadelholzteer hergestellt wird, also demjenigen Teer, der nach dem Deutschen Arzneibuch *in der Medizin allein anerkannt* ist. Die zahllosen Angebote von farblosen und geruchlosen Teerseifen zur Pflege des Haares, die infolge des großen Erfolges des Pixavon allerorten hervortreten, erfordern diese Feststellung.





Dem verehrlichen Leser zur gefl. Kenntnis, daß Caw's Safety-Füllfederhalter nie unter einem anderen Namen oder ähnlicher Fabrikmarke in den Handel gebracht wurde. Unter solchen Behauptungen von Händler angebotene Füllfederhalter sollten im eigenen Interesse des Käufers zurückgewiesen werden, da er, wenn vielleicht nicht sofort, aber später durch den Kauf geschädigt ist.

Man achte also auf den Namen Caw's. In allen ersten Papiergeschäften käuflich.

Illustr. Katalog gratis vom Fabriklager
SCHWANHÄUSSER, Wien I, Johannesgasse 2.
SCHWAN-BLEISTIFT-FABRIK, Nürnberg.

DEUTSCHLANDS
einziges Spezialgeschäft für
Matrosen-Knaben-Anzüge
u. **Bekleidungs-Gegenstände**
genau n. Vorschrift der Kaiserl. Marine.
Gnutzmann & Sebelin
Hoflieferanten, **Kiel 1.**
Neu aufgen.: **Mädchen-Anz.**
Zeichn. u. Preisliste gratis.



Zweckentsprechende Kleidung für Auto-Sport und Livrée unter Garantie

EGER's unverwüstliche Auto- und Livrée-Kleidung

Auto-Kleidung
Livrée-Kleidung
Man verlange Stoffmuster
Man verlange Katalog

R. EGER & SOHN, DRESDEN-A. 9.

Der Komet
1910

STEINER'S Paradiesbett

ist das einzige, **in allen seinen Teilen** wahrhaft

verbesserte Bett, schafft Behagen und Annehmlichkeiten,
:: Schlaf und Gesundheit ::

Tausendfach erprobt.

Verlangen Sie Katalog „W" von der

Paradiesbetten-Fabrik
M. STEINER & SOHN
Akt.-Ges. Frankenberg i. Sa.

Chemnitz, Leipzig, Dresden, Berlin, Hamburg, Bremen, Düsseldorf, Köln a. Rh., Frankfurt a. M., Stuttgart, München, Zürich, Brüssel.

VASENOL-PUDER



Vasenol-Sanitäts-Puder. Für jedermann unentbehrliches hygienisches Toilette- und Einstreumittel. Antiseptischer Wund- und Schweißpuder. — Nach dem jetzigen Stand der Wissenschaft zur Kosmetik der Haut, zur allgemeinen Körper- u. Fußpflege durchaus erforderlich.

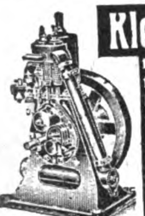
In stärkerer Konzentration unter dem Namen:

Vasenoloform-Puder als Spezial-Antischweiß- und Fuß-Puder von hervorragendster Wirkung, absolut unschädlich, eingeführt in der Armee.

Vasenol-Wund-u. Kinder-Puder. Von Tausenden von Aerzten anerkannt als das beste Einstreumittel für kleine Kinder. Unübertroffen gegen Wundliegen, Entzündung und Rötung der Haut, bei Verbrennungen, zur Massage und vieles andere.

Die Vasenol-Puder sind behördlich eingeführt in den bedeutendsten Krankenhäusern, Säuglingsheimen, Entbindungsanstalten, Frauenkliniken usw., in der Armee und Marine, in den Tropen etc. — Erhältlich in Apotheken und Drogerien in Original-Streudosen.

Dr. Arthur Köpp, Vasenol-Werke, Leipzig.



Kleinmotoren für Benzin, Gas etc. f. Landwirtschaft u. Industrie. — Exporttypen. Einfach und betriebssicher.

Bootsmotoren, Lichtmaschinen, Rohölmotoren.

M. Falkenstein & Co., Berlin N 65.

Die rettende Hand

fehlt Ihnen. — Sie werden immer trübsinniger, immer verzweifelter. Ihre Nerven werden immer mehr zerrüttet, wenn Sie nicht endlich etwas Ernstes gegen den immer weiter um sich greifenden Verfall Ihres Nervensystems tun. Allen Männern, die an Nervenschwäche leiden, sei es gesagt: Lesen Sie die Ratschläge eines alten erfahrenen Nervenarztes, der in der Lage ist, Ihnen tatsächlich den richtigen Weg zur Gesundung u. Kraft zu zeigen. Broschüre grat. durch **Verlag Aesculap, Genf 2** (Schweiz).

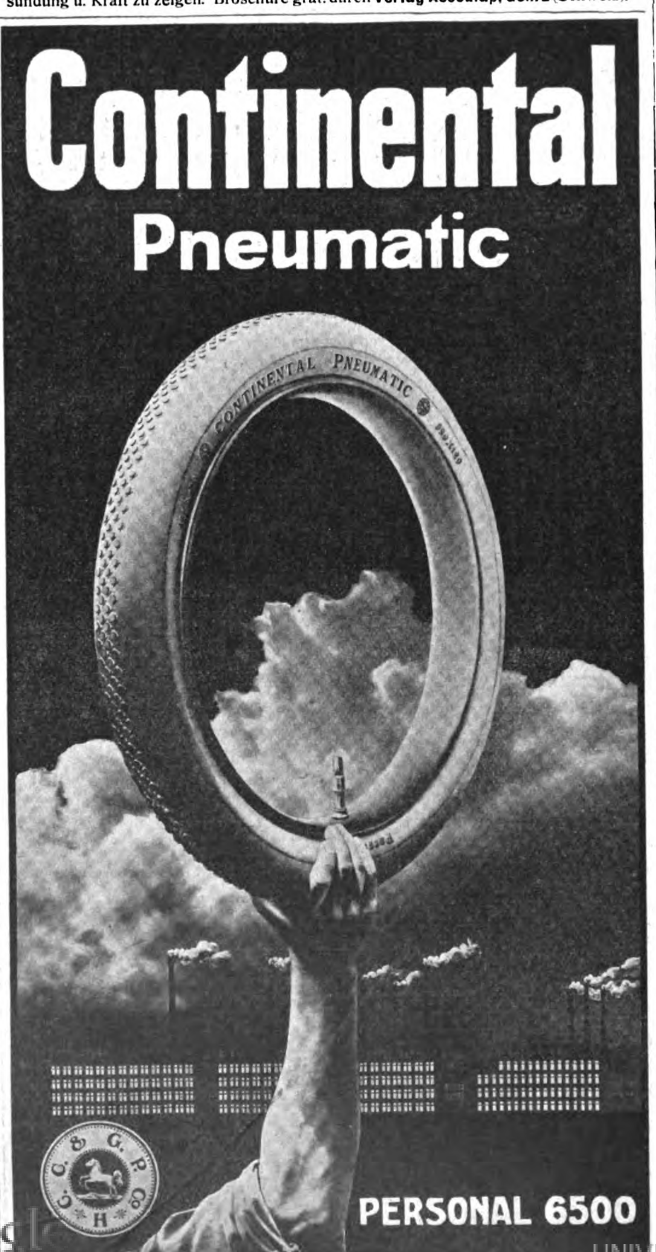
Kein Geheimnis!!

Ideale Büste und prächtige Körperform d. Dr. Schäffers **„Megabol"**. Zahlreiche Anerkennungen. — Keine Diätvorschrift. — Unschädlich. — **Garantieschein!** Büchse 2.— M., 3 Büchsen (m. erforderl.) nur 5.— M. Diskrete Zusendung durch

Dr. Schäffer & Co., BERLIN 502, Friedrichstr. 243.











Für Bäder

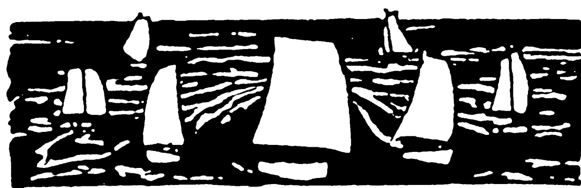
Grosses **Mineralmoor**, einziges in Deutschland, stärkere chemische Zusammensetzung als das berühmte **Franzensbader Moor** in Böhmen, ist zu verkaufen. Gefällige Offerten unter **L. 6266** befördern Daube & Co., Berlin SW 19.



DIE·WOCHE

Nummer 23. Berlin, den 4. Juni 1910. 12. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 23.



Die sieben Tage der Woche.

26. Mai.

Der Inspektor der Moskauer Geheimpolizei Muratow wird von einem Anarchisten erschossen.

Die französischen Torpedobootsjäger „Tromblon" und „Mortier" kollidieren an der Küste von Korsika und werden schwer beschädigt.

Der italienische Minister des Aeußern Marquis di San Giuliano reist von Rom nach Berlin ab.

In Süddeutschland und der Schweiz werden erhebliche Erderschütterungen beobachtet.

27. Mai.

Das französische Unterseeboot „Pluviose" wird bei Calais von einem Passagierdampfer überrannt und geht mit 28 Mann Besatzung unter (Abb. S. 954).

In Kiew und Jekaterinoslaw ist die Cholera ausgebrochen.

Eine Feuersbrunst zerstört in Bombay tausend Häuser.

Die preußische Regierung zieht die Wahlrechtsvorlage in der Sitzung des Abgeordnetenhauses zurück.

Der Kaiser ist an einer furunkelartigen Geschwulst am rechten Handgelenk erkrankt.

Das gesamte dänische Ministerium unter Zahle demissioniert.

28. Mai.

Der berühmte Bakteriologe Wirkl. Geh. Rat Prof. Dr. Robert Koch (Portr. S. 949) stirbt nach kurzem Krankenlager im Sanatorium in Baden-Baden.

Der italienische Minister des Aeußern Marquis di San Giuliano trifft in Berlin ein (Portr. S. 950).

In Moskau wird eine Gesellschaft von Bilderfälschern entdeckt, die die Fälschung von Bildern russischer Meister in großem Maßstab betrieb.

Wegen der Erkrankung des Kaisers wird der Kronprinz mit seiner Vertretung beauftragt.

29. Mai.

Die Klage des Exsultans Abd ul Hamid gegen die Reichsbank auf Herausgabe seiner Depots wird in zweiter Instanz als begründet erachtet.

In den Häfen des Schwarzen Meeres hat ein antigriechischer Boykott begonnen.

Die Cholera breitet sich in den russischen Gouvernements Minsk, Cherson, Tschernigow weiter aus.

30. Mai.

Der chinesische Prinz Tsaitao (Abb. S. 950) wird in Vertretung des Kaisers vom Kronprinzen empfangen.

Der Furunkel am rechten Arm des Kaisers wird durch den Chirurgen Prof. Bier geöffnet.

Kaiser Franz Josef reist mit großem Gefolge nach Bosnien.

Der Neubau der Berliner Handelskammer wird im Beisein des Kronprinzen feierlich eingeweiht (Abb. S. 950).

Das belgische Königspaar trifft zum Besuch am deutschen Kaiserhof ein (Abb. S. 951).

Im preußischen Herrenhause entspinnt sich zwischen dem Finanzminister von Rheinbaben und dem Direktor der Deutschen Bank von Gwinner ein heftiger Redekampf wegen der preußischen Finanzverwaltung.

31. Mai.

Das erste Kabinett der Südafrikanischen Union unter General Botha als Premierminister wird gebildet.

Der Kaiser verleiht dem König der Belgier die Kette zum Schwarzen Adlerorden und der Königin den Luisenorden mit der Jahreszahl 1813 14.

Die Besprechungen des Reichskanzlers mit dem italienischen Minister des Aeußern haben einer amtlichen deutschen Mitteilung zufolge die Einigkeit der Dreibundmächte und die Friedlichkeit der allgemeinen Lage bestätigt.

Graf Zeppelin wird zum Ritter des Ordens „pour le mérite" für Wissenschaft und Künste ernannt.

1. Juni.

Eröffnungsitzung des Haager Schiedsgerichts zur Entscheidung des Streits zwischen Nordamerika und England über die Fischerei im Atlantischen Ozean.

Der Kronprinz nimmt als Vertreter des Kaisers die Parade auf dem Tempelhofer Feld ab.

Robert Koch.

Von Geh. Medizinalrat Professor Dr. L. Brieger.

Robert Koch ist tot! Dieser Wehruf schallt durch die ganze gesittete Welt; hoch und niedrig trauern um den größten Arzt und den größten Wohltäter der Menschheit. Ein Mann ist dahingegangen, der als Mensch mit seinem warmen Herzen, mit der ihm innewohnenden Genialität einzig dahin strebte, die Leiden der Menschheit zu lindern. Ohne Rücksicht auf seine eigene Person, ohne Scheu vor Gefahren, selbst stets persönlich in erster Linie auf der Schanze, sich selbst ohne Furcht der Gefahr entgegenwerfend, schlug Koch Wege der Forschung ein, die vor ihm niemand betreten hatte.

Robert Koch wurde am 11. Dezember 1843 in Clausthal im Harz, wo sein Vater als Oberbergrat und bedeutender Mineraloge wirkte, geboren. Er studierte in Göttingen Medizin und machte den Krieg von 1870/71 als freiwilliger Arzt mit. Koch hat als praktischer Arzt und Physikus in der kleinen Stadt Wollstein im Kreise Bomst, Posen, 1872—80 Gelegenheit gehabt, das Elend der Menschheit vollauf kennen zu lernen. Er, die verkörperte reine Logik, dessen Geist selbst die scheinbar verworrensten Verhältnisse

bald in völliger Klarheit erfaßte, erkannte, daß die ärgsten Feinde der Menschheit jene zahllosen winzigsten Organismen sind, die als Bakterien und Protozoen jetzt auch jedem Laien vertraut sind. Man hatte wohl vorher einzelne Beobachtungen erhoben, die auf diese Tatsachen hinwiesen, aber erst die von Koch geschaffene Methodik zur Sichtbarmachung sowie zur Züchtung jener gefährlichen Lebewesen gab nunmehr die Mittel an die Hand, diese Würgeengel der Menschheit erfolgreich zu bekämpfen. Dadurch wurde Koch auch der Schöpfer der modernen Hygiene, die er bis in die feinsten Einzelheiten ausarbeitete und in einer Weise organisierte, wie es bis dahin ganz unmöglich war. Demgemäß hat Koch eine derartige Fülle von wissenschaftlichen und praktischen Tatsachen ermittelt, wie es wohl noch keinem einzigen Forscher gelang. Nicht Ehrgeiz, nicht menschliche Eitelkeit beseelten Koch bei seinen Forschungen — er war ja von Haus aus kein Fachgelehrter, der irgendeine Schule zu vertreten hatte — sondern sein rastloser Entdeckergeist trieb ihn vorwärts, das Neuland der von ihm eroberten Welt der unendlich kleinen Lebewesen weiter und weiter klarzulegen, ihre Lebensbedingungen zu erforschen und damit auch die Mittel zu gewinnen, sie für die größeren Mitbewohner unseres Erdballs, für Mensch und Tier, unschädlich zu machen.

Es ist unmöglich, all die großen Gesichtspunkte und die Detailarbeiten der Kochschen Forschungen hier anzudeuten; Schlag auf Schlag folgten die Kochschen Entdeckungen. Der Milzbranderreger als solcher war schon bereits bekannt, und man wußte, daß er besonders unsere Rinderherden und Wild arg dezimierte; man wußte auch ferner, daß gewisse Weiden sehr gefährlich als Milzbrandverbreiter sind. Erst Koch war es vorbehalten, die Art und Weise der Ansteckung, die Widerstandsfähigkeit der Milzbrandbakterien infolge ihrer Sporenbildung, ihre Entwicklung zu ausgewachsenen Bazillen in seiner Abhandlung „Zur Aetiologie des Milzbrandes" im Jahr 1876 darzulegen. Durch diese Arbeit sowie durch seine Studien über die Aetiologie der Wundinfektionskrankheiten im Jahr 1878 wurde die Aufmerksamkeit des Direktors des damaligen Kaiserlichen Gesundheitsamtes, Generalarztes Dr. Struck, auf Koch gelenkt und er als Regierungsrat 1880 in dasselbe berufen. Hier baute er seine Methodik zur rationellen Erforschung der Infektionskrankheiten aus, indem er den festen Nährboden als Mittel zur Reinzüchtung der Bakterien verwandte. In den ersten Bänden der Arbeiten des Kaiserlichen Gesundheitsamtes finden sich diese Mitteilungen sowie die Schilderung einer großen Anzahl von Erregern ansteckender Krankheiten, die durch diese von ihm entdeckte Methode rein gezüchtet und näher beschrieben wurden. Die größte dieser damaligen Entdeckungen war die des Tuberkelbazillus (über die er zuerst in der denkwürdigen Sitzung der Berliner Physiologischen Gesellschaft den Aerzten Mitteilungen machte), dessen äußerst schwierige Sichtbarmachung, Züchtung und Uebertragung auf Tier und Mensch Kochs Namen zum ersten der lebenden Generation stempelte. Koch wurde 1883/84 an der Spitze einer Reichskommission zur Erforschung der Asiatischen Cholera nach Aegypten und Indien geschickt, und in wenigen Monaten war der Erreger dieser Krankheit, der sogenannte Kommabazillus, gefunden und gezeigt, daß dessen Aufenthalt in den durchseuchten Teichen und Wasserbehältern zu suchen ist. Es war damit wiederum ein Mittel gegeben, erfolgreich die Cholera zu bekämpfen. Das dankbare Vaterland überwies ihm damals eine Dotation von 100 000 Mark. Nach seiner Rückkehr widmete er sich von neuem vollkommen dem Studium der Tuberkulose, die den größten Prozentsatz der Sterblichkeit unter den Menschen und Tieren bedingt. Die Wege der Uebertragung von Mensch zu Tier wurden klargelegt und damit auf Mittel hingewiesen zur Verhinderung der Ansteckung. Weiter entdeckte er das Tuberkulin als Absonderungsprodukt der Tuberkulosebazillen. Dieses hat sich bald als Erkennungsmittel für die Tuberkulose Eingang verschafft und wird gegenwärtig, erst nach vielen Angriffen, als Heilmittel, besonders in der Heilstättenbehandlung, verwandt und findet immer weitere Anerkennung. Koch suchte noch weitere Stoffe aus dem Tuberkelbazillus herauszufinden, die er als Heilmittel an Tieren versuchte, und hatte sogar die Kühnheit, Tuberkelbazillen im bloßen Mörser bis zur Auflösung selbst zu zerreiben. In den Jahren 1885—90 wirkte er als Lehrer an der Universität Berlin, wo er eine eigene Professur für die von ihm begründete Hygiene erhielt. Das Hygienische Institut unter Leitung Kochs wurde nun der Mittelpunkt für die Ausbildung von sehr zahlreichen Aerzten der ganzen Welt, und von diesem Institut aus verbreiteten sich Kochs Anschauungen über alle Kulturstaaten. Sie trugen in erster Linie dazu bei, der deutschen Medizin die erste Stelle in der Welt anzuweisen. Im Jahr 1891 wurde auf seine Anregung das Königliche Institut für Infektionskrankheiten gegründet, an dessen Spitze Koch selbst gestellt wurde. Bald erlangte es einen derartigen Ruf, daß von überall her Aerzte zur Ausbildung in der Bakteriologie strömten und noch zuströmen. In den zahlreichen Arbeiten dieses Instituts wurde von Koch und seinen Schülern der Zusammenhang von Wissenschaft mit der Technik der öffentlichen Gesundheitspflege sowie mit der Technik der praktischen Medizin stets gewahrt. Aus jener Zeit stammen zahlreiche grundlegende Arbeiten aus den Gebieten der Immunitätslehre, Schutzimpfung und Serumforschung, der Diagnostik der Infektionskrankheiten, des Desinfektionswesens und der Wasserversorgung. In aller Erinnerung ist noch die Furcht vor der Cholera, als diese in den Jahren 1892 und 1894 in Hamburg und Nietleben arg hauste, das allbedrohte Berlin aber durch die von Koch mit seinen Mitarbeitern durchgeführten Maßnahmen verschont blieb. Das Auftreten der Lepra in Memel rief Koch nach dem Osten der Monarchie; von dort wird Koch von der Regierung nach Südafrika gerufen, um der hier herrschenden Rinderpest, die die Existenz der Einwohner auf das ärgste gefährdete, Einhalt zu gebieten. Seine genialen Schutzimpfungsmethoden haben die Rinderpest, die früher eine Geißel Afrikas war, immer mehr und mehr zurückgedrängt. Die Bekämpfung der Malaria in Italien, am Adriatischen Meer und in Afrika durch Koch ermöglichte es, daß die gefürchtetsten Fiebergegenden für die Menschheit wieder bewohnbar wurden. Durch weitere Studien von Tierkrankheiten, wie Rindertuberkulose, Surrakrankheit, Texasfieber, wurden wiederum von Koch der Menschheit neue Mittel an die Hand gegeben, diesen Tierseuchen erfolgreich zu begegnen und damit die soziale Lage der Menschheit zu verbessern. Von neuem ging der Forscher mit seinen Mitarbeitern nach Afrika, als die so verheerende Schlafkrankheit auf den Sesseinseln in Deutsch-Ostafrika die

Bewohner daselbst fast ausrottete. Auch hier fand er Mittel und Wege, um der mörderisch wirkenden Seuche Halt zu gebieten, und es wird nach seinen Anordnungen jetzt noch weiter an der Vernichtung der Krankheit gearbeitet. Unter welchen Schwierigkeiten auch hier die Forschung steht, geht daraus hervor, daß man von zahlreichen Insekten, Fliegen usw. erst die richtige Art herausfinden mußte, die die Infektion von Tier auf Mensch vermittelt. Im Jahr 1904 gab Koch die Leitung des Instituts für Infektionskrankheiten auf, und sein Schüler und Freund Gaffky wurde sein Nachfolger. Er widmete sich dann ganz seinen Forschungen; seine neusten Untersuchungen betrafen wiederum die Tuberkulose. Die von ihm zuerst ausgesprochene Ansicht der Verschiedenheit der Tier- und Menschentuberkulose sowie die verschiedenen Wirkungen dieser Tuberkulinpräparate wurden noch in allerneuster Zeit auf dem Kongreß für innere Medizin mitgeteilt. Mitten in dieser Arbeit, als er gerade diese neusten Forschungen zusammenstellen wollte, wurde er plötzlich nachts von einer schweren Krankheit ergriffen.

Koch war sich von Anfang an der Schwere seiner Krankheit bewußt; wie er aber sonst gewohnt war, dem Tode mutig ins Auge zu sehen, so ließ ihn auch hier nicht seine philosophische Ruhe im Stich. Wenn sein Befinden sich einigermaßen nur besserte, so plauderte er heiter mit seiner Umgebung, seinen Aerzten, Geheimrat Kraus und mir, sowie mit seinen andern Freunden. Bezeichnend für Koch ist es, daß er sich in den Augenblicken, wo er sich wieder wohler fühlte, von den ihn überwachenden Aerzten Dr. Fürstenberg und Stabsarzt Möllers sofort wissenschaftliche Werke zum Studium geben ließ. Als die ersten Folgezustände des ernsten Herzleidens von Kochs stählernem Körper überwunden waren, verlangte er selbst Uebersiedlung nach dem sonnigen Baden-Baden, wo sein Jugendfreund Libbertz, mit dem er stets in innigster Freundschaft verbunden war, sich aufhielt. Er reiste nach dort in Gesellschaft seiner fürsorglichen Gattin, die ihm auf seinen mühevollen und gefährlichen Forschungsreisen schon so oft eine treue Begleiterin gewesen war. Nachdem auch anfangs eine Besserung seines Zustandes eintrat, konnte doch sein Herz nicht mehr den Anforderungen genügen, und plötzlicher Herzstillstand beendete dieses tatenreiche und für die gesamte Menschheit so segensreiche fruchtbare Leben. Ein unersetzlicher Verlust für die Welt

---

Ueberlandflüge.

Von Hauptmann a. D. Hildebrandt.

Ueberlandflüge von Flugmaschinen bedeuten die praktische Kraftprobe auf die Leistungsfähigkeit dieser neuesten Luftfahrzeuge. Insbesondere pflegen die der Luftschiffahrt Fernerstehenden sich mit der Erörterung solcher Wagnisse zu beschäftigen und sie über Gebühr zu bewundern.

Ein Ueberlandflug bedeutet unter allen Umständen ein Wagnis, falls er über ein Gelände führt, das mit vielen Hindernissen, wie Bäumen, einzelnen Häusern, Telegraphen- und insbesondere Starkstromleitungen und dergleichen, bedeckt und überzogen ist. Fast tollkühn aber ist der Flug zu nennen, wenn er über große Städte hinwegführt.

Die Ueberlandflüge haben unzweifelhaft auf die Entwickelung der Flugtechnik außerordentlich günstig gewirkt. Als Farman und Delagrange in Issy-les-Moulinaux ihre ersten längeren Geradeausflüge und dann die ersten Kurven gefahren hatten, behaupteten namentlich in Deutschland viele Fachleute — der verstorbene Nestor der deutschen Aeronautik Oberstleutnant Moedebeck pflegte sie „Hinderer" anstatt „Förderer" der Luftschiffahrt zu nennen — daß dies keine „Flüge", sondern „Sprünge" wären; von solchen Leistungen hätte man noch nichts für die Zukunft der Flugtechnik zu erwarten. Die praktische Verwertbarkeit der Flugmaschine ist übrigens noch im vergangenen August von einem sehr bekannten Fachmann bestritten worden, als Orville Wright auf Veranlassung des Berliner Lokal-Anzeigers für die hauptstädtische Bevölkerung über dem Tempelhofer Feld seine sicheren Kreise zog!

Erst als es im Jahr 1908, am 30. Oktober, Farman gelang, von Bouy nach Reims zu fliegen und dabei 27 Kilometer zurückzulegen, und am folgenden Tage Blériot, von Toury nach Artenay zu fahren und alsbald nach zwei Zwischenlandungen ohne fremde Hilfe seinen Abflugsort wieder zu erreichen, da brach sich in weitesten Kreisen die Erkenntnis Bahn, daß die Flugmaschine doch wohl dazu berufen ist, in der Praxis eine größere Rolle zu spielen, als man ihr bis dahin hatte zugestehen wollen. Nunmehr hielt eine Reihe von tüchtigen Technikern die Zeit für gekommen, sich mit der Konstruktion von Aeroplanen zu beschäftigen, und vor allen Dingen, was mit das wichtigste ist, fanden sich die Leute, die das Geld für die Fabrikation und für die außerordentlich kostspieligen Versuche hergaben.

Von diesem Zeitpunkt an datiert der gewaltige Aufschwung der Flugtechnik; denn die großen Erfolge der Gebrüder Wright in Amerika, die bereits am 5. Oktober 1905 39 Kilometer in 38 Minuten zurückgelegt hatten, wurden ebensowenig wie im übrigen Europa auch in Deutschland nicht geglaubt, sondern als amerikanischer Bluff angesprochen. Dieser Mangel an Glaube konnte auch nur wenig erschüttert werden, als Verfasser sich an Ort und Stelle in Dayton in Ohio über die Flugversuche der Wrights unterrichtete und in der Oeffentlichkeit, insbesondere auch durch Artikel im „Berliner Lokal-Anzeiger", für die beiden Brüder eintrat. Verfasser blieb mit seiner Ansicht unter den Fachleuten alleinstehend.

Ueber die ersten Kinderkrankheiten in bezug auf die öffentliche Meinung ist die Flugmaschine hinaus, und nunmehr muß man die Ueberlandflüge von einem ganz andern Gesichtspunkt aus betrachten. Der Aviatiker, der sich zu dem Wagnis entschließt, eine Stadt zu überfliegen, muß sowohl von seiner eigenen Fahrkunst wie auch ganz besonders von der Leistungsfähigkeit seines Motors durchaus überzeugt sein. Als Graf Lambert seinen denkwürdigen Flug über Paris um den Eiffelturm herum glücklich beendet hatte und zu seinem Schuppen zurückgekehrt war, da sagte er,



unter dem frischen Eindruck der kühnen Fahrt stehend, er habe, den Tod im Angesicht, mit unbeschreiblichem Grauen seine berauschend schöne Fahrt durchgeführt. Außerordentlich tollkühn war auch die bisher längste Fahrt über einer Großstadt, die am 23. April von Dubonnet ausgeführt wurde, der von Juvisy nach Paris über die Tuilerien, den Concordiaplatz, das Innere der Stadt, die Avenue des Champs-Elysées und Bagatelle nach Juvisy zurück flog. Dieser Flug ist nun durch die Fahrt des deutschen Aviatikers Frey übertroffen worden.

Es hat nun geheißen, der Franzose Latham habe für seinen Ueberlandflug vom Tempelhofer Feld nach Johannisthal eine polizeiliche Strafverfügung zur Zahlung von 150 Mark, der Elsässer Jeannin für seinen Flug von Johannisthal nach Glienicke eine solche von 50 Mark erhalten. Diese Nachricht scheint nicht zutreffend zu sein, denn an amtlichen Stellen ist hiervon nichts bekannt. Die Frage wäre auch schwierig zu entscheiden, welche Polizeibehörde für die Strafzumessung zuständig ist; im Falle Frey hätte sich das Berliner Polizeipräsidium doch erst mit den verschiedenen Landgemeinden auseinandersetzen müssen.

Tatsächlich muß man jedoch als Fachmann zugestehen, daß das Eingreifen der Sicherheitsbehörden bei Flügen über Ortschaften durchaus im Interesse des Publikums liegt und wegen der großen Gefährlichkeit solcher Wagnisse sehr berechtigt ist, ja sogar dringend gefordert werden müßte. Niemand kann abstreiten, daß der über Hindernisse hinwegführende Ueberlandflug für den Luftschiffer ein tollkühn zu nennendes Wagnis ist, bei dem er nicht nur seine Maschine, sondern sogar sein Leben aufs Spiel setzt. Man könnte nun sagen, daß dies Fernerstehende nichts angeht, daß vielmehr der Flieger es mit sich selbst abzumachen habe, was er für seinen Flug einsetzen will. Von seinem Standpunkt aus hat der Aviatiker vielleicht recht! Ein Flug über die Großstadt erregt begreiflicherweise ungeheures Aufsehen, und mit einem Schlag ist der kühne Mann in der ganzen Welt bekannt. Ganz anders steht aber die Sache für das Publikum. Es ist hinlänglich bekannt, daß Unfälle durch Brechen oder Reißen irgendwelcher Bestandteile der Maschine sich häufig ereignen, und daß der Explosionsmotor ein außerordentlich unzuverlässiger Geselle ist. Wenn ein Lenkballon über die Großstadt dahinfährt und plötzlich seine Motoren versagen, so läßt er sich einfach von dem Wind abtreiben, und falls der Schaden nicht zu beheben ist, wird man die Landung auf freiem Gelände durchzuführen versuchen. Demnach wird ein solches Mißgeschick nicht zur Verletzung anderer Menschen führen. Wenn allerdings dem Luftschiff ein Schraubenflügel abfliegt, so ist die Sache schon bedenklicher, falls diese Schraube in belebte Straßen fällt. Der französische Kriegsballon „La Patrie" hatte seinerzeit Glück, da das abgeflogene Schraubenblatt in einen menschenleeren Hof fiel und nur Schaden an Material anrichtete. Natürlich hätte auch beispielsweise der im Sommer 1908 erfolgte Absturz des Parseval-Luftschiffes zu einer Katastrophe führen können, wenn das Fahrzeug anstatt auf ein Haus im Grunewald etwa auf einen belebten Platz der Großstadt gefallen, oder wenn beim Fall auf das Gebäude eine Explosion des Gases erfolgt wäre, wie seinerzeit am 12. Mai 1904 bei der Landung des Ballons „Le Touriste" in der Rue Edouard-Robert zu Paris. Damals geriet das Haus in Brand, und wenn auch das Feuer schnell gelöscht werden konnte, so hatten doch viele Leute Brandwunden erlitten, und einer ist seinen Verletzungen erlegen. Auch bei Flugmaschinen kann durch Explosion oder Auslaufen des Benzinbehälters beim Absturz ein Brand verursacht werden.

Bei den heutigen Lenkballons wird durch Versagen eines Motors kaum noch ein Unfall herbeigeführt werden, weil bei ihm meist zwei, drei und sogar vier Motoren eingebaut werden.

Ganz anders sieht die Sache jedoch bei einer Flugmaschine aus! Versagen des einen Motors hat unweigerlich den Absturz des Fahrzeugs zur Folge. Im freien Gelände vermag alsdann der Führer seinen Aeroplan in sicherem Gleitflug zur Landung zu bringen, da in dem Augenblick, in dem der Motor betriebsunfähig wird, aus dem Drachenflug ein Gleitflug wird; die Maschine, die vorher unter der Wirkung ihrer Propeller durch die Luft getrieben wurde, wird zu einem Gleitflieger, der in leicht abwärts geneigter Bahn zur Erde hinabgleitet und schließlich sanft wie ein Schlitten auf den festen Boden auffährt. In der Stadt ist dies aber so gut wie ausgeschlossen.

Man denke sich nur eine etwa 10 Meter breite Flugmaschine auf der Straße landen! Es wird ein großer Glückzufall sein, wenn sie dann nicht in Menschen oder Wagen hineingerät, ganz abgesehen davon, daß schon die Oberleitungsdrähte der Straßenbahnen oder Telegraphen- und Telephondrähte in vielen Fällen das Fahrzeug vorher zum Kentern bringen werden. Ernstlich wird niemand behaupten können, daß es auch nur mit einiger Wahrscheinlichkeit gelingen wird, die Flugmaschine genau in die Richtung einer vollkommen leeren Straße zu bringen.

Die französischen Luftschiffer haben denn auch auf Grund ihrer längeren Erfahrung bei ihrer Regierung den Antrag gestellt, Flüge über Ortschaften ohne Genehmigung der Behörden zu verbieten. Wem die Entwicklung der Flugtechnik wirklich am Herzen liegt, der muß die Forderung stellen, daß auch bei uns in Deutschland das Ueberfliegen von Ortschaften aufs strengste zu untersagen ist. Man erlasse aber dieses Verbot, ehe das Kind in den Brunnen gefallen ist, ehe ein entsetzliches Unglück geschehen ist, und ehe die Flugmaschine in Mißkredit kommt wie jetzt der Freiballon, der doch seine Daseinsberechtigung für die Wissenschaft und die Technik unanzweifelbar bewiesen hat. Auch solche Fahrten, bei denen Fahrzeuge unter der Wirkung von Luftschrauben durch die Straßen getrieben werden, soll man für die Zukunft in Ortschaften verbieten, weil das keineswegs sehr selten eintretende Abfliegen von Schraubenflügeln unsagbares Unglück hervorrufen kann. Man kann solche Uebungen auf der Landstraße mit ihren verschiedenen Steigungen auch viel besser anstellen.

Mit Geldstrafen ist es aber bei Ahndung der Flüge über Ortschaften nicht getan, denn durch sie werden unsere Aviatiker, die bei Flugkonkurrenzen Tausende erwerben können, kaum abgehalten werden, das tollkühne Wagnis eines Flugs über die Stadt zu unternehmen, der ihnen Ruhm eintragen kann, den sie sonst kaum erwerben können. Die jetzt in Paris tagende internationale Luftschiffahrtskonferenz der Staaten wird sich unzweifelhaft auch mit dieser so wichtigen Frage zu beschäftigen haben.



Musikalisches von den Ufern der Wolga.

Von August Spanuth.

Saratoff, den 29. Mai 1910.

Zum modernen Menschentum gehört natürlich auch das Reisen. Es sollte aber nicht aufs eigne Vaterland beschränkt bleiben. Sind doch die Strapazen, die es einst mit sich brachte, längst auf eine bloße Erinnerung aus der „guten alten Zeit“ zusammengeschrumpft. Zusehends gewöhnt sich denn auch der Deutsche daran, entferntere Gegenden zu durchstreifen, und wenn er zur Spezies der Globetrotter oder Weltbummler noch kein solch starkes Kontingent stellt wie Engländer und Amerikaner, so führt ihn sein Wandertrieb jetzt doch schon viel häufiger über die konventionellen Ausflüge nach der Schweiz und Italien hinaus. Ja, neuerdings entschließt er sich bereits zu einer Besuchsreise nach Amerika, ohne vorher sein Testament zu machen, und im Vertrauen auf die vielen guten deutschen Schiffe, die ihm zur Verfügung stehen, läßt er sich selbst von einer Reise nach Ostasien nicht mehr durch die große Entfernung abschrecken.

Nun scheint man aber bei dem Aufstellen von Reiseplänen ebensowenig ganz frei von der Mode zu sein wie bei den meisten anderen Dingen. Während die Nordlandreise beinah zur Modepflicht geworden ist, läßt man das große Nachbarland Rußland meistens links liegen. Sollten nicht die Gründe für diese Vernachlässigung größtenteils aus Vorurteilen bestehen? Von der persönlichen Unsicherheit, der sich der Reisende in Rußland aussetzt, macht man sich, besonders seit der Revolution, doch eine übertriebene Vorstellung. Und die Scherereien mit dem Paßzwang sind auch nicht so arg, daß sie einem das Reisen verleiden könnten. Im Hotel nimmt einem ja der Portier das An- und Abmelden ab.

Auch regt sich's seit jener scharfen Krise überall im weiten Russenreich; man wird sich allmählich bewußt, daß dieses schier unerschöpfliche Land nach Entwicklung schreit. Mit der Ausführung hapert's freilich noch. Es ist nun aber charakteristisch für den zum Schwärmerischen und zu Idealen neigenden Russen, daß er die politischen und materiellen Resultate dieser gewissermaßen in der Luft liegenden Entwicklung nicht erst abwartet, sondern die Agitation auf geistigem Gebiet beginnt. Besonders ist es die Musik, deren kulturfördernderen Einfluß man zu entfesseln beginnt. Diese Bevorzugung der Musik ist unvermeidlich, denn bei seinem angeborenen Hang zum Gesang — man lausche nur einmal dem melodischen Sang, mit dem sich die Burlaki an der Wolga ihre schwere Arbeit zu erleichtern suchen — kommt das Volk diesen Bemühungen ja auf halbem Weg entgegen.

Was nun aber bislang in dieser Beziehung in Rußland geschehen war, unterschied sich doch nicht wesentlich von Propagandabemühungen in anderen Ländern, und der großen Aufgabe gegenüber nahm es sich nur ziemlich winzig aus. Da ist nun dem Land in Sergei Kussewitzky ein Mann erstanden, der sich die Hebung und Selbständigmachung der russischen Musik zur speziellen Lebensaufgabe gemacht hat, und der, wie es scheint, materiell und musikalisch genommen, das Zeug dazu hat. Zuerst ermöglichte er es den russischen Komponisten, ihre Werke gewinnbringend veröffentlichen zu können; und nun macht er sich daran, wiederum mit großen Geldopfern, musikalische Kultur in Gegenden zu tragen, wo man sie bisher kaum dem Namen nach kannte. Unbezähmbare Begeisterung und fröhlicher Opfermut sind ihm eigen. Offenbar will er kein bloß theoretischer Wohltäter seiner Landsleute sein wie etwa Tolstoi, der seinen Bauern Land schenkt, ohne deshalb selbst ärmer zu werden, da seine vorsorgliche Frau dazu sieht, daß die Bauern das Land nicht bekommen. Nein, Kussewitzky und — nicht zu vergessen! — seine Frau wollen offenbar nach ihren Taten und nicht nach ihren Worten gerichtet werden.

Bis jetzt hat das ungeheure Rußland nur ganz wenige Stätten musikalischen Kulturlebens aufzuweisen, und wenn man in der bisherigen gleichgültigen Weise weiter schlendert, wird's in hundert Jahren auch noch nicht viel anders sein. Daß die Provinzstädte es darin den beiden Hauptstädten Petersburg und Moskau gleichtun, ist zwar nicht zu verlangen, aber ihren Einwohnern sollte es wenigstens ermöglicht werden, gelegentlich von der besten, ernstesten Musik mit zu genießen. Unzählige russische Städte von fünfzig- bis hunderttausend Einwohnern bekommen jahraus, jahrein von den musikalischen Kulturtruppen höchstens einmal einen versprengten Marodeur zu sehen, einen Instrumentalvirtuosen, der sich dann auch nicht geneigt fühlt, etwas anderes als billige Virtuosenware ins Schaufenster zu legen. Ein Konzert Hubermanns oder Kubeliks war so ziemlich das einzige, was zum Beispiel die Wolgastädte im letzten Winter zu hören bekommen hatten. Man vergleiche mit solchem Tiefstand, was in deutschen Städten gleicher Größe in jeder Saison musikalisch vollbracht wird.

Kussewitzky weiß, daß es nur ein wahres musikalisches Kulturmittel großen Stils gibt: die Orchestermusik. Leider ist aber ein gutes Orchester ein recht kostspieliger Apparat, den sich besagte Städte natürlich nicht eher zulegen werden, als bis sie von seiner Notwendigkeit durchdrungen sind. Das Bedürfnis muß ihnen erst anerzogen werden. Da hilft es also nicht: man muß ein solches gutes und großes Orchester auf Reisen nehmen und jene Städte damit heimsuchen. Wohlweislich verzichtete er auf lange Fahrten im Eisenbahnwagen, die ermüdend und entnervend auf die Musiker hätten wirken müssen, er entschloß sich vielmehr, die mächtige Verkehrsader der Wolga für seinen Plan zu benutzen. Welche Vorteile gewährt nicht solch eine Wasserfahrt! Auf einem Dampfer kann man sich wochenlang zu Hause fühlen, in einem Eisenbahnwagen niemals. Auch die Anregung, die eine Fahrt auf dem schönen Strom den Musikern des Orchesters darbieten muß, ist nicht gering anzuschlagen; hat doch der Russe seine Wolga so lieb wie der Deutsche seinen Rhein. Begegnet er hier doch auf Schritt und Tritt großen geschichtlichen Erinnerungen, gar nicht zu reden von unzähligen Sagen und Märchen, deren eigentliche Mutter die Wolga gewesen.

Als daher Kussewitzky den Musikern der Kaiserlichen Oper in Moskau vorschlug, mit ihm im (russischen) Monat Mai die Wolga bis nach Astrachan hinunterzufahren und in elf größeren Wolgastädten Sinfoniekonzerte zu geben, gab es vom Konzertmeister herab

bis zum Paukenschläger nur begeisterte Zustimmung. Sie alle kannten ja Kussewitzky von seinen Moskauer Konzerten her als ausgezeichneten inspirierenden Dirigenten. So mietete Kussewitzky also zur ausschließlichen Benutzung für sein Orchester und einige Gäste einen schönen Wolgadampfer und begann seinen Feldzug am 9. Mai in der Gouvernementsstadt Twer. Man sagt, daß alle fortschrittlich gesinnten Männer Rußlands aus dem Gouvernement Twer kommen! Auch Kussewitzky ist dort geboren — und so war die Stadt ein guter Ausgangspunkt für diese originelle musikalische Kulturexpedition. Sie enttäuschte denn auch nicht: der Adelssaal war am Abend des Konzerts überfüllt, und nach jeder Nummer wurden die Ausführenden mit Beifall überschüttet.

Ueber allem Zweifel haben die Konzerte nun dargetan, daß Kussewitzky den Leuten gebracht hat, was sie sich schon lange, wenn auch nur instinktiv, gewünscht. Ueberall gab es Beifall in Hülle und Fülle, überall erscholl zum Schluß des Konzerts der leidenschaftliche Ruf: „Wiederkommen! Wiederkommen!" Noch mehr aber konnte der aufmerksame Beobachter aus der Miene der Versunkenheit entnehmen, mit der alle, die Offiziere und die Damen auf den Fünf-Rubel-Plätzen wie das Volk im russischen Kittel auf den Galerien, dasaßen und lauschten. Ausgehungert schienen diese unbewußten Musikfreunde zu sein, und nach einem dreistündigen Programm der schwersten Musik wurden sie doch nicht müde, ihr „bis, bis" zu rufen. Man hätte sie bis zum hellen Morgen dabehalten können. Natürlich ließen sich auch Unterschiede in der Aufnahme der einzelnen Kompositionen konstatieren, desgleichen in den verschiedenen Städten. Daß im allgemeinen polyphone und sonstwie kompliziertere Werke nicht ganz so enthusiastisch aufgenommen wurden wie die saftige und sinnliche Homophonie Tschaikowskys, ist begreiflich. Aber man hatte doch den Eindruck, daß es nicht allzu lange dauern würde, diesen innerlich musikalischen Menschen sogar Verständnis für einen Johann Sebastian Bach beizubringen.

Ein solch fruchtbares Land zu beackern, ist ein Vergnügen und erweckt die schönsten Hoffnungen. Kussewitzky aber ist ein Mann der Tat. Angefeuert durch die fortgesetzten Erfolge, hat er bereits den Entschluß angekündigt, diese musikalische Wolgafahrt in jedem Frühling zu wiederholen. Da aber die Säle in den verschiedenen Städten ungleich und in einigen nicht besonders geeignet sind, will er schon das nächstemal einen transportablen Konzertsaal mit sich führen! Jawohl, einen richtigen, solide gebauten und geräumigen Konzertsaal mit allem Zubehör. Das Holz ist ja billig in Rußland, und auf dem breiten Rücken der Wolga können sich wahre Schiffsungetüme weiter bewegen, ohne Kollisionen befürchten zu müssen. Wer die riesigen Wolgabarken gesehen hat, die aus rohen, ungeteerten Hölzern lose zusammengefügt sind und dann am Bestimmungspunkt mitsamt ihrer Holzladung auf Abbruch verkauft werden, wird die Idee des schwimmenden Konzertsaals höchst plausibel finden. Aber der gute Ben Akiba wird dazu wohl kaum etwas zu sagen haben.

Von Twer ging es nach Rybinsk. Hoffentlich erinnert sich der Leser des Namens noch aus der Geographiestunde, aber nicht allgemein bekannt dürfte es sein, daß dieser Wolgahafen in bezug auf Umfang seines Schiffsverkehrs nur wenige seinesgleichen unter den Häfen aller Länder hat. Leider hört der Verkehr während der Wintermonate gänzlich auf, und daher kommt es, daß die Stadt an einer fluktuierenden Bevölkerung leidet: im Sommer zählt sie nahezu hunderttausend Einwohner, im Winter erheblich weniger als die Hälfte. Daß der tägliche Verkehr mit Wolgaschiffern und der Handel mit Naphtha, Getreide, Holz und Häuten den Instinkt für gute Konzertmanieren nicht eben fördert, ließ sich des Abends im Konzert bemerken. Wenn er den Stab bereits zum Anfangen erhoben hatte, mußte Kussewitzky ihn mehrfach wieder sinken lassen, weil das Publikum nicht zur Ruhe kam. Einmal mußte er gar, nachdem er schon begonnen, wieder abklopfen. Und da begriffen die Intelligenten sofort, was von ihnen erwartet wurde: sie etablierten sich als Privatpolizisten und zischten fortan jeden Versuch zum Geräuschmachen erbarmungslos nieder. Als der Dirigent die letzte Nummer beginnen wollte, hatte die Stille im Saal den Charakter der Atemlosigkeit angenommen.

Ungemein sympathisch benahm sich das Publikum des malerisch gelegenen Jaroslawl, und Aehnliches läßt sich von den Einwohnern von Kostroma sagen; beiderwärts hatte man es mit geweckten und gebildeten Leuten zu tun. Dagegen hatte das berühmte Nishnij Nowgorod eine etwas gemischte Gesellschaft in das erste Konzert entsandt; und gerade da wären doch Spuren einer gewissen Konzerttradition zu erwarten gewesen. Kommen doch zuweilen Kammermusikorganisationen von Moskau hierher. Zwar war der Beifall nirgends stärker als in Nishnij, aber manche Leute schienen doch nicht recht zu wissen, was sie aus der Sache machen sollten. Sie mochten überlegen, ob wohl solch ein Sinfoniekonzert eine geeignete Attraktion für ihre weltberühmte Messe wäre. Zudem war der Saal schlecht ventiliert und die Temperatur so unerträglich, daß während der Tschaikowskyschen E-moll-Sinfonie nicht weniger als fünf Personen ohnmächtig hinausgetragen werden mußten.

In Kasan, der alten Tatarenstadt, saß bei beiden Konzerten ein ganz offenbar musikverständiges Publikum in dem mächtigen Theater. Kasan hat außer einer alten Universität noch andere höhere Bildungsanstalten.

Ssimbirsk ist ein weltverlassenes und weltfremdes Gouvernementsstädtchen, der einzige Platz auf der Reiseroute, der wohl nicht genug Publikum besitzt, um tausend Personen für ein Sinfoniekonzert aufzubringen. Ssamara erinnert in bezug auf die Geschwindigkeit seines Emporblühens — seit der Eröffnung der sibirischen Bahn — an einige westliche Eisenbahnstädte Amerikas, die es aber in bezug auf Straßenschmutz — es hatte gerade geregnet — weit hinter sich läßt. Eine große Zeitung von Ssamara versuchte in einem Begrüßungsartikel ihren Lesern zu erklären, was eigentlich eine Sinfonie sei, daß sie den Menschen über alles Irdische erhebe und ihm die Wonnen des Menschendaseins wie seine Tragödie in hehren Tönen zum Bewußtsein bringe. So mächtig könne eine Sinfonie wirken, daß sie den Zuhörer zu Tränen rühre. Alles Ernstes forderte der Zeitungsmann zum Schluß die Leser auf, heute abend das Taschentuch nicht zu vergessen, grade als ob die Ssamaraner dieses sonst zu Hause zu lassen pflegten. Am Abend aber fiel es dem Publikum natürlich gar nicht ein, zu weinen, statt dessen jubelte es und konnte namentlich von Tschaikowskys Fünfter Sinfonie gar nicht genug bekommen. Sie ist offenbar dem Russen so recht aus seinem Gemüt herausgeschrieben. Der



Westeuropäer dagegen kann sich bei aller Hochachtung vor dem Komponisten nach der sechsten Wiederholung (innerhalb von sechs Tagen) doch noch einen besseren Zeitvertreib denken, und wenn ihm die siebente Wiederholung bevorsteht, begibt er sich lieber in den Büfettraum und läßt sich statt Tschaikowsky einfach ein Glas „Tschai“ servieren.

Es wäre aber falsch, anzunehmen, die Russen wären zu sehr auf ihre eigene Musik erpicht. Beethovens A-dur-Sinfonie und Egmont-Ouvertüre erhielten auf dieser Reise kaum weniger Beifall als Rimsky Korssakow und Tschaikowsky. Bei Wagners Meistersinger-Vorspiel mag immerhin die Brillanz des Vortrags die Hauptveranlassung für den Applaus geliefert haben. Liszts üppige Melodik in den „Préludes“ und Saint-Saens' Pikanterie im „Rouet d'Omphale“ wurden stets mit Enthusiasmus aufgenommen. Interessant wäre es gewesen, zu erfahren, wie sich dieses Publikum zu Webers Freischütz-Musik verhalten hätte. Das Bruchsche erste Violinkonzert, mehreremal vom Konzertmeister des Orchesters Mogilewski gespielt, erregte stets stürmischen Beifall, was sich ja auch durch seinen populär-melodiösen Charakter erklärt. Auffälliger war da schon der sich stets wiederholende starke Erfolg, den Scrjabin mit seinem Klavierkonzert erzielte. Gewiß hat das Konzert seine Verdienste, es ist keine gewöhnliche Komposition, es spricht die Sprache eines Musikaristokraten, der abseits der großen Heerstraße zu bleiben wünscht; aber es atmet durchaus den Geist Chopins und ahmt ihn sogar in den Klavierpassagen nach. Es mag also wohl das slawische Element in dem Werk sein, das an die russische Zuhörerschaft so stark appellierte, zumal auch des Komponisten Vortrag nicht im geringsten auf äußeren Effekt berechnet, wohl aber reichlich kapriziös war. —

Auch die glückliche Wirkung, die das Zusammenleben auf dem Dampfschiff und die wechselnden Naturschönheiten auf die Stimmung der Musiker haben, sind zu erwähnen. Wer das eine Weile mitangesehen, mochte unsern Musikern wünschen, daß sie stets unter solch idealen Bedingungen ihrem Beruf nachzugehen hätten. Der Glücklichste und Fröhlichste von allen scheint aber Kussewitzky selbst zu sein! Er scheint jeden Moment dieser ungewöhnlichen Fahrt voll auszukosten. Er bekümmert sich um das körperliche Wohlergehen seiner Musiker und seiner Gäste — auch einen Arzt hat er auf die Reise mitgenommen — und wenn ihn der Beifall des Publikums umbraust, vergißt er nie, das Orchester daran teilnehmen zu lassen.

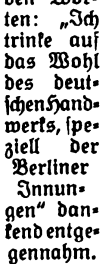
Schließlich noch die Bemerkung, daß auch ohne Musik eine Wolgafahrt sehr lohnend ist. Nirgends in Europa findet man einen solch majestätischen Fluß, nirgends ein solch buntes, zum Beobachten und Nachdenken anregendes Völkergemisch. Und dann das viele Liebliche, das einem begegnet! Träumend auf dem Deck zu sitzen, wenn ganze Nachtigallenchöre aus den Wäldern am Ufer herüberschallen, das könnte sogar einen gesetzten Mann noch zum Dichten verleiten.

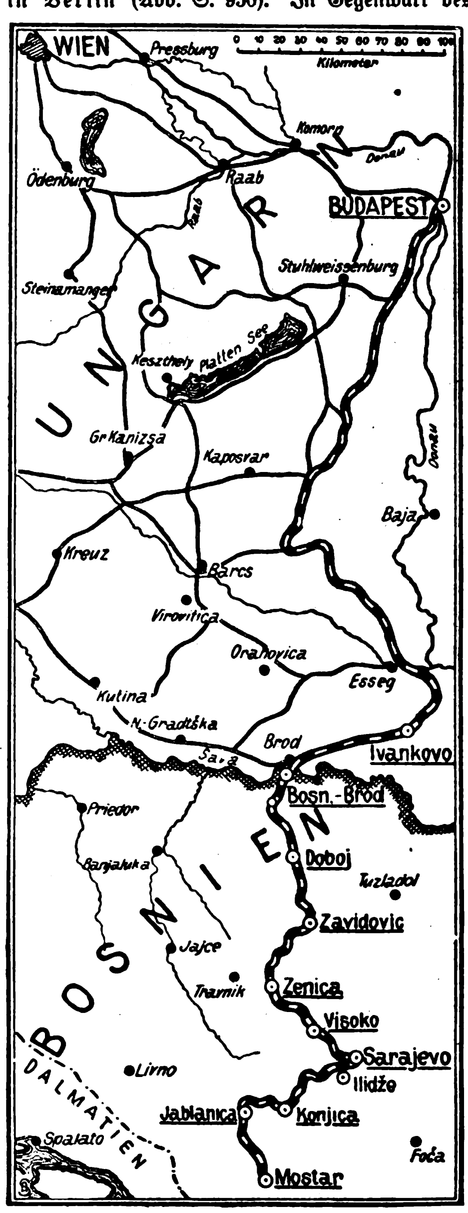
Unsere Bilder

Der Besuch des belgischen Königspaares in Berlin (Abb. S. 951). Der erste Besuch, den das belgische Königspaar an einem fremden Hof macht, galt Deutschland. Am 31. Mai trafen König Albert und Königin Elisabeth auf der Wildparkstation mit großem Gefolge ein. Wegen der leichten Erkrankung des Kaisers wurde das Königspaar vom Kronprinzen und der Kaiserin empfangen. Man erzählt sich, daß die Einladung an König Albert gelegentlich der Beisetzungsfeierlichkeiten für König Eduard vom Deutschen Kaiser ausgegangen sei.

Robert Koch † (Abb. S. 949). Eine schwer zu füllende Lücke hat der Allesüberwinder Tod in die Reihe der deutschen Gelehrten gerissen. Robert Koch, der Begründer der modernen Hygiene und Bakteriologie, ist einem Herzleiden erlegen. Mit dem Dahingegangenen verliert nicht nur die medizinische Wissenschaft Deutschlands, sondern die ganze Welt einen Mann, der kaum ersetzt werden kann. Die zielbewußten Arbeiten Kochs haben der Gesundheitspflege und der Lehre von den Infektionskrankheiten Wege eröffnet, die schon zu den überraschendsten Resultaten geführt haben. Die heute mit solchem Erfolg betriebene Serumtherapie wurde von Koch mit seinem Tuberkulin inauguriert. Unendliche Mühen waren nötig, um die von Koch erreichten Kenntnisse über die Tropenkrankheiten zu gewinnen. Der Verstorbene hat nie Arbeit oder Gefahr gescheut, um seine weitschauenden Ziele zu erreichen und der Menschheit zu nützen.

Die Einweihung des neuen Handwerkskammergebäudes in Berlin (Abb. S. 950). In Gegenwart des Kronprinzen wurde am 30. Mai vormittags das neuerbaute Handwerkskammergebäude eingeweiht. Der Akt gestaltete sich sehr eindrucksvoll und würdig. Die Innungen waren mit ihren gestickten Bannern erschienen und hatten in dem großen Festsaal Aufstellung genommen. Der Handwerkskammerpräsident Bernard begrüßte den Kronprinzen und reichte ihm mit einer kurzen Ansprache den Ehrentrunk, den der Kronprinz mit den Worten: „Ich trinke auf das Wohl des deutschen Handwerks, speziell der Berliner Innungen“ dankend entgegennahm.





Zur Bosnienreise des Kaisers Franz Josef.

Empfang der chinesischen militärischen Studienkommission (Abb. S. 950). Unter Führung des Prinzen Tsaitao ist eine chinesische militärische Studienkommission in Berlin eingetroffen und mit großen Ehren vom Kronprinzen in Vertretung seines Kaiserlichen Vaters empfangen worden. Die Kommission wird eingehende Studien unternehmen, die einer Neuorganisation des chinesischen Heeres zugrunde gelegt werden sollen.

Der italienische Minister des Aeußern Marquis di San Giuliano (Abb. S. 950) ist in Berlin eingetroffen und mit besonderer Auszeichnung empfangen worden. Dieser Besuch wird wohl mit Recht als eine erneute Festigung des zwischen Deutschland und Italien bestehenden Bündnisses aufgefaßt und in diesem Sinn auch von der italienischen Presse besprochen.

Der erste Besuch der Prinzessin Juliana von Holland in Amsterdam (Abb. S. 953). Zum erstenmal hat die jetzt einjährige holländische Thronfolgerin Juliana in Begleitung ihrer Eltern die Stadt Amsterdam besucht. Die ganze Stadt war festlich geschmückt, und mit herzlicher Begeisterung und stürmischem Jubel wurde die kleine Prinzessin begrüßt und gefeiert.

Untergang des französischen Tauchbootes Pluviose (Abb. S. 954). Von einem schweren Schlag ist die französische Marine betroffen worden. Bei einem Manöver in der Unterseebootstation Calais wurde das Tauchboot „Pluviose", als es den Versuch machte, unter einem Passagierdampfer hindurch zu tauchen, von der Schraube dieses Dampfers leck geschlagen und sank mit seiner 28 Köpfe starken Besatzung. Die Hebung ist bisher nicht möglich gewesen. Die Besatzung ist verloren.

Die Donaufahrt der Motorboote (Abb. S. 952). Die deutsch-österreichische Motorboot-Donaufahrt hat ihren Abschluß gefunden. Die letzte Etappe führte von Krems über die 73 Kilometer lange Strecke bis Wien. Der Erfolg dieser sportlichen Veranstaltung wird von allen Fachleuten hoch eingeschätzt, und der Empfang der Boote in Wien gestaltete sich zu einem frohen Fest.

Fritz August von Kaulbach 60 Jahre (Abb. S. 955). Der berühmte Münchner Maler, Schüler seines Vaters Friedrich Kaulbach und E. Raupps, begeht in vollkommener körperlicher und geistiger Frische seinen 60. Geburtstag. In unermüdlicher Schaffensfreude schenkt der große Künstler der kunstfreudigen Welt immer neue hervorragende Werke.

Die diesjährige Prinz-Heinrich-Fahrt (Abb. S. 956). Die größte deutsche Motorwagenkonkurrenz, die früher den Namen Herkomerkonkurrenz trug und jetzt Prinz-Heinrich-Fahrt heißt, beginnt am 1. Juni mit der Abnahme der Wagen. Am 2. Juni wird die Strecke Berlin—Braunschweig, 247,8 km, am 3. Juni die Strecke Braunschweig—Kassel, 322,2 km, am 4. Juni die Strecke Kassel—Nürnberg, 334 km, gefahren. Am 5. Juni ist Ruhetag. Am 6. Juni wird Nürnberg—Straßburg, 356 km, am 7. Juni Straßburg—Metz, 334,8 km, und am 8. Juni Metz—Homburg v. d. H. durchfahren, woselbst am 9. Juni die Bekanntgabe der Resultate erfolgt.

Personalien (Abb. S. 954 u. 956). Geheimer Regierungsrat und Dr.-Ing. H. Muthesius ist einer der ersten Vorkämpfer für die Idee der Gartenstädte und hielt auf der Berliner Städtebauausstellung einen bemerkenswerten Vortrag über dieses Thema. — Am gleichen Tag wie Robert Koch starb der berühmte Anatom E. Zuckerkandl in Wien, einer der bedeutendsten Forscher auf dem Gebiet der topographischen Anatomie. — Der Landeschef von Bosnien und General der Infanterie Varešanin v. Vares begrüßte den Kaiser Franz Josef bei seiner Fahrt nach Bosnien und der Herzegowina (s. Karte auf S. 947), deren Verweser er ist. — Geh. Rat Prof. W. Roux in Halle an der Saale, der Begründer der tierischen Entwicklungsmechanik, vollendete sein 60. Lebensjahr. Dem verdienstvollen Gelehrten widmeten zahlreiche Schüler und Anhänger eine Festschrift. — Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Goldscheider, leitender Arzt der Inneren Abteilung des Rudolf-Virchow-Krankenhauses, ist als Nachfolger Senators zum Leiter der Universitätspoliklinik berufen worden. — Der bekannte deutsch-österreichische Schriftsteller Karl Pröll, der seit einer Reihe von Jahren in Berlin lebt, feierte im Kreise zahlreicher Freunde seinen 70. Geburtstag.

Die Toten der Woche

Staatsrat Dr. Julius von **Amsberg**, früherer langjähriger mecklenburgischer Kultusminister, † in Schwerin im Alter von 81 Jahren.

Reichstagsabgeordneter **Detto** (natl.), † in Frankfurt a. O. im Alter von 65 Jahren.

Schulrat Albert **Gutzmann**, Direktor der Taubstummenschule in Berlin, † in Berlin im 73. Lebensjahr.

Hofrat Edgar **Hanfstaengl**, der Besitzer des bekannten Kunstverlages, † in München.

Johann Georg Ritter v. **Hütterott**, österreichisches Herrenhausmitglied, † in Wien am 27. Mai im 58. Lebensjahr.

Dr. **Kersten**, Oberbürgermeister von Thorn, † in Thorn im Alter von 52 Jahren.

Exzellenz Wirkl. Geh. Rat Professor Dr. Robert **Koch**, berühmter Bakteriologe, † in Baden-Baden im Alter von 67 Jahren (Portr. S. 949).

Robert **Lucke**, der einstige Exerziermeister des Deutschen Kaisers, † in Berlin im Alter von 78 Jahren.

Koloman **Mikszáth**, berühmter Dichter Ungarns, † in Budapest im Alter von 61 Jahren.

Hofporträtmaler Professor Ludwig **Noster**, † in Berlin im Alter von 51 Jahren.

Georg Freiherr von **Oertzen**, bekannter Schriftsteller, † in Freiburg i. Br. im Alter von 81 Jahren.

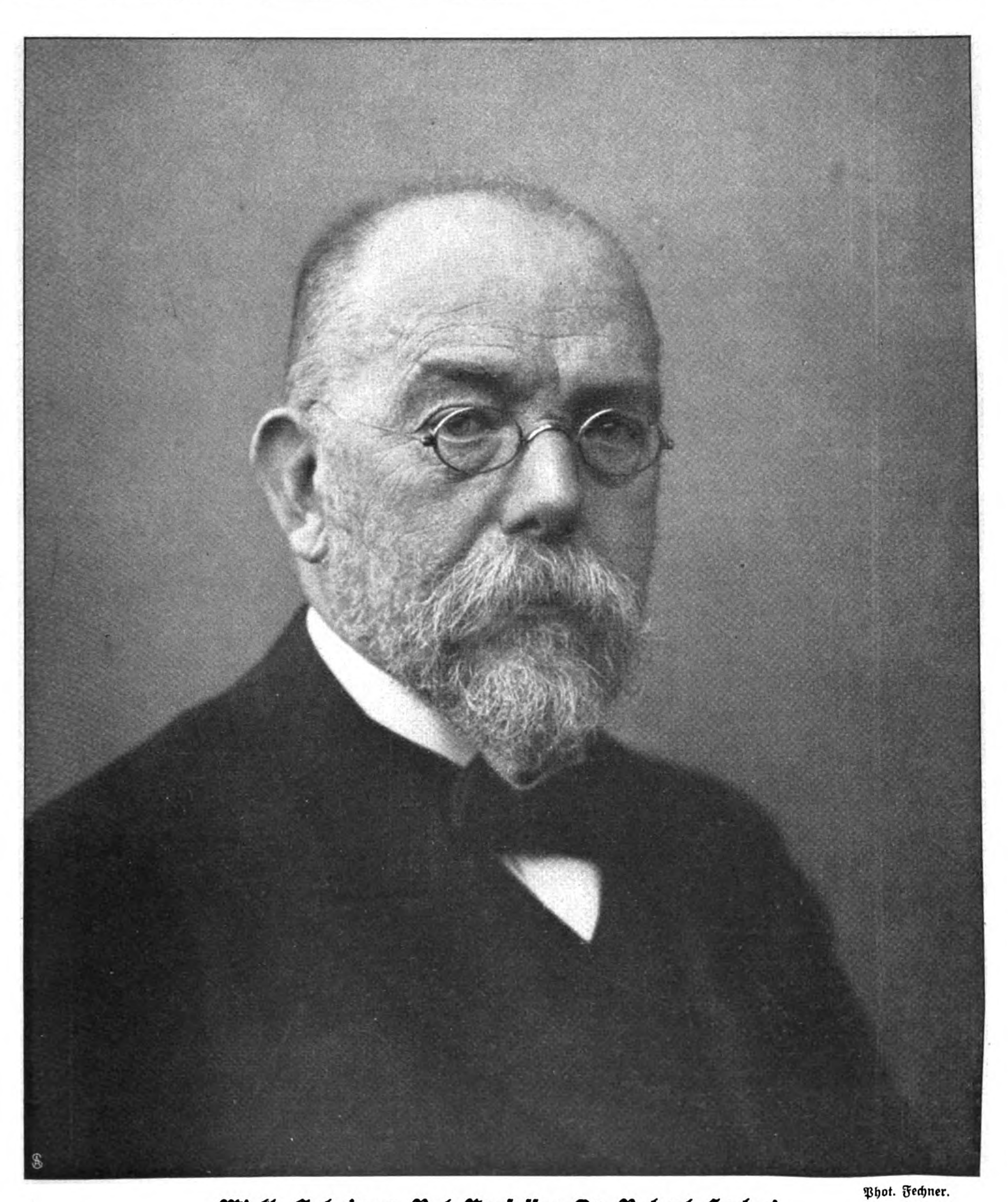
Geh. Kommerzienrat Karl **Röchling**, Seniorchef der Firma Gebr. Röchling, † in Duisburg im Alter von 83 Jahren.

Justizrat Dr. Joseph **Stranz**, Herausgeber der Juristenzeitung, † in Berlin im Alter von 55 Jahren.

Reichstagsabgeordneter **Zimmermann** (Refp.), † in Dresden im Alter von 51 Jahren.

Hofrat Prof. Dr. Emil **Zuckerkandl**, bekannter Anatom, † in Wien im Alter von 61 Jahren (Portr. S. 954).

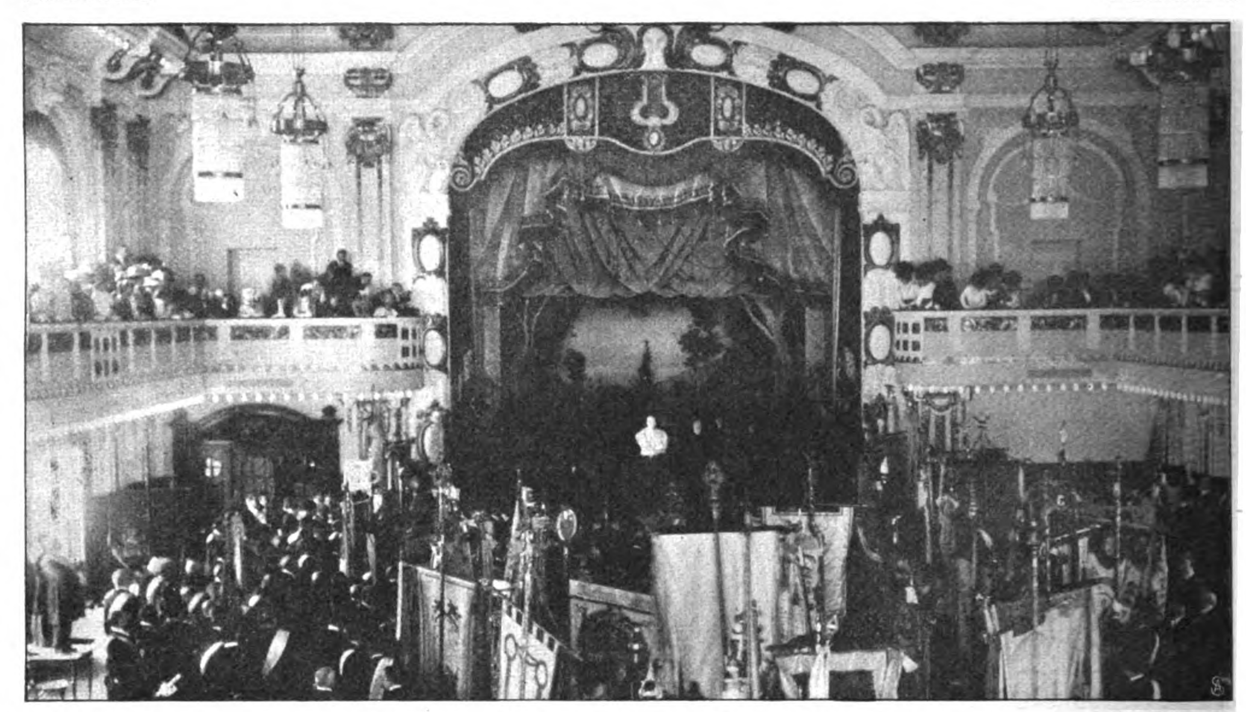
Bilder vom Tage



Phot. Fechner.

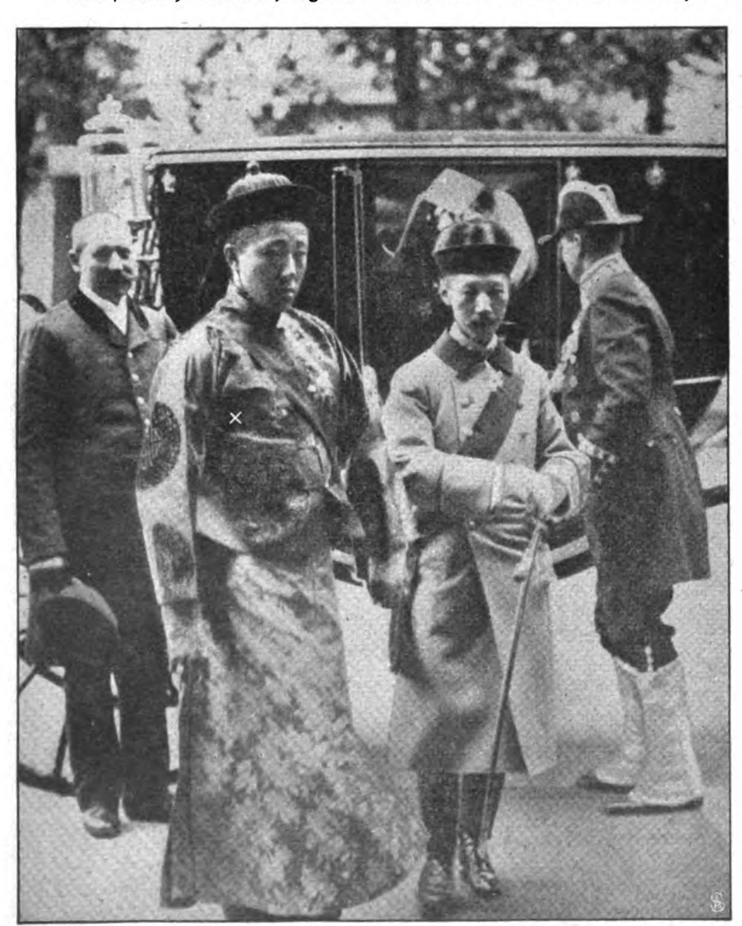
Wirkl. Geheimer Rat Professor Dr. Robert Koch †

Der Begründer der Bakteriologie und Serumlehre.



Phot. B. J.-G.

Die feierliche Einweihung des neuen Gebäudes der Berliner Handwerkskammer in Gegenwart des Kronprinzen.



Chinesische Militärs in Berlin:
Prinz Tsaitao (×), der Führer der militärischen Studienkommission,
mit dem chinesischen Gesandten General Yintschang.

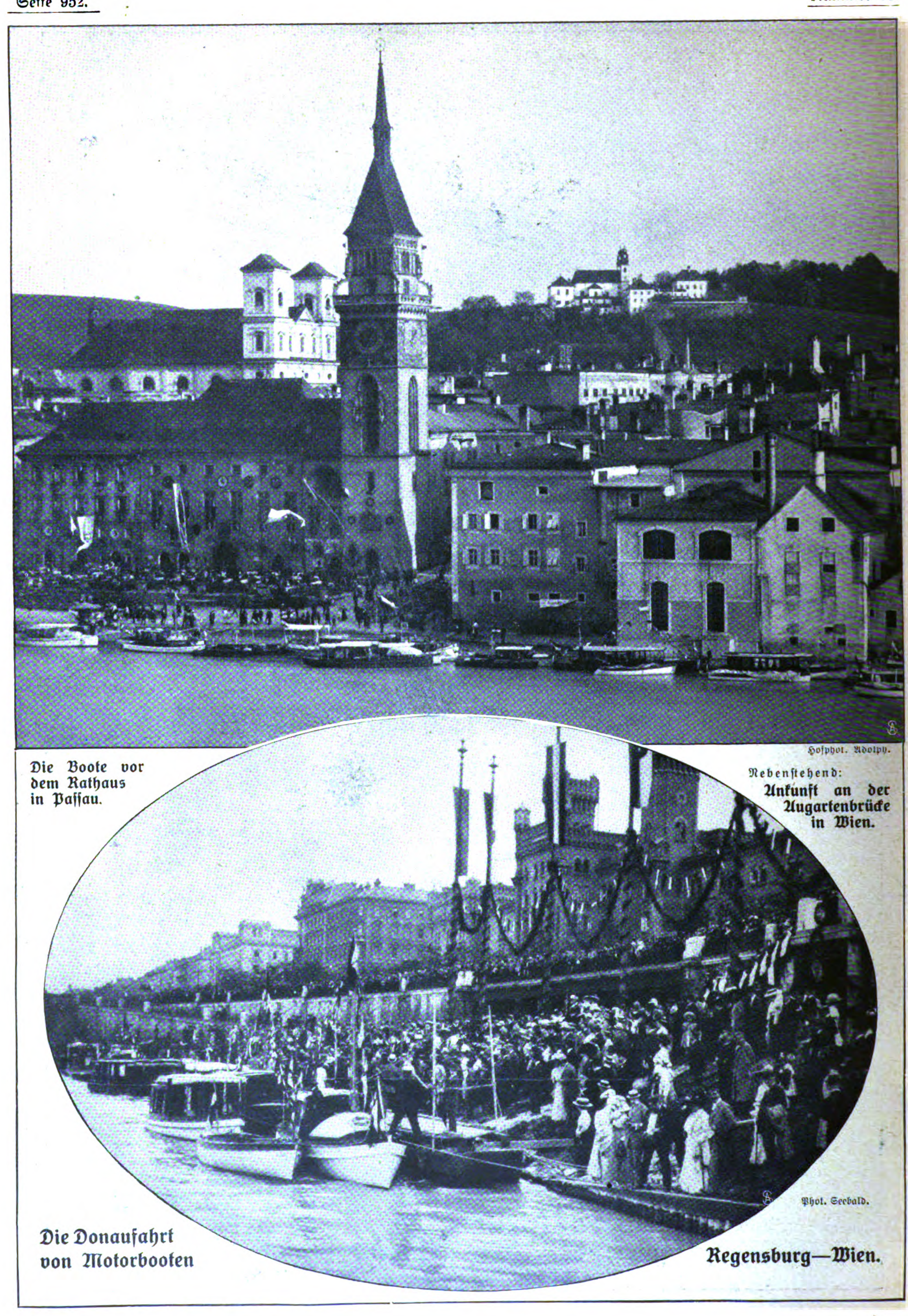


Illustrationsphoto.
Der ital. Botschafter Pansa u. Minister Marquis di San Giuliano (×).
Vom Besuch des neuen ital. Ministers des Aeußern in Berlin.





Vom Besuch des belgischen Königspaares am deutschen Kaiserhof:
König Albert (×) und der Kronprinz auf der Fahrt von Station Wildpark nach dem Neuen Palais in Potsdam.



Hofphot. Adolph.

Die Boote vor dem Rathaus in Passau.

Nebenstehend: Ankunft an der Augartenbrücke in Wien.

Phot. Seebald.

Die Donaufahrt von Motorbooten Regensburg—Wien.

Ein Freudentag in Amsterdam.

Der erste Besuch der Prinzessin Juliana (×): Die Volksmenge vor dem königlichen Palast.



Phot. Grillich.

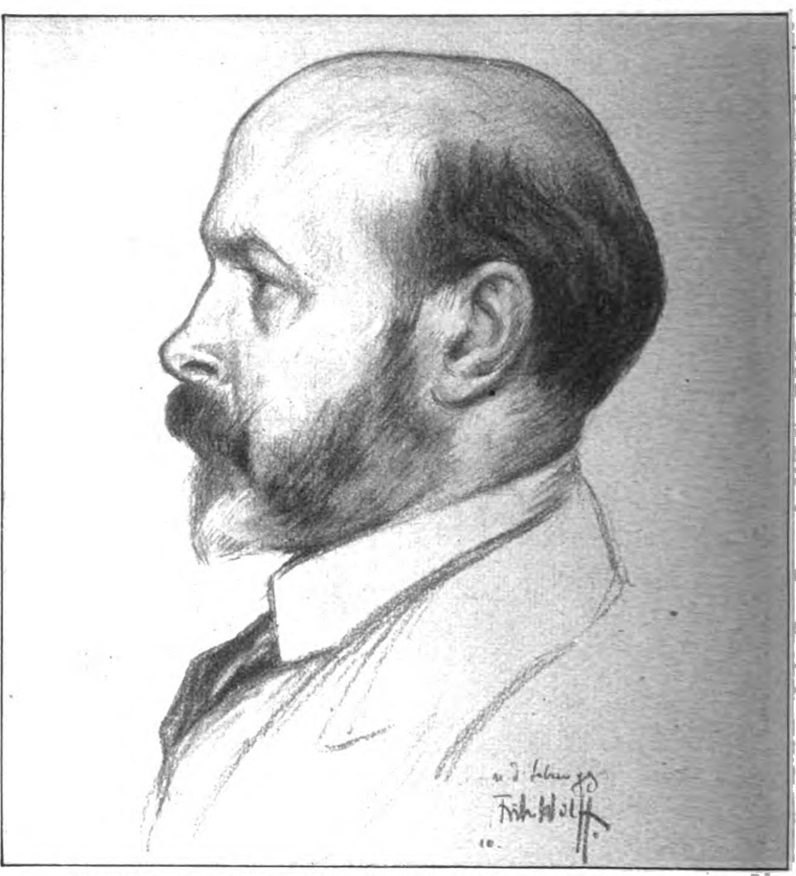
Professor Dr. Emil Zuckerkandl †

Der berühmte Wiener Anatom.



Landeschef General Varešanin v. Vareš.

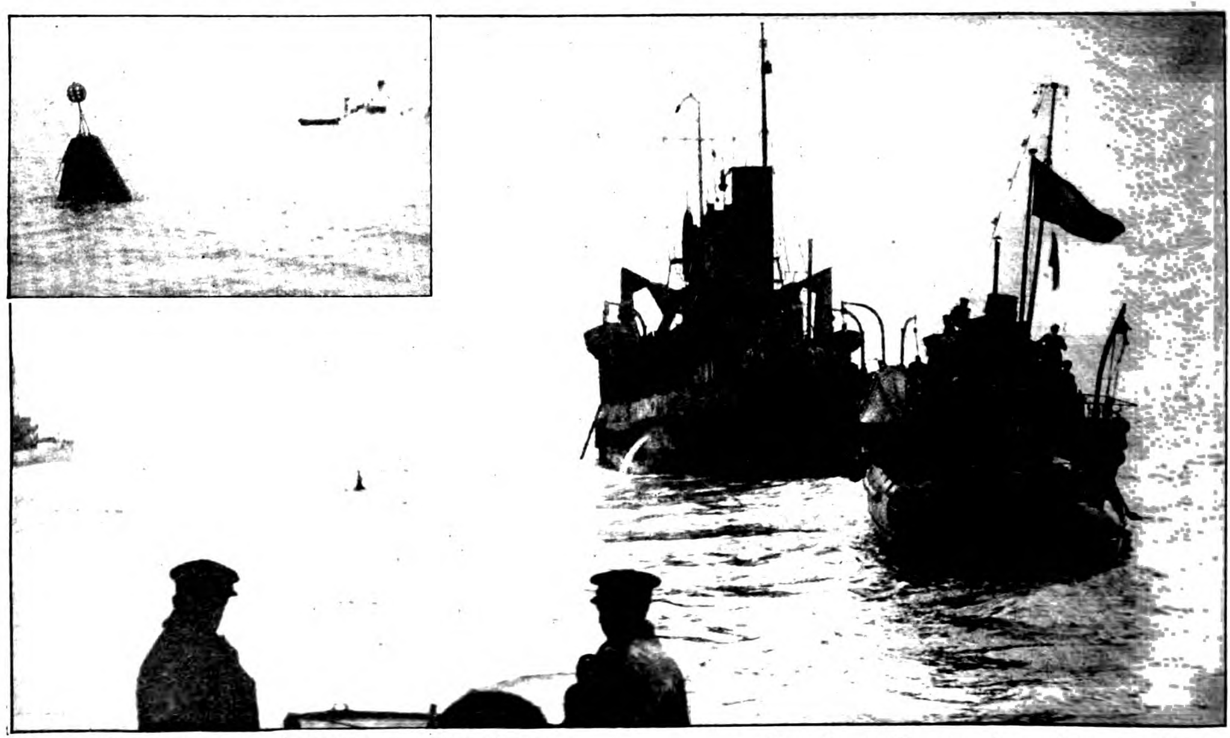
Zum Besuch Kaiser Franz Josefs in Bosnien



Der bekannte Berliner Vorkämpfer für die Gartenstadtbewegung

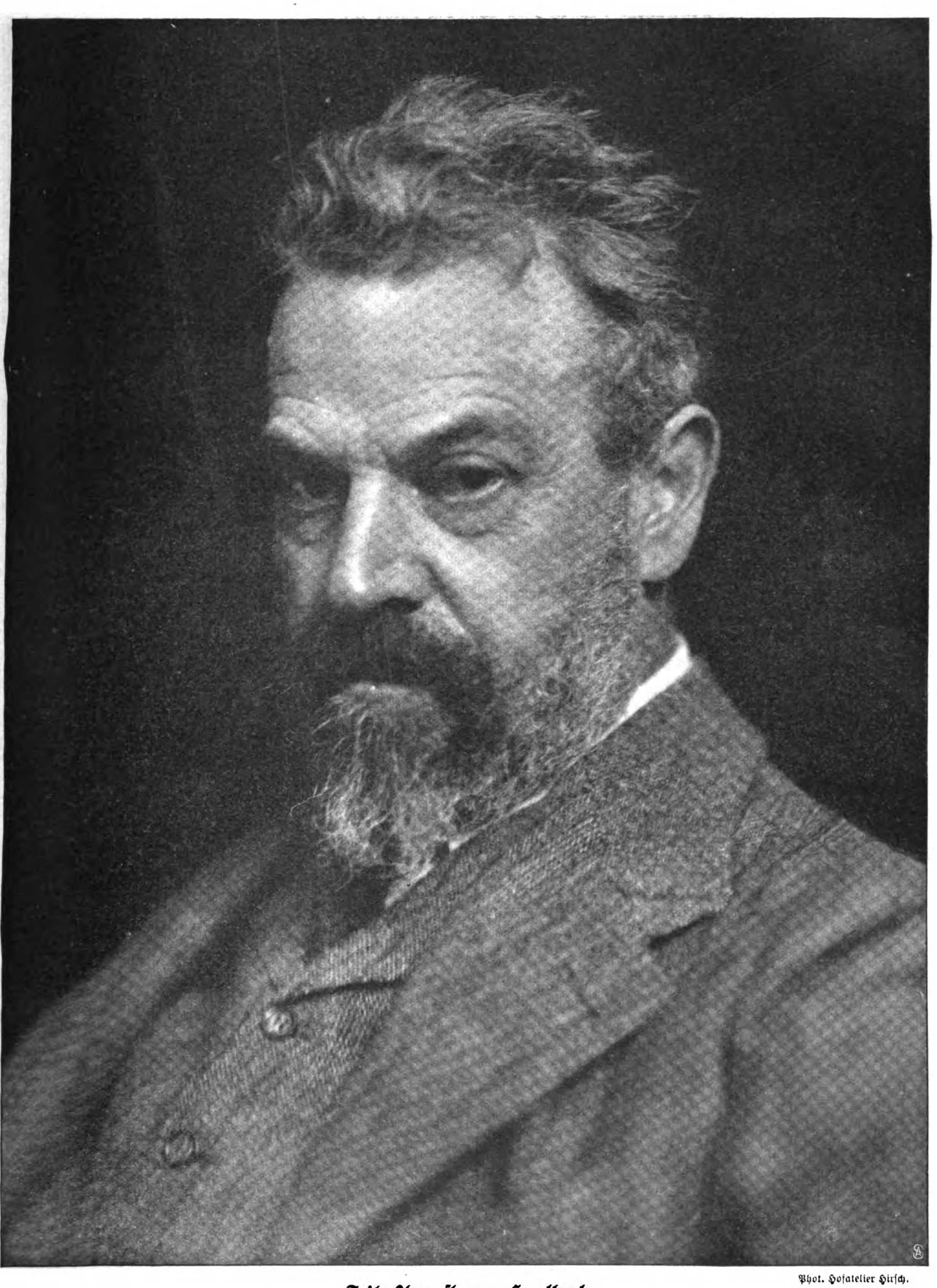
Geh. Reg.-Rat Dr.-Ing. Hermann Muthesius.

Nach einer Originalzeichnung von Fritz Wolff.



Boje zur Markierung der Unglückstätte. — Phot. Branger. **Versuche zur Bergung des gesunkenen Bootes.**

Zum Untergang des französischen Unterseebootes „Pluviose" bei Calais.



Phot. Hofatelier Hirsch.

Fritz August von Kaulbach.

Zum sechzigsten Geburtstag des Künstlers.



Geh. Rat Prof. W. Roux, Halle,
Begründer der tierischen Entwicklungsmechanik, feiert seinen 60. Geburtstag.



Phot. Sachs.

Karl Pröll
der bekannte Schriftsteller, feiert seinen 70. Geburtstag.



Prof. Dr. Alfred Goldscheider,
der neue Leiter des Poliklinischen Instituts der Berliner Universität.

1. Adlerwagen. 2. Fahrzeugfabrik Eisenach. 3. Benzwagen. 4. Oesterreichischer Daimlerwagen. 5. Gaggenauwagen. 6. **Protoswagen der Siemens-Schuckert-Werke.** Die Strecke: I. Berlin—Braunschweig (247,8 km). II. Braunschweig—Kassel (322,2 km). III. Kassel—Nürnberg (334 km). IV. Nürnberg—Straßburg (356 km). V. Straßburg—Metz (334,8 km). VI. Metz—Homburg v. d. H. (349,8 km).

Von der diesjährigen Prinz-Heinrich-Fahrt: Strecke und an der Fahrt teilnehmende Rennwagen.



Nur wer die Sehnsucht kennt . . .

Roman von

Ida Boy-Ed.

6. Fortsetzung.

Hochhagen und Renate hörten Tante Adele zu.

„Vorgestern ist bei euch Verlobungsfete gewesen? — Ich nehme es nicht übel, daß ich nicht zugezogen wurde — Lüdermanns sind da gewesen? Es ist mir ja nur deshalb unangenehm, weil Frau Professor Lüdermann denken könnte, ich stehe nicht mehr so nahe.... Ach, Herr Kapitän, machen Sie das Kind glücklich. Sie ist ein Engel.... Ich bin auf dem Weg zu deiner Mutter, um ihr Glück zu wünschen, obschon ich noch keine offizielle Anzeige erhalten habe. Ich störe Mama doch nicht? In so neuen Lebensverhältnissen werden die alten Freunde zuweilen lästig empfunden. Ich habe mir vorgenommen, ganz zurückhaltend zu sein und nichts übelzunehmen."

Renate versicherte, daß Mama nicht gestört, sondern erfreut sein werde, und daß noch heute beim Frühstück von Tante Adele die Rede gewesen sei. Und dann setzte man seine Wege fort. Renate hatte unbestimmt das Gefühl, daß Tante Adele keinen sehr bestrickenden Eindruck gemacht haben konnte, und erklärte und entschuldigte: „Sie ist so lieb und gut. Aber weißt du: verkümmert. Nie hat ein Mann um sie angehalten, ihr den Hof gemacht, Wünsche auf sie gerichtet, Gefallen an ihr gefunden. Mama sagt, das habe ihr was Isoliertes gegeben. So, als stehe sie draußen am Gitter, und drinnen sei das Leben. Sie ist aber doch sehr nett...."

Hochhagen sah schon: Sein geliebtes Mädchen war jetzt allen Menschen gut. Denn er bezweifelte nicht im mindesten, daß sie ehedem, mit Fips und Heinz, übermütige Kritik an dieser gefühlvollen und beleidigten Dame geübt habe.

Aber er verstand ihre Stimmung: diesen Kuß der ganzen Welt.... Und das war wieder wie eine verborgene Liebeserklärung an ihn, die sein Gefühl nur immer noch steigerte.

Noch zweimal wurden sie von Kameraden angehalten, die nicht vorübergehen wollten, ohne Glück zu wünschen. Und während Hochhagen spürte, man denke: „Donnerwetter!" und: „Der hat Dusel", sah er, daß Renate einen lachenden, naiven Stolz zeigte, darauf, daß er sie gewählt habe, vor allen Frauen sie....

Wie das alles merkwürdig war: Rührend vor allen Dingen, aber doch auch verpflichtend, voll geheimen Ernstes — voll verborgener Tragweite....

Endlich betraten sie Juttas Wohnung. Sie fanden schon Besuch vor: den Legationssekretär von Gamberg.

Gezwungen, in kühler Unterhaltung saß man dann im Balkonzimmer. Die alte Frau thronte auf dem Sofa, vor der bräunlichen Seidenwand, auf der Reiher von Goldstickerei lächerlich vornehm zwischen weißen, schimmernden Aprikosenblüten stelzten. Sie trug ein schwarzes Kleid mit einem schmalen, lila Westeneinsatz, der durch Haken geschlossen war, aber infolge ihrer Rundlichkeit zwischen den Haken ein wenig klaffte. Aus einer dieser Spalten kam das Schlänglein einer goldenen Uhrkette heraus, daran eine Troddel hing. Während des Sprechens nahm Frau von Falckenrott oft diese Troddel zwischen Daumen und Zeigefinger der Linken und spielte nervös damit.

Sie hatte einen gespannten Ausdruck voll versteckter Erregung. Wie jemand, der sich nicht am Platz fühlt, dadurch aber mehr gereizt und beleidigt als gerade unsicher geworden ist.

Jutta, in ihrem schlichten, weißen Kleid, sah sehr bleich aus. Sie tat genau das, was man „Konversation machen" nennt. Sie versuchte unaufhörlich ein Gespräch zu unterhalten, das alle Anwesenden irgendwie zur Teilnahme daran bewegen mußte.

Hochhagen und Renate erfuhren, daß Herr von Gamberg gekommen sei, um Abschied zu nehmen.

„Ja," sagte er, „seit einigen Monaten habe ich mir das Vergnügen machen dürfen, nach Kiel zu fahren — die Montierung meiner Jacht zu verfolgen — ihre ersten Segelversuche — das hat mich unterhalten...."

Hochhagen dachte, daß das nur ein Vorwand gewesen sei.... Herbert Gamberg war in der Vermögenslage, sich solche „Vorwände" leisten zu können.

„Und das hat nun alles ein Ende? Die Fahrten nach Kiel? Das Interesse an der Jacht?" fragte Hochhagen in gut erzielter Unbefangenheit.

„Ich trete jetzt meinen Urlaub an und nach seinem Ablauf meinen neuen Posten."

„Ah — Sie sind versetzt."

„Ja."

Es war merkwürdig, daß Gamberg vermied, jetzt und hier zu sagen wohin. Nun, dachte Hochhagen, diplomatische Versetzungen sind kein Staatsgeheimnis, man wird es ja lesen....

Renate sprach mit der alten Frau.

„Als Ihr Bräut'jam eben hereinkam, ergriff es mich... der Rock meines Malte, sein Bart, fast seine Figur — Gott, doch eine große Ähnlichkeit — und er ist immer ein treuer Freund meines Malte gewesen."

Ihre Stimme bebte.

„Die Trennung ist Ihnen schwer?" fragte Renate so liebevoll, als sie konnte. Denn in einer raschen, vorurteilsvollen Empfindung fühlte sie sich enttäuscht von der alten Dame.

„Doch ja... besonders nun, wo ich hier in seiner Häuslichkeit bin... und immer denken muß, er sehnt sich nach Frau und Kind."



„Nein, Mutter, nach dem Kind kann Malte sich gar nicht sehnen,“ sprach Jutta unerwartet dazwischen, „er kennt es ja gar nicht. Es ist ihm eine Geschichte, daß er eins hat. Er vergißt es auch fast immer — das Kind ist sozusagen eine P.-S.-Angelegenheit für ihn.“

Sie sagte es ganz ohne Schärfe. Nur feststellend.

Aber das vielleicht war es gerade, was die alte Frau reizte. Sie sah an der Schwiegertochter vorbei und richtete Blick und Wort geradezu an Hochhagen, der bei Juttas Bemerkung sein oberflächliches Gespräch mit Gamberg abbrach und in plötzlich aufwallendem Unbehagen den Frauen zuhörte.

„Glauben Sie mir, lieber Herr Kapitän, für ganz kleine Kinder haben Männer nie eine so eifrige Teilnahme wie wir — ob sie nun im Haus sind oder weit weg — das ist gleich — Aber man muß deshalb nicht denken, sie hätten kein Gefühl dafür. Das wäre ja unnatürlich, wenn sie es nicht hätten.“

„Es wäre vielleicht Pose, vielleicht Lüge, wenn sie von Vatergefühlen sprächen, in einem Fall wie diesem“, sagte Jutta und bekam langsam ein heißes Gesicht; „ich glaube nicht an die sogenannte Stimme der Natur oder des Blutes. Tausend und aber tausend Beispiele sprechen dagegen. Ebensoviele dafür, daß sich Elternliebe nur aus der beständigsten und genauesten Erfüllung der Elternpflicht gebiert. Aber das ist ja eine ungeheuer umfassende Frage. Da wir sie nicht lösen können, wollen wir sie auch nicht anschneiden.“

Und dann setzte sie noch hinzu, im gewaltsamen Versuch, zu scherzen: „Ja, Malte ist eben dienstlich nicht in der Lage, sich Vaterfreuden hinzugeben.“

Den Scherz hörte die alte Frau gar nicht. Sie hatte ein eifervolles Gefühl, daß sie diese allerpersönlichste Angelegenheit nicht zu einer großen, allgemeinen Frage umbiegen lassen wollte.

Sie spürte in ihrem Empfinden: das beraubte den fernen Sohn und damit auch sie — bestritt ihr geradezu das ganz enge Anrecht an dies kleine Kind. Ihr kam es, seit sie hier war, vor, als müsse sie sich in ihrer Großmutterschaft betonen, während sie vorher, in der Heimat, sich einfach als die Hauptperson, als die Nächste zu dem Kindchen gefühlt hatte.

„Es ist beinah immer,“ sprach sie mit sehr weinerlicher Stimme, „als mache Jutta meinem Sohn einen Vorwurf daraus, daß er weg ist.“

Sie lächelte, in einer eifrigen, künstlich freundlichen Art, damit man glauben möge, daß es scherzhaft gemeint sei, was sie sagte, während in ihrer ängstlich bebenden Stimme doch eine schwere Anklage mitschwang.

Renate sah sie fast furchtsam an. Von dieser alten Frau ging etwas Feindseliges aus — unbestimmt und unerquicklich.

Herr von Gamberg stand langsam auf und trat in die Balkontür.

„Aber liebe gnädige Frau, Sie verstehen Jutta gewiß falsch,“ sagte Hochhagen voller Herzlichkeit, „Ihre Schwiegertochter war, trotz all unserer Freundschaft, doch sehr einsam. Sie ist in den Fehler aller Nachdenklichen verfallen und hat sich die einfachsten Dinge kompliziert.“

Er sah Jutta an, bittend, aufmunternd — als wolle er ermahnen: schone die alte Frau.

Obgleich er schon begriff: diese beiden konnten einander weder schonen noch wohl tun. Obgleich er schon erkannte: die Ankunft der Mutter hatte die Lage nicht geklärt, hatte sie nur bedrohlicher gemacht.

Rechte und Art beider Frauen waren zu verschieden.

Hochhagen hatte des Freundes Mutter kennen gelernt, als unter allen Formen des Gefühlsüberschwangs Hochzeit gefeiert wurde. Als sich in dieser Mutter für das Hochzeitspaar eben alles Mütterliche verkörperte, weil auf der anderen Seite nur ein befangener Vater und eine unsicher sich gebende Stiefmutter stand. Damals hatte Freude und Rührung diese Frauentype zu einer besonderen Erscheinung von Tiefe und Würde gestaltet.

Nun schien ihm, als sei dies eine brave, liebevolle Frau aus jener Enge, in der man den Lauf des Lebens nur versteht, wenn er sacht zwischen dem Faschinenbau des Herkommens hinrinnt.

Nein, diese hatte gewiß nicht die feste, kluge Hand, die halten kann, ohne merken zu lassen: ich leite dich....

Diese alte Frau konnte wahrscheinlich das Außergewöhnliche nicht mit Verständnis, sondern nur mit Lamentationen begleiten....

Jetzt sprach die Mutter: „Alles ändert sich ja wohl mit der Zeit. In meiner Jugend las man ergreifende Geschichten von Frauen, die jahrelang warteten und spannen und ihre Kinder erzogen und still bereit in der Kemenate saßen, bis der Gatte aus dem Kreuzzug heimkam. Die Frauen von heute können nicht mehr so viel Geduld aufbringen, glaube ich.“

„Romantik liest sich immer besser, als daß sie sich erlebt“, sagte Jutta.

„Ich hab immer gedacht, wenn's mir so naheging, daß mein Junge so weit weg war: ja, an die Frauen aus der Franzosenzeit hab ich gedacht. Mein Mann hatte es von seiner Mutter und Großmutter erzählen hören: ihr Haar und ihren Trauring hat die Cornelie von Falckenrott auf dem Altar des Vaterlandes geopfert. Solche Opfer, auf einmal, wenn einen alles so hinreißt, das ist ja wohl immer leichter als die, die stille sind und lange währen. Aber ich hab mir dann gesagt: es hat ja einen großen Zweck.“

„Ganz gewiß,“ sprach Hochhagen warm, „das war gut und groß gedacht und gefühlt.“

„Ja, Mutter, du hast recht mit jedem Wort“, sagte Jutta langsam.

Man wußte nicht recht, was man aus dieser Zustimmung machen sollte. Aber die alte Frau suchte einen Blick der Zufriedenheit an Hochhagen zu richten. Ihr war doch, als habe sie sich eben einen kleinen Sieg der Erfahrung und Weisheit über unbegreifliche Stimmungen der Jugend ersprochen. Das tat ihr wohl.

Sie wandte sich nun wieder zu Renate.

„Liebes Fräulein, Sie haben so ein ernsthaftes Gesicht bekommen. Ängstigen Sie sich nur nicht davor, daß Ihr Gatte in spe mal hinaus muß. Trennung facht Liebe meistens nur an. Das weiß ich aus Erfahrung. Wenn mein seliger Mann eine Inspektions-



reise gemacht hatte — er war Oberforstmeister — Gott, ja, es ist doch eigentlich zu komisch, daß mein Malte so ganz in den Gegensatz gegangen ist. Meer und Wald...."

So erzählte sie behaglich weiter und breitete ihre Gefühle von ehedem gern vor der jungen, respektvoll zuhörenden Renate hin.

Unterdes hatte Herr von Gamberg sich gezwungen, höflich zum Gespräch zurückzukehren.

Er erzählte Hochhagen einiges aus dem depeschierten Segelbericht, den Reiswitz wichtiger- und überflüssigerweise über den Sieg der „Freia" geschickt. Man lächelte ein wenig und fand ein paar Handvoll Worte über die noch ausstehenden Sportveranstaltungen — Gamberg sagte, er werde nach Warnemünde fahren, um dort seine Jacht wiederzutreffen, die er mit nach Rügen zu nehmen denke — für kurze Zeit — man konnte aus seinen Worten, wenn man wollte, schließen, daß er vielleicht den Urlaub auf Rügen verleben wolle....

Und dann errieten sich Hochhagen und Renate aus einem raschen Blick, mit dem sie gleichzeitig einander sagten: Nun können wir wohl gehen.

Man verabschiedete sich. Hochhagen kämpfte die Frage nieder: Wie wird es denn? Reisen Sie? Bleiben Sie? War das vorgestern abend ihr letztes Wort in der Sache?

Er fühlte, es kam ihm nun nicht mehr zu, für den fernen Kameraden einzutreten.

Hier war seine Mutter! Wie sie auch für des Sohnes Rechte focht: klug oder töricht, man mußte ihrer Hand alles überlassen.

Die alte Frau von Falckenrott mochte nicht so schnell den Freund ihres Sohnes wieder verschwinden sehen. Sie hätte ihn am liebsten am Rockknopf festgehalten. Er war doch wie ein Teil vom Leben jenes fernen Lebens....

Sie stand also mit auf, geleitete das Brautpaar durch das Zimmer und hielt es vor einem Zierschränkchen auf, wo ein Bild des Sohnes zwischen allerlei chinesischen Nippes aus einem blanken, japanischen Lackrahmen heraussah. Renate mußte es sehr aufmerksam betrachten, um die einzelnen Ähnlichkeiten in den Gesichtern von Mutter und Sohn festzustellen. Voll Genugtuung machte Frau von Falckenrott sie auf die gleiche Form der Stirnbogen und der Nase aufmerksam.

Auf den Flur ging sie mit hinaus und fing an der Klinke der Etagentür noch mit ausführlichen Kadettengeschichten an, deren sie sich aus ihres Maltes damaligen Briefen genau erinnerte. Man sah, Hochhagens und Rosenfelds junge Streiche standen noch frisch in ihrem Gedächtnis, als sei alles erst gestern gewesen, was diese drei mitsammen ausgefressen hatten. Und noch immer liebkoste ihr mütterlicher Stolz dankbar und bewundernd die Tatsache, daß es lauter harmlose Jünglingstaten gewesen seien.

Dies alles war unaussprechlich rührend. Und das alte Mutterherz befand sich bei diesen Gefühlsschwelgereien nur in seinem Recht. Renate schämte sich, daß sie die Frau nicht gern leiden mochte, und um dies vor ihrer Selbstkritik gutzumachen, zeigte sie nun ein dringliches Interesse an diesen alten, lachenden Geschichten.

Hochhagen aber erkannte gequält, daß die Mutter wohl in leidenschaftlicher Aufdringlichkeit der jungen Frau den Mann nahebringen wollte, in einem Augenblick, wo sie von ihm zurückzuweichen begann. Er wußte: das vertragen wenige Menschen — ermattende Liebe hat noch nie durch Zureden neue starke Kraft gewonnen.

Er war erleichtert, daß Renate ihm gutmütig und lebhaft das Gespräch mit der alten Frau fast ganz abnahm, bis man nach endlosen Verabschiedungen sich endlich trennte.

Unterdessen waren sie allein geblieben — Jutta und der Mann, der nun solchen bedeutungsvollen Abschied nahm.

Kaum daß die Tür sich hinter den dreien schloß, so trat er rasch an die junge Frau heran und nahm ihre Hand, sie mit pressendem Druck haltend.

„Daß dies meine letzten Minuten mit Ihnen sein müssen — vor solcher Trennung!" sprach er in leidenschaftlichem Zorn.

„Ach, nichts ist mehr zu sagen — nichts", flüsterte Jutta ganz erschöpft von der Anstrengung. Sie fühlte nur: immerfort muß ich mich verteidigen — gegen alles und alle und gegen mich selbst — ich kann nicht mehr....

„Sie werden mir schreiben — Ihre Entschlüsse, Ihre Stimmungen", drängte er.

Sie schien nicht zu hören. Sie sprach vor sich hin.

„Schuldig komme ich mir vor — und bin mir keiner Schuld bewußt. Die alte Frau setzt mich ins Unrecht... irgendwie — von selbst.... Nur, weil sie da ist...."

„Trennen Sie sich von ihr, so rasch, als es mit Schicklichkeit geht — ganz unbeeinflußt von ihr und von mir sollen Sie über sich entscheiden — darum flieh ich.... Eine Flucht, die mich etwas kostet...."

Er küßte ihr die Hand, heiß und schweigend.

Er brauchte ihr nicht noch einmal zu sagen: willst du mein sein, erstreite ich dich von dem Mann und seiner Mutter — in offenem Kampf.... Glück, hinterrücks gestohlen, verbietet sich uns....

Sie stand zitternd. Sie fühlte wohl — ihr Leben und das der Männer lag in ihrer Macht — Macht? Ach nein — Unschlüssige haben keine Macht.... Und als dumpfe Angst drückte sie das Gefühl, daß der Stärke ihres Temperaments keine klare Stärke des Willens beigesellt war....

„Lebe wohl", sprach er ganz leise.

Sie sahen sich an. Mit ehernem Ernst. Zwei, die mehr die Drohungen als den Rausch der Liebe empfinden.

In diesem Augenblick erschien die alte Frau wieder in der Tür.

Sie sah die Blicke, die voll schweren Ausdrucks tief ineinander wurzelten zu letzter, stummer Aussprache....

Ihr Gesicht wurde ganz grau. Sie wollte etwas sagen, bewegte nur die Lippen. —

Herbert Gamberg verneigte sich noch einmal tief vor Jutta.



Dann ging er, sehr ernst, auf die alte Frau zu, um in respektvollem Handkuß sich von ihr zu verabschieden.

Sie aber, linkisch halb, halb betäubt vor Zorn, verbarg vor ihm ihre Hand. Er verbeugte sich, in fremder Ehrfurcht, gemessen und doch ohne Befangenheit.... Und ging....

„Was war... was war das?... Was will dieser Mann.... Und du? Du?“ stotterte sie und kam, fast besinnungslos, auf Jutta zu.

Sie wich ein wenig zurück, wie vor drohendem Angriff — das war unwillkürlich — dann faßte sie sich, sah der alten Frau gerade in das weiße Gesicht und sagte laut und stolz: „Du hättest ihm deine Hand geben dürfen.“

VI.

„Mein lieber Malte! Nun hast Du meine Depesche erhalten, die Dir sagt, daß ich nicht kommen kann. Von was für lächerlichen Bedenken läßt man sich bestimmen. Warum habe ich nicht ein paar hundert Mark in die Hand genommen, um Dir eine sehr lange Depesche zu senden — eine, die von Gründen spricht?

„Aber ich denke wiederum: wäre sie unverstümmelt angekommen? Hätte nicht e i n entstelltes Wort eine Reihe von falschen Vorstellungen in Dir erwecken können? Dich in namenlose Bestürzungen und Sorgen bringen können? Vielleicht hat mich diese Erwägung bestimmt, Dir nur zu telegraphieren, daß ich mein kleines Kind nicht verlassen mag. Und Du ergänzt diese Mitteilung aus Deiner Phantasie heraus. Nimmst an: vielleicht ist das Kind kränklich; vielleicht ist Mutter doch schon zu alt, als daß man ihr mit solcher Unruhe kommen dürfte.

„Nein, das Kind ist wohl. Mutter hätte es gern genommen. —

„Als Du ausreistest, lieber Malte, gabst Du mir vorher einige Lehren über das Korrespondieren nach andern Weltteilen. Es waren gewissermaßen Fundamentalsätze für den Briefverkehr mit fernen Familienmitgliedern. Du sagtest mir: dies dünne Überseepapier hat einen eigenen Charakter, es verträgt gewissermaßen nur Chronik, keine Psychologie. Du erklärtest mir: man muß keine Stimmungen über den Ozean hinweg mitteilen wollen. Bis die Mitteilung zu dem Herzen kommt, an das sie gerichtet ist, hat das Herz, das sie machte, sich schon längst wieder beruhigt. Kleinere seelische und körperliche Unpäßlichkeiten, sagtest Du, meldet man nicht an die andere Globushälfte. Man erweckt dort schmerzliche Sorgen zu einer Stunde, wo hier schon alles überwunden und vergessen ist.

„Ich habe es vollkommen verstanden und mich nach besten Kräften danach gerichtet. Ich sah ein: es war eine kluge Grausamkeit — grausame Klugheit. Die Gemütsruhe des Fernen muß erkauft werden mit der beständigen Selbstbeherrschung des Zurückgebliebenen.

„Und so habe ich mein Gefühl zurückgedämmt, wenn es hinströmen wollte; ich habe meine Seele zur Stummheit gezwungen. Ich habe versucht, Dir nur Berichterstattungen über meine Tagesläufe zu geben. Und ich habe verschwiegen, was in mir sich an seltsamen Kämpfen und Rätseln zutrug. Denn ich, lieber Malte, bin vielleicht eine von den unglücklichen Naturen, die mehr in sich erleben, als sie jemals mit Menschen und Welt erleben können.

„Ich versank in ein Einsamkeitsgefühl beinah ungeheurer Art, als Du fortgegangen warst. Und es kommt mir vor, als sei ich schon ein ganzes Menschenalter in dieser Einsamkeit... eine lange, lange Zeit schon.... Und in dieser Zeit hat sich so viel in mir verändert, und mir scheint, ein ganz neuer Mensch ist aus mir geworden. Einer, den Du vielleicht gar nicht mehr liebhaben würdest, der fremd, der abstoßend auf Dich wirken kann.

„Und nun muß ich doch viele Bogen Überseepapier vollschreiben. Denn mit der bloßen nüchternen Mitteilung von allerlei wichtigen und unwichtigen Tatsachen bleibe ich nicht mehr wahr.

„Vielleicht hätte ich noch unbestimmbare Zeit mich von meiner inneren Unsicherheit niederdrücken lassen und mutlos weiter geschwiegen. Aber nun riefst Du mich ‚komme‘, und ich antwortete ‚nein‘. Und dafür willst Du Erklärungen. Es ist Dein Recht, sie zu erwarten. Ich will versuchen, sie zu geben, soweit man das Unerklärliche deutlich machen kann.

„Laß mich bei dem beginnen, was ganz gewiß erst in zweiter Linie steht.

„Ich meine, mein Verhältnis zu Deiner verehrungswürdigen Mutter. Aber ich kann Dir und mir vielleicht daran beweisen, wie Empfindungen und innerste Stimmung zu einem Menschen sich ändern können, ohne daß man den Grund aufzeigen kann. Ja, das Grundlose ist das eigentlich Furchtbare daran, das jäh Überraschende, das aus Tiefen unseres Wesens aufsteigt, von denen wir nichts wußten, und die wir deshalb auch nicht bewachen konnten.

„Unser alter Hausarzt sagte oft: niemals kann man sich besser gegen Krankheiten schützen als bei Epidemien, denn man ist gewarnt; man ist nur waffenlos gegen noch nicht erkannte Gefahren.

„Wie sollte ich mein Gemüt mit Pietät, mit Dankbarkeit bewaffnen? Ich wußte gar nicht, daß die ergebene Liebe, die es gehegt hatte, in Gefahr sei.

„Weit zurück, einer Vergangenheit gleich, die nie wiederkehrt, mit der mich nichts mehr verbindet als eine Erinnerung, ist es mir, daß ich als Deine Braut Deiner Mutter glücklich dankbare Tochter war. Wie nun Deine Mutter wieder vor mir stand, die ich inzwischen vielleicht ein ganz anderer Mensch geworden bin, da schien mir alles fremd an ihr, und ich konnte es nicht begreifen, daß zwischen uns eine allernächste Gemeinsamkeit der Lebensinteressen sein sollte. Sie aber empfand diese Gemeinsamkeit als ihren gerechten Anspruch, obgleich auch in ihr eine Feindseligkeit gegen mich war oder erwachte.

„Sie ist Deine gute, rührende, treue, opferfreudige Mutter. Kein Wort kann warm und groß genug in meinem Munde sein, sie zu loben.

„Aber sie fand in mir nicht die elementare Sehnsucht nach Dir, nicht das Trennungsleid, wie es nach i h r e m Maßstab sein sollte. Und sie fühlte sich gekränkt, weil ich, gerade wie sie, zuerst Mutter bin — nur Mutter.



Weil ich mein Kind nicht verlassen will und kann um Deinetwillen, und weil ich es ihr nicht und niemand anvertrauen mag. Weil mir meine Mutterpflichten schmerzlich und bedrängend sind — denn mir ist mein Kind wie ein vaterloses Kind!

„Nun ist es aber unter Frauen wohl so: eine will der andern immer die Art ihres Gefühls aufzwingen. Und wo das unmöglich ist, entfernen sie sich rasch voneinander.

„So haben Mutter und ich uns ganz rasch voneinander entfernt. Und gestern morgen, lieber Malte, ist sie wieder abgereist. Wir weinten, als die letzten Minuten herankamen. Bis dahin waren wir gezwungen, gereizt, unfrei miteinander. Aber in jenen allerletzten Augenblicken brach über uns eine leidenschaftliche Trauer herein, und wir weinten, als ständen wir an einem Grab.

„Seit diesen kummervollen Augenblicken prüfe ich mich immerfort und suche nach meiner Schuld. Denn so ist mir: als sei ich schuldig vor diesem einfachen, eifrigen, treuen Mutterherzen.

„Aber ich weiß meine Schuld nicht zu nennen. Heißt sie Treulosigkeit? Nein, gewiß nicht. Denn mein Herz ist voll Dankbarkeit für die Liebe, die Mutter mir einst gab. Heißt sie Unduldsamkeit? Ach, wie gleichgültig ist es in großen Kreisen des Lebens, ob ein Mensch kleine Engigkeiten in seinem Auftreten und was für Angewohnheiten, was für Ansichten er hat.

„Ich weiß nicht, was Mutter Dir schreiben wird, und wo Mutter die Gründe sieht, daß wir schmerzlich befremdet voreinander standen.

„Vielleicht bin ich krank. Meine Seele ist vor Sehnsucht so müde geworden, daß sie nicht mehr kraftvoll empfinden kann.

„Nun wirst Du sprechen: deshalb gerade riefest Du mich! Damit ich, von Sehnsucht befreit, wieder in heiterer Sicherheit ins Leben sehen lerne.

„Aber jetzt, lieber Malte, jetzt muß ich Dir das Allerschwerste sagen. Gewiß verstimmt es Dich, daß Mutter und ich nicht mehr in Liebe uns fröhlich zueinander halten können wie einst. Aber Du denkst: das kommt vor — Schwiegertochter — Schwiegermutter — jung und alt — da findet sich schon einmal ein Übergang zu neuem Akkord, wenn's denn auch andere Tonart wie ehedem ist. Du könntest recht haben. Wer weiß es.

„Das, was ich jetzt sagen muß, ist viel ernster.

„I c h w e i ß n i c h t m e h r , o b i c h m i c h n a c h D i r s e h n e !

„Nun ist es geschrieben. Ich fühle: es ist furchtbar. Es ist gerade das, was man niemals einem Fernen über den Ozean hin schreiben soll: von innerem Kampf soll man schweigen.

„Aber ich soll, ich muß, ich will wahr bleiben.

„Verlörst Du nicht jeden, auch den letzten Anteil an mir, wenn ich Dir diese Kämpfe noch länger versteckte?

„Sie begannen, wenn ich es selber recht weiß und erkenne, mir das Gemüt zu beschweren, von dem Tag an, wo mein Kind geboren war.

„In dem Übermaß der Erregungen, die dieses Neue mir gab, war ich allein. Es kam mir vor, als gäbe es nichts auf der Welt, was so wichtig, so heilig sei, als Mutter werden. Und das ist auch gewißlich wahr. Nur weil ich allein war, wurde aus dem Jubel Schwere, aus dem Glück eine übermäßige Verantwortung. Mir kam vor, als sei das Kind mir ganz allein gegeben, und es war, als ströme all meine Liebe von Dir fort dem Kinde zu.

„Ich weiß nicht, ob in jeder Frau in solcher Zeit die Gefahr solchen Gefühlswandels ist, und ob dann die liebevolle Gegenwart des Mannes für sein Recht spricht.

„Immerfort denke ich seitdem darüber nach. Und je mehr ich dachte, je mehr bestritten meine Gedanken Dir Anteil an dem Kind an mir.

„Es kann wohl sein, daß die nächsten Freunde erraten haben, wie schwer ich an den Aufgaben des Lebens herumlöste. Denn Hochhagen hat es nicht vor mir verleugnet — von vollkommener Ehrlichkeit, wie er ist — daß er Dir die Idee anregte, mich nach Hongkong zu berufen. Auch Lisbeth und Rosenfeld redeten zuweilen weise und liebevoll auf mich ein. Aber zum Glück ist Lisbeth viel zu dringlich mit dem Amüsement des Daseins beschäftigt, als daß sie mich oft und zu sehr mit Trost gequält hätte. Nichts ist unerträglicher, als wenn einem Wohlmeinende verständig in Stimmungen hineinreden, die einem selbst noch völlig unverständlich sind. Aber andere Menschen erheben ja in aller Unbefangenheit oft den Anspruch, sie verständen uns ganz genau!

„Meine Lage ist in den bisher bestandenen Formen meines Lebens nicht mehr ertragbar.

„Ich habe beschlossen, meinen Hausstand aufzulösen und auf Reisen zu gehen. Ich werde alle Möbel, die ganze Einrichtung verpacken und in einem Speicher verwahren lassen. Erinnerst Du Dich noch an Martha? Sie war zu Haus schon meine Jungfer gewesen, seit Babys Geburt hat sie umgesattelt und wirkt auch als Kindermädchen, soweit ich die Kleine nicht selbst besorge. Martha ginge mit uns bis nach Feuerland, sagt sie, was ihr aus irgendeinem Grunde die unwirtschaftlichste Gegend auf dem Erdball zu sein scheint.

„Wir gehen aber nur nach der Schweiz und Italien.

„Dieser Umwelt muß ich entrinnen. Sie läßt mich niemals zu einer freien Betrachtung meines Seelenzustandes kommen. Hier haben wir unser erstes, kurzes Eheglück gelebt. Hier begegne ich auf Schritt und Tritt Deinen Kameraden, die nach Dir fragen, die mich an Dich durch jene allgemeine Ähnlichkeit erinnern, die so ein stark charakterisierender Beruf und solche Uniform wie die Eurige ausprägt. Hier treffe ich andere Frauen, die in ganz unerschütterter Gemütsruhe von ihrem fernen Mann reden können, die es als etwas gar nicht schreckhaft Großes empfinden, ein Kind in die Welt zu setzen, während der Gatte bei den Antipoden ist. Und diese Gleichmütigen machen mich vor mir selbst zu einer Krankhaften, einer Ausnahme. Ich frage mich dann: bin ich so überfein, so sehr leicht verwundbar?...

„Wenn ich es bin, dann hätte ich Dich niemals heiraten dürfen, denn ich wußte ja: dies Opfer konnte an mich herantreten! Und als ich damals in der Theorie davon sprach, schien es mir groß und erhebend.

(Fortsetzung folgt.)



Die Dresdner Hygieneausstellung 1911.

Von Max Bewer.

„Amor generis humani" . . . sollte mit goldenen Buchstaben auf dem Portal der mächtig gedachten Ausstellung stehen, die sich im Frühling des nächsten Jahres im Herzen Dresdens erheben wird. Denn „Liebe zur Menschheit" ist der Grundquell, aus dem sie in ihren reichverzweigten Veranstaltungen gespeist wird. Für Hygiene gibt es leider kein erschöpfendes deutsches Wort; „Gesundheitspflege" streift nur die Basis ihrer hochgerichteten Ziele. „Glückseligkeitslehre" wäre schon sinngerechter; denn sie will aus der körperlichen Gesundung sich auch zur seelischen und sittlichen Freude am Leben entfalten. Die Griechen gaben ihr nicht mit Unrecht eine religiöse Kraft und Weihe, indem sie ihr in der sinnvollen Darstellung der Göttin Hygieia einen Platz in der Reihe ihrer himmlischen Volks- und Hausschutzgeister anwiesen. Sie stellten sie als eine blühend schöne Jungfrau dar, die eine Schlange aus einer Marmorschale tränkt. Die Jungfrau ist das Sinnbild der für die ewig sich neu gebärende Schöpfung reifgewordenen Kraft, die von ihrem entblößten Nacken über ihren Busen zur Trinkschale hinabgleitende Schlange das Symbol der natürlichen Lust und Begierde am Dasein; mit heiterer, göttlich gelassener Sicherheit reicht sie ihr den reinen Tau des Lebens! Sehr sinnreich ist sie von den Griechen als Tochter des Aeskulap gedacht, der wiederum ein Sohn des Licht- und Sonnengottes Apollo ist und so sehr von den hellenischen Meistern als ein Muster männlicher Schönheit gebildet wurde, daß seine Tempelstatuen oft mit Bildnissen des Altvaters Zeus verwechselt wurden. So reicht die „Hygieia" in ihrer Abstammung bis zu den höchsten Licht- und Kraftquellen der Menschheit. Ihre Mutter war Epione, was so viel bedeutet wie „die Lindernde"; ihr Bruder Telephoros galt als Gott der „Genesung". Hygieia selbst ist schwer zu verdeutschen; vielleicht stimmen mir die Gelehrten zu, daß das griechische Wort auf die nordische Stammwurzel hygge zurückzuführen ist, was im Norwegischen heute noch Behagen bedeutet. Sie erscheint also als die lindernde und Behaglichkeit verbreitende Tochter Aeskulaps, des Stammvaters der ärztlichen Kunst, deren immer wiederkehrende Aufgabe es ist, das durch Krankheit, Leidenschaft und Sünde erschöpfte Leben wieder an dem jungfräulich blühenden Busen göttlicher Kraft und Schönheit aufzurichten!

Und wann hätte das wohl mehr not getan, wo der Unverstand oder die Unkunst, zu leben, durch Torheiten, Ausschweifungen, Wahnsinn und Selbstmord die entsetzlichsten Verwüstungen anrichten. „O Welt, du bist ein Garten, dem nur der Gärtner fehlt", möchte man in die wilde Verworrenheit unserer Zeit rufen, wo das tausendgestaltige Verlangen nach dem Glück des Lebens nur zu oft mit einem völligen Zusammenbruch in der Hetzjagd nach ihm zu enden pflegt. Es ist gewiß eine Lust zu leben, wenn man heute die gesteigerten Kraftenergien auf allen Daseinsgebieten nach den höchsten Zielen, sogar nach den Fahrstraßen in den Wolken blicken sieht; aber es ist auch ein Leid zu leben, wenn man mit schmerzlichem Mitgefühl die unbesonnene Zerrüttung von Tausenden wertvoller Existenzen nicht übersieht. Wahrlich, in dem Zeitalter der exaltiertesten Kontraste tut eine besonnene Rückschau, Umschau und Einschau in die lebenbewahrenden Urgesetze des Lebens selbst am meisten not. Wir brauchen weniger laute, aber in ihren sittlichen und physischen Konsequenzen unkontrollierbare Prediger als stille und an ihren Früchten sichtbar zu erkennende Gärtner des Lebens . . . Und diese sinnreich pflegende Gärtnerhand will sich der seelisch, sozial und körperlich in Verwirrung gebrachten Menschheit in der kommenden Gesundheitsausstellung entgegenstrecken.

Sie wird zunächst in einer historischen Abteilung Rückschau über alles halten, was vergangene Völker bisher an lebenzweckmäßigen Einrichtungen geschaffen haben. Orient und Okzident sollen sich nach Goethes Wunsch die Hand reichen, um von den Persern und Aegyptern hinauf bis zu den Griechen und Römern alles Wesentliche zu zeigen, was die alte, oft weit vorgeschrittene Welt für die gesunde Lebensführung der Menschheit geleistet hat.

Um diese geschichtlich hochinteressante Darbietung werden sich die Völker der Gegenwart zu einem Wettkampf in der Ausstellung ihrer modernsten Einrichtungen scharen. In 12 Gruppen und 5 Sondergruppen wird alles gezeigt werden, was der Erdball bis heute an gesundheitfördernden Errungenschaften sein eigen nennt. Die zwölf ersten kann man in das Leitmotiv zusammenfassen: „Hin zur Gesundheit!" und die fünf anderen in das Stichwort: „Fort von der Krankheit!" Ausgerüstet mit allen Waffen der Wissenschaft, kämpfen die einen für 12 Glücksprinzipien und die anderen gegen 5 Unglückbringer der Menschheit: Winke für Ansiedlung und Wohnung, Ernährung und Kleidung, Beruf und Arbeit, Krankenfürsorge und Rettungswesen, für Schule, Verkehr, Heer und Kolonien, die mittelste, die 6. Gruppe unter ihnen, leitet in ihrer allgemeinen Bekämpfung der Infektionskrankheiten zu den 5 Sondergruppen hinüber, die sich den Kampf gegen die Tuberkulose, den Alkoholismus, die Geschlechtskrankheiten, den Krebs und die Zahnkrankheiten zur besonderen Aufgabe gemacht haben. Für jede der 17 Gruppen ist als Leiter eine maßgebende wissenschaftliche Autorität gewonnen worden, der in den zahlreichen Unterabteilungen wiederum erprobte Wissenschaftskräfte zur Seite stehen. Wenn Männer wie Robert Koch, Dr. von Behring, der Präsident des Reichsgesundheitsamtes, der Direktor des Physiologischen Instituts der Universität Berlin, die Generalstabsärzte der Armee und der Marine, der Leibarzt des Kaisers und zahlreiche Vertreter der medizinischen Fakultäten und Ministerien sich mit freudigem Eifer in die Reihe der fördernden und mittätigen Kräfte für diese unter dem Ehrenpräsidium des deutschen Reichskanzlers stehende Ausstellung gestellt haben, so können wohl auch die größten Ansprüche und Erwartungen an sie geknüpft sein. In der Tat ist auch niemals vorher zu einer solch umfassenden Darbietung alles Wissens-, Beherzigens- und Nachahmenswerten auf dem Gebiet der Gesundheitskunde geschritten worden. Die Vorarbeiten zu ihr liegen denn auch schon sieben Jahre zurück. Sie empfing den Keim ihrer Entstehung in dem beispiellosen Erfolg, den die Lingnersche Sonderausstellung „Volkskrankheiten und ihre Bekämpfung" im Jahr 1903 auf der Dresdner Städte-



ausstellung hatte. Der ununterbrochene Strom von Besuchern legte den Gedanken nahe, dem Aufklärungsbedürfnis des Volks in einer internationalen Hygieneausstellung entgegenzukommen.

Aber diese Ausstellung hat keineswegs nur einen ideellen Zweck, sondern eine ganz unberechenbar große lebenspraktische Bedeutung. Man bedenke nur, daß die Armen- und Krankenpflege im Königreich Sachsen alljährlich über 10 Millionen verschlingt! In den übrigen deutschen Bundesstaaten wird es nicht anders, vielleicht noch schlimmer stehen. Was nützt der herrlichste politische Reichsbau, wenn sich in allen Geschossen die Schwamm- und Schimmelbildung verrotteter Lebenskräfte festsetzt?! Gesund sein, heißt — sparen; nicht nur für den einzelnen an Arzt und Apotheke, sondern auch für Staat und Gemeinde in ihren laufenden Ausgaben. Alle Behörden im ganzen Vaterland sollten daher des Studiums halber Abordnungen in die kommende große Hygieneausstellung wie zu einem verjüngenden Volksquell entsenden. Man sagt, das beste Lehrmittel des Menschen sei der Mensch. Aber was weiß heute der oft so gedankenlos dahinlebende Mensch von dem feinen, wie ein zartes Uhrwerk dahinlaufenden Organismus seines Innern? Für jeden einzelnen wird die Ausstellung eine Lehrschule auch der „persönlichen Hygiene“ sein, indem sie in einer gewiß von Hunderttausenden gern besuchten Abteilung den menschlichen Körper in seinen Organen darstellen und in ihren Zweckbestimmungen funktionieren lassen wird. So kann der einzelne, die Familie, die Schule, die Armee, die Gemeinde und der Staat eine Fülle von lebensnützlichen Anregungen auf allen Gebieten der Ars vivendi empfangen und jeder für sich an der aufblühenden Gesundheit des Vaterlandes einen segensreichen Anteil nehmen. Man sehnt so oft ein neues Zeitalter der Renaissance heran, aber hier öffnen sich zunächst die allerdringlichsten Quellen einer auch für unser Geistesleben notwendigen physischen Wiedergeburt!

Die erschöpfende Fülle von lehrreichen Darbietungen und Anregungen wird wie von einem lebendigen Springbrunnen durch eine fast ununterbrochene Reihe von Sport- und Schönheitsfesten belebt werden. Man kann nach den zahlreichen Anmeldungen von Wettspielen aller Art jetzt schon voraussagen, daß Dresden im nächsten Jahr ein Sport-Wallfahrtsort werden wird. In den edelsten Wettkämpfen wird man einen Generalüberblick über den Stand aktiver moderner Körperkultur empfangen, der dem Reiz der olympischen Spiele im alten Hellas kaum nachstehen wird. In Tennis und Polo, im Turnen und Schwimmen, im Ringen und Rudern, im Fechten und Reiten und vielen anderen Körperübungen werden Meisterschaftskämpfe zum Austrag kommen. Man möchte ein Wort dafür einlegen, daß wie im alten Griechenland zu diesen körperlichen Kampfleistungen auch ein musisches Wettspiel der Kräfte hinzutrete. In der Zeit des Bergtheaters und der sommerlichen Freibühnen kann es nicht schwer fallen, auch auf dem Ausstellungsplatz an einer schönen Baumgruppe ein offenes Theater herzurichten, vielleicht im Stil eines nur von einem leichtwehenden Vorhang abgeschlossenen antiken Tempels. Dort könnten die Dresdner Künstler lebende Bilder stellen oder reizende Schäferspiele arrangieren, denn auch die Grazien gehören zur Hygiene; die neubelebte Tanzkunst könnte dort ihre Reigen aufführen, aber auch die Musik und Poesie könnten dort in erhebenden und beruhigenden Darbietungen ihre höhere Wirkung auf das Volk erproben. Dichterabende und musikalische Vorträge bei farbigem Beleuchtungswechsel könnten von großer Anziehungskraft sein. Auch an ein heiteres geistvolles Kabarett sollte gedacht werden; denn auch das Lachen gehört zu den Dingen, die gesund machen! Schönheitskonkurrenz für alle Lebensalter, für das schönste Kind, das schönste Mädchen bis zum schönsten Mann und zur schönsten Matrone sollten den Blick für edle Lebensformen und den Sinn der Ehrfurcht für die Heiligkeit der Körperpflege stärken. So wird nach des Tages ernstem Studium des Nachmittags und Abends ein sinn- und herzerquickendes Leben anheben, von dem in Lehre und Beispiel Ströme lebendigen Wassers in die von Arbeit, Leid und Mühsal oft niedergedrückten Sinne der Menschheit hinübergeleitet werden. Sie werden den Boden bereiten helfen, auf dem dereinst auch in Deutschland wie in Griechenland sich der Typus eines menschlich-schönen Idealbildes erheben wird; nicht der in seiner Willenskraft einseitig herausgetriebene herrische Uebermensch, nicht der auf die farbenfrohe Lust des Lebens aszetisch, christlich oder buddhistisch verzichtende Untermensch, sondern der sich im Besitz und Gebrauch seiner fünf von Gott gegebenen Sinne selbst glücklich fühlende und andere glücklich machende, harmonische Vollmensch, der erfolgreiche Bekämpfer der finsteren Mächte des Todes.

Fangmethoden deutscher Seefischer.

Von Paul Schreckhaase. — Hierzu 8 Tuschzeichnungen des Verfassers.

Der Betrieb der Seefischerei spielt sich fast immer weit draußen und ohne Zuschauer ab, so daß die Oeffentlichkeit sich mit dem Anblick der mehr oder weniger erfreulichen Resultate begnügen muß. Die Fischer selbst pflegen neugierige Fragen gern zu überhören und sich nur in ganz seltenen Fällen auf lange Erläuterungen ihrer Netze, Leinen und Geräte einzulassen. So bleibt die Kenntnis dieser Betriebe gewissermaßen Geschäftsgeheimnis und nur auf einen kleinen Kreis Wissender beschränkt, obgleich alle Welt ein großes Interesse an diesen wichtigen Dingen besitzt. — Die Fangmethoden der Seefischer sind im Lauf zahlreicher Generationen erprobt, den Oertlichkeiten, Jahreszeiten und Lebensgewohnheiten der Tiefenbewohner genau angepaßt und als praktisch befunden. Da hält es schwer bei der ungeheuer konservativen Denkweise der Fischer, sie für praktische Neuerungen in Bau und Ausrüstung von Fahrzeug und Netz zu gewinnen; erst in allerletzter Zeit hat hierin die unermüdliche Tätigkeit des Deutschen Seefischereivereins Wandel geschaffen. So, um nur ein Beispiel anzuführen, ließen sich die Finkenwärder Seefischer nicht davon überzeugen, daß ihren in früherer Zeit nur zum Sommerfang benutzten Ewern und Kuttern kon-



struktive Mängel anhafteten. Erst 1905, nachdem in den letzten 22 Jahren 78 Fahrzeuge in Winterstürmen untergegangen waren, entschlossen sie sich, die gesamte Flotte umbauen zu lassen, wodurch sich sogleich die Totalverluste ganz außerordentlich verringerten. Immerhin sind einige Methoden seit Jahrhunderten bis auf den heutigen Tag fast die gleichen geblieben, nur das Grundschleppnetz mit den Scherbrettern ist neueren Datums. Ueberall hat indessen die Technik Verbesserungen an Material, Rollern, Winden und dergleichen geschaffen, und der Dampf hat die Kraft vieler Hände ersetzt. Drei verschiedene Fangmethoden, mit einigen Varianten, werden heute angewandt: das Fischen mit Treibnetzen, das besonders die Heringsfischerei in der Nordsee im größten Maßstab vornimmt, ferner mit dem Grundschleppnetz, das in verschiedensten Abarten auf Nord- und Ostsee benutzt wird, und endlich mit Angelleinen von den friesischen Inseln aus nach Schellfischen, an der ostpreußischen Küste nach Lachs und Meerforelle.

Die große Heringsfischerei wird in der Nordsee von Segelloggern und Dampfern betrieben. Da der Hering meist in Tiefen bis etwa 30 Meter zieht, wird ihm hier eine möglichst große Netzwand entgegengestellt. Das Rückgrat der „Netzfleet" ist ein starkes, mehrere Kilometer langes Tau, an dem in bestimmten Abständen an nach unten hängenden 8 Meter langen Standern (Leinen) die einzelnen Heringnetze von 15 Meter Höhe und 30 Meter Länge angeknüpft werden. Diese, oben mit Kork, unten mit Blei versehen, stellen sich im Wasser auf und bilden so einen ununterbrochenen 15 Meter hohen Netzstreifen von 4500 Meter Länge (bei Dampfern), an deren Ende das Fahrzeug wie vor einem Anker liegt. Durch zahlreiche kleine Holzbojen an 8 Meter langen Leinen wird das dicke Tau, das „Netzreep", und die an ihm hängenden Netze getragen, so daß die letzteren erst 16 Meter unter der Oberfläche beginnen. Beim Treiben vor diesem riesigen unhandlichen Netz, dessen Verlauf der Fischer auch nicht annähernd überblicken kann, legen die Logger ihren Großmast um und verringern so Windfang und Zugwirkung auf die empfindlichen und kostspieligen Netze, deren Wert 10-—15 000 Mark beträgt. Beschädigungen durch Dampfer mit großem Tiefgang, rücksichtslose Grundfischer sowie Kabeljaus und Heringshaie sind nicht selten. Die gegen Abend ausgesetzte Netzfleet wird beim ersten Morgengrauen von der ganzen Besatzung mit genau verteilten Rollen eingehievt. Bei dem Logger (Abb. S. 967) sorgt der erste am Vordersteven dafür, daß das über eine Rolle führende Reep klar läuft, der zweite knüpft die Holzbojen ab und verstaut sie. Das Netz selbst wird über Rollen an der Luvseite eingeholt, wobei drei und vier anfassen. An der Leeseite stehen nebeneinander vier bis sechs Mann, die in langsamem Einholen das Netz schütteln, wobei die Heringe an Deck fallen. Vor dem Besanmast bedient ein Mann die Dampfwinde, die das Reep aufwickelt, ein zweiter schießt es in gleichmäßigen Buchten auf. Der Kapitän steht beim Ruder. Ist alles binnenbords, wird der Mast aufgerichtet und das Fahrzeug beigedreht, worauf sich alle Mann daran machen, den Fang zu bearbeiten, die Heringe aufzuschneiden, zu salzen und in Tonnen zu verpacken. Es ist dies der einzige Zweig des deutschen Seefischereigewerbes, bei dem gleich auf See noch an Bord der Fahrzeuge eine Dauerware hergestellt wird.

In kleinen Betrieben werden Heringe an allen deutschen Küsten gefangen, besonders in der Ostsee von Eckernförde aus, wo im September bis Ende April alljährlich etwa 120 Boote mit 360 Mann Besatzung dem Herings- und Sprottfang nachgehen, aber in gänzlich anderer Weise. Das von ihnen benutzte Netz, die Heringswaade, ist ein Zugnetz, aus einem geräumigen Sack von 30 Meter Länge und 45 Meter Umfang und zwei je 120 Meter langen Flügeln bestehend, die anfangs 7 Meter, am Sack 22 Meter hoch und für sanft abfallenden Grund bestimmt sind. Sack und Flügel werden durch Kork und Blei offen und aufrecht im Wasser gehalten, die Unterkanten beider liegen auf dem Sand. Zum Betrieb der Waade gehören zwei Boote, von denen das Netz etwa 600—1000 Meter vom Strand ausgefahren wird. Die anfänglich dicht zusammenliegenden Boote entfernen sich nach Ueberbordwerfen des Sackes, der mit der Oeffnung zum Strand liegen muß, immer mehr voneinander und breiten so die Flügel aus, an deren 400 Meter langen Zugleinen das Ganze allmählich dem Ufer zu wieder eingeholt wird.

Das Grundschleppnetz tritt in der deutschen Seefischerei in verschiedenen Spielarten auf. Immer ist es ein Sack mit runder bzw. breiter, schmaler Oeffnung, der von einem Segel- oder Dampffahrzeug an ein bis zwei Leinen mit verschiedener Geschwindigkeit über den Grund geschleppt wird und da alles aufsammelt, was ihm in den Weg kommt, vor allem die trägen Schollen, Zungen, Butte, kurz die Plattfische, die, halb im Sand vergraben, ohne Eigenbewegung sich ruhig in ihr Schicksal ergeben.

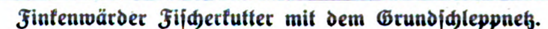
Bei dem kleinen Gerät der Ostsee, der Stralsunder Zeise (Abb. S. 968), dient zum Offenhalten des Sackes ein auf seiner oberen Hälfte angebrachter Kork. Es ist dies ein Grundschleppnetz mit Flügeln, das auf etwa 20 Meter Tiefe nachts und bei trübem Wetter auch am Tage zum Fang von Aalen, Hechten, Zandern, Barschen und Plattfischen in entsprechend veränderten Maschenweiten und Garnstärken benutzt wird. Zum Aufhalten der Flügel sind die Schleppleinen durch vorn und hinten am Boot weit ausgeschobene Bäume möglichst gespreizt. Kurz vor den Flügeln sind die Leinen beschwert und mit Klapperhölzern versehen, deren Bewegung und Geräusch die Fische am Umschwimmen der Flügel verhindern soll. Die Zeise wird quer zum Boot bei halbem Wind kurze Zeit geschleppt.

Die Schleppnetze der Nordseefischer sind die Baumkurre und das Scherbretternetz. Die erste besteht aus einem breiten, flachen, nach hinten spitz zulaufenden Sack, dessen oberer Vorderrand an einem langen Baum befestigt ist, während der untere, aus einer Kette oder einem dickumwickelten Tau bestehend, über den Boden hingleitet. Um den Baum in einer gewissen Höhe 50—70 Zentimeter wagerecht über dem Grund und so das Netz offen zu halten, befinden sich an seinen Enden senkrecht nach unten stehende Winkeleisen, die vorn die Oesen für die Schleppleinen haben, während auf ihren Unterkanten der Baum gleitet. Die Leinen aus starkem Stahldraht vereinigen sich nicht weit von dem Rundholz zu einer, die über Roller an Bord des Fahrzeugs zur Trommel einer kräftigen Winde führt. Beim Einhieven nimmt man den Baum wieder an Deck, dann holen alle Mann den Netzbeutel über die Reeling bis auf das Ende, den Steev mit dem Fang, der mit Hilfe einer Talje geheißt wird und dann in Form



leere Schneckenschalen bewohnen, und ganze Haufen von Tang, Quallen, Holzstücken und Steinen, die schleunigst wieder über Bord befördert werden.

Das Arbeiten mit dem langen, unhandlichen Baum ist recht mühsam, auch leistet er durch seine Größe und Schwere dem schleppenden Segler, ebenso aber auch etwaigen Bodenhindernissen (großen Steinen) beträchtlichen Widerstand und wird daher immer mehr durch die praktischen Scherbretter ersetzt. Es sind dies zwei hochkant auf dem Grund stehende starke, eisenbeschlagene Brettflächen, an deren hinteren Kanten Ober- und Unterrand des zwischen ihnen liegenden Netzbeutels befestigt sind. An ihren Innenflächen sind mittels vier Kettenstropps ungleicher Länge die langen Stahlleinen angeschäkelt. Durch den Zug des schleppenden Schiffes „scheren" sie auseinander und halten dadurch das Netz offen (Abb. untenst.). Dessen oberer Rand, die „Kopfleine", ist beträchtlich kürzer als das „Grundtau". Die Fischdampfer führen dies Fanggerät in größtem Format. Dem Ansturm dieser stärksten aller Netze erliegen schon ziemlich beträchtliche Hindernisse, und eine ganze Reihe schwerer Wrack-



Finkenwärder Fischerkutter mit dem Grundschleppnetz.

einer Birne oder eines mächtigen Strickbeutels aus eng zusammengepreßten Fischleibern über Deck hängt (Abb. S. 969). Der untere Verschluß wird geöffnet, und Hunderte von Schollen strömen heraus. Das Netz hat aber noch unendlich viel Unbrauchbares mit heraufgebracht, Dwarsläufer, Seesterne, Einsiedlerkrebse, die

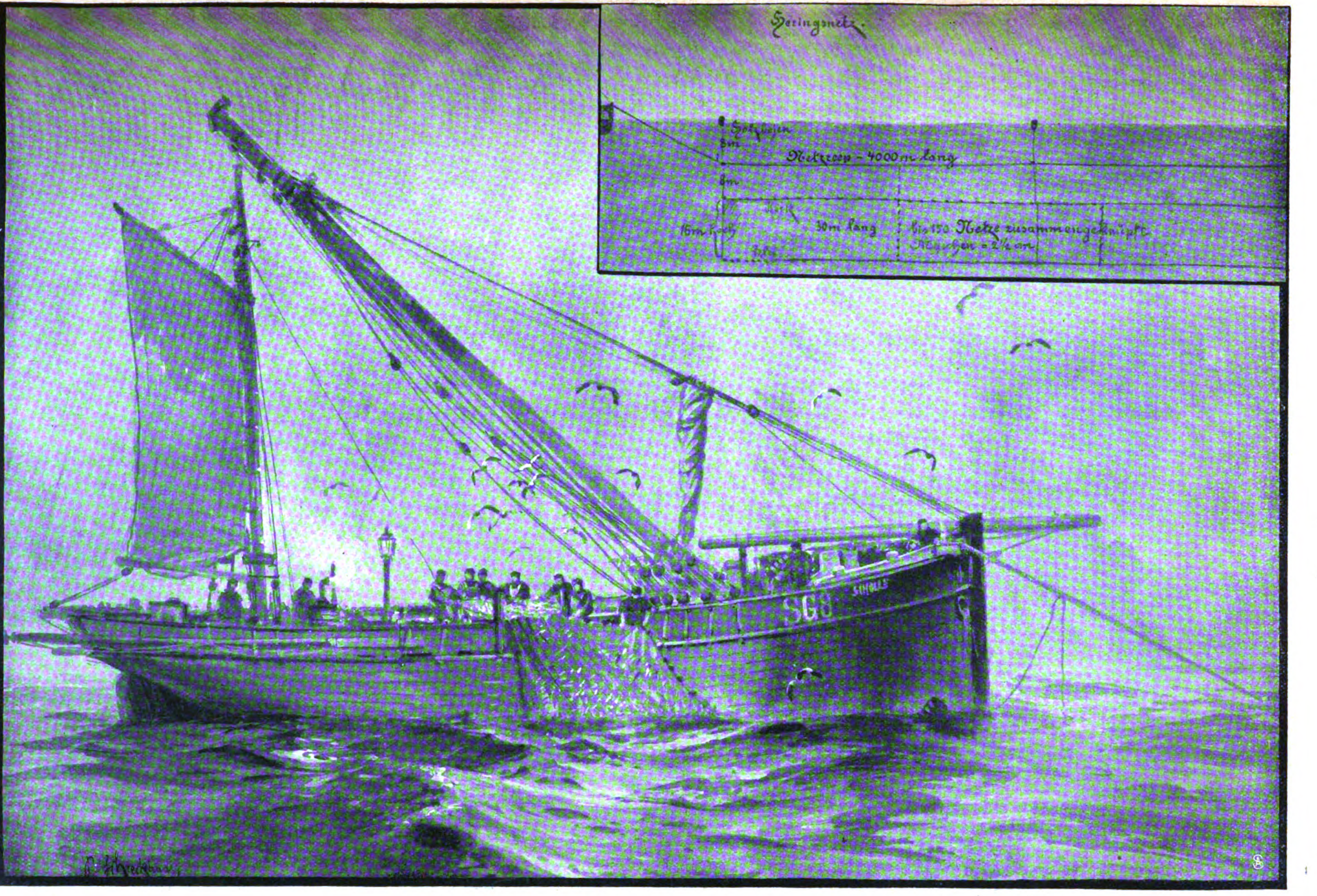
stücke, verrosteter Anker von 100 Zentnern Gewicht legen z. B. auf dem Gelände der Kuxhavener Hochseefischereigesellschaft Zeugnis von solchen unterseeischen Begegnungen ab. Da ein solches Netz während eines einzigen Zuges von 4 Stunden einen Streifen Boden von etwa 30 Meter Breite und 3 deutschen Meilen



Finkenwärder
beim Aufholen des Grundnetzes.

Länge befischt und auf diesem Weg Hunderte armlanger Schellfische und Kabeljaus, viele Zentner Morast, Tang, Steine und dergleichen aufsammelt, muß das Gewebe ganz außerordentlich fest und dick sein. Aber auch unüberwindliche Hindernisse werden angetroffen. Nach einem gewaltigen Ruck, bei dem der ganze Dampfer zittert, werden plötzlich die Stahlleinen lose, und beim Einholen fördert die Dampfwinde nur die Scherbretter oder überhaupt nichts mehr zutage. Solche Netzverluste sind durchaus nicht selten und bedeuten eine Einbuße von 12- bis 1500 Mark. Die Fangmethode mit Angelleinen war früher von großer Bedeutung, wurde dann aber durch die Hochseefischerei verdrängt. Gegenwärtig, wo das Problem des Ueberlandtransports lebender Seefische als gelöst gelten kann,

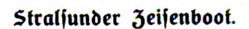
Norderneyer Schaluppe segelt ihre Angeln aus.



Ein Glückstädter Heringslogger zieht das Netz ein.

scheint sie jedoch wieder mehr in den Vordergrund treten zu sollen, da sie zahlreiche, fast völlig unversehrte Exemplare liefert, während sich bei der rauheren Behandlung im Schleppnetz leicht kleine Verletzungen an Haut und Flossen einstellen, die dann für das Lebendhalten der Fische verhängnisvoll werden. Die Norderneyer Angelschalupper segeln durch Aufkreuzen gegen den Wind in der Nähe der Küste auf 25 Meter Tiefe eine lange kräftige Leine mit etwa 3000 beköderten Angeln aus, die auf dem Grund aufliegen müssen. Nach Auslegen des ganzen „Hoekwants" segelt das Boot zur Anfangsboje zurück und

Flügelreise mit Klapperhölzern zum Fang von Aal, Hecht, Zander, Barsch.

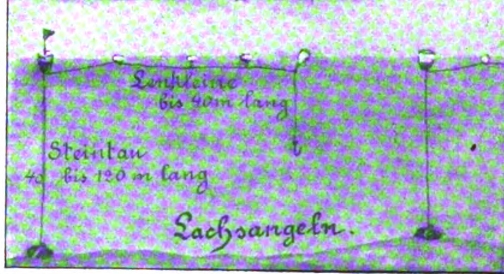


Stralsunder Zeisenboot.



Eckernförder Sprottfischer beim Aufwinden der Waade.





Ostpreußische Lachsfischer.



Netzbeutel mit Schollen an Deck.

beginnt mit dem Aufnehmen der Angeln, die inzwischen mit Schellfischen und Kabeljaus besetzt sind.

Von Nimmersatt und andern Orten der ostpreußischen Küste wird auf 35—125 Meter Tiefe von November bis Mai die Lachsangelei betrieben. Diese äußerst kräftigen Angeln bestehen aus dem Steintau mit Schwimmkörper (Abb. obenst.), das zum Verankern der dicht unter der Oberfläche angreifenden Lenkleinen dient. Ebenso durch Schwimmkörper getragen, deren Auftriebskraft den gefangenen Lachs bald ermattet, hat die Lenkleine an ihrem 30 Meter vom Steintau entfernten Ende den 10 Zentimeter langen (2—3 Millimeter starken) Haken, der mit Fischen oder auch Salzheringen besteckt ist. Solche Angeln legt jedes Boot mehrere hundert, die nach einigen Stunden durch Kappen des Steintaus eingezogen werden. Leider zeigen hierbei mitunter ganze Reihen von Lachsköpfen, daß die Seehunde diese bequeme Gelegenheit zu schätzen wissen und sich an den Gefangenen gütlich taten.

Sommertage in Madrid.

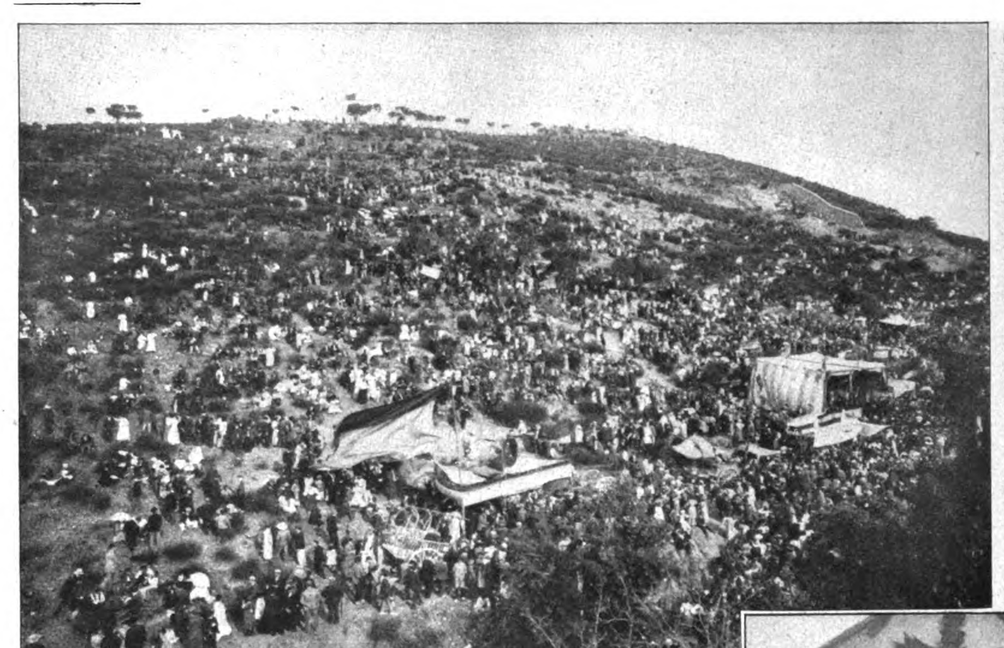
Von Victor Ottmann. — Hierzu 7 photographische Aufnahmen.

Wohl in keiner andern Hauptstadt Europas hängt die Physiognomie des öffentlichen Lebens so von der Sonne ab wie in Madrid. 650 Meter über dem Meer gelegen, auf einer wasserarmen, völlig baumlosen und kahlen Hochebene, die im Winter von eisigen Stürmen durchtobt, im Sommer von sengender Hitze ausgedörrt wird und fortwährend unter ganz ungewöhnlich starken Schwankungen der Temperatur leidet, ist Madrid so recht die Brutstätte der „Klimatopathen" und „Wetterhypochonder". — Unter solchen Umständen kann es nicht wundernehmen, daß die Lebensfreude Madrids mit der Sonne steht und fällt, daß sie im Winter ihr Minimum erreicht und im Frühling, wenn die Spenderin allen Lebens endlich siegreich zum Durchbruch kommt, in hurtigem Tempo zu fast orgiastischer Taumelhöhe emporschnellt. Es entbehrt nicht des tieferen Sinnes, daß der Mittelpunkt des öffentlichen Lebens in Madrid, die Puerta del Sol, nach der Sonne getauft ist, und daß ihr Name in vielen Straßennamen wiederkehrt. Ernst, verdrießlich, fröstelnd drückt sich der Madrilene, der als echter Südländer fürs Pflastertreten schwärmt, im Winter auf den Straßen herum, aber selbst der trübseligste Bettler atmet auf und wird ein ganz anderer Mensch, wenn die Eiswinde der Sierra versagen und die Sonne wieder seine Lumpen vergoldet. Der Umschwung erfolgt mitunter schon im März, gewöhnlich aber erst im Lauf des April, und zwar meistens so plötzlich, daß man von einer Uebergangzeit, einem Frühling, kaum sprechen kann. Im Lauf weniger Tage schießt überall das frische Grün hervor, und gleich als ob sie aus dem Boden gestampft wären, wimmelt es auf den eben noch so tristen Promenadenwegen des Retiro, des großen Parks, von zahllosen Tausenden fröhlicher, lachender Menschen. Denn der Madrilene hat wie alle Spanier das Zeug zur Heiterkeit, zum unverwüstlichen Optimismus und ist dankbar für den geringsten Anlaß, vergnügt zu sein. Jetzt wagt auch der ärgste Hypochonder ein wenig den Mantel zu lüften, und aus allen Mienen spricht es mit innigem Behagen: der Winter ist tot, es lebe der Sommer, es lebe die Sonne! Wen man so lange und sehnsüchtig erwartet hat, dessen Kommen muß man auch feiern, und das besorgt das gute Volk von Madrid mit bewunderungswürdiger Hingabe und Ausdauer. In einem Land, in dem trotz aller Freigeisterei — die Gegensätze stoßen hier im Geistesleben ebenso hart und schroff aufeinander wie in der Natur — die Kirche doch noch immer eine außerordentliche Macht ausübt, ist es nur selbstverständlich, daß die großen weltlichen Feste im innigen Zusammenhang mit den Kirchenfesten stehen. Das größte Kirchenfest zur jungen Sommerzeit in Madrid, die „Romeria de San Isidro", die Pilgerfahrt zum Schutzheiligen von Madrid um Mitte Mai, ist zugleich auch das bedeutendste Volksfest der Residenz und gewissermaßen die Einweihung des Sommers. Schon einige Tage vorher führen billige Extrazüge aus allen Provinzen Spaniens Besucher nach Madrid, die weniger von der



Kirmestreiben vor der Stadt. — Oben: Ein Tänzchen in einem Volksgarten.

Eine Straße in Madrid zur Zeit der San Isidro Feria (Madrider Kirmes).



Ein Volksfest am Strande des Manzanares.

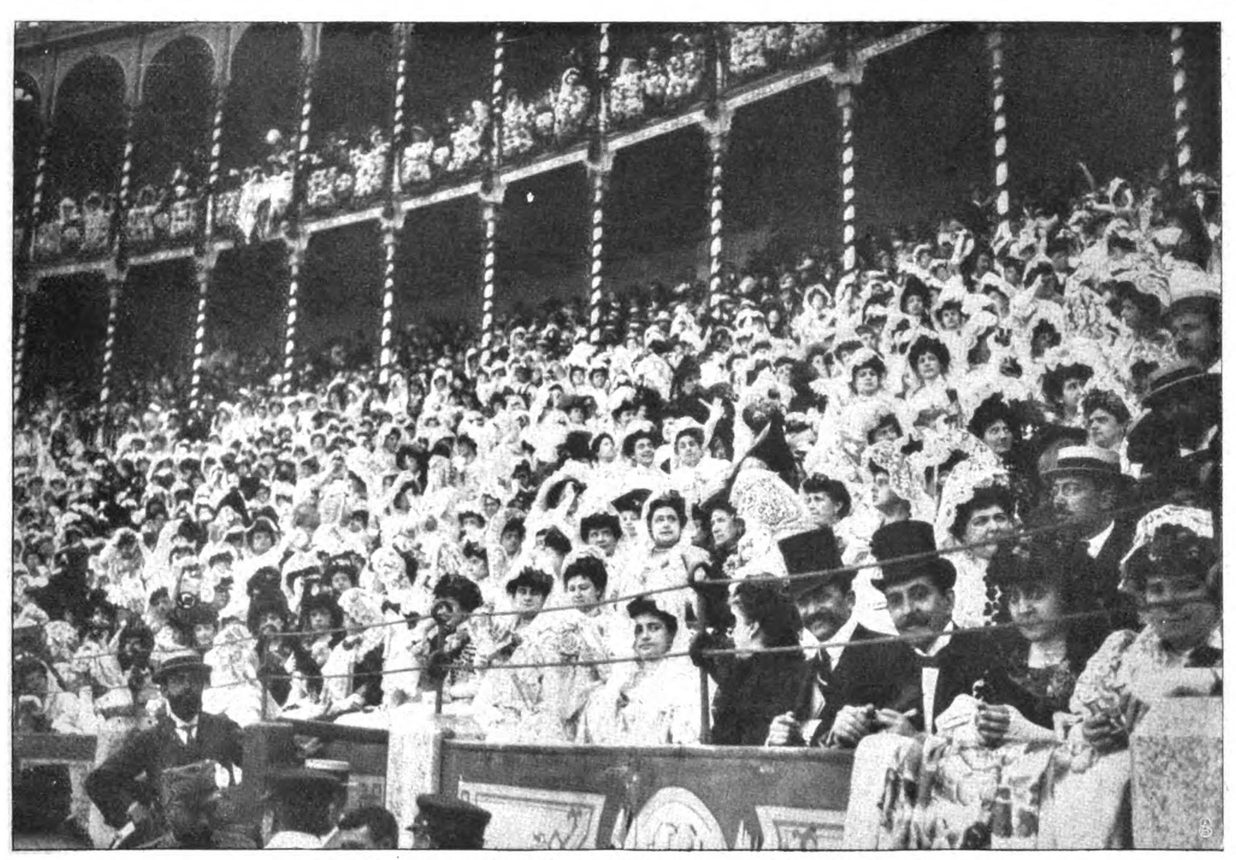
Sehnsucht erfüllt sind, dem heiligen Isidro ihre Ehrerbietung zu bezeugen, als vielmehr von dem Trieb, sich einmal ein paar Tage lang gründlich zu belustigen. Es sind zumeist Landbewohner, und ihre bunten, ganz verschiedenartigen Trachten beleben das etwas eintönige, schon viel zu moderne Straßenbild Madrids aufs angenehmste. Die überaus stattlichen, den Pariser Boulevards ähnlichen Straßenzüge der neueren Stadtteile, die unsere Abbildung auf S. 971 in einem guten Beispiel vorführt, wimmeln dann von festtäglich geschmückten Menschen, zwischen denen sich die Hausierer mit allerlei Tand und die Verkäufer der im Süden so sehr begehrten Süßigkeiten unter lauten Ausrufen geschickt durchwinden. Das Hauptziel der „kleinen Leute" sind in den Festtagen die Hügel am Manzanares, dieses so vielbesungenen und noch mehr bespöttelten Flüßchens, das in der trocknen Jahreszeit nur einem trübseligen Rinnsal gleicht. Hier, auf dem Rasengrün der Abhänge, in der Nähe der zu Ehren des heiligen Isidro errichteten Kapelle, entwickelt sich nach Beendigung der kirchlichen Feier ein Volksleben, wie man es in solcher Buntscheckigkeit kaum anderswo zu sehen bekommt. Es ist eine Art von Riesenpicknick, ein ameisenhaftes Gewimmel schmausender, pokulierender, lachender, singender und — flirtender Menschen, denn daß auch die zärtlichen Gefühle zu ihrem Recht kommen, das versteht sich wohl von selbst. Unsere nebenst. Abbild. gibt, obwohl sie nur einen begrenzten Ausschnitt zeigt, eine gute Vorstellung von dem Volksgewühl. Der erwähnte Austausch zärtlicher Gefühle bewegt sich allerdings nicht immer im sanft plätschernden Versmaß lyrischer Idyllen, sondern wird in später Stunde, wenn der ungewohnt reichliche Weingenuß die Gemüter erhitzt, häufig genug durch blutige Messerattacken, eine Folge der unausbleiblichen Eifersüchteleien, dramatisch akzentuiert. Aber von solchen Explosionen des südländischen Temperaments abgesehen, verläuft die „Feria", das Kirmestreiben, im großen und ganzen in ungestörter Harmonie, denn das spanische Volk hat einen hochentwickelten Sinn für Schicklichkeit und schlägt nicht gar so leicht über die Stränge.

Flirt eines Liebespärchens.



Ein schöner Juniabend im Freien.





Die Schönen von Madrid als Zuschauerinnen beim Stierkampf.

Nicht weniger als vierzehn Tage dauert die „Romeria“, Zeit genug, um die Beutel zu leeren und allmählich auch bei den Ausdauernsten einem heilsamen Katzenjammer die Wege zu ebnen. Die vornehme Welt nimmt an diesem Treiben natürlich nur in sehr reservierter Weise teil, aber sie belustigt sich doch auch auf ihre Art. Empfänge, Soireen und „Gardenparties“ geben der eleganten Gesellschaft reichlich Gelegenheit, die Sommerfreuden auf mondaine Weise zu genießen, bis die Badesaison von San Sebastian heranrückt. Die Umgangsitten der oberen Tausend von Madrid haben sich jetzt zwar fast vollkommen den internationalen Usancen angepaßt, aber rein national ist doch noch eine Form der Belustigung: die Teilnahme am Stierkampf, der „Corrida“. Die Corrida vereinigt an schönen Sommersonntagen alle Bevölkerungsklassen ohne Ausnahme, und die schönen Madrilenerinnen opfern bei dieser Gelegenheit auch gern ihre hochmodernen Riesenhüte der zweifellos sehr viel kleidsameren, nationalen Mantilla, dem Spitzenkopftuch (Abb. obenst.). Daß bei allen sommerlichen Vergnügungen auch die Kinderwelt nicht zu kurz kommt, versteht sich bei einem so kinderfreundlichen Volk, wie die Spanier es sind, ganz von selbst; die Tanzbelustigungen und Spiele der Jugend unter freiem Himmel bilden einen der liebenswürdigsten Züge in der Physiognomie des Madrider Lebens. Kurzum, Freude und Kurzweil, wohin man sieht, bis der Sommer schwindet und der Gesundheitsfanatiker sich wieder bis über die Ohren in seinen warmen Mantel einmummelt.

Briefe, die sich kreuzten.

Skizze von E. Albrecht.

Die alten Ebereschen an der Chaussee nach Wukerow standen im brennendroten Schmuck ihrer Beerenbüschel.

Martine von Bühler lehnte an dem breiten Rundfenster ihres Zimmers und sah dort hinüber. Die Sonne beleuchtete das Land. Wie Rubinenschnüre zog sich die Doppelreihe der roten Kronen durch die stille und einsame Ebene, bis sie im Westen von den dunklen Waldmassen ausgelöscht wurde.

Seit einem Jahr konnte sich Martine diese Chaussee nicht mehr gut ohne Robert Sitins eilig dahingleitenden Sandschneider vorstellen. Und es war nur noch dieser, den ihre hellen Augen zu jeder Stunde des Tages von dort erwarteten.

Seit einem Jahr liebten sie sich, und noch immer hatte der Mann das Wort, das sie zu seiner Braut machte, nicht gesprochen. Worauf wartete er? Wußte

er noch immer nicht, daß ihre Herzen in gleichem Takt schlugen?

Oft in letzter Zeit geschah es, daß sie einen heißen Unmut nicht vor ihm verbergen konnte. Es verletzte ihren Stolz, daß es ihn nicht drängte, sich endlich ihres Besitzes zu versichern, daß er sie noch immer nicht genug zu kennen meinte, sich noch nicht ganz von ihr verstanden fühlte.

Er nahm dann ihr seltsames Wesen für Launenhaftigkeit, während sie seinem Zögern Mangel an Temperament zugrunde legte; allein sie war nicht launenhaft, so wenig wie er als gefühlsarm gelten konnte, nur stand ihm die unglückselige Ehe eines Freundes, die im Rausch junger Leidenschaft geschlossen wurde, allzu lebendig vor Augen. Und so schienen sie beide auf dem besten Weg, sich gegenseitig verkennen zu lernen.

Das junge Mädchen wandte sich vom Fenster ab und trat wieder an den alten Polisanderschreibtisch, auf dessen blauer Tuchplatte ein vollendeter Brief lag. Ein Brief an den Baron Robert Sitin auf Wukerow.

Tagelang hatte sie sich geübt im Verstellen ihrer Handschrift. Sie wußte gar nicht, daß sie gar so eigenwillige Besonderheiten aufwies, deren Vermeidung ihr unendliche Mühe bereitete. Sie setzte sich, stützte den Kopf in die Hände und las ihre Worte mit halblauter Stimme durch, um ihren Eindruck einer letzten Prüfung zu unterziehen. „Falls der Freiherr Sitin sich um das Fräulein Martine von Bühler zu bewerben beabsichtigt, so sei er hiermit zur Eile gemahnt, da ihm sonst ein anderer zuvorkommen dürfte. Der Eingeweihte.“

Ihre Stirn krauste sich, und sie errötete über sich selbst. Was tue ich, was tue ich, dachte sie. Dennoch wurde der Bogen jetzt hastig kuvertiert und mit einer Marke versehen. Ein paar Minuten später trug sie ihn selbst ins Dorf hinüber zum Briefkasten der Poststation. Er fiel hörbar in den leeren, dunklen Schlund, und mit ihm fielen die Würfel der Zukunft des schicksalkorrigierenden Fräuleins von Bühler.

Sie ging zurück ins Schloß, aber auf einem Umweg, über die Felder und durch das Gehölz, in das der Park auslief. Es war ein heißer, goldener Tag, und es schien fast, als wäre das schöne Mädchen ganz allein in diesem Tag, denn niemand begegnete ihm. Einsam lagen die weiten Wiesen, das tiefe Grün milchstraßenartig durchzogen von den leuchtend weißen Sternen der römischen Kamille; über den rötlichen Wogen des Heidekorns hing ein feines Bienensummen, und sie blieb an dem tönenden Feld stehen und hob den Kopf und sah und sah mit heißwerdenden Maleraugen darüber hin, lange, versonnen, und all ihre junge Lebensnot bebte aus in einem tiefen, schweren Atemzug.

Unterdessen suchte man im Schloß nach ihr, denn der Baron war gekommen und wollte ihr guten Tag sagen. Niemand hatte Martine fortgehen sehen. Er begab sich daher zu dem alten Rittmeister, ihrem Onkel, auf die Terrasse, obgleich er das noch vor wenigen Tagen verschworen hatte, denn höchstens nach zehn Minuten zankten sich die beiden regelmäßig, und Robert Sitin sah nicht ein, weshalb das nicht auf dem einfachsten Weg vermieden werden konnte.

Der Rittmeister lehnte in seinem gepolsterten Rohrsessel und hatte den gichtischen linken Fuß dick verpackt auf einem Bänkchen liegen. Um ihn herum waren die üblichen Massen der neusten Zeitschriften, Zeitungen und dergleichen in nicht zu übertreffender Unordnung verstreut.

„Schaffen Sie sich nur Platz, Sitin!“ sagte er ziemlich gemütlich, „und zünden Sie sich ruhig einen Tabak an.“

„Ja, ich danke!“

Der alte Herr griff in die Tasche.

„Und wie wär's, wenn wir, bis meine Nichte kommt, eine Partie Bézigue spielten? . . .“

„Nicht gerne, Herr von Bühler, aber wenn Ihnen damit ein Gefallen geschieht?“ Gleich darauf bereute der Baron diese halbe Ablehnung, das Spiel enthöbe sie ja doch einer Unterhaltung.

Des Rittmeisters buschige Brauen zogen sich auch sofort zusammen gleich dunklen Wolken.

„Gefallen? Ne, Bester, ich verlange keinerlei Opfer von irgendwem.“

„Von Opfer ist nun doch gar keine Rede“, sagte der Baron freundlich. Aber es nützte nichts mehr. Der alte Herr steckte die Karten in die Joppentasche und legte die Hände übereinander, aber sie ballten sich langsam in dem gerechten Aerger darüber, daß man einem schmerzgeplagten Mann gegenüber nicht mit tausend Freuden, zu jedem Gefallen überhaupt, bereit war. Aber Sitin war nun eben einmal ein ganz unliebenswürdiger, egoistischer und langweiliger Kerl, und er begriff von Tag zu Tag weniger, wie Martine, diese famose, entzückende Martine, sich für so etwas erwärmen konnte.

Aber wenn einer heutzutage nur irgendwie ein bißchen schneidig aussah, schoß er jeden Vogel ab. Und ingrimmig betrachtete er plötzlich daraufhin den armen Sitin vom Schopf bis zur Sohle, und da er an dessen Aeußeren beim besten Willen so gut wie nichts auszusetzen fand, wurde er nur noch grimmiger. Sitin versuchte, nun ein dem Alten zusagendes Thema anzuschneiden, allein dieser, jetzt die Augen auf dem scharf geprägten Wappenring an der kraftvollen jungen Hand da dicht vor ihm, antwortete so einsilbig, wie es gerade noch die gute Erziehung gestattete, und in dem Baron stieg langsam, langsam eine unangenehme Ungeduld auf. Und damit waren beide glücklich wieder in der für ihr Beisammensein nötigen Stimmung.

Endlich kam Martine. Auf dem schnurgeraden Weg zwischen den schlanken Hochstämmen der Königin Marie, deren silbrig rosa Blüten sich zum letztenmal erschlossen hatten, leuchtete ihr weißes Kleid auf. Die Herren sahen und hörten sie aber nicht, bis sie unten an den Stufen der Terrasse stand, ganz blaß und mit großen, sich verdunkelnden Augen. „Sie streiten sich wieder“, sagte sie nur. Sitin sprang sofort auf und ging ihr entgegen; er versuchte, gleichgültig zu lächeln, während der Rittmeister beinah schrie: „Na aber, da hört sich doch alles auf, Verehrtester, wenn Sie diesen Standpunkt vertreten, verstehen wir uns selbstverständlich nie!“

„Darin bin ich vollkommen Ihrer Meinung“, antwortete der junge Mann beherrscht.

„Was haben Sie denn gehabt?“ klang es leise von Martines Lippen.

Der Baron strich sich über die Stirn, zu dumm, daß er es wieder so weit kommen ließ!

„O, eigentlich eine Bagatelle, gar nicht der Rede wert . . . Herr von Bühler vertritt die Berechtigung des Spruches: ‚Der Zweck heiligt die Mittel.‘“

„Ich habe es ihm an der Hand von tausend Beispielen zu beweisen versucht!“ donnerte der Alte.

„Ja, Sie haben es versucht, doch ich bestehe darauf, daß man unter allen Umständen diese Theorie zu verwerfen hat, wohin führte sie schließlich, sie öffnete ja jedem Betrug sozusagen Tor und Tür, wie ich es Ihnen ebenfalls recht anschaulich zu beweisen versuchte.“ In Sitins ehrlichen Zügen lag ein feiner, scharfer Spott, den Martine bisher noch niemals wahrgenommen hatte.

„Und auf wessen Seite stehen Sie, Fräulein von Bühler?“ Vor ihren Augen tanzten Funken, ein Zittern durchlief ihre schlanken, jungen Glieder. Der Brief ... der Brief ...! „Auf welcher Seite?“ wiederholte er warm und dringlich. Er hatte ihr ja so oft gesprochen von dem Leitwort seines Geschlechtes, dem Wort, das so stolz und schwer aus seinem Wappen heraus befahl „geradeswegs!“

Und nun würde, mußte das Mädchen seiner Liebe, das unter diesem Wort in das Haus seiner Väter einziehen sollte, ihm nichts erwidern als dieses eine kurze, schlichte „geradeswegs“.

Aber der erblaßte Mund blieb stumm, und das Köpfchen mit der königlichen Krone dunkler Flechten neigte sich wie in Scham.

In Sitins Augen trat langsam etwas Hartes, Stählernes, er biß die Zähne zusammen und wandte sich ab, während der Rittmeister kurz und anerkennend in die Hände klatschte. Martine hatte das Gefühl, als klatschten Schläge auf sie nieder. Der Baron brach bald auf. Man sah ihm an, er war nicht verstimmt, er litt. Der alte Herr, dadurch eingeschüchtert, versuchte alles wieder gutzumachen, doch Sitin ließ sich nicht halten, eine unbezwingliche Gewalt trieb ihn fort. Ueber Martine war unterdessen eine seltsame Ruhe und Klarheit gekommen. So wäre es nicht weiter gegangen, sie hatte es wirklich wagen müssen, dieses Va-banque-Spiel, sie hatte es — müssen, mochte man es nennen, wie man wollte — der Zweck heiligt die Mittel dennoch bisweilen.

Ruhig stand sie auf und reichte ihm die Hand, aber sie begleitete ihn nicht wie sonst zu seinem Wagen, der vorn an der Auffahrt hielt, und sie sah ihm auch nicht von irgendeiner Stelle aus nach, bis die letzte Staubwolke sich hinter ihm verflüchtigte.

Der Baron fuhr selbst. In scharfem Trab bogen die Pferde von dem Querweg in die rote Gasse der Ebereschen hinüber. In seinem Innern brauste es, das Blut in seinen Schläfen klopfte. Sie liebte ihn nicht! Martine von Bühler liebte ihn nicht! Er hatte ein ganzes Jahr vergebens um ihr Herz geworben. Sie stand heute so wenig auf seiner Seite wie am ersten Tag, da er fremd bei ihr eintrat. Ein ganzes Jahr hatte er sich an einer Sonne gewärmt, die gar nicht geschienen hatte, ein ganzes Jahr sich von einem Glauben beglücken lassen, der keinen Grund besaß. Das war furchtbar, das war furchtbar.

Die Hufe der Pferde flogen nur so auf dem langen, ebenen Weg dahin, der kleine Wagen wiegte leicht in seinen Federn, die Räder rollten lautlos. Hinter den Wäldern sank die Sonne und setzte sie in einen gewaltigen, lodernden Brand. Die ganze Weite war ein einziger, goldenroter Taumel, in dem jede andere Farbe kraftlos unterging. Ja, selbst die verstreuten Gehöfte ringsum waren wie aus purpurnem Gemäuer aufgeführt, und die Dächer prunkten darüber gleich ungeheuren Edelsteinen von zauberischem Feuer. Aber bald erlosch die wilde Pracht zusehends.

Der Baron hatte den Wald erreicht.

Die Tannen umdunkelten den gleitenden Wagen, Duft und Dämmer umfingen ihn und tiefes Schweigen.

Doch in seiner Brust waren alle Stimmen des Aufruhrs wach und erfüllten ihn so, daß er gar nichts anderes denken konnte außer dem einen: er mußte sein Glück begraben.

Weißer Schaum flockte den Pferden von den Gebissen, doch sobald sie erlahmten, schmitzte die Peitsche leicht über ihre schmalen Rasseköpfe hinweg.

Bei diesem Tempo war Wukerow natürlich in kürzester Zeit erreicht. Er stieg im Hof ab und ging ungesehen ins Haus und sogleich hinauf in seine Zimmer. Hier warf er sich auf die Chaiselongue. Jetzt würde er ruhiger werden. Ja, er mußte Martine Bühler aufgeben, er betrat ihr Haus nicht wieder. Sie bekannte sich nicht zu ihm. Zugleich hatte er das dumpfe Empfinden, daß dieses schwere Opfer eine männlich stolze Tat bedeutete, die ganz allein seinem Herrenwillen unterstand. Denn das Mädchen war jederzeit bereit, ihm ihre Hand zu reichen, aber er begehrte sie ohne das Geschenk ihrer Liebe nicht. Er wollte geliebt sein mit aller Leidenschaft, deren sie fähig war, die er in ihr langsam zu erwecken gesucht, die ihm auch schon manchmal süß entgegengeglutet und immer wieder versunken war. Warum nur antwortete ein gar so brennender Schmerz seinem männlichen Entschluß? Warum im tiefsten Grunde seiner Seele dieses vage Gefühl der Erleichterung, daß der Entschluß noch nicht ausgeführt war, daß er die Entscheidung noch in Händen hielt? Dann gewann der Aerger über den Rittmeister und Martines unentschiedenes Verhalten in dieser Szene die Oberhand in ihm? Was hatte er doch alles erwartet von ihrer Stellungnahme? Nein, sie gehörte nicht zu ihm. Er betrat ihr Haus nicht wieder. Es mußte alles zu Ende sein. Und gleich in dieser Stunde wollte er es ihr mitteilen. Er stand auf und begab sich ins Nebenzimmer an seinen Schreibtisch. Und wieder bemächtigte sich seiner das erhabene Gefühl, eine mutige Tat zu vollbringen, die auch ihr, trotz allen Kummers, außerordentlich imponieren mußte. Er öffnete ein Fach, warf einen Bogen heraus und setzte sich. Vor ihm stand groß das Bild Martine Bühlers. Das feine, schmale Gesichtchen mit den hellen Augen sah ihn ruhig und wartend an. Er tauchte zum drittenmal die Feder in das Tintenfaß.

Endlich schrieb er: „Hochverehrtes, gnädiges Fräulein! Ich habe trotz meiner Liebe nicht mehr den Glauben, daß unsere Verbindung unser beiderseitiges Lebensglück begründen würde. Ich glaube, daß Sie sich heute selbst von der Verschiedenheit unserer Anschauungen überzeugt haben, und bitte Sie ...“ er stockte, die Feder stieß mit Vehemenz auf den Boden des Tintenfasses auf, seine Blicke fielen wieder auf Martines Bild und blieben an ihren Zügen hängen — süße Gedanken fuhren ihm heiß durchs Herz, dann riß er sich ärgerlich los. Nur keinen kläglichen Rückzug in dem, was man für notwendig und recht erkannte! Er schrieb weiter: „und bitte Sie, mir zu gestatten, meine Besuche hinfort einzustellen. Ich sage Ihnen hiermit Lebewohl und bitte auch Sie — um ein paar Worte des Abschieds. Bewahren Sie ein Erinnern Ihrem Freunde Robert Sitin.“



Er klingelte und ließ den Brief unverzüglich zum Postkasten tragen.

In dieser Nacht schlief er scheußlich. Im Traum formulierte er unaufhörlich an diesem Schreiben weiter, und die sonderbarsten Dinge gerieten ihm in die Feder. Alle halben Stunden erwachte er, goß ein Glas Wasser hinunter und konnte sich von dem Grübeln über das Geschehene nicht befreien. Schließlich war er neugierig, wie er morgen bei Tageslicht über die ganze Sache denken würde.

Am Morgen brachte ihm der Diener die Post ans Bett, was stets geschah, wenn sich der Baron bis acht Uhr nicht im Speisezimmer sehen ließ. Mechanisch griff er danach, riß gleichgültig ein Kuvert nach dem andern auf und ließ es samt Inhalt zu Boden fallen. Geschäftsbriefe, eine Familienanzeige, Offerten, zuletzt der anonyme Brief des „Eingeweihten".

Ein Ruck ging durch seinen Körper. Träumte er denn noch? Es riß ihn förmlich hoch, verstört starrte er auf die geheimnisvollen und doch so eindeutigen Worte nieder. Wer war der andere? Wer? Wenn sie wirklich im Begriff stünde, einem andern näher zu treten? Wenn sie sich überhaupt je einem andern zu eigen gäbe? Dann war er aus ihrem Leben endgültig ausgestrichen. Sie trauerte ihm nicht einmal nach. Nein, das durfte nicht sein. Sie liebte ihn ja doch! Sie gehörte ihm! Ihm? . . . Er hatte ihr entsagt, weil sie seinen Ansprüchen an ein Eheglück nicht zu genügen schien. In diesem Moment hielt sie seinen Freibrief in Händen.

Und dem kühnen Baron geschah etwas ganz Sonderbares. Eine fremde, wilde Eifersucht schlug gleich einer Flamme in ihm auf und wandelte seine so lange ruhig und abwartend gebliebene Liebe urplötzlich in Leidenschaft, in heißes Begehren, in zitternde Angst. Er wußte nur noch eins, sein Leben war ihm nicht mehr von Wert, wenn Martine Bühler sich einem andern anverlobte!

Eine Stunde darauf flog der Sandschneider durch das Hoftor dem Wald zu. Der alte Kutscher auf dem Rücksitz dachte in vollem Ernst, unser Baron ist verrückt geworden, gestern abend heim, als ritte uns der Teufel, heute hin auf die gleiche Art, und dabei fährt er mir meine teuren Ostpreußen kaputt um nichts und wieder nichts.

Martine saß droben in ihrem Zimmer; auch sie war spät aufgestanden. Das Haar fiel noch gelöst über ihr weißes Kleid herab, ihr schönes Gesicht war totenbleich.

Als der Baron ihr gemeldet wurde, wehrte sie heftig ab. Er stieg aber dennoch die geschnitzte Eichentreppe, die von der Diele ins Stockwerk führte, empor und trat einfach ohne Erlaubnis bei ihr ein. Sie hörte ihn kommen und sah ihm schweigend und finster entgegen. Einen Moment standen sie dicht voreinander, beide von dem Anblick und der warmen Nähe des andern ergriffen, dann erglühten sie beide.

„Verzeihen Sie mir", sagte Robert Sitin mit wildem Herzklopfen. Sie antwortete nicht, und er fuhr leise fragend fort: „Sie haben meinen Brief schon gelesen?"

„Ja!"

„Verzeihen Sie mir", wiederholte er schwer atmend.

„Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen," sagte sie fest und kühl, „aber es ist gut, daß Sie selbst kommen, sich die Antwort und die erbetenen Abschiedsworte zu holen, denn daß ich Ihnen nicht schreibe, können Sie wohl denken. Ich gestatte Ihnen also hiermit, Ihre Besuche einzustellen, und sage Ihnen ebenfalls Lebewohl."

„Martine!" Wie ein drohender Ruf durchflog es den hohen, morgenlichten Raum.

„Leben Sie wohl, Baron!" Sie streckte die Hand aus, er ergriff sie auch und bedeckte sie mit heftigen Küssen. „Wenn du glaubst, daß ich dich lasse," stammelte er, „ich kann es gar nicht mehr, und ich will auch nicht leben ohne dich, denn ich bin dein, und ich liebe dich, verzeihe mir doch."

Aber sie entzog ihm ihre Hand mit einem schroffen „Nein!"

Robert Sitin stand ganz stumm und mit gesenkter Stirn und zusammengebissenen Zähnen.

„Man ändert doch nicht binnen wenigen Stunden einen so schwerwiegenden und doch gewiß reiflich überdachten, über sein ganzes Leben entscheidenden Entschluß?" sagte sie nach einer Pause, im Ton ernsten Vorwurfs.

Der Baron griff in die Brusttasche und reichte ihr wortlos den anonymen Brief, aber sie nahm ihn nicht.

„Bitte, lesen Sie!" forderte er kurz.

Martine machte eine gleichgültig abwehrende Handbewegung, denn sie traute ihrem Schauspielertalent doch nicht eine derartige große Aufgabe zu.

„So hören Sie", sagte er, ihr kurz entschlossen ihre eigenen wohlbekannten Worte vorlesend.

„Sie lieben einen andern?" fragte er sodann, und da sie nichts darauf erwiderte, fügte er, seiner nicht mehr mächtig, hinzu: „So hätten Sie mich betrogen, Martine Bühler!"

Sie weidete sich an dem Ausdruck schmerzhafter Liebe, die seine Züge, ihm selbst unbewußt, verrieten.

„Ob ich einen andern liebe oder Sie betrogen habe, kommt doch nun nicht mehr in Betracht — nach Ihrem — freiwilligen Abschiedsbrief", antwortete sie endlich langsam.

„Doch," brauste er auf, „sagen Sie mir klar und deutlich, ziehen Sie mir einen andern vor? Dann . . ."

„Was dann?"

„Dann gehe ich natürlich . . . denn dann muß ich ja gehen."

„Und wenn ich — nein sage?"

„Martine!"

Zwei junge Lippenpaare lagen zum erstenmal aufeinander in einem heißen, durstigen Liebeskuß.

Das große Glück breitete seine trunkenen, zitternden Schwingen um zwei junge Menschen, die zueinander gehörten in alle Ewigkeit.

„Und weißt du auch, Martine?" sagte Robert Sitin endlich strahlend und bewegt zugleich, „wen ich im Verdacht habe, mir diesen gebenedeiten Brief geschrieben zu haben?"

„Nein, ich habe keine Ahnung."

„Den Onkel! Den brummigen, polternden, alten Onkel Rittmeister mit dem goldenen Herzen, wie habe ich ihm unrecht getan! . . . Aber nun, mein Lieb, soll er sich gewiß niemals mehr über mich zu beklagen haben . . . wenigstens nicht in diesen nächsten vier Wochen — bis zu unserer Hochzeit."

Frühsommer- und Kurort-Toiletten.

Hierzu 10 photographische Aufnahmen.

Wer jetzt sein Haus noch nicht geschlossen hat, um für einige Monate oder Wochen ein Wanderleben durchzukosten, der ist jedenfalls im Begriff, es zu tun, und trifft allerhand Vorbereitungen für diese Zeit des Nomadenlebens. Reisebureaus und Schneiderateliers sind besuchter als alle Bilderausstellungen zusammengenommen, und die Frage: Gebirge oder See, fand längst ihre Erledigung. Noch besteht aber die Qual der Toilettenwahl! Weiß oder farbig? Kleiner oder großer Hut? Seide oder durchsichtige Stoffe? Reform oder Gürtelkleid? Schwerwiegende Probleme, die zu lösen wohl kaum möglich ist. Entscheiden sich doch die allermeisten für beides und ziehen mit allen Waffen gerüstet in den Kampf mit Wetter und anderen Elementen.



Phot. Reutlinger.

2. Kurhaustoilette mit dunkelblauer Stickerei.



Phot. Ortecly.

1. Zwei Toiletten für den Landaufenthalt.

Die erste Sorge wendet sich zunächst einem einfachen, bequemen und dabei gut wirkenden Reisekleid zu. Abb. 10 zeigt ein solches mit dunkelbraunem fußfreiem Rock und seitlich geknöpftem englischem Kittel aus kariertem Stoff. Um den viereckigen Halsausschnitt legt sich eine schmale Spitze, einen Blusenansatz vortäuschend, zu dem die gestickten und spitzenumsäumten Unterärmel gehören sollen. Zwei breite, dunkle Schrägstreifen umranden den sehr eigenartig mit einem Zwischenbogen eingesetzten kurzen Aermel. Ein lose geschnallter Gürtel aus braunem Lackleder und ein schwarzer Strohhut mit Blumengarnitur vervollständigen das praktische Kostüm. — Für die Frühstunden des Tages, ehe die große Schau beginnt, ist das schlichte Kleidchen aus weißem, blaugestreiftem Wollenstoff bestimmt (Abb. 4). Der beinah faltenlose Rock trägt unten einen hohen Randstreifen mit schwarzen Samtspangen und kräuselt



sich — ohne Gürtelstreifen — im Taillenschluß leicht ineinander. Die faltige Bluse, deren halbweite Aermel den Seitenteilen angeschnitten sind, schließt an Hals und Ellbogen mit schwarzen Samtauflagen ab, die mit Clunyspitzen überdeckt sind. — Wer nicht an den großen Gasttafeln zu Mittag speist, sondern das Einzelmahl im Restaurant vorzieht, wählt am besten einen Anzug, der die Mitte hält zwischen einem Promenadenkostüm und den sogenannten Nachmittagstoiletten, wie z. B. der besteht aus kornblumenblauem Foulard. Den Rock umgibt in Kniehöhe ein gepaspelter Stoffstreifen mit Quastenfranse. Am Hals und den Oberärmeln beleben rotblaue bulgarische Stickereistreifen den einfarbigen Stoff; Stoffplaketten aus dem gleichen Material halten scheinbar die Blusenfalten zusammen. Zu dem andern Kostüm wurde blauweiß gewürfelter Foulard verwendet. Schmale weiße Streifen mit Goldschnureinfassung und Goldknöpfe unterbrechen das Einerlei des Stoff-




Phot. Reutlinger.

3. **Elegante Sommerabendtoilette.**



Phot. Romen & Co.

4. **Vormittagstoilette für den Badeaufenthalt.**

Abb. 1 sie veranschaulicht. Derartige Toiletten erfordern einen gewissen Takt, sowohl was ihre Anordnung als die Art ihres Tragens anbetrifft: weder zu hell noch zu dunkel, dürfen sie des Zierats nicht entbehren, der aber doch nicht an die Ausstattung der Gesellschaftsroben erinnern soll. Das eine der beiden hier wiedergegebenen Klei- musters. Ein halsfreier Kragen aus plissiertem Mull harmoniert mit der Garnitur. — Ueberaus anmutig wirkt das Gartenkleidchen aus schwarzem Taft auf Abb. 6. Als Vorbild diente das Sonntagsgewand bretonischer Frauen, das so echt nachgeahmt wurde, daß selbst die eng eingezogene Schürze nicht fehlt, hier freilich als





5. Helle Seidentoilette mit schwarzem Mantel für Reunions und Festlichkeiten.

Phot. Romen & Co.

Teil eines Ueberwurfs gedacht, der sich an der Hinterbahn des Rockes wiederholt. Starkfädiger weißer Spitzenstoff diente zur Herstellung der Manschetten und des Matrosenkragens.

Neben diesen anspruchslosen Toiletten stehen nun andere, die infolge ihres Farbenreizes und ihrer vom allgemeinen Geschmack abgewendeten Auffassung eine Eleganz für sich repräsentieren. Da ist die in Rosa und Gold broschierte



Phot. Reutlinger.
6. **Gartenkleid** aus schwarzem Taft.

Phot. Reutlinger.
7. **Promenadentoilette** mit japanischer Stickerei.

Phot. Oricelly.
8. **Prinzeßkleid aus Mull mit Spitzen.**

Phot. Reutlinger.
9. **Frühsommerkleid mit Calottehut.**

Phot. Oricelly.
10. **Reisekleid mit englischem Kittel.**

Musselintoilette (Abb. 9). Der fußfreie Rock ist teils mit einfachem, teils mit doppelt gelegtem schwarzem Chiffon überschleiert. Die kurze Blusentaille schließt mit einem rosa Bandgürtel und einer Schulterpasse aus irischer Knotenspitze ab. Als „clou“ der Toilette der schwarze Calottehut mit rosa Samtstirnband und graurosa schattierten Straußenfedern. Ein Prinzeßkleid aus weißem Perlmull mit Spitzen und Stickereien (Abb. 8) ist sozusagen ganz aus einem Stück

gearbeitet. Die Seitenteile der Jackentaille verlängern sich in spitze Zacken, die aber in den Rock eingearbeitet sind, durch Einsätze und Fältchen derart, daß keine Zweiteilung stattfindet. Weiße Straußenfedern umgeben den tiefsitzenden dunklen Strohhut. Für die Kurpromenade und ihre Nachmittagskonzerte eignet sich die Toilette auf Abb. 2 wohl ganz besonders gut: weißer Seidenmusselin, mit hell- und dunkelblauer Mossulstickerei sehr reich verziert; auch hier wieder eine kurze Tunika, die gleich unter dem lose geknüpften Fichu ansetzt, zunächst in einigen gürtelähnlichen Falten, die das Fehlen des steifen Mieders verbergen sollen. Die Riesenhutscheibe schmücken zurückgebogene Paradiesvogelfedern. — Gleichfalls für den Spaziergang im Park berechnet ist die Toilette auf Abb. 7. Der rahmweiße Ton der Tussorseide der doppelt übereinanderfallenden Röcke wiederholt sich in der halbanliegenden Jacke aus gewelltem Seidenrips, auf dem eine japanische Handstickerei in allen Farben leuchtet. Der Rand des Chanteclerhutes ist über der Stirn etwas geknickt und mit dunkelrotem Atlas gefüttert. Größere Festlichkeiten an warmen Sommerabenden beanspruchen Toiletten, die ebenso bei künstlichem wie auch noch bei dem matten Licht des scheidenden Tages voll zur Geltung kommen sollen. Die mit weißer Seiden- und Perlmutterstickerei reich dekorierte Seidenmusselinrobe auf Abb. 5, der ein Untergewand von weißem Atlas gegeben, umhüllt ein Mantel aus schwarzem Spitzenflor mit Einfassung von schwarzem Taft, der in seiner Kontrastwirkung wunderbar fein zu dem schwarzen Tüllhut abgestimmt ist. — In das Bereich der Salontoiletten, die an keine bestimmte Tageszeit gebunden sind, gehört Abb. 3. Wohltuend berührt die Schmucklosigkeit des Anzugs, der unser an eine Fülle des Nebensächlichen gewöhntes Auge an Bilder aus längst vergangenen Tagen erinnert. Wenig wäre über das rosa Seidenkleid mit dem gleichfarbigen Aermelfichu zu sagen: die Photographie gibt es in seiner ganzen Zierlichkeit und Klarheit wieder. Hoffentlich entschließen sich die deutschen Damen auch recht bald dazu, der beinah bis zur Ueberladung gesteigerten Ausputzsucht ein Gegengewicht zu bieten, und bekehren sich, wie jetzt ein kleiner Kreis vornehmer Pariserinnen, zu einer absichtlich stark betonten Schlichtheit. T. D.

Bilder aus aller Welt.

Mit Stolz sieht Deutschland die Söhne des Kronprinzen heranwachsen. Welch entzückende Kinderbilder sind schon aus der kronprinzlichen Familie bekannt geworden. Die neuste Aufnahme des Prinzen Wilhelm und Prinzen Louis Ferdinand, der ältesten Söhne des Kronprinzen, zeigt unser Bild. Wie lieb und freundlich blicken die munteren Kindergesichter aus dem Schilderhaus.

In Mannheim wurde kürzlich ein von der Firma Lanz erbautes Luftschiff „Schütte-Lanz" im Beisein des Großherzogs Friedrich II. von Baden getauft. Das Luftschiff ist nach den Plänen von Professor Schütt konstruiert. Man sieht mit Spannung seinen Leistungen entgegen.

Der Königliche Musikdirektor Wagner, der verdienstvolle Chordirigent der Berliner Liedertafel, wurde für seine Verdienste durch Ernennung zum Professor geehrt.

Der ausgezeichnete Staats- und Kirchenrechtslehrer Geh. Oberregierungsrat Prof. Dr. Bernhard Hübler, der erst kürzlich in dem Kompetenzkonflikt wegen der russischen Depots in Berlin sich in beachtenswerter Weise äußerte und als einer der ersten Völkerrechtslehrer gilt, beging in aller Stille seinen 75. Geburtstag. Vor drei Jahren legte der greise Gelehrte sein Lehramt nieder und lebt seit dieser Zeit in Greiffenberg in Schlesien.



Ein Idyll aus Potsdam: Die beiden ältesten Söhne des Kronprinzen.
Neueste photographische Aufnahme.
Photochemie G. m. b. H.

Einer der schönsten Punkte des Berner Oberlandes ist das im Haslital gelegene Meiringen. Die Lage ist ganz besonders günstig; im Norden schützt der Hasliberg vor rauhen Winden, während sich nach Süden die herrlichste Aussicht auf liebliche Fluren und Wiesen öffnet. Drei kristallklare Bäche stürzen von den Höhen des Hasliberges herab: der Dorfbach, Alpbach und Mühlebach. Meiringen ist modern gebaut und bietet dem Besucher reiche Gelegenheit, komfortabel zu wohnen. Herrlich sind die Bilder, die die weitere und nähere Umgebung bietet: der Blick auf den Benzlauistock, auf die Grimsel und den blendenden Firn des Rosenlauigletschers.

In vollendeter Weise ist heute die Kunst lebender Bilder und lebender Plastiken ausgebildet. Es läßt sich kaum etwas ästhetisch Schöneres denken als der lebende Marmor unseres Bildes „Diana".

In Lörrach wurde vor kurzem das von dem Bildhauer Wilhelm Gerstel in Karlsruhe ausgeführte



Phot. Grabmück.
1. Großherzog Friedrich II. von Baden. 2. Prof. Schütte. 3. Dr. Karl Lanz. 4. Frau Geh. Komm.-Rat Lanz.
Die vor kurzem erfolgte Taufe des Luftschiffes „Schütte-Lanz" in Mannheim.



Phot. Willinger.
Franz Wagner,
Chormeister der Berliner Liedertafel wurde zum Professor ernannt.



Phot. Hülsen.
Geh. Oberreg.-Rat Prof. Dr. B. Hübler,
beging seinen 75. Geburtstag.



Phot. Wehrli A.-G.
Aus dem Berner Oberland: Meiringen, von der Brünigstraße aus gesehen.

Lebende Plastik: Miß Enid Leonhardt als Diana.

Phot. Bassano, London.





Prof. A. Stoll,
Oberregisseur der Wiener Hofoper,
feiert sein 25jähriges Jubiläum.



Phot. Maaß.
Karl Erb
wurde als lyrischer Heldentenor entdeckt



Das neu enthüllte Denkmal für Johann Peter Hebel in Lörrach.
Modelliert von Bildhauer W. Gerstel.

Sockelrelief, das Wirken Hebels darstellend.

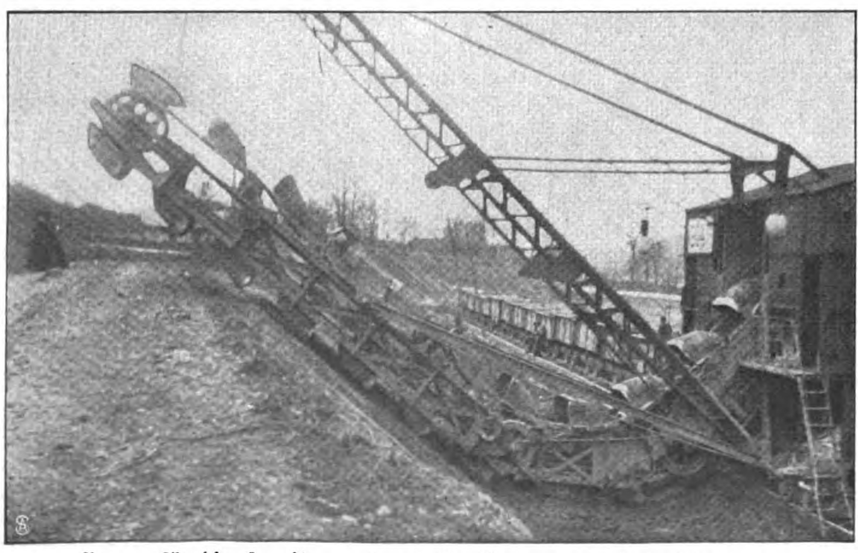
Hauptmann Frank †
von der Kaiserl. Schutztruppe,
erlag einer Tropenkrankheit.



Feldwebelleutnant Ebert,
der Hüter d. Niederwalddenkmals, feierte
sein 50jähr Militärdienstjubiläum.

Denkmal für Johann Peter Hebel enthüllt. Das würdige, ernste und doch freundliche Bild des großen alemannischen Dichters wirkt auf den Beschauer sehr eindrucksvoll.

Eines der bewährtesten Mitglieder der Wiener Hofoper, Oberregisseur Professor August Stoll, feierte sein 25jähriges Jubiläum der Zugehörigkeit zur Wiener Hofbühne, ein gewiß außerordentlich seltenes Fest.



Bagger für die Erweiterung des Kaiser-Wilhelm-Kanals in Tätigkeit.

Der von Baron von Putlitz entdeckte Heldentenor Karl Erb, bisher Mitglied des Lübecker Stadttheaters, wurde an die Stuttgarter Hofoper engagiert und sang mit großem Erfolg den Faust und Stolzing.

Einer der verdienstvollsten Offiziere der Kaiserlichen Schutztruppe, Hauptmann Frank, wurde von einer tückischen Tropenkrankheit, einer „bösartigen Gelbsucht", im jugendlichen Alter dahingerafft.

Vor wenigen Tagen feierte der Feldwebelleutnant Ebert sein fünfzigjähriges Militärdienstjubiläum. Er ist auf den Höhen des Niederwaldes der treue Hüter des Nationaldenkmals. Ebert hat 1870/71 im Infanterieregiment Nr. 95 mit großer Bravour gekämpft und wurde mit dem Eisernen Kreuz Erster Klasse ausgezeichnet.

Augenblicklich ist man mit der Verbreiterung des Kaiser-Wilhelm-Kanals beschäftigt und verwendet dazu eigenartige Trockenbagger.



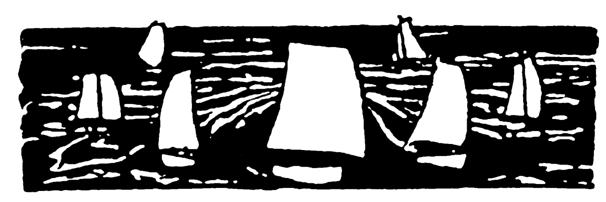
Schluß des redaktionellen Teils.



DIE·WOCHE

Nummer 24. **Berlin, den 11. Juni 1910.** **12. Jahrgang.**

Inhalt der Nummer 24.



Die sieben Tage der Woche.

2. Juni.

Die preußische Regierung plant eine Erhöhung der Zivilliste des Königs.

Die diesjährige Prinz-Heinrich-Fahrt nimmt im Grunewald bei Berlin ihren Anfang.

Der englische Wrightflieger Charles S. Rolls überfliegt den Aermelkanal von Dover nach Calais und wieder zurück, ohne auf französischem Boden zu landen.

3. Juni.

Der bekannte Dichter Julius Wolff stirbt in Charlottenburg im 76. Lebensjahr (Portr. S. 998).

Bei den Reichstagswahlen in Ungarn erhält die Regierungspartei unter Graf Khuen-Hedervary mehr als die Hälfte aller Mandate, so daß ihr der Sieg sicher ist.

Durch Explosion eines Pulverlagers werden in Przemysl in Oesterreich mehrere Personen getötet.

4. Juni.

Dem preußischen Abgeordnetenhaus gehen die Gesetzentwürfe wegen Erhöhung der Krondotation um 2 Millionen und Bewilligung eines Zuschusses von 1½ Millionen Mark für die Königlichen Theater zu.

In Santiago de Cuba zerstört ein Erdbeben zahlreiche Gebäude; auch Menschenleben werden vernichtet.

Der freisinnige Antrag auf Einführung der fakultativen Feuerbestattung in Preußen wird vom Abgeordnetenhaus angenommen.

5. Juni.

Im Großen Preis von Hamburg siegt der den Herren von Weinberg gehörige Fervor. — Das Oesterreichische Derby in Wien gewinnt der Favorit Rascal.

Der Turbinendampfer „Kaiser" von der Hamburg-Amerika-Linie stößt in der Elbmündung mit dem Seeleichter „Gegenwart" zusammen; der Leichter sinkt, vier Mann seiner Besatzung ertrinken.

Die Sprengstoffabrik Rummenohl bei Lüdenscheid wird durch Blitzschlag getroffen und explodiert; viele Menschenleben sind verloren.

6. Juni.

In Allenstein beginnt der Prozeß gegen Frau von Schönebeck-Weber wegen Anstiftung zur Ermordung ihres Gatten.

Es wird bekannt, daß Staatssekretär Dernburg (Porträt S. 996), der Leiter der deutschen Kolonialverwaltung, sein Abschiedsgesuch eingereicht hat.

7. Juni.

Während der Prinz-Heinrich-Fahrt ereignet sich bei Oberenzen ein schwerer Unfall durch Abspringen eines Gummireifens von einem Rennwagen; zwei Menschenleben werden vernichtet, der Führer des Wagens, Franz Heine, wird schwer verletzt.

In den Provinzen Salerno und Avellino in Unteritalien finden schwere Erdbeben statt, die zahlreiche Opfer an Menschenleben fordern.

8. Juni.

In Potsdam findet die Vermählung des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen mit der Prinzessin Agathe von Ratibor und Corvey statt.

Vor den Schulferien.

Von Jakob Wychgram.

Die große Völkerwanderung, die alljährlich für einige Sommerwochen unsere seßhaften Mitbürger auseinanderwirbelt, steht bevor. Ueberall im weiten Vaterland finden, wenn nach des Tages Arbeit Vater, Mutter und Kinder zusammensitzen, Erörterungen statt: wohin die Ferienreise gehen soll, und was man von ihr erwartet. Da mag es einem Schulmann vergönnt sein, an die Eltern einige Anregungen pädagogischer Art heranzubringen: denn es läßt sich mancherlei nicht Unnützliches sagen über die Ferien, die ja selbst in erster Linie eine pädagogische Veranstaltung sind. Wie zwischen die Tage der Arbeit der Sonntag und zwischen die Stunden der Arbeit die Pausen geschoben werden, so hat eine alte Weisheit zwischen die Monate der Arbeit längere Erholungzeiten gelegt. Es besteht kein Zweifel irgendwo, daß eine vernünftige Hygiene des Körpers und des Geistes solche Zeiten der Entspannung gebieterisch fordert; auch die in den letzten Jahren so eifrig und manchmal so einseitig geführte Diskussion, wann die Ferien am besten stattfinden sollen, hat zur Voraussetzung die allgemein anerkannte Notwendigkeit der Einrichtung selbst.

Zweck der Ferien ist die Erneuerung der Arbeitskraft. Der Verbrauch an solcher Kraft ist sehr groß, und wenn die Kräfte der jungen Menschen nur für die Arbeit verbraucht würden, so wäre schon ihrer Wiedergewinnung die größte Sorgfalt zuzuwenden. Aber das großstädtische Leben — und an die Bewohner der großen Städte sei hier besonders gedacht — setzt den Nerven, auch ganz abgesehen von der Arbeit selbst, arg zu. Die Schulwege im Lärm und Gerassel der Straßen,

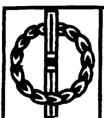
das auch in die Wohnungen dringende Allgemeingeräusch, die Aufmerksamkeit beim Ueberschreiten der Straßen und Plätze, die auf Ohren und Augen wirkenden vielfältigen Eindrücke, selbst wenn die meisten gar nicht ins Bewußtsein gelangen — alles das verbraucht Nervenkraft. Hierzu tritt noch das doch manchmal auch nicht idyllische Schulleben selbst. Die enorme Stundenzahl, die unsern Söhnen und nunmehr auch unsern Töchtern zugemutet wird, zwingt zu viel zu langem Sitzen; der beständige Zustand der Rezeptivität, den die ältere Schule verlangt — ein heilsamer Umschwung bereitet sich seit einigen Jahren vor — schafft rasche und starke Ermüdung; die häuslichen Arbeiten zu so vielen Lehrstunden lassen das Gefühl der Konzentration nicht aufkommen, das nach den Gesetzen der Arbeitshygiene auch bei starker Inanspruchnahme der geistigen Funktionen ein ausgezeichnetes Gegenmittel gegen die Ermüdung ist. All diesen Verbrauch an Kräften sollen die Ferien ausgleichen; sie sollen die entschwundenen Kräfte wieder heraufholen — „Erholung!"

Man wird mir zugeben, daß es sich wohl verlohnt, einer für unsere Volksgesundheit so folgenreichen Einrichtung die öffentliche Aufmerksamkeit zuzuwenden. Zwei entscheidende Fragen werden sich ohne weiteres aufdrängen: Wo sollen die Ferien verbracht werden, und wie werden sie für ihren eigentlichen Zweck am besten verbracht.

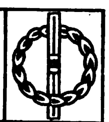
Die Beantwortung dieser Fragen wird sich allgemein dahin geben lassen: Die Ferien sollen so verbracht werden, daß sie ihrem Zweck, der Erholung, am besten dienen. Aber aus solchem Gemeinplatz können unsere Leser nichts entnehmen. Auf den ersten Blick sollte man meinen, es genüge als Gegengewicht gegen jede Art von Arbeit: Ruhe. Aber schon die Natur selbst weist uns darauf hin, daß Ruhe im landläufigen Sinn des Wortes durchaus nicht immer gleichbedeutend ist mit Erholung. Auf große körperliche Anstrengungen reagiert der Mensch durch den Schlaf. Für große geistige Anstrengungen ist der bloße Schlaf kein hinreichendes Gegengewicht. Der gleiche Geist, der im Dienst einer bestimmten Aufgabe mit erzwungener Beschränkung auf ein begrenztes Vorstellungsgebiet tätig gewesen ist, will nicht oder nicht vorwiegend Schlaf oder untätige Ruhe: er will eine Tätigkeit, die auf andern Vorstellungsgebieten spielt. Auch hier zeigt die Natur deutlich den Weg: sie hat in den Menschen den Spieltrieb gelegt. Und es liegt ein tiefer Sinn in der Etymologie des englischen Wortes „sport", es kommt vom lateinischen disportare, d. h. jemand „anderswohin tragen". Nicht daß er schlafe oder auf dem Bett ruhend liege, sondern daß er in der Mußezeit etwas ganz anderes sehe und treibe als im gewöhnlichen Dasein, ist dem geistig arbeitenden und dem geistig ermüdeten Menschen nötig. Nun ist zwar gewiß, daß auch, wenn der Schüler die Ferien zu Hause verbringt, dieses „andere" zur Not beschafft werden kann; aber so vollständig und gründlich wie bei einem Ortswechsel ist es nirgends möglich. In kleineren Städten, wo sich bequem zugänglich eine ländliche Umgebung bietet mit allerlei Möglichkeit des Schauens oder Handanlegens, mag die Jugend auch die Ferien verbringen. Die große Stadt schließt jene Erholung fast immer aus. Daher ist die erste Bedingung für eine nützliche Verwendung der großstädtischen Ferien: Ortswechsel. Es ist selbstverständlich, daß bei der Wahl des Ortes in erster Linie gesundheitliche Rücksichten vorwalten müssen: reine, kräftigende Luft ist unumgängliche Bedingung. Aber darüber hinaus sollten noch allerlei andere Dinge in Betracht kommen. Man darf nie vergessen, daß der ganz vorwiegend geistigen Arbeit unserer Schuljugend ein starkes Maß körperlicher Tätigkeit in der Ferienzeit entsprechen muß. Aber diese körperliche Ausarbeitung darf nicht bestehen in Turnen und ähnlichen unter Regel und Zwang stehenden Uebungen; vielmehr kann gar nicht dringlich genug darauf hingewiesen werden, daß in der kurzen Freizeit auch wirkliche Freiheit den Jungen und den Mädchen zuteil werde. Sie müssen einmal selbst entscheiden, selbst wählen, ihre eigenen Neigungen walten lassen.

Es ist vielleicht unter all den Vorwürfen, die der heutigen Schule gemacht werden, keiner so der gerechten Erwägung wert als der, daß der Individualität des Schülers nicht genügend Spielraum gelassen werde. Disziplin muß sein, und jede „Heteronomie", d. h. von einem andern auferlegte Disziplin, ist individualitätsfeindlich; sie kann und darf auch gar nicht anders sein, denn sie vertritt das Interesse des Ganzen, sie bezweckt nach dem Dichterwort die Behauung des Steines, der sich mit hineinfügen soll in den Bau. Aber es muß, zumal für die heranwachsende Jugend, eine Oase geben, wo Freiheit und eigene Neigung walten dürfen; sonst schadet jene Disziplin auch dem Ganzen, das doch schließlich aus möglichst wertvollen einzelnen bestehen soll. Man wähle also den Ort so, daß eine große Vielseitigkeit geboten wird. Von alters her wählt man entweder das Gebirge oder die See. Ich möchte für die Jugend, jedenfalls für die bis etwa zum 15. Jahr reichende, unbedingt zur See, besonders zur Nordsee raten. Hygienisch bietet sie mindestens gleichwertige, wenn auch nicht gleichartige Vorteile. Daneben aber hat sie einen Vorteil, dem man im Gebirge nichts wird an die Seite stellen können: den von der Flut bespülten Sandstrand. Der Sandhaufen ist schon in den Städten, deren Verwaltungen hie und da einen solchen der Jugend zur freien Benutzung verehrt haben, für Knaben und Mädchen selbst vorgeschrittenen Alters ein unübertrefflicher Betätigungsort. Und nun gar Sand, formbarer Sand, soweit das Auge reicht, auf Borkum, Juist, Langeoog, und wie die Inseln alle heißen. Hier ist das schaffende Spiel möglich, das beste von allen. Wer hätte nicht schon seine helle Freude daran gehabt zu sehen, wie am Strand große Burgen entstehen, ganze Lageranlagen mit Laufgräben und Wassergräben, Zugbrücken und Zinnen, und obendrauf flattert die deutsche Fahne! Oder wer hätte nicht schon, still abseits, die ganz kleinen Mädchen beobachtet, wie sie Kuchen und Brote formen, kaufen und verkaufen oder den feuchten Sand auf mannigfach andere Weise ihrer Phantasie dienstbar machen. Und dazu all die frischen Gesichter, gerötet und gebräunt vom Salzhauch des Meeres!

Das Gebirge bietet für dieses Alter nicht annähernd gleiche Erholung und Freude. Eltern, die den Vergleich noch nicht haben ziehen können, werden das bezweifeln, zumal wenn — sie selbst lieber in die Berge gehen möchten als an die See. Die zwei Dinge, die uns Erwachsenen ins Gebirge ziehen: die Schönheit der Landschaft und der Reiz des Steigens, kommen für Kinder bis zu 14 oder 15 Jahren noch nicht in Betracht; der Natursinn ist noch nicht entwickelt, das kindliche Auge faßt nicht das Gesamtbild



Julius Wolff.



Den Kranz auf! — daß mit heitern Winden
Die Freude durch die Lande zieht.
Es ist doch Zeit zum Kränzebinden,
Es ist doch Zeit für Lust und Lied! —
Und doch, was soll das Blumentragen?
Die schöne Welt hat sich vermummt ...
Ein großes Herz hat ausgeschlagen,
Ein edler Sänger ist verstummt.
Die Sense blitzte gierig auf die Mahd —
Getroffen liegt mein bester Kamerad.

Nicht nur für mich! — so stolz die Firne,
Die Welt so groß, die Welt so weit ...! —
Durch sie trug er mit freier Stirne
Das hohe Lied von Lust und Leid.
Mit reiner Kunst hat er's bemeistert,
Wie Falkenflügel hat's gerauscht;
Nun schweigen alle, die begeistert
Dem goldnen Singemund gelauscht:
Student und Ferge, Jäger und Soldat —
Zu Tod verwundet liegt ihr Kamerad.

Das Hifthorn klagt im tiefen Grunde,
Das Echo hat sich scheu versteckt,
Das er so oft mit frohem Munde
In Berg und Tal und Feld geweckt.
Es schweigt der Wald, vom Weh umschauert,
Die muntre Quelle springt nicht mehr,
Am Felsenborn die Nixe trauert,
Und leises Schluchzen ist umher.
Es flüstert rings auf Wald- und Wiesenpfad:
Uns ging dahin der liebste Kamerad!

Für alle fand er Wort und Weise,
Für Minne, Wein und Schwerterstreich,
Und zaubrisch zog er seine Kreise
Vom Harz durchs mondbeglänzte Reich.
War das ein Jauchzen und ein Leben,
Ging's dann ins Land voll Traubenduft! —
Nun wölken ihm die jungen Reben
Den Weihrauch in die stille Gruft.
Wie Wisperwind sich's dem Entschlafnen naht:
Leb wohl, leb wohl, du treuer Kamerad!

So weh das Herz bei all den Deinen
Und so vergrämt der müde Tag ...! —
Im Auge noch ein heißes Weinen,
Seh ich den goldnen Spuren nach.
Fahr wohl, fahr wohl! Vom Licht umwoben,
Jetzt wirkt dir über Raum und Zeit
Der große Sternenvogt da droben
Den Mantel der Unsterblichkeit.
Noch einmal denn — aus voller Sternensaat
Reich mir die Hand, du guter Kamerad!

Joseph Lauff.

der Landschaft, es heftet wie der innere Schausinn an dem einzelnen, an einem Tier, einer seltenen Muschel u. dgl. weit mehr als an dem noch so schönen Gesamtbild eines Gebirgstales. Und was das Steigen betrifft, so ist es vielen Aerzten zweifelhaft, ob für dieses Alter die starke Anstrengung der Lungen, die gerade jetzt ihr raschestes Wachstum haben, gut ist. (Die menschlichen Lungen nehmen in der Zeit vom 14. bis 18. Lebensjahr jährlich um 100 bis 140 Kubikzentimeter zu!) Dazu kommt endlich noch, daß das Steigen die Hände unbeteiligt läßt. Und mehr und mehr sollte alle Erziehung darauf ausgehen, der Kopfarbeit die Handtätigkeit an die Seite zu stellen, wie das auch die amtliche Schule neuerdings zu tun beginnt.

Wie aber nun, wenn die Regentage kommen, die unvermeidlichen? Wer mit Kind und Kegel einmal regnerische Ferien in der Sommerfrische erlebt hat, weiß, was für eine Qual es sein kann, Stunde für Stunde, Tag für Tag auf die meist nicht komfortablen und beschränkten Räume angewiesen zu sein. Schlimmer ist noch die üble Laune, die aus der Untätigkeit der Kinder erwächst. Man sollte sich gegen solche ganz sicher eintretende Unannehmlichkeiten wappnen; und es gibt dagegen ein vortreffliches Mittel: man sorge für Beschäftigungen auch in der Wohnung. Es gibt ihrer so manche. Vielleicht kommt man mit dem Ordnen der vielfachen, nach Neigung und Geschmack angelegten Sammlungen — Käfer, Muscheln, Blumen, Gesteinsarten usw. — schon aus. Wo es aber „jeglichen Tag" weiter regnet, da sinne man auf anderes. Ich nenne einiges. Gemeinsame Lektüre ist ein erstklassiges Rettungsmittel. Das unruhige Leben läßt ja daheim nur ganz selten einmal die Familie vollzählig zusammensein; wie schön ist es, wenn alle um den runden Tisch sitzen und die Mutter ein allen (auch dem Vater!) interessantes Buch vorliest. Solche Bücher gibt es heute in großer Zahl, man braucht nur aufs Geratewohl ein Dutzend der billigen Hefte der Wiesbadener Volksbücher mitzunehmen. Oder aber man arbeite zusammen. Allen Teilen große Befriedigung gewährt das Tonformen. Man lasse sich ein paar Pfund gewöhnlichen Ton geben und fülle ihn in eine Konserven- oder andere Metallbüchse, worin er sich in erwünschtem Maß feucht erhält. Zu Plastilin würde ich nicht einmal raten, da es die Finger fettig macht, während gewöhnlicher Ton sich leicht abwäscht. Und nun begebe man sich an die Nachbildung irgendeines geeigneten Naturgegenstandes — vielleicht kennen die Jüngsten das schon aus der Schule, wo man ja neuerdings diese wohltätige Ergänzung des Augen- und Ohrenschulbetriebes einführt. Oder man bilde gemeinsam, mit freier Arbeitsteilung, auf einem größeren Brett, die Straßen des Dorfes, die Formen des Seeufers, den Leuchtturm, oder was sich sonst bietet, nach. Viele Eltern werden mit Staunen wahrnehmen, wie reizvoll diese Arbeit mit den Händen ist, die zugleich den begleitenden „munteren Reden" nicht das geringste Hindernis bereitet. Auch hier wieder wird man der



segensreichen Wirkungen des schaffenden Spieles inne werden.

Selbstverständlich ist es nicht möglich, alles aufzuzählen, was die Langweile und üble Laune fernhalten und selbst den Regentag verklären kann.

Ich will den Raum, der mir zur Verfügung steht, noch zu zwei Bemerkungen benutzen.

In den letzten Jahren tritt öfter an die Stelle der Sommerfrische die gemeinsame Reise von Ort zu Ort, unternommen von jungen Leuten unter Führung eines Lehrers. Man durchwandert eins unserer Mittelgebirge, anmutige Flußtäler, merkwürdige Städte. Es liegt mir fern, hiergegen grundsätzlich etwas zu sagen; doch darf man solche Reisen wohl nur dann billigen, wenn sie nicht an die Stelle eines gemeinsamen Familienaufenthalts treten; denn bei der Ueberlastung, unter der in gewöhnlichen Zeitläuften der Vater leidet, sollte er wenigstens jede Gelegenheit suchen, mit der ganzen Familie zusammenzuleben. Ich habe schon vor Jahren einmal in der „Woche" ausgeführt, wie das Amts- und Geschäftsleben heute den Vater in der Familie fast ausschaltet; und das ist seitdem eher schlimmer geworden. Er sollte eifersüchtig darüber wachen, daß wenigstens während der Ferien er der Familie und ihm die Familie nicht entzogen wird. Sodann aber glaube ich diese Schülerreisen nicht billigen zu können, wenn sie die deutschen Grenzen überschreiten und sich Reiseziele setzen, die man besser späteren Jahren vorbehielte. Nach Rom vollends gehört der gereifte Mensch. Der werdende soll erst einmal auf vaterländischer Erde heimisch werden.

Die zweite Bemerkung bezieht sich auf das Verhältnis der Schule zu den Ferien. Eine Hauptbedingung für die gesundheitlichen und seelischen Wirkungen der Ferien ist, daß der Knabe und das Mädchen sich einmal völlig frei von den Anforderungen des Schullebens fühlen. Man gebe doch der Jugend, was man den Erwachsenen gegenüber als selbstverständlich betrachtet! Wo ist es üblich oder auch nur zulässig, einem Beamten, einem Richter, einem Lehrer für die Zeit seines Erholungsurlaubs eine amtliche Aufgabe zur Erledigung mitzugeben! So sollte auch keine Schule sogenannte Ferienarbeiten geben. Der Verfasser dieser Zeilen hat die Entwicklung dieser Frage seit 1881 selbst miterlebt. Damals war es noch allgemein üblich und vorgeschrieben, Ferienaufgaben zu geben; aber verständige Direktoren und Lehrer sträubten sich schon damals dagegen und suchten, dem amtlichen Gebot seinen Stachel dadurch zu nehmen, daß sie die Aufgaben scharf begrenzten. Eine Qual für die Jugend waren allgemein gehaltene Aufgaben, wie z. B. „Wiederholung des Mittelalters", „Die Länder Europas". An gut geleiteten Schulen kommt dies heute nicht mehr vor; aber Ferienaufgaben, wenn auch vernünftiger gestellt, kommen noch weit und breit vor, und selbst wo sie verboten sind, soll es hie und da geschehen, daß „freiwillige" Arbeiten „aufgegeben" werden. So etwas ist nicht recht. Man sollte allgemein in Deutschland zu der Auffassung gelangen, die sich schon im Jahr 1894 in den preußischen Bestimmungen über das höhere Mädchenschulwesen zu dem Satz verdichtete: „Ferienarbeiten sind auch als freiwillige Leistungen unzulässig."

Ueber das Thema der Ferien könnte man ein Buch füllen; aber ich glaube, daß es besser ist, einige wenige Gedanken dem Leser vorzulegen als viele. Sollten diese Zeilen Leser und Leserinnen finden, die eine oder die andere Anregung aufnehmen, so wäre ich recht dankbar; vielleicht hat einer oder eine die Güte, mir einmal an einem Regentag auf einer Postkarte zu sagen, wie das mit dem Tonformen gegangen ist.

Das Schicksal vieler Ansichtspostkarten.

Von Postrat O. Grosse.

Nach der Statistik der Reichspost bleiben jährlich über 2 Millionen im Reichspostgebiet aufgelieferte Postsendungen unbestellbar. Da die Zahl der im Reichspostgebiet überhaupt aufgegebenen Postsendungen 5 Milliarden jährlich ausmacht, werden somit nach Adam Riese von 1 Million Postsendungen durchschnittlich 400 Stück = 0,04 v. H. unbestellbar. Noch vor 15 Jahren war dieser Prozentsatz um die Hälfte geringer, denn es entfielen damals auf 1 Million Sendungen nur 220 unbestellbare. Nun hat ja zwar inzwischen der Gesamtverkehr sich verdreifacht, da er vor 15 Jahren „nur erst" 1,8 Milliarde Sendungen umfaßte. Gleichwohl kann dies ohne weiteres keinen Grund dafür bilden, daß dementsprechend auch die unbestellbaren Sendungen prozentualiter zugenommen haben, vorausgesetzt, daß die Postbehörde andauernd den ihr anvertrauten Postsachen nicht nur eine sorgfältige Bestellung angedeihen ließ, sondern daß sie auch weiterhin mit Hilfe besonderer Einrichtungen nach Möglichkeit dazu beitrug, auch mangelhaft adressierte Sendungen mit „Findigkeit" an den Mann oder an die Frau zu bringen. In welchem Maß die Reichspost diese Voraussetzungen seither weiter erfüllt hat, und wie unberechtigt die gelegentlich in Lokalblättern aus irgendeinem Einzelfall hergeleitete allgemeine Klage ist, daß es mit der sonst so berühmten Findigkeit der Reichspost bergab gehe, wird ziffernmäßig durch die Statistik dargetan. Denn sie weist nach, daß auf 1 Million Sendungen vor 15 Jahren 241 unbestellbare Briefe, gegenwärtig aber nur noch deren 198 trotz des erheblich stärkeren Gesamtverkehrs entfallen; ebenso hat das Verhältnis bei den Drucksachen, Geschäftspapieren und Warenproben (s. Z. 79 pro Million unbestellbar, jetzt deren 67) sich nur günstig fortgestaltet, obwohl vor 15 Jahren 959 Millionen Briefe und 386 Millionen Drucksachen jährlich im Reichspostgebiet aufgeliefert wurden gegenüber einer Masse von 2316 Millionen Briefen und 1220 Millionen Drucksachen in der Gegenwart. Da auch bei den Paketen (216 Millionen Stück gegenwärtig) der übrigens ganz winzige Prozentsatz von 5 unbestellbaren pro Million sich trotz der inzwischen eingetretenen Verdopplung dieses Verkehrs in 15 Jahren nicht verschlechtert hat, so bleibt nur eine einzige Kategorie von Sendungen noch übrig, die die sonst so günstige Statistik über die unbestellbaren Sendungen gewissermaßen über den Haufen wirft, und das sind die Postkarten oder noch richtiger die Ansichtspostkarten, die in dieser Hinsicht das Schmerzenskind, freilich nicht



der Reichspost allein, bilden. Bei den Postkarten (Gesamtzahl der z. Z. im Reichspostgebiet aufgelieferten 1,4 Milliarden Stück) werden nämlich gegenwärtig 1100 Stück pro Million unanbringlich, während es vor 15 Jahren nur 380 Stück waren. Die Zahl der unanbringlichen Postkarten hat sich hiernach seither um 189 v. H. vermehrt, wobei der Postkartenverkehr selbst freilich auch um 283 v. H. gestiegen ist. Und wer trägt nun die Schuld an dieser gleichwohl so bedeutenden Zunahme der unanbringlich gewordenen Postkarten? Versagt die Reichspost mit ihrer sonst doch ziffernmäßig erwiesenen Sorgfalt, Umsicht und Findigkeit lediglich bei diesem einen, besonders beliebten, neuzeitigen Verkehrsmittel, das noch dazu den ersten deutschen Generalpostmeister, einen Stephan, zum Erfinder hat? Ja, es ist so. Und warum? Nun, weil die Reichspost zwar auch bei den Postkarten das Erdenkliche tut, um diese vor der Reise in den Orkus zu schützen, weil sie aber schließlich bei dem besten Willen an der Tatsache nichts zu ändern vermag, daß das Publikum die (Ansichts-) Postkarten auch dann schon dem Briefkasten zuführt, wenn sie noch nicht einmal eine Adresse tragen. Dieses Schicksal aber teilt alljährlich jetzt über eine Million solcher Karten, obwohl allenthalben dort, wo sie erfahrungsgemäß in größeren Mengen aufgeliefert werden, also namentlich in allen Bade-, Ausflugsorten usw., die Reichspost über dem Briefkasten von einer weißleuchtenden Emailplatte herab in großen schwarzen Buchstaben fürsorglich an den Einlieferer die eigentlich selbstverständliche, aber doch wieder so dringend nötige Aufforderung richtet:

Aufschrift und Marke
nicht vergessen!

Vielleicht tragen diese Zeilen dazu bei, daß sich mancher den einfachen Wortlaut dieses Plakats fortan zu Gemüte führt, um danach, zumal jetzt wieder die Reisezeit anhebt, in der Praxis zu verfahren. Es genügt auch schon vollkommen, wenn man es sich einfach zum Grundsatz macht, bei Postkarten immer erst die Adresse zu schreiben, bevor man an den Text herangeht. Damit ist das erreicht, was die Karte — vorausgesetzt, daß die Adresse auch vollständig lautet — vor dem Schicksal bewahrt, nach der Auflieferung in einem großen Postschrank neben sonstigem „Ausschuß" ein zweckloses Dasein zu fristen, bis sie der Feuertod trifft und all die Freude, die sie bereiten sollte, in ein trauriges Häuflein Asche verwandelt.

Das Wetter und die Sprache.

Von Geo B. Warren.

In der Gaststube des Dorfwirtshauses im Gebirge sitzt eine größere Zahl verregneter Touristen und wartet darauf, daß das Wetter sich bessern soll. Ueber die Berge herüber kommen dicke, schwarzgraue Wolkenballen, die zusammen mit dem Wasserdunst und dem Nebel, die das Tal erfüllen, den Eindruck hervorrufen, als löse sich die ganze Atmosphäre in Wasser auf. Es ist ein wirkliches „Hundewetter", das heißt nicht einmal gut genug für einen Hund, denn „man möchte keinen Hund in dieses Wetter hinausjagen".

„Wie das pladdert!" sagte der anwesende Berliner; „es gießt wie aus Mollen."

„Das macht aber!" behauptet der Süddeutsche.

„Es dreescht nur so", meinte der anwesende Schlesier, der dieses Wort von „drascht" ableitet. (Die Wurzel soll aus dem gotischen Wort „driusan", das heißt „fallen", stammen.)

„Es regnet Strippen", „es regnet Bindfaden", läßt sich ein anderer hören, und der alte Herr in der Ecke meint sogar: „Es gießt Segerleinen."

Das ist eine Bezeichnung für den Regen, die der alte Herr noch aus seiner Jugendzeit her kennt. Damals hieß die Wanduhr noch der „Seger" oder „Seiger", und an dicken Leinen hingen die Gewichte der Uhr.

„Es regnet Bauernjungen", behauptet ein anderer.

Das Wetter kümmert sich um alle diese Redensarten absolut nicht. „Es gießt, es gießt", es regnet in Strömen. Auf einen Augenblick wird es hell.

„Es hört auf!" ruft ein hoffnungsfreudiger Tourist. Aber der ironische Norddeutsche setzt hinzu: „Mit Sachteregnen", und der Schlesier fügt hinzu: „Es wird hell auf mehr Regen."

Doch diese Pessimisten scheinen nicht recht zu behalten. Der Regen läßt tatsächlich nach, die Tropfen fallen nur noch vereinzelt.

„Es trippelt", „es tröpfelt", „es drüppt" (von der germanischen Wurzel „drupp"), „es trippt" nur noch.

Der Sachse, der zum kleinen Fenster hinaussah, behauptet: „Es nieselt nur noch." Ein anderer Tourist nennt diesen feinen Sprühregen einen „Nebelreißer".

Aber schon kommt über den Berg herüber ein neuer „Schwalch", das heißt eine dicke Wetterwolke, und um zur Niedertracht auch noch den Hohn zu fügen, sendet diese Wolke jetzt Hagel herab.

„Es schloßt", „es graupelt", „es kutzbohnelet".

Auch diese Anfechtung geht vorüber, wieder wird es für einen Augenblick hell. Aber dem Wetter traut jetzt niemand mehr. Der Tourist von der Wasserkante, der mit seemännischen Ausdrücken vertraut ist, behauptet: „Es gibt gleich wieder etwas auf die Mütze." Man prophezeit, daß noch „eine Husche kommt", und der Schwabe erklärt: „Ich mein halt, es gibt noch ä klei's Regele aus deme Wetterloch da drübe!" Jede Gegend hat ihr bestimmtes „Wetterloch", das ist eine Himmelsrichtung, ein bestimmter Punkt in der Landschaft, von woher die schweren Gewitter, die Stürme, die heftigen Regengüsse heraufgezogen kommen.

„Die Sonne zieht Wasser!" bemerkt ein anderer Verregneter, auf den Strahlenkranz deutend, der von der Sonne in einzelnen Radien zum Erdboden hinunterzugehen scheint. Die Sonne steht hinter einer ganz dünnen Wasserdampfschicht, und in den Wassertröpfchen erzeugten ihre Strahlen jene eigenartige Spiegelung. Die „wasserziehende" Sonne spielt auf alten Bildern, insbesondere auf Kupferstichen, eine große Rolle. Sie deckt so hübsch den leeren Hintergrund und unterbricht angenehm die etwas langweiligen Luftlinien des Stiches.

„Es sudelt immer noch ein bißchen!"

So vielfache Bezeichnungen allein für den Regen hat unsere bilderreiche deutsche Sprache aufzuweisen.



zu verwundern ist das nicht. Der Einfluß des Wetters auf das Wohlbefinden des einzelnen Menschen, auf die wirtschaftlichen Verhältnisse und den Gesundheitzustand ganzer Länder und Völker ist außerordentlich groß. Menschliche Beschäftigungen, die Millionen von Individuen ernähren: die Landwirtschaft, der Weinbau, die Jagd, die Forstwirtschaft, die Schiffahrt, die Fischerei, die Müllerei, sie sind alle von Wind und Wetter mehr oder minder abhängig. Solange sich die Menschheit im Kulturzustand befindet wahrscheinlich sogar schon vorher, hat sie das Wetter beobachtet und hat sich aus den Erfahrungen Urteile über das kommende Wetter zu bilden gesucht, hat sie die Sprache mit Ausdrücken für die verschiedenartigsten Wettererscheinungen bereichert.

Auch im deutschen Sprichwort spielt ja das Wetter eine große Rolle, und wir wollen hier nur zitieren: „Auf Regen folgt Sonnenschein" und annehmen, daß das Wetter sich wirklich gebessert hat. Wie viele Ausdrücke haben wir nicht, um schönes Wetter zu bezeichnen! Zum mindesten ist es „herrlich", und der Exaltierte versteigt sich gar zu der Behauptung, das Wetter sei „rasend schön". „Es ist ein Kaiserwetter", „ein Hohenzollernwetter", „ein selten schönes Wetter".

Aber die Menschheit ist nie zufrieden. Brennt die Sonne gar zu sehr herab, dann klagt man über „tropische Hitze", über „Siedehitze" oder über „Bärenhitze". Man kennt auch eine „Bärenkälte".

Wie kommt der Bär dazu, in diesem Zusammenhang bildlich verwendet zu werden?

Der Bär war früher das größte Landtier in deutschen Gauen. Er war auch ein halb mystisches Tier, denn slawische und germanische Sagen sehen in dem Bären einen verzauberten Menschen. Alles, was groß und gewaltig ist, ist bärenhaft, ein großer Hunger ist ein „Bärenhunger". „Bärengeld" bedeutet „viel Geld"; deshalb bedeuten „Bärenhitze" und „Bärenkälte" auffallend schroffe Temperaturverhältnisse.

In Mitteldeutschland spricht man wohl auch von einer „knolligen" Hitze, behauptet wenigstens, es sei „knollig" heiß, und will damit wohl andeuten, daß sich die Hitze gewissermaßen zu einem Knollen (Knoten) zusammengeballt hat und so in verstärktem Maß auftritt. Dafür behauptet man wieder von der Kälte „es friert Stein und Bein", und uralt ist jene Uebertreibung, die uns von einer Kälte spricht, die so groß war, „daß die Vögel aus der Luft fielen".

Die deutsche Sprache hat den Vorzug der Tonmalerei vor vielen anderen Sprachen, und eines der prächtigsten, bezeichnendsten Worte der deutschen Sprache ist wohl das Wort „Blitz". Wie kurz, wie scharf mit dem spitzen „i" ist dieses Wort nicht. Man sieht gewissermaßen den Blitz aufleuchten und wieder verschwinden. Es soll von dem mittelhochdeutschen „plich" kommen. Wenn das Wort aber ursprünglich „plich" hieß, so hat es sich jedenfalls in der Form „Blitz" wunderbar verbessert. Wohl hört man in dem Wort „Donner" das Rollen und Grollen des Wetterschlags; aber in bezug auf Tonmalerei und Prägnanz des Ausdrucks kann sich dieses Wort mit dem „Blitz" doch nicht vergleichen.

Obwohl auf dem Land der Wind nicht eine so große Rolle spielt wie auf See, so hat doch auch die Sprache des Binnenländers die verschiedenartigsten Bezeichnungen für die Luftbewegung. „Es windet", „es bläst", „es stürmt" da draußen, und dem Sturm sagt man nach, daß er „heult", „rast", „tobt", „über Land und Meer fegt". Besonders unangenehm wird er im Winter, wenn er sich zum Schneesturm auswächst und dann die „sibirische Kälte" bringt, eine Temperatur, die in der Tat nur in den nördlichsten Gegenden des verschrienen Sibiriens zu finden ist; denn der südliche Teil Sibiriens hat ein tropisches Klima, und die Palme und der Tiger „gedeihen" dort.

Die meisten Bezeichnungen für den Wind hat natürlich der Seemann, für den zur Zeit der ausschließlichen Segelschiffahrt der Wind so große Bedeutung hatte. Beim Seemann kommt der Wind auf, der Wind frischt auf, wird steif, schralt, flattert, dreht über den falschen Bug (wenn die Winde linksherum drehen), ist rauh, fällt ab, flaut ab, lullt ein. Auf dem deutschen Kriegsschiff, das durch die See zieht, löst bei Morgengrauen der Wachtoffizier auf der Brücke den Kameraden ab. „Sie bekommen noch eine Mütze voll Wind!" sagt der Abgelöste und meint, daß eine steife Brise heraufkommt. Der Landbewohner würde diese Mütze voll Wind schon einen recht schweren Sturm nennen.

Wenn es anfängt neblig zu werden, sagt der Seemann, die Luft wird diesig oder unsichtig, und wenn sich ein Nebelschleier am Himmelsgewölbe zeigt, so weiß der Seemann, daß Regen kommt, und er sagt: „Das Wetter wird mistig." Er denkt aber dabei nicht an das berühmte Düngemittel, sondern an das englische Wort „mist", das Nebel bedeutet, aber auch zur Bezeichnung eines feinen, nebelartigen Sprühregens gebraucht wird. Tritt solcher Nebel im Gebirge auf, so heißt es: „die Füchse brauen". Beim Bierbrauen steigt aus den Braupfannen gewaltig viel Dampf auf. In Thüringen nennt man den feinen Nebel, der sich an und über den Bergen zeigt, „Duft".

Nächst dem Seemann hat wohl der Gebirgler die meisten Bezeichnungen und Bilder für das Wetter, und es wäre interessant und für die Sprachforschung wertvoll, wenn es gelänge, einmal alle diese Ausdrücke zu sammeln, von denen die vorstehenden Zeilen nur eine verhältnismäßig geringe Anzahl bringen können.

Im anerkennenden und im tadelnden Sinn, aus freudigem Herzen und um uns durch Schimpfen Luft zu machen, im Aerger und im Humor wenden wir die verschiedenartigsten Bilder und Bezeichnungen in der deutschen Sprache an, um das Wetter zu kennzeichnen, oder um unserm Unmut oder unserer Freude darüber Ausdruck zu geben.

Aber natürlich ist auch das Umgekehrte der Fall; unsere Sprache entnimmt ihre Bilder den Witterungserscheinungen und bezeichnet nicht nur Tatsachen und Ereignisse, sondern auch Stimmungen und Empfindungen mit Ausdrücken, die aus der Bezeichnung des Wetters hergenommen sind. Wir nennen einen launenhaften Menschen wetterwendisch und sagen von ihm, er sei wie Aprilwetter, wir verzeichnen orkanartigen Beifall. Im öffentlichen Leben und in den Parlamenten haben wir die Ruhe vor dem Sturm oder eine stürmische Sitzung, der oft eine gewitterhafte Schwüle im Empfinden eines ganzen Volkes vorausgeht. Da gehen die Staatsmänner mit umwölktem Blick einher, und im Parlament fallen die Hiebe auf die Gegner (hoffen wir nur die geistigen) hageldicht. Haben wir gesiegt, so blitzen unsere Augen, und auf unserm Gesicht ruht es wie Sonnenschein, der Gegner aber hat das Empfinden, daß seine Hoffnungen verhagelt sind und auf seine Erwartungen sich der Frost



oder Reif gesetzt hat. Doch wenn in seiner Brust auch ein Sturm von Gefühlen tobt, das Donnerwetter, das im politischen Leben über ihn niederging, wird ihm nicht viel schaden, denn er ist leichtlebig und leichtsinnig, ein windiger Geselle, ein Windbeutel!

Seefische.

Plauderei von Dr. Otto Senst.

> Der stachlichte Roche, der Klippenfisch,
> Des Hammers greuliche Ungestalt

sind jedem aus der Schulzeit durch Schillers Taucher bekannt. Wer kein so guter Schwimmer ist wie der verliebte Knappe, kann sich den Anblick der verschiedenen Seetiere und Untiere bequemer verschaffen, wenn er einen Spaziergang nach unsern Engrosfischmärkten an der Wasserkante unternimmt. Gefahren, wie sie Schillers Taucher drohten, braucht man dort nicht zu befürchten, nur muß man die Unbequemlichkeit des frühen Aufstehens in den Kauf nehmen, denn die Auktionen, auf denen jene Schillerschen Gestalten zu sehen sind, beginnen in früher Morgenstunde.

Im Geestemünder Fischereihafen, der größten derartigen Anlage des europäischen Kontinents, sind im vorigen Jahr rund 68 Millionen Pfund Seefisch versteigert worden; bei dieser riesigen Menge bietet er reiche Gelegenheit, die mannigfaltigen Arten und Sorten kennen zu lernen. Am zahlreichsten wird der Schellfisch in den verschiedensten Größen angebracht, von dem im vorigen Jahr 26¾ Millionen Pfund im Geestemünder Fischereihafen verkauft wurden. Also 5/12 des gesamten Umsatzes entfiel auf diesen wohlschmeckenden Fisch, der in vielen Gegenden des Binnenlandes neben dem Kabeljau der einzige bekannte Seefisch ist. Charakteristisch ist der schwarze Fleck, den er hinter der Brustflosse hat.

Der nächste Verwandte des Schellfisches, der Kabeljau, in der Ostsee Dorsch und Pomuchel genannt, spielt auf dem Fischmarkt die zweite Rolle. Der Kabel, wie ihn der Händler abgekürzt nennt, erreicht ein Gewicht bis zu 50 Pfund. Er kommt nicht nur frisch in den Verkehr, sondern auch gesalzen und getrocknet als Klippfisch und Stockfisch, dem Heine in seinem Wintermärchen „Deutschland", das vielleicht besser ungeschrieben geblieben wäre, einen Vers gewidmet hat:

> „Ihr heimischen Stockfische, seid mir gegrüßt,
> Wie schwimmt ihr klug in der Butter!"

Heine kannte den Stockfisch aus seiner Jugendzeit sehr gut, denn der Stockfisch ist in katholischen Gegenden eine beliebte Fastenspeise. Während bis vor kurzem die Norweger das Monopol der Trocknung hatten, wird diese Ware neuerdings auch in Deutschland, speziell Geestemünde, hergestellt, und es sind besondere Anlagen entstanden, in denen der Fisch nicht nur wie in Norwegen an der Sonne, sondern auch auf künstlichem Wege getrocknet werden kann.

Ein dritter, aber nicht so häufiger Vertreter der großen Schellfischfamilie ist der Seelachs oder Blaufisch, von den Fischern wegen seines dunklen Aussehens Kohlfisch genannt. Die drei genannten Sorten, zu denen noch der Lengfisch (Seeal), Katfisch (Austernfisch) und Seehecht kommt, pflegt man als Massenfisch zu bezeichnen, während die Plattfische — Butte, Schollen, Zungen usw. — als Feinfisch oder Edelfisch gelten. Vornehmste Vertreter dieser Sorten sind die Seezunge, kenntlich an ihrem schlanken, zungenförmigen Bau, und der Steinbutt, der einem Quadrat mit abgerundeten Ecken gleicht; seinen Namen führt dieser Fisch von Verknöcherungen, die wie kleine Steinchen in der Haut sitzen. Die Wertschätzung dieser beiden Fische kommt im Preis sehr deutlich zum Ausdruck. Während im Durchschnitt des vorigen Jahres der große Schellfisch en gros 28½ Pfennig kostete, haben große Seezungen 157 und großer Steinbutt 116 gekostet. Weniger teuer sind die Rotzungen, die ihren Namen von ihrer rötlichen Färbung haben, der Heilbutt und der Tarbutt.

Insgesamt sind es 36 Sorten, die die Statistik des Geestemünder Fischereihafens aufweist. Außer den geschilderten Sorten kommt aus der Nordsee der Rochen, von dem es eine glatte und eine stachlichte Art gibt; merkwürdig geformte Tiere mit knöchernem, stachelbewehrtem Schwanz, der ihnen als furchtbare Waffe dient. Ferner der Knurrhahn, ein gepanzerter Fisch, der seinen Namen davon hat, daß er mit der Schwimmblase eine dumpfen Ton erzeugt; er ist einer der wenigen Seefische, die eine Schwimmblase haben. Trotz seines mürrischen Namens schmeckt er ausgezeichnet, namentlich geräuchert oder in Gelee gekocht. Ein merkwürdiger Geselle ist der Seeteufel, der eigentlich nur aus Kopf und Schwanz besteht; auf der Oberlippe trägt er einen wurmähnlichen Hautfaden, den er benutzt, um andere Fische, die ihm als Nahrung dienen, anzulocken. Der Schwanz des Seeteufels ist sehr schmackhaft, namentlich geräuchert. Absonderliche Form hat auch der Seehase, der so selten angebracht wird, daß ihn die Statistik nicht besonders führt. Haifische, Delphine kommen schon häufiger in das Schleppnetz der Fischdampfer, ebenso der feurig leuchtende Rotbarsch, ein vielfach noch nicht nach Gebühr geschätzter Speisefisch.

Mancherlei anderes Zeug wird beim Fischen noch zutage gefördert: gurken- und apfelförmige Seetiere, Sterne, Tintenfische, Krebsarten usw., doch wird nicht alles an Land und in Geestemünde zur Auktion gebracht, sondern von den Fischdampfern schon gleich nach dem Fang über Bord geworfen.

Unsere Bilder

Kaisertage in Bosnien (Abb. S. 993 u. 994). Die Reise des Kaisers Franz Josef in die neu annektierten orientalischen Provinzen seines Reiches hat in Bosnien und der Herzegowina viel festliche Freude bereitet. Der greise Monarch reiste mit großem offiziellem Gefolge; galt es doch, den Bewohnern des Landes einen Begriff von dem Glanz seines Hofes zu geben. So fanden denn sowohl in Serajewo als in Mostar große Empfänge voll militärischen und offiziellen Prunkes statt. Aber neben den feierlichen Begrüßungen durch die Spitzen der Landesbehörden usw. gab es auch allerlei schöne Festveranstaltungen, bei denen der Kaiser in unmittelbare Berührung mit der Bevölkerung kam. So wurde ihm, dem Kinderfreund, bei seinem Einzug in Serajewo die Freude, sich von einer Schar reizender und patriotisch begeisterter Kinder umringt zu sehen. In Ilidze, dem hübschen Bad unweit von Serajewo, wurde ihm eine andere Augenweide. Viele Hunderte von bosnischen Bauern führten hier vor ihrem Kaiser die schönen Tänze auf, die der serbo-kroatische Volksstamm seit uralten Zeiten kennt und pflegt. Der Glanzpunkt des schönen Festes war eine echte altbosnische Bauernhochzeit, deren bunte Gebräuche den Kaiser ungemein interessierten.

Die Prinz-Heinrich-Fahrt (Abb. S. 995) verlief in den ersten Tagen, von den unvermeidlichen kleinen Pannen abgesehen, völlig ungestört. Prinz Heinrich von Preußen machte



die Fahrt selbst mit, und seine Gegenwart feuerte die Konkurrenten zu prachtvollen Leistungen an. Leider ereignete sich am 7. Juni bei Oberenzen ein tödlicher Unfall, nach dem die Fahrt unterbrochen werden mußte.

Das Denkmal bei Hohenfriedberg (Abb. S. 996), das das Andenken der in der Schlacht gefallenen Sachsen und Oesterreicher verewigt, wurde in Anwesenheit des deutschen Kronprinzen, des Erzherzogs Karl Franz Josef, des Prinzen Johann Georg von Sachsen, des Fürstenpaares Pleß und zahlloser anderer Gäste eingeweiht. Der Erbauer des Denkmals, Konsul Wackerow-Breslau, erntete wohlverdiente Anerkennung für sein Werk.

Die Taufe des Erbgroßherzogs von Mecklenburg-Schwerin (Abb. S. 997), die am 11. Juni in Schwerin stattfindet, vereinigt als ein dynastisches Ereignis von besonderer Wichtigkeit die meisten hohen Verwandten des neugeborenen Prinzen am Schweriner Hof. Die Großherzogin Alexandra ist eine geborene Prinzessin aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg, und so traf denn die Herzogfamilie Cumberland sehr bald nach der Geburt des kleinen Prinzen zu längerem Aufenthalt fast vollzählig in Schwerin ein. An den Tauffeierlichkeiten, zu denen auch der Kaiser sein Erscheinen zugesagt hat, wird der Herzog von Cumberland voraussichtlich nicht mehr teilnehmen.

Prinzessin Juliana der Niederlande (Abb. S. 999) hat vor einiger Zeit ihr erstes Lebensjahr vollendet und bald nach dem Geburtstag ihre erste große Repräsentationsreise — nach Amsterdam — unternommen. Jetzt sind diese festlichen Tage verrauscht, und das reizende Prinzeßchen weilt mit seiner königlichen Mutter wieder in der schönen Residenz im Haag.

Das Zeppelin-Denkmal in Zepelin (Abb. S. 998). Das Geschlecht der Grafen von Zeppelin ist bekanntlich in Süddeutschland ansässig; dennoch kann sich der kleine mecklenburgische Ort Zepelin bei Bützow rühmen, die Wiege dieser illustren Familie zu sein und dem berühmtesten Luftschiffer unserer Zeit seinen Namen gegeben zu haben. Jüngst wurde in Zepelin ein einfaches Denkmal enthüllt, das diese Tatsache gebührend verherrlicht. Die Zepeliner haben von weither eine Reihe mächtiger „Findlinge“ herbeigeschafft. Der größte trägt eine Bronzetafel mit einer Inschrift. Anläßlich der Enthüllung des Gedenksteins fand eine würdige Feier statt.

Der Zar bei der Jugendwehr (Abb. S. 996). In Rußland tragen die Schüler vieler Schulen seit langem Uniform und stehen unter strenger Disziplin. Für die Errichtung von Jugendwehren war dort der Boden also gut vorbereitet. Diese moderne Institution hat das besondere Interesse des Zaren. Er machte kürzlich den militärisch geschulten Volksschülern von Zarskoje Sselo die Freude, sie zu inspizieren und dabei seinen kleinen Sohn, den Thronfolger Alexej, mitzubringen.

Die „Terra nova“ (Abb. S. 999), das Expeditionsschiff, mit dem der erfolgreiche Forscher Kapitän Scott zum Südpol vordringen will, hat nach einem feierlichen Abschied England verlassen und begibt sich zunächst nach Neuseeland. Von dort aus wird im Spätherbst die große Expedition angetreten.

Der Internationale Pressekongreß (Abb. S. 1000) hat in diesem Jahr an Bord des Dampfers „Thalia“ des österreichischen Lloyd getagt. Die Teilnehmer besuchten auch den Kriegshafen Pola, dessen Anlagen sie unter Führung des Statthalters Prinzen Hohenlohe und des Bürgermeisters Dr. Bareton besuchen konnten. Wie in Triest wurden die versammelten Journalisten auch in Pola von der Bevölkerung mit viel Sympathie begrüßt und von den Behörden und Korporationen gastfreundlich gefeiert.

Die 24. Wanderausstellung der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft (Abb. S. 1000), die in den ersten Tagen des Juni in Hamburg tagte, bot wieder einmal ein interessantes und übersichtliches Bild der ständigen Höherentwicklung unserer Landwirtschaft. Es war nur recht und billig, daß die Behörden die Ausstellung eifrigst förderten. Der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, der als Fürst eines unserer wichtigsten Ackerbauländer für die Veranstaltung natürlich besonderes Interesse hatte, stellte sich ein und besichtigte die einzelnen Abteilungen äußerst eingehend.

Personalien (Abb. S. 996, 998). Staatssekretär Dernburg, der Leiter des Reichskolonialamts, scheidet aus politischen Gründen aus seinem Amt, dem er sich fast vier Jahre ungemein erfolgreich gewidmet hat. Fast die gesamte Presse bedauert den Rücktritt des hochverdienten Mannes, der unser Kolonialwesen unzweifelhaft aus schwierigen Verhältnissen gehoben und zu gesunder Blüte gebracht hat. — Justizrat Albert Träger, der bekannte Rechtsanwalt, freisinnige Politiker und liebenswürdige Träger, wird in diesen Tagen anläßlich seines 80. Geburtstags (am 12. Juni) gefeiert. Er hat Freunde in allen politischen Lagern, nicht nur in seiner Partei, zu deren aktiven Führern er noch immer gehört. — Der Nationalökonom und Agrarpolitiker Prof. Dr. Gustav Ruhland, ein verdienter und temperamentvoller Vorkämpfer seiner nationalen Ideen, feiert am 11. Juni seinen 50. Geburtstag. — Dr. Zechlin, der neue Geschäftsträger des Reiches in Addis Abeba, wirkt schon lange im Orient. Zuletzt gehörte er unserer diplomatischen Agentur in Kairo an.

Todesfälle (Abb. S. 998). Julius Wolff, der Epiker, der vielen deutschen Generationen durch seine zwar heute nicht mehr modernen, aber doch kraft- und klangreichen Werke ideale Freuden bereitet hat, ist, fast 76 Jahre alt, in Charlottenburg gestorben. Der Dichter der „Lurlei“, des „Rattenfängers von Hameln“ und so vieler anderer Epen und Romane wird von einer noch immer großen Lesergemeinde aufrichtig betrauert. — In Prag starb jüngst der berühmte Dermatologe Dr. Philipp Josef Pick, ein Vorkämpfer seiner Wissenschaft. Er war ein Schüler des großen Reformators Hebra. Seit 1866 wirkte er als Professor in Prag. Er hat in dieser Stellung nicht nur bedeutende wissenschaftliche Erfolge erzielt, sondern auch als Lehrer viele vortreffliche Hautärzte herangebildet.

Die Toten der Woche

Hans Anzengruber, ein Sohn Ludwig Anzengrubers, † in Wien am 4. Juni im Alter von 27 Jahren.

Landgerichtspräsident a. D. Hermann Buhrow, † in Berlin im Alter von 81 Jahren.

Sir William Butler, bekannter englischer General, † in London am 7. Juni im Alter von 71 Jahren.

Dr. Eduard Locher-Freuler, der Erbauer der Pilatusbahn, † in Zürich am 2. Juni im Alter von 70 Jahren.

Staatsrat Professor Leo Meyer, bekannter Lehrer für indogermanische Sprachen, † in Göttingen am 6. Juni im 80. Lebensjahr.

Hofrat Philipp Josef Pick, bedeutender Dermatologe, † in Prag am 3. Juni im Alter von 76 Jahren (Portr. S. 998).

General Giuseppe Prudente, Unterstaatssekretär im italienischen Kriegsministerium, † in Rom am 3. Juni.

Kommerzienrat Wilhelm Velhagen, Teilhaber der bekannten Verlagsfirma, † in Harzburg am 7. Juni.

Julius Wolff, bekannter Volksdichter, † in Charlottenburg bei Berlin am 3. Juni im Alter von 75 Jahren (Portr. S. 998).

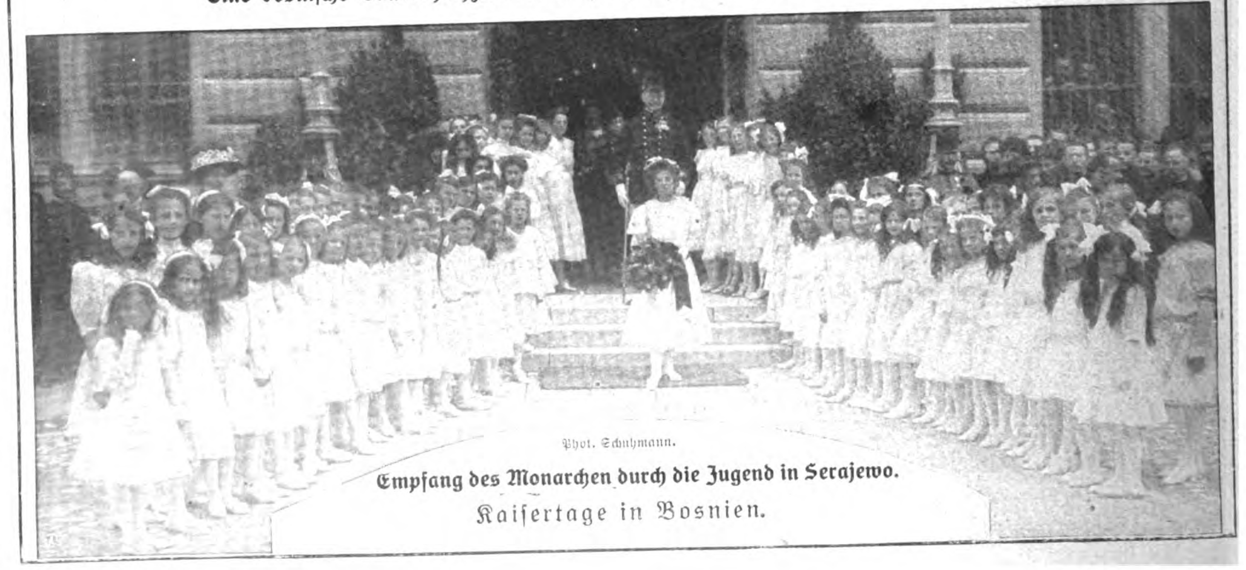


Bilder vom Tage

Kaiser Franz Josef und der Landeschef General v. Varesanin vor der Kathedrale in Serajewo.
Kaisertage in Bosnien.

Phot. Seebald.

Eine bosnische Bauernhochzeit vor Kaiser Franz Josef (×) in Ilidze bei Serajewo.



Phot. Schuhmann.

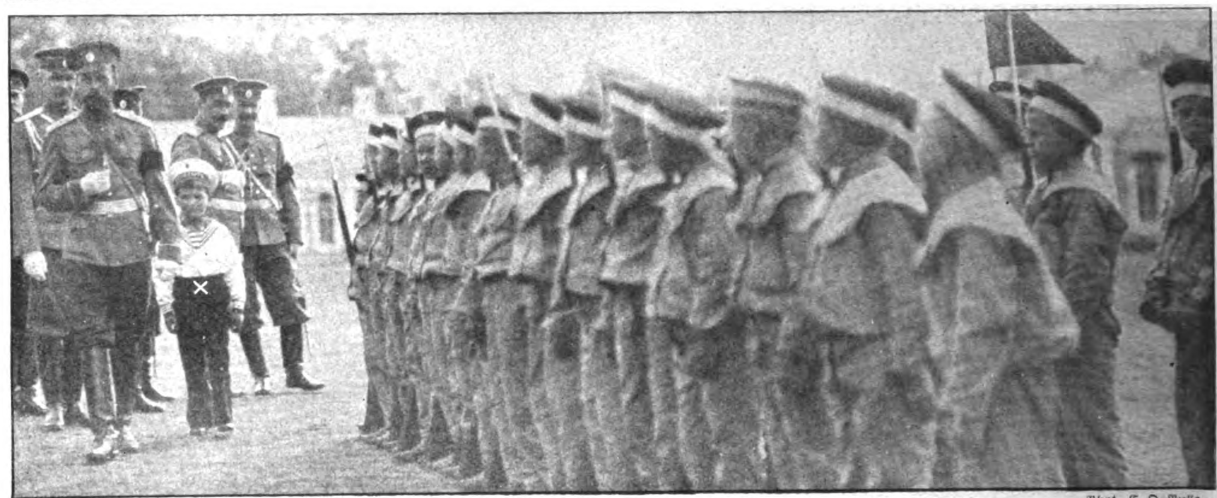
Empfang des Monarchen durch die Jugend in Serajewo.

Kaisertage in Bosnien.

Momentbilder von der Prinz Heinrich=Fahrt 1910.

1. Zwischen Kassel u. Nürnberg: Eine schwierige Kurve. 2. Prinz Heinrich (am Steuer) mit dem Fürsten Münster u. Kptlt. v. Usedom (im Rücksitz) auf der Fahrt (Hofphot. E. Eberth). 3. Frau L. Sternberg in ihrem Wagen (Phot. Lüssenhop). 4. In voller Geschwindigkeit (Illustrationsverlag). 5. Eine Panne auf der Landstraße (Hofphot. E. Eberth).




Phot. C. O. Bulla.

Der Zar besichtigt mit dem Großfürst-Thronfolger Alexej (×) die militärisch geschulten Volksschüler in Zarskoje Sselo.
Jugendwehr in Rußland.




Phot. A. Hertwig.

Wirkl. Geh. Rat Bernhard Dernburg.

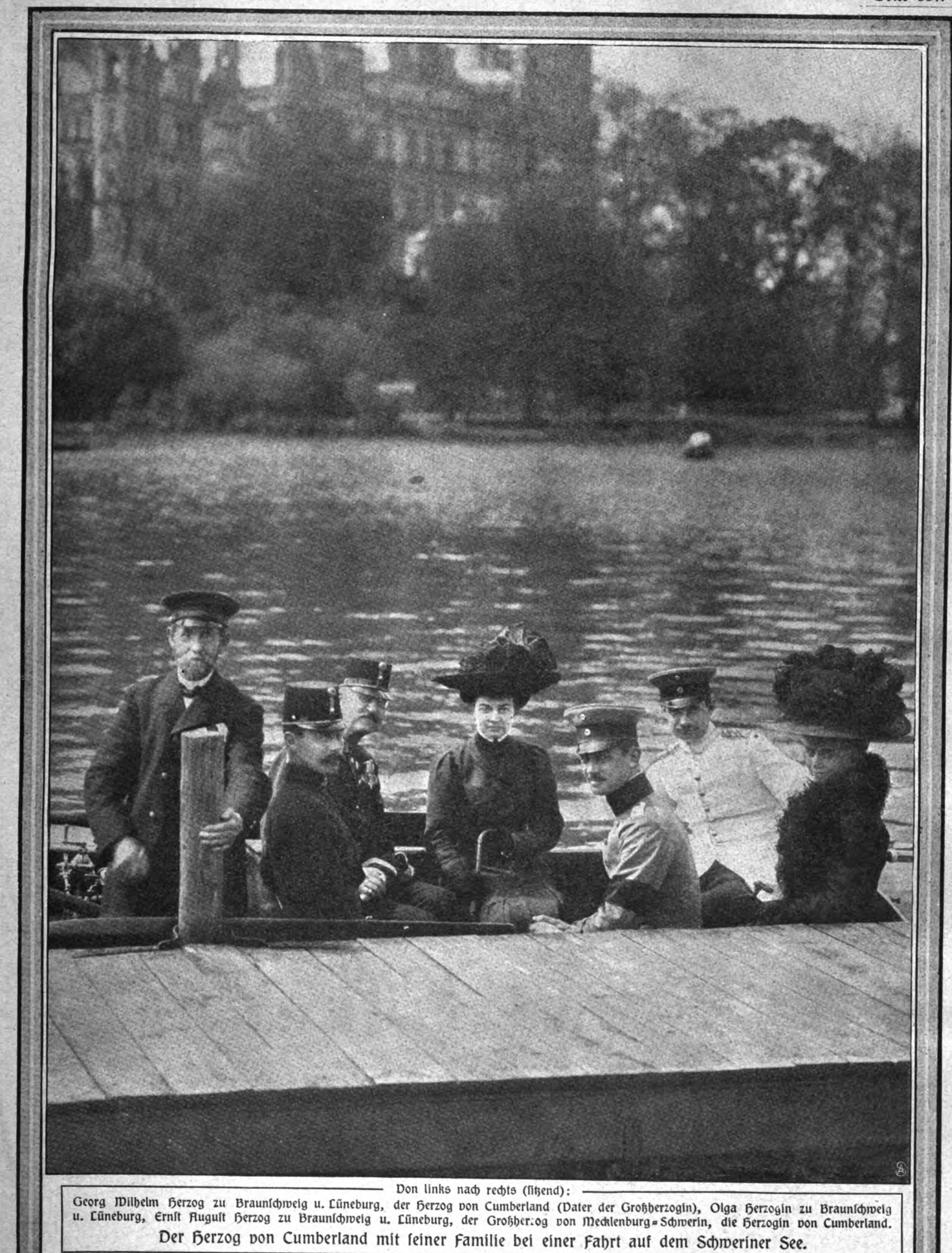
Zum Rücktritt des Staatssekretärs des Reichskolonialamts



Der Kronprinz und Erzherzog Karl Franz Josef legen Kränze nieder.
Oben: Der Erbauer des Denkmals Konsul Wackerow.

Nebenst.: Fürstin und Fürst von Pleß (1 u. 2) unter den Festteilnehmern

Die feierliche Enthüllung des Denkmals für die bei Hohenfriedberg gefallenen Sachsen und Oesterreicher.



Von links nach rechts (sitzend):
Georg Wilhelm Herzog zu Braunschweig u. Lüneburg, der Herzog von Cumberland (Vater der Großherzogin), Olga Herzogin zu Braunschweig u. Lüneburg, Ernst August Herzog zu Braunschweig u. Lüneburg, der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, die Herzogin von Cumberland.

Der Herzog von Cumberland mit seiner Familie bei einer Fahrt auf dem Schweriner See.

Zu den Tauffeierlichkeiten am Schweriner Hof.

Hofphot. Esch.


Hofphot. Brasch.

Professor Dr. Gustav Ruhland,
der bekannte Agrarpolitiker, feiert seinen 50. Geburtstag.



Dr. Zechlin,
der neue deutsche Geschäftsträger in Abessinien.



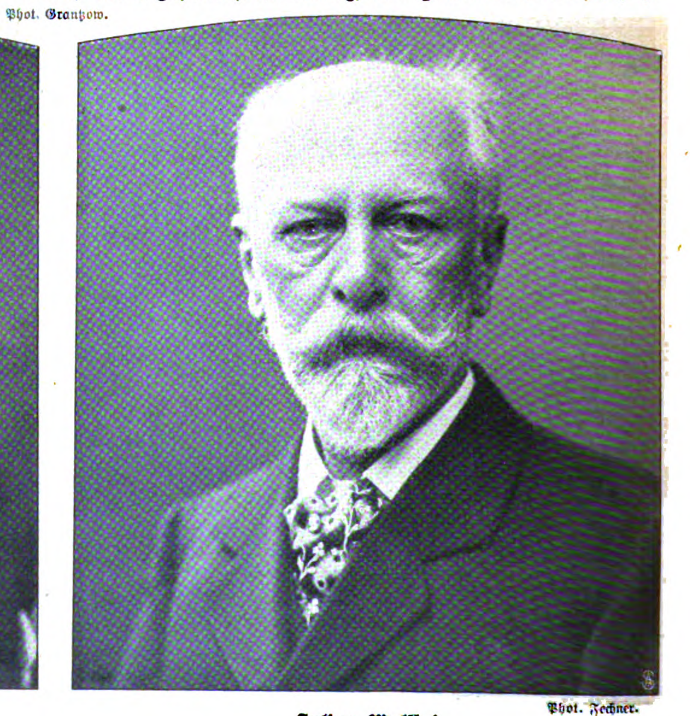
Professor Dr. Philipp Pick †
der berühmte Prager Dermatologe.



Eine neue Ehrung für Graf Zeppelin: Die Enthüllung des Gedenksteins in Zepelin (Mecklenburg) in Gegenwart des Grafen (×).
Phot. Grantzow.


Phot. Perscheid.

Albert Träger,
der bekannte Politiker und Schriftsteller, feiert seinen 80. Geburtstag.


Phot. Fechner.

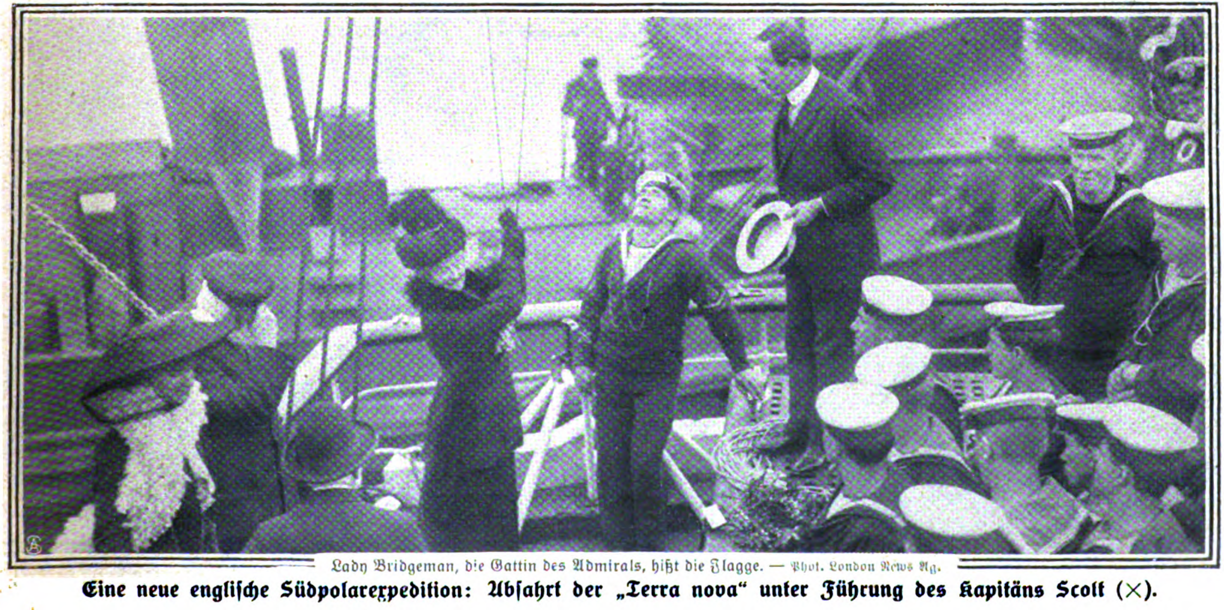
Julius Wolff †
der Dichter des „Rattenfänger von Hameln“.





Phot. Dias.

Hollands Liebling: Prinzessin Juliana mit ihrer Mutter Königin Wilhelmina im Park des königl. Schlosses im Haag.



Lady Bridgeman, die Gattin des Admirals, hißt die Flagge. — Phot. London News Ag.

Eine neue englische Südpolarexpedition: Abfahrt der „Terra nova" unter Führung des Kapitäns Scott (×).



1. Prinz Konrad zu Hohenlohe. 2. Der Bürgermeister von Pola Dr. Bareton.

Der 14. Internationale Preßkongreß in Pola am Adriatischen Meer: Gruppe der Teilnehmer.



Die 24. Wanderausstellung der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft i. Hamburg.
Ausstellung der schwarzweißen Tieflandrinder.

Linkes Bild:
Rundgang des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin:
1. Bürgermeister Dr. Predöhl. 2. Der Großherzog. 3. Ritterschaftsrat v. Freier-Hoppenrade.

Phot. G. Koppmann & Co.

Nur wer die Sehnsucht kennt ...

Roman von

Ida Boy=Ed.

7. Fortsetzung.

In ihrem Brief an den fernen Mann fuhr Jutta fort:

„Vor mir tat sich die furchtbare Frage auf: hab ich nicht genug der Liebe in meinem Herzen gehabt?

„Und mir ist, als müßte ich wandern, wandern, damit meine Seele Klarheit fände über sich — ob sie denn wirklich von Dir fortgegangen ist — und wohin sie will.

„Denke nicht, lieber Malte, daß ich mir gar keine Mühe gegeben habe. Freundlich lebte ich mit Deinen Freunden. Ich habe mich durch Lisbeth und Rosenfeld und auf Hochhagens Zureden in die Vergnügungen der Kieler Woche hineinzerren lassen. Ich habe mich nicht einsiedlerisch und melancholisch gehen lassen: gezwungen habe ich mich, an jedem Alltagsgeschehen teilzunehmen, immer in dem Wunsch, festzustellen: ja, die Welt ist in Ordnung, nur in mir ist etwas aus der Ordnung.

„Ja, das ist es gewiß. Ich will Dir als Beispiel davon gestehen, daß ich oft die brüderliche Fürsorglichkeit Hochhagens als eine Art Wachtdienst empfand, den er in Deinem Namen ausübte. Mein Verstand sagte es mir immer ganz klar, daß Emmich nur aus seinem warmen, redlichen Herzen heraus tat, was er als Dein bester Kamerad Dir schuldig zu sein glaubte. Und meine überreizten Nerven wehrten sich gegen seine Treue, weil mir war, als beleidige mich sein Schutz — als werde ich dadurch zu einer Frau gestempelt, der man einen Schritt vom Wege wohl zutrauen könne.

„Ja, siehst Du es hieran? Ich bin auf irgendeine Weise aus dem Gleichgewicht.

„Und ich muß den Weg suchen, der mich zur Klarheit, zur Ruhe zurückführt. Ich hoffe ihn zu finden, indem ich mich von hier entferne.

„Daß ich mit meinem Kind nicht in mein Vaterhaus mich flüchten kann, weißt Du wohl. Vater und seine Frau waren ja vor acht Wochen zur Taufe von Baby hier, Vater zerstreut, feierlich, eilig. Mit der Miene eines, der viel wichtigere, größere Dinge verlassen hat, als die sind, bei denen er im Moment aus unumgänglichen Familienrücksichten repräsentieren muß. Mit mehr verlegenem Erstaunen als mit Verständnis und Rührung in der neuen Würde. Mit kaum ertragener Ungeduld in der fremden Umwelt, darin andere Werte gelten als in der seinen. Du weißt ja: autokratische Männer leiden förmlich in einem Kreis, in dem ihre Autokratie nichts gilt, nicht verstanden, nicht einmal gekannt ist. Und Vaters Frau kam aus lauter Vorsicht nicht zu einem natürlichen Gespräch. In ihrer beständigen Angst, sich Blößen zu geben, war sie geziert. Und das ist ja das letzte, was einem derbgearteten Wesen von bescheidener Herkunft gut ansteht. Wenn sie unbefangen ihren gesunden Menschenverstand sprechen läßt, hat sie wohl Augenblicke, wo man ihr Respekt nicht versagen kann.

„Ich bemühte mich, ihr zu helfen. Ich sehe so gar nicht in ihr die Nachfolgerin meiner Mutter, daß ich beinah ohne Vorurteile mit ihr verkehren könnte. Alle meine Versuche, sie frei und sicher im Verkehr zu stimmen, blieben aber erfolglos. Es war immer, als habe sie vor mir ein schlechtes Gewissen, weil sie meines Vaters Frau geworden ist. Dies war vom ersten Tag an so, es war zu meiner Brautzeit so, so ist es geblieben auch jetzt, wo ich ihr, losgelöst vom Vaterhaus, als Frau, als wirtschaftlich selbständiger Mensch gegenüberstand. Und also ist es unabänderlich.

„Mit diesem Vater, der keine Zeit und Stimmung für mich hat, mit dieser Frau, die in einer ganz andern Gefühls- und Bildungzone lebt als ich, kann ich nicht auf dem Land zusammenwohnen.

„Das bedarf auch vor Dir keiner weiteren Begründung.

„Du hast mich allein lassen müssen. Die höhere Sache, die wichtiger ist als das Einzelschicksal einer Frau, die nicht leicht mit sich zurechtkommen kann, die verlangte das von Dir.

„Meine Lage bringt es demnach mit sich, daß ich nun durchaus selbständig über die Formen meines Lebens mich zu entscheiden habe. Du bist zu fern, um mich beraten zu können. Aus solcher Ferne kann man in das Herz und in die Tage einer Frau nicht deutlich hineinsehen.

„Aber wenn Du auch nicht mit Deinem Rat bei mir sein kannst, so bist Du doch in einer andern Weise allgegenwärtig in meinem Leben: mit Deinem Namen, Deiner Ehre!

„Mir ist, als müßte ich Dir das wie ein Gelöbnis in einem Augenblick sagen, wo ich meine unklaren Gefühlzustände Dir eingestehe.

„Für das, was in meinem Herzen, mir selbst ein trauriges Rätsel, vorgeht, bin ich nicht verantwortlich.

„Aber für meine Handlungen bin ich es und will es bleiben, damit ich immer Dir und Deiner Mutter frei in die Augen zu sehen vermöchte.

„Deshalb wünsche ich, Dir genau meine nächsten Schritte zu erklären. Deshalb habe ich Dir noch einmal ins Gedächtnis zurückgerufen, was wir ja schon so oft vor Deiner Ausreise besprachen, daß ich bei meinem Vater eine Zuflucht nicht suchen kann.

„Ich sagte: ich wolle fort, weil ich, unter ganz fremden Menschen, unter neuen Eindrücken einsam lebend, mich recht prüfen zu können hoffe.

„Nun fügt es sich aber so, daß ich doch nicht einsam sein soll, und daß ich die Gesellschaft, die sich mir an-



bietet, nicht abweisen kann, ohne undankbar, ja, ohne auffallend zu erscheinen.

„Ich werde mit Emmichs Braut und deren Eltern nicht geradezu reisen, aber doch mich mit ihnen an benachbarten und an gleichen Orten zusammenfinden.

„Mit dieser selben Post schreibt Dir natürlich Emmich Hochhagen von seinem großen Glück, und an ausführlichen Hymnen über seine Braut wird er es nicht fehlen lassen. Auch Rosenfeld oder vielmehr Lisbeth wird Bericht erstatten, denn sie hat von damals her, wo Du noch nicht verheiratet warst und gleich andern Kameraden von ihr an ihren Wagen gespannt wurdest, eine gewisse Eile, Dir bei jeder Gelegenheit zu schreiben. Man wird nur in Superlativen sprechen. Du weißt, daß ich mich nicht rasch anschließe, und daß auch andere Frauen gegen mich meist eine abwartende Haltung einnahmen. Als spürten sie, daß sie mir fast immer gleichgültig bleiben, oder daß ich da, wo ich mich zu interessieren anfange, leicht zu viel erwarte und dann in die erkältendste Enttäuschung falle... so daß es für sie und mich beinah gefährlich ist, wenn ich mich interessiere....

„Aber zu Renate Gervasius fühle ich mich in einer Weise hingezogen, wie es mir noch nicht vorgekommen ist. Ich habe wenig Gelegenheit gehabt, nah mit jungen Mädchen und Frauen zu verkehren. Wenn ich mit meiner Mutter im Sommer auf Schmylau zu Besuch war, verstand ich mich gut mit Lu und Fi. Durch unsere Heiraten kamen wir wie von selbst auseinander. Wir heirateten sozusagen in alle Wind- und Kulturrichtungen hinein. Hier wurde mir dann Lisbeth als ‚Freundin' in mein Dasein eingereiht. Lisbeth ist ein Bruder Lustig und eine gutherzige Frau, mit der man aber doch nicht ernsthaft sich über wichtigere Fragen auseinandersetzen kann.

„Renate ist mir mit einer großen Liebe entgegengekommen, die noch den kleinen Zusatz von grundloser Schwärmerei hat, wie ganz unerfahrene Herzen sie hegen können. Renate ist wirklich sehr hübsch. Ihre regelmäßigen Züge mögen vielleicht nach ein paar Jahren eben durch Linienreinheit auffallen. Jetzt bezaubern sie durch die Weichheit. Obgleich ich ja nun Renate erst seit acht Tagen kenne, habe auch ich sie schon sehr lieb. Und der Gedanke, d o c h mit Menschen aus der hiesigen Welt zusammen zu sein, der mir noch vor acht Tagen unerwünscht schien, ist mir angenehm geworden, weil dies holde Mädchen meine Freundin sein will. Frau Geheimrat Gervasius ist eine sympathische Frau. Ein wenig Kristallkugel: sehr klar und abgerundet für sich, aber nicht mehr aufnahmefähig für Menschen und Dinge, die nicht schon, zugleich mit ihrem Werdegang, in ihr eigenes Leben fest mit einbeschlossen wurden. Der Geheimrat ist sehr bedeutend — nun, das versteht sich ja von selbst, das sagt sein Wirken, seine Stellung — ich meine: man spürt seinen beweglichen Geist, und es ist ein heiterer Geist in ihm — im merkwürdigen Gegensatz zu seinem Beruf.

„Sie haben es mir angeboten, daß ich mich an sie anschließen darf. Vielleicht ist es wieder die Regie von Emmich. Aber in diesem Fall sehe ich nichts Erbitterndes darin.

„Ich werde also zunächst in die Schweiz gehen. Die Wahl des Ortes war schwer. Der Geheimrat sah mich gestern abend, als ich zum erstenmal allein dort war, so oft beobachtend an. Er meinte, m i r täte Hochalpenluft sehr not, ich sei wohl noch etwas erschöpft vom Wochenbett, habe mir nachher nicht genug Schonung gegönnt. Aber ich glaube, ich bin ganz wohl. Ich kann dem fremden Mann, der weder mein Arzt noch mein Freund ist, sondern nur erst ein Bekannter, der mir gütig begegnet, ich kann ihm nicht sagen, daß nur meine Seele krank ist, von all der Mühe, die Wahrheit und das Ziel des Lebens zu suchen.

„Die Rücksicht auf mein kleines Kind muß immer das erste sein. Man darf das Experiment nicht machen, ob so eine kleine Lunge Hochalpenluft vertragen kann. Gervasius gehen nach Caux, hoch über dem Genfersee. Ich bleibe in der Nähe seiner Ufer. Es gibt da auch Plätze, die kühl sind, selbst im Sommer. Es ist die Rede von einer kleinen Pension, die hoch über der Uferstraße, im Schatten eines gewaltigen, bewaldeten Felsvorsprungs, unter Tannen fast versteckt liegt, oberhalb Chillon. Später, Anfang September, gehe ich nach Italien. Den Winter möchte ich in der Nähe Roms verleben. Nicht in der Stadt selbst, in Frascati vielleicht, oder wo sich mir sonst die Gelegenheit zu einer vorübergehenden Heimat bietet, die mir angenehm scheint. Aber im September bleibe ich noch mit Gervasius zusammen; die Geheimrätin, die eine Disposition zu rheumatischen Zuständen hat, denkt die heißen Höhlen von Monsummano zu benutzen; sie befinden sich in der Gegend bei Pistoja.

Es ist natürlich unmöglich, Dir Briefadressen zu notieren. Wie könnte ich mich von hier aus und schon jetzt dafür verbürgen, daß sie zutreffend bleiben. Unberechenbare Zufälle können mich, können uns bestimmen, Pläne und Plätze zu wechseln. Schreibe also nach Kiel. Ich werde die Post von meiner Adresse stets unterrichten.

„So weit, lieber Malte, kam ich gestern. Die halbe Nacht hatte ich geschrieben. Und nun ist es wieder still um mich her, und ich will versuchen, den Brief zu schließen. Wie unmöglich es mir auch scheint — denn es ist ja kein Brief — es ist ein Teil meines Lebens — ich möchte fortfahren zu sprechen und zu sprechen, bis ich eine unerschütterliche Wahrheit an sein Ende setzen könnte.

„Alles, was ich schrieb, kommt mir dürftig vor. Besonders weil ich mir sagen m u ß: Du kannst es nicht begreifen. Wie solltest Du auch! Für Dich steht ein Bild fest: das von mir und unserer Liebe, wie alles war, da wir uns trennten.

„Aber nur in der Erinnerung steht ein Wesen und ein Gefühl fest — im Leben wächst und wandelt alles weiter.

„Und wir waren nicht Hand in Hand, als neue, große Dinge über mich kamen. Das ist es.

„Leb wohl. Ich tue Dir weh. Ich wäre glücklicher, wenn ich Dir wohltun könnte. Aber ist in einer schmerzlichen Wahrheit nicht mehr Würde als in einer Lüge?

„Leb wohl. J."

Als dieser Brief geschlossen und fortgesandt war, hatte



die junge Frau einen kurzen Rausch von Genesungskräftigkeit. Nun war es gesagt! Dies einfache Gefühl: wahr gewesen zu sein, schien schon fast alle Fragen gelöst zu haben. Sie genoß die Empfindung, ihre Last von sich fort auf eine andere Seele gewälzt zu haben. Dies erste, unbewußt egoistische Fühlen, das einer Aussprache folgt. Sie dachte immerfort: Daß mein Herz sich von ihm wendet, mußte ich ihm sagen. Wohin es sich wendet, das darf ich ihm nicht sagen. Sein Anteil an meinem Leben, sein Anrecht an mich endet mit meiner Liebe.

Sie begann den Aufbruch vorzubereiten. Nach Art temperamentvoller Frauen konnte sie ein Gefühl der Befriedigung haben, wenn Arbeiten, die Überblick und ein gewisses organisatorisches Talent forderten, sie ganz in Anspruch nahmen.

Und immer wieder erzählte sie es mit halblauter Stimme dem kleinen Kind und nickte ihm zu, liebkosend, als verstehe es schon den Inhalt menschlicher Rede: „Wir gehen fort — in die schöne weite Welt gehen wir — da finden wir vielleicht das Glück...." Und das Kind lag in ihrem Schoß und trank aus der Flasche und sah mit blanken, stillen Augen zu dem hellen Fleck empor — den es noch nicht bewußt als das Gesicht der Mutter empfand — so lag es, von Behagen erfüllt, reinlich und angenehm, bis ihm vor Sattheit die Lider sanken.

Wie rasch ist doch die Poesie eines Heims zerstört, dachte Jutta voll Beklemmung. Alles, was den Reiz einer Wohnung ausmacht, ist ja nicht vom Tapezier geliefert. Die Sachen allein haben den Zauber nicht in sich. Die Hand, die voll Liebe und Geschmack alles stellte und ordnete, nach zahllosen Versuchen und zärtlichen Berechnungen, die hatte alles gemacht.... Meine eigene Hand, dachte sie.

Und plötzlich, indem das Haus zerfiel, begannen die Dinge zu reden. Es war förmlich, als seien in allen Ecken und Winkeln Geister versteckt gewesen, die sich aufgestört fühlten und in dringlichen, empörten Vorstellungen zu der Zerstörerin sprachen: Weißt du noch — weißt du noch?...

Mit wieviel Vergnügen und Neckerei hatte Malte das oft erneute Umstellen der Möbel, die stets veränderte Anordnung der bunten Reiseerinnerungen begleitet. Immer, wenn er vom Dienst heimkam, sah er, daß an der Zierlichkeit und Gemütlichkeit des eigenen Nestes weitergeschafft worden war. Und er staunte die Erfindungsgabe der jungen Frau an — er lobte sie, wie nur verliebte Ehemänner loben können. Er genoß die Wohnlichkeit, Sauberkeit und Ordnung, wie nur Männer vermögen, die schon lange angefangen hatten, unter der Burschenwirtschaft zu leiden.

O ja — Jutta wußte noch....

Und mit einem Mal fühlte sie: das tat weh. Es war, als töte man ein Lebendiges.... Als beleidige und verleugne man ein Stück des eigenen Daseins, indem man dieses Heim umwarf....

Der Gedanke kam ihr, es stehen zu lassen. Verschlossen und verhängt. Als Tempel der Erinnerung. Als Zufluchtstätte.

Die stillen, gelehrten Leute unten im Haus würden sehr zufrieden damit sein und die Schlüssel wohl hüten.

Aber da war die harte Wirklichkeit, die sprach: das kostet zu viel Geld.

Ein Reiseleben wurde begonnen auf unbestimmte Zeit — das wurde teurer vielleicht als die bisherige Art der Wirtschaft. Die Ersparnis an Miete und Steuern glich es aus.

Aber wenn das auch nicht gewesen wäre: ja — auf unbestimmte Zeit zog sie hinaus — unbestimmten Zielen entgegen — hinein in die Wirrnis des Lebens — kein sichtbarer Halt darin als das kleine Kind — keine zwingende Pflicht als diese allein — frei zu jeder neuen Gestaltung der Zukunft, wenn das Kind darin seinen gerechten Platz fände....

Wer wußte was von Rückkehr? Ob? Wann?

„Niemals!" sagte eine Stimme.

Es war Jutta, als habe das hier jemand laut ausgerufen.

Weinend sank sie in sich zusammen und legte ihr Gesicht in die verschränkten Arme auf den Tisch.

Lisbeth Rosenfeld kam.

„Ach, Liebes," sagte sie, „dies ist ja schrecklich! Wie oft sind wir hier himmlisch vergnügt gewesen. Weißt du noch auf eurer ersten Gesellschaft? Malte hatte Lampenfieber. Man sah es. Ich freute mich halbtot. Denn wie Männer so sind: anderswo war er immer gewaltig kritisch, wenn er merkte, daß der Hausherr oder die Hausfrau Unruhe hatten. O — und euer Bursche — es war himmlisch — wie im Lustspiel — weißt du noch, er hielt die Hand oben auf die Sektflasche, damit nichts heraussprudle — wir kamen um vor Pläsier — er merkte, der arme Kerl, daß wir über ihn lachten.... Hör mal, überhaupt: du bist ein Geizkragen. Ich hätte alles stehen lassen bis zur Rückkehr nach einem Jahr oder so.... Malte ist ja wohl nicht sentimental — aber ich denk mir: es wäre mehr Heimkehrstimmung gewesen, wenn er dich in diesen vier Pfählen wieder vorgefunden hätte. Und du denkst an Sparen von Steuern und Miete."

„Ich würde mir einen Vorwurf daraus machen, wenn meine Reise mein Budget in Unordnung brächte."

„O Gott, wie weise! Hör mal, du Liebes: ich sagte, Malte sei ja wohl nicht sentimental — ich will dir mal 'ne Beobachtung anvertrauen: alle sind sie ein bißchen sentimental — so in 'ner letzten geheimsten Gemütsecke. Ist dir noch nie aufgefallen, daß nirgends so viel Blumen verschenkt werden wie in der Marine? Ja — an Bord wächst das Blümlein Poesie nicht, und auf dem Meer grünt kein Frühling.... Da ist ihnen, als müßten sie an Land alles Schöne und Liebe in die vollen Hände nehmen. Na — und so, in 'ner gewissen Ideenverbindung mit sentimental und so weiter: aufrichtig: Malte findet sich vielleicht schwer zurecht, wenn er heimkommt: 'ne neue Wohnung — 'n Kind — fabelhaft viel neue Bekanntschaften auf einmal."

Jutta lächelte mit Mühe. Sie machte eine Handbewegung, die ungefähr auszudrücken schien: Ach, das ist noch so lange hin....

„Könnt ich dir bloß meine Lebensauffassung bei-



bringen! Du bist zu schwerblütig, Liebes. Man muß das Leben nehmen, wie es ist, und die Feste feiern, wie sie fallen. Du bist immer so gewissermaßen in den schwarzen Mantel der Tragik eingehüllt."

„Das ist wohl Temperamentsache."

„Gewiß. Aber so 'n bißchen kann man sich auch was abtrotzen. Ich weiß recht gut: die Trennung, und daß deine Kleine kam, während Malte fort war, das hast du so merkwürdig mühsam getragen. Herrjes — er kommt ja wieder. So 'n Ehemann, der's gut zu Haus hatte, der läuft einem nicht weg. Und dann Baby...."

Sie lachte hell auf. Ihr fiel ein riesiger Spaß ein.

„Das hab ich dir ja wohl nie erzählt, die berühmte Geschichte mit meiner Lite? Die war doch in Erscheinung getreten, als Hektor in Westindien war. Na, als das Schulschiff heimkam, heckte ich mir was Famoses aus. Wir wohnten damals mit Platows in einem Haus. Ich hole mir also die kleine Platow, die war zwar 'n paar Wochen älter als Lite — aber was weiß 'n Mann davon... ich pack beide Gören in ein Bett und sage: ‚Lieber Hektor, suche dir gefälligst Fräulein von Rosenfeld, deine Tochter, aus!' Und er sagt — kannst du es wohl glauben? — sagt schlankweg: Die! Und tippt mit kolossaler Unfehlbarkeit auf das Platowsche Wurm. Es sah natürlich schon nach mehr aus als unsere kleine Lite, die kaum sechs Wochen war. Nu, und da hatte seine Männereitelkeit das Gefühl: das beste Exemplar von diesen zwei Wickelkindern gehört selbstverständlich mir! Ach, was haben wir gelacht! Noch immer muß ich lachen, wenn's mir wieder einfällt."

„Du hast viel Talent, aus dem Leben ein Vergnügen zu machen", sagte Jutta.

„Gottlob. Deshalb würde ich auch zum Beispiel nie mit einem kleinen Kind reisen. Liebes — ernsthaft — findest du es richtig?"

„Warum sollte es nicht richtig sein?" fragte Jutta überrascht, „ich gehe ja mit dem Kind in ein Klima, das besser ist als das von Kiel."

„Klima? — na ja, das wohl. — Na, das ist auch deine Sache. Also, Liebes: warum ich hauptsächlich komme: wir planen ein Abschiedsfest für dich."

„Nein", bat Jutta mit heißem Gesicht, offenkundig entsetzt. „Das tut mir nicht an."

„Sonnabend muß es sein, dann sind die Schiffe im Hafen."

„Ich flehe dich an... nein. Ich käme nicht."

Und zuletzt mußte Lisbeth Rosenfeld das Unfaßliche wohl einsehen: Jutta wollte kein Fest.

Aber da ihr während der Debatte einfiel, daß man ja ebensogut zu Ehren von Renate und Emmich, vor Abreise der Braut, ein paar Freunde zum Abendessen bitten könne, tröstete sie sich. Wenn ihr nur von irgendwoher aus der Ferne eine Fiedel im Ohr klang, war sie mit der Welt und sich zufrieden.

Das war also Lisbeth.

Und Renate kam und wollte durchaus helfen. Sonst, sagte sie, müsse sie der Mama tüchtig an die Hand gehen, wenn die in den Vorbereitungen zur großen Ferienreise stecke. Aber diesmal heiße es: Du bist Braut, hast Festtage. Und so habe Mama Heinz und Fips ganz allein weggesorgt, und sie seien schon mit ihren Pensionseltern nach Sylt abgereist. Mama sei doch unbegreiflich tüchtig, klug und aufopfernd.

Voll Begeisterung für die Eigenschaften ihrer Mutter sagte sie es.

Nun sei es merkwürdig still im Haus. Störenden Lärm dürften Heinz und Fips ja nie machen, aber es wäre immer solch drolliges, unterdrücktes Rumoren. Und man könne gar nicht beschreiben, was für ehrliche und couragierte Jungen es seien.

Vor zärtlicher Schwesterliebe glänzten ihr die Augen.

Jutta wollte aber nicht erlauben, daß man ihr beistehe: fremde Hände könnten nie helfen; ehe man sie leite, habe man alles selbst getan.

Die junge Braut bedurfte aber irgendwie der Nähe der neuen Freundin. Hier fand sie für alle ihre Fragen und all ihr unersättliches Interesse am Beruf des Verlobten gewissermaßen sachverständige Antworten. Sie sagte: Papa necke sie schon sehr. Ehedem habe er sich für einen leidlich unterrichteten und autoritativen Mann auf einigen nicht unwesentlichen Gebieten des Wissens gehalten, aber jetzt sehe er ein, daß er sich vor seiner Tochter nicht mehr behaupten könne, weil ihm die Abzeichenunterschiede zwischen einem Steuermannsmaat und einem Obermaschinenmaat nicht geläufig seien.

Sie erzählte es mit strahlendem Lächeln, verliebt in den munteren Humor ihres berühmten Papas.

Jutta dachte: so viel fröhliche und zärtliche Harmonie in einer Familie habe ich noch nie gesehen.

Und weiter dachte sie: warum verläßt das holde Geschöpf diesen ihren sicheren, hellen, warmen Platz — zu welchen Schicksalen? Ach, das Leben fängt für uns erst richtig an, wenn wir es als Frauen verantwortlich zu tragen haben.

Aus ihrem eigenen schweren Herzen heraus hätte sie warnen mögen: bleibe die lachende und behütete, geliebte Tochter deiner Eltern — noch lange, lange....

Renate dachte nicht daran, daß sie vielleicht störe, indem sie zwischen den Körben und Koffern herumsaß. Zuweilen löste sich aus der Fülle der Dinge, die hier geschichtet und verpackt wurden, eine Kleinigkeit los, die ihr als Schatz in den Schoß fiel: da waren ein paar Jugendbilder: Emmich Hochhagen als Leutnant zur See, ein Gruppenbild: Emmich, Rosenfeld und Malte, mit noch fünf Kameraden, als Seekadetten in den Steinbrüchen bei Syrakus; ein silberner, schmaler Becher, unter dessen Boden eingraviert stand: E. H. s. l. M. v. F. Und noch viele andere kameradschaftliche Erinnerungen an das gemeinsame Leben der Freunde.

Renate lachte alles an — machte aus jeder Sache eine Quelle der Freude. Alles sprach doch von ihm.

Aber schließlich wurde sie still. Der ernsthaft und schweigende Eifer, mit dem die junge Frau ihr Heim zerstörte, bedrückte sie.

Sie fing an, sich allerlei träumenden, vergleichenden Gedanken zu ergeben.

Als Kind hatte sie einmal eine große, sehr schöne Spieldose gehabt, auf der sich beim Klang ihrer Töne Tänzerpaare anmutvoll bewegten. Ihr fiel eines Tages ein, die Paare umzustellen, neu zu ordnen. Sie nahm



die Mechanik auseinander. Als sie dann mit großer Sorgfalt neu zusammengefügt wurde, klangen die zarten Töne nicht mehr, und die Tänzerpaare kreisten nicht wieder. Das fiel ihr jetzt so wunderlich deutlich ein. Und in ihrem Ohr war ganz genau die zierliche, leise, melancholische Melodie des alten Wiener Walzers — ja, in Moll war sie gesetzt gewesen....

„Jutta," begann sie etwas scheu, „tut es dir nicht weh? Ich meine: daß dies hier nun alles aufhört? Es war so hübsch. Und es hatte doch eine Geschichte für dich — hatte es nicht?"

Jutta richtete sich von der Kommodenschublade auf, über die sie gebückt gestanden. Sie strich die Haare aus dem Gesicht und sagte: „Ja, es tut weh."

Der Ton war hart und kurz.

Warum? wollte Renate fragen, warum denn sich selbst weh tun?

Ach, immer weniger konnte sie es begreifen. Die Geschichte ihrer eigenen Liebe war noch so jung und für Fremde ganz alltäglich; aber dennoch hütete sie schon in ihrem Schubfach Erinnerungskleinode, von denen sie sich um keinen Preis getrennt hätte: das waren doch nicht Tisch- und Tanzkarten, nicht welke Blumen und Schiffsbänder — das waren eben Dokumente ihrer Herzenserlebnisse.

Und hier warfen die Hände, die ihn selbst errichtet, den ganzen Tempelbau zusammen?

Aber sie wagte nicht näher nachzufragen. Jutta dachte angstvoll: ich muß es ihr irgendwie erklären. Ihr war, als gehe hier ein Unrecht vor, und eine junge unschuldige Seele werde des Zeuge.

„Ja, weil dieses Heim Geschichte, zu viel Geschichte für mich hat, mag ich nicht mehr darin bleiben", sprach sie. „Ich habe mich in der letzten Zeit sehr unglücklich darin gefühlt."

Das kann es geben, dachte Renate bestürzt. Zwischen ihr und dem Leben hingen goldene Schleier. Sie hatte immer gewähnt: Glück, wenn man es einmal besaß, hat ewige Kraft, wirkt in alle Zukunft hinein — läßt nie Leere aufkommen.

Immer kam Renate in strahlender Fröhlichkeit. Und still, das ganze Wesen von Mitleid und Nachdenklichkeit erfüllt, ging sie davon.

Aber für ihr wie für jedes junge Herz hatte alles geheimnisvoll und leidenschaftlich Traurige eine unwiderstehliche Anziehungskraft.

Jeden Tag kam sie deshalb wieder. Emmich hatte sein Bordkommando angetreten und war wochentags mit der „Thuringia" zu Schießübungen auf See.

Die Geheimrätin ließ die Tochter gern gehen. Sie begriff. Kameradenfrauen — das war nur neu und wichtig für Renate. Und dann hatte sie auch Mitleid für Frau von Falckenrott. Die ist ja krank vor Sehnsucht nach ihrem Mann, dachte sie herzlich.

Und Renate hatte so viel köstliche Gesundheit in sich. Die mußte jeder kranken Seele wohltun. Gerade die Geheimrätin hätte wissen können, daß die Kranken zuweilen die Gesunden vergiften....

Nun war es keine Häuslichkeit mehr. Nun waren es nur noch Wände, vor denen die Stücke aus Holz und Polsterwerk standen, die vom Möbelhändler aus zu einer Einrichtung gehören.

Lauter klang der Schrei des Kindes in diesen kahlen Räumen. Und es war der jungen Mutter, als sei dringende Klage darin.

Härter hallte der Schritt vom teppichlosen Estrich wider. Ein Wanderschritt....

Von den Wänden sahen merkwürdige helle Flächen. In den mildgetönten Tapeten gab es Quadrate, hoch und quer, klein und groß — da war das Papier noch stärker gefärbt — all diese Stellen halfen dem Gedächtnis, dort noch die Bilder zu sehen, die doch nicht mehr dahingen.

Alles, was auf Borden, in Schranknischen, auf Ziertischen gestanden an indischem Silber, chinesischem Porzellan, japanischem Cloisonné, war zwischen Heu in tiefen Kisten verschwunden.

Nur auf dem sonst schon kahlen Schreibtisch stand einsam das Bild des Mannes, der einmal hier der Hausherr gewesen war.

Es sah in all die Unwirtlichkeiten hinein.

Und Jutta wagte nicht, es anzutasten.

Vor diesem Bild hatte sie einst gesessen und sehnsuchtsvoll Lebendigkeit hineingesehen — bis ihr war, als leuchte aus diesen Augen Liebe, als kämen, vernehmbar, herzliche Trostesworte aus diesem Mund.

Dann waren Zeiten gekommen, in denen sie scheu an dem Bild vorbeisah.

Und zuletzt Tage, in denen es sie beleidigte, weil es nur noch die ungünstigen Ähnlichkeiten mit der Mutter aufzuzeigen schien.

Was sind Karikaturen? dachte Jutta; gar nichts Gefährliches sind sie. Sie entadeln uns wohl wie unter huschendem Blitz diesen oder jenen charakteristischen Zug; aber die Übertreibung löst alles so auf, daß das Komische einem doch die wahre Erscheinung nicht verdirbt. Verderblich sind nur die Ähnlichkeiten mit dem Banalen. Ein geliebter Mensch kann ohne Gefahr einem Raubvogel, aber darf nicht einem Haushuhn ähnlich sehen.

Nun stand das Bild da und forderte einen Entschluß.

Es konnte hier nicht bleiben. Wenige Stunden noch, und derbe Männerfäuste würden den Schreibtisch forttragen.

Ich will es nicht mitnehmen, fühlte Jutta. Ihr war: dann reist die ganze Vergangenheit mit und alle diese marternden Fragen, die mich nicht zur Klarheit kommen lassen.

Sie wollte ja ganz frei sein. Ihr Frauenleben sollte noch einmal von vorn anfangen. Durch den Brief an Malte, deuchte ihr, hatte sie ihre seelische Freiheit auf eine ehrliche Art zurückgenommen.

Sie mußte noch einmal über sich entscheiden, ob sie ihres Mannes Frau wieder werden wollte — konnte — wenn er heimkam. —

Und wußte doch schon unter all diesen Gedanken, daß sie es nicht wollte — nicht konnte.

Nein, das Bild mußte zurückbleiben.

Es sollte gleichsam mit begraben werden in dieser tiefen Kiste, darin all die bunten und anmutigen Dinge ruhten, die ihm gehört hatten.

Und plötzlich, in all diese Empfindungen, die über-



schwer waren von Not um die höchsten Dinge ihres Lebens — ganz plötzlich tat es ihr leid, daß all die hübschen fremdländischen Sachen ihr nicht mehr mit gehören würden. Sie stand wie benommen vor Staunen, fast vor Entsetzen. Das gab es? Durch das von Trauer ganz erfüllte Gemüt konnte solcher Gedanke gehen?...

Blitzte die Wahrheit vom ewig Gestrigen warnend auf? Würde sie immer und immer, und ginge sie ganz aus Maltes Leben fort, die phantastisch bunten und doch so traulichen Räume vor sich sehen, in denen sie mit ihm gewohnt hatte?

Wozu hatte sie sie dann zerstört? Sie begriff mit einem Mal das Uneingestandene: sie hatte gewähnt, etwas ganz auslöschen zu können, als sei es niemals dagewesen. Und wußte jetzt: das kann man nicht....

Sie nahm sich zusammen. Raffte sich aus der jammervollen Wehmut auf, die sie fassungslos machen wollte. Und schlug das einsame Bild sorgsam in Seidenpapier, damit es geschont und geschützt läge zwischen dem Heu, obenauf in der Kiste, die schon fast voll war von den hübschen bunten Dingen....

Mit zitternden Händen mußte Jutta ein wenig umhertasten — ob nicht da unter dem Heu verborgen kantige Gegenstände waren, die das Glas des Bildes durchstoßen konnten....

Nun war ein Platz geschaffen — eine sichere kleine Mulde — wie ein Bett....

Sie paßte das Bild hinein... da konnte es wohl sicher liegen... Jahre und Jahre... denn wer wußte, ob der Mann, dem dies alles gehörte, jemals den — Mut haben würde, diesen Kistendeckel, diesen — Sargdeckel zu öffnen....

Sie schluchzte auf — sie stand noch zaudernd. — Und nahm das Bild und ging raschen Ganges, es in ihren Reisekoffer zu verstecken....

(Fortsetzung folgt.)

Das Licht des Auges.

Von Dr. A. Guthmann.

Ein grader Stab, schräg ins Wasser gehalten, erscheint unserm Auge winklig geknickt. Wir wissen, daß diese Täuschung durch optische, mathematisch genau bestimmbare Gesetze bedingt ist. Von dem unter Wasser befindlichen Teil des Stabes geht der reflektierte Lichtstrahl in die Luft über und wird eben beim Uebergang von dem dichteren in das dünnere Medium in eine andere Bahn gelenkt. Die alten Griechen, die solche physikalischen Kenntnisse noch nicht besaßen, betrachteten verwundert die plötzliche Deformation des Stabes. Sie griffen mit der Hand ins Wasser und überzeugten sich mit dem tastenden Finger, daß der Gegenstand in der Tat seine Form nicht verändert hatte. „Wir können uns auf unsere Sinne nicht verlassen", riefen kopfschüttelnd die Skeptiker und beschlossen, fortan überhaupt nichts mehr in dieser Welt zu glauben. Die Skeptiker hatten darin ganz recht, daß unsern Sinnen nicht bedingungslos zu trauen sei, nur begingen sie den Fehler, in ihrem Zweifel über das gebotene Maß hinauszugehen. Man hat in der Folgezeit gelernt, die optischen Täuschungen wissenschaftlich aufzudecken und sich vor ihrem trügerischen Wesen zu hüten. Das konnte freilich erst geschehen, nachdem die physikalischen Grundbegriffe des Sehens erkannt waren.

Lange Zeit hat es gewährt, ehe sich der Mensch von der alten Ansicht freimachte, daß aus den Augen Strahlen zu den Objekten gesandt würden und von dort, mit wirklicher Materie beladen oder doch mit dem Schein der Körper beschwert, in den Sehapparat zurückkehrten. Diese irrige Meinung drückt sich am besten durch die Goetheschen Worte aus: „Wär nicht dein Auge sonnenhaft, die Sonne würd es nie erblicken." Es ist nur der Schein erborgten Lichtes, der von der Fläche des Auges strahlt und aus seinem Innern wieder reflektiert wird. Freilich kann dieser Glanz dem Träger einen furchtbaren Charakter verleihen, und oft ist auch — was das Auge von sich strahlt, noch schöner, als was es empfing. Viele Tiere bergen sogar im inneren Auge eine Haut, die, selbst vom spärlichen Licht der Nacht getroffen, intensiv grünlich leuchtet. Aber nur gewisse Tiefseefische benutzen ihre Augen gleichzeitig als Laternen, mit deren phosphoreszierendem Schimmer sie die Finsternis jener Region erhellen, in die nie ein Strahl des himmlischen Gestirns fällt.

Die Netzhaut wird von dem ins Auge dringenden Licht in ähnlicher Weise verändert wie die empfindliche Schicht der Platte in einem photographischen Apparat. Bis zu diesem Punkt ist der Vorgang des Sehens ein rein chemisch-physikalischer. Hier aber beginnt der geistige Teil des Schauens, der einer einfach körperlichen Deutung nicht mehr fähig ist. Die Reizung der Netzhaut wird mittels des Sehnerven auf das Gehirn des Menschen übertragen, auf jene wunderbare Substanz des Leibes, die einen stofflichen Reiz in Empfindung umzusetzen vermag. Jenem Teil der Hirnrinde, den wir als Sehsphäre bezeichnen, liegt das innere Auge eingebettet. Hier läßt uns die wunderbare Farbe des Augenlichts die Dinge der Außenwelt in den Umrissen ihrer Gestaltung erkennen. Wir schauen die Oberfläche der Dinge nur so lange, wie sie von den Wellen des Lichtes überflutet wird, und doch existieren die Dinge in der Wirklichkeit. Anders — die Farben, die wir schauen. Sie sind nur so lange vorhanden, wie es ein Auge gibt, sie zu erspähen, ein Hirn, sie in seine fühlende Substanz aufzunehmen. Farbe und Glanz, wie sie in unserm Innern lebt, ist nichts anderes als die durch den Reiz der Lichtwellen in uns erweckte Empfindung. Je nach Zahl und Form der Lichtätherwellen ist der Reiz und somit auch die Qualität der Empfindung, d. h. die Farbe — verschieden. Durch 481 Billionen Schwingungen in der Sekunde entsteht das Rot, durch 607 Billionen — das Grün, durch 764 Billionen — das Violett. Die übrigen bunten Farben und das Weiß setzen sich aus den Grundfarben zusammen, je nachdem die Aetherschwingungen unter gewissen Bedingungen miteinander kombiniert werden. Wie die Höhe eines Tons von der Zahl der Luftwellen, so hängt die Empfindung der Farben von der Schwingungzahl des



Lichtäthers ab. Wir nehmen an, daß in der Netzhaut Zellen verschiedener Organisation für die Aufnahme der differenten Farbenreize vorhanden sind, ähnlich wie es in dem Kortischen Organ des Ohres für die Schallwellen der Fall ist. Die Aufnahme vollzieht sich beim Auge wahrscheinlich in Art eines chemischen Prozesses mit Hilfe eines „Sehrot" genannten Farbstoffes, der im Tageslicht bleich wird. Es gibt teilweise und totale Farbenblindheit. Bei der ersteren fehlen einige der zur Farbenaufnahme bestimmten nervösen Elemente, bei der letzteren fehlen sie sämtlich; es sind nur die Zellen übriggeblieben, die farblos empfinden. Würden auch die Elemente zum farblosen Sehen fehlen, dann wäre die Netzhaut überhaupt arbeitsunfähig und das Auge — blind.

Was wissen wir von der Natur des Lichtes und seiner Wellen? Die Erklärung, die Goethe dem Mephisto in den Mund legt, trifft nicht mehr ganz das Wesen des Lichts. „Vom Körper strömt's, die Körper macht es schön, ein Körper hemmt's auf seinem Gange." Bekanntlich lassen sich die Röntgen- und Radiumstrahlen nicht ohne weiteres durch einen Körper in ihrem Gang aufhalten. Newton hatte eine rein körperliche Vorstellung vom Wesen des Lichts. Seine Ansicht, daß von den leuchtenden Körpern kleine Kügelchen ausgestoßen würden, ist später durch die elastische Schwingungstheorie verdrängt, die noch bis vor kurzem unbestrittene Geltung hatte, aber in letzter Zeit durch die elektromagnetische Theorie von Faraday und Maxwell übertroffen zu werden scheint. Nach der Meinung dieser Forscher sind es elektro-magnetische Kräfte, die, wie sie Wärmewellen erzeugen, auch den unwägbaren Weltäther zum Schwingen und Leuchten bringen.

Die Lichtempfindlichkeit ist tief im Wesen der lebenden Natur begründet. Bei dem einfachsten belebten Schleimklümpchen läßt sich bemerken, daß seine Masse auf Lichtwirkung reagiert; bei diesem Wesen ist also der gesamte Körper gleichsam ein Auge. Bei den Medusen finden wir bereits die primitivste Form eines wirklichen Auges in der Anlage von Pigmentzellenhaufen, zu denen ein Nerv tritt. Die Seesterne verfügen bereits über ein mit Gallertmasse gefülltes Organ mit gewölbter Oberfläche. Unter den Insekten gibt es jene Hundertäugigen, deren aus zahlreichen Facetten zusammengesetzter Sehapparat wahrscheinlich ein mosaikartiges Bild liefert. Schließlich kommt es zum Auge der höheren Tiere, das zwar kein vollkommen ideales Instrument ist, da es seine Mängel hat, aber doch als ein Organ von höchster Vollkommenheit angesehen werden muß. Selbst Darwin findet es begreiflich, daß angesichts eines so vollendeten Organs der gewöhnliche Menschenverstand anfänglich die Idee für absurd hält, daß solch ein Meisterstück sich auf natürlichem Weg aus einer einfachen Form entwickelt haben soll. Aber er kommt doch auf Grund seiner Ueberlegungen zu dem Schluß, daß unser Auge einen ähnlichen Entwicklungsgang durchlaufen habe wie das Fernrohr, das ursprünglich der simpelste Apparat gewesen sei. „Denkt man sich den Prozeß der Verbesserung Millionen von Jahren fortgesetzt, sollte man da nicht erwarten, daß das lebendige optische Instrument vollkommener über das gläserne werde, wie des Schöpfers Werke vollkommener sind als die des Menschen?"

Das Auge gleicht einer Camera obscura. Der durch die Pupille dringende Lichtstrahl wird durch das Auge, insbesondere durch die Linse derartig gebrochen, daß sich auf der Netzhaut ein kleines umgekehrtes Bild des Objekts abzeichnet. Die Natur hat hier die schwierigsten Aufgaben in wunderbarer Weise gelöst. Sie hat aus organischem Stoff, der in dauerndem Stoffwechsel gehalten werden muß, ein durchsichtiges Gewebe geschaffen. Kein Kristall übertrifft diesen Stoff an Klarheit; die Linse hat dabei den Vorzug, daß sie die „chemisch reizend" wirkenden Lichtstrahlen zum Schutz der Netzhaut recht beträchtlich aufzusaugen vermag. Und die Linse ist kein starrer Körper. Wäre sie es, so würden nur parallel auffallende Lichtstrahlen auf der Netzhaut vereinigt werden, nur ferne Gegenstände könnten deutlich gesehen werden. Dadurch, daß mit Hilfe von Muskelzug der Linse eine stärkere Krümmung gegeben werden kann, ist beispielsweise das Auge eines zehnjährigen Knaben imstande, noch auf 6,7 Zentimeter Entfernung, also aus nächster Nähe, Lichtstrahlen auf seiner Netzhaut zu sammeln. Allerdings nimmt diese sogenannte „Akkommodationskraft" vom zehnten Jahr an so regelmäßig ab, daß man förmlich das Alter eines Menschen nach der ihm eigenen „Akkommodationskraft" abschätzen kann; im siebzigsten Jahr pflegt ein Auge die genannte Fähigkeit ziemlich eingebüßt zu haben. Ferner besitzt die Camera obscura des Auges in der Iris eine Blende, die vorzüglich den optischen Zweck erfüllt, störenden Randstrahlen, die das Bild undeutlich machen würden, den Eintritt in das Organinnere zu verwehren. Was aber keine künstlich gefertigte „Irisblende" leistet, vermag dieser buntgefärbte Ring, da er als eine selbsttätige Regulationsvorrichtung sich der Stärke des Lichts entsprechend immer in richtiger Weise schließt oder öffnet. Leider sind nicht alle Eigenschaften, derentwegen wir das normale Auge als so vollkommen preisen, das Eigentum jedes Sterblichen geworden, und nicht jeder Mensch vermag das ihm zuteil gewordene Gut lange Zeit in tadellosem Zustand zu bewahren. Heilwissenschaft und Gesundheitslehre suchen nach Kräften, der leidenden und darbenden Menschheit zu helfen.

Das menschliche Auge hat zweifellos durch die Kultur gelitten. Man findet nur selten kurzsichtige Wilde, während bei zivilisierten Nationen die meisten Individuen entweder an Kurzsichtigkeit leiden oder doch dazu veranlagt sind. Bei den Kurzsichtigen ist der Augapfel zu lang, und es vereinigen sich darum die parallel auffallenden Strahlen schon vor der Netzhaut. Wenn der Kurzsichtige seine Linse krümmte, so würde dadurch der Schaden noch größer. Ein Mittel, die Linse auf natürlichem Weg abzuflachen, besitzt er nicht; er muß deshalb ein entsprechendes Konkavglas tragen, vermöge dessen die Lichtstrahlen weiter nach hinten, direkt auf die Netzhaut gestreut werden. Aber die Kulturmenschen verfügen auch nicht mehr über die volle Nervenkraft, die den auf die Netzhaut fallenden Lichtstrahl entgegennimmt und nach ihrer Größe als „Seeschärfe" bewertet wird. Bis zu einem gewissen Grad mußten freilich unsere Sinne abgestumpft werden, um die Farben ihrer Grellheit zu entkleiden und jenes Empfinden der Farbenharmonien zu ermöglichen, durch das sich das Auge des ästhetisch fühlenden Menschen berauscht. Aber die Lebensführung, zu der die Kultur zwang, hat uns die Schranken, die wir in diesem Sinn als gut und nützlich ansehen, weit überschreiten lassen. Das ewige Starren auf ein zu nahe gerücktes Objekt verändert die Form des Auges, die ihrerseits zu krankhafter Veränderung und Erschlaffung ge-



wisser Augenhäute führt. Durch Vermeidung ebenjener Fehler, durch die es im Lauf der Generationen dazu gekommen ist, muß die Anlage zur Kurzsichtigkeit wieder beseitigt werden. Die Hygiene beginnt am besten schon vor der Schule; man gewöhnt das Kind frühzeitig daran, in die Ferne zu blicken. Die hauptsächlichsten hygienischen Mittel sind — der richtige Sitz, der dem Kopf eine passende Stellung gibt, die richtige Beleuchtung und die deutliche Form des Objekts. Das eigentlich als „Weitsichtigkeit" bezeichnete Leiden, das auf zu kurzem Augapfel beruht, ist meist angeboren. Sehr häufig ist aber der Zustand, den man Weitsichtigkeit nennt — jene vorhin erwähnte Altersschwäche der die Linse krümmenden Akkommodationsmuskeln. Die Weitsichtigkeit wird durch das Tragen von Konvexbrillen korrigiert.

Die Klarheit der Augensubstanzen wird häufig bereits im frühesten Kindesalter durch Krankheiten geschädigt, die im äußersten Extrem zur Blindheit führen. Es kann sich dabei um anfänglich ganz äußerliche Entzündungen der Bindehaut handeln, die später auf die edleren Teile des Auges übergreifen. Dem Auge des Neugeborenen wird oft aus reiner Vorsicht zur Desinfektion eine bestimmte Flüssigkeit eingeträufelt; bei etwa vorhandener Entzündung, die durchaus nicht immer bedenklich ist, muß die ärztliche Behandlung einsetzen. Nicht selten handelt es sich bei den Kindern um innerliche Leiden, wie Tuberkulose und Skrofulose, durch deren Angriff es auch zu einer Flächenverkrümmung der Hornhaut kommen kann. Gleichen sich die Unregelmäßigkeiten nicht wieder aus, so müssen später Gläser getragen werden, die den in falsche Richtung gelenkten Lichtstrahl wieder in die rechte Bahn leiten. Auch durch äußerliche Einwirkungen kann es zu Trübungen und narbigen Verzerrungen kommen. Gelegentlich wird durch Blitz, Wärmestrahlung oder einen Fremdkörper die bekannte Form von Linsentrübung verursacht, die den Namen „Star" trägt. Es gibt aber auch angeborene Stare, und meist ist die Trübung des Linsengewebes eine Folge des Alters. Alle diese Zustände, besonders der „Greisenstar", erweisen sich in den meisten Fällen als ein dankbares Objekt der ärztlichen Behandlung.

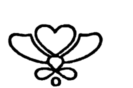
Schon bei den alten Aegyptern gab es Augenärzte, die für den köstlichen Schatz Sorge trugen, von dem Seneca sagt, daß er für das Leben selbst ganz gleichgültig, für ein glückliches Leben aber das wichtigste sei. Wir haben gelernt, daß das Auge auch für das Leben selbst einen früher nicht geahnten Wert besitzt. Viele Stoffwechselleiden besitzen die besondere Eigentümlichkeit, als erste Zeichen kleine Aenderungen im Auge hervorzurufen. Nicht selten ist der Augenspiegel dadurch zum Retter geworden, daß ein auf die Art entdecktes inneres Leiden frühzeitig einer erfolgreichen Kur unterworfen werden konnte. Zudem besteht gerade der Triumph unserer modernen Einsicht in der Erkenntnis, daß jedes Organ ein integrierender Bestandteil des ganzen Körpers ist, von dem es seine Nahrung bezieht. Wenn der Leib krank und schwach ist, welkt nicht nur die äußere Haut; mit dem übrigen Körpergewebe erschlaffen auch die Hüllen des Auges. Desgleichen steht der Augendruck, das ist die Spannung der im Augapfel enthaltenen Flüssigkeit, im Abhängigkeitsverhältnis zum Blutdruck und zur Herzkraft. In Gesundheit und Freude glänzen die Augen, in Krankheit und Trauer verlieren sie mehr und mehr von ihrem schimmernden Glanz, sie können sogar in ein gewisses Stadium der Trockenheit geraten. Es gibt keine „Augendiagnose" im Sinn der Kurpfuscher, aber der erfahrene Arzt versteht aus dem Augenlicht seines Patienten manches zu erraten, was dem ungeübten Blick rätselhaft verborgen bleibt.

Frühlingslied.

Wiegt euch, ihr Blüten, im Maienwind,
Dienende Zweiglein umgeben euch lind,
Fühlt ihr der Lüfte zärtliches Wehn?
Wollt ihr des Lenzes Sprache verstehn?

Seht, zum Bewußtsein rief euch Natur,
Breitete liebend vor euch die Flur,
Schenkt euch die Sonne, labt euch mit Tau,
Hob eure Blicke zum Himmelsblau.

Flammet, ihr Blüten, duftet erfrischt,
Ehe des Tages Schimmer verlischt,
Gleitet ihr träumend zur Erde sacht,
Tragt ihr Neuleben in sinkende Nacht.




Maria Stona.

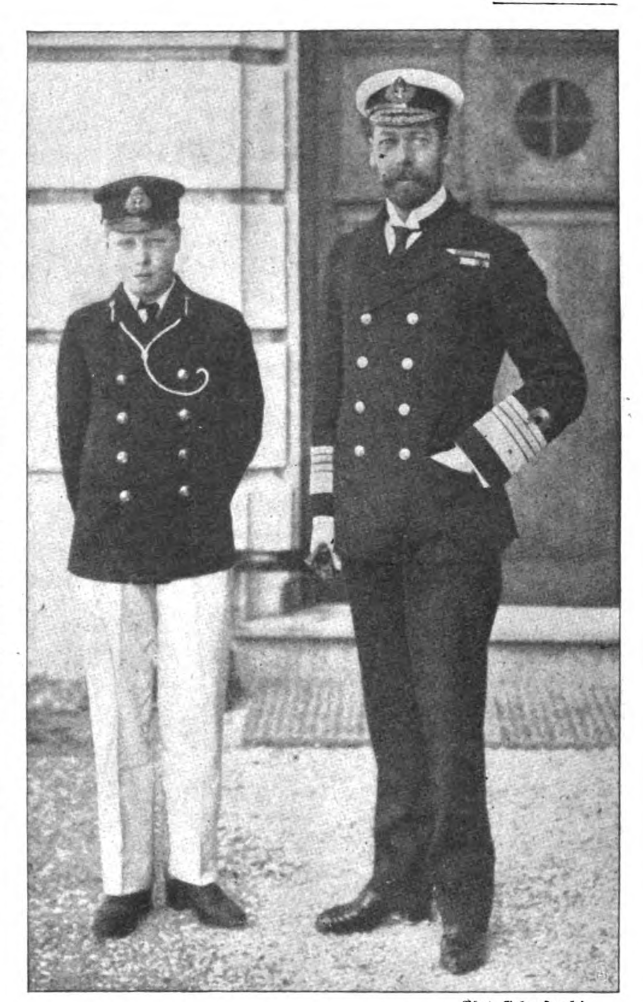
König Georg V. und die neue englische Königsfamilie.

Von Henriette Jastrow, London. — Hierzu 8 photographische Aufnahmen.

Plötzlich und unerwartet hat sich in England der Thronwechsel vollzogen. Auf König Eduard VII., dessen Regierung sich so ganz anders gestaltete, als man voraussehen konnte, so viel inhaltreicher, so viel größer nach verschiedenen Richtungen hin, folgte König Georg V. Wie wird er den Thron seiner Väter ausfüllen, wie wird er seinen Beruf auffassen, welchen Stempel wird er der englischen Königskrone aufdrücken? Das bewegt die Seele des englischen Volkes unverkennbar. Denn wenn auch die Konstitution des Landes dem Oberhaupt nominell kaum mehr als einen ornamentalen, einen repräsentativen Platz anweist, so hat doch gerade die Regierungzeit des letzten Königs einen Beweis dafür erbracht, welche Macht und welcher Einfluß trotz allem von dem englischen Königsthron ausgehen kann, wenn der Träger der Krone eine Persönlichkeit ist. König Georg hat keine leichte Erbschaft in dieser Beziehung angetreten. Und abgesehen von der hohen Politik, auch in der Seele des Volkes hatte König Eduard Wurzel gefaßt; er und die Königin Alexandra



wurden wirklich von dem Volk geliebt und verehrt. Werden König Georg und Königin Marie zu der gleichen Beliebtheit gelangen? Das ist der Wunsch und die Hoffnung der Nation. Und aus dem bisherigen Leben des Königspaares glaubt man schließen zu dürfen, daß die Hoffnung sich erfüllen werde. Schon daß der neue König von Beruf ein Seemann ist, bringt ihn der Nation nahe. Zusammen mit seinem älteren Bruder, dem Herzog von Clarence, erhielt er auf dem Schulschiff „Britannia" eine regelrechte seemännische Ausbildung, und er hatte sich bereits dem aktiven Marinedienst gewidmet, als der Tod des älteren Bruders im Jahr 1892 ihm den Platz als Thronerbe zuwies. Auch die Braut des Bruders führte er heim. Im Jahr 1893 fand seine Vermählung mit der Prinzessin Viktoria Mary von Teck statt, und das Familienleben des Paares ist geradezu ein vorbildliches geworden. „Es gereicht mir zur Ermutigung" — so hieß es in der ersten öffentlichen Kundgebung des neuen Königs — „daß ich in meiner lieben Frau jemand besitze, der mir unausgesetzt ein Beistand sein wird in meinen Bestrebungen für unseres Volkes Wohl", und diese Worte fanden bei seinen Untertanen ganz besonderen Widerhall. Sechs Kinder sind der Ehe entsprossen, die Prinzen Eduard, Albert, Heinrich, Georg und Johann,



Phot. Gebr. Haeckel.

König Georg V.

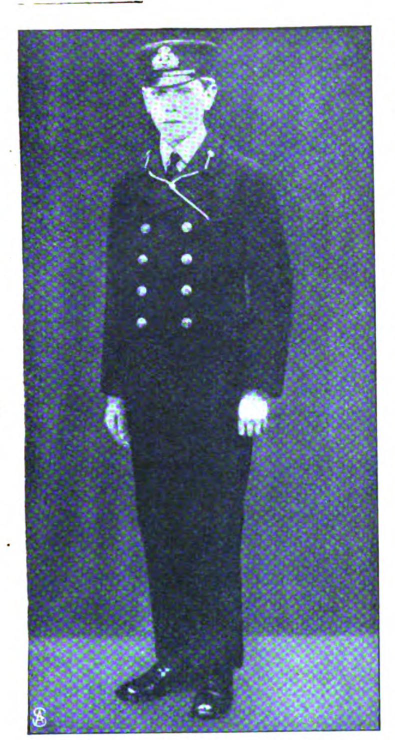
mit seinem ältesten Sohn Prinz Eduard Albert.

im Alter von 16 bis 4 Jahren, und Prinzessin Viktoria Alexandra, 13 Jahre alt. Zum erstenmal seit langer Zeit wird nunmehr das englische Königschloß wieder von Kindern belebt werden, und die Jugend wird sich darin heimisch machen, wie es schon seit zwei Generationen nicht geschehen. Die Erziehung der englischen Königskinder zeichnet sich durch Einfachheit und Natürlichkeit aus. Auch brach man dabei mit manchen Vorurteilen. So wurde z. B. nicht nur die Prinzessin in Handarbeiten unterrichtet, auch ihre Brüder lernten neben Holzschnitzerei und dergleichen Häckeln und Stricken, und alljährlich zu Weihnachten pflegten sie gemeinschaftlich die Produkte ihrer Geschicklichkeit an wohltätige Vereinigungen zu schicken, an deren Spitze ihre Mutter stand. Den größten Teil ihres Lebens haben die Kinder auf dem Lande zugebracht, auf dem Landgut Sandringham, wo sie sich weidlich im Freien tummelten und nur allmählich in die Welt des Wissens eingeführt wurden. Die beiden ältesten Prinzen freilich sind dem nun entwachsen; Prinz Eduard, jetzt, seit der Thronbesteigung seines Vaters, Herzog von Cornwall (der Titel „Prinz von Wales" wird ihm wahrscheinlich später verliehen werden), und Prinz Albert sind schon seit einiger Zeit auf der Marineakademie zu Dartmouth, um wie ihr Vater den Seemannsberuf zu erlernen.



Phot. W. & D. Downey.

Königin Mary von Großbritannien und Irland.



Phot. Lafayette.

Prinz Albert.

Auch sie werden jedenfalls beizeiten hinausgeschickt werden, die „Dominions beyond the sea“ kennen zu lernen, wie seinerzeit der Herzog von Clarence und ihr Vater, damals Herzog von York.

Später, als Prinz von Wales, machte dieser weite Reisen nach den fernen Gebieten des britischen Reiches, und besonders denkwürdig wurde die vom Jahr 1901 durch die markante, charaktervolle Rede, die der Prinz nach seiner Rückkehr in der Guildhall in der City von London hielt. „Wach auf, England,“ rief er dem Land zu, „wenn du deinen Platz auf dem Weltmarkt behalten willst; wach auf, England, und schau um dich und tummle dich.“ Er erwies sich bei dieser Gelegenheit und auch nachmalig als ein guter Beobachter und ein vortrefflicher und eindrucksvoller Redner, und die Warnung an das Land blieb nicht ohne Wirkung. Die persönliche Berührung mit den Kolonien vertiefte sein Interesse für die überseeischen Gebiete des britischen Reiches, und König Georg gilt heute als einer der besten Kenner der kolonialen Staatswissenschaften. Daß er als Thronfolger die heimischen Staatsangelegenheiten zum besonderen Gegenstand seiner Studien machte, versteht sich von selbst. Der Eifer, mit dem er von der Tribüne aus den Verhandlungen des Parlaments folgte, manchmal wochenlang als täglicher Besucher,



Prinz Henry.

Phot. Lafayette.

Prinzessin Viktoria Alexandra.



Phot. Lafayette.

Prinz Georg.



Phot. Lafayette.

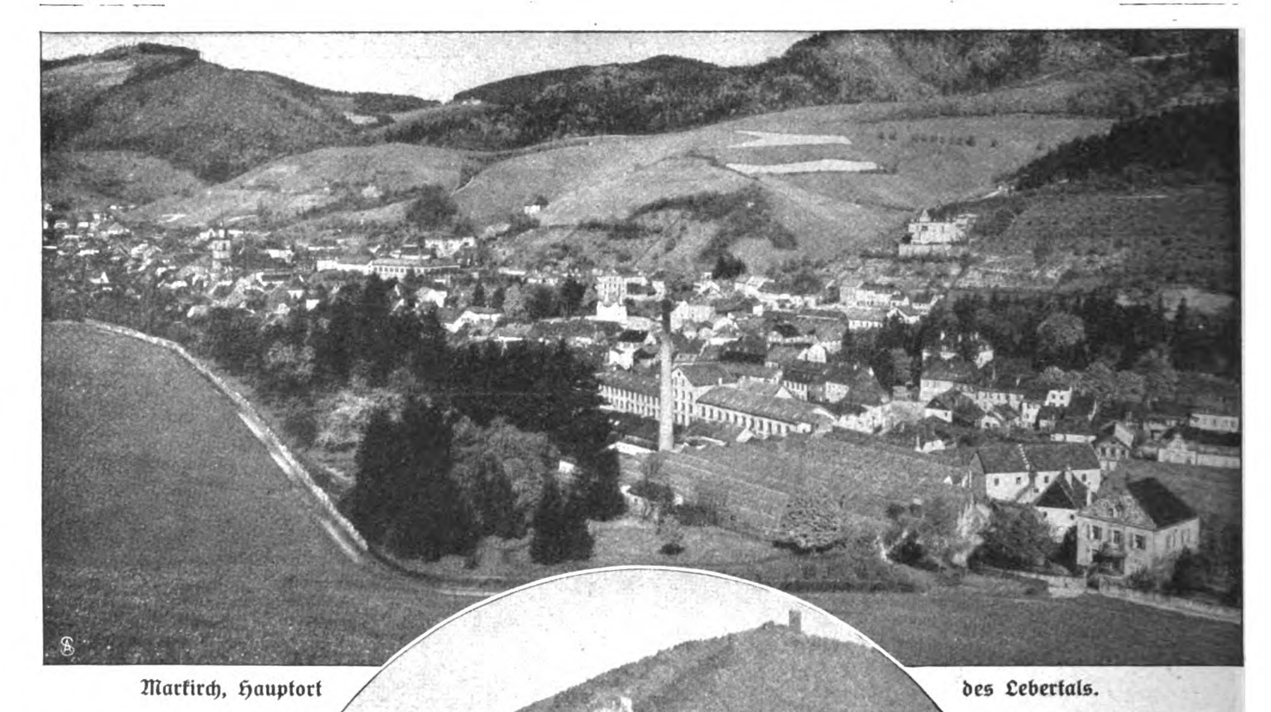
Prinz Johann (John).



Phot. W. E. Sorrel.

Königin Mary mit ihren Kindern, der Prinzessin Viktoria Alexandra und den Prinzen Henry, Georg und Johann.

gab auch weiteren Kreisen einen Beweis dafür. — Auf allen seinen Reisen in die fernen Lande war der König — damals Prinz von Wales — von seiner Gemahlin begleitet, und das hat wohl mit dazu beigetragen, die Besuche erfolgreich zu machen. Denn die Prinzessin von Wales erwarb sich Sympathien, wo sie sich zeigte, und so zweifelt man denn nicht, daß sie als Königin Marie volkstümlich und beliebt werden wird. Die außerordentlich sorgfältige Erziehung, die ihre Eltern, der Herzog und die Herzogin von Teck, ihr angedeihen ließen, impften ihr schon früh ein wirkliches inneres Interesse für das Wohl des Volkes ein, und daß sie den sozialen Problemen mit Verständnis gegenübersteht, zeigt sich schon darin, daß ihre Neigung jedesmal dahin geht, ein Uebel an der Wurzel zu fassen: Elend zu verhüten, sieht sie wie jeder Sozialreformer für eine noch höhere Pflicht an, als das bestehende Uebel zu mildern. Auch der großen Frauenfrage der Gegenwart, der Stimmrechtsfrage, soll die Königin, wie es heißt, sympathisches Interesse entgegenbringen, vielleicht beeinflußt von der Schwester ihres Gatten, der Königin Maud, die in Norwegen, wo die Frauen das Wahlrecht besitzen, überzeugte Frauenrechtlerin geworden ist. Der hervorstechendste Charakterzug der Königin Marie aber liegt in ihren häuslichen Tugenden, in ihrer Hingabe als Gattin und Mutter, und bei dem großen Familiensinn der englischen Nation ist schon das allein geeignet, sie dem Volk lieb und wert zu machen, wie auch das unantastbare Privatleben des Königs die Nation mit Genugtuung erfüllt. Wie auch immer sich die Regierung Georgs V. gestalten mag, so wird diese Seite seines Lebens ihn über seine bisherigen Namensvettern auf dem englischen Königsthron weit emporheben.



Markirch, Hauptort des Lebertals.

Bilder aus dem Elsaß.

Von Fr. Lienhard.

Hierzu 13 Spezialaufnahmen von A. Krenn.

Zieht man im Mai durch unser schönes Elsaß, so sind vor Blüten, vor Wald- und Wiesengrün unsre vielen Dörfer kaum zu sehen. Nur die Kirchtürme ragen empor und senden ihre Glockenstimmen über die blühenden Obstbäume hinaus; in den üppigen Grasgärten reichen sich Dolden und Halme von unten und Aeste von oben die Hände; alles macht den Eindruck einer großen, ungebrochenen Naturkraft. Die Abendröten bleiben lang und gern an den Bergen, stehen als leuchtende Wand vor Frankreich und verklären dort oben manche zerbrochene Burg. Es ist viel Mittelalter in den Klöstern, Kirchen und Burgruinen dieses Landes; und doch ist es Zukunftsland und birgt ein kernhaft Menschenmaterial, ungebeugt in allen geschichtlichen Wettern und Drangsalen. Nicht viel Bezirke gibt es im Deutschen Reich, die so viel historische Seele haben, so viel geschichtliches Kolorit, so viel kunsthistorische Merkwürdigkeiten, so viel Sagen — und im Grenzgebirge so viel herrliche Waldmassen, voll von Druidensteinen und Heidenmauern.

Diese Zeilen sollen, auf Anregung der Redaktion dieser Zeitschrift, zum Besuch der reizvollen Landschaft im Wasgenwald auffordern; sie wollen weiter nichts sein als ein rascher Ueberblick mit dem Unterton: kommt selbst und bestätigt das Gesagte! — Schlettstadt und Hohkönigsburg stehen in den letzten Jahren im Vordergrund. Hier kommt die Abendröte zu ihrem schönen Recht, die Materie zu vergeistigen: wenn ihre Glut den dunkelgrünen Kegel krönt, so steht die stattliche Kaiserburg, zumal von der Breitseite betrachtet, wie eine Stadt auf dem Berg. Gleichviel ob jener Hauptturm ehedem rund war oder viereckig: die Zinnen und Zacken der Burg wirken bedeutend. Und schon unten in Schlettstadt, von dem wir im Automobil oder Wagen ausfahren, falls wir nicht über Wanzell durch die Nadelwaldung emporwandern, hat das Auge Gelegenheit, sich auf das Mittelalter einzustellen, denn es stehen da sehenswürdige Kirchen: die vorwiegend romanische St.-Fides-Kirche und die gotische St.-Georgs-Kathedrale.

Rappoltsweiler mit den drei Burgen
Ulrichsburg, Giersberg und Hochrappoltsstein.

Oben auf der Burg erwartet uns ein erster Ausblick auf die Ebene und auf die südlichen Vogesen. Als wir einst vor fünfzehn Jahren auf diesen stillen Höhen träumten (vgl. meine „Wasgaufahrten"), lagerte hier eine überwucherte Trümmermasse; auf dem buschbewachsenen Turm ließen wir uns in der Sonne



Blick aus der Rheinebene auf Schlettstadt und die Vogesen. Links die Hohkönigsburg.

bräunen und vom Ostwind umspülen. Der Blick war frei und groß. Jetzt fesselt den Wandrer vor allem das Schloß mit all seinen Einzelheiten; ein Schloß, nicht hell und heiter wie die sagenberühmte Wartburg, sondern eher kriegerisch wirkend, eine Trutzfeste. Man erspäht durch die Luken des Turmdaches ein geräumig Stück des Wasgenwaldes, vom Climont bis zum Brézouard, vom Hochfeld bis zum Belchen. In der Ebene breiten sich Colmar und Schlettstadt übersichtlich aus; vor unseren Füßen liegt Sankt-Pilt; drüben auf einem Rebenhügel das ummauerte Zellenberg mit seinem einzigen Zugang; in der Ebene, bei Ostheim, bemerken wir den großen und schönen Park des Schlößchens Schoppenweier, wo einst die elsässische Adelsfamilie von Berckheim, mit dem Colmarer Dichter Pfeffel befreundet, gelebt hat.

Wir wandern über das „Schänzel", von wo die Burg durch die Schweden beschossen wurde, über Thannenkirch nach Süden. Rechts in der Tiefe, das Tal der Leber abschließend, rauchen die Kamine von Markirch, das sich vom Brézouard aus besonders malerisch dem Auge darstellt. Und so tauchen wir hinunter nach Rappoltsweiler, dessen mineralhaltige Wasser und reizvolle Lage wohl verdienen, daß man hier einen Badeort zu schaffen versuchte, wenn nicht vielleicht das

Marktplatz und Torturm in Rappoltsweiler.



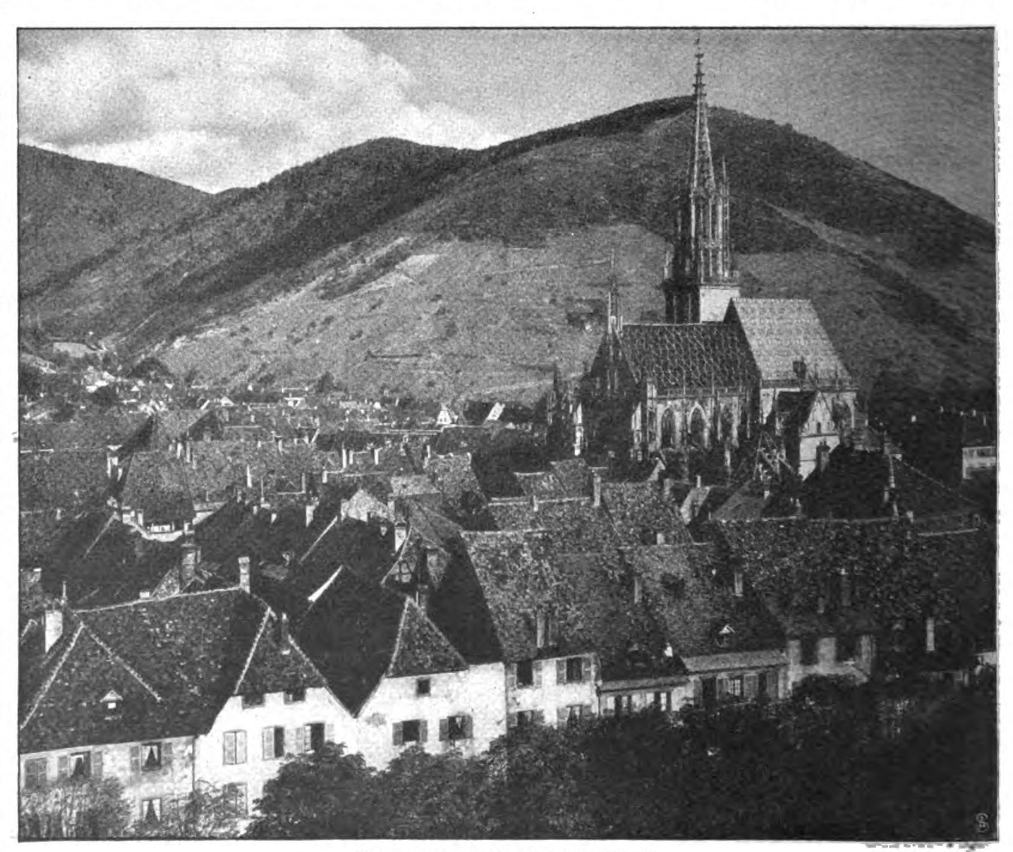
Eine Partie Alt-Straßburgs an der Ill, beim sogenannten Pflanzbad.

von Türkheim und Bergheim bis hinab nach Neuweiler und Buchsweiler, fast alle noch umspannt von den alten Mauern, voll von Motiven für Maler und sehende Wanderer.

Rappoltsweiler selbst kann recht gut den Ausgangspunkt bilden zur Erforschung dieses umliegenden Geländes. Man kann von hier aus nach dem hohen Luftkurort Altweier emporklettern und dann eine Kammwanderung anschließen, mit Ausblicken nach der französischen und nach der elsässischen Ebene, wobei man am Weißen See und später an der „Schlucht“ oberhalb der dunklen Waldungen und Bergmassen des Münstertals rasten und übernachten mag. Leicht erreicht man dann wieder Münster und Colmar, welch letztere Stadt neben architektonischen Sehenswürdigkeiten im Kloster Unterlinden ein Kleinod der Malerei enthält: Grunewalds Isenheimer Altar. Doch kann man auch vom Großen Belchen aus mit einem Fernblick auf die Alpen abschließen. Wer aber das untere Elsaß durchstreift

Schicksal des schönen, aber vergessenen Niederbronn im unteren Elsaß und manches anderen traulichen Badeortes abschrecken würden. Die romanischen Fensterbogen der Ulrichsburg starren unmittelbar in die Gassen herab; steil ragt hart daneben Giersberg neben Granitfelsen in die Luft; weiter oben im Walde trauert Hohrappoltsstein. Ein rasches Gewässer schießt durch die mittelalterliche Dreiburgenstadt, die einst dem reichen Rappoltsteiner Grafengeschlecht gehörte, den Schutzpatronen des fahrenden Volks, an deren Gebräuche heute noch der fröhliche „Pfeiffertag“ erinnert.

An Schönheit und Eigenart kommt wenig diesen malerischen Städtchen am Wasgaurand gleich. Da steckt gleich in der Nähe Reichenweier in seinen Weinbergen, ganz Mittelalter; dann weiter hinten Kaysersberg in einer Talnische; in Sankt Amarintal Thann mit seinem schönen gotischen Münster und so noch viele Städtchen,



Thann und sein schönes Münster.



Blick von der Hohlandsburg auf Winzenheim, Colmar und die Rheinebene.



Straßenbild aus Alt-Schlettstadt.

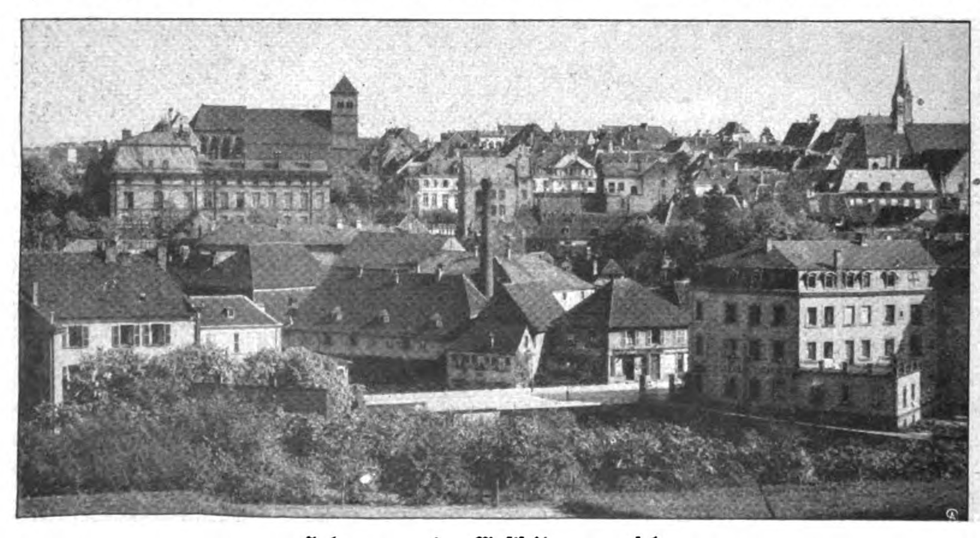
der gehe nicht an Zabern und der Ruine Hohbarr vorüber. Dort auf den Felsklötzen der alten Bischofsburg hat man einen bemerkenswerten Ausblick auf einen neuen Teil des Landes, auf die reichen Bauerndörfer am Kochersberg und im Hanauerland, auf eine Landschaft, die einst — indem er sie vom vereinzelt liegenden Bastberg bei Buchsweiler überblickte — einen Goethe entzückte. Er trug die Liebe zur Elsässerin Friederike Brion im Herzen und schaute mit verklärenden Augen diese wahrlich verklärungswürdige Landschaft. Das Elsaß hat viele solcher Möglichkeiten, das Land hart am Rand der Ebene zu überblicken, so z. B. auch vom berühmten Odilienberg mit seiner uralten Heidenmauer und dem gastlichen Kloster, das man leicht von Sankt-Nabor und Ottrott oder vom umwaldeten Luftkurort Hohwald aus erreicht. Es ist ein Vorzug, daß man dann auf dem einmal errungenen Höhenrücken meist ohne viel Senkung oder Steigung in das waldige Hinterland weiterwandern kann. So wandert es sich reizvoll vom Hohbarr nach der Hub, Dagsburg und weiter hinaus nach dem Doppelzipfel des Donon, von dem aus ohne Schwierigkeiten ins Breuschtal oder ins Steintal einzudringen ist.



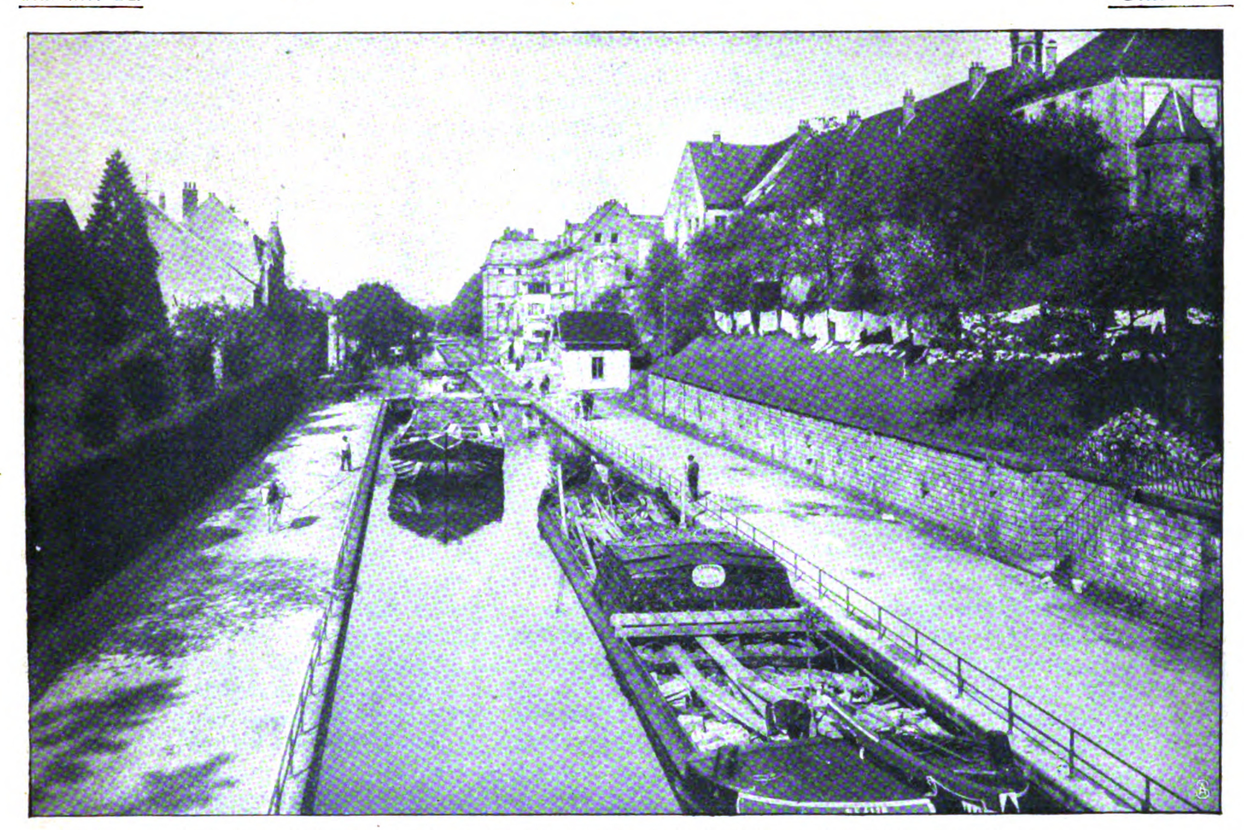
Auf dem Münsterplatz in Straßburg.
In der Mitte das berühmte Kammerzellsche Haus, ein Holzfachwerkbau mit schönen Schnitzereien.

Zabern war lange Zeit das Einfallstor ins Elsaß. Hier stand der Eroberer Ludwig XIV. und beglückwünschte sich zu dieser Provinz mit den Worten: „Quel beau jardin!" Diese ehedem feste Stadt, Bischofsitz des Kardinals Rohan, schon zu Römerzeiten Militärstation, sah den Einbruch der wilden Armagnaken und das dreitägige Hinschlachten der aufständischen Bauern. Drüben steht die Michaelskapelle auf einem Felsenvorsprung, der eine uralte Kultusstätte darstellt; gegenüber verschwimmt der kahle, knochige Bastberg — der Hexenberg des Elsaß — im Mittagslicht. Noch weiter scheint das hohe Bergschloß Lichtenberg wie eine Arche von den endlosen Waldungen getragen zu werden. Noch 1870 wurde jene Feste von den Württembergern beschossen; dort hinaus, nordwärts, jenseit von Reichshofen und Niederbronn, liegt im doppelt fruchtbaren Saatengrün das Schlachtfeld von Wörth. Zwischen Lichtenberg und Buchsweiler erlebten wir staunend die Flucht der Franzosen und die endlosen Durchmärsche der siegreichen Deutschen, die über Lützelstein und Zabern die Vogesen durchquerten.

In einer guten halben Stunde bringt uns der Schnellzug von Zabern nach Straßburg. Welche von den beiden Hälften dieser so bedeutend emporgeblühten



Zabern, von der Westseite aus gesehen.



Der durch Zabern führende Rhein-Marne-Kanal: Ansicht der großen Schleuse in Zabern.



Die Stadt Colmar mit dem renovierten Münster.



Hauptstadt des Landes ist nun eigentlich die „wunderschöne Stadt"? Ist es das alte Straßburg mit seinen Plätzen, Ecken, Gäßchen und pittoresken Bauformen — etwa in der Art des Kammerzellschen Hauses am Münsterplatz oder der Winkel an den gedeckten Brükken — oder ist es draußen die geräumige, luftige Gartenstadt, in deren Mitte sich Kaiserpalast und Universität ins Auge schauen, während Statthalterpalast, Theater, Ministerialgebäude, Bibliothek und Abgeordnetenhaus diesen offiziellen Platz umringen? Wir wollen das nicht entscheiden. Jedenfalls steuert der Fremde vor allem andern auf das unvergleichliche Münster zu, das ihn schon von fern gegrüßt hat, ein Wahrzeichen, nicht bloß der Stadt, sondern des ganzen Landes. Dieses kunstvolle Steingebirge, massiv und doch leicht, feingliedrig, durchsichtig trotz aller Schwere, lichtdurstig, eine Vergeistigung und Ueberwindung der Materie, läßt alle anderen Bauwerke der Stadt tief unter sich. Der Gebildete weiß, was dieser Bau einem Goethe bedeutet hat. Dieser erhabene Sandsteindom bietet dem Auge immer neue Ueberraschungen, je nach den Tageszeiten, je nach der Witterung, je nach dem Standort; und so schimmert der Bau manchmal in lichtem Violett, manchmal wieder steht er in düsterem Dunkelbraun; oft scheint er überwältigend groß und wuchtig, oft auch ist er fein und fern und gleichsam eingesogen vom Licht, kaum erkennbar.

Wer einen ersten Rundblick auf das Elsaß sucht, der besteige die Plattform des Münsters. Er wird in gehobener Stunde unser Land wie ein „neues Paradies" empfinden und mit Goethe das Schicksal segnen, das ihm für einige Zeit einen so schönen Wohnplatz bestimmt hat. —

Vielleicht darf ich noch auf einige Werke hinweisen, die neben dem unentbehrlichen Führer von Mündel oder Schmidt-Brädikow für das Elsaß zu werben geeignet sind. Meine „Wasgaufahrten" sind kein Touristenbuch, sondern ein Werk seelischen und lyrischen Erlebens: Frieden der Seele und Selbständigkeit des Geistes und Charakters zu suchen, wich ich damals vom Heerzug der Literatur ab und tauchte in unsere heimischen Waldberge. Die nördlichen Vogesen hat in ähnlicher Verwebung von Geschautem und Gedachtem Karl Gruber durchwandert; mit leichtem Gepäck durchstreifte die Sandsteinvogesen Max Ebell. Ein bilderreiches und gutgeschriebenes Wanderbuch bot E. Grucker. Die Halbmonatschrift „Die Vogesen" von Adr. Mayer hält in Wort und Bild das Interesse an unserer Westmark in anregender Weise wach.

Viel spricht man heute vom Elsaß und seiner etwaigen zukünftigen Verfassung. Immer wieder aber muß man den deutschen Brüdern und Freunden zurufen: vor allem kommt selbst und lernt unser Elsaß kennen und lieben! Ihr werdet es niemals bereuen.

Es gibt keine Männer mehr.

Skizze von Otto Krack.

„Es gibt keine Männer mehr!" entschied kurzerhand Miß Mabel und lehnte den schlanken Oberkörper in den bequemen Rohrsessel zurück.

Damit war das Gespräch beendet. Man hatte über Helden und Heldentum hin und her gestritten, und die jungen Mädchen waren einmütig der Ansicht, daß die Herren der Schöpfung früher viel kühner und wagemutiger gewesen seien als heutzutage. Vergeblich hatten die jungen Herren die Ehre ihres Geschlechts verteidigt, und als nun die Tochter des Hauses ihren Machtspruch sprach, gaben sie das Wortgefecht auf und schwiegen still.

Man rückte die Sessel und erhob sich. „An die Gewehre!" kommandierte der junge Schutztruppler, dem die Tropensonne das Gesicht gelb gedörrt hatte, und der sich in die wohlanständigen heimatlichen Sitten noch nicht so recht wieder hineinfinden konnte. Er stand an dem runden Tisch mitten auf der geräumigen Veranda, nahm den Bowlenlöffel und schenkte jedem ein, der ihm das Glas reichte. „Zum Wohl!" rief er laut, „die ollen Römer sollen leben!"

„Hoch sollen sie leben!" wiederholte der stillvergnügte Maler. Er war schon graubärtig, hielt es aber mit der Jugend, während seine verständige Ehehälfte sich drinnen bei den älteren Herrschaften niedergelassen hatte.

Die Herren ließen die Kelche klingen und tranken. Ringsherum saßen die jungen Mädchen in ihren duftigen, blütenweißen Kleidern, nippten von ihrem Glas, flüsterten, kicherten und lachten über den ausgelassenen „Afrikaner", der mit seiner sprudelnden, unbändigen Laune die ganze Gesellschaft unterhielt. Die kleine, rundliche Geheimratstochter, die nicht eine Minute stillsitzen konnte, wandte kein Auge von ihm; sie schwärmte für das bunte Tuch und ganz besonders für die Khakifarbe . . .

Plötzlich dröhnte der mächtige Baß des langen Doktors durch das Stimmengewirr: „Sagen Sie mal, junger Schweiger, was ist mit Ihnen? Haben Sie Mäßigkeit geschworen?"

In der Ecke, etwas abseits, saß ein blonder Ulan, das Glas im Auge, und sah Miß Mabel an. Was war das für ein Wesen —? Er hatte sie im letzten Winter kennen gelernt, hatte mit ihr getanzt — hier und da, auf den Bällen und Festen — und sie hatte ihn gefangen und gefesselt — wie eine seltene fremdländische Blume — er kannte sie nicht — bis heute nicht — sie blieb ihm ein Rätsel . . .

Nein, er verstand sie nicht. — Was hatte sie vorhin gesagt —? Und mit einem Blick zu ihm hinüber —? Sollte das ihm gelten —? Und eine Blutwelle war ihm in die Wangen geschossen . . .

Es gibt keine Männer mehr!

O du schönes, stolzes Geschöpf, könnt ich dir doch beweisen . . .!

Aber seine Züge verrieten nichts von seiner inneren Erregung, kein Muskel seines Gesichts zuckte, er saß da wie aus Erz gegossen. Leicht beugte er sich vor und trank dem langen Doktor zu. Er leerte das Glas auf einen Zug und trat an den Bowlentisch.



„Bravo, Herr Kamerad!" rief der Schutztruppler und schenkte ihm fleißig wieder ein.

Miß Mabel lächelte nur und streifte mit ihren kühlen Blicken den jungen Reiteroffizier, der jetzt mit dem Doktor zusammenstand und ihr halb den Rücken zuwandte.. Er war nicht eingegangen auf ihre spöttischen Bemerkungen, hatte nichts erwidert, selbst zu ihrem letzten Wort hatte er geschwiegen, zu dem letzten beißenden Wort. Das war wie ein Trumpf, den sie ausspielte. Und er? Er hatte dagesessen, ruhig und kalt, und hatte keine Miene verzogen.

Hatte der Pfeil nicht getroffen? Und er sollte doch treffen, ihn treffen. — Warum schwieg er? Warum hielt er sich zurück? Und sie wollte doch den Mann sehen!

„Aber meine verehrten Damen und Herren," meinte der Doktor und reckte sich, „wollen wir uns hier festsetzen? Ein bißchen Bewegung könnte nicht schaden — namentlich vor dem Essen. Was meinen Sie?" —

„Sehr richtig!" stimmte der Afrikaner bei, „man wird ganz steif. Wandeln wir so lange unter Palmen. Prost Rest, und nun vorwärts, marsch!"

Einige blieben auf der Veranda zurück, die andern schoben die Stühle beiseite und gingen die breite Freitreppe hinunter in den grünen schattigen Garten. Der kleinen Geheimratstochter war es gelungen, ihren Schutztruppler zu erwischen, und Miß Mabel hatte den Arm ihres „Onkels" genommen — das war der Maler, der älteste Freund ihres Vaters und zugleich ihr Nachbar, der sich auf dem Nebengrundstück angebaut hatte.

„Ein wundervoller Besitz", sagte der Ulan, der neben dem Doktor ging, und warf einen Blick ringsumher.

„Spaß! Der alte Herr kennt auch nichts anderes wie sein Haus und seinen Garten, seine Obstbäume und sein Federvieh. Das ist seine Welt. Und er läßt's sich was kosten, sag ich Ihnen!"

„Er ist Deutsch-Amerikaner?"

„Soviel ich weiß, war seine Mutter eine Deutsche. Er ist auch drüben aufgewachsen und erzogen worden. Man hört's ihm doch auf zehn Schritte an, was? Und mit seiner Tochter spricht er gern Englisch."

„Also deshalb Miß Mabel."

„Ja, man nennt sie allgemein so. Ich kenne sie gar nicht anders. — Und wie sie hier im Berliner Vorort seßhaft geworden sind? Ich glaub, nach dem Tode seines Vaters ist die Mutter herübergekommen, um ihren Lebensabend in der Heimat zu beschließen, und so ist der Sohn hier hängengeblieben. Ist ja auch gleich, wo das Geld verzehrt wird — hier oder drüben."

Der Doktor brach ab, denn ein paar Schritte vor ihnen standen die andern, und die kleine wirblige Geheimratstochter klatschte in die Hände und rief strahlend: „Aber natürlich, Mabel! Du bist entzückend! Ein reizender Gedanke! Die Herren müssen mitmachen — ja — nicht wahr — Sie machen mit?"

„Aber was denn, mein schönes Fräulein? Was denn?" fragte der Doktor.

„Hören Sie. Wir wollen am nächsten Sonntag ausfliegen — zu Pferde — wir alle zusammen — und draußen frühstücken — irgendwo im Freien — —"

Ein tiefer, voller Ton kam vom Hause und hallte durch den Garten; es klang wie ein ferner, dumpfer Kanonenschuß.

„Aha, das Gong! Zum Essen! Vorwärts, meine Herrschaften!" Aber die Geheimratstochter blieb stehen und hielt den Doktor fest. „Nein, Sie kommen nicht vom Fleck, Sie kriegen nichts zu essen. Erst müssen Sie versprechen, daß Sie mittun. Ach, bitte ja, und Sie auch, Herr Leutnant . . . . .!"

Der Doktor schwor es auch hoch und heilig, und der Ulan legte schweigend seine Hand an die Mütze.

* * *

In einem Tattersall des Westens, in dem Mabel und ihre Freundin, die Geheimratstochter, ihre Pferde stehen hatten, fand sich in der Frühe des nächsten Sonntags die kleine Gesellschaft zusammen. Einer kam nach dem andern — zuletzt die junge Miß mit ihrem „Onkel", dem Maler, der mit Vergnügen die Rolle der „Anstandsdame" übernommen hatte. Er wäre zwar kein gelernter Reiter, meinte er, und fühle sich auf einem italienischen Esel sicherer, aber ein fahrender Künstler müsse in allen Sätteln gerecht sein. So hatte seine bängliche Gattin denn schließlich nachgegeben und ihn mit angsterfülltem Herzen ziehen lassen.

Auch der vorsichtige Doktor hatte sich „ein recht ruhiges, lammfrommes Tier" geben lassen, das keine Mucken hatte. Früher als junger Anfänger, der von Kranken gerade nicht überlaufen war, hatte er sich des Morgens vor der Sprechstunde gern Bewegung gemacht. Seitdem er aber ein vielbeschäftigter Frauenarzt geworden war, hatte das Vergnügen aufgehört; er hatte seiner Liebhaberei entsagen müssen und seit Jahren keine Zügel mehr in der Hand gehabt.

Man war übereingekommen, den Weg durch den Grunewald über Beelitzhof zu nehmen, in Wannsee zu frühstücken und gegen 2 Uhr wieder daheim zu sein.

So ritten sie denn zu sechsen den Kurfürstendamm entlang: vorn der Maler und der Doktor mit Miß Mabel in der Mitte, hinten die glückstrahlende Geheimratstochter mit dem Afrikaner und dem Ulan zur Seite.

Der Westen lag noch wie in tiefem Schlaf. Keine Wagen, keine Kraftdroschken, keine Spaziergänger — selten ein einsamer Frühaufsteher, oder war es ein Nachtschwärmer, der bei hellichtem Tag nach Hause kam? Nur die Straßenbahnen sausten auf den blanken Schienen dahin, daß die Räder blaue Funken sprühten, und die roten Kupferdrähte glitzerten in der Sonne.

Es war ein wundervoller taufrischer Sommermorgen. Fast die ganze Woche hatte es geregnet, und der geplante Ausflug schien damit zu Wasser zu werden. Aber gestern gegen Abend hatte es sich aufgeklärt, und heute früh hing ein lichtblauer wolkenloser Himmel über der Erde.

Der Boden war noch feucht, und lautlos gingen die Pferde in dem weichen, braunen Sand des Reitwegs; nur ab und zu, wenn das Eisen unter den Hufen auf einen Stein stieß, gab es einen kurzen, knackenden Klang.

Als man am Bahnhof Halensee angelangt war, schlug es neun Uhr. Donnernd und polternd fuhr gerade ein Eisenbahnzug unter der mächtigen Brücke hindurch, und Miß Mabels Schimmelstute fing bedenklich an zu tänzeln, aber ein paar liebevolle Klapse auf den Hals, ein paar gütige Zurufe, und das Tier beruhigte sich wieder.

Man spürte schon den kühlen Atem des Waldes. Ruhig und ernst standen die hohen Fichten mit den dunklen Kronen, die kein Wind bewegte, und zwischen



den schlanken Stämmen lugten hier und da weiße Gebäude mit roten Dächern hervor.

Der Maler gab lustige Schnurren aus seinem ungebundenen Künstlerleben in Rom und Paris zum besten, daß selbst Miß Mabel lachen mußte, und die Freundin konnte nicht genug von den Abenteuern hören, die ihr Afrikaner im Busch erlebt hatte. Das war so neu, so spannend — einfach atemberaubend! Ob er denn nicht lieber daheim bleiben möchte? — Nein —. Ob er denn durchaus wieder hinunter wolle nach Südwest? — Nein, aber nach Kamerun! — Und wann? Noch in diesem Jahr? In diesem Sommer? — Ja, in vier Wochen schwämme er schon wieder auf einem Woermann-Dampfer. — Ach, wie schade! — Und das junge, verliebte Ding seufzte still vor sich hin . . .

Schweigend ritt der Ulan nebenher. Nur ab und zu warf er ein Wort ins Gespräch. Seine Augen hingen an der schlanken, blühenden Mädchengestalt, die da vor ihm auf dem schönen, schlohweißen Tier saß. Ein schwarzes Reitkleid umschloß fest die schmiegsamen, knospenden Glieder, und ein breitrandiger Hut beschattete das feine, hochmütige Gesicht. Und wie sie im Sattel saß — wie ruhig und sicher!

Das Bild entzückte sein Reiterherz, und er dachte einen Augenblick an eine Zukunft, an ein Leben zu zweien — schien sie nicht geschaffen für ihn? Ein jäher Rausch des Glückes überkam ihn, und er fühlte, wie sein Blut warm wurde . . .

Aber sie? — Ahnte sie, was er verschwieg? Wußte sie, was er in sich verbarg und verschloß? Warum gab sie ihm nicht ein Zeichen, ein kleines Zeichen ihrer Gunst? Nein, sie blieb kalt und unnahbar. Und wenn ein Blick ihn traf, war er nicht eher feindselig als freundlich? Und wenn sie die Lippen öffnete, klang der Ton nicht fremd und abwehrend, ja spöttisch und grausam, als ob sie ihn quälen wollte . . .?

Es gibt keine Männer mehr!

O du schönes, stolzes Geschöpf . . .!

Wieder wallte es in ihm auf, als er an die Worte dachte. Er konnte sie nicht vergessen. Immer wieder kamen sie ihm ins Gedächtnis. Sie verfolgten ihn, wo er ging und stand, sie bohrten sich fest in seinem Gehirn, daß er sie nicht mehr los wurde.

Nein, er konnte kein Wort wagen, er mußte abwarten und klar sehen — ja, das war es: er mußte ihr Herz sehen . . .

Sie waren den schattigen Königsweg entlang geritten, und als sie an dem Wärterhäuschen gegenüber dem „Großen Fenster" ankamen, blitzte der Spiegel des Schlachtensees zu ihnen herauf.

„Herrschaften, seht doch das prächtige Bild!" rief begeistert der Maler und deutete mit der Linken nach dem See. Er ritt über den Bahndamm, und die andern folgten.

Von keiner Welle bewegt, still und ruhig lag das Wasser, und die hohen, dunklen Bäume neigten sich in die klare Flut. Jenseit am Ufer zog eine bunte Gesellschaft vorüber — Männer und Frauen und Kinder, soviel man sehen konnte — und der neuste Berliner Gassenhauer klang schmetternd durch die sonntägliche Stille.

Alles mußte lachen, und mit der andächtigen Stimmung war es vorbei. Man wollte weiter. Aber als man die Pferde wandte, war es zu spät, den Uebergang zu gewinnen.

Die Bahnglocke schrillte, langsam senkten sich die hohen Schlagbäume und versperrten den Weg.

Während die andern sich ins unvermeidliche fügten und geduldig warteten, war Miß Mabel sehr ärgerlich. Fast böse rief sie: „Wollen wir nicht hinüber?"

„Ueber die Schranken? Aber Mabel! Aber Miß Mabel!" klang es durcheinander.

Der Maler war sofort dicht an ihrer Seite. „Das geschieht nicht, mein Kind!" herrschte er sie an, und seine Stimme klang so fest und entschieden, daß ihn alle verwundert ansahen.

„Wie Sie befehlen, mein Herr Onkel!" sagte sie achselzuckend, und laut setzte sie hinzu: „Aber für einen guten Reiter ist es ein Kinderspiel."

Der Ulan biß die Lippen zusammen. Galt das Wort nicht ihm? Nicht wieder ihm? Wem denn sonst —? Wer war denn sonst ein „guter Reiter"?

Niemand bemerkte, wie er sein Pferd langsam ein paar Schritte zurückgehen ließ — aller Augen waren auf den Bahndamm gerichtet. Näher und näher rollte der Zug heran, man hörte schon das Rasseln und Schnauben, man sah schon die beiden gläsernen Augen des dampfenden Ungetüms, man erkannte schon die Gestalt des Heizers — da wieherte ein Pferd auf, ein paar Hufschläge, ein Sprung — und ein Reiter flog über die erste Schranke hinweg — mitten auf den Bahndamm — da war er — einen Augenblick — die Dauer eines Blitzes — und dann — hopp! — noch ein Sprung — und der Eisenbahnzug brauste vorüber . . .

Kein Laut, kein Ruf, kein Schrei. Das Entsetzen lähmte alle Zungen. Kein Glied rührte sich. Was war das? Was war geschehen? Wer hatte denn —? Der Ulan — ja — der Ulan — der hatte es gewagt — diese Tollkühnheit — diese Verwegenheit — dieser Wahnwitz! — War es geglückt oder nicht? War er heil davongekommen oder —? — Wo war er? — Man konnte nichts sehen — der Eisenbahnzug — der endlose Eisenbahnzug — die Wagen rollten noch immer — immerfort — und so langsam — so qualvoll langsam . . .

Miß Mabel stand wie die andern. Starr, regungslos. Bleich bis in die Lippen. Mit stieren Augen. Die Zunge war ihr trocken, und ihr Herz schlug — sie hörte, wie es schlug. Nein, so war es nicht gemeint, das wollte sie nicht — o niemals. — Was hatte er getan — um Gottes willen — wenn es ein Unglück gab — wer hatte die Schuld? — Sie! Sie ganz allein!

Und wenn ihm nichts geschehen war, was dann? Hatte sie ihn gewonnen oder verloren? — Ein dunkles Gefühl stieg in ihr auf, bitter und weh — o das dumme Wort! Hätte sie es nie gesagt — könnte sie es zurücknehmen — aber nun war es zu spät . . .

Drüben hielt der Ulan. Lässig saß er im Sattel, als ob nichts geschehen wäre. Er hatte gerade eine silberne Dose in der Hand und zündete sich eine Zigarette an.

Es gibt keine Männer mehr! Was sagst du nun, Miß Mabel?

Ein Kinderspiel für einen guten Reiter? — Nun ja — vielleicht — mag sein — aber es gibt Zufälle — tausend Zufälle — es hätte doch auch schief gehen können, nicht wahr? So bist du also, du spielst mit Menschenleben? — Ah, nun kenne ich dich — ich wollte dein Herz sehen — danke — ich hab es gesehen.

O du stolzes, schönes Geschöpf! . . .

Gehab dich wohl!

Das Nestleben des Storches.

Hierzu 8 photographische Naturaufnahmen von R. Hilbert.

Meister Adebar, der sagen- und geschichtenumwobene Vogel, den jedes Kind kennt, und der wie ein Wahrzeichen zum Bauernhaus und zur Gutscheune gehört, hat dieses Jahr um volle vierzehn Tage später sein gewohntes Nest in unseren Landen wieder aufgesucht.



„Was willst du hier? — Das ist mein Nest.“

Ganz besondere Witterungseinflüsse, deren Natur wir schwer beurteilen können, müssen es gewesen sein, die diesen sonst so pünktlichen Gast veranlaßten, später des schwarzen Kontinents Nordküste zu verlassen und den weiten Flug nach deutschen Gauen zu wagen.

Wenn auch unser aufgeklärtes Jahrhundert längst mit dem Storchmärchen aufgeräumt hat, so bleibt Adebar doch der wohlgelittene, ja willkommene Gast menschlicher Heimstätten, soweit sie nicht jedes poetischen Reizes entbehren, der allerdings in modernen Großstädten kaum irgendwo zu finden ist. Das Nestleben des Storches ist besonders interessant, und nicht jeder hat Gelegenheit, es zu studieren. Die photographische Technik ermöglicht es uns, die einzelnen Phasen eines Storchtagewerks zu analysieren und auch denen zugänglich zu machen, die ein unfreundliches Geschick in das steinerne Häusermeer der Großstadt bannt.

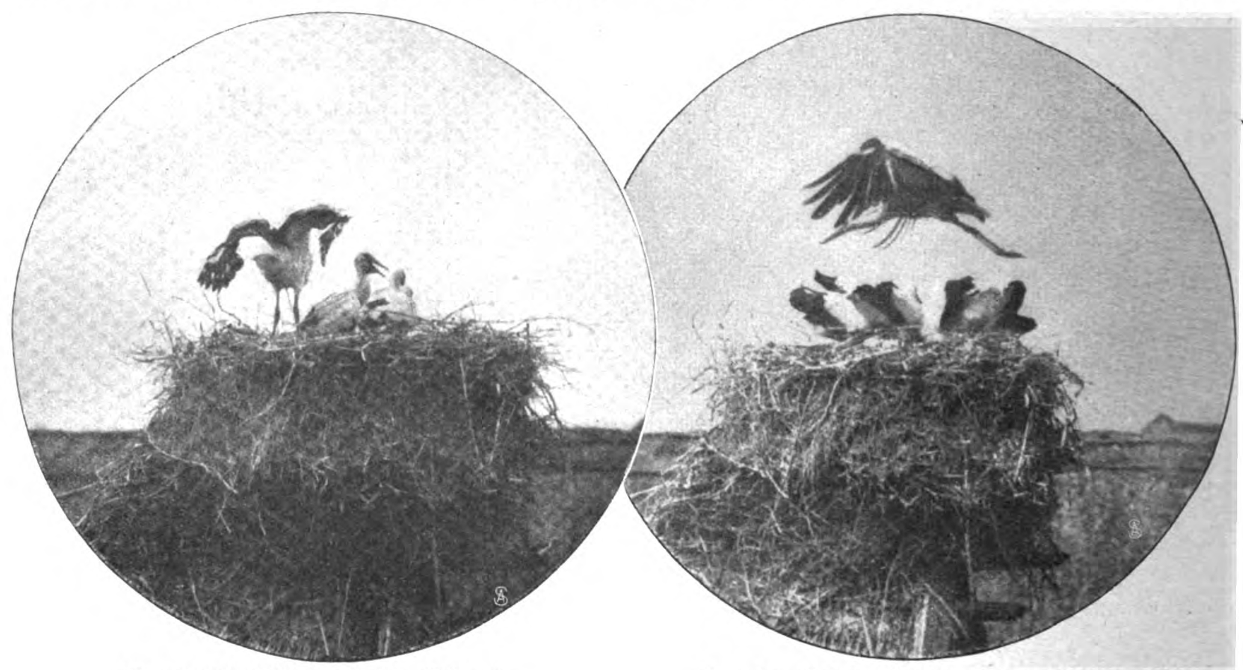
Kaum ist der mächtige Zugvogel mit schier unglaublicher Orientierungsgabe dem gewohnten Dorf und angestammten Horst zugeflogen, so beginnt schon sein Temperament sich zu regen. Ein Eindringling hat frech vom alten, seit Jahren bewohnten Nest Besitz ergriffen, er muß vertrieben werden. Es kommt zu eifer-



„Siehst du, Mutter, da bin ich wieder.“

süchtigem Kampf, bei dem es kräftige Schnabelhiebe setzt und die Federn fliegen (Abb. S. 1021). Zerzaust und oft blutend weicht der Fremdling der hausherrlichen Gewalt.

Nun wird der Horst gesäubert, wo nötig, geflickt, und das Brutgeschäft beginnt. In der ersten Zeit verläßt Frau Störchin kaum das Gelege, das meist aus drei bis vier Eiern besteht, und Meister Adebar muß eifrig



Man trainiert sich durch Flügelschlagen.

Der Herr Vater gibt theoretischen Flugunterricht.

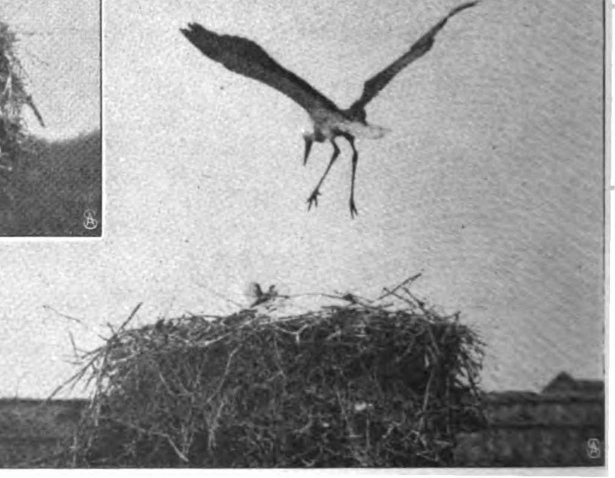
Nahrung für die sorgende Mutter herbeischaffen. Unsere zweite Abb. zeigt die Ankunft des Hausherrn vom Fang; mit lustigem Plappern begrüßt ihn die Gattin.



Endlich etwas zu essen.

Es ist zu bedauern, daß auch auf dem Land die modernen Ziegeldächer nicht mehr recht für die Storchnester geeignet sind. Das alte gemütliche Strohdach schwindet immer mehr und mehr, und damit verringert sich auch von Jahr zu Jahr die Anzahl der Störche. Die Landwirtschaft muß diesen Rückgang schmerzlich empfinden, denn der Storch ist der Kammerjäger des Feldes, er vertilgt die Feldmäuse in unglaublicher Zahl, und dieser Nutzen wird kaum dadurch verringert, daß er auch hier und da einen Junghasen faßt. Der Haß des Jägers gegen den Storch ist tatsächlich nicht berechtigt, und es ist mit Freude zu begrüßen, daß der Storch, wenn auch nicht offiziell, sich doch einer auf stillem Uebereinkommen beruhenden dauernden Schonzeit erfreut. Ein guter Jäger und gerechter Weidmann wird sich scheuen, den Meister Adebar zu schießen, und gewiß ist es unendschuldbar, wenn ungeübte Sonntagsjäger in ihrem Unmut über eine vergebliche Birsch dem armen Vogel die Ständer kaputt schießen oder flügellahm machen und sich solcher Heldentat noch rühmen.

Die Störche führen ein geradezu ideales Familienleben. Das mühsame Brutgeschäft wird von beiden Eltern abwechselnd besorgt.



So hat es uns Vater gezeigt.

Hoch in den Lüften wie die Alten.

die Ankunft des nahrungspendenden Vaters (Abb. S. 1022). Kaum ist der erste Hunger gestillt, und die Jungen sitzen etwas ruhiger auf den Gelenken ihrer „Ständer“ ganz artig im Kreise des Nestes, so fliegen die Alten schon wieder fort, um neue Nahrung zu suchen. Sie wissen recht gut, daß die hungrigen Mäuler bald wieder gefüllt werden müssen. Es ist erstaunlich, mit welcher Pflichttreue diese Ernährungsarbeit geleistet wird; kaum daß sich das Elternpaar wenige Minuten der Ruhe gönnt, um etwas Toilette zu machen, da und dort ein widerspenstiges Federchen zurechtzurücken, die Flügel glatt zu streichen und sich im eifrigen Geplapper etwas zu verschnaufen. Allmählich beginnen die Jungen auch Flüge in die nähere Umgebung zu wagen. Sie lernen stets unter der Aufsicht der Alten die Nahrung zu suchen und zu finden, in der richtigen

Ist die Brut ausgeschlüpft, dann gilt es Futter zu schaffen, und beide Eltern haben vollauf zu tun, um die hungrigen Mäuler zu stopfen; manches Mäuslein, manche Blindschleiche und mancher Frosch müssen denn auch ihr Leben lassen.

Sind die Jungen etwa vierzehn Tage alt, so ist die Zeit der sorglosen Kindertage für sie schon vorbei, jetzt gilt es zu lernen. Mit eiserner Energie wird die Erziehung begonnen. Die Hauptsache ist, daß man fliegen lernt; dazu gehören Muskeln, und unsere Abb. S. 1022 zeigt den Jungstorch, wie er im eifrigen Bemühen durch dauerndes Schlagen die Armmuskeln trainiert. Diese Freiübungen werden stundenlang fortgesetzt, und erlahmt einmal der Eifer, dann fordern Vater oder Mutter oft recht energisch die Fortsetzung.

So fliegt man das Nest an.

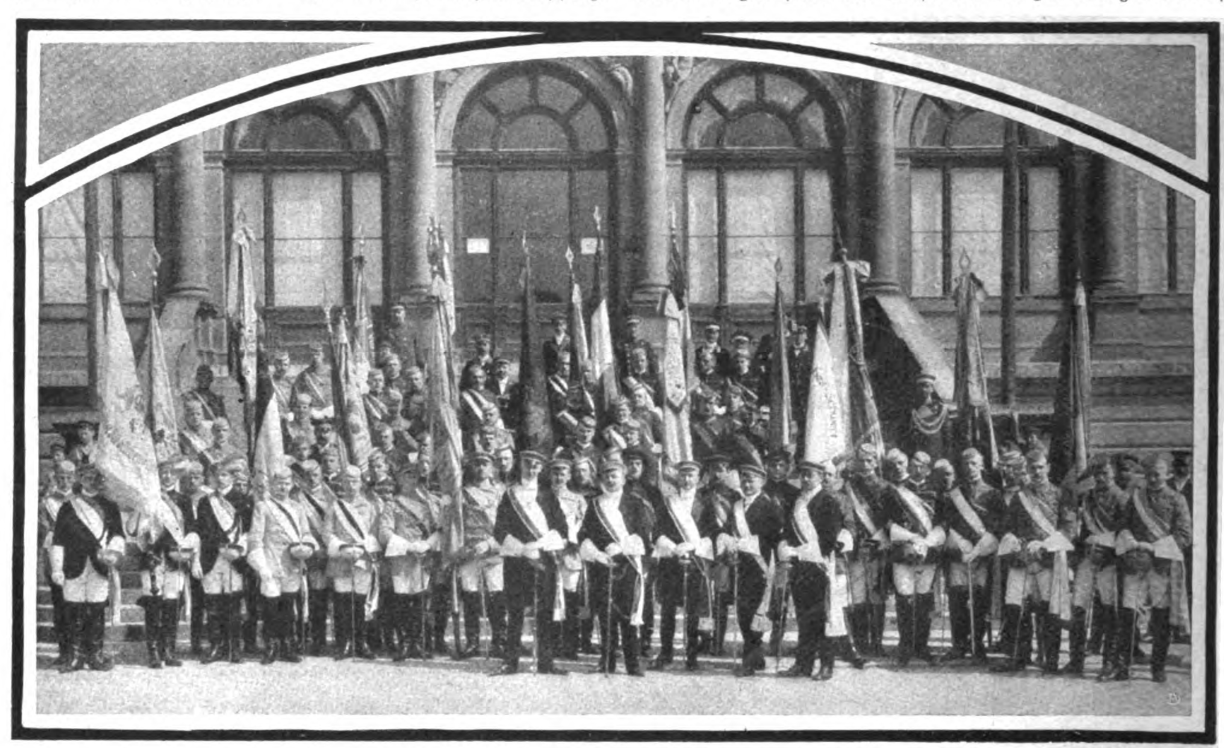
Doch neben dieser praktischen Ausbildung gibt es auch theoretischen Unterricht. Der Vater Storch erhebt sich etwa eineinhalb Meter über das Nest und macht den Jungen die Flugbewegungen vor. Nicht ohne Erfolg, denn schon nach kurzer Zeit sieht man die jungen Störche, zwar nur über dem Nest, ähnliche Flugbewegungen üben (Abb. S. 1022).

Mit dieser Körperarbeit wächst natürlich auch der Appetit, und mit Gier erwartet die kleine Gesellschaft Weise das Nest „anzufliegen“ (Abb. obenst.) und so sich für die große Reise vorzubereiten. In den letzten zwei und drei Tagen vor dem Abflug zu den großen Sammelplätzen, der am 24. August zu erfolgen pflegt, tummeln sich die jungen Störche hoch in den Lüften (Abb. obenst.), In dieser Zeit ist das Nest am Tage meist leer.

Am 24. August geht es zum Sammelplatz, und am 27. August erfolgt der Aufbruch zu der großen Reise, die den Storch über Tausende von Kilometer weit in die sonnigen Gefilde Afrikas führt. Innerhalb dreier Monate bringt es der Storch fertig, seine Jungen zu einem Flug vorzubereiten, der an Technik und Ausdauer ganz enorme Anforderungen stellt, und dessen Geschwindigkeit bis zu 120 Kilometer die Stunde beträgt.

Bilder aus aller Welt.

Vom 19. bis 21. Mai tagte in Weimar der CC. Verband der deutschen farbentragenden Sängerschaften. Die alte Dichterstadt war reich geschmückt und bereitete den von allen Gauen herbeigeeilten sangesfrohen Gästen einen feierlichen Empfang.



Von der Tagung des Weimarer CC. Verbandes deutscher Sängerschaften. Phot. Schwier, Weimar.



Robert Volkner
wurde zum Intendanten der beiden Stadttheater in Frankfurt a. M. erwählt.



Hofphot. Hahn.
Elisabeth Boehm van Endert
tritt am 1. August in den Verband der Berliner Hofoper ein.



Max Richards,
Stadttheaterdirektor in Halle, wurde zum Geh. Hofrat ernannt.

Der bisherige Leiter der vereinigten Stadttheater in Leipzig, Robert Volkner, wurde als Intendant der beiden Stadttheater in Frankfurt a. M. erwählt und tritt seine neue Tätigkeit im Herbst 1912 an. Die Stadt Leipzig sieht ihn ungern scheiden.

Elisabeth Boehm van Endert, die am 1. August dieses Jahres in den Verband der Berliner Hofoper eintritt, entstammt einer alten Patrizierfamilie in Düsseldorf. Sie studierte Gesang bei Prof. R. Müller und bei Fr. Prof. Paschalis in Dresden. Die Künstlerin wurde nach beendetem Studium an die Dresdner Oper engagiert und geht von dort nach Berlin.

Der Direktor des Stadttheaters zu Halle Max Richards wurde wegen seiner Verdienste um die Förderung der Kunst Richard Wagners vom Herzog von Anhalt zum Geheimen Hofrat ernannt. Vom Herzog zu Altenburg erhielt der verdienstvolle Künstler die Goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft.

Auf Korea wurde in der Hauptstadt Söul ein vollkommen nach europäischem Muster eingerichtetes Krankenhaus errichtet, das den Namen Tai-Han führt. Unsere Bilder geben ganz den Eindruck, den wir bei unsern Krankenhäusern gewohnt sind, nur daß die Patienten, Aerzte und das Pflegepersonal ver-



Blick in einen Krankensaal.
Aus dem neuen Krankenhaus in Söul.

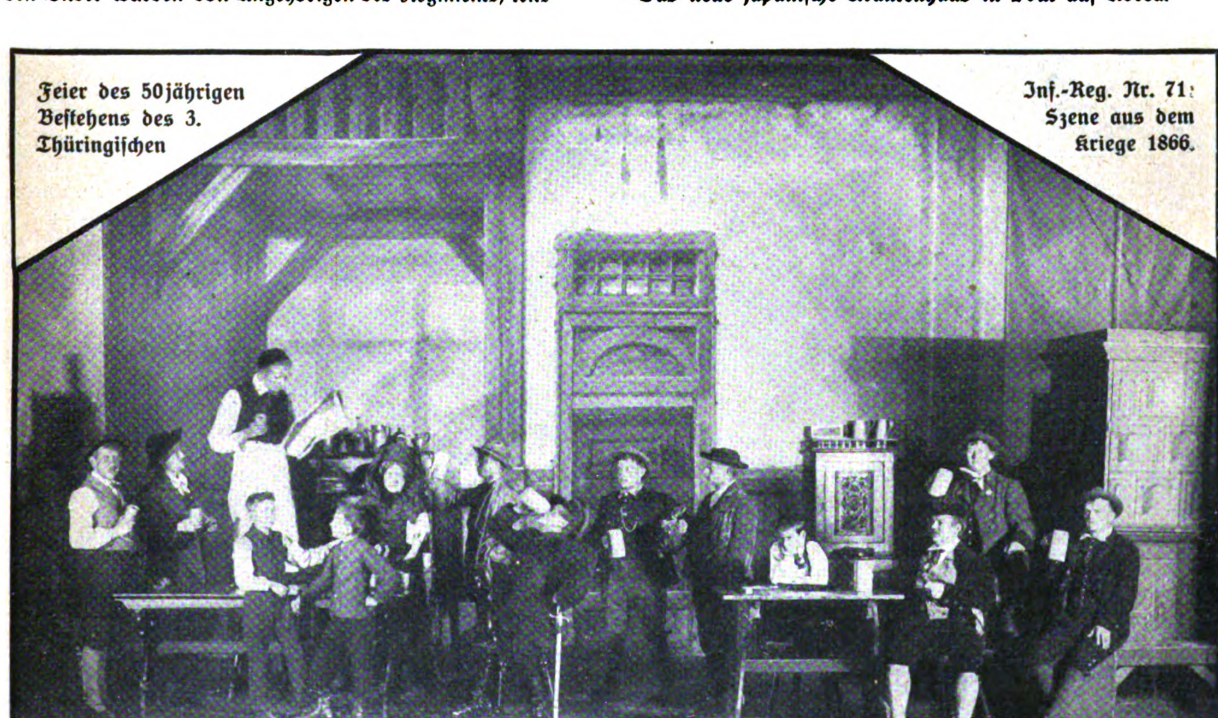
raten, wo sich diese Stätte humaner Gesinnungen befindet. Ein neuer Beweis, wie gerade die Japaner alles Gute und Nachahmenswerte von Europa übernehmen.

Das 3. Thüringische Infanterieregiment Nr. 71 beging in Erfurt das Jubiläum seines 50 jährigen Bestehens. Eine Reihe militärischer Paraden und Vorführungen sowie künstlerische lebende Bilder und Aufführungen verschönten die Feier. Unser Bild zeigt eine Szene aus dem Feldzug vom Jahr 1866, den Moment, wo die Siegesnachricht von Königgrätz in einem Schwarzburger Dorfwirtshaus verlesen wird. Die sämtlichen Rollen der lebenden Bilder wurden von Angehörigen des Regiments, teils Offizieren, teils Unteroffizieren und Gemeinen, gestellt. Die Darbietungen wurden mit großem Beifall von seiten der zahlreichen zu der Feier erschienenen Gäste aufgenommen.

Als Lehrer des Violinspiels und Leiter der Orchesterklasse an der Königlichen Hochschule für Musik in Berlin wurde Professor Willy Heß berufen. Der bewährte



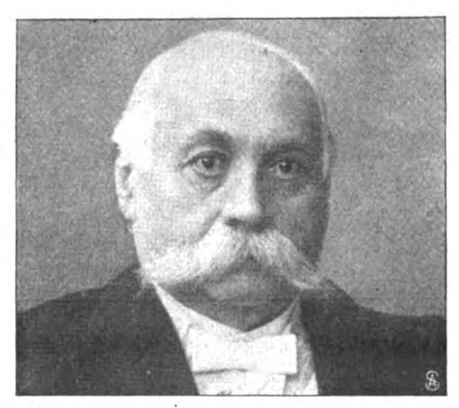
Eine ärztliche Visite. Phot. Imp. Kor. Printing Bureau.
Das neue japanische Krankenhaus in Söul auf Korea.



Feier des 50jährigen Bestehens des 3. Thüringischen Inf.-Reg. Nr. 71: Szene aus dem Kriege 1866.



Prof. Willy Heß
wurde zum Lehrer des Violinspiels an der Königl. Hochschule in Berlin ernannt.



Lesser Gieldzinski † bekannter Danziger Kunstmäzen.
Phot. Gottheil & Sohn.



Phot. J. Arnold.
Anton Hofbauer,
der neue Direktor der Zentral-Taubstummenanstalt in München.

Künstler ist damit der Nachfolger Joachims geworden und ist auch in das Halir-Quartett als Leiter und in das Schumann-Halir-Dechert-Trio eingetreten.

In Danzig starb der bekannte Kunstmäzen Rentier L. Gieldzinski.



Phot. Rübartsch.
Oberst von Werdeck,
nahm seinen Abschied.

Der Verstorbene hatte im Lauf der Jahre eine umfangreiche Sammlung wertvoller Kunstschätze zusammengebracht, die voraussichtlich der Stadt Danzig in ihrer Gesamtheit zufallen werden.

Der Direktor der Kreistaubstummenanstalt in Straubing Anton Hofbauer wurde zum Königlichen Direktor der Zentral-Taubstummenanstalt München berufen. Hofbauer gilt als erste Autorität in seinem schwierigen Fach.

Oberst Freiherr von Werdeck vom Kürassierregiment von Seydlitz Nr. 7 in Halberstadt nahm seinen Abschied und wurde bei dieser Gelegenheit von dem Regiment und seinen Kameraden in hervorragender Weise gefeiert.

Vor wenigen Tagen beging der Königl. Preußische Generalleutnant z. D. Freiherr Karl von Roeder von Diersburg in Straßburg seinen 70. Geburtstag. Der Jubilar war zuletzt Kommandeur der 4. Feldartilleriebrigade, die früher dem IV. Armeekorps unterstellt war. Als Generalstabsoffizier des Werderschen Korps wurde er in der Schlacht an der



Generallt. z. D. Frhr. K. v. Roeder,
feierte seinen 70. Geburtstag.

Lisaine verwundet. Nach seiner Verabschiedung vertrat er den Kreis Molsheim im Landesausschuß und stand auch mehrere Jahre an der Spitze des Kriegerlandesverbandes in Elsaß-Lothringen.

Die bekannte Kunstschwimmerin und Schauspielerin Miß Anette Kellermann ist im Begriff, eine Tournee in die Weststaaten von Amerika zu unternehmen, auf der sie durch einen besonderen Tauchtrick das Publikum entzücken will. Die graziöse Künstlerin hat schon mehrere derartige Reisen unternommen und kann auf eine reiche Zahl von Erfolgen zurückblicken. Auf einer indischen Reise wurde ihr von der Schar ihrer begeisterten Verehrer ein indischer, ungemein kostbarer Schal geschenkt, der gleiche, den sie auf unserm Bild trägt.



Die bekannte Schwimmerin und Schauspielerin
Anette Kellermann in ihrem echt indischen Schalgewand.



Schluß des redaktionellen Teils.

Einfach und naturgemäß.

Die regelmäßige und **richtige** Reinigung der Kopfhaut ist, darüber besteht wohl kein Zweifel mehr, die beste, naturgemäßeste Methode, sein Haar gesund und kräftig zu erhalten. Nimmt man zu diesen Kopfreinigungen das Teerpräparat „Pixavon“ (hell oder dunkel*), so fügt man der reinigenden Wirkung noch den anregenden Einfluß auf den Haarboden und den Haarwuchs hinzu, der dem Teer, wie seit uralters her bekannt, innewohnt.

Sicher würden sich diese Teer-Haarwaschungen in Deutschland schon längst eingebürgert haben, wenn der gewöhnliche Teer, wie er bis jetzt in Form von festen und flüssigen Teerseifen benutzt wurde, nicht zwei unangenehme Nebeneigenschaften hätte. Das ist erstens die irritierende Wirkung und der vielen unerträgliche, penetrante Geruch. Beide Eigenschaften sind in gewissen Bestandteilen des gewöhnlichen Rohteers enthalten, die man beim Pixavon durch ein patentiertes Verfahren **beseitigt** hat, so daß wir es im Pixavon mit der konzentrierten, **reinen Teerwirkung** zu tun haben, wodurch denn auch die direkt überraschenden Erfolge zu erklären sind.



Bild 1.

Es sei gestattet, an dieser Stelle ausdrücklich zu betonen, daß gegenwärtig außer Pixavon keine Teerseife existiert, der die volle Teerwirkung in dieser Weise innewohnt, und die doch frei ist von den unangenehmen Nebenwirkungen des Rohteers (übler Geruch und Reizwirkung). Der Gebrauch des Pixavon ist sehr einfach. Ein Waschbecken, eine Flasche Pixavon und vielleicht noch ein Schwamm oder ein Wasserglas ist alles, was dazu nötig ist. Zunächst wird der Kopf tüchtig angefeuchtet (Bild 1). Dazu nimmt man entweder einen Schwamm oder die bloße Hand.

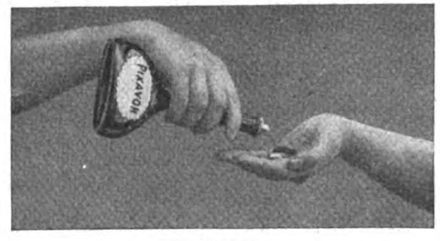


Bild 2.

Dann gießt man ganz wenig Pixavon in die hohle Hand (Bild 2). Das braucht nur sehr wenig zu sein (Bild 3). Nun bringt man das



Bild 3.



Bild 4.

Pixavon auf die feuchten Haare und verreibt es tüchtig, bis molliger Schaum entsteht (Bild 4). Der Schaum sei möglichst reichlich, und wenn er das nicht ist, bringt man mit der hohlen Hand noch etwas Wasser auf den Kopf. Nun massiert man mit den Fingerspitzen auf der ganzen Kopfhaut herum — das ist für die Haare außerordentlich wohltuend — läßt dann den Schaum vielleicht noch einige Minuten stehen (Bild 5) und spült dann den Kopf tüchtig ab (Bild 6). Nun spare man aber nicht mit Wasser. Wenn man den Schwamm nimmt, braucht man nur in das Waschbecken wieder einzutauchen und ihn auf dem Kopf auszudrücken. Wer keinen Schwamm zur Hand hat, nimmt einfach ein Glas Wasser und spült sich damit kräftig die Haare ab, bis aller Schaum vom Kopfe herunter ist. Wenn die Haare nun trocken sind, so ist es für viele sehr wohltuend, wenn sie eine Kleinigkeit Oel ins Haar bringen. Das kann einfaches Provenceröl sein, wie man es überall bekommt. Personen, die an und für sich ein sehr fettiges Haar haben, brauchen nur ganz wenig Oel zu nehmen, da sich solches Haar sowieso bald wieder ganz von selbst einfettet.



Bild 5.

Es genügt vollkommen, wenn man diese Waschungen allwöchentlich einmal vornimmt. Noch bequemer ist es, wenn man das Haarwaschen wöchentlich gleich mit dem Baden verbindet, oder wenn man es sich beim Friseur machen läßt.

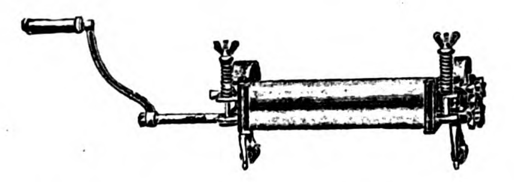
Es ist wirklich fabelhaft, wie bei manchen die Pixavon-Haarpflege wirkt. Dabei haben wir es in Pixavon endlich einmal mit einem Präparat zu tun, das trotz seiner Ueberlegenheit zu einem sehr mäßigen Preise abgegeben wird. Eine Flasche für zwei Mark, die überall erhältlich ist, reicht bei wöchentlichem Gebrauch monatelang aus. Diese außerordentliche Billigkeit gestattet es also auch dem weniger Bemittelten, diese vernünftige und naturgemäße Haar-Kultur durchzuführen. Schon nach wenigen Pixavon-Waschungen wird jeder die wohltätige Wirkung verspüren, und man kann daher wohl die Pixavon-Haarpflege als die tatsächlich beste Methode zur Stärkung der Kopfhaut und Kräftigung der Haare ansprechen.

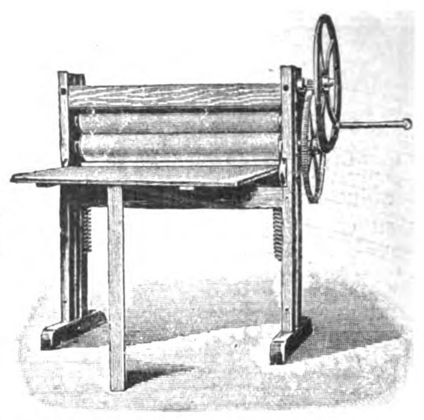


Bild 6.

* Pixavon wird dunkel und **hell (farblos)** hergestellt. Neuerdings wird besonders Pixavon „**hell**“ (**farblos**) vorgezogen, bei dem durch ein besonderes Verfahren dem Teer auch der dunkle Farbstoff entzogen ist. Die spezifische Teerwirkung ist bei beiden Präparaten, hell sowohl wie dunkel, die gleiche.







„Coburgia" Haushaltungsmaschinen

sollten in keinem Haushalte fehlen; insbesondere Waschmaschine mit schwimmendem Waschbrett, Heißwringer sowie Dreiwalzenmangel mit Rolltuch. Dieselben sind in Leistungsfähigkeit unerreicht und von unbegrenzter Haltbarkeit. — Vertreter in fast allen größeren Städten; wo noch nicht vertreten, Wiederverkäufer gesucht.

Erste Thüringer Waschmaschinenfabrik Otto Hörhold, Coburg-Neuses.

Ich verzichte!

So nur lautet die rechte Antwort, wenn man Sie dazu überreden will, an Stelle von Liebig's Fleisch-Extract ein anderes Präparat zu versuchen. Sie ersparen sich dann Ärger und Schaden. Liebig's Fleisch-Extract, dieses altbewährte Mittel zur Verbesserung von Suppen, Saucen und anderen Speisen, ist durch nichts anderes zu ersetzen. Billig durch seine große Ergiebigkeit.



Sommersprossen



Das garantiert **wirksamste** Mittel gegen Sommersprossen ist **Crême Diana. In 5 Tagen keine Sommersprossen mehr.** – Topf nur **2.50 Mark.** Echt nur durch **Hirsch-Apotheke, Strassburg 75** (Elsass) **Aelteste Apotheke Deutschlands.**



Studenten-Utensilien-Fabrik
:: älteste und grösste :: Fabrik dieser Branche
Emil Lüdke, vorm. Carl Hahn & Sohn G. m. b. H., Jena i. Thüringen 30.
Man verl. gr. Katalog grat.



Kein Schwindel! Bei Nichterfolg Betrag zurück. Schon nach kurzem Gebrauch **meines weltberühmten Haar- und Bartwuchsmittels Cavalier** wird **Kopf- oder Barthaar** kräftig gefördert, b. **Damen, Herren** oder **Kindern.** Unzählige Dankschreiben beweisen dies. Preis **Stärke I Mk. 2.—, Stärke II Mk. 3.—, Stärke III Mk. 6.—.** Versand gegen Voreinsendung oder Nachnahme (Porto extra). Nur echt zu beziehen von
Heinr. Küppers Nachf., Köln a. Rh. No. 410.





Haarfärbekamm



(gesetzl. geschützte Marke „**Hoffera**") färbt **graues** od. **rotes** Haar **echt blond, braun** oder **schwarz.**

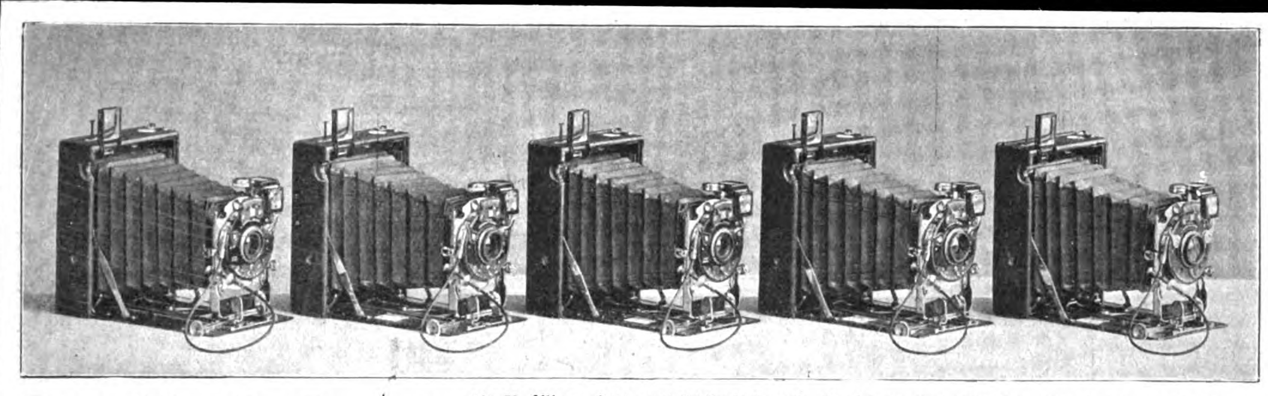


Völlig unschädlich! Jahrelang brauchbar. Diskrete Zusend. i. Brief. Stück M. **3.00.**
Rud. Hoffers, Kosmet. Laboratorium, **Berlin 6, Koppenstr. 9.**

Echte Briefmarken

500 St. nur M. 4.—, **1000** St. nur M. 12.—, **2000** St. nur M. **48.**—, 40 altdeutsche M. **1.75**, 40 deutsche Kolon. **3.**—, **100** deutsche Kolon. **18.**—, 100 seltene Übersee **1.50**, 350 selt. Übersee **8.75**, 300 Europa **3.**—, 600 Europa **7.50**, 200 engl. Kol. **4.50**, 50 Amerika **1.35**. Alle verschieden und echt.

Albert Friedemann
Briefmarkenhandlung, LEIPZIG 18.
Zeitung und Liste gratis. Albums in allen Preislagen.
Großer Briefmarken-Katalog Europa
256 Seiten fest gebunden, **700** Abbild. **M. 1.—**



Stöckig & Co.

Hoflieferanten

DRESDEN-A. 16 (für Deutschland)
BODENBACH 1 i. B. (für Oesterreich).

Abt. U: Silber-, Gold- und Brillantschmuck, Glashütter und Schweizer Taschenuhren, Großuhren, silberplattierte Tafelgeräte, echte und versilberte Bestecke *(Katalog U 1)*
Abt. K: Lederwaren, Plattenkoffer, Necessaires, Reiseartikel, echte Bronzen, Marmorskulpturen, Goldscheider-Terrakotten u. Fayencen, kunstgewerbliche Gegenstände in Kupfer, Messing u. Eisen, Nickelgeräte, Thermosgefäße, Tafelporzellane, Korbmöbel, Ledersitzmöbel *(Katalog K 1)*
Abt. S: Beleuchtungskörper für Gas und elektrisches Licht *(Katalog S 1)*
Abt. P: Photographische und Optische Waren: Kameras, Vergrößerungs- und Projektions-Apparate, Operngläser, Feldstecher, Goerz-Triëder-Binocles usw. *(Katalog P 1)*

gegen Barzahlung oder erleichterte Zahlung.

Katalog je nach Artikel U, K, S od. P kostenfrei.



Salamander

Schuhges. m. b. H., Berlin

Einheitspreis
für Damen und Herren M. 12.50
Luxus-Ausführung . . . M. 16.50
Fordern Sie Musterbuch W.

Zentrale: Berlin W 8, Friedrichstrasse 182
Basel
Wien I
Zürich



Sommersprossen



entfernt nur **Crême Any** in wenigen Tagen. Nachdem Sie alles mögliche erfolglos angewendet, machen Sie einen **letzten** Versuch mit Crême Any, es wird Sie nicht reuen! Franko 2.70 (Nachn. 2,95). Gold. Medaille London, Berlin, Paris. 1882 notariell beglaub. Dankschreib. besitzt i. ihre all. echte Crême Any nur die **Apotheke z. eisernen Mann, Straßburg 270 (Els.)**, in Berlin bei Max Schwarzlose, Kgl. Hofl., Königstr. 59 und Potsdamer Str. 7a.



Auskünfte über Privat- und Geschäfts-Verhältnisse. Heirats-Ausk.
Detektive Ermittelg. Beobachtg. etc. Diskr. Gewissenhaft! Mässige Preise!
Intern. Welt-Auskunftei „Union" Berlin W. Göbenstr. 30



Estosanus

„Sei gesund"

Electrische Heilapparate und Bandagen für

Hauskuren.

Bisher unübertroffen zur Selbstbehandlung von Neuralgieen Kreuz- und Rückenschmerzen, Rückenmarks-Reizung und Erschöpfung, Darmträgheit, Rheumatismus, Schlaffheit, Nervenschwäche, Blutkreislaufstörungen, Ischias u. s. w.

Erste tatsächlich brauchbare Erfindung zu bis jetzt unbekannt billigen Preisen. · Nur einmalige Ausgabe. Jederlei Auskunft bereitwilligst.

Gesundheitstechnisches Versandhaus „Estosanus" Genf 5 (Schweiz)

Sanatorium f. Kosmetik, Haut- und Haarleiden
Park gg. Palmengarten. Ausf. Prosp. frei
Leipzig. Dr. med. M. Ihle.



Gegr. 1824.

Carl Gottlob Schuster jun.
(C. G. Schuster jun.) **Markneukirchen No. 337.**
Bedeut. Instrument.-Fabrik. Katalog gratis.

Peter Nissen's — Original — **Matrosen-Kleidung**



n. Vorschrift d. K. Marine für Knaben u. Mädchen ist unübertrof. dauerhaft, gesund, kleids., bequem. Matrosenstoffe für unverwüstl. Damenkleid. Stoffproben u. Preislisten mit Abbildung. portofrei. **Peter Nissen, Kiel D.**







Neuer
vornehmer
Frauenberuf

Noch nicht überfüllt,
da nur wenige Damen bisher darin mit grossem Erfolge und hohem Einkommen tätig.

Aussichtsreiche Existenz
Tüchtigkeit vorausgesetzt, da täglich neues Bedürfnis vorhanden ist und die Nachfrage fortgesetzt steigt.

Leichtes Einarbeiten
durch erfahrene Fachleute, die auf Wunsch auch weiter mit Rat und Tat zur Seite stehen.

Innerliche Befriedigung,
da absolut vornehmer Beruf.
Verlangen Sie kostenfreien Prospekt C von Direktor Selten, Charlottenburg Tauenzienstrasse 17.

(N. B. Keine Versicherung, keine Schreibarbeit, kein Verkauf, keine Reisetätigkeit; absolut vornehm, reell und vertrauenswürdig.)







Ideale Büste
durch preisgekr., garant. unschädl. äusserl. Mittel „Sinulin" in ganz kurzer Zeit. Goldene Medaille. Diskrete Auskunft gegen Rückporto. Else Biedermann, Dipl.-Spez. Leipzig, 12 Barfussgasse.











Dies und das.

Reformen in China befaßten sich bisher zumeist mit der Umänderung alteingeführter Gebräuche und Vorschriften des öffentlichen Lebens oder der Staatsordnung. Mit dem Schaffen neuer, noch nicht bekannter Einrichtungen ist man dagegen in dem alten Kulturland außerordentlich vorsichtig gewesen und besonders mißtrauisch wohl da, wo es sich um Anregungen aus fremden Ländern handelte. Um so erstaunlicher und erfreulicher mag es erscheinen, daß die heranwachsende Generation nun nach europäischem Muster



Phot. B. P. G.

zu militärischen Uebungen angehalten wird und, nach Art unserer Jugendwehr zu fröhlichen Märschen und Exerzitien zusammengerufen, ihre Kräfte stählen und sich für die spätere Wehrpflicht spielend vorbereiten kann. Welche Bresche mit dieser dem Ausland abgesehenen Veranstaltung in die gewaltige Mauer chinesischer Traditionen geschlagen worden ist, vermag nur der zu ermessen, der die Unfreiheit und das durch mehr als tausendjährige Ueberlieferungen verknöcherte Erziehungsystem im Land der Zöpfe kennen gelernt hat.

(Fortsetzung auf Seite VII.)

Kann dieser Mann Ihr Lebensschicksal voraussagen?

Reich und arm, hoch und niedrig, alle suchen seinen Rat in Geschäfts- und Heiratsangelegenheiten, über Freunde und Feinde, bei Veränderungen, Spekulationen, Liebesangelegenheiten, Reisen und allen Ereignissen im Leben.

Viele sagen, er habe ihr Leben mit bewunderungswürdiger Genauigkeit enthüllt.

Schriftbeurteilungen werden für nur kurze Zeit allen Lesern der „WOCHE" gratis gesandt.



Hat sich der mystische Schleier, welcher die Wissenschaft der Alten geheimnisvoll verhüllte, endlich gehoben? Konnte wirklich ein so vollkommenes System aufgestellt werden, das mit ziemlicher Genauigkeit den Charakter und die Veranlagung eines jeden Menschen enthüllt und sein Leben so in Umrissen skizziert, daß es ihm möglich wird, Irrtümer zu vermeiden und aus sich bietenden Gelegenheiten Vorteil zu ziehen?

Roxroy, der sich seit zwanzig Jahren in die Mysterien der geheimen Wissenschaften vertieft und die verschiedenen Methoden, das Lebensschicksal vorherzusagen, studiert hat, scheint alle seine Vorgänger an Ruhm zu überflügeln. Sein Studierzimmer ist mit Briefen aus allen Weltteilen förmlich überschüttet; sie zählen die Wohltaten auf, deren man auf Grund seines Rates teilhaftig geworden. Viele seiner Klienten sehen auf ihn als einen mit besonderen Kräften ausgestatteten Mann; seine Bescheidenheit aber läßt ihn sagen, das Vollbringen so merkwürdiger Taten sei lediglich auf das ihm eigene Verständnis der Naturgesetze zurückzuführen.

Er ist von leutseligen Gefühlen für die Menschheit erfüllt, und die Art und Weise seines Umganges und Auftretens machen sogleich den Eindruck eines Mannes, der aufrichtig an sein Werk glaubt. Große Stöße Dankesbriefe von Leuten, die seinen Rat eingeholt haben, legen neben anderen überzeugenden Beweisen Zeugnis von seinen Fähigkeiten ab. Selbst Astrologen und Wahrsager räumen ein, daß sein System alles bislang Vorgekommene übertrifft."

Der ehrwürdige Geistliche G. C. H. Haßkarl, Ph. D., Prediger an der evangelisch-lutherischen St. Pauls-Kirche, sagt in einem Brief an Prof. Roxroy: „Sie sind sicherlich der größte Spezialist und Meister in Ihrem Berufe. Jeder, der Sie konsultiert, wird über die Genauigkeit Ihrer in den Lebensprognosen entwickelten Kenntnis der Menschen und Dinge sowie Ihres Rates staunen. Selbst der Skeptischste wird, nachdem er einmal mit Ihnen korrespondiert hat, Sie wieder und wieder um Rat angehen.

Wenn Sie aus Roxroy's freigebigem Anerbieten Vorteil ziehen und eine kostenlose Lebensprognose erhalten wollen, so senden Sie Tag, Monat und Jahr Ihrer Geburt ein, nebst Angabe, ob Herr, Frau oder Fräulein, sowie auch eine Abschrift des folgenden Verses in Ihrer eigenen Handschrift:

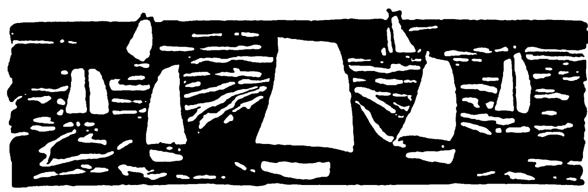
Ich habe von Ihrer Gabe gehört,
Im Buche des Schicksals zu lesen,
Und möchte von Ihnen hören den Rat,
Den Sie mir haben zu geben.

Geben Sie Namen, Geburtsdatum und Adresse genau und in deutlicher Handschrift an. Senden Sie Ihren mit 20 Pfg. frankierten Brief an Roxroy, Dept. 503 F, No. 177 a, Kensington High Street, London W., England. Sie mögen nach Belieben auch 50 Pfg. in Briefmarken Ihres Landes mitsenden für Portoauslagen, Schreibgebühr usw. Senden Sie jedoch im Briefe keine Geldmünzen.

DIE·WOCHE

Nummer 25. | Berlin, den 18. Juni 1910. | 12. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 25.



Die sieben Tage der Woche.

9. Juni.

Amtlich wird gemeldet, daß der Kaiser das Abschiedsgesuch des Staatssekretärs des Reichskolonialamts Dernburg genehmigt und zu seinem Nachfolger den bisherigen Unterstaatssekretär von Lindequist (Abb. S. 1036) ernannt hat.

Bei der Reichstagsstichwahl in Jauer-Bolkenhain wird an Stelle des verstorbenen freisinnigen Abgeordneten Dr. Hermes der Freisinnige Büchtemann gewählt. — Bei der Ersatzwahl für den verstorbenen freisinnigen Abgeordneten Dr. Delbrück in Ückermünde-Usedom-Wollin wird eine Stichwahl zwischen Konservativen und Sozialdemokraten notwendig.

Zum Sieger in der Prinz-Heinrich-Fahrt wird Direktor Ferdinand Porsche, Wiener Neustadt, erklärt.

Die russische Duma nimmt mit 164 gegen 23 Stimmen endgültig das Gesetz gegen die Selbständigkeit Finnlands an; die gesamte Linke bleibt der Abstimmung fern.

In Konstantinopel wird Achmed Samim-Bei, der Chefredakteur des oppositionellen Blattes Sadai Milet, auf der Straße ermordet.

10. Juni.

In Gegenwart des Kaiserpaars wird die neue Kaiser-Wilhelms-Akademie für das militärärztliche Bildungswesen zu Berlin feierlich eingeweiht.

Im Reichsschatzamt hält der Staatssekretär Wermuth mit Abgeordneten aller Parteien eine Beratung über die Aufbringung der Mittel für die erweiterte Veteranenfürsorge ab.

König Georg von England ernennt den Herzog von Connaught zum Generalgouverneur von Kanada.

In Konstantinopel wird die Leiche des ermordeten Redakteurs Achmed Samim-Bei gegen den Willen der Angehörigen von der Polizei unter militärischer Bedeckung beerdigt.

11. Juni.

Aus Konstantinopel wird gemeldet, daß der russische Botschafter bei der Pforte gegen das türkische Flottenprogramm Protest eingelegt hat.

In Schwerin findet unter Teilnahme des Kaisers die Taufe des Erbgroßherzogs Friedrich Franz von Mecklenburg statt.

12. Juni.

Bei der Ruderregatta in Grünau, die in Gegenwart des Kaiserpaars abgehalten wird, gewinnt den Kaiser-Vierer wie im vorigen Jahr der Mainzer Ruder-Verein gegen Hellas-Berlin.

In der Jungfernheide bei Berlin werden durch einen Blitzschlag sechs Personen getötet, 17 schwer und etwa 80 leicht verwundet.

13. Juni.

Der Staatssekretär des Innern Delbrück trifft zu Besprechungen über die elsaß-lothringische Verfassungsfrage in Straßburg ein.

Aus verschiedenen Gegenden des In- und Auslandes laufen Nachrichten über schwere Wetterkatastrophen ein. Im Ahrtal richtet Hochwasser große Verheerungen an; auch der Verlust von Menschenleben ist zu beklagen.

In Montreal werden die Bureaus der Zeitung Daily Herald durch Feuer zerstört. Vierzig Personen, meist weibliche Angestellte, kommen in den Flammen um.

14. Juni.

Bei der Reichstagsersatzwahl für den verstorbenen Abgeordneten Grafen v. Oriola wird eine Stichwahl zwischen den Kandidaten des Bundes der Landwirte und der Sozialdemokraten notwendig.

15. Juni.

Der Hansabund hält in Berlin seine erste Jahresversammlung ab.

Der Großschiffahrtsweg Berlin—Stettin.

Von Geheimem Oberbaurat Gerhardt.

Der Großschiffahrtsweg Berlin—Stettin verbindet die Havel mit der Oder. Diese Wasserverbindung hat interessante Vorgänge, eine weit zurückreichende Geschichte. Es war am 20. Oktober 1603, als der Brandenburgische Kurfürst Joachim Friedrich befahl, einen Kanal von der Havel bei Liebenwalde zur Finow, einem Nebenfluß der Oder, zu erbauen. Unter den größten Schwierigkeiten wurde der Kanal gegraben und 1609 so weit vollendet, daß ihn das erste Schiff benutzen, den Weg von der Havel nach der Oder zurücklegen konnte. Aber der Dreißigjährige Krieg wurde dem Kanal verhängnisvoll. Die Schweden verstanden es, ihn für militärische Zwecke zu gebrauchen, und das veranlaßte die Kaiserlichen, ihn bei nächster Gelegenheit zu zerstören. Wenige Axthiebe genügten, um die hölzernen Schleusen jener Zeit zum Einsturz zu bringen. Die Zerstörung war so gründlich, daß hundert Jahre später, als der Große Friedrich den Gedanken neu erfaßte, eine Wasserverbindung zwischen Havel und Oder herzustellen, niemand von dem alten Kanal etwas wußte. Erst aus den Archiven der Stadt Eberswalde wurde ermittelt, daß in der Linie, die als die beste für den Wasserweg in Aussicht genommen war, schon

vor hundert Jahren ein schiffbarer Kanal bestanden hatte. So wurde der Finowkanal zum zweitenmal in den Jahren 1740 bis 46 erbaut. Nunmehr hatte das Werk Bestand, der Verkehr entwickelte sich so lebhaft, daß neue Seitenkanäle nach und nach angeschlossen werden mußten: der Voßkanal, der Malzer Kanal, der Oranienburger Kanal und der Ruppiner Kanal (vgl. die Karte auf S. 1029). Jetzt wird an der Schleuse bei Eberswalde im Lauf eines Jahres ein Verkehr von drei Millionen Tonnen und an der Schleuse bei Liebenwalde, die auch die Schiffe des Voßkanals aufnimmt, ein Verkehr von vier Millionen Tonnen verzeichnet. Mit diesen Zahlen ist der Finowkanal an die Grenze seiner Leistungsfähigkeit gekommen.

Die ständige Zunahme des Verkehrs erfordert eine Erweiterung oder eine Ergänzung des Wasserweges. Aus wirtschaftlichen Gründen muß diese Ergänzung für Schiffe von größerer Tragfähigkeit eingerichtet werden, als der Finowkanal besitzt. Denn je größer die Schiffsgefäße sind, um so wohlfeiler ist der Betrieb. Auf einem Kanal hat aber die Größe der Schiffe ihre Grenze. Das Wasser muß bei der Bewegung der Fahrzeuge Raum zum Ausweichen haben. Der Querschnitt der Schiffe darf ein bestimmtes Verhältnis zum Querschnitt des Kanals nicht überschreiten. Unser Kanal wird Schiffen von 600 Tonnen Ladung Raum bieten. Ein Verkehr von Seeschiffen ist ausgeschlossen. Hierzu würde ein erheblich größerer und teuerer Kanal notwendig sein. Die Bezeichnung „Großschiffahrtsweg" soll nur den Unterschied des neuen Kanals mit großen Schiffen gegenüber dem Finowkanal mit kleinen 170-Tonnen-Schiffen darlegen. Immerhin haben die 600-Tonnen-Kähne bei 65 Meter Länge, 8 Meter Breite und 1,7 Meter Tiefgang stattliche Abmessungen.

Mit diesen Schiffen hofft man die bedrohte Wettbewerbsfähigkeit Stettins gegenüber Hamburg und Lübeck in der Provinz Brandenburg und dem Elbegebiet wiederherzustellen. Hamburg ist durch den Kaiser-Wilhelm-Kanal, Lübeck durch den Elbe-Trave-Kanal bevorzugt. Auch der neu ausgebaute Oder-Spree-Kanal, den Schiffe von 500 Tonnen Tragfähigkeit befahren können, hat nicht nur eine gute Verbindung zwischen Schlesien und Berlin hergestellt, sondern auch die Verbindung von Schlesien mit Hamburg erheblich verbessert. So ist Hamburg zu immer größerer Bedeutung in den Landesteilen gelangt, die nach ihrer geographischen Lage auf Stettin als Seehafen angewiesen erschienen. In Erwägung dieser Beziehungen hat Stettin gemeinsam mit Berlin und Charlottenburg sich bereit erklärt, einen Beitrag zu den Kosten des Großschiffahrtsweges zu übernehmen. Die Gesamtkosten betragen 43½ Millionen Mark. Die Städte haben sich verpflichtet, ein Drittel der zu 3 v. H. festgesetzten Verzinsung, also jährlich 435 000 Mark, zu zahlen und vom 16. Betriebsjahr ab auch ein Drittel der mit ½ v. H. angesetzten Tilgungskosten, d. h. noch weitere 72 000 Mark. Außerdem haben die Städte eine Gewähr für die Erstattung der Betriebs- und Unterhaltungskosten übernommen. Diese werden für den Finowkanal und den Großschiffahrtsweg zusammen berechnet, weil beide Kanäle künftig nebeneinander bestehen werden und ihre Betriebs- und Unterhaltungskosten sich buchmäßig nicht trennen lassen. Die Gewähr erstreckt sich aber nur bis zum Höchstbetrag von 655 000 Mark jährlich und auch nur so weit, als die Kosten nicht durch Einnahmen gedeckt werden.

Für die Bauausführung ist den Beteiligten eine Mitwirkung gesichert, indem ein Wasserstraßenbeirat und ein Finanzbeirat gebildet wurden. Dem Wasserstraßenbeirat gehören Vertreter des Handels, der Industrie, der Schiffahrt, der Land- und Forstwirtschaft und öffentlicher Verbände an, in den Finanzbeirat sind Vertreter der Garantieverbände, nämlich der Städte Stettin, Berlin und Charlottenburg berufen.

Der Großschiffahrtsweg hat nun folgenden Verlauf: Er beginnt in Berlin bei Plötzensee an der Stelle, wo später der Westhafen der Stadt Berlin angelegt werden wird. Hier werden zwei neue große Schleusen nebeneinander erbaut. Der vorhandene Spandauer Schiffahrtskanal wird erweitert, vertieft und demnächst bei Saatwinkel mit schlanker Krümmung in die Havel geführt. Zur Verbindung mit der unteren Havel wird bei Spandau eine neue Schleuse für große Schiffe angelegt. Der Schiffahrtsweg setzt sich nach Norden fort und benutzt dazu den Havellauf bis Pinnow. Von hier ab folgt er der Alten Havel, die angemessen verbreitert, vertieft und gerade gelegt wird, bis zum Lehnitzsee. Unterhalb dieses Sees zweigt ein Seitenarm nach der Stadt Oranienburg ab. Nördlich des Lehnitzsees wird ein altes Dünengelände mit einer Schleuse von 6 Meter Wasserunterschied erstiegen. Nunmehr sind wir in der Scheitelhaltung des Kanals und haben einen durch keine Schleuse unterbrochenen Weg von 50 Kilometer Länge bis Niederfinow vor uns. Zunächst wird der Malzer Kanal zum Großschiffahrtsweg ausgebaut, dann das Kreuzbruch durchquert, der Finowkanal bei Zerpenschleuse durchschnitten und darauf der Höhenrücken nördlich des Finowkanals bis zum Oderbruch verfolgt. Es ist zu beachten, daß der Großschiffahrtsweg das Unterwasser der Liebenwalder Schleuse im Finowkanal mit dem Unterwasser der Zerpenschleuse verbindet. Die Scheitelhaltung des Großschiffahrtsweges liegt sonach um etwa 2 Meter tiefer als der Scheitel des Finowkanals. Von Zerpenschleuse bis zum Oderbruch hat das Gelände 36 Meter Höhenunterschied. Dies Gefälle überwindet der Finowkanal durch 12 verschiedene Staustufen, der Großschiffahrtsweg dagegen nur durch eine einzige Stufe bei Niederfinow. Die Schiffe, die den neuen Kanal benutzen, werden daher einen erheblich kürzeren Zeitverlust durch Schleusenbetrieb erleiden als die Schiffe im Finowkanal. Im Oderbruch folgt der Großschiffahrtsweg gemeinsam mit dem Finowkanal dem Lauf der Alten Oder und erreicht bei Hohensaathen die Stromoder. Die Gesamtlänge des Kanals von Plötzensee bis Hohensaathen beträgt 99,5 Kilometer.

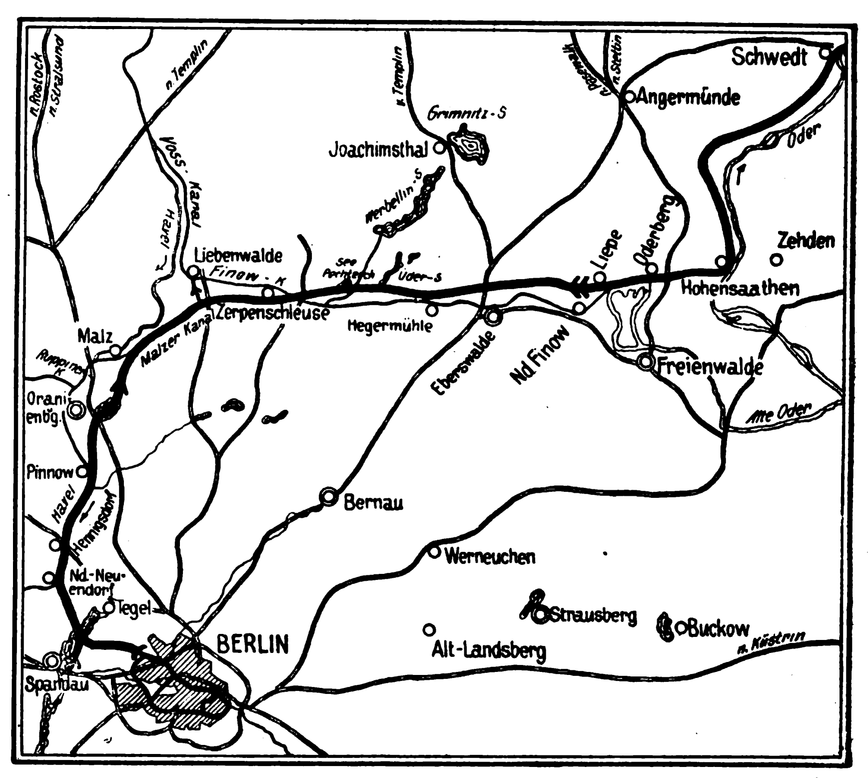
Für das Oderbruch wird die neue Wasserstraße wichtige Verbesserungen bringen. Diese Niederung hat ihre gegenwärtige fruchtbare Beschaffenheit erst in den letzten zwei Jahrhunderten erhalten. Früher floß die Oder bei Wriezen und Oderberg vorbei nach Schwedt. Noch im 17. Jahrhundert war das ganze Land nach Christiani „eine Wildnis von Wasser und Morast", die nur durch Kähne zugänglich war für die abgeschlossen lebenden Bewohner. Als in den Jahren 1746—1753 Friedrich der Große den Landrücken bei Hohenwutzow durchstechen ließ und damit der Oder einen neuen kürzeren Weg zuwies, wurde die Alte Oder Vorflutkanal für das Oderbruch. Gleichzeitig wurde das Bruch durch Deiche vor Ueberflutungen gegen die Oder geschützt. Damit waren die Grundbedingungen für die Melioration des Oderbruchs gegeben. Die Melioration vollzog sich so vollkommen, daß Friedrich erklärte, im



Frieden eine Provinz erobert zu haben. Nur bei Hohensaathen konnte die Oder bei höheren Wasserständen in das Bruch zurückstauen. Um auch diesen Nachteil zu heben, wurde 1840—1860 ein Kanal von Hohensaathen abwärts bis Stützkow geführt und später bis Schwedt verlängert. Jetzt wird zur Fortführung des Großschiffahrtsweges nach Stettin dieser Vorflutkanal zum Schiffahrtsweg ausgebaut und verlängert. Hierdurch wird die Vorflut des Oderbruchs verbessert und der Rückstaupunkt so weit verschoben, daß künftig wahrscheinlich überhaupt kein Oderwasser mehr in das Bruch dringen kann. Die Stromoder wird ihre Bedeutung nach wie vor behalten, sie wird die Bezeichnung „Ostoder" führen. Aber gleichlaufend mit ihr wird ein neuer Schiffahrtsweg als „Westoder" von dem Oderbruch ausgehen. Zwei große Schleppzugschleusen werden beide Wasserstraßen mit dem Oderbruch verbinden.

Der Bau des Großschiffahrtsweges ist im flotten Betrieb. Viel Schwierigkeiten sind dabei zu überwinden. Tiefgründige Moor- und Faulschlammassen am Pechteich und Uedersee waren auszuheben, fest verkittete Steinfelder zu beseitigen. Offenbar waren hier Reste von Grundmoränen des Thorn—Eberswalder Urstromes vorhanden, die gehoben werden mußten. Die gewonnenen Bodenmassen werden, wo es angängig ist, längs der Havel zur Aufhöhung tief liegender Wiesen verwendet, so daß durch den Kanalbau die Landeskultur eine erfreuliche Förderung erfährt. Die Scheitelstrecke wird auf 25 Kilometer Länge durch Einbringen einer Tonschale gedichtet. Oestlich von Eberswalde wird der Kanal in 26 Meter Höhe als Damm ein tief eingeschnittenes Tal überschreiten. Alle Brücken werden mit einer einzigen Oeffnung ohne Mittelpfeiler ausgeführt. Sie sind in den Unterbauten größtenteils vollendet. Die Schleusen bei Plötzensee und Spandau sind im Bau, die bei Lehnitz ist nahezu fertig, der große Abstieg bei Niederfinow von 36 Meter Höhe ist begonnen. Nach dem Gesetz sind hier zwei Abstiegvorrichtungen nebeneinander zu erbauen. Von diesen muß die eine eine Schleuse sein, die andere kann eine Schleuse oder eine künstliche Hebevorrichtung sein. Ein Wettbewerb unter geeigneten deutschen Firmen war schon vor einigen Jahren ausgeschrieben worden, hatte zwar vortreffliche, aber nach dem Gutachten der Akademie des Bauwesens noch keine einwandfreien Lösungen ergeben. Die Firmen sind gegenwärtig mit der Durcharbeitung ihrer Entwürfe beschäftigt. Inzwischen wird die Schleusenanlage gebaut, weil diese allein voraussichtlich dem ersten Bedürfnis bei Eröffnung des Kanals genügen wird. Die Anlage wird als Schleusentreppe mit vier Stufen von 9 Meter Höhe ausgeführt. — Um die Benutzung des Kanals, seine Besiedelung mit industriellen Unternehmungen durch Fernhaltung einer ungesunden Bodenspekulation zu erleichtern, wurden durch ein neues Gesetz 2 Millionen Mark für den Ankauf geeigneter Ländereien zur Verfügung gestellt. Mit dieser Summe sind meist durch freihändigen Kauf gut gelegene, zusammenhängende Flächen längs des Kanals erworben worden. Sie werden vom Staat zu annehmbaren Preisen der Industrie überlassen werden, und es wird dadurch gleichzeitig der Preis der übrigen Privatgrundstücke voraussichtlich in angemessenen Schranken gehalten werden. Ein Schleppmonopol wird auf dem Großschiffahrtsweg nicht eingerichtet.

Untersuchen wir, wie sich künftig der neue Schiffahrtsweg von den Eisenbahnen aus darstellen wird. Die Bahn nach Kremmen schneidet ihn bei Hennigsdorf. Wir sehen hier aber nur die ausgebaute Havelstrecke,



Der geplante Großschiffahrtsweg Berlin—Stettin.

einen eigentlichen Kanal noch nicht. Aber auf der Reise nach Rostock oder Stralsund bietet der Schiffahrtsweg bei Oranienburg in der Nähe des Lehnitzsees ein anderes Bild. Hier werden wir in südlicher Richtung die kanalartig ausgebaute alte Havel, nach Westen den Anschlußkanal nach der Stadt Oranienburg und nach Norden den Einlauf des Kanals in den Lehnitzsee bemerken. — Die Nebenbahn nach Liebenwalde schneidet unsern Kanal im Kreuzbruch. Zwei Brücken liegen hier dicht beieinander: die Eisenbahnbrücke und die Brücke für die Chaussee nach Berlin. Westlich von der Chausseebrücke erkennen wir den von Norden kommenden Finowkanal, der hier in den Großschiffahrtsweg mündet, und in gerader Linie noch weiter nach Westen den für große Schiffe ausgebauten Malzer Kanal. Die früher sumpfigen Ufer dieses Kanals sind durch Aufschlämmen des Kanalbodens in fruchtbare Wiesen umgewandelt. Oestlich von der Bahn zieht der Groß-

schiffahrtsweg in schnurgerader Linie durch das Kreuzbruch, bis er sich in der Liebenwalder Forst verliert. — Bei der Nebenbahn nach Groß-Schönebeck werden wir die interessante Stelle vor uns haben, wo der Großschiffahrtsweg den Finowkanal kreuzt. Hier wird sich ein lebhafter Verkehr entwickeln, der besondere Maßregeln für den Betrieb erfordern wird. Wechselseitig werden die großen Schiffe des Hauptkanals und die kleinen Schiffe des Finowkanals bei uns vorüber ziehen. — Eine nicht weniger interessante Stelle ist die Kreuzung mit der Berlin—Stettiner Bahn nördlich von Eberswalde. Hier überschreitet nicht die Eisenbahn den Kanal wie bei den übrigen Bahnlinien, sondern umgekehrt, der Kanal überschreitet die Bahn. Ständig werden die großen Wassermassen des Kanals über der Bahn ruhen, nur eine dünne Decke aus Eisenbeton wird sie von der Bahn trennen, und die großen 600-Tonnen-Schiffe werden mit ihren Schleppdampfern über die Bahn hinwegziehen. — Die das Oderbruch durchschneidende Eisenbahn von Freienwalde nach Oderberg endlich überschreitet den Kanal mit einer neuen Brücke, die über einen Durchstich der Alten Oder geführt wird.

Im Jahr 1912 wird der Kanal voraussichtlich dem Betrieb übergeben werden. Möge ihm wie dem Finowkanal ein reicher Verkehr beschieden sein.

Die englische antarktische Expedition unter Kapitän Scott.

Von E. O. Hoppé. — Hierzu die photographischen Aufnahmen auf S. 1042.

Am ersten Tage des Juni lichtete ein kleines, aber wohlgebautes Schiff den Anker in den Londoner West India Docks. Der Name, den es trägt, hat einen guten Klang: „Terra nova". Möge er dem Schiff und seiner Besatzung ein glückliches Omen sein! Denn das Ziel, das jeder Mann an Bord vor Augen hat, und zu dessen Erreichung jeder einzelne gewillt ist, sein Leben einzusetzen, ist ein hohes und gewaltiges. Gilt es doch der Entdeckung und wissenschaftlichen Erforschung des Südpols. Und die Wünsche und Hoffnungen einer Nation begleiten das Schiff auf seiner gefahrvollen Reise in die antarktischen Gewässer.

Die „Terra nova", die die von Kapitän Scott geleitete britische antarktische Expedition nach den südlichen Polarregionen bringen soll, ist einer der ältesten Seehund- und Robbendampfer von 759 Tonnen. Seit 26 Jahren hat er Dienst getan und sich bei wiederholtem Kreuzen in antarktischen Gewässern glänzend bewährt. Aeußerlich unterschied sich das recht unansehnliche Schiff kaum wesentlich von all den anderen Dampfern, die mit ihm in den Docks lagen. Aber diese unscheinbare Hülle birgt kostbarstes Material. Menschliche Genialität hat alle Mittel der modernen Technik aufgeboten, um den kühnen Forschern einen wenn freilich nur geringen Ersatz zu bieten für die endlosen Entbehrungen und Mühen, denen sie für die Dauer von mehreren Jahren ausgesetzt sein werden.

Die endgültige Besatzung der „Terra nova" wird aus 24 Offizieren und 36 Mann bestehen. Kapitän Scott und Mr. Ponting, der photographisch-wissenschaftliche Expert, beabsichtigen, die „Terra nova" in Kapstadt zu erwarten und sich dort auf ihr einzuschiffen. Bis dorthin steht der Dampfer unter dem Kommando von Leutnant Evans, der seinerzeit die Rettungsexpedition führte, die Kapitän Scott auf der „Morning" von seiner ersten, unglücklich abgelaufenen Entdeckungsfahrt nach dem Südpol im Jahr 1904 wieder nach dem Festland zurückgebracht hat.

Ein frischer und freudiger Geist beseelt die Mannschaft, die durchwegs aus außergewöhnlich jungen Leuten besteht. Die meisten stehen in der Mitte der Zwanziger. Ein großer Teil ist mit den Verhältnissen des Polareises durchaus vertraut, da sie entweder bereits der ersten Expedition von Kapitän Scott angehörten oder aber auf Seehund- und Robbendampfern in arktischen Gewässern gedient haben. In bezug auf Leistungsfähigkeit und Ausdauer haben sich diese glänzend bewährt. Das gesamte enorme Arbeitsgebiet der Expedition ist dezentralisiert worden durch Bildung von Kommissionen, wie Schlitten-, Proviant-, medizinischen, photographischen, geographischen Kommissionen; jede leitet ein anerkannter Expert in seinem Fach.

So wirkt der norwegische Leutnant Gran als Expert und Instrukteur für das Skilaufen und der Engländer Day für das Motorwesen. Auch Day begleitete Kapitän Scott auf seiner früheren Südpolfahrt. Die mitgeführten drei Motorschlitten haben eine Tragfähigkeit von $1^1/_2$ Tonnen und bewegen sich mit einer Geschwindigkeit von 3—4 engl. Meilen in der Stunde. Der von seinem Regiment für die Dauer der Expedition beurlaubte Dragonerrittmeister Oates hat die Obhut über 30 der besten Hunde und 20 Ponies, die Mr. Mears, eine anerkannte Autorität auf diesem Gebiet, persönlich in der Mandschurei ausgewählt hat. Ein bekannter Schweizer Bergführer hat die Leitung bei Gletscherüberschreitungen.

An Bord befindet sich ein in Sektionen zerlegbares, komplett eingerichtetes Wohnhaus, das den Forschern auf McMurdo Land als Winterquartier dienen wird. Von dort aus sollen die Forschungsmärsche in verschiedenen Richtungen unternommen werden. Das Haus macht einen stattlichen Eindruck. Es hat eine Front von 50 und eine Tiefe von 25 Fuß; die einzelnen Wohnräume und Laboratorien sind durch Doppelwände voneinander getrennt, und mittels der ingeniös eingerichteten Heizvorrichtung wird eine sich stets gleichbleibende Temperatur von 60 Grad Fahrenheit aufrechterhalten. Die Beleuchtung erfolgt durchweg mittels Azetylengas. Als Hauptnahrungsmittel ist Hammelfleisch vorgesehen, das in gefrorener Form in dem an Bord eigens errichteten Eishaus mitgeführt wird. Die Proviantvorräte sind hinreichend für die Dauer von drei Jahren. Es ist bemerkenswert, daß die Expedition sich keiner Pelze irgendwelcher Art bedient, da Kapitän Scott mit diesen auf seinen früheren Forschungsreisen in den Eisregionen keine gute Erfahrung machte. Die Bekleidung von Offizieren und Mannschaft besteht aus reiner Wolle.

Ein Stab hervorragender wissenschaftlicher Kräfte begleitet die Expedition, um das gewaltige Arbeitsgebiet zu behandeln. Wie es sich wohl von selbst versteht, ist die zu diesen Zwecken nötige Ausrüstung



von der höchsten Vollendung und einem bisher wohl unerreichten Luxus. Es befinden sich im Winterhaus eine Reihe vorzüglich ausgestatteter Laboratorien und Dunkelkammern für bakteriologische, physikalische, naturgeschichtliche und photographische Experimente und Untersuchungen. Auch mit der Lösung ozeanographischer Fragen wird sich die Expedition eingehend beschäftigen.

Eins der interessantesten Departements wird vielleicht die von dem Japanreisenden H. G. Ponting geleitete photographische Abteilung bilden. Einen Begriff von der großen Wichtigkeit, die gerade die Photographie im Dienst dieser Expedition zu spielen berufen sein wird, ergibt sich aus der Tatsache, daß nicht weniger als sechshundert Dutzend englischer und zweihundert amerikanischer Platten, die gleiche Anzahl von Flach- und Rollfilms und zweihundert Dutzend von Lumières Farbenplatten mitgeführt werden. Eine hervorragende Rolle werden auch die kinematographischen Aufnahmen spielen. Die zu diesem Zweck mitgeführten zwei Instrumente sind nach dem Reflex-Einstellsystem gebaut worden und bilden die kleinsten, wissenschaftlich absolut korrekt arbeitenden Typen. Es sollen alle Phasen der Expedition im lebenden Bild festgehalten werden, und die Films, die Mr. Ponting anzufertigen hofft, dürften aller Wahrscheinlichkeit nach von größtem Interesse sein.

Die Summen, die der Expedition seitens spekulativer Unternehmer für das Alleinrecht der Vorführung des kinematographischen Filmmaterials geboten worden sind, erreichen geradezu eine schwindelnde Höhe. Es soll indessen, wie ich höre, nicht in der Absicht Kapitän Scotts liegen, einen Abschluß vor Rückkehr der Expedition zu machen.

Aeußerst interessant sind die Vorrichtungen, die getroffen worden sind, um die Aurora Borealis zu photographieren. Zu diesem Behuf werden zwei besonders konstruierte Apparate mitgeführt. Die Arbeitsweise ist dergestalt vorgesehen, daß die zwei Kameras in einer Entfernung von fünf englischen Meilen voneinander aufgestellt und gegen die Aurora in eine angenommene Höhe von etwa hundert englischen Meilen eingestellt werden. Die Auslösung der Verschlüsse der beiden Kameras erfolgt automatisch, da diese durch ein Telephon miteinander verbunden sind. Der auf diese Weise erzielte stereoskopische Effekt dürfte zweifellos von bemerkenswertem Interesse sein und ein wichtiges Hilfsmittel bieten, um die Höhe der Aurora im Aether zu eruieren.

In der Ausrüstung sind ferner mit inbegriffen eigens konstruierte Kameras für Panorama- und stereoskopische Aufnahmen sowie eine größere Anzahl von Hand- und Reflexkameras. Verschiedene dieser Instrumente sind vollkommen aus Metall gefertigt und auf Schlitten montiert. Mr. Ponting beabsichtigt, sämtliche photographische Manipulationen, wie das Entwickeln und Drucken der Platten, Herstellung der Diapositive und ihr Kolorieren für Projektionszwecke, die Anfertigung der photomikrographischen Präparate usw. im Winterquartier während der sechs Monate dauernden Nacht vorzunehmen und vollkommen fertige Resultate von der Reise zurückzubringen. Von großem Wert für die Erzeugung einzigartiger und künstlerisch ästhetisch wirkender Resultate ist der Umstand, daß das Kolorieren der Diapositive von der Hand eines die Expedition begleitenden bedeutenden Landschaftsmalers an Ort und Stelle vorgenommen werden soll.

In Anbetracht gewisser Gerüchte, die von Zeit zu Zeit in der Tagespresse auftauchten, ist es vielleicht angezeigt, besonders darauf hinzuweisen, daß sich politische Hindernisse irgendwelcher Art der Expedition nicht in den Weg stellen werden. Von Wichtigkeit ist hierfür die bevorstehende Konferenz zwischen dem bekannten deutschen Forscher Oberleutnant Filchner, der im Frühsommer 1911 seine Südpolarreise anzutreten beabsichtigt, und Kapitän Scott, die dazu dienen soll,

in persönlicher Aussprache und nach gegenseitigem Uebereinkommen die verschiedenen Marschrouten festzulegen.

Die Vorbereitungen für ein derartiges Unternehmen erforderten naturgemäß ein großes Maß sehr ermüdender Detailarbeit. Immerhin ereignen sich dabei auch ganz amüsante Vorfälle. In welch selbstloser Weise findiger Geschäftsgeist die Ziele der Expedition — und vielleicht nebenbei die eigenen — zu fördern suchte, lehrt folgendes Stückchen, das den Vorzug absoluter Wahrheit hat.

Eine in der photographischen Industrie wohlbekannte Werkstätte optischer Instrumente bot der Expedition ein Objektiv im Wert von zehn Pfund Sterling zum Geschenk an unter der Bedingung, daß Kapitän Scott die Verpflichtung übernähme, eine Fahne mit Reklameaufschrift der betreffenden Anstalt mitsichzuführen, sie am Südpol zu hissen und eine photographische Aufnahme davon anzufertigen, die dann in ungezählten Reproduktionen ihren Siegeslauf durch die gesamte Presse des In- und Auslandes nehmen sollte. Ob das Objektiv wieder an die hochherzigen Geber zurückzugeben gewesen wäre, im Fall der Pol wider Erwarten nicht erreicht würde, weiß ich nicht.

Das kühle Zimmer.

Plauderei von Hans Dominik.

Der Frühsommer dieses Jahres hat uns eine Hitzewelle gebracht, die sich den besten amerikanischen Wärmeperioden würdig an die Seite stellen kann. Auf ein außergewöhnliches kaltes Frühjahr, das uns nötigte, die Oefen bis in den Mai hinein in Betrieb zu halten, folgte sofort eine wahrhaft tropische Glut. Dreißig Grad im Schatten wurden zur stehenden Einrichtung, und mit allen Mitteln sucht man in den Wohnräumen wenigstens jene erfrischende Kühle zu finden, die Straße und Garten nicht mehr bieten.

Sie auch wirklich zu erreichen, das ist freilich ein Kunststück, zu dessen Gelingen mancherlei gehört. Die richtigen Räume im richtigen Haus müssen richtig behandelt werden, wenn der Erfolg eintreten soll.

Jeder gute Beobachter hat wohl schon Zimmer und auch ganze Wohnungen kennen gelernt, die sich dadurch auszeichnen, daß sie im Winter ungemütlich kalt und im Sommer unangenehm heiß sind. Es sind das ziemlich hoffnungslose Fälle, Stein und Eisen gewordene Baumeistersünden, bei denen Besserung und Linderung beinah ausgeschlossen erscheint.

Die Außentemperatur beschreibt in unserm Klima bekanntlich eine ziemlich starke Kurve. Sie erreicht im Laufe eines Jahres in extremen Fällen während der Sommerzeit 30, ja 40 Grad Wärme, um dafür im Winter auf eine Tiefe von 20—25 Grad Kälte zu fallen. Außer dieser jährlichen Schwankung haben wir die tägliche Schwankung, die ebenfalls nicht unbedeutend ist. Selbst in den ungewöhnlich heißen Junitagen dieses Jahres ging die Temperatur während der Nachtzeit unter klarem Himmel bis auf 12—13 Grad herunter, um am Tage wieder bedenklich nahe an die dreißig heranzukommen. Diese Tatsache mag zunächst nur rein wissenschaftliches Interesse bieten. Und doch ist sie für die Praxis von so großer Bedeutung, denn sie deutet uns sofort den Weg an, auf dem wir uns Kühle schaffen können. Wenn es uns gelingt, jene angenehme Frische, die auch in den Nachtstunden heißer Tage im Freien zu herrschen pflegt, in unsere Wohnung hineinzubekommen und dort trotz aller Mittagsglut festzuhalten, so haben wir ja gewonnenes Spiel. Damit aber zeigt sich auch sofort weiter, daß unsere Aufgabe eigentlich eine doppelte ist. Wir müssen die äußere Wärme abhalten und weiter Kühlung sowohl zur Nachtzeit in die Wohnung bringen wie auch während des Tages nach Möglichkeit darin erzeugen. — Die äußere Wärme kommt als Wärmestrahlung im direkten Sonnenschein zu uns. Sie dringt ferner auf dem Wege der Wärmeleitung in unsere Wohnung. Als Eingangsort benutzt sie ohne Auswahl die Wände, die Türen und die Fenster. Wo nun etwa ein Zimmer mit drei Wänden frei liegt, wo das Mauerwerk unvernünftig dünn und ohne Luftisolation aufgeführt ist, wo also die volle Sonnenstrahlung den ganzen Tag breite und schwache Angriffsflächen findet, da sieht die Sache recht ungünstig aus. Dagegen wird sich in einem massiv gebauten Haus schon etwas erreichen lassen. Man wird vielleicht nicht in jedem Raum die gewünschte Kühlung erzwingen. Man wird am Ende einige besonders exponierte Zimmer der Hitze teilweise preisgeben müssen, aber in andern geschützter liegenden doch die Frische halten. Nebenbei mag bemerkt sein, daß das so viel geschmähte sogenannte „Berliner Zimmer" mit einem einzigen Fenster dazu recht geeignet erscheint.

Betrachten wir nun die Maßnahmen, wie sie etwa im Laufe von vierundzwanzig Stunden zu treffen sind. Wenn die Mitternachtstunde den neuen Tag beginnen läßt, so muß sie bereits sämtliche Fenster der Wohnung und die Verbindungstüren zwischen den einzelnen Zimmern geöffnet vorfinden. Bei Mietwohnungen wird es damit sein Bewenden haben müssen. Bei einzelnen Einfamilienhäusern empfiehlt es sich auch, die Türen zum Treppenhaus, die Tür zum Dachboden und sogar die Dachluken zu öffnen. Wenn dann die Nachtkühle einsetzt, wird die ganze im Haus befindliche warme Luft nach oben durch das Dach abziehen und in stetem Strom kühle Luft durch die untersten Fenster und Türen nachdringen. Auch in der Mietwohnung soll man nach Möglichkeit für nächtlichen Durchzug sorgen, soll dahin wirken, daß eine möglichst ständige Lufterneuerung erfolgt. Denn es handelt sich ja nicht nur darum, die kühle frische Nachtluft in die Zimmer zu bekommen, sondern auch die warmen Wände nach Möglichkeit herunter zu kühlen und so für den kommenden Tag eine gewisse Kältereserve zu schaffen.

Bei Tagesanbruch, jedenfalls spätestens gegen sechs Uhr morgens beginnt nun der Kampf gegen die Tageswärme. Zunächst einmal sind jene Fenster, auf die die Sonne fällt, zu schützen. Verfügt man über Außenjalousien, so soll man diese herunterlassen, die Fenster schließen und eventuell auch noch die inneren Vorhänge oder Stores zuziehen und mit Wasser leicht anspritzen. Bei einer solchen Anordnung wird durch



die Außenjalousie die strahlende Wärme zurückgeworfen. Die geschlossenen Fenster verhindern das Eindringen der Hitze durch heißen Luftzug oder Wärmeleitung, und die nassen Stores erzeugen Verdunstungskälte, wirken also erfrischend.

Fehlen Außenjalousien, so ist das wenig erfreulich. Die Glasfenster würden dann die bekannte Treibhauswirkung hervorrufen. Das heißt, die strahlende Wärme würde durch das Glas dringen, aber nicht wieder zurückkönnen, im Zimmer gewissermaßen gefangen sein und dies außerordentlich erhitzen. In diesem Fall kann man sich nur helfen, wenn man ein derartiges Fenster weit öffnet und in dieses möglichst gut schließend eine Steppdecke einhängt, so daß die Sonnenstrahlen auf die Decke fallen, die ja bekanntlich ein sehr schlechter Wärmeleiter ist, und einfach zurückgeworfen werden. Befeuchtet man dann noch die Stores hinter dieser Decke, so wird man auch hier einen überraschend guten Erfolg haben. Es wird bei solider Bauart des Hauses möglich, in einem solchen Zimmer bis in die Nachmittagstunden hinein 17 bis 18 Grad zu halten, während draußen 30 Grad sind und ein schlecht behandeltes Zimmer häufig eine Temperatur bis über die Mitte der Zwanziger erreicht.

Die Fenster, die nicht im Sonnenschein liegen, kann man einfach durch Schließen der Fensterläden gegen die Außenluft absperren. Da hier nicht strahlende, sondern nur leitende Wärme zu fürchten ist, so bietet das gläserne Fenster und namentlich das Doppelfenster guten Schutz gegen die Hitze.

Eine Aenderung erfahren diese Vorschriften nur, wenn trotz der Hitze bewegte Luft herrscht. Dann empfiehlt es sich zum mindesten, die Fenster, auf die der Wind stößt, offen zu lassen, dafür aber die Stores fest zuzuziehen und nun gehörig zu durchnässen. Dann bringt uns der eindringende Luftzug eine gehörige Portion Verdunstungskälte. Die eindringende Luft ist nicht nur kälter, als sie draußen war, sondern noch kühler als die im Zimmer befindliche. Doch damit kommen wir bereits zu den Mitteln der künstlichen Kälteerzeugung.

Wasser braucht zu seiner Verdunstung recht erhebliche Wärmemengen. Es ist ja wohl bekannt, daß man in nassen Kleidern auch an einem warmen Sommertag ganz gehörig frieren kann. Bedingung ist freilich, daß die Verdunstung schnell vonstatten geht. Je schneller sie erfolgt, desto stärkere Abkühlung tritt ein. So kühlt der schnell verdampfende Aether, der freilich für unsere Zwecke wegen seiner Giftigkeit absolut nicht in Betracht kommt, viel stärker als Wasser, und das noch schneller verdampfende Chloraläthyl bringt Partien des menschlichen Körpers, auf die es trifft, direkt zum Gefrieren.

In unserer Wohnung sind wir auf Wasser angewiesen und müssen eine möglichst energische und schnelle Verdunstung einleiten. Die Verdunstung wird aber bei gleicher Wassermenge desto größer, je größer die von der Luft berührte Wasserfläche ist. Daher hätte es wenig Wert, etwa einen Liter Wasser in eine Schüssel zu gießen und in das Zimmer zu stellen. Das Wasser würde noch nach acht Tagen zum größten Teil vorhanden sein. Sehr viel anders dagegen, wenn wir den Liter etwa mit einer Blumenspritze auf die Stores verteilen. Dann dunstet er uns in fünf Minuten fort, und die Abkühlung ist recht erheblich. Ein Liter Wasser verschluckt nämlich beim Verdunsten ungefähr ebensoviel Wärme wie sieben Liter Eis beim Schmelzen. Wir können also bei geschickter Disposition mit dem einen Liter Wasser den gleichen Effekt erreichen wie mit einem halben Eimer des sehr viel teueren Eises.

Hierdurch wird freilich schon angedeutet, daß mit dem Wasser unsere Kühlungsmittel auch so ziemlich erschöpft sind. Man könnte ja daran denken, Eis in großen Behältern in den Zimmern aufzustellen, es vielleicht durch Salzzugabe schnell zum Schmelzen zu bringen und dadurch eine energische Kühlung einzuleiten. Aber das wäre nur etwas für recht wohlhabende Leute. Eine Kühlung durch flüssige Luft endlich oder gar durch eine besondere Eismaschinenanlage liegt weit außer dem Bereich eines recht guten bürgerlichen Einkommens. Eine solche Kühlung würde teurer werden als eine Reise zu den erfrischenden Regionen Norwegens und Spitzbergens.

Aber die hier gegebenen wohlfeilen Mittel genügen auch vollkommen, um eine recht angenehme Kühlung zu bewerkstelligen. Werden sie folgerichtig angewandt, beginnt am Abend nach Sonnenuntergang sofort wieder eine systematische Durchlüftung der Wohnung, so braucht man kein allzu großer Optimist mehr zu sein, um im halb verdunkelten Berliner Zimmer bei einer saisongemäßen Bowle zu sitzen und das schöne Lied „vom kühlen Keller“ zu singen.

Unsere Bilder

Die Taufe des Erbgroßherzogs von Mecklenburg-Schwerin (Abb. S. 1035) hat in Gegenwart des Kaisers und zahlloser anderer hoher Gäste am 11. Juni stattgefunden. Der langersehnte Sohn des Großherzogs Friedrich Franz und der Großherzogin Alexandra erhielt die Namen: Friedrich, Franz, Michael, Wilhelm, Nikolaus, Franz Josef, Ernst August, Hans. In der langen Liste seiner Paten finden sich die Kaiser Wilhelm und Franz Josef, die deutsche Kronprinzessin und das Herzogspaar von Cumberland, dessen Tochter bekanntlich die Mutter des Täuflings ist.

Kaiser Franz Josef als Jäger (Abb. S. 1037). Die Jäger Oesterreichs und viele Jagdfreunde jenseit der schwarzgelben Grenze werden sich darüber freuen, daß ihnen die Wiener Jagdausstellung ein wirklich gutes neues Bild des kaiserlichen Weidmanns Franz Josef geschenkt hat. Die Hof- und Staatsdruckerei hat nach dem prächtigen Gemälde Kasimir Pochwalskis eine Heliogravüre hergestellt, der man von nun ab in jedem Jagdschloß und in der bescheidensten Jägerhütte der Alpen begegnen dürfte. Der Kaiser ist als Alpenjäger dargestellt. Eine kräftige Bergszenerie bildet den Hintergrund des schönen Kunstblattes.

Deutschlands Vertreter bei der Argentinischen Jahrhundertfeier (Abb. S. 1036), der Generaloberst Frhr. v. d. Goltz, ist nun mit seinen Begleitern jenseit des großen Wassers angelangt und wurde gleich bei seiner Einfahrt in den Hafen am Plataстrom von den offiziellen Häuptern der deutschen Kolonie und von 150 argentinischen Offizieren freudig begrüßt.

Das Korps Pomerania (Abb. S. 1040), das älteste aller preußischen Korps, feierte vor kurzem in Greifswald auf würdige und dabei studentisch-fröhliche Weise sein 100jähriges Stiftungsfest. Den Glanzpunkt bildete natürlich ein großer Kommers.

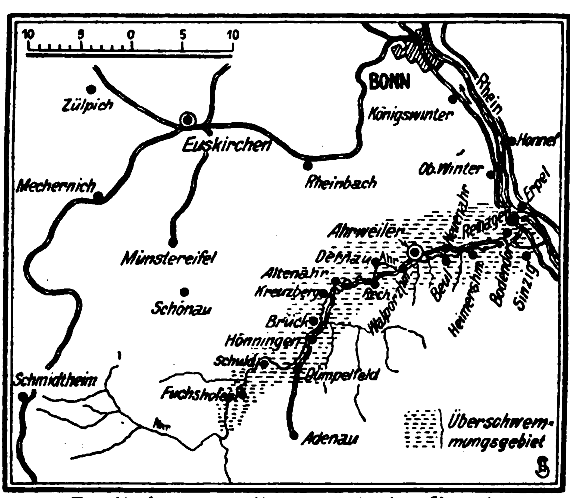
Das große Armee-Jagdrennen im Grunewald (Abb. S. 1038) endete in diesem Jahr mit dem Sieg eines Outsiders: Leutnant v. Lütcken vom 17. sächsischen Ulanenregiment kam auf Melton Pet als Erster durchs Ziel. Er zeigte sich über seinen Sieg so freudig erregt, daß der Kaiser ihn scherzend ermahnte, den schweren goldenen Ehrenpokal nicht zu „zertöppern“. — Dritter war Leutnant v. Zobeltitz.



Der Prozeß in Allenstein (Abb. S. 1038) nimmt einen langsamen Verlauf, da die schwer nervenleidende Angeklagte Frau v. Schönebeck-Weber sehr geschont werden muß. Sie lebt in dem kleinen Ort sehr zurückgezogen, und die Einwohner von Allenstein scheinen sie mit ihrer Neugierde nicht sehr zu verfolgen.

Aviatische Versuche am Plauer See (Abb. S. 1041). Der Mecklenburgische Motor-Jachtklub veranstaltet am Plauer See in Mecklenburg — wo auch Major v. Parseval seine Versuchstätte hat — zur Belehrung und zur Freude seiner Mitglieder Gleitflugversuche. Der Gleitflieger wird zuerst auf eine erhöhte Abflugform hochgewunden, dann rutscht er mit seinen Passagieren eine steile Bahn hinab und schwebt dann langsam auf die Wasserfläche zu. Bei der Landung werden die Passagiere freilich immer naß, aber das stört das Sportvergnügen nicht weiter.

Das Hochwasser an der Ahr (s. untenst. Karte). Eine Reihe von überaus heftigen Wolkenbrüchen hat das friedliche Ahrtal unter Wasser gesetzt. Von der Mündung des Flusses an zieht sich das Ueberschwemmungsgebiet weit nach Südwesten hin. Das Hochwasser zerstörte die Bahn- und Telegraphenlinien, schnitt die Bewohner einzelner Orte von jedem



Zur Hochwasser-Katastrophe im Ahrtal

Verkehr ab und schwemmte mehrere Arbeiterbaracken und Kantinen mit sich fort. Tagelang meldete jedes neue Zeitungsblatt von Dutzenden von Unglücksfällen. Das fruchtbare Ahrtal wird noch lange unter den Folgen dieser argen Katastrophe leiden.

Berlin im Freibad (Abb. S. 1039). Die fürchterliche Hitze der letzten Tage hat allen Berlinern Qualen bereitet; aber sie sind zum Glück in der Lage, in der schönen Umgebung der Reichshauptstadt Erfrischung zu suchen. Die großen „Freibäder" an den Seen der Oberspree und Havel, besonders aber das ungemein populäre Freibad am Wannsee sind tagtäglich überfüllt. An dem sandigen, waldumsäumten Gestade des weiten Sees entfaltet sich ein buntes Badeleben, das von dem der fashionabelsten Seebäder vielleicht durch Eleganz übertroffen wird, bestimmt aber nicht durch Fröhlichkeit und Frequenz. Zehntausende, die an einem schönen Sommertage hier im Sand wühlen oder im seichten Wasser plätschern, entfalten zwar nicht immer in Tracht und Benehmen die nötige Grazie, aber sie freuen sich des Lebens, und nur ein rechter Griesgram kann es ihnen verdenken.

Kapitän Scotts Südpolexpedition (Abb. S. 1042) befindet sich an Bord des Dampfers „Terra nova" auf dem Wege nach Neuseeland. Dort wird das Expeditionsschiff mit Vorräten versehen. Seine innere Ausrüstung wurde indes schon in London vollendet. Das Leben an Bord des Expeditionsschiffes werden wir nach der Reise vermutlich durch getreue Photographien kennen lernen, denn der bekannte Photograph Herbert G. Ponting, dem wir auch unsere heutigen Aufnahmen verdanken, macht die Forschungsreise mit. Ueber die wissenschaftliche Bedeutung der Expedition bringen wir auf Seite 1030 einen ausführlichen Artikel.

Personalien (Abb. S. 1036 u. 1040). Herr v. Lindequist, bisher Unterstaatssekretär im Reichskolonialamt, ist nach dem Rücktritt Dernburgs zum Staatssekretär ernannt worden. Der neue Leiter unseres Kolonialwesens kennt das Leben in den Kolonien aus eigener Erfahrung und hat sich schon früher als Stellvertreter Dernburgs bestens bewährt. — Expräsident Roosevelt hat an Bord des deutschen Dampfers „Kaiserin Auguste Viktoria" Southampton und damit Europa verlassen. In Amerika wird er einen triumphählichen Einzug halten. — Der Bedeutung des Straßburger Stadttheaters und seinen persönlichen Verdiensten entsprechend wurde der Leiter der größten Bühne der Reichslande, Herr Maximilian Wilhelmi, beim letzten Besuch des Kaisers in Straßburg zum Intendanten ernannt. — In der Londoner Gesellschaft erregte kürzlich die Vermählung der amerikanischen Millionenerbin Miß Margareta Drexel mit dem Viscount Maidstone viel Aufsehen. — Wilhelm Velhagen, der kürzlich einem Herzschlag erlag, war nicht nur als Teilhaber des großen Verlagshauses Velhagen und Klasing, sondern auch als sehr erfolgreicher Rennstallbesitzer in weiten Kreisen bekannt. — Zu der Enthüllung des Denkmals bei Hohenfriedberg, von der wir in der vorigen Nummer Abbildungen veröffentlichten, sei noch bemerkt, daß das Denkmal vom Verein ehemaliger Kameraden der sächsischen Armee Breslau in Gemeinschaft mit dem österreichisch-ungarischen Hilfsverein Austria, Breslau, errichtet worden ist.

Die Toten der Woche

Oberst a. D. Gustav v. **Dresky**, ehem. Direktor der Militärturnanstalt, † in Nassau am 11. Juni im Alter von 74 Jahren.

Sir George **Newnes**, erfolgreicher amerikanischer Zeitungsverleger, † in Lynton (Devonshire) am 9. Juni im Alter von 60 Jahren.

Professor Dr. Heinrich **Sauerland**, bekannter Historiker, † in Rom am 13. Juni.

Professor Dr. Marcellinus **Schlager**, bekannter Theologe, † in Graz am 8. Juni im Alter von 81 Jahren.

Prof. Goldwin **Smith** bedeutender Historiker, † in Toronto (Kanada) am 7. Juni im Alter von 86 Jahren.

Josefa Fernanda Infantin **von Spanien**, † in Paris am 10. Juni im Alter von 83 Jahren.

Generalleutnant **von der Willigen**, Kommandant der holländisch-indischen Streitkräfte in Batavia, † in Weltevreden im Alter von 51 Jahren.

Prof. Filippo **Zamboni**, bekannter Schriftsteller und Danteforscher, † in Wien im Alter von 84 Jahren.

Bilder vom Tage



Hofphot. Heuschkel

Alexandra Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin mit dem Erbgroßherzog.

Zu der Tauffeier am Schweriner Hof.



Staatssekretär von Lindequist.
Der neue Leiter des Reichskolonialamts
Phot. Gebr Haeckel.



Roosevelts Abschied von Europa.
Der letzte Gruß des Expräsidenten vor Besteigung des Dampfers „Kaiserin Auguste Viktoria“ in Southampton

Phot. Asociacion Fotografica Alemana.
Vordere Reihe von links nach rechts Major Bronsart von Schellendorf, Argent. General Garmendia, Generaloberst Frhr. v. d. Goltz, Freifrau v. d. Bussche-Haddenhausen, Gesandter Frhr. v. d. Bussche-Haddenhausen.

Die Jahrhundertfeier in Argentinien: Ankunft des Vertreters des Deutschen Reiches Generaloberst Frhr. v. d. Goltz in Buenos Aires.

Zur Internationalen Jagdausstellung in Wien: Kaiser Franz Josef als Weidmann.

Nach einer farbigen Heliogravüre nach einem Gemälde von Professor Kasimir Pochwalski aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien.





Das große Armee=Jagd=Rennen auf der Rennbahn Grunewald bei Berlin.



1. Der Sieger Lt. v. Lütcken auf Melton Pet. Illustrationsphoto.
2. Ehrenpreisträger: Lt. v. Lütcken (×) 1. mit dem goldenen Pokal u. Leutnant v. Zobeltitz (××) 3.
3. Das Feld nimmt die Tribünenhürde.



Auf dem Weg zur Verhandlung.



Porträtaufn. von Frau v. Schönebeck-Weber.

Zum Prozeß der Frau von Schönebeck=Weber in Allenstein.



Spezialaufnahme für die „Woche“.

In den kühlen Fluten des Wannsees: Blick auf das Freibad.

Die Erholung der Berliner von der Sommerhitze der Großstadt.



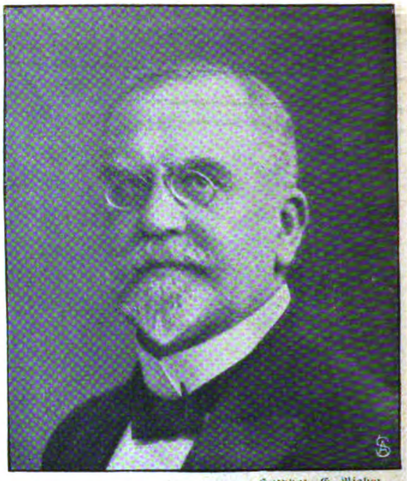
Phot. van Bosch.

Maximilian Wilhelmi,
Direktor des Straßburger Stadttheaters, wurde zum Intendanten ernannt.



General Preß Photo.

Viscounteß Maidstone
geb. Miß Marg. Drexel, im Brautschleier. Eine engl.-amerik. Hochzeit in d. Londoner Gesellschaft.



Hofphot. E. Bieber.

Kommerzienrat Wilhelm Velhagen †
der bekannte Verlagsbuchhändler u. Rennstallbesitzer

Frühschoppen im Logengarten.

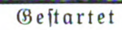
Spezialaufnahmen für die „Woche“.

Oben: Die beiden Chargierten und die drei ältesten bei der Feier anwesenden Semester des Korps.

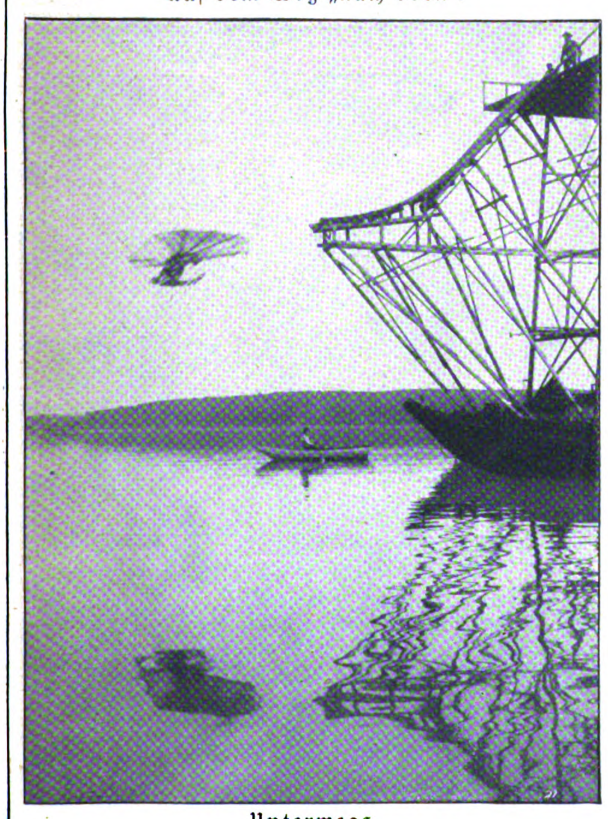
Die Hundertjahrfeier des Korps „Pomerania“ in Greifswald.



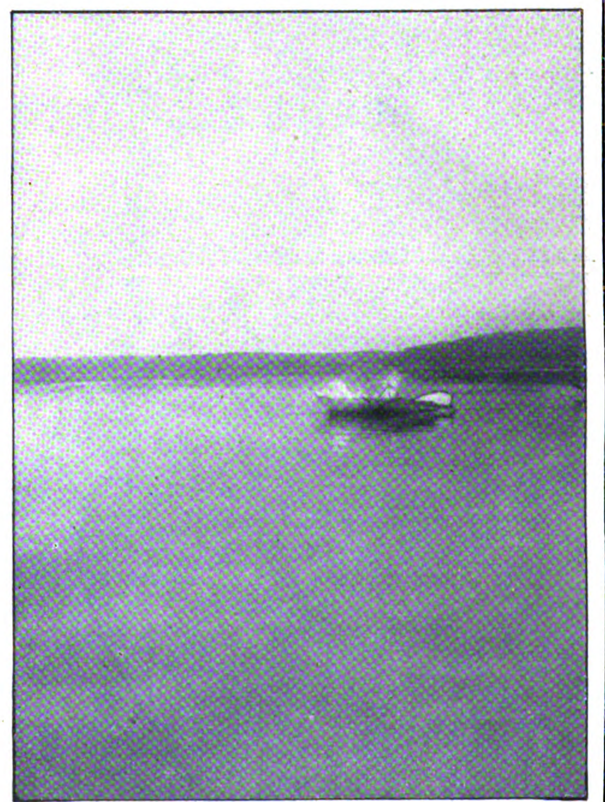
Auf dem Weg „nach oben“.



Gestartet



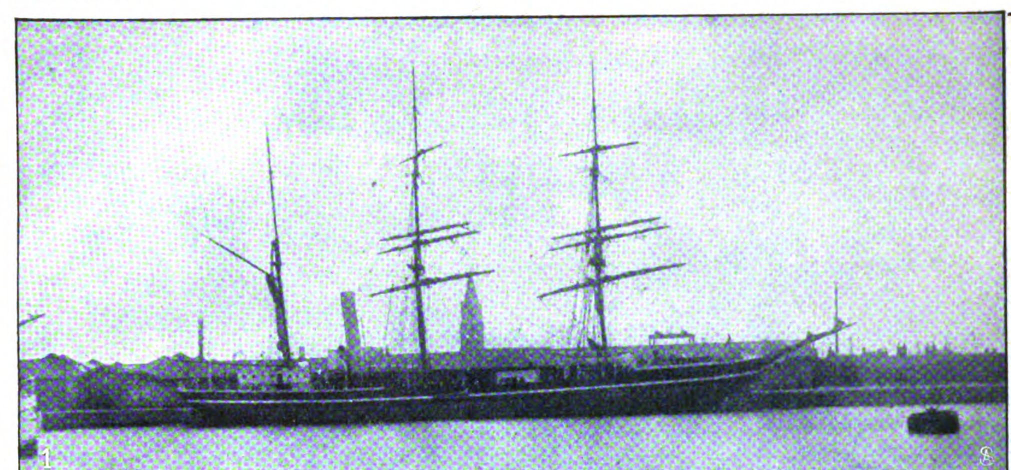
Unterwegs.



Gelandet.

Gleitflieger und Abflugform des Mecklenburgischen Motor-Jachtklubs.

Aviatik am Plauer See in Mecklenburg.



Zur Südpolexpedition des Kapitäns Scott.

1. Das Expeditionsschiff „Terra nova“ im Londoner Hafen.

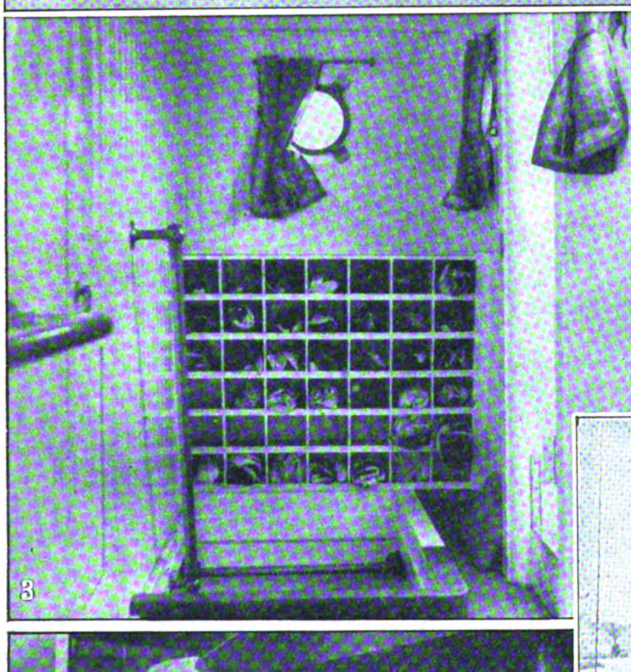
2. Der Photograph der Expedition Herbert G. Ponting.

3. Baderaum an Bord der „Terra nova“.

4. Die Schiffsküche.

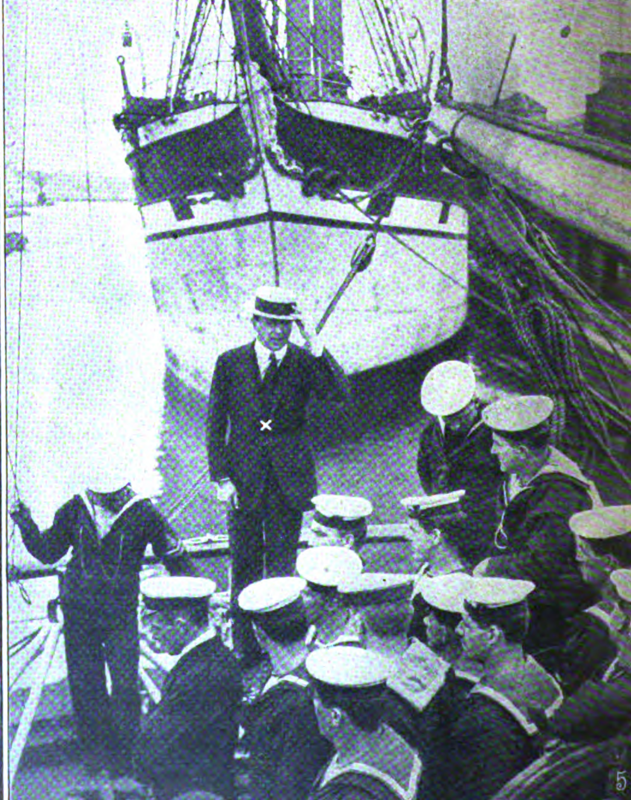
5. Kapitän Scott (×) mit seiner Mannschaft vor der Abfahrt.

Phot. H. G. Ponting.









Nur wer die Sehnsucht kennt ...

Roman von

Ida Boy-Ed.

8. Fortsetzung.

VII.

Über das gewaltige Bild des Sees, der ihn umschrankenden Alpen und des Himmels, der kein blaues Gewölbe war, sondern ins Unbestimmte verschwebender Äther, schien Silberstaub ausgeschüttet, der, von der Luft getragen, ruhig in ihr stand.

Das gab der Landschaft die Zartheit und das Unwahrscheinliche einer Vision. Vielleicht konnte sie sich jeden Augenblick in Dunst auflösen. Die dünnen Farben, die hinter dem Silberstaub angedeutet schienen, konnten ganz verlöschen, das blasse Blau dort oben, das tiefere Blau hier unten versiegen. Und das, was zwischen beiden Welten von leichtem Blau stand, die phantastischen Silhouetten, die Riesenberge eines fernen Traumlandes sein mochten, konnten sich in nichts auflösen.

Dies Gemälde, das leise auf schimmernden, weißgrauen, rosig angehauchten Flor hingetuscht schien, hatte in der Nähe des Ufers einige kräftigere Töne. Da schuppten auf der überdünsteten Flut stählern blitzende Lichter auf und verloschen sofort wieder. Sie hielten dem Blick nicht stand. Sie zuckten da und dort und überall.

Die herbe Morgenluft roch nach Wasser. Aber es war auch der kräuterige Duft in ihr aus den Tannenwäldern, die die felsigen Berghänge hinabstanden.

Auf der Anlegebrücke von Territet standen wartende Menschen. Der Dampfer kam von Montreux her, und mit ihm sollte die Fahrt, an Villeneuve und der Rhonemündung vorbei, an all die Küstenorte des französischen Ufers gehen. Es war ein buntes Gemisch von Gestalten: Touristen im bekannten Aufzug der praktischen Häßlichkeit; Badegäste in blütenweißer Eleganz, Landleute mit Sack und Pack.

Frau Gervasius, in einem sandfarbenen Schneiderkleid, mit einem lila Hut voll Blumen und Fittichen, wirkte fast wie die ältere Schwester der beiden jungen Damen, was ihr Gatte auch schmunzelnd attestiert hatte.

Renate und Jutta hatten kurze weiße Kleider an und einfache flotte Strohhüte. Der Morgenkühle halber trug die junge Frau noch einen rohseidenen Staubmantel. Und es war niemand auf der Brücke, der die schlanke, blasse Frau nicht mit einem bewundernden Blick gestreift hätte.

Auch der Geheimrat, im Panamahut und hellgrauen Anzug von allerbestem Schnitt, wirkte, ohne es zu ahnen, sehr auffallend. Die weltmännische und diskrete Vornehmheit seiner Erscheinung war auf den ersten Blick ganz und gar Durchschnitt bester Gesellschaft. Aber so, wie man das bartlose, kluge und sehr durchgearbeitete Gesicht und die scharfen Augen hinter den Brillengläsern sah, dachte man: das ist jemand!

Er fühlte sich höchst behaglich als Hüter seiner drei Damen und legte eine Kunst an den Tag, die Ferienstimmung zu genießen, daß man mit ihm guter Laune werden mußte, man mochte wollen oder nicht.

Und Jutta — wollte eigentlich nicht!

Sie verstand sich selbst nun vollends gar nicht.

In dieser neuen Umwelt, wo die Schönheiten jubelten wie allzu rauschende Musik, betäubten wie allzu starker Wein, hier, wo alles fast brutal auf die Sinne eindrang und sich ihrer bemächtigte — hier schien es Jutta, als seien die letzten Monate voll Kampf und Not nur ein Traum gewesen.

Und sie glaubte es sich schuldig zu sein, unter ihrer Wirklichkeit fortwährend zu leiden. Sie begriff nicht, daß das menschliche Herz sich gegen einen gleichmäßig fortdauernden Druck wehrt und ihn zeitweise abstoßen muß, um überhaupt weiter schlagen zu können.

Der Geheimrat gab sich besondere Mühe mit ihr, das merkte sie bald. Dafür wollte sie dankbar sein, ihm das Lächeln zeigen, das er zu sehen wünschte. Die Güte hatte auch etwas Beschämendes — sie war wie ein Geschenk an die unrichtige Adresse. Denn Jutta spürte wohl: man ging von dem Glauben aus, daß sie sich nach ihrem Gatten sehne. Daß sie unter einem zwar starken, aber ganz klaren Gefühl leide.

Und sie versuchte die Wahrheit tief zu verstecken....

Acht Tage hatte man sich der tatenlosen Freude ergeben, hier zu sein. Das Bewußtsein: Ferien! genügte. Das Auge war von dem in jeder Beleuchtung neuen Bild bis zur Anstrengung beschäftigt.

Aber bei dem Hinausschauen war besonders den beiden Jungen, Renate und Jutta, der Wunsch gekommen, all diese lieblichen Stätten, die sich im blauen Seewasser spiegelten, nach und nach zu besuchen.

Und heute waren Geheimrats in der Morgenfrühe von Caux mit der Drahtseilbahn herabgekommen, und Jutta, ihr Kindchen in Marthas eifervolle Hut gebend, hatte sich im scharfrasselnden Einspännerchen herabfahren lassen.

Nun standen sie hier und sahen in den dünnflüssigen, silbrigen Schimmer des Morgenbildes hinaus, indes mit emsigem Puckern und geschwätzigem Rauschen das Dampfschiff herankam, mit dem derben Weiß seines Ölfarbenanstriches ein plumper Fleck in all dem zarten Zusammenklingen und Ineinanderfließen.

„Merkwürdig," sagte Jutta, „es ist mir, als wäre es ein großes Erlebnis, daß wir nun an das andere Ufer fahren. Ich hatte eine förmliche Sehnsucht danach."

„Das ist vielen Menschen eigen," bemerkte der Geheimrat, „sie sehnen sich immer ans andere Ufer. Und fühlen sich um was betrogen, wenn sie da angekommen



sind. Das sind die mit den wandernden Seelen. Sollte meine liebe verehrte neue Freundin auch solche Wanderseele haben?" fragte er neckend.

Jutta wurde rot.

Sie sprach ein paar ableugnende Worte. Der Lärm, den der Dampfer machte, verschlang sie. Das Wasser brodelte grünweiß. Man wurde ein bißchen gedrängt und gestoßen und fand sich dann in einer Reihe, wie auf der Schulbank sitzend, wieder. Das Sonnensegel war gespannt. Man saß sehr angenehm. Renate schob leise ihren Arm in den der Freundin. Der Geheimrat hatte Jutta rechts, seine Frau links.

„Die Vorstellung kann unsertwegen beginnen", sagte er. „Wir haben bezahlt und warten auf das Klingelzeichen!"

Die Schiffsirene stieß einen greulichen Wutlaut aus, und wie ein störrisches Pferd begann das Boot sein Hinterteil zu drehen. Die Ufer glitten. Sie lagen im Schatten. Nur dort, über Villeneuve hinaus, in der östlichen Ecke des Sees, kam aus dem Rhonetal ein Sonnenstrom, er brach heraus zwischen den himmelanragenden Schranken der Gebirge, die ihn zu leiten und zu bändigen schienen, als seien sie ein Riesenkanal des Lichtes. Und im Bande dieses Sonnenstromes wälzte sich die gelbe, weißkochende Wassermenge des Flusses und strudelte hinein in das Blaugrün des Sees. Ein kurzer Kampf der Farben, umschäumt von aufbrodelndem Gischt. Und dann hatte der Riesenmund den breiten Faden des Stromes ganz verschluckt.

Eine Zeitlang unterhielten Jutta und Renate sich damit, an der schroffen, bewaldeten Bergwand, hinter dem wasserumspülten, klobigen, grauen Gemäuer des alten Schlosses Chillon, das Dach und ein paar Fenster ihrer Pension herauszufinden.

Aber die Landschaft drehte sich, als sei sie eine Wandeldekoration, die um den festen Mittelpunkt des Schiffes sich in langsamem Schwung hinziehe. Und das kleine Baufragment, das zwischen den Wipfeln herausgeschaut hatte wie ein Gesicht, das halb über den Zaun guckt, verschwand.

Im selben Moment bekam Jutta eine Angstempfindung. Weil sie das Dach nicht mehr sah, unter dem ihr Kind schlief.... Vielleicht deshalb. Sie wußte es nicht. Sie fuhr auf.

„Könnte ich aussteigen, könnte ich zurück, mir ist mit einem Mal, als müßte etwas geschehen...."

„Aber, liebe Frau! Ihre Martha ist eine Perle, die paßt wie ein Wachthund auf", tröstete die Geheimrätin.

„Pomade!" sagte der Geheimrat und ergriff Juttas Arm. „Nur immer Pomade!"

Er wußte ja Bescheid mit den grundlosen Nervositäten von Frauen.

Renate drückte sich schmeichelnd an die Freundin.

„Das Kind ist unruhiger, als es früher war", sprach Jutta vor sich hin.

„Die neue Nahrung...."

„Oh nein — das kann nicht sein... ich habe den Apparat mit — ich mische und sterilisiere die Milch selbst — ganz nach Vorschrift — heute bin ich um fünf aufgestanden, um es noch vorher zu machen."

„Sie sind eine prächtige Mutter!" lobte Frau Gervasius, „aber übertrieben muß man auch nicht mit der Angst sein."

„Ja — ja — es ist Unsinn..." murmelte die junge Frau....

Der feine Silberduft über dem See und den nahen Ufern löste sich mehr und mehr auf. Nur die Ferne blieb in der zarten Ungewißheit, in bläulich heller Verschwommenheit.

Jetzt kam Bouveret. Im Schatten lag es. Man sah ausdrucksvolle weiße Hausgesichter unter dunkelgrünen Kastanienriesen. Und dahinter das aufsteigende Massiv der Gebirgsmauer.

Am Ufer ging die Straße hin, steigend und fallend, je nachdem sie dem Gelände den Raum abtrotzen konnte. Wie Spielzeug, von Maultieren gezogen, die Führer als kleine Figürchen daneben, bewegten sich Karren auf der Straße entlang.

Der feine Turm von St. Gingolph kam in Sicht. Am abschüssigen Ufer klammerte sich das Dörfchen an die Felsen.

Die Reisenden saßen schweigend und nahmen die Bilder in sich auf. Gervasius' hatten nicht die Angewohnheit der Ellbogen und der stimmkräftigen Bewunderung. Sie stießen sich nicht auffordernd an und sagten nicht mit Augenaufschlag „oh Gott" zu den überraschenden Schönheitsakzenten. Sie fühlten von selbst, einer auf den andern die Stärke seiner Empfindung übertragend, daß sie gemeinsam sich dankbar und staunend erhoben.

Einmal sahen Mutter und Tochter sich an und wußten, daß sie sich nicht nur mit ihren Blicken trafen. Wäre Emmich hier, dachte Renate. Wie wollte ich ihr gönnen, daß sie Emmich hier hätte, dachte die Mutter.

Und Jutta spürte, daß sie, obgleich Arm in Arm mit der Freundin sitzend, doch allein war.

Die beklemmende Unruhe, die sie vorhin so jäh und grundlos überfallen, wollte nicht still werden. Sie wußte gewiß, in einem starken Vorgefühl: es wird etwas passieren.

Sie wollte es niederzwingen. Ja, wirklich — es war Unsinn — was sollte denn geschehen?

Das Kind war gut betreut.

War vielleicht der ferne Mann von einem Unheil bedroht? Ja, ein kleiner, unscheinbarer Wanderer war unterwegs nach ihm — der Brief — er reiste jetzt über Länder und Meere und brachte ihm Kummer.... Aber es waren erst vierzehn Tage, seit sie ihn geschrieben hatte.... Er war noch ahnungslos....

Die tausend Gefahren, mit denen sein Beruf jeden Tag den Mann bedrohte, waren in Juttas Vorstellung infolge der Gewohnheit nicht mehr etwas so schreckhaft Deutliches, daß sie dadurch beunruhigt wurde....

Ich bin nervös, fühlte Jutta.

Sie dachte mit Vorsatz immer vorbei an dem einen, dem vielleicht in Wahrheit all ihre Unruhe galt.

Gerade in diesen Tagen konnten ihre Gedanken ihn nicht präzise suchen.

„Wir werden, wir dürfen uns nicht sehen. Aber ich bin immer in Ihrer Nähe —" hatte er gesagt.



Bei ihrer Ankunft in der Pension hatte sie einige wenige Zeilen von ihm gefunden. Aus Genf. Zeilen, in denen alles, was zu sagen war, zwischen den Worten stand. Und er berichtete ihr, daß er eine kleine Reise zu machen habe, dann nach Genf zurückkehren und von dort über Bonneville nach Chamonix fahren wolle.

Mit ängstlichem Vorsatz an mir von fern vorüber... dachte sie. Ihn in der Gegend zu wissen, hatte zugleich etwas Beruhigendes und Aufreizendes.

Und manchmal schien ihr, als sei ja nun schon alles anders geworden, als sei der Zwang, sich meiden zu müssen, aufgehoben, weil sie ihrem Mann die Wahrheit gestanden....

Emsig rauschte das Schiff. Die Uferbilder zogen langsam vorbei wie Schaustücke, in denen alle Reize gehäuft erscheinen.

Man näherte sich dem Ziel. Evian lagerte sich lachend und imposant an dem hier breiteren Rand hin. Am Kai, der sich über die Stadt hinaus zur Promenade verlängerte, standen die Platanen in endloser Reihe. Ihre dicken, hellen, bizarr moosgrün- und braungefleckten Stämme glichen einer unabsehbaren Säulenlinie. Weiße, palastähnliche Bauten reihten sich dahinter aneinander. Straßeneingänge öffneten sich zu emporführenden Gassen mit schmalen Bürgersteigen. Die Stadt schien sich steigend bis zum Prunkgebäude eines Hotels zu gipfeln.

Munteres und malerisches Leben war am Strand. Fischerbarken lagen da, auf denen eifrig hantiert wurde — in schweren Körben schaffte man die silberschuppige Frühbeute landwärts. Segeljachten, schlank und leicht, mehr für Spiel als für ernsten Sport, fast nur wie große Skier anzusehen, wiegten sich leise an ihren Ringen. Ein Dampfschiff löste sich gerade strudelnd von der Brücke, um dem ankommenden Platz zu machen. Auf der Anlegebrücke und auf dem Kai standen und gingen Badegäste. Sehr helle Farben beherrschten das ganze Bild, und es schien, als käme vom See her ein beständig vibrierender Reflex und gäbe ihm flimmernde Unruhe und vermenge doch zugleich alle Farbenwerte auf das unentwirrbarste.

Der Geheimrat übersprach noch einmal das Programm: „Also ihr, meine Damen, ihr tut das eurem Herzen doch allernächste: ihr guckt euch die Läden an... Pariser Ableger — leider — Frau, ich baue auf deine vielbewährte Selbstbeherrschung... zügle die Gelüste deiner Tochter. Um dein Ansehen zu wahren, sage ich nicht: auch deine eigenen! Eine Mutter hat keine Gelüste — wenigstens in der Meinung der Kinder. Sie, meine verehrte Frau, haben Ihr Baby nicht bei sich — Sie können also so unvernünftig sein, wie es Ihnen beliebt."

„Papa, ich hab nur noch zwanzig Frank — aber die geb ich aus, wenn ich was Niedliches für Emmich finde."

„Wenn du meinst, daß rauhe Seemänner geeignete Empfänger für Niedlichkeiten sind! Und wenn du sicher bist, morgen eine neue Geldquelle zu finden...."

„Todsicher!" und Renate hängte sich in ihres Papas Arm, um ihm vorweg seine angestammten Bankierspflichten angenehm zu machen.

„Ich sehe mir mal unterdessen die hydrotherapeutische Anstalt und die Bäder an. In einer Stunde können wir uns oben im Hotel treffen. Aber mehr als das akademische Viertel gebe ich euch nicht. Wenn ihr dann nicht da seid, esse ich allein."

„Wir sind präzise", versprachen Frau Gervasius und Jutta aus einem Munde.

So trennte man sich. Der Geheimrat ging den Kai entlang, an dessen äußerstem Ende, auf hohem Sockel, der General Dupas mit feldherrnmäßiger Geste den bronzenen Arm in die Seite stemmte, während hinter seinem metallenen Dreimaster die duftige Ferne blaß dämmerte. Hier am Kai lagen die Anstalten, die der Geheimrat besuchen wollte.

Sehr langsam wanderten die Damen in die Stadt hinauf. Sie sahen bald: die Prachtbauten am Ufer waren wie eine neue Fassade vor einem alten Haus. Drinnen im Städtchen, im krassen Gegensatz zu allem breiten architektonischen Prunk, gab es noch schmale, düstere, kleine Gassen. Und ganz eng war die, die sich auf mittlerer Höhe hinzog und Laden an Laden zeigte. Wäre dieser merkwürdige Rahmen nicht gewesen: die Gasse mit dem bedrängten Raum, die Fronten kümmerlicher Häuser, die Schmalseite der Auslagen: man hätte sich wirklich nach Paris versetzt fühlen können. So viel Luxus lag hinter den Fenstern für Käufer bereit: Schmuck und Antiquitäten und alles, was überkultivierte Menschen zur Pflege ihres Körpers etwa brauchen könnten.

Eine weltstädtische Menge drängte sich in der schmalen, verschatteten Straße. Sie hatte den ausgesprochenen Charakter der Pariser auf Reisen. Merkwürdige Morgenanzüge sah man bei den Herren — Rock, Weste und Sakko von drei verschiedenen Farben und Stoffen; viele trugen auch nur das seidene, farbige Hemd mit buntem Gürtel unter dem Rock, den die Hände, die in den Hosentaschen stachen, zurückrafften. Andere waren ganz in Weiß gekleidet. Die Eleganz der Damenwelt hatte mehr Einheitlichkeit und war von einer farbenfröhlichen Grazie bestimmt. Man stand in lachenden Gruppen zusammen und war unbegreiflich laut. Man flanierte hin und her.

Die drei Damen standen vor den Schaufenstern. Frau Gervasius schlug vor, man wolle straßauf, straßab erst einmal alle Auslagen betrachten.

Die Verlockungen waren stark. Überall schien eine Fülle großartiger Gegenstände für die volle Börse bereit; überall auch eine unübersehbare Menge von entzückenden Kleinigkeiten, an denen überraschend wohlfeile Preise standen.

Aber wenn die kauflustige Renate dann in den Laden selbst kam, erwies es sich, daß man gar nichts fand. Das Schöne war phantastisch teuer, das Wohlfeile von plattem Geschmack, spielerisch, von übler Unechtheit des Materials. Auch zeigte es sich, daß sich in den Magazinen keine Vorräte häuften, daß eigentlich, außer den im Fenster ausgestellten, nichts da war. Renate zeigte Enttäuschung und Ungeduld, die ihre Mutter und Jutta zu teilen begannen. Man mußte doch irgend etwas finden....

Und in dem Shoppingeifer vergaßen die Frauen Zeit und Hunger.



Bis es plötzlich der Geheimrätin zum Bewußtsein kam, daß es gewiß lange zwölf Uhr sei. Natürlich! Nun hieß es rennen.

„Papa darf nicht den Triumph unserer Unpünktlichkeit haben."

„Ach, Mama, es ist gleich halb eins", sagte Renate.

Nun, wenn die Sache also doch verloren war, konnte man sich die Eile bergan sparen.

In schicklichem Tempo wanderten sie die Wege zur Terrasse des Hotels hinan.

Da oben, unter der weit vorspringenden, orange und weiß gestreiften Markise, an deren Fransenbehang ein Lüftchen entlang spielte und leise Bewegung unterhielt und die vielen gedeckten Tischchen in den Schutz ihres Schattens nahm, da oben saß der Geheimrat barhäuptig. Sein Panamahut hing an einem Pfeiler der Glaswand, die hinten in seinem Rücken war.

Er war aber nicht allein.

„Papa ißt richtig schon", schrie Renate beinah.

„Wer mag da bei ihm sitzen?" fragte sich die Geheimrätin — „er findet auch überall Bekannte."

„Vielleicht hat einer der Ärzte aus der Anstalt sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, mit Papa mal zu sprechen", meinte Renate. „Ja, wahrhaftig — Papa ißt...."

Jutta sah es auch: der Geheimrat schien zu speisen — er sprach aber nebenbei zu dem Herrn, der den emporsteigenden Damen den Rücken zuwandte....

Ein hochgewachsener Herr — im ganz hellen Vormittagsanzug — einen modisch zurechtgebogenen, kleinen Panama auf dem blonden Kopf.

Und Jutta folgte den beiden Frauen mit schweren Füßen, mit versagenden Knien.

Denn s i e wußte es auf der Stelle, wer das sein müsse... sie wußte es, noch ehe sie wirklich die Ähnlichkeit der Silhouette hatte mit festem Blick nachprüfen können....

Nun hatten sie die oberste Terrasse erreicht. Und der Geheimrat winkte ihnen schon mit der Hand entgegen.

Sie schritten über den fast leeren Platz, durch die Gasse der noch unbesetzten Tische, denn die Speisestunde der ständigen Gäste lag ein wenig später.

Der Geheimrat erhob sich. Mit ihm der andere — den Gelehrten weit überragend.

„Herr Legationsrat!" sagte Frau Gervasius überrascht. „Welch ein Zufall."

Der Geheimrat, der den von ihm in der am Kai spazierenden Menge Aufgefischten wohlwollend und gewissermaßen vorführend am Arm gefaßt hielt, nahm die Antwort vorweg.

„Zufälle negiere ich. Auch hier. Nichts konnte natürlicher sein, als daß ich Herrn von Gamberg traf...."

„Der von seinem neuen Vorgesetzten zu einer Besprechung herberufen wurde", ergänzte Gamberg selbst und küßte den Damen die Hand. „Exzellenz Platz braucht hier die Kur."

Nun hielt er Juttas Hand in der seinen. Er fühlte: ihre kalten Finger zitterten.... Ihre Blicke trafen sich. Die seinen hatten ihr sagen wollen: vergib — dies ist nicht meine Schuld. Er las in dem ihren eine vollkommene Fassungslosigkeit.

Um ihr zu helfen, wandte er sich gleich sehr lebhaft an die Geheimrätin, die schon eifrig fragte, ob die Gräfin Platz auch hier sei, und ob sie die zwanglose Liebenswürdigkeit des Umganges sich bewahrt habe, mit der sie früher in Kopenhagen alle Menschen zu bezaubern verstand.

„Papa, ich finde es schändlich, daß du ohne uns zu essen begannst."

„Mein Kind," sprach der Geheimrat, „ich hatte euch das akademische Viertel gelassen. Es war überschritten. Zu Hause habe ich nichts zu sagen. Ich genieße es als Ferienerholung, meine Herrenstellung zu betonen."

„Alles dreht sich zu Hause um ihn, einfach alles", versicherte lachend die Geheimrätin.

Inzwischen entdeckte Renate aber, daß ihr Papa keineswegs das Menü des Gabelfrühstücks in Angriff genommen hatte, sondern sich zur Beruhigung seines dringlichen Appetits nur mit einigen Ölsardinen befaßt haben konnte.

Man scherzte lebhaft, und der Geheimrat sprach von Pseudomännlichkeit, die sich zu keiner freien Herrentat mehr aufzuraffen vermöge und nur leer drohe. Jutta sah auch, daß fünf Gedecke auf dem Tisch standen, und begriff, daß Herbert die nächsten Stunden mit ihnen verbringen werde.

Sie hörte es auch gleich.

„Aus der Dringlichkeit, mit der ich Herrn von Gamberg einlud, mit uns zu frühstücken, muß er geschlossen haben, wie schlecht es mir allein unter drei Frauen geht. Machtwillen — hilflos — ganz und gar."

„Glauben Sie ihm kein Wort", sagte Jutta. Sie hatte sich in die Hand bekommen — ihre Miene, ihre Stimme.

„Mit Frau und Tochter würde ich schon fertig. — Als man mir verhieß, ich dürfe unsere Freundin ein wenig mit a n — ich sage nicht: i n! — meinen Vaterarm nehmen, war ich sehr befriedigt — Nicht wahr? Das versteht sich. Wer so viel mit brüchigem Weibstum sich abplagen muß, kann wohl schmunzeln, wenn er mal eine schöne Dame behüten darf. Aber mit dieser schönen Dame werde ich auf das unerhörteste tyrannisiert! Immer, wenn ich zu irgendeiner Sache keine Neigung habe, heißt es: aber Papa — wegen Frau Jutta mußt du.... Und muß dies und muß das. Und mußte heute früh um sieben Uhr vom Hochgebirge niedersteigen, weil die schöne Dame Sehnsucht ans andere Ufer hat."

Und diese Klage wurde eine Huldigung durch Ton und Blick. Man lachte.

Der Geheimrat unterbrach den Vortrag über seine schlechte Stellung durch eine Frage.

„Sollte Frau von Falckenrott in ihrer ahnungsvollen Nervosität vorausgefühlt haben, daß sie hier einen besseren Kavalier fände, als ich einer bin? Bei der neuen Freundin abgesetzt! Bei der Tochter abgesetzt! Frau, mein vielenttäuschtes Herz flüchtet zu dir."

„Ich bin aber keine Lustspielfrau, die verzeihend im Schlußbild die Arme öffnet, wenn der Schwerenöter faut de mieux reuig begeistert ausruft: Alte!"



Jutta saß mit blassen Lippen. Sie wußte, der Geheimrat scherzte harmlos. Er jonglierte gern ein bißchen mit einer Neckerei.

Und doch traf es sie. Ja, sie hatte es gewußt ... daß man einem Erlebnis entgegenfahre .... Solch drohendes Vorgefühl hatte sie jäh übermannt.

Die Mahlzeit wurde aufgetragen. Gang um Gang. Sie war für feinschmeckerische Menschen gefällig anzusehen und zu essen. Der schwerflüssige, duftende Ivorne, der die Feurigkeit des weißen Bordeaux mit der Poesie der Rheinweine vereint, leuchtete gelbgolden in den feinen Gläsern.

Ein linder Hauch, kaum Wind zu nennen, spielte durch die Luft und blies ihre Hitze fort.

Drunten stieg das am Hang klebende Gehocke der Häuser nieder und wurde von den Wipfeln der Platanen wie von einem grünen Strich gegen den See abgegrenzt.

Der blaute weit hinaus, eine Fläche von durchleuchtetem Glas. Und ganz fern, mehr geahnt als gesehen, am Jenseitsufer, schimmerte Lausanne.

Der Himmel war nun ein saphirnes Gewölbe geworden und prangte in den Vollfarben der Mittagshöhe. Ja, das war eine gute Ferienstunde. Aber vielleicht wurde sie doch nur von dem Ehepaar in ihrer völligen Schönheit genossen.

Renate verstummte allmählich. Und Jutta hatte sich von vornherein nur gezwungen, zuweilen ein karges Wort, das unbefangen klingen sollte, in die Unterhaltung zu werfen.

Die führte nun Herr von Gamberg mit dem Geheimrat unter der aufmerksamen und mitsprechenden Teilnahme seiner Frau. Sie redeten eifrig über einige politische Fragen, die eben den Tag bewegten.

Renate sah die Freundin an. Wie blaß sie wieder war. Und ein wenig senkrecht zusammengezogen war die Stirn — zwischen den Brauen, über der Nasenwurzel stand wieder diese Falte, die dem Gesicht jenen Ausdruck strenger Leiden gab ....

Wüßte ich nur, was diese unruhige und geheimnisvolle Traurigkeit bedeutet, dachte sie. Sie hat doch auch gejubelt — damals, als sie Braut wurde ... und gedacht, sie könne immer froh bleiben in Liebe, auch wenn er weit, weit fort sei.

Es war so beängstigend, zu sehen, daß Liebe nicht immer zum Glück führt ....

Und seltsam beklemmend mischte sich dies in die starke Sehnsucht, die sie nach dem fernen Verlobten hatte ....

Zuweilen ging ihr Blick von dem bleichen, ausdrucksvollen Gesicht fort und verlor sich in die Weite ... und all die weitgespannte Schönheit, die dann auf sie zuzuwallen schien, überwältigte sie. Wo war Emmich jetzt?

Tränen traten in ihre Augen ....

Jutta sah vor sich hin. Sie horchte der ruhevollen, männlichen Stimme und dem politischen Gespräch nach, ohne bestimmte Worte aufzunehmen. Ihr, der heimlich Zitternden, tat es wohl, zu spüren: der Mann beherrschte sich und die Lage.

Allmählich stieg ein heißes Glücksgefühl in ihr auf. Er war da ....

Das Leben hieß nicht mehr: warten!

Ungern schnitt der Geheimrat in die für ihn harmonische Stunde mit einem Gedanken an die davonlaufende Zeit hinein. Aber Programme, sagte er, müßten innegehalten werden, wenn man von Zug- und Dampferverbindungen abhängt, und wenn eine junge, übersorgliche Mutter schon bei Antritt der Fahrt von allerlei Ängsten befallen würde, also gewiß Wert darauf lege, pünktlich heimzukommen.

Und dabei sah er Jutta herzlich und zugleich voll Achtung an.

„Diesen Mann geben wir aber nicht sogleich wieder frei", bestimmte er heiter, indem er seine Hand auf Gambergs Schulter legte. „Ihre Rückreise nach Genf hängt von gar nichts ab als von Ihrer Laune. Ihren Botschafter haben Sie ausführlich gesprochen, Ihrer Botschafterin einige Tage lang getreulich die Schleppe getragen. Was zieht Sie nach Chamonix? Ich rate Ihnen dringlich ab. Ich versichere Sie, der Montblanc ist schon im Begriff grau zu werden vor Entsetzen über all die Hotelküchendüfte, die das Tal zu seinen Füßen erfüllen. Wegen der durchrasenden Autos können Sie kaum auf der Straße spazierengehen. Auf den Höhen aber ist Jahrmarkt. Ein Schützenfest ist eine Nachtstille gegen den Trubel auf Montanvert am Mer de glace. Bleiben Sie hier, oder vielmehr — kommen Sie zu uns nach Caux, oder nehmen Sie Wohnung in Glion, da sind Sie halbwegs zwischen uns und Ihrer Frau Cousine, die übrigens keine verwandtschaftlichen Gefühle an den Tag legt. Sonst würde sie ihre Überredungskünste spielen lassen ...."

„Ja, wirklich", sagte die Geheimrätin anstatt ihrer. „Bleiben Sie ein paar Tage in unserer Nähe. Ich meine auch, es würde die oft so ernste Stimmung unserer lieben Freundin aufheitern, wenn Sie sich einmal mit einem Verwandten aussprechen kann."

Er fühlte: dieser Aufforderung mußte augenblicklich Antwort werden — entweder ein freundlich begründetes Nein oder ein zwangloses, unauffälliges Ja.

Er sah Jutta an ....

Und er sah in ihren Augen ein heißes, dringendes: bleibe!

„Die Gemeinde Chamonix wird Sie verklagen, Herr Geheimrat, weil Sie den Zustrom von Fremden ablenken", sprach er; „nach solcher Schilderung würden Sie mich ja für geschmacklos halten, wenn ich nicht mit Ihnen führe."

Man stand auf. Der Geheimrat ging ins Hotel, um zu bezahlen und den Weg nach dem Bahnhof zu erfragen.

„Weit. Heiß. Ansteigend!" verkündete er dann. „Also Wagen."

Und es schien, daß Gervasius', ohne Worte darüber zu wechseln, aus einer selbstverständlichen Annahme heraus, es für Juttas Wunsch hielten, mit dem Mann zu fahren, der ein wenig ihr Verwandter, aber jedenfalls auch ein Jugendbekannter war.

Die Geheimrätin verteilte die fünf Personen auf die beiden vorfahrenden offenen Wagen, und so stiegen Jutta und Gamberg in den zweiten, während im ersten



der Geheimrat, auch gegen die eigene junge Tochter galant, auf dem schmalen Rücksitz sich unterbrachte, wobei sein Panamahut sich am Rocksaum des Kutschers scheuerte.

Bergab und -auf zog sich das weißstaubige Band der chaussierten Straße, über zwanzig Minuten hatte man zu fahren. Die Stadt blieb zurück. Ab und zu klebte eine Villa am jäh zum Wasser sich senkenden Hang; mit ihrem Dach und ihren obersten Stockwerken sah sie über den Waldessaum empor, mit ihrem Fundament wurzelte sie tief darunter im Felsen. In der beizenden Helle lag tiefab der See, und ein Silbergeriesel ging in zartem Gleichmaß der Bewegung über seine Fläche.

(Fortsetzung folgt.)

Alpenrosen.

Von Franz Wichmann.

Keine Blume der Alpenwelt ist den allsommerlichen Besuchern unserer Hochgebirge so vertraut wie die aus dunklem Grün gleich roten Flammen auflodernde Alpenrose. Sie braucht der Fremde nicht wie das seltene Edelweiß als Kunstprodukt von Handelsgärtnereien an den Bahnhöfen zu kaufen, sie kann er, vorausgesetzt, daß er nicht ein eigensinniges Mitglied der Sektion „Talsohle" ist, überall selbst erreichen, und mit Vorliebe schmückt er seinen Hut, seinen Bergstock damit, mit Vorliebe nimmt er sie, wenn die Scheidestunde schlägt, als letzten Gruß der Berge mit in die Heimat. Nicht jeder aber wird über Namen, Art und Leben der schönen Blume näher unterrichtet sein, und wer ihrer liebevoll gedenkt, wenn die Erinnerung an herzerfrischendes Wandern in kühler Bergluft, an rauschende Wildwasser und besonnte Halden, an die stille Poesie der Almen, an den trotzig erstürmten Gipfel durch seinen Geist zieht, den wird es gewiß auch interessieren, mehr von ihr zu erfahren, als was der Anblick ihrer zu Doldentrauben gestellten purpurschimmernden Blütenglocken dem Auge bietet.

Im Flachland gibt es nahe Verwandte der Alpenrose. Aber wir pflegen Heidel- und Preiselbeere kaum als solche zu achten. Sie alle gehören zur Familie der Heidekräuter, deren Holzgewächse in der alpinen Flora meistens als niedere Sträucher vorkommen. So vermögen sie besser die lange und schwere, vor dem Erfrieren schützende Schneelast, aus der sich die elastischen Zweige später selbst befreien, zu ertragen, und schmiegen sich, wie es am besten die gleichfalls hierher gehörende Latsche oder Zwergkiefer zeigt, durch kriechendes Wuchern mit Leichtigkeit dem unebenen Terrain der Berge an. Die meisten ihrer niederen Verwandten überragend, darf die Alpenrose mit dem tiefen Rot ihrer Blütenkelche, der Farbe des viel gerühmten und selten gesehenen Alpenglühens so recht als die königliche Schwester des die Bergwelt beherrschenden Edelweiß bezeichnet werden.

So volkstümlich poetisch der Name unserer Blume klingt, so wenig treffend ist er, denn, von der Farbe abgesehen, hat sie mit der Rose nicht die geringste Aehnlichkeit. Die Bezeichnung „Alpenrose" ist denn auch gar nicht aus dem Volk hervorgegangen, sondern erst aus der Schriftsprache zu den Gebirgsbewohnern gekommen. In Bayern ist der übliche Name Almenrausch. Hätte nämlich das sorgenlose Alpenvieh gleich dem sorgenvollen Menschen das Bedürfnis, sich zu berauschen, so könnte es das mittels der Alpenrose erreichen, denn ihr Genuß ruft wegen des starken Alkaloidgehalts einen rauschähnlichen Zustand hervor, der schlimme Folgen haben kann. Schon Xenophon und seine 10000 Griechen mußten das erfahren. Als sie, aus Asien zurückkehrend, in Trapezunt Rhododendronhonig genossen, wurden sie dermaßen von Erbrechen und Beschwerden befallen, daß sie mehrere Tage marschunfähig blieben. Das Weidevieh ist vorsichtiger. Sein natürlicher Instinkt hält es vom Abfressen der jungen Schößlinge, die noch nicht die Unverdaulichkeit der späteren lederartigen Blätter haben, zurück. Vielleicht aber geht der Name Almenrausch auch darauf zurück, daß man die Blätter früher als Medizin gegen die unter dem Namen „Rausch" bekannte Krankheit der Rinder verwandte. Auch als Heilmittel gegen menschliche Gebrechen verschmähte die Heilkunst vergangener Tage die Pflanze nicht. Durch Abkochen der Sprossen stellte man einen bitteren, zusammenziehenden Trank her, der gegen Gicht und Steinleiden helfen sollte, doch haben die heutigen Aerzte auf ihre den lebenden Organismus anregenden Eigenschaften längst verzichtet.

In Tirol begegnet man vielfach dem Namen Donnerrose oder Oswaldstaude, der, wie wir weiter unten sehen werden, auf alte abergläubische Sagen zurückgeht; und wie die Bezeichnungen, so sind auch die Blumen selbst verschieden. Der eilige Alpenwanderer irrt sich häufig, indem er in botanischer Unkenntnis glaubt, es überall nur mit einer einzigen Art zu tun zu haben. In den meisten Berggegenden finden wir zwei deutlich ausgeprägte, variierende Arten der Gattung, die an der Verschiedenheit der Blätter am leichtesten kenntlich sind. Wir haben sonach die rauhhaarige Alpenrose oder Steinrose, die dunklere Blüten trägt, und deren Blätter einen feinen Haarpelz zeigen, sowie eine zweite, lichter gefärbte Sorte mit kahlen, jedoch unten mit braunroten Drüsen bedeckten Blättern, von der Wissenschaft als rostrote Alpenrose bezeichnet, zu unterscheiden. Bei der letzteren sind außerdem die Blätter am Rand umgerollt, was bei der behaarten nicht der Fall ist. Daneben kommt noch eine Kreuzung beider Arten vor, das Rhododendron intermedium, die als Bastard die Merkmale der beiderseitigen Abstammung aufweist und, Früchte mit keimfähigem Samen entwickelnd, diese auch in der Nachkommenschaft beibehält. Im Stubai- und Gschnitztal sogar häufiger als die Urarten vorkommend, hat ihre Blüte ein herrliches, leuchtendes Karminrot, das sie schon von weitem kenntlich macht. Im übrigen darf sie nicht mit der ganz anders gearteten Zwergalpenrose verwechselt werden, die flache, radförmige Blüten trägt, die Höhe der vorgenannten Arten nicht erreicht und, im allgemeinen selten, den Kalkboden der Ostalpen zum Fortkommen braucht.



Die Eigenart der meisten alpinen Holzgewächse, daß ihre Blätter wie die Nadeln der Tanne selbst im Winter grün bleiben und dem Frost besser standhalten als die jungen Triebe, teilt auch die Alpenrose. Der Grund dafür ist wohl in ihrer verhältnismäßig kurzen Lebenszeit von höchstens fünf Monaten und in der nötigen Anpassung an das alpine Klima zu suchen. Dadurch nämlich, daß sie schon Blätter hat, sobald der Schnee schwindet, kann sie ihre Blüte schneller entwickeln und die Frucht reifen lassen, bevor mit dem Herbst bereits der Winter zurückkehrt. Noch andere Eigentümlichkeiten unterstützen die Blume in ihrem zähen Widerstand gegen die Unbilden der rauhen und rasch wechselnden Witterung im Hochgebirge. Während die geschlossene Knospe sich zum Himmel richtet, sind die Blüten gegen den aufrechten Stiel unter einem rechten Winkel geneigt, so daß ihr Inneres unter ein schützendes Dach kommt. Der auf die Blätter fallende Regen zieht sich über den Rand nach unten und wird dort von den scheibenförmigen Drüsen aufgesogen, die die Feuchtigkeit erhalten und ein Austrocknen verhindern. Zugleich aber wird durch die schiefe Stellung der Blüten ein rasches Ablaufen des Wassers bewirkt und das Wegschwemmen wie die Beschädigung des Blütenstaubes vermieden. Neben den Drüsenschuppen sehen wir auf der Unterseite der Blätter häufig kugelförmige krebsartige Wucherungen. Diese galläpfelähnlichen schwammigen Bildungen werden aber nicht wie bei den Eichen durch Stiche von Wespen hervorgebracht, sondern entstehen durch schmarotzende Sporenpflanzen. Gelblich und an den besonnten Stellen rotbackig wie Aepfel, werden sie erbsen- bis kirschengroß und bilden ein saftreiches Gewebe, das einen süßlichen Geschmack besitzt, das von den Pilzen befallene Blatt jedoch nicht weiter verändert.

Das Vorkommen der beiden Hauptarten der Alpenrose wird wesentlich von dem Gestein des Bodens bedingt, indem nämlich die rauhhaarige Pflanze Kalkboden verlangt, während die rostfarbige das Urgestein bevorzugt. Indessen ist die Pflanze keineswegs ein ausschließliches Erzeugnis unserer alpinen Flora. Ihre wie aller Rhododendren eigentliche Heimat bilden die üppigen Vegetationsregionen am Himalaja, wo sie zum Teil baumartige Formen und Blüten von feinem Aroma aufweist. In gleicher Fülle gedeiht sie in Südchina und hat sich, Afrika und Südamerika ausgenommen, die Gebirge der meisten Festländer zu erobern gewußt. Was jetzt, aus Samen und später durch Ableger gezogen, mit mannigfachen Spielarten in Gärten und Treibhäusern kultiviert wird, geht meistens auf diese fremdländischen, besonders die amerikanischen Arten zurück, die wohl prächtiger blühen, aber doch der intimen Schönheit der wild auf unsern Bergen wachsenden entbehren. Ihr Standort beginnt hier durchschnittlich bei 1200 Meter, kann aber bis zu einer Höhe von 2500 Meter hinaufsteigen. Nach der Tiefe zu ist das Vorkommen weniger scharf begrenzt, denn in den Vorbergen trifft man sie bisweilen noch an der Grenze der Talebene bis auf 500 Meter herab, wohin ihre Vorfahren vielleicht schon in der Eiszeit geraten sein mögen.

Bei der Fortpflanzung der Alpenrosen spielen merkwürdigerweise die Hummeln die wichtigste Rolle vermittelnder Vaterschaft. Weither lockt die schimmernde Farbenpracht ihrer Blüten die summenden Gäste an, die sich an dem auf ihrem Grunde reichlich vorhandenen Honig gütlich tun. Zum Dank für den gehabten Genuß besorgen sie dann die Befruchtung, indem sie an Füßen und Flügeln den Blütenstaub von einer Blume zur andern tragen. Weil ihr Rüssel aber oft zu kurz ist, um durch die Mündung der Blüte auf den Grund zu kommen, so beißen sie diese auch gern von der Seite an und vereiteln so selbst ihre guten Dienste. Das Absterben der Alpenrosen in manchen Gegenden ist daher höchst wahrscheinlich auf solche Tunichtgute zurückzuführen, doch ist die Pflanze glücklicherweise nicht ausschließlich auf die geflügelten Nascher angewiesen und kann sich auch durch Autogamie, indem sie die Narbe selbst mit den Pollen bestäubt, fortpflanzen.

Sage, Poesie und Aberglauben haben in der Beschäftigung mit der Alpenrose von jeher gewetteifert. Nach dem Volksglauben sollte ihr Erblühen mit dem ersten Frühlingsgewitter zusammenfallen und die Pflanze deshalb den Blitz anziehen. Darauf geht sowohl der Name Donnerrose als auch die Bezeichnung Oswaldstaude zurück, denn dieser wetterbeherrschende Heilige war mit dem Christentum an die Stelle des heidnischen Wodan getreten. Mannigfache Sagen beschäftigen sich mit der so unheilvollen Eigenschaft der Blume. Einmal findet die Sennerin den vom Blitz erschlagenen Geliebten mit einer Donnerrose in der Hand, ein andermal schenkt sie dem lästigen Werber die verhängnisvolle Blüte, um ihn so dem sicheren Verderben zu weihen. Im Gegensatz zu diesen Vorstellungen nagelte man übrigens früher in Südtirol auch einen Alpenrosenstrauß an die Tür, um das Haus vor einem heranziehenden Unwetter zu schützen. Nur wer unschuldig und reinen Herzens war, konnte der Sage nach eine weiße Alpenrose sehen. Diese auch Schnee- oder Fernerrose genannte Blume ist indessen kein Phantasiegebilde, sondern eine seltene Abart der rostroten, die sich bisweilen noch in den Dolomiten, im Ridnaun- und Pitztal finden soll. Der Volksglaube ließ sie mit einem Wall schneeiger Blüten den Rosengarten König Laurins schirmen, und in klarer Sternennacht brauten die Saligen Fräulein aus dem Tau ihrer Blätter einen Saft, um geliebten Menschenkindern damit die Unsterblichkeit zu verleihen. Wo die keusche Wunderblume wuchs, da sollten ferner einst alle umliegenden Weiden zu Gletschern werden müssen, und selbst der düstere Tod schmückte sich, wenn er mit mörderischer Sense zur Mahd schritt, mit ihrer bleichen Blüte.

Es mag wohl eine letzte Nachwirkung der unheimlichen Kräfte, die man ihr zuschrieb, sowie dunkler längstvergessener Mären sein, wenn der Bergbewohner der schönen Pflanze, so gern er sich auch mit ihr schmückt, doch nicht sonderlich freundlich gesinnt ist. Vom rein praktischen Standpunkt aus aber hat er damit doch auch ein wenig recht, denn wo das wuchernde Gesträuch sich einmal eingenistet hat, faßt unter seinem Schutz gern auch allerlei schädliches Unkraut festen Fuß und nimmt, das Gras durchsetzend, dem Weideboden seinen Wert. Anderseits aber darf diese Tatsache keineswegs die leider von den Fremden aus Unverstand massenhaft betriebene Ausrottung der Alpenrose rechtfertigen, denn wo sie zusammen mit der widerstandsfähigen Zwergkiefer geneigte Halden überdeckt, hält sie zugleich den schlimmsten Verderber saftiger Wiesen, das zudringliche Geröll, fern, und den geringen Schaden macht unsere ästhetische Freude an ihrer herrlichen Blütenpracht jedenfalls reichlich wett.



Ernst Schweninger.

Zu seinem sechzigsten Geburtstag am 15. Juni. — Von Leo Jolles. — Hierzu 2 Spezialaufnahmen von H. Traut.

Der Name Ernst Schweningers ist von dem Bismarcks nicht zu trennen. Ein halbes Menschenalter hindurch stand Schweninger dem eisernen Kanzler als ärztlicher Berater und Freund zur Seite; er sah den Menschen unter der Hülle des Staatsmanns und ohne den Panzer der öffentlichen Persönlichkeit; er hatte teil an den Sorgen des verantwortlichen Steuerers des Reichsschiffs und durfte den Gedanken dessen folgen, der die Geschicke der Nation in seinen Händen hielt. Noch keiner hat sich die Mühe genommen, die Beziehungen zwischen dem größten Staatsmann, den das deutsche Volk je besaß, und seinem Arzt auf ihren historischen Gehalt hin zu prüfen. Und doch muß jeder, der auf dieses Verhältnis achtet, sich sagen, daß die Intimität einer derartigen „Personalunion" nicht auf die rein äußerlichen Wirkungen der ärztlichen Beraterschaft beschränkt geblieben sein kann. Wenn Bismarck sich durch zwei Jahrzehnte einen Mann attachierte und seine eigenwillige Persönlichkeit den Wünschen dieses Mentors unterordnete, so ist damit wohl schon der Beweis erbracht, daß es kein gewöhnliches Individuum sein konnte, dem diese Auszeichnung zuteil wurde. Es mußte zum mindesten ein Mensch von ausgeprägtem Charakter und überzeugender Willenstärke sein. Nur ein solcher konnte sich neben dem Koloß Bismarck behaupten, ohne von der überragenden Größe dieses Einzelwesens erdrückt zu werden. Ernst Schweninger ist nicht klein geworden neben „seinem Fürsten"; er hat sich durchgesetzt und es fertiggebracht, das „heiligste Gut der deutschen Nation" unversehrt bis über die Grenze des Patriarchenalters hinaus zu erhalten. Dieser Tat sich dankbar zu erinnern, bietet der sechzigste Geburtstag Ernst Schweningers den äußeren Anlaß.

In den „Gedanken und Erinnerungen" des Fürsten finden wir eine Stelle, die auf den Beginn der Beziehungen zwischen ihm und Schweninger hinweist: „Ich verfiel in einen Gesundheitsbankrott, der mich lähmte, bis Dr. Schweninger meine Krankheit richtig erkannte, richtig behandelte und mir ein relatives Gesundheitsgefühl verschaffte, wie ich es seit vielen Jahren nicht mehr gekannt hatte." Zu Beginn der achtziger Jahre war Schweninger zum ältesten Sohn des Fürsten, zu Bill Bismarck, gerufen worden, und dieser brachte ihn, nach erfolgreicher Behandlung durch den jungen bayrischen Doktor, zu seinem Vater nach Varzin. Schweninger schildert in einer dem „Andenken Bismarcks" gewidmeten Schrift, die ein wertvolles Dokument zur Kenntnis des Kanzlers bildet, wie dieser erste Besuch beim Fürsten verlief. „Ich fand den Kanzler, hauptsächlich infolge von Schlaflosigkeit, Gesichtsschmerz (deshalb trug er den Vollbart!) und schweren gastrischen Störungen, körperlich und seelisch herunter. Der bis dahin 247 Pfund schwere, mächtige Körper sah abgefallen und abgemagert aus. Nur ganz en passant berührte der Fürst den Zustand seiner Gesundheit." Welchen Angriffen diese ständig ausgesetzt war, hat der Arzt, der in unausgesetztem Kampf mit dem inneren Feind lag, wohl am gründlichsten erfahren. Aber die Aufgabe, die ihm erwachsen war, trug den Lohn in sich. Die Größe der Verantwortlichkeit bildet den Maßstab für die Bedeutung der Tat. Und es gibt wohl kein eindringlicheres Zeugnis für die Wertung Schweningers durch den Fürsten als den charakteristischen Ausspruch: „Wissen Sie, worin der Unterschied zwischen Ihnen und meinen früheren Aerzten besteht? — Diese habe **ich** behandelt; Sie aber behandeln **mich**!" Als Fürst Bismarck, nach seiner Entlassung, von Berlin nach Friedrichsruh übergesiedelt war, da galt es, wie Schweninger in der erwähnten Schrift erzählt, den Fürsten zu einer Tätigkeit, zu einer Pflichterfüllung zu veranlassen, die ihm den Glauben an sich selbst erhielt. So wurde der Plan einer literarischen Beschäftigung angeregt, der schließlich zur Niederschrift der „Gedanken und Erinnerungen" (Bismarck selbst nannte sie „Erinnerung und Gedanken") führte.

Ernst Schweninger hatte durch den Tod „seines großen Schutzbefohlenen mehr verloren, als Worte zu sagen vermögen". Wenn ein Mensch so vollständig in einem andern aufgegangen ist wie Schweninger in Bismarck, so nimmt der eine vom andern ein Stück mit fort und läßt es nicht mehr aus seinem Bann. Das ist hier der Fall. Schweninger ist ein viel zu warmblütiges und temperamentvolles Individuum, um sich gänzlich in einen Kultus einzuspinnen; aber alle seine Erinnerungen und Gedanken sind doch immer nur auf den Einen und Einzigen gestimmt. „Mein Fürst pflegte zu sagen . . ." — „Mein Fürst meinte . . ." — „Mein Fürst hätte in diesem Fall das und das getan . . ." Immer die Bezugnahme auf seinen Fürsten, der ihm in Wirklichkeit nicht gestorben ist. Bismarck ist der Hausgeist, dem im Schweningerheim täglich Stunden der Andacht gewidmet werden. Kein Raum im ganzen Haus, der nicht Erinnerungen an den Altreichskanzler enthielte. Und alle diese Denkmale tragen den Stempel der persönlichen Beziehungen. Die wahrhaft „hellenische" Gastfreundschaft, die in der Villa Schweninger, im „Hexenhaus", geübt wird, könnte bismarcksche Tradition sein, wenn nicht die Familie Schweninger selbst ob ihrer Gastfreiheit einen weit verkündeten Ruf genösse. Auch der wurzelt in der Ueberlieferung.

Wer das Glück hat, zu den Freunden des Hauses Schweninger zu gehören, wem sich die Pforte des in Prinz-Ludwigs-Höhe bei München gelegenen Heimes Ernst Schweningers und seiner Familie je gastlich erschloß — der bleibt im Bann der Atmosphäre herzlicher Aufrichtigkeit, die dort jeden umfängt. Neben dem Geheimrat führt Frau Lena die Zügel des Regiments. Die Jugend wird repräsentiert durch Erika, Lena, Karlernst und Milli, das Nesthäkchen. Das Haus wird nie leer von Gästen; denn die Zahl derer, die in Schweninger den Arzt und Freund verehren, ist keine kleine. Was den Fürsten Bismarck zu ihm hinzog, die kraftvolle Ursprünglichkeit — das lockt auch die andern. Schweninger entstammt einem kräftigen Mutterboden. Die Oberpfalz ist berühmt für die Urwüchsigkeit ihrer Autochthonen; und Schweninger hat die gesunden Eigenschaften der heimatlichen Erde in sich aufgesogen. Er nennt sich mit Behagen einen „groben Bayern"; aber seine Grobheit ist von der Art, die wie ein reinigendes Gewitter rasch vorüberzieht. Seine Devise lautet: „Der Mensch muß alles können, aber nicht müssen." Er will starke Menschen um sich sehen, die nicht in Ohnmacht fallen, wenn sie mal vor einem Hektoliterfaß sitzen. Man soll nicht

Geh. Medizinalrat Professor Dr. Ernst Schweninger
mit seiner Gattin und seinem jüngsten Sohn.





Frau Schweninger mit ihren Kindern vor dem Eingang ihrer Villa in Prinz-Ludwigs-Höhe bei München.

trinken müssen, aber trinken können, wenn die Feste gerade so fallen und der Salvator Bavariae das Seine dazu beigetragen hat.

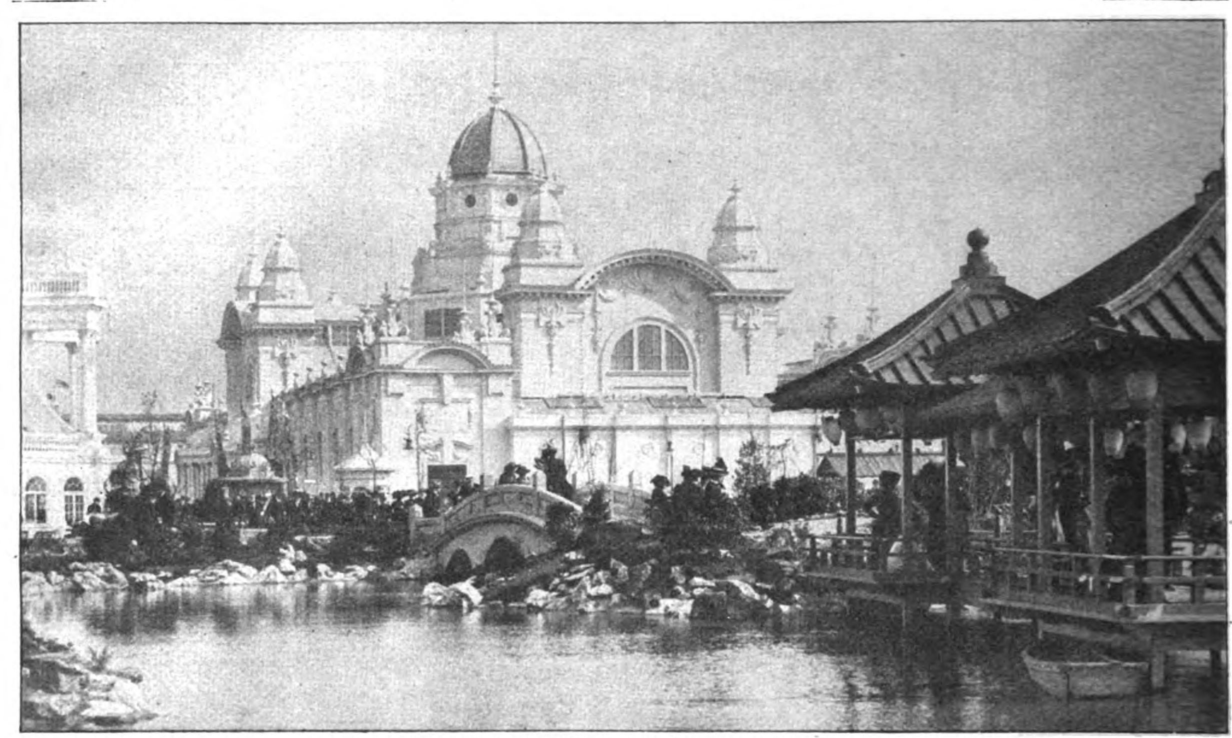
Bei Schweninger, der seine Laufbahn als pathologischer Anatom (Assistent Buhls) in München begann, ist die Anlage zum Arzt vom Vater auf den Sohn vererbt. Der alte Dr. Schweninger war Landarzt in Neumarkt in der Oberpfalz. An dieser Stätte seiner jahrzehntelangen Tätigkeit genießt er noch heute ein pietätvolles Andenken. Von seinen vier Söhnen wurden zwei Aerzte, die andern beiden Offiziere. Die Ueberlebenden sind Ernst und Karl. Dieser lebt als Oberst a. D. in München. Geheimrat Schweninger sieht gern Menschen um sich, die ihm erzählen, was in der Welt draußen vorgeht. Denn um die Welt, die hinter dem Zaun seines Gartens liegt, kümmert er sich wenig. Aber er greift jede Anregung auf und weiß sie, ganz wie „sein Fürst", mit einer klugen Pointe versehen, wiederzugeben. Das Heim, das ihn umgibt, atmet Kunst und guten Geschmack. Die Zimmer bergen Schätze der Plastik, Malerei und Goldschmiedekunst. Eine ganze Lenbachgalerie ist vertreten; daneben wertvolle Bronzen. Eine hohe Bismarckstatuette ist gewidmet von Krupp Vater und Sohn. Außer dem Fürsten Bismarck und den Seinen hegt Schweninger noch eine dritte Liebe: die Berge. Deshalb hat er sich auf sein Haus einen Turm setzen lassen, von dem er täglich nach seinen Bergen Ausschau hält. Kein Gast darf das „Hexenhaus" verlassen, ohne auf dem Turm gewesen zu sein. Vor dem Turm sind alle Menschen gleich; aber auch im Haus wird nicht der geringste Unterschied gemacht. Das zeigt die Mannigfaltigkeit der Tafelrunden, denen im Sommer oft treueste Patienten aus hohen und höchsten Kreisen präsidieren.

Die Japanisch-Britische Ausstellung in London.

Von Karl Weiß. Hierzu 8 Aufnahmen.

Mit seinen Zweiländerausstellungen hat England zweifellos ein beachtenswertes wirtschaftpolitisches Moment in das Ausstellungswesen gebracht. Wie die Französisch-Britische Ausstellung dürfte auch die Japanisch-Britische Veranstaltung nicht ohne Einfluß auf die Handelsbeziehungen der beiden Länder vorübergehen, um so mehr, als die Beteiligung Japans einen offiziellen Charakter trägt und die japanische Regierung nicht nur erhebliche Mittel aufgewendet hat, um ein möglichst reiches Bild seiner wirtschaftlichen Entwicklung zu geben, sondern auch für ein intensives Studium der englischen Abteilung durch Delegationen der verschiedenen japanischen Körperschaften Sorge getragen hat. — Während man japanischerseits neben den bekannten spezifisch japanischen Erzeugnissen auch viele neuere, nach europäischen Mustern gefertigte Artikel vorfindet, haben sich von seiten Englands nur solche Aussteller beteiligt, die auf einen Export ihrer Produkte nach Japan rechnen können. So findet man z. B. eine verhältnismäßig starke Beteiligung der Spinnereimaschinen- und Werkzeugfabriken, Schiffswerften, der ver-

Das Hauptgebäude der Japanisch-Britischen Ausstellung in London. Oberes Bild: In einem japanischen Garten.



Japanische Teehäuser auf der Ausstellung.

schiedenen elektrotechnischen Betriebe, Geschoßfabriken, sowie der Nahrungsmittel- und Bekleidungsindustrie.

Der äußere Umfang des auf dem Gelände des sogenannten Shepherd-Bush gelegenen Ausstellungsterrains oder der „Great White City", wie man die Ausstellungsgebäude ihres äußeren Anstriches wegen im Londoner Volksmund bezeichnet, entspricht annähernd der der Brüsseler Weltausstellung und umfaßt einen Flächenraum von etwa $56^{1}/_{2}$ Hektar. Besonders eigenartiger Natur ist der Hauptzugang der Ausstellung. Dieser wird gebildet durch einen etwa 750 Meter langen und etwa 20 Meter breiten, über Lagerplätze führenden geschlossenen und zu Ausstellungshallen ausgebauten Viadukt. Die japanische Regierung, der man naturgemäß als Gast den Vortritt gelassen, hat diesen Raum insofern geschickt ausgenutzt, als sie zu beiden Seiten einen japanischen Eisenbahnzug in natürlicher Größe aufzeichnen ließ und in die Waggonfenster technisch gut ausgeführte farbig behandelte Photographien, wie Landschaften, Städtebilder, Volksszenen und dergleichen, einfügte, um den Besucher bei seinem Eintritt zunächst eine „Travel in Essence", wie es die englische Presse genannt hat, machen zu lassen. Weiter durch reizvolle und charakteristische japanische Gartenanlagen, in den verschiedenen Jahreszeiten dargestellt, die ebenfalls noch in den Viadukt eingebaut sind, gelangt man endlich durch das genau nachgebildete Tempeltor von Nara, der einstigen Hauptstadt Japans, in die Haupthalle des sogenannten großen Palastes. Diese Halle hat die japanische Regierung dazu verwendet, in zwölf Abteilungen ihre soziale und wirtschaftliche Entwicklung während eines Zeitraumes von 2500 Jahren in gemalten Tableaus mit zum Teil hervorragend schönen antiken Kostümfiguren, vielfach Zeremonien darstellend, vorzuführen. — Die japanischen Ausstellungsräume selbst geben eine recht gute Uebersicht über die Warenproduktion Japans. Man findet hier Aussteller von Osaka, Kobe, Kioto, Tokio, Jokohama mit vorherrschend spezifisch japanischen Fabrikaten, wie Lackgeräten, Porzellanen und Erdenwaren, Schnitzereien in Holz und Elfenbein, Gold- und Silberwaren, getrieben



Handwerker aus dem fernen Osten.



Eine Gruppe Japanerinnen auf der Reise zur Londoner Ausstellung.

Der Musikpavillon. Im Hintergrund der „Flip-Flap“ mit den drehbaren Aussichtstürmen.

oder geschmiedet, Bronzen und anderen Metallkunstgegenständen, japanischen Musikinstrumenten, Seidenstoffen, bedruckten Kattunen und Baumwollstoffen usw. Weiter kann man aber auch die nach europäischem Muster angefertigten Gegenstände und Anlagen der neueren Industrie vom modernen Spielzeug bis zum letzten „Japanese-made"-Dreadnought — letzteren natürlich im Modell — finden. Auch spezifisch japanische Holzbauten in Originalgröße, wie ein Landhaus auf Formosa, und zahlreiche Modelle japanischer Häuser und Tempel fesseln das Auge. Ebenso ist die japanische Frauenarbeit in reichem Maß vertreten. Von besonderem Reiz für die Augen der Europäer erscheint auch die Abteilung für Gartenkunst. Neben vielen auf dem Kontinent wenig bekannten, höchst interessanten Pflanzengebilden findet man Gartenanlagen in natürlicher Größe wie Landschaften in Miniatur.

Die mit der Ausstellung verbundene Kunstausstellung, die in getrennten Abteilungen ältere und neuere britische und japanische

Blick auf die Ausstellung. Oberes Bild: **Das Gebäude der Japanischen Bank.**

Kunst zeigt, ist sowohl von englischer wie von japanischer Seite reich und gut beschickt worden. Auf japanischer Seite hat man naturgemäß den Schwerpunkt auf die ältere Kunst gelegt, während man auf britischer Seite vorherrschend moderne Kunst zeigt.

Was die künstlerische Gesamtwirkung der Ausstellung anlangt, so läßt sich wenig sagen. Im allgemeinen stellt die Architektur eine unqualifizierbare Mischung von Renaissance-, Barock- und Jugendstil dar bis auf den sogenannten im maurischen Stil gehaltenen Ehrenhof (Abb. S. 1053), der in seiner Einheitlichkeit und in seinen Wasserkünsten und Kanälen einer gewissen Wirkung nicht entbehrt. Origineller und stilechter wirken die japanischen Baulichkeiten und Gartenanlagen.

Eine gewisse Großzügigkeit herrscht auch in den Vergnügungseinrichtungen der Ausstellung. Zu den Hauptattraktionen zählt noch immer das vor drei Jahren erbaute „Flip-Flap", dessen beide Arme sich in einem Halbkreis bewegen und von ihren an den Enden angebrachten Laternen aus einen vorzüglichen Ausblick über das Ausstellungsterrain und einen Teil von London gestatten.



In der Heimat.

Skizze von El. Doussin.

Der Vikar Hartmann Hendrich war bestimmt worden, den Pfarrer von Södevor auf die Dauer von zwölf Wochen zu vertreten. Der Pfarrer hoffte, im Süden die Nachwirkungen einer Lungenentzündung zu überwinden. Das Södevorer Klima war rauh, und die schweren Nebel, die jetzt allabendlich aus dem Södi stiegen und die Luft erfüllten, erschwerten auch manchem Gesunden das Atmen. Aber Inge, die ihrer Ausbildung wegen bei den Verwandten in Memel weilte, mußte zurückkommen; die Pfarrfrau war nicht die Kräftigste, und die wochenlange Pflege hatte sie angestrengt.

Inge sollte ihr den Haushalt abnehmen, doch dazu kam sie nicht. Die Mutter lief genau so ruhelos und geschäftig treppauf, treppab wie immer; und wenn es nichts zu tun gab, nun, so machte sie sich eben etwas zu tun, und sie entwickelte nach dieser Richtung hin eine Findigkeit ohnegleichen. „Ausruhen werde ich in der Erde", pflegte sie zu sagen. Inge hatte das erwartet, sie kannte ihre Mutter ja, sie wäre auch nicht zurückgekommen, wenn sie nicht wieder einmal unter Heimweh gelitten hätte.

Sie sagte das freilich keinem, denn wer Södevor, ihr armes, dunkles, einsames Södevor, kannte, hätte sie einfach ausgelacht. Niemand wußte, was es ihr war, und niemand verstand wie sie die Sprache der Stille dieser schweren, braunen Ebene, der meilenweiten Wälder, des schlafenden Södi inmittten des stummen, verträumten Heidemoors, über das jetzt große, würdevoll dahingleitende Trappen zogen, deren seltene Schreie die Stille hörbar machten.

Hartmann Hendrich war Inge kein ganz Fremder, sie hatte ihn einmal vor Jahren flüchtig kennen gelernt; die Väter waren Studienfreunde. Eine Erinnerung an ihn hatte sie sich aber nicht bewahrt.

Jetzt wußte sie von ihm, daß er auf eine Pfarre wartete, um seine Braut, ein schönes, gefeiertes, adliges Mädchen aus Memel, heimführen zu können.

„Du mußt Hartmann von der Station abholen, Inge! Thieß kann nicht fahren, er muß Holz stapeln", sagte die Frau Pfarrer am Nachmittag des Tages, für den sich der Vikar angemeldet hatte.

„Gibst du Thieß Zeit, mir den Schimmel anzuspannen, Mutter, oder soll ich das auch tun?" fragte Inge, die, über eine Näharbeit gebeugt, in der Wohnstube saß.

„Geh ihm doch zur Hand, damit er nicht trödelt, und zieh dir einen warmen Mantel an, es ist kalt, als ob es Schnee geben wollte."

„Ja, es kommt Schnee", sagte die Tochter, das Leinen zusammenfaltend und auf das breite, braungestrichene Fensterbrett legend; die Nadel steckte sie in ein Kissen, dessen Rückseite aus altmodischer Perlstickerei bestand, den Fingerhut stülpte sie auf die Nadel.

Inge ging hinaus in den Hof. Thieß hatte schon den Schimmel aus dem Stall gezogen, er legte ihn gemächlich vor den kleinen offenen Wagen, auf dem nur zwei Personen Platz hatten.

„Ach, du bist ja schon dabei", sagte sie befriedigt. Da konnte sie sich unterdessen ankleiden, was sie nun tat.

Es war noch Zeit, um vier Uhr traf der Zug in der Station ein, jetzt schlug die alte Standuhr auf der Diele ein Viertel auf vier.

Der Vikar bedeutete ihr durchaus kein Erlebnis, er würde wohl immer Unterhaltung beanspruchen, und sie war so wortkarger Art. Aber vielleicht gab es gerade recht viel für ihn zu tun, und er würde ja auch wohl oft oben in der Giebelstube sitzen und an seine Braut schreiben . . . Gewiß, alles berichtete er ihr dann, wie es in ihrem altmodischen Haus zuging, was sie aßen, tranken, sagten, wie komisch die Mutter, wie unfreundlich die Tochter und unzugänglich die Bauern . . . Inges junge Stirn krauste sich in Unmut bei diesen naheliegenden Gedanken, und die Vorstellung von Hartmann Hendrichs Bräutigamsbriefen, voll indiskreter Rücksichtslosigkeit, begleitete sie auf der Fahrt zur Station.

Der Himmel war wolkenbedeckt und hing schwer auf die Heide nieder, aber die Waldfernen verdämmerten in tiefgehaltenen blauen Tönen, in der Luftkälte lag wirklich eine Ahnung kommenden Schnees.

Allmählich bedeckte sich ihre Jacke mit feinen, festhaftenden Schimmelhärchen, und ihr kleines Gesicht, das kaum ihre zwanzig Jahre verriet, rötete sich wie das weiche Blütenblatt einer Wildrose.

Nein, auch zu Hartmann Hendrich wird das Schweigen nicht sprechen, nichts wird ihm lieb werden hier, dachte Inge verächtlich.

Der Zug fuhr ein, als sie vor dem Stationsgebäude anlangte, dann trat ein einziger Mensch heraus, eine hochgewachsene, markige Gestalt.

Das kann er nicht sein, schoß es ihr durch den Sinn, und unwillkürlich wandte sie sich abweisend zur Seite, denn des Fremden blaue Augen ruhten fragend auf ihr und dem dampfenden Pferd.

Ein Mann kam mit einem geschulterten Lederkoffer heran. „He, Herr, das dort ist der Wagen und das Fräulein aus Södevor!" rief er.

„Ach so," sagte Inge nun, „verzeihen Sie, ich erinnerte mich Ihrer nicht mehr, wollen Sie sich, bitte, neben mich setzen? Den Koffer mag der Mann hinten aufschnallen."

Der Vikar begrüßte das Fräulein und tat, wie ihm geheißen.

Es war seltsam, die beiden Menschen, die nun auf eine Zeit Hausgenossen werden sollten, fanden fast nichts miteinander zu reden.

Er fand sie ein wenig sonderbar, doch in diese Landschaft mit den schweigenden Wäldern und kargen Heiden hineinstimmend wie ein dunkler Ton in eine dunkle Melodie.

„Sehen Sie sich gut um," sagte Inge plötzlich, „ein trauriges Land, nicht wahr?"

„Ich kenne es ja", entgegnete der Vikar.

„Nun . . . und?" Sie sah ihn fast feindlich an, ihre Augen blitzten unter dem Rand des Mützchens hervor.

„Ich habe Södevor nicht vergessen können", sagte er ruhig.

Das Mädchen senkte den Blick wie in leiser Beschämung.

Stumm trank sie den Atem des uralten Kiefernwaldes; des Waldes, der mit jedem Frühling wieder

jung wurde, der ihre Kindheit in seinem Schoß hielt, den sie so unermeßlich liebte . . .

* * *

Södevor lag im Schnee. Langsamen Schrittes glitten die weißen Tage den langen Nächten zu. In der Wohnstube der Pfarre brannte den ganzen Nachmittag die Hängelampe über dem Mitteltisch, und das Feuer im Ofen erlosch nicht.

Der Vikar fand wirklich viel Arbeit vor. Der kranke Pfarrer hatte ja so oft das Bett hüten müssen, und natürlich war manches aufgeschoben worden und wohl auch versäumt.

Wenn Inge aber ihre tägliche Heidewanderung antrat — gewöhnlich vor der Vesper — schloß sich ihr Hartmann Hendrich an, ohne groß um Erlaubnis zu fragen. Diese Stunden erschienen ihnen beiden allmählich wie eine Feier.

Sie hatten sich auch jetzt noch nicht viel zu sagen, aber es konnte geschehen, daß ihnen bisweilen ein einziges getauschtes Wort zu einem gegenseitigen, fremden Glücksempfinden wurde. Da ist ein Mensch, der meine Heimat kennt, dachte das Mädchen, in solchen Momenten erbebend. Ueber eins wunderte sie sich, er schrieb nur selten an seine Braut, und es dauerte dann lange, ehe er Antwort erhielt.

Eines Tags, als er mit Inge allein war, begann er zum erstenmal von seiner Braut zu sprechen.

Sie wünschte, daß er sich in Memel oder in einer anderen größeren Stadt um eine Pfarre bewürbe, während es ihn mit ganzer Seele auf das Land zöge; unter keiner Bedingung wolle und könne sie sich in die Einsamkeit begeben, schon die Vorstellung davon ließe sie schaudern. Inge hörte ihm lange zu, keine Miene verriet ihm ihre Gedanken.

„Wie müßte ich nun demnach handeln, Fräulein Inge?" fragte er endlich. „Soll ich mich auf den Standpunkt stellen, daß ihr der Ort, wo ich sie hinführe, lieb und teuer sein muß um meinet- und meines Berufs willen, oder ist das hart . . . ist das zu viel verlangt?"

Sie sah lange versonnen vor sich nieder; die Antwort, die ihr Herz gab, lautete: Dem Mann meiner Liebe folgte ich in Not und Tod. Aber auf sie kam es hier nicht an, und sie hätte dies auch nicht ausgesprochen.

„Einer von uns beiden muß also seine Träume und Hoffnungen zum Opfer bringen," fuhr er fort, „aber wer? Ich, der Ernährer, oder sie, die meinen Namen annimmt und meine Hausfrau wird?"

Inge fühlte, daß sie mit ihrer Antwort nicht länger zögern durfte, und in einer dunklen Erkenntnis, der Fernen beistehen zu müssen, sagte sie: „Vielleicht würde sie krank in einer ihr fremden, unverständlichen Umgebung, die ihrem Wesen zuwiderläuft."

„Ja, das behauptet sie auch."

„Vielleicht möchte sie sich schon zwingen, aber sie kann nicht, es graut ihr, und das ist stärker als sie."

Er seufzte, aber er stimmte dem nicht bei.

„Sie kann doch das Verstehen lernen," beharrte er, „wenn sie den Willen hat, ist es doch nicht schwer!"

„Es ist schwer", sagte Inge mit ihrer leisen, warmen Stimme, denn sie erinnerte sich des Heimwehs, das sie in Memel stets befiel; es gab also Empfindungen, die jedem Wollen und jeder Vernunft spotteten.

Er zeigte ihr ein Bild seiner Braut, und während sie sich betrachtend darüber neigte, fühlte sie seinen forschenden Blick auf ihrem Gesicht ruhen

„Sagen Sie mir die Wahrheit," forderte er, „wie gefällt Ihnen Thea?"

„Sie ist schön . . ." stammelte Inge, erschreckt von dem Anblick des schönen, kalten, mit ausgesuchter Eleganz gekleideten Geschöpfes, das die Photographie wiedergab.

„Ja, sie ist schön, das überwältigte mich", sagte er herb. — Einige Zeit danach schrieb der Vater, daß er nach ernstem Ueberlegen den Entschluß gefaßt hätte, in den Ruhestand zu treten und so überhaupt nicht mehr nach Södevor zurückzukehren. Außerdem hätte er Schritte getan, Hartmann Hendrich dem Patron seiner Kirche zu seinem Nachfolger vorzuschlagen, da er Hendrichs Interesse für sein altes Södevor wohl kenne, usw.

Auf die Bewohner der Pfarre übte dieser Brief eine unterschiedliche Wirkung aus. Die Mutter wußte sich vor Freude nicht zu lassen, am liebsten hätte sie ohne weiteres zu packen und zu räumen begonnen. Sie hatte keine Wurzeln hier geschlagen, nicht in zweiundzwanzig langen Jahren, das trat jetzt mit brennender Klarheit zutage. Hartmann Hendrich durchkämpfte schlaflose Nächte.

Inge ging verstört und wortlos umher, sie glich einer Kranken. Ihr Gesicht wurde täglich blasser und schmaler, in ihre Bewegungen kam eine müde Lässigkeit; Hartmann vermied es, sie anzusehen. Er wußte, was sie litt, aber niemand wußte von seinen Konflikten.

Jetzt schlich sie sich allein und heimlich aus dem Haus, und wenn er ihr nachging, fand er sie nirgend. Da ließ er sie.

Seine Braut schrieb nun öfter, es waren immer Schreiben des gleichen Inhalts, nach Södevor könne und wolle sie unter keiner Bedingung, das hieße für sie, sich lebendig begraben lassen.

Und von ihrem Standpunkt aus begriff er das. War es doch für Thea schon eine Verleugnung ihrer Anschauungen und ihres innersten Wesens, eine Pfarrfrau zu werden. Sie brachte ihm also bereits ein Opfer, nun forderte sie mit Recht das seine. Immer wieder führte er sich dies alles vor Augen, aber zuweilen dünkte es ihm dennoch, als begänne der schmale Goldreif an seiner Hand wie Feuer zu brennen. Gewiß, niemals würde er sein gegebenes Wort brechen, niemals sich seine Freiheit zurücknehmen, seiner Pflicht vergessen, was wäre er denn, wenn er ein Verlöbnis nicht heilig zu halten verstünde. Allein, daß ein Riß in sein Leben gekommen war, das konnte er sich und ihr nicht verbergen.

Inge hörte die Schritte des Vikars oben im Giebelzimmer, es war kurz vor der Vesper, gleich würde die Magd ihn herunterbitten. Der Tisch war schon gedeckt, die Mutter bereitete den Kaffee in der kupfernen Maschine.

Inge ging hinaus, nahm Jacke und Mütze und lief fast in die Heide.

Hügelhoch war der Schnee geschichtet, jeden Weg begrabend, und man sah, wie ihn der Wind gewellt hatte unter den dunklen Wacholdern, die wie Säulen herauswuchsen und tiefe Schatten in die Helle malten. Inge fand Pfade für ihren Fuß auch jetzt. Hart am Wald hielt sie sich, die Kiefern trugen ihre flimmernden Kronen voll stolzer Ruhe.

Fest, unrückbar fest stand es in ihrer Seele, sie konnte ihr Land nicht verlassen, sie kam nicht los von Södevor, hier gehörte alles zu ihr, und sie gehörte allem.

Sie würde sich ein armseliges Stübchen im Dorf



mieten, aber fort ging sie nicht ... lebendig. Immer mit einer Wunde im Herzen, das zurückschrie nach ihrer geheimen Welt? ... Nein, so leben, das konnte sie nicht, dazu kannte sie sich selbst zu gut.

Aber ihm, Hartmann Hendrich, wollte sie weit aus dem Weg gehen. — — Warum? Eine heiße, rote Welle flutete über ihr Gesicht. Sie blieb stehen und ließ die Blicke ins Weite schweifen, es wollte schon wieder Abend werden, und sie mußte umkehren. Unmerklich war der Mond über die Wälder gekommen.

Aus den Fenstern der Pfarre fiel müdes, gelbes Licht auf die Dorfstraße. Nun mußten sie wieder alle drei stundenlang um den Tisch sitzen, die Mutter kam gewiß noch einmal auf ihre Pläne zu sprechen, und Hartmann Hendrich würde heute vielleicht endlich sagen, ob er und Thea sich für Södevor entschieden hätten oder nicht, der Patron und die Gemeinde sahen in ihm bereits den neuen Pfarrherrn; seine Predigten gefielen den Leuten . . .

„Fräulein Inge!" Es war seine Stimme, die sie rief. „Ich habe ja auf Sie gewartet hier draußen . . . so lange schon!"

„Auf mich?"

„Ja, ich mußte Sie jetzt allein haben", sagte er, neben sie tretend. „Wollen wir noch ein wenig auf und ab gehen, oder frieren Sie?"

„Ich friere nicht."

„Und sind Sie gar nicht neugierig, Inge? . . ."

„Nein!"

„Sie sollen es doch wissen, daß ich nun in Södevor zu bleiben gedenke, das heißt natürlich, soweit es auf mich ankommt", setzte er hastig hinzu.

„Thea ist andern Sinnes geworden?" Ihre Stimme schien ihr selbst so fremd und rauh bei dieser Frage.

„Ja, andern Sinnes, Inge, aber . . . aber noch andern Sinnes, wie Sie meinen, nämlich nach Södevor will sie auch jetzt noch nicht, und . . . sie wird nun überhaupt nicht meine Frau werden."

Nun spürte sie seine mühsam beherrschte Erregung, und ihr Herz tat schweren, wilden Schlag.

„Sie findet sich zu — einem andern besser passend als zu mir, Inge . . ." Eine lange Zeit blieb es still zwischen ihnen, atembeklemmend still.

„Und . . . Sie?" Es war nur ein scheuer Hauch, der endlich über ihre erblaßten Lippen glitt, aber Hartmann Hendrich verstand ihn.

„Ich — finde es auch", antwortete er, während seine feste, warme Hand die ihre suchte.

Unsere jüngsten Jachtsegler.

Von Oberleutnant zur See a. D. A. Wienholdt. — Hierzu 7 Aufnahmen von A. Renard.

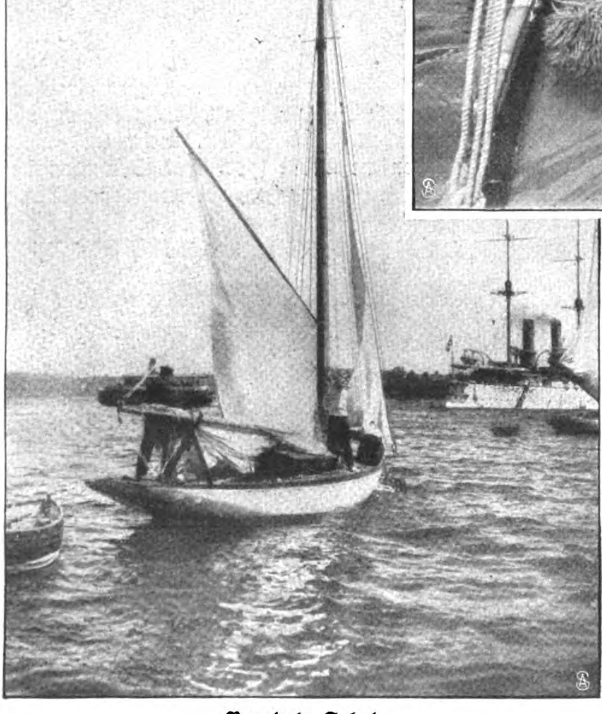
Mens sana in corpore sano! Eine größere Bedeutung denn je gewinnt dieser alte Spruch in der heutigen Zeit, die, reich an Erfindungen und Fortschritten auf allen Gebieten der Technik und Wissenschaften, fast mehr als normale Verstandeskräfte erfordert, um mit ihr Schritt zu halten. Diese Erkenntnis hat dazu geführt, unsere Jugend, entsprechend den sozialen und örtlichen Verhältnissen, mehr und mehr mit den verschiedensten Arten sportlicher Uebungen bekannt und vertraut zu machen, deren großen Wert



Die Kieler Seglerschule: An die Boje gehen.

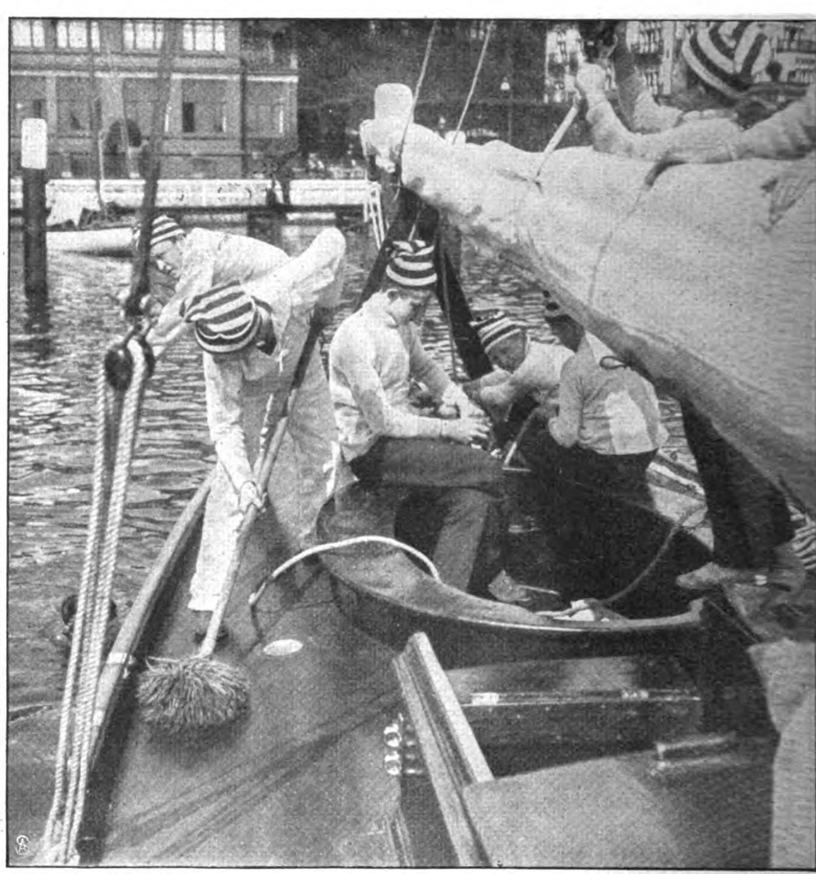


für Körper und Geist einmal die Geschichte gebührend zu würdigen wissen wird. — Und welcher ist vielleicht der vornehmste und edelste Sport, unbeschadet, was die erzieherische Wirkung betrifft, der andern Ball- und Schlagspiele, des Turnens, Ruderns oder Fliegens? Unstreitig der Jachtsegelsport. Bisher war er unsern Jungen verschlossen, denn, um ihn gründlich und erfolgreich zu pflegen, gehörte mehr dazu als Lust und Lernbegier, nämlich Zeit und Geld; von beidem jedoch geht die Rede, daß es manchmal etwas knapp sein soll. Aber wozu sind Hindernisse auf der Welt? Damit sie genommen werden! Und so ist es denn auch den Bemühungen eines verdienten Seeoffiziers, des Vizeadmirals a. D. Barandon, gelungen, vor wenigen Monaten, pünktlich zu Beginn der Segelsaison, in Kiel mit einer neuen Einrichtung vor die Oeffentlichkeit zu treten, die das höchste Lob verdient — einer sogenannten „Seglerschule", die einen



Beendete Fahrt.

tüchtigen Ersatz an Führern für die von Jahr zu Jahr an Umfang zunehmende Jachtflotte heranbilden soll. In Scharen kamen die Kieler Jungs gelaufen, aber nur ein Viertelhundert konnte man einstweilen gebrauchen, die übrigen mußte man für später vertrösten, wenn die Finanzen erst aus der „Flaute" heraus sind. — Wohl dem, der im bequemen Deckstuhl an Bord der eigenen schönen Dampf- oder Segeljacht sitzen und sich von hier aus die Welt betrachten kann, indem er ab und zu nach vorn oder achtern dem Kapitän eine Order zuruft, aber der „echte" Seemann ist das nicht, der



„Klar Deck überall".

steht selbst am Ruder, bedient selbst die Schotten und greift mit zu, wenn ein Segelmanöver ausgeführt wird. Und nur dann, wenn man mit eigener Hände Arbeit sich die Beherrschung des Elements erkämpft, wird man zum vollen Genuß seiner unendlichen Schönheit gelangen, die ewig jung bleibt, und die rückwirkend einen selbst wieder verjüngt und das herannahende Alter vergessen läßt.

Wir sehen die erste „crew" der Seglerschule bei der Arbeit auf einer vom Kaiserlichen Jachtklub zur Verfügung gestellten Jacht (Abmessungen: etwa 7 Meter lang, 2 Meter breit, 1,5 Meter tief). „Heiß Großsegel" (Abb. S. 1061). Zehn Arme und Beine werden dazu in Bewegung gesetzt, mit der Zeit werden weniger nötig sein, aber so von heute auf morgen kommt man nicht hinter die verschiedenen Kniffe, die ein ökonomisches Arbeiten beim Setzen und Bergen der Segel gestatten. Endlich steht das Großsegel; das hat aber dem Exerziermeister viel zu lange gedauert, „Hol nieder" kommandiert er und ruft damit Enttäuschung auf den jungen Gesichtern hervor, die bereits halbrechts und halblinks auf das bunte Hafenbild geschielt haben. O nein, meine Herrschaften, soweit sind wir noch nicht! Denn, gesetzt den Fall, wir müssen draußen reefen d. h. das Segel verkleinern, wenn der Wi d stärker

Die Kieler Seglerschule: „Heiß Großsegel.“

wird, und wir sind gezwungen, dies unter den Augen eines Kriegschiffes zu tun, dann blamieren wir uns ja unsterblich, wenn das Manöver eine halbe Stunde statt fünf Minuten dauert. — Nach beendeter Fahrt gut an die Boje zu gehen (Abb. S. 1059), das ist eine Sache, die gelernt sein will, ja ein gewisses Talent gehört dazu, und manch erfahrenen Jachtmann, in dessen Kajüte sich die silbernen und goldenen Pokale, die Siegestrophäen heißer Regattakämpfe, ansammeln, überkommt ein leises Unbehagen, wenn der Moment des letzten Aufdrehens herannaht. Doch das quält unsere Jungen noch nicht. Der eine

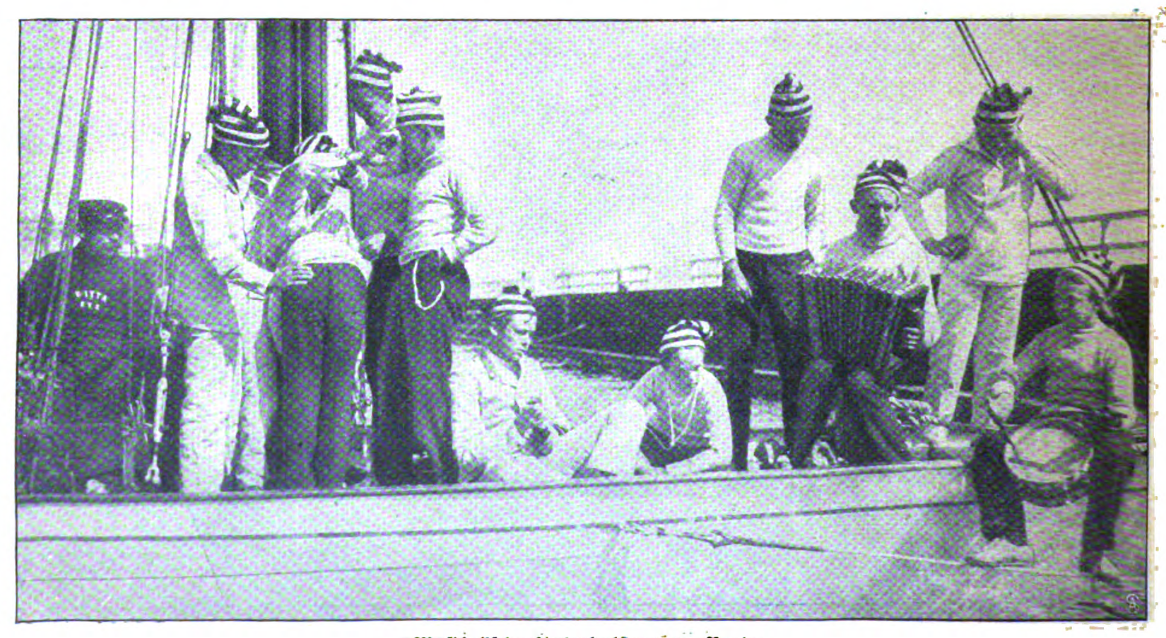
Die Jungen am Kompaß.



„Rein Schiff".

sitzt vorn auf dem Klüverbaum und bringt das Tauwerk in Ordnung, andere sind dabei, die Jacht an Ort und Stelle zu holen, ein dritter macht das Beiboot „klar".

„Klar Deck überall" (Abb. S. 1060). Eng verbunden mit dem Wort „Jacht" sind die Begriffe „sauber", „schneeweiß", blitzblank" usw. Draußen auf hoher See haben die Augen anderes zu tun, aber vor Anker, da suchen sie prüfend jeden Zoll des Decks und der Außenhaut ab, ob nicht noch irgendwo ein Stäubchen sitzt, das nur zu leicht den Namen des Bootes in den Ruf



Musikalische Unterhaltung an Bord.

der Unsauberkeit bringen kann. Die äußere Instandhaltung einer Jacht, wozu auch das „Reinschiff“ gehört, ist einer der wichtigsten Punkte in dem Arbeitsprogramm der Seglerschule, und von dem erzieherischen Wert, den die Beobachtung der peinlichsten Ordnung und Reinlichkeit für den Charakter der Jungen haben wird, verspricht man sich mit Recht sehr viel Gutes.

Hand in Hand mit der praktischen Ausbildung geht die theoretische, die sich natürlich auf das Notwendigste, wie Unterricht im Loggen, Loten, Studium des Kompasses, Erklärung der Seekarten usw., erstrecken muß.

Das Hauptbestreben der Leitung der Seglerschule geht natürlich dahin, möglichst bald in den Besitz eigener Boote zu kommen. Es sind bereits fünf Jachten von je 9 Meter Länge und 3,5 Meter Breite in Bau gegeben, von denen eine ihrer Vollendung entgegensieht. Sie werden seefähig genug sein, um die ganze Ostsee zu befahren, haben außerdem einen Hilfsmotor, der sie unabhängig von der gefürchteten Windstille macht und so die Dauer einer Tour in die Hand der Segler legt. — Nach alledem kann man wünschen, daß dem Unternehmen voller Erfolg beschieden sein möge

Sinkende Nacht.

Der Wind im Lindenwipfel
Schlief mitten im Spiele ein;
Es starren die Tiefen und Gipfel
So fremd aus dem Mondenschein.

Am Fenster rauscht es so leise
Wie eilender Hexen Gewand,
Das ist der Sehnsucht Reise
Bei Nacht übers schlafende Land.

Wie Engel wallt es hernieder
Vom Himmel in traumleisem Flug
Und löst die Fesseln rings wieder,
Die prahlend der Tag um uns schlug.

Und was weit verloren gelegen,
Als trüber die Sonne gelacht,
Heimführet auf Ewigkeitswegen
In mildem Erbarmen die Nacht.

Das geht wie ein Rufen und Locken
Weit über die Lande hinaus,
Schon rauscht es wie sehnende Glocken
Und füllt und erweitert das Haus!

Schon wogen rings leuchtend erglommen
Traumgärten in harrender Ruh ...
Ich weiß es, nun wirst du kommen
Und schließen die Augen zu.

Gisela Freiin von Berger.

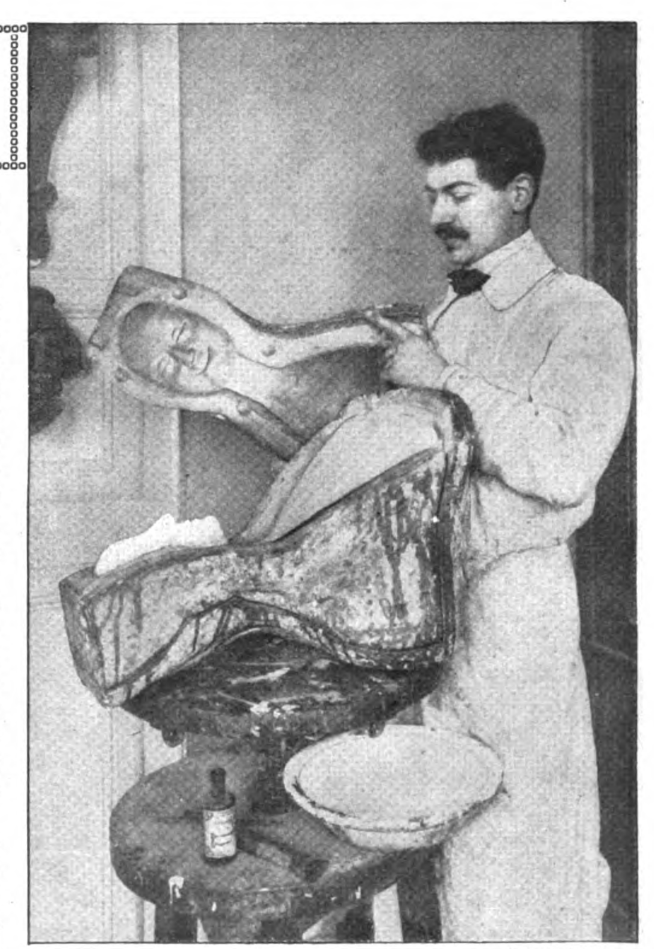
Wachsbüsten.

Von Cl. Höhneck. — Hierzu 6 Aufnahmen.

Es gab eine Zeit, da ernsthafte Künstler es nicht verschmähten, in Wachs zu bossieren, zu porträtieren sogar. Hin und wieder kommt es ja auch noch heute vor, aber im allgemeinen dient die Wachsplastik in erster Linie zwei großen Betrieben: dem Panoptikum und seinem Wachsfigurenkabinett, in dem die Berühmtheiten dieser Erde sich ihre steifen Rendezvous geben; sodann der geschäftlichen Propaganda, in neuerer Zeit nicht nur der Etalage des Haarkünstlers, sondern in fast noch höherem Grad dem Konfektionär, der eine Schar entzückender Wachsdamen in seinem geräumigen Schaufenster versammelt; sie scheinen daherzurauschen in leuchtenden Gewandungen, auf den hübschen Puppengesichtern sitzen hochragende reichbefiederte Hüte, die wächserne Hand hält zierlich den modernsten Sonnenschirm.

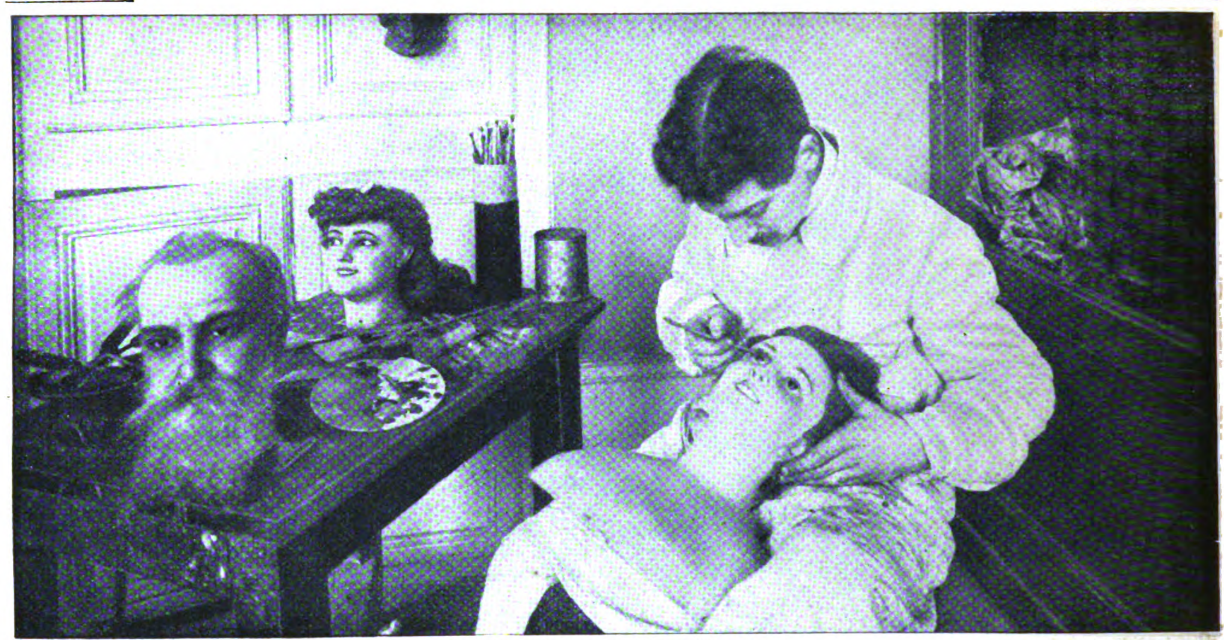
Man hat kaum Ursache, auf die Plastik der Panoptika und der Warenhausfenster mit allzu viel Geringschätzung herabzulächeln. Wie das Reklameplakat sowohl dem farbenkleckfenden Stümper wie echten starken Künstlern Gelegenheit gibt, ihr Können zu zeigen, verhält es sich auch ähnlich mit den wächsernen Kunstgebilden — nur daß die Namen der oft recht begabten Plastiker, die in derartigen Werkstätten arbeiten, begreiflicherweise meist im Dunkel bleiben.

Im 18. Jahrhundert gab es noch große Ceroplastiker; selbst ein Canova verschmähte nicht, in Wachs zu arbeiten; Kraft in München, Hardy in Köln schufen bemerkenswerte Wachsgebilde. Den heutigen Panoptikumwundern sind die plastisch macherischen Werke, die das 16. und 17. Jahrhundert hervorbrachte, unbedingt



Phot. P. Géniaux.

Die Form erschließt die gelungene Büste.

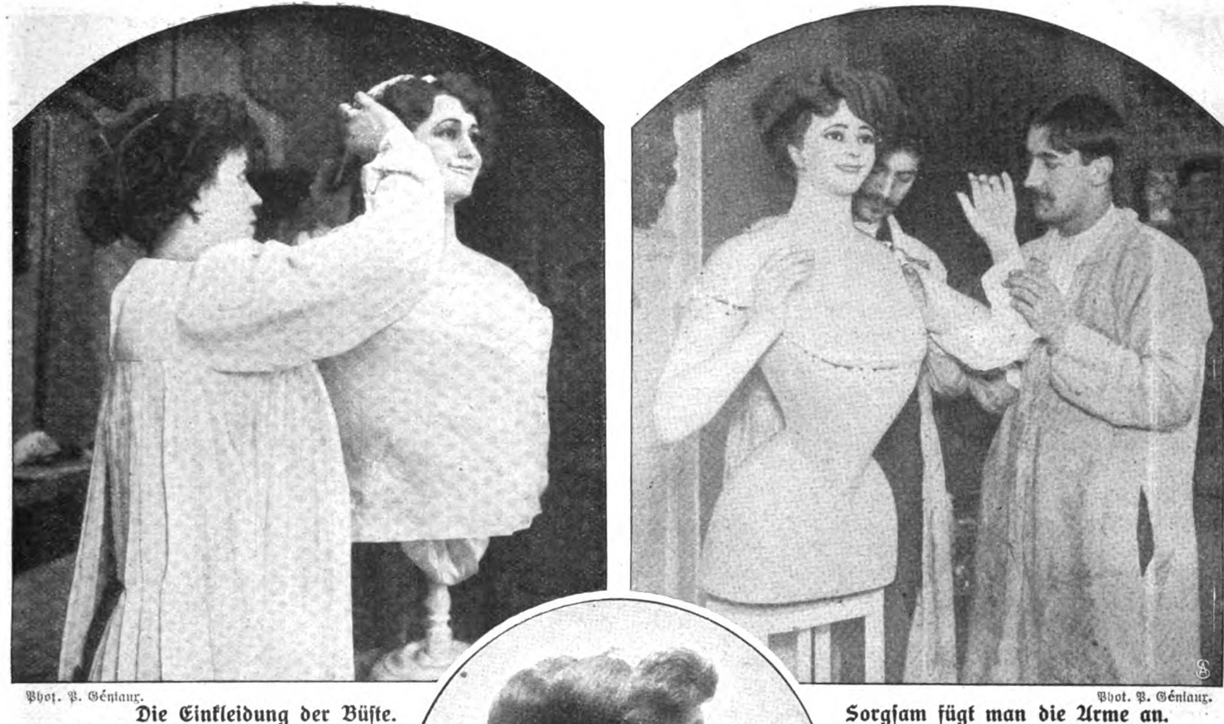

Bei der Bemalung der Wimpern. Phot. P. Géniaux.

gleichzustellen. Neuberger, der Jüngere, war eins der merkwürdigsten Genies dieser Art. Das Porträtieren hoher Personen in Wachs war eine Tätigkeit, die sich fürstlich lohnte. Das Hohenzollernmuseum verwahrt noch einiges recht Bedeutsame in dieser Gattung.

Weiter zurück gelangen wir zu den Meistern der italienischen Renaissance. Wer wird hier nicht an die Florabüste denken oder an das Porträtmedaillon der Lucrezia Borgia in einer Berliner Privatsammlung; an die Büste zu Lille, an Cellinis Wachsbilder. Und ohne Zweifel hat schon die Antike Wachsbossierungen gekannt, schon damals haben nicht nur marmorne Büsten als Zierde in den Wohnungen der Menschen, als Weihegaben in den Tempeln der Götter gestanden.

Sehr oft wird die Arbeit des Plastikers dadurch vereinfacht, daß man Gipsabdrücke von einem Modell macht — im Fall der Panoptikumsberühmtheiten fahndet man zumeist nach einem Doppelgänger des Darzustellenden — die Formen dann mit Wachs ausgießen und zusammensetzen läßt. Hier ist freilich schon eine gewisse künstlerische Tätigkeit nicht auszuschalten. Der Bildhauer nimmt, wenn er nicht nach dem lebenden Modell arbeiten kann, die Photographie zu Hilfe. Nun kommt das Frisieren, das eine der größten Mühseligkeiten dieser Fabrikation bildet. Soll der Haarschmuck natürlich erscheinen, so muß er mit der größten Umständlichkeit eingefügt werden, sozusagen Haar um Haar. Es folgt die Einsetzung der Augen, die dem wächsernen Geschöpf eine Art Seele verleihen, die grotesk pathetische Seele des halben Kunstwerks, des unzureichenden und dennoch drollig rührenden Menschenbildes. Thüringen ist das Ur-


Eine wächserne Schönheitsgalerie. Phot. P. Géniaux.



Phot. P. Géniaux.
Die Einkleidung der Büste.

Phot. P. Géniaux.
Sorgsam fügt man die Arme an.

Die fertige Wachsbüste.
Phot. Ch. Delius.

sprungsland dieser beseelenden Glasaugen. Hier wird Staunenswertes in der Nachahmung des menschlichen Auges geleistet. Nun fehlt noch die Farbengebung. Malerinnen sind es zumeist, die der Büste den letzten Schein des Lebens verleihen. Das Ansetzen der Augenwimpern, das Anfügen der Arme (die mitunter durch Schönheit der Form und durch graziöse Haltung überraschen), endlich, last not least, die Einkleidung durch die Hand sachkundiger Schneiderinnen — das sind die letzten Stadien des geheimnisvollen Prozesses, aus dem jene lächelnden Schaugebilde hervorgehen, von deren Haartracht und Toilette die echte, lebenswarme, lebenatmende Schönheit sich neue Reize und Kampfmittel zu borgen weiß. — Und es ist nicht abzusehen, wohin diese zurzeit noch fabrikmäßige Kunst in genialen Händen noch gelangen mag. Wenn einmal ein großer und vielseitiger Künstler sich der ganzen Technik bemächtigte, alle die einzelnen Tätigkeiten der Fabrikation sich zu Diensten zwänge, da wäre es in der Tat nicht ganz unmöglich, daß ihm lebentäuschende Gestalten erstünden, bezaubernde Scheinmenschen wie Hoffmanns Olympia oder wie jene Sängerin in Jules Vernes „Schloß in den Karpathen". Aber es bedürfte vielleicht gar nicht solcher Verquickung von Kunst und Betriebsamkeit. Es brauchte nur ein kühner Plastiker aufzustehen, der die alte Kunst der farbigen Wachsporträtierung zu frischem Leben erweckte und daneben die Handgriffe der Wachsbüstenfertiger nicht verschmähte.

Vom Koffer.

Plauderei von Käthe Damm.

Der Koffer war vielfach früher ein Luxus, heute ist der elegante Koffer eine Notwendigkeit. Und in welcher Mannigfaltigkeit sind diese Koffer uns erstanden! Bergehoch türmen sie sich in den Geschäften auf, man wandelt in den Lagern dahin, gerade wie im Möbellager, man beachtet wenn nicht den Stil, so die Form, die Größe, das Material, die innere Einrichtung! Welch ein gewaltiger Unterschied zwischen dem „Mantelsack", der das einzige Gepäck des Reisenden des Mittelalters bildete, und dem Kofferreichtum von heutzutage! Welch ein gewaltiger Fortschritt sowohl in der praktischen Einteilung wie in der schönen, das Auge erfreuenden Ausgestaltung. Und kein Ende abzusehen! Noch immer ist die Fabrikation am Werk, Neues zu schaffen. Immer reicher wird das Material, immer feiner und gediegener die Ausstattung.

Der Mantelsack war ganz geeignet für die Reisen zu Pferde, selbst die Edelfrauen des Mittelalters mußten sich einzig mit dem auf dem Reittier befestigten Mantelsack begnügen. Mit großem Gepäck konnte man damals nicht auf die Reise gehen. Und auch später war der Koffer noch ein seltener Luxusgegenstand und kam fast

nur als ein praktischer, zum eigenen Reisewagen gehöriger Teil, der rückwärts an der Kutsche festgeschraubt wurde, zur Anwendung. Auf meiner Bodenkammer steht solch ein uralter Wagenkoffer von schwarzem Holz, das aber mit schwarzem Leder bezogen ist. Der Koffer ist nach unten zu in seiner Länge ausgebogen, damit er sich der Form der Kutsche genau anpaßte, und oben ist er flach und sehr abgetreten. Denn er bildete an der alten, in starken Riemen hängenden Familienkutsche der Urgroßeltern auch das Fußbrett für den Bedientensitz, der hinter dem Wagen angebracht war. Daß bei den damaligen Wegen ohne Chaussee und der starken Belastung der Kutsche, deren Inneres ein kleines, gemütliches Kabinett mit richtigen grünen Jalousien bildete, vier oder gar sechs Pferde für die Reise notwendig waren, versteht sich von selbst.

Der alte Wagen hat große Fahrten gemacht, alljährlich im Sommer durchs mecklenburgische Land zum Heiligen Damm oder nach Warnemünde die Familie gebracht, im Winter nach Schwerin oder nach Berlin, einmal, ich glaube im Jahr 1835, von Mecklenburg nach Nizza ein schwerkrankes liebes Familienglied gefahren. Und als der alte Wagen ausrangiert wurde, der Koffer blieb „im Hause". Er war so weit, groß und tief, und man konnte in der Großstadt solch ein altes Möbel brauchen, das, mit einem kostbaren, alten, sichern Schloß versehen, die Winterkleider für den Sommer, die Sommertoiletten für den Winter aufnimmt. Der alte Koffer, der ungefähr seit 100 oder 120 Jahren bis heute noch Dienst tut, ist mir so lieb, und ich möchte ihn auf der Bodenkammer nicht missen. Es war selbstverständlich, daß derartige große Koffer nur solche Leute hatten, die eben mit eigenem Wagen reisten, auf der Post mußten die Gepäckstücke von mäßiger Größe sein. Und da war es noch bis um die Mitte des letzten Jahrhunderts für die große Masse der Reisenden die „Kiste" oder der „Kasten" von Holz, dann daneben der „Reisesack" von irgendeinem haltbaren Stoff oder später auch mit Straminstickerei in bunten Farben geschmückt, die das „Reisegepäck" bildeten.

Das Einpacken in diese Kisten und Reisesäcke dürfte nicht so einfach gewesen sein. Jedenfalls verbot sich das Mitführen einer sehr umfangreichen Toilettenauswahl für die Mehrzahl der reisenden Damen. Und daß die „Kunst" des Einpackens und das Verständnis für die praktische Verwahrung der Sachen allgemein war, darf auch nicht angenommen werden. Denn es scheint doch eine den ersten Ständen zugehörende Dame gewesen zu sein, die so unvorsichtig und unverständig war, ihre ganzen Wertgegenstände, in einen Holzkasten verpackt, mit auf die Reise zu nehmen. Eine Berliner Zeitung meldet nämlich im Sommer 1810 einen Verlust mit folgender Anzeige: „Auf der Reise nach Naugard ist einer Dame aus Stargard auf der Post ein Kasten verloren gegangen, es kann aber auch sein, daß er weiter gegangen ist, und wird deshalb bekanntgegeben. Dieser Kasten enthielt: 20 Taler Kurant, 1 Doppelfriedrichsdor, 3 silberne Eßlöffel, 7 silberne Teelöffel, 1 Paar große Brillantohrgehänge, 1 Brillantbrosche, 1 Fläschchen für Eau de Lavande mit echt silbernem Trichter und Stöpsel, mehrere seidene Kleider; der Dame ganzes Vermögen." Hoffentlich war der Kasten „weitergegangen", d. h. aus Versehen nicht am Ort seiner Bestimmung ausgeladen, und die Eigentümerin hat ihn zurückerhalten.

Die Kastenkoffer, d. h. die Koffer mit gewölbten, durch Scharniere befestigten Deckeln, waren zunächst mehr Koffer für geschäftliche Zwecke als für Privatleute. Außerdem waren diese Kastenkoffer von Holz, also sehr schwer. Die ersten Lederkoffer hatten meist die sogenannte „Felleisenform", eine Form, die den Koffer in zwei fast gleiche Teile teilte, die in der Mitte auseinanderklappten. Diese Form ist noch lange, auch als man sich dann des Segeltuchbezuges über von starker Pappe gearbeiteten Koffern bediente, mehrere Jahrzehnte bis in die neunziger Jahre des letzten Jahrhunderts besonders für Handkoffer üblich gewesen, und erst die praktischen flachen Pappkartons, die für Damenkonfektionstransport gefertigt wurden, haben die Vorbilder für die heute üblichen handlichen und bequemen kartonähnlichen Coupékoffer dargeboten.

Dem schweren, zusammengeklappten Lederkoffer erstand in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts ein eifriger Konkurrent, der fast siegte: der Reisekorb oder Korbkoffer.

Der Vorteil dieser meist auf Bestellung angefertigten Koffer lag zunächst in ihrer Leichtigkeit, dann aber in dem Umstand, daß sie so lang gearbeitet werden konnten, daß ein Damenkleiderrock von mittlerer Länge nicht zusammengelegt glatt liegen konnte. Und die kleineren Körbe standen an Beliebtheit den großen kaum nach. Anstatt der fehlenden Schlösser half man sich mit Vorlegeschlössern, und, nachdem man durch Schaden klug geworden war — wenn Regengüsse, denen die Körbe auf Droschken und Wagen ausgesetzt gewesen, Schaden angerichtet hatten — fütterte man sie innen mit wasserdichtem Stoff und bezog auch die Deckel damit. Außerdem waren diese Körbe leicht zu reinigen. Sie wurden einfach mit Wasser und Seife gebürstet, abgespült und in der Sonne getrocknet, während vielgebrauchte Lederkoffer, mit unzähligen Adreßzetteln beklebt oder auch etwas „abgeschunden", ein Aushängeschild für den „weitgereisten Besitzer" waren. Erst wenn der Zahn der Zeit und Beförderung allzu bedenkliche Spuren zeigten, entschloß man sich, den Koffer beim Sattler aufarbeiten zu lassen. Mit der Zeit legte sich die Begeisterung für die Körbe, sie blieben ein gut bürgerliches Gepäck, auch für kinderreiche Familien, aber für elegante Leute erschien der graue Holzkoffer mit schwarzen Stahlbändern und Messingnägeln. Die Hauptsache war: diese Koffer hatten zwei bis drei Einsätze — man brauchte nicht wie in dem Korb alles aufeinanderzuschichten.

Nicht lange erfreuten sich diese „Häuser" der Gunst; der gelbe und braune Lederkoffer von bequemer Kastenform mit Einsätzen fing vor ungefähr dreißig Jahren an, sie zu verdrängen, und in rascher Folge erschienen nun all die schönen Koffer, deren wir uns jetzt erfreuen, erschienen, getreu mit der Größe der Hüte Schritt haltend, Hutschachteln und Hutkoffer, erschienen Schrankkoffer, Coupékoffer und flache Reisekartons, Reisetaschen mit und ohne Einrichtung, Koffer für Herrengarderobe und Koffer für Hüte oder Oberhemden, Koffer für Eisenbahn, Schiffkabine, Automobil, vielleicht werden bald besondere für Luftschiffreisen erscheinen.

Nein, wir können uns nicht beklagen! Und wenn wir die märchenhafteste Pracht der Gold- und Silbergewänder, die zartesten Seiden-, Krepp- oder Chiffonroben, die herrlichsten Pelze verpacken wollen — die heutigen Koffer erleichtern dieses Einpacken sehr.



Das Kofferpacken ist, wenn wir von der Kunst absehen, auch persönlich, individuell. Es gibt Damen, die schnell, andere, die langsam und umständlich „einpacken“, es gibt solche, die schon mehrere Tage vor der Reise den Koffer zurechtstellen und hineinlegen, was ihnen gerade in die Hände kommt, andere, die erst wenige Stunden vor der Reise die Unordnung des Packens um sich verbreiten; es gibt Damen, die mit einem großen Karton, der in einen Naturleinenbezug gesteckt wird, für 3—4 Wochen auf die Reise gehen, und andere, die für 10 Tage mehrere „Häuser“ von Koffern mitführen.

Soll ich nun noch vom „Zeichnen“ der Koffer reden? Es ist, da sie sich sonst vielfach gleichsehen, vor einigen Jahren aufgekommen. Meist werden sie mit den Landesfarben der Reisenden versehen. Da kann man denn den Preußen vom Bayern, den Sachsen vom Württemberger, den Oesterreicher vom Mecklenburger unterscheiden.

Bilder aus aller Welt.

Infolge der Verlobung des Fräuleins v. Trotha mit dem Oberleutnant v. Mitzlaff ist eine Hofdamenstelle bei der Kronprinzessin freigeworden. Kronprinzessin Cecilie hat nun eine junge Dame in ihre Umgebung berufen, die in ihrem Heimatland Mecklenburg aufgewachsen ist. Gräfin Gustava Grote, die neue Hofdame, ist die Tochter des Rittmeisters Grafen Otto Grote. Sie ist am 16. Dezember 1885 in Deven geboren, wurde aber auf Schloß Varchentin in Mecklenburg-Schwerin erzogen.

In Retzin in der Priegnitz vermählte sich Leutnant Bernhard Friedrich von Bülow, ein Neffe des früheren Reichskanzlers, mit Adrienne Freiin zu Putlitz, einer Tochter des Generalintendanten des Stuttgarter Hoftheaters Baron zu Putlitz.

Der Königlich Preußische Hofcellist Prof. Heinrich Grünfeld hat sich dieser Tage mit Frl. Andree vermählt. Der beliebte Künstler, der aus Oesterreich stammt, aber seit langen Jahrzehnten schon im Musikleben der Reichshauptstadt eine große Rolle spielt, steht jetzt im 56. Lebensjahr.



Gustava Gräfin Grote,
die neue Hofdame der Kronprinzessin.

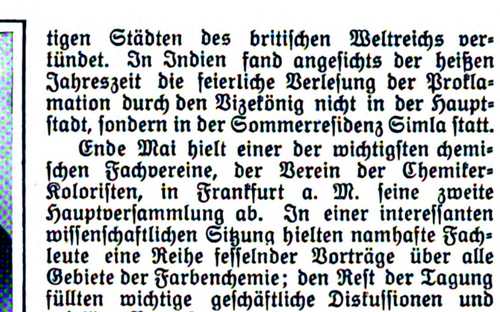
Zurzeit weilt einer der hervorragendsten Deutsch-Amerikaner in Deutschland. Hermann Ridder, Besitzer der Neuyorker Staatszeitung, ist zwar in Neuyork geboren, ist aber stolz auf seine deutsche Abstammung. In der alten Heimat studiert er auf das eifrigste die sozialen und politischen Verhältnisse. Die amerikanische Kolonie in Berlin hat den angesehenen Gast sehr gefeiert.

Am 10. Juni wurde in Berlin die neue Kaiser-Wilhelms-Akademie für das militärärztliche Bildungswesen in Anwesenheit hoher Festgäste feierlich eröffnet. Der imposante Neubau an der Ecke der Scharnhorst- und Invalidenstraße enthält außer den Studierräumen auch Wohnungen für 300 Studierende, Räume für hygienische



Die Vermählung der Tochter Adrienne des Generalintendanten Baron zu Putlitz mit Leutnant v. Bülow (20. Ulan.).

Die Hochzeitsgesellschaft: 1. Graf Beroldingen. 2. Freiin Lita zu Putlitz. 3. Anna Irmer. 4. Frau von Bülow, geb. Gräfin Schulenburg. 5. Oberst von Hofacker. 6. Frau von Raumer, geb. Freiin zu Putlitz. 7. Frau von Bülow, geb. Gräfin Dillen-Spiering. 8. Freiin Elisabeth zu Putlitz. 9. Graf Neipperg. 10. Baron Gemmingen. 11. Freiin Marie vom Holtz. 12. Fräulein Karola von Bülow. 13. Freiin Natalie von Raßler. 14. Baron Waldemar zu Putlitz. 15., 16., 17. Gebhard, Armgard, Wolfgang zu Putlitz. 18. Frau von Bülow, geb. Freiin zu Putlitz (Braut). 19. Bernhard-Friedrich von Bülow (Bräutigam). 20. Baronin Adelheid zu Putlitz, geb. Freiin Hofer von Lobenstein. 21. Baron Albert von Dietrich. 22. Freiin Elly zu Putlitz. 23. Baronin Karla zu Putlitz-Philippshof. 24. Freiherr von Mirbach. 25. Fräulein Margarita von Saldern. 26. Baron Walther zu Putlitz-Laaske. 27. Erbmarschall Baron Gebhard zu Putlitz-Philippshof. 28. Gen.-Intend. Baron Joachim zu Putlitz-Retzin. 29. Baron Gisbert zu Putlitz. 30. Baron Wolfgang zu Putlitz-Barskewitz, M. d. R. 31. Baron Stephan zu Putlitz. 32. Baronin zu Putlitz, geb. Freiin von Dietrich. 33. Gesandter von Bülow. 34. Baron Thumb von Neuburg. 35. Freiin Dora zu Putlitz. 36. Fräulein Alice von Bülow. 37. Baronin Hedwig zu Putlitz, geb. von Lesczinsky. 38. Fräulein Berta von Bülow. 39. Freiin Erika zu Putlitz. 40. Baron Georg von Ompteda. 41. Gräfin Eickstedt-Peterswaldt, geb. von Eisendecher. 42. Landrat Hans von Raumer. 43. Baron Conrad zu Putlitz-Groß-Pankow. 44. Fräulein Gabriele von Bülow. 45. Oberst und Flügeladjutant von Bülow.



Prof. Heinrich Grünfeld,
Kgl. Preuß. Hofcellist.
Zu seiner Vermählung mit Fräulein Andree.

tigen Städten des britischen Weltreichs verkündet. In Indien fand angesichts der heißen Jahreszeit die feierliche Verlesung der Proklamation durch den Vizekönig nicht in der Hauptstadt, sondern in der Sommerresidenz Simla statt.

Ende Mai hielt einer der wichtigsten chemischen Fachvereine, der Verein der Chemiker-Koloristen, in Frankfurt a. M. seine zweite Hauptversammlung ab. In einer interessanten wissenschaftlichen Sitzung hielten namhafte Fachleute eine Reihe fesselnder Vorträge über alle Gebiete der Farbenchemie; den Rest der Tagung füllten wichtige geschäftliche Diskussionen und gesellige Veranstaltungen.

Dr. G. W. Koch, einer der ältesten praktischen Zahnärzte Deutschlands, beging am 28. Mai in Gießen sein fünfzigjähriges Berufsjubiläum. Dr. Koch ist 74 Jahre alt. Er hat sowohl als Praktiker wie auch (seit 1869) als Mitglied der staatlichen zahnärztlichen Prüfungskommission Bedeutendes geleistet, und es sind ihm schon vor seinem Jubiläum reiche Ehrungen widerfahren.

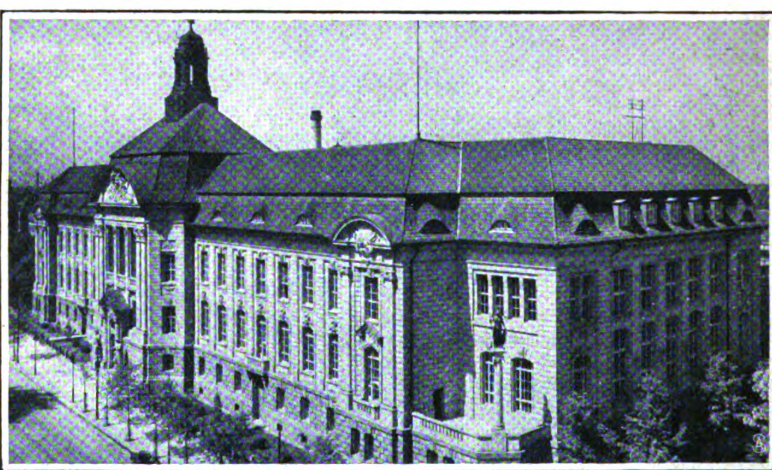


Hermann Ridder, Newyork,
weilt zu Studienzwecken in Deutschland.
Ein Förderer des Deutschtums in Amerika.

Körperpflege und für kameradschaftliche Geselligkeit.

Wieder ein Sieg des Feminismus! Die schöne Advokatin Isnard, die in der Pariser Juristenwelt viel Aufsehen und Bewunderung erregt, plädierte kürzlich mit großer Gewandtheit und hervorragender Rednergabe als Verteidigerin vor einem französischen Militärgericht und erzielte für den Klienten einen glänzenden Freispruch.

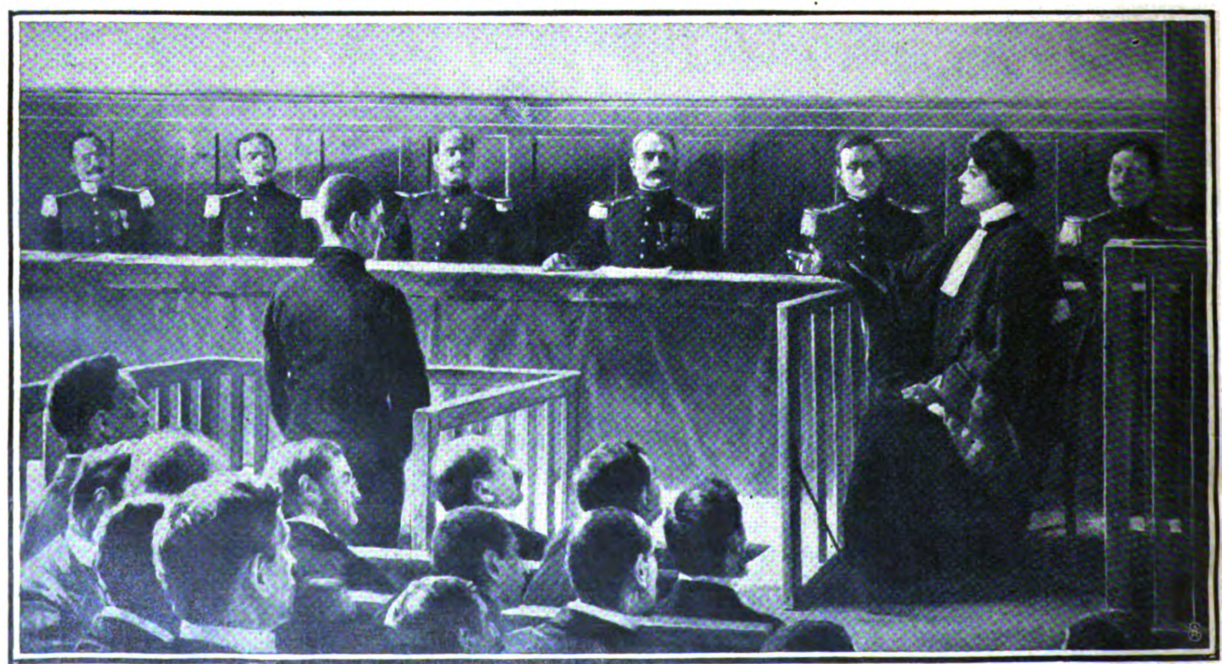
Die Königsproklamation Georgs V. wurde in allen wich-



Die neue Kaiser Wilhelm-Akademie in Berlin.
Zur feierlichen Eröffnung der militärärztlichen Bildungsstätte.

Im Verband der Gura-Oper, die jetzt in Berlin wieder die sommerliche Spielzeit beginnt, wirkt der Kapellmeister Josef Stransky als erster Dirigent. Der noch junge österreichische Musiker hat sich bereits an einer Reihe großer Operntheater in hervorragender Weise bewährt.

In der zweiten Juniwoche stand Kiel im fröhlichen Zeichen des 14. Deutschen Bundeskegelns, das der 50 Verbände um-



Nach einer Zeichnung von L. Fouret.

Die französische Advokatin Isnard verteidigt ihren Klienten vor einem französischen Kriegsgericht.
Die Frau in der Militärgerichtsbarkeit.

Vizekönig Lord Minto und der Höchstkommandierende der indischen Truppen Sir O'Moore mit ihrem Gefolge

Proklamation König Georgs V. als Kaiser von Indien in Simla.



Die II. Hauptversammlung des Vereins der Chemiker-Koloristen
in Frankfurt a. M.: Gruppe der Festteilnehmer.

fassende Deutsche Keglerbund veranstaltete. Die Stadt Kiel unterstützte das löbliche Tun der wackeren Kegler durch einen schönen Ehrenpreis im Wert von 750 Mark. Unser Bild zeigt den geschäftsführenden Bundesvorstand und den Hauptausschuß, deren mühevoller Tätigkeit der glänzende Verlauf des Festes in erster Linie zuzuschreiben ist.

In Nr 19 der „Woche" veröffentlichten wir einen Artikel „Der Barsoi als Jagd- und Salonhund". Der Name des erfolgreichen Dresseurs, der auf den Bildern mit seinen Barsois im Hochsprung abgebildet wurde, ist Joe Hodgini.

Kapellmeister Josef Stransky.
Zur Eröffnung der Gura-Oper in Berlin.

Dr. med. G. W. Koch, Gießen.
Zur Feier seines goldenen Berufsjubiläums.



Vordere Reihe von links nach rechts: Dahm, Sänger, Beyer, Thomas (Bundesvorsitzender), Hölck, Wulff. Obere Reihe: Schüder, Dethleffen, Philipp, Jürgensen.

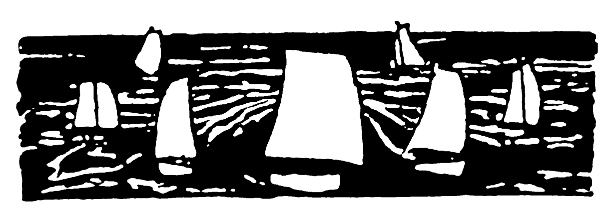
Vom 14. Deutschen Bundeskegeln in Kiel: Der Bundesvorstand und Hauptausschuß.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 26. Berlin, den 25. Juni 1910. 12. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 26.



Die sieben Tage der Woche.

16. Juni.

Der Kaiser leidet an einer leichten Knieaffektion und muß deshalb die vorgesehenen Reisen nach Hannover und Hamburg aufgeben.

Der preußische Landtag wird durch den Ministerpräsidenten von Bethmann Hollweg geschlossen.

Aus der Stadt La Carolina in Südspanien kommt die Nachricht, daß der Polizeichef von einem Anarchisten hinterrücks erschossen wurde.

Der amerikanische Senat nimmt das Gesetz an, durch das die Territorien von Arizona und Neu-Mexiko als Staaten anerkannt werden.

Bei einem Wolkenbruch, der über Unterungarn niedergeht, finden 259 Menschen den Tod.

Der Wali von Erserum meldet nach Konstantinopel, daß die Stadt Hassan Kaleh durch eine Ueberschwemmung völlig zerstört wurde. 400 Menschen verloren das Leben.

17. Juni.

Bei der Stichwahl in Usedom-Wollin wird an Stelle des verstorbenen freisinnigen Abgeordneten Dr. Delbrück der Sozialdemokrat Kuntze gewählt.

Der dem Zentrum angehörige Reichstags- und Landtagsabgeordnete Schmidt-Warburg stirbt, 68 Jahre alt, in Berlin.

Das Kopenhagener Reichsgericht spricht in dem auf Beschluß des Folkethings eingeleiteten Prozeß wegen Begünstigung des ehemaligen Ministers Alberti den früheren Ministerpräsidenten Christensen frei und verurteilt den Exminister Berg zu 1000 Kronen Geldstrafe.

Das portugiesische Ministerium gibt seine Entlassung, die jedoch von König Manuel vorerst nicht angenommen wird.

Aus Nordostmarokko wird gemeldet, daß 400 Mauren einen französischen Militärposten am Mulujafluß angegriffen und in dem sich entspinnenden Kampf beide Teile große Verluste erlitten haben.

18. Juni.

Die preußischen Minister des Innern und der Landwirtschaft treten von ihren Aemtern zurück. Der Kaiser ernennt zum Nachfolger des Herrn von Moltke den Oberpräsidenten von Schlesien Herrn von Dallwitz, zum Nachfolger des Herrn v. Arnim den Oberpräsidenten der Rheinprovinz Freiherrn von Schorlemer-Lieser (Portr. S. 1082).

Der bekannte Radfahrer Thaddäus Robl (Portr. S. 1086), der sich neuerdings der Aviatik zugewandt hat, stürzt in Stettin mit seinem Farmanapparat ab und bleibt auf der Stelle tot.

Aus Marokko wird gemeldet, daß die Stämme zwischen Fez und Tasa sich von dem Gegensultan Muley El Kebir losgesagt und Mulay Hafid wieder angeschlossen haben.

19. Juni.

Die Kaiserin reist vormittags zu den Rennen nach Hamburg-Horn und kehrt abends nach Potsdam zurück.

In München stirbt, 68 Jahre alt, der Maler und Ehrenkonservator des Nationalmuseums Professor Rudolf von Seitz (Portr. S. 1086).

20. Juni.

Der Kaiser empfängt den Oberbürgermeister Kirschner und den Stadtbaurat Hoffmann von Berlin in Audienz.

Von der indischen Nordwestgrenze wird gemeldet, daß unter den Afridis ein Aufruhr ausgebrochen ist.

21. Juni.

In Obersaßbach bei Achern in Baden stirbt plötzlich an Herzschwäche, 36 Jahre alt, die Prinzessin Feodora zu Schleswig-Holstein, die jüngste Schwester der Kaiserin (Portr. S. 1084).

22. Juni.

Der Kaiser begibt sich über Hamburg zur Kieler Woche.

Der neue „Z. 3. VII“, das erste für Passagierfahrten eingerichtete lenkbare Luftschiff, steigt in Friedrichshafen zur Fahrt nach Düsseldorf auf.

Weltproduktion und Welthandel.

Von Oberregierungsrat Georg Evert.

Zur Zeit unserer Großeltern, als man eben begonnen hatte, wenigstens die größeren Städte durch gepflasterte „Kunststraßen“ miteinander zu verbinden, aber an ein Eisenbahnnetz wie das heutige noch kaum zu denken wagte, da konnte Johann Heinrich von Thünen in seinem berühmten Werk vom „isolierten Staat“ noch den Nachweis führen, daß unter den damaligen Produktionsverhältnissen und in Berücksichtigung der großen Kosten des Transportes auf deutschen Landwegen der Getreidebau im allgemeinen schon bei etwa 30 Meilen Entfernung von der Konsumtionstätte aufhören müsse. Heute lebt der europäische Verbraucher größtenteils von Getreide, das in der Entfernung von mehreren tausend Meilen, auf der andern Hälfte des Erdballs, gewachsen ist, in Gegenden, die damals nur eine spärliche, wilde Jägerbevölkerung ernährten, und von denen einzelne, wie Kanada, noch vor einem Menschenalter wohl von niemand als „kommende“ Produktionsländer ersten Ranges angesprochen worden wären. Und während in früheren Jahrhunderten nur die kostbarsten Waren, Gold- und Silbersachen, Gewürze, Pelzwerk u. dergl.,

Gegenstand des Welthandels waren, hat dieser in der Gegenwart nahezu alle Gegenstände der Weltproduktion in seinen Bereich gezogen.

„Wir leben mitten unter einem bunten Gewebe von zahllosen Fäden, die sich von einem Menschen zum andern, über Land und Meer, aus einem Weltteil in den anderen spinnen. Sie hängen sich an jeden einzelnen und verbinden ihn mit der ganzen Welt. Alles, was wir am Leibe tragen, und alles, was uns umgibt, führt uns die merkwürdigsten Begebenheiten aller fremden Länder und jede menschliche Tätigkeit vor die Augen. Dadurch wird alles anziehend." So läßt Gustav Freytag einen Kaufmann sprechen, der begeistert von seinem Beruf diesen gegen den Vorwurf verteidigt, er sei trocken und prosaisch. Der Statistiker kann für den seinigen in ganz ähnlicher Weise eintreten. Ihm ist die Zahl und die Tabelle eben nicht Zahl und Tabelle allein, sondern ein Medium zur Gewinnung von etwas höherem wie die Note für den Musiker oder der Buchstabe für den Schriftsteller und Dichter. Sie entrollen ihm Weltbilder von einer Vielseitigkeit und Klarheit, wie sie kaum durch ein anderes Hilfsmittel zu gewinnen sind. So habe ich es denn gern übernommen, den Lesern der „Woche" einiges über Weltproduktion und Welthandel in einigen Dingen zu sagen, die vorzugsweise Gegenstände unseres täglichen Gebrauches sind. —

Deutschlands Bevölkerung hat sich seit der Gründung des Reichs um etwa 25 Millionen vermehrt. Allen entgegengesetzten Prophezeiungen zum Trotz, bauen wir trotzdem in guten Jahren das Korn für das von uns verzehrte Brot noch jetzt im eigenen Land. Freilich nur für das Brot, von dem die Massen leben, das Roggenbrot, nicht für das Weizenbrot. Für Weizen haben wir im Jahr 1907 gegen 400 Millionen Mark an das Ausland zu zahlen gehabt.

Wie groß ist nun wohl die Produktion von Brotgetreide in den wichtigsten Ländern, und wie verhält die deutsche sich dazu?

Noch vor einigen Jahrzehnten hätte man es für unmöglich gehalten, darüber einigermaßen zuverlässige Daten zu ermitteln. Selbst in Deutschland, wo die Statistik von jeher einen verhältnismäßig hohen Stand eingenommen hat, war die Erntestatistik noch in den achtziger Jahren geradezu zum Gespött der praktischen Landwirte geworden. Heute wird sie der Wirklichkeit ziemlich nahekommen, und auch in anderen Ländern sind große Fortschritte gemacht worden. Seit kurzem besteht in Rom ein internationales Institut zur Förderung der Agrarstatistik und Gewinnung möglichst vergleichbarer Angaben, von dem weitere Fortschritte erhofft werden. Das bisher vorhandene Material wird vom Kaiserlichen Statistischen Amt in den vortrefflichen „Internationalen Uebersichten", die es seinem Jahrbuch mitgibt, fortlaufend zusammengefaßt. Die größten Roggenproduzenten waren danach (1907, teilweise 1908) Rußland mit beinah 20 Millionen Tonnen (zu 1000 Kilogramm); dann folgt sogleich Deutschland mit 10,74 Millionen, in weitem Abstand weiter Oesterreich mit 2,88, Frankreich mit 1,43 und Ungarn mit 1,06 Millionen. Alle übrigen Länder blieben unter 1 Million, auch die Vereinigten Staaten von Amerika. Dafür standen diese in der Weizenproduktion mit 16,80 Millionen an der Spitze; ihnen folgten Rußland mit 13,31, Frankreich mit 10,38, Britisch-Indien mit 5,74, Argentinien mit 5,24, Deutschland mit 3,77, Ungarn mit 3,56, Kanada mit 3,31, Spanien mit 2,73, Oesterreich mit 1,69 Millionen. Auch Rumänien mit 1,51 rangiert noch vor Großbritannien, das nur noch 1,43 Millionen Tonnen Weizen selber baute. Die übrigen Länder blieben unter 1 Million.

Schon diese kleine Uebersicht gibt eine gewisse Vorstellung davon, in wie verschiedenem Maß die einzelnen Länder auf fremde Zufuhr an Brotgetreide angewiesen sind. Dieses Wörtchen „angewiesen" wird übrigens oft in sehr mißverständlicher Weise angewendet, als bedeute es eine einseitige Abhängigkeit des einen Landes von dem andern. In Wirklichkeit ist die Abhängigkeit regelmäßig eine wechselseitige: der Verkäufer ist ebenso auf den Käufer „angewiesen" wie umgekehrt, und er kann sogar der schwächere Teil sein. —

Neben dem Brot ist mit der Zunahme des Wohlstandes das Fleisch zu einem immer wichtigeren Teil der Volksnahrung geworden. In Deutschland werden Rind- und Schweinefleisch bevorzugt. Deutschland hatte im Jahr 1907 einen Bestand von über 20 Millionen Stück Rindvieh und über 22 Millionen Schweinen, Großbritannien 1908 nur von rund 7 und 2,8 Millionen, wogegen es mit 27 Millionen Schafen den deutschen Bestand von 7,7 Millionen weit übertraf. Den größten Rindviehstapel hatten Britisch-Indien mit rund 92 Millionen, die Vereinigten Staaten mit 71, Rußland mit 37, Argentinien mit 29 Millionen; Frankreich mit 14 Millionen bleibt schon weit hinter Deutschland zurück, ebenso Oesterreich-Ungarn mit rund 16 Millionen. Der Schweinebestand war mit 56 Millionen am größten in den Vereinigten Staaten, dann folgte Deutschland mit 22, erst dann in weitem Abstand Rußland mit über 11, Oesterreich-Ungarn mit 10 und Frankreich mit 7 Millionen. Wir sehen, welchen ehrenvollen Platz die deutsche Viehzucht trotz des verhältnismäßig geringen Gebietsumfanges unseres Landes zu behaupten weiß. —

Nächst der Nahrung ist der wichtigste Gegenstand unseres täglichen Verbrauchs die Kleidung. Deren wichtigste Rohstoffe sind Wolle und Baumwolle. Die Produktion der ersteren ist außerordentlich schwer zu schätzen, doch geben die weiter unten angeführten Ziffern über die Ein- und Ausfuhr von Wolle eine gewisse Vorstellung. Die Baumwollernte ist in unserer Quelle für das nicht besonders günstige Jahr 1907/8 auf annähernd 20 Millionen Ballen (1 Ballen = 200 bis 220 Kilogramm) angegeben. Hiervon kam die größere Hälfte, nämlich 11,58 Millionen, auf Amerika, 4,3 Millionen auf Indien, nicht ganz eine Million auf Aegypten, der Rest auf Brasilien, China, Rußland usw. Auf die Bedeutung unserer Kolonien für die Baumwollgewinnung kommen wir am Schluß noch zurück.

Was wir verbrauchen, bezahlen wir größtenteils mit Gold und Silber. Wo werden diese edlen Metalle heute in den größten Mengen gewonnen?

Das Gold liefern jetzt ganz überwiegend die zuletzt entdeckten und durchforschten Kontinente. In Europa gewann (1907) Rußland rund 40000, Oesterreich 3700 Kilogramm; die sonstige europäische Produktion ist ganz unbedeutend. In Asien kamen Britisch-Indien auf über 15000, China auf 6700, Japan auf 4170, Korea auf über 3200 Kilogramm. Dagegen erzeugten Afrika, wo die Produktion in den Jahren 1900 und 1901 von über 100000 auf 13000 Kilogramm gesunken war, im Jahr 1907 an 230000 und Australien 114000 Kilogramm. Sehr goldreich ist dann nur noch Nordamerika, wo die Vereinigten Staaten 136000,



Kanada 12 600 (in den Jahren 1898 bis 1905 immer je 20- bis 40 000 Kilogramm, also viel mehr) lieferten. Südamerika tritt demgegenüber ganz zurück; am höchsten kommen noch Kolumbien mit rund 5000 und Brasilien mit 3000 Kilogramm, während das einst so berühmte Goldland Peru nur 774 Kilogramm erzielte.

An Silber gewinnt in Europa noch am meisten Deutschland, im Jahr 1907 rund 158 000 Kilogramm, doch wird die Ausbeute im allgemeinen immer geringer. Sonst ist namentlich Spanien mit 127 000 Kilogramm zu nennen. In Asien erzielten Japan an 90 000, Niederländisch-Ostindien 10 000 Kilogramm. Mit ganz andern Zahlen traten wieder die neuen Weltteile auf: Australien mit fast 600 000 Kilogramm, in Amerika Mexiko gar mit 1,90 Millionen, die Vereinigten Staaten mit 1,76 Millionen, Kanada mit 0,4 Millionen, in Südamerika Peru mit rund 300 000, Bolivien und Chile mit zusammen 160 000 Kilogramm. Im ganzen ist nach einer Aufstellung der Reichsbank von 1896 bis 1907 die jährliche Goldgewinnung der Welt von 302 688 auf 617 748 Kilogramm, die Silbergewinnung von 4,88 Millionen auf 5,75 Millionen Kilogramm gestiegen; der Wert betrug im Jahr 1907 beim Gold 1724, beim Silber 513 Millionen Mark. Eine Reihe höchst interessanter, lehrreicher Zahlen.

Der mir zur Verfügung stehende Raum verbietet mir das Eingehen auf noch andere wichtige Gegenstände der Weltproduktion; es bleibt nur noch einiges über den Welthandel zu sagen.

Der internationale Handel setzt nur einen Teil der Produktion jedes Landes in Bewegung, aber er tut dies in stets steigendem Maß. Nach dem Statistischen Jahrbuch des Deutschen Reiches ist von 1890 bis 1907 der Gesamtaußenhandel (Ein- und Ausfuhr) der wichtigsten Länder der Erde von rund 74 auf 135 Milliarden gestiegen. Von der Gesamtsumme kommen auf

	1890	1907	
Großbritannien .	20,8	17,6	v. H.
Deutschland . . .	11,1	12,6	„
Vereinigte Staaten	9,4	10,3	„
Frankreich . . .	11,3	9,0	„
Belgien	6,7	6,7	„
Niederlande . . .	5,5	6,1	„

usw. Und diese gewaltige Ausdehnung des Außenhandels hat sich in einer Zeit vollzogen, in der die meisten Länder immer mehr danach trachteten, die eigene Produktion gegen die fremde Einfuhr zu schützen. Auch Deutschland hat das getan, und doch ist von 1890 bis 1907 im Spezialhandel seine Einfuhr von 4145 auf 8747, seine Ausfuhr von 3327 auf 6845 Millionen Mark gestiegen. So spinnt der Welthandel von Jahr zu Jahr festere Verbindungen um die Völker, Verbindungen, die sie bei einer Störung des Weltfriedens allesamt ins Verderben oder doch erheblich in Mitleidenschaft ziehen können, gerade deshalb aber eine der stärksten Bürgschaften für dessen Erhaltung bieten.

Nun noch einiges über den internationalen Austausch einzelner besonders wichtiger Produkte.

Beim Weizen sehen wir als vornehmstes Einfuhrland Großbritannien mit 758 Millionen Mark; aber an zweiter Stelle steht bereits Deutschland mit 385 Millionen, während das benachbarte Frankreich mit seiner stillstehenden Bevölkerungsziffer nur für 65 Millionen einführt und von den kleinen Nachbarstaaten Holland (323 Millionen, denen jedoch 269 Millionen Ausfuhr gegenüberstehen) und Belgien (294 Millionen bei 78 Millionen Ausfuhr) weit übertroffen wird. An der Deckung des gewaltigen Bedarfs der Einfuhrländer sind Rußland mit 336, Argentinien mit 335, die Ver-

einigten Staaten mit 253, Australien mit 98, Britisch-Indien mit 116 Millionen Mark beteiligt. Roggen führte Deutschland nur für 89 Millionen ein und für 34 Millionen aus; es wurde für seine Einfuhr an Roggen dem Ausland weniger schuldig wie beispielweise an Obst (102,8 Millionen bei nur 4,2 Millionen Ausfuhr) oder Eiern (151 Millionen und 1 Million). Sehr starke Mehlexporteure sind die Vereinigten Staaten (276 Millionen Ausfuhr, 0,9 Einfuhr) und auch Deutschland (30,7 und 5,7), während Großbritannien und die Niederlande mit 144 und 113 Millionen bei 15 und 31 Millionen Ausfuhr wichtige Einfuhrländer sind.

Sehr groß sind die Umsatzziffern u. a. auch bei dem Bau- und Nutzholz, den Steinkohlen und den Rohstoffen der Lederindustrie, Häuten und Fellen. Bei dem Bau- und Nutzholz sind als Hauptlieferanten die Vereinigten Staaten, Rußland und Oesterreich-Ungarn mit 292 sowie 232 und 218 Millionen, als Abnehmer Großbritannien mit 486 und Deutschland mit 298 Millionen Mark zu nennen. An Steinkohlen führt (bei einer Einfuhr von 0,0 Millionen) Großbritannien für nicht weniger als 819 Millionen aus, Deutschland für 279 aus und für 242 ein, die Vereinigten Staaten für 146 Millionen aus und für 14 Millionen ein. Für Häute und Felle wurden die Vereinigten Staaten 350 Millionen schuldig und führten nur für 7 Millionen aus; bei Deutschland betrug die Einfuhr 344, die Ausfuhr 109 Millionen.

Ganz gewaltige Umsätze aber finden wir bei den wichtigsten Spinnstoffen Baumwolle und Wolle. Großbritannien führte Baumwolle für 1243 Millionen ein und keine aus, Deutschland für 551 ein und 65 aus, bei Frankreich sind die Zahlen 353 und 55. Bei der Wolle sind die bedeutendsten Nehmer Frankreich, Deutschland und Großbritannien mit 495 sowie 471 und 445 Millionen, demnächst die Vereinigten Staaten und Oesterreich-Ungarn mit 170 und 122 Millionen. Als die bedeutendsten Ausfuhrländer erscheinen Australien mit 589 und Argentinien mit 240 sowie Frankreich mit 213 und Neuseeland mit 156 Millionen.

Bei dem ungeheuren Bedarf Deutschlands an Spinnstoffen und der Unmöglichkeit, von dem wichtigeren von beiden, der Baumwolle, auch nur irgend etwas im Inland zu erzeugen, ist die Frage, inwieweit unsere Kolonien dereinst als Lieferanten dieses für unsere Textilindustrie so wichtigen Rohstoffs in Betracht kommen können, sicher von großer Bedeutung für unsere ganze wirtschaftliche Zukunft. Zurzeit beträgt ihre Ausfuhr an Baumwolle nur rund 3000 Ballen, also nur einen winzigen Bruchteil der Weltproduktion und des Weltbedarfs. Die Meinungen, wie das in Zukunft sein werde, gehen noch auseinander, doch gewinnen die günstigen Auffassungen mehr und mehr an Boden. Dr. Zadow hat kürzlich unter Berufung auf Sachverständige behauptet, daß wir uns in etwa fünfzig Jahren in dem Bezug von Rohbaumwolle von den Vereinigten Staaten unabhängig machen und nach Einführung zweckmäßiger Plantagenwirtschaft 2½ Millionen Ballen, weit mehr als den gegenwärtigen Bedarf, aus den Kolonien beziehen könnten. Hoffen wir, daß diese Aussichten sich erfüllen. Dazu wird freilich auch nötig sein, daß alle unsere politischen Parteien, namentlich aber unsere Arbeiterbevölkerung, die ganz im Gegensatz zur englischen bisher der Kolonialpolitik fast ganz ohne Verständnis und Teilnahme gegenübersteht, sich mehr und mehr mit dem Gedanken erfüllen, daß unsere Kolonien nur dann dem Reich entsprechenden Nutzen bringen können, wenn dieses ihnen die nötige Pflege angedeihen läßt. Glücklicherweise treten auch dort in letzter Zeit einige Anzeichen besserer Erkenntnis hervor.

Kometensommer.

Von Dr. R. Hennig.

So ziemlich jedes einzelne Jahr bringt irgendein bestimmtes Schlagwort, das von den Menschen, manchmal sogar in Begleitung einer Melodie, bis zur völligen Bewußtlosigkeit abgehetzt wird. Einmal lautet dies Schlagwort: „Haben Sie nicht den kleinen Kohn gesehn?", ein andermal: „Hopla, Papa sieht's ja nicht", ein drittes Mal: „Ringel, Ringel, Rosenkranz, ich tanz mit meiner Frau", ein viertes Mal „Diabolo", und in diesem gegenwärtigen Jahr des Heils 1910 heißt es: „Ob das nicht mit dem Kometen zusammenhängt?" — Mag passieren, was da will, ein paar Leute finden sich ganz unweigerlich, die behaupten, die Sache hinge bestimmt mit dem Kometen zusammen!

Der Halleysche Komet hat zwar bei seiner diesjährigen Wiederkehr alle Welt bitter enttäuscht, das Publikum sowohl wie die Fachgelehrten: statt der erhofften glänzenden Himmelserscheinung zeigte sich nur ein ziemlich kümmerliches Gebilde, das man erst mit Not und Mühe am Himmel aufsuchen mußte, um es überhaupt gesehen zu haben. Daß eine solche allgemeine Enttäuschung nicht unwahrscheinlich sei, hatten zwar zahlreiche Personen, die es wissen konnten, vorhergesagt, denn der Halleysche Komet ist nur selten, zuletzt bei seiner Wiederkehr im Jahr 1456, ein wirklich glänzendes Himmelsphänomen gewesen, und außerdem hatte man diesmal auch vorher zu viel Wesens von dem erwarteten Himmelsgast gemacht, aber daß der launenhafte Geselle so unvorteilhaft sich präsentieren werde, hätten wohl auch die größten Pessimisten kaum gedacht! — Man hätte nun eigentlich erwarten sollen, daß das Publikum sich revanchieren und über den „Halley", der uns sogar nicht einmal den angekündigten Weltuntergang gebracht hat, überhaupt weiter kein Wort verlieren werde. Und dennoch beherrscht er nach wie vor die menschlichen Gedanken in einer fast unglaublichen Weise, und bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit hört man es schallen: „Ob das nicht mit dem Kometen zusammenhängt?"

Da brachte uns z. B. in Mitteleuropa der wunderschöne Monat Mai in seinen ersten Tagen diesmal ein recht niederträchtiges Wetter, Regen und Kälte, und viele Oefen brannten selbst noch am 10. Mai. Da war alle Welt überzeugt, daß diese abnorme kühle Witterung nur mit dem Kometen zusammenhängen könne. Dann wurde es ziemlich unvermittelt recht hübsch warm, fast heiß, und es gab sehr zahlreiche Gewitter — alsbald hieß es abermals: „Ob das nicht mit dem Kometen zusammenhängt?" Nun hat uns der Monat Juni eine tatsächlich ganz ungewöhnlich große Zahl von Gewitter-



katastrophen gebracht, außerdem eine auffällige Häufung von gleichzeitigen furchtbaren Ueberschwemmungen im Ahrtal, in Oberbayern, in Tirol, in der Schweiz, in Ungarn, in Serbien, und alsbald hörte man abermals bald hier, bald dort die Frage: „Ob das nicht mit dem Kometen zusammenhängt?" Die Vergnügungs- und Erholungsreisenden, die an einzelnen Tagen im Monat Mai wie im Juni etwa in Oberitalien und Südtirol, statt die erwartete Bärenhitze zu finden, tüchtig frieren mußten, fragten alsbald mit blauen Lippen: „Ob das nicht mit dem Kometen zusammenhängt?" Hingegen in Königsberg und Memel, in Riga, Petersburg und Helsingfors, wo man allgemein ein selten schönes, warmes und trockenes Frühjahr zu verzeichnen hatte, oder in Stockholm, wo man in der gleichen Lage war, und wo infolgedessen der sehr seltene Fall zu beobachten war, daß „schon" zu Anfang Juni die Bäume in Blüte standen, in diesen Gegenden fragte man der Abwechslung halber: „Ob das nicht mit dem Kometen zusammenhängt?"

Der Halleysche Komet ist diese Art von Fragerei nun allerdings sicher schon von seinen früheren Besuchen bei uns her gewöhnt. Stets wenn er selber oder einer seiner Kollegen aus der Zunft der Schweifsterne am Himmel stand, wurde die gleiche Frage gestellt. Wenn irgendwann und irgendwo in den ersten zwölf Monaten nach dem Sichtbarwerden eines Kometen ein Krieg ausbrach oder ein Friede geschlossen wurde, ein Unwetter niederging oder eine Krankheit ausbrach, eine hochstehende Persönlichkeit starb oder krank wurde, wenn der Winter streng war oder gelinde, wenn eine Hungersnot ausbrach oder das Korn reichlich gedieh, wenn ein Regierungswechsel eintrat, immer wurde gefragt: „Ob das nicht mit dem Kometen zusammenhängt?" Als im Jahr 1668 in Westfalen ein großes Katzensterben war, fragten die Leute wieder: „Ob das nicht mit dem Kometen zusammenhängt?" Und als im großen Kometenjahr 1680 in Rom ein Huhn ein Ei legte, das bis dahin keine Eier gelegt hatte, wurde die gleiche geistreiche Frage allen Ernstes gestellt!

Auch jetzt gibt es vielleicht noch manche Leute, die nicht nur die abnormen Witterungsvorgänge dieses Jahres, sondern noch alle möglichen andern aufsehenerregenden Vorgänge mit dem Erscheinen des „Halley" in Verbindung zu bringen geneigt sind. Eine „wissenschaftliche" Begründung dafür läßt sich schließlich immer ohne Schwierigkeit geben. Da haben meinetwegen die „giftigen Dünste" des Kometen das Blut vieler Menschen so verunreinigt, daß sie sterben müssen oder unerwartete Handlungen begehen, die sie in einem Jahr ohne Kometen wahrscheinlich unterlassen hätten. Sieht man die Dinge unter diesem Gesichtspunkt an, so fällt es nicht schwer, mit dem Kometen etwa den Tod König Eduards VII. von England in Zusammenhang zu bringen, der ja unmittelbar vor dem Termin der größten Annäherung des Kometen an die Erde erfolgte, oder den Rücktritt des Staatssekretärs Dernburg oder die Borromäus-Enzyklika des Papstes, die bezeichnenderweise gerade in den Tagen der besten Sichtbarkeit des „Halley" veröffentlicht wurde. Heute mögen verständige Leute sich scheuen, derartige politische Vorgänge auf den Kometen zurückzuführen; in früheren Jahrhunderten hätte sicher kein Mensch Bedenken getragen, bei derartigen Vorkommnissen zu fragen: „Ob das nicht mit dem Kometen zusammenhängt?" — Und sind wir denn im Grunde genommen wirklich so sehr viel weniger zu wunderlichem Aberglauben geneigt als die Menschen vor dreihundert und mehr Jahren? Gar mancher, der heute über die Idee, solche politischen Vorgänge auf den Kometen zurückzuführen, lacht, ist dennoch höchst ernsthaft geneigt, den Kometen für jeden auffälligen Witterungsvorgang dieses Sommers verantwortlich zu machen, obwohl die eine Annahme genau ebenso unbegründet und willkürlich ist wie die andere!

Betrachtet man nämlich die Dinge vom rein wissenschaftlichen Standpunkt, so liegt auch nicht der leiseste Schatten eines Anlasses vor, die aufsehenerregenden Witterungsvorgänge dieses Jahres (jedes Jahr bringt hier und da abnorme Wettervorgänge) als Folgen der Kometenerscheinung zu betrachten. Jeder einzelne von diesen Vorgängen wird durch die jeweilig herrschende Luftdruckverteilung so vollständig erklärt, daß man ohne weiteres die Behauptung aussprechen kann: sobald sich einmal die gleiche Luftdruckverteilung wieder einstellt, müssen sich mit unbedingter Notwendigkeit auch die gleichen oder doch jedenfalls ungefähr die gleichen Wetterereignisse wieder einfinden, gleichviel ob dann ein Komet am Himmel steht oder nicht. Die große Gewitterhäufigkeit um Mitte Mai und gegen Mitte Juni z. B. war eine selbstverständliche Folge der um diese Zeit über weiten Gebieten Mitteleuropas vorwiegenden südöstlichen Winde. Sobald nämlich in der warmen Jahreszeit bei uns südöstliche Winde wehen, stellt sich eine außergewöhnliche Wärme und gleichzeitig fast immer eine ungemein starke Neigung zu Gewittern ein, die so lange anhält, als eben der Wind aus Südosten weht. Die Südostwinde aber mußten eintreten, weil hoher barometrischer Druck über Nord- und Osteuropa lag, tiefer im Westen des Erdteils. Die Hitze und die ungemein starke Gewittertätigkeit waren also eine absolut regelrechte Folge der jeweiligen Verteilung des Luftdrucks und nicht eine Folge des Kometen, denn die etwaige Annahme, daß der Komet uns eben ausgerechnet die südöstlichen Winde beschert habe, ist ja doch zu absurd, als daß man darüber noch ein Wort zu verlieren braucht. Ebenso erklärte sich die zeitweilige Seltsamkeit der Temperaturverteilung über Europa, die Tatsache, daß es in südlichen Gegenden abnorm kalt war (man denke an die Eröffnung der Oberammergauer Passionsspiele im tiefen Schnee!), während gleichzeitig in nördlichen Breiten ungewöhnlich zeitige Sommerhitze herrschte, ganz ungezwungen aus der Eigenart der Wetterkarte und dem Herrschaftsgebiet der Winde: im Süden wehten damals eben nördliche und nordwestliche Winde, die stets starke Abkühlung herbeiführen, im Norden hingegen südliche bis östliche Winde, entsprechend der Tatsache, daß sich durch Mitteleuropa von Süden nach Norden eine Furche niedrigen Luftdrucks zog. Gerade im Frühjahr sind ähnliche Unregelmäßigkeiten der Temperaturverteilung, bei ähnlicher Luftdruckverteilung, durchaus keine Seltenheit; am Morgen des 13. Mai 1897 war z. B. das im höchsten Norden gelegene Haparanda sogar der wärmste Ort von ganz Europa, während gleichzeitig in den Alpenländern ein winterlicher Wettersturz schwerster Art zu verzeichnen war. Wo bleibt angesichts derartiger sich von Zeit zu Zeit wiederholender Tatsachen Raum für die mystische Einwirkung des Kometen? — Und die riesigen Ueberschwemmungen dieses Jahres, die erst im Januar d. J., als gerade der sogenannte „Johannesburger Komet" am Himmel

stand, Paris und dann am 13. und 14. Juni infolge ungeheurer Wolkenbrüche das Ahrtal und zahlreiche Alpengebiete heimsuchten und aufs fürchterlichste verwüsteten? Sie sind genau ebenso aus der Wetterlage jener Unglückstage mit äußerster Folgerichtigkeit zu erklären, und der Meteorologe hat nicht die leiseste Veranlassung, andere wie die ihm wohlvertrauten Ursachen zur Erklärung heranzuziehen und in die Frage einzustimmen: „Ob das nicht mit dem Kometen zusammenhängt?"

Man kann aber unbedingt fest davon überzeugt sein, daß diese Frage dennoch wiederkehren wird, sobald irgendein Wettervorgang in den nächsten Monaten die Aufmerksamkeit herausfordert! Sollten uns der Juli und der August schöne, heiße Witterung bringen — der Komet hat sie verursacht! Sind sie kalt und unfreundlich — es ist eine Folge des Kometen! Sollte der Sommer wieder mal gründlich verregnen — der Komet ist dran schuld! Wird der Sommer aber zu trocken — es ist eine Wirkung des Kometen! Kurz und gut, was auch immer geschehen wird, es werden sich Tausende und aber Tausende finden, die den Kometen dafür verantwortlich machen wollen! Diese Neigung des Menschen, alles und jedes, was ihm auffällt oder unangenehm ist, mit dem Kometen in Verbindung zu bringen, der kurz zuvor am Himmel stand, ist schon so alt wie die Menschheit selbst; sie ist übrigens kürzlich sehr hübsch in einem längeren Gedicht der „Fliegenden Blätter" verspottet worden, in dem es u. a. hieß:

„Wenn's hagelt, regnet oder schneit,
Wenn ein Quartett mißlingt,
Wenn ein Prozeß verloren wird,
Wenn eine Lampe springt . . .,
Wenn eine neue Steuer droht,
Wenn jäh der Wind sich dreht,
Wenn die Kaffeemilch überläuft,
Dran schuld ist der Komet!"

Bekanntlich gibt es ein altes Winzersprichwort, daß Kometenjahre gute Weinjahre seien. Eine vorurteilslose statistische Prüfung zeigt, daß für einen derartigen Glauben gar keine Veranlassung vorliegt. Mit einer einzigen Ausnahme sind im 19. Jahrhundert die besten Weinjahre nicht mit größeren Kometenerscheinungen zusammengetroffen, und die Hauptkometenjahre haben, mit jener einen Ausnahme, durchaus keine hervorragenden Weine gezeitigt. Und dennoch erhält sich jener Winzerglaube, allen gegenteiligen Erfahrungen zum Trotz, seit nun bereits 100 Jahren, weil eben ein einziges Mal, im Jahr 1811, ein hervorragend gutes Weinjahr, das beste des ganzen Jahrhunderts, zusammentraf mit einem durch einen selten großen Schweifstern ausgezeichneten „Kometenjahr"! Als im Herbst jenes gesegneten Jahres das Herz der Weinbauer und der Weintrinker durch einen Tropfen alleredelster Art erfreut wurde, da fragte man nicht etwa: „Ob das wohl mit dem schönen, warmen Sommer zusammenhängt?", sondern, in Erinnerung an den prachtvollen Septemberkometen des Jahres, wieder mal: „Ob das nicht mit dem Kometen zusammenhängt?" Aber genau die gleiche Frage wurde auch einmal in alter Zeit — es war Anno 1347 — nach dem Bericht der Chroniken gestellt, als in einem Jahr, das einen Kometen gebracht hatte, ein ganz abscheulicher Surius und Krätzer in den Weinlanden gewonnen wurde, einer jener Weine, die Trojan so schön besungen hat:

„Dieses Weines Säure
Ist eine so ungeheure,
Daß gegen ihn Schwefelsäure
Der Milch gleicht, der süßen,
Die die kleinen Kinder genießen."

Und so werden's die Menschen denn wohl auch in diesem Jahr halten! Gibt's ein gutes Weinchen — wir danken's dem guten Kometen; mißrät der Jahrgang — das hat auch wieder bloß dieser verwünschte Komet auf dem Gewissen! Und so wird denn wohl der „Halley", auch wenn seine diesmalige Wiederkehr wirklich eigentlich gar nicht der Rede wert war, auch in den kommenden Monaten dieses „Kometensommers" noch unendlich oft von sich reden machen, und bis Weihnachten wird in der Witterung kein leidlich bemerkenswertes Vorkommnis stattfinden können, ohne daß aus einigen hundert Mündern die unvermeidliche Frage hervorsprudelt: „Ob das nicht mit dem Kometen zusammenhängt?" — Mögen diese Zeilen dazu beitragen, wenigstens bei den Lesern der „Woche" eine etwas zutreffendere und nüchternere Auffassung zu verbreiten und dem allzu hitzig behandelten Thema dieses Jahres, dem Thema „Halleyscher Komet", zur Ruhe zu verhelfen, die es längst verdient hat!

Die Sprache auf der Reise.

Plauderei von Dr. Marx Möller.

Unsere englischen Vettern sind — wie einst die Phönizier — die weitestgereisten Leute der Erde; allerdings machen wir ihnen in letzter Zeit darin Konkurrenz; aber vor der Einigung unseres Reiches waren wir doch noch nicht so wie sie als „Globetrotter" zu betrachten. Verblüffend wirkte es zu unserer Eltern und Großeltern Zeit damals, wie wenig Schwierigkeit den Engländern die fremde Sprache machte: sie redeten diese Sprache nämlich einfach gar nicht, und man kannte sowieso ihre Art und ihre Neigungen, und wie steinerne Gäste saßen sie im deutschen Gasthaus, womöglich gar abseits der für jeden Einheimischen strengoffiziellen Table d'hote. Der Wirt wußte, daß diese Leute Geld hatten, das war für ihn das wichtigste, und „Ende gut", meinte er, heißt „alles gut".

So ist es oft auch noch heute. Auch der moderne Engländer, der oft gar nicht daran denkt, Deutsch oder eines anderen Landes Sprache zu lernen, reist ruhig, behaglich und kommt zum Ziel; und wenn er im französischen Hafen ein Schiff namens „Irène" sucht, so fragt er nach dem Schiff „Eirien", denn so spricht er eben das Wort aus, und deshalb ist jede andere Aussprache verkehrt. Irgendwann und irgendwo stößt er doch auf einen Landsmann, der ihm die nötigen Fingerzeige gibt.

Noch heutigestags ist es dem in Deutschland reisenden Deutschen, wenn er im Wartesaal den Schaffner die Stationen ausklingeln hört, als riefe da jemand Worte aus einer erst halbentwickelten, kaum artikulierten Negersprache, oder als solle da ein Hundegebell scherz-

haft derb nachgemacht werden. Und dabei haben doch alle diese Beamten in der Schule lernen müssen, wie man eine deutsche Einheitssprache mit Buchstaben festlegt; aber sogar Hochgebildeten ist es oft nicht möglich, ihre Sprechweise mit ihrer Schreibweise in Uebereinstimmung zu bringen; und unser Oberlehrer im Griechischen mußte die in der gleichen Lektion vorkommenden Verba „begleiten" und „bekleiden" auf direktionalen Befehl hin durch „mitgehen" und „anziehen" ersetzen, denn wenn er „begleiten" sagte, hatte er „bekleiden" gemeint, und umgekehrt, und so bekamen wir armen Kinder immer schuldlos Fehler angestrichen.

Wie arg mögen nun erst in früheren Jahrzehnten, als noch kein so einheitlicher, gründlicher Unterricht bestand, die Mißverständnisse zwischen Reisenden und Ansässigen in Deutschland gewesen sein, in diesem Herzen Europas, das deshalb, wie Grabbe sagte, auch so zerrissen war, wie nur ein Herz sein kann.

Man half sich damals dadurch, daß man im Gasthaus stets auf das Verständnis des Französischen rechnen konnte; dies galt besonders für die Speisekarte, nebenbei für den ganzen Wirtsbetrieb. Das hatte auch seine praktischen Seiten, obwohl es ja besser gewesen wäre, man hätte sich auf deutsch verständigen können.

Es ist das unbestreitbare Verdienst des deutschen Sprachvereins, hier belehrend und mahnend zur Vernunft gerufen zu haben; es kam ja auch noch dazu, daß die Fremdworte nicht gleichmäßig benutzt werden; was der Hamburger z. B. „Karbonade" nennt, nennt der Berliner „Kotelett"; ich erfuhr das erst nach achtjährigem Aufenthalt in Berlin und konnte da zum erstenmal dieses Gericht fordern, denn ich dachte, Karbonade gäbe es in Preußen gar nicht, und das Koteletteſſen wollte ich gar nicht erst lernen.

Noch schlimmer geht's dem Norddeutschen im weiteren Süden wie dem Süddeutschen im höheren Norden. Die Altbayern sagen „Ritibisel", wo der Norddeutsche von „Johannisbeeren" spricht; „Hetschepatsche" sollen „Hagebutten" darstellen, „Kren" den „Meerrettich", „Gesottene Grundbeeren" die „Pellkartoffeln" und „Gselchts" das Rauchfleisch. Wenn nun gar daneben noch hin und wieder Gerichte mit französischen Namen ins „Deutsche" übertragen werden, kann Ungeheuerliches sich gestalten; so machte ein Schweizer Wirt auf seiner Speisekarte aus „vis de veau à la gardinière" die Uebersetzung „das Lächeln des Kalbes an der Gärtnerin".

Aber auch außerhalb der Tafel drohen dem Reisenden allerlei Mißverständnisse auf sprachlichem Gebiet; der junge Deutsche, der in London die Kellnerin fragte, wann er denn sein Beefsteak bekäme und „bekäme" mit „become" übersetzte, erhielt auf englisch die Antwort „ich hoffe niemals!" denn „become" heißt nicht „bekommen", sondern „werden"; und der Mitteldeutsche, der Platt sprechen wollte und einen Stellvertreter des Chefs fragte: „Seggen Sei mal, Sei verpedden woll den Herrn?" wurde gar nicht verstanden; denn wenn „pedden" auch „treten" heißt, so bedeutet doch „verpedden" lange noch nicht „vertreten", sondern „mit Füßen treten".

Man sieht: am besten ist es auf Reisen, wenn man nicht vorschnell Sprachkenntnis sich zumutet, sondern sich wie ein Engländer „mit dem ganzen Stolz umgürtet" und die Dinge an sich ruhig herankommen läßt. Denn nichts macht die Ansässigen mißtrauischer und reizt ihre Spottlust mehr, als wenn einer wie ein Salontiroler fremdes Gehabe sich aneignen will.

So ganz ruhig und vernünftig und in seiner Art selbstbewußt reiste Julius Stinde, als er mit seinem Malerfreund Paulsen zum erstenmal Italien besuchte; es stiegen die beiden in einem italienischen Gasthaus ab, weil es sie reizte, gerade das Fremdländische, auch in Speise und Trank, kennen zu lernen; der servierende Kellner überschüttete sie mit einer Flut von erregten Worten, die wohl allerhand Anpreisungen enthalten sollten; Stinde aber wartete kühl auf die Stille nach dem Sturm; er hatte ja Zeit, und dann nahm er die Zigarre aus dem Mund und sagte ganz ruhig: „Du kannst mi lang wat vertellen, ick verstah di doch nich; nu lat uns taufreden und bring en beten Risotto!" — Und schon ging der Mann und besorgte den Risotto.

Eine rührende Geschichte, die unsere Kinder leider jetzt nicht mehr zu lesen bekommen, erzählt der biedere Johann Peter Hebel von einem wandernden Handwerksburschen, der nicht in der Fremde verstanden wird; der Bursche kommt nach Amsterdam und bestaunt die herrlichen Häuser, und wenn er bei irgendeinem der Bauten einen Einheimischen fragt, wem das alles gehöre, bekommt er die abweisende Antwort „Kann nit verstan", die er für eine Auskunft hält; denn er denkt, es sei ein Mann namens „Kannitverstan" damit gemeint. Die gleiche Antwort erhält er auch, wenn er nach dem Besitzer der Schiffe und der Gärten fragt, so daß sein Staunen ins Ungemessene steigt; als aber schließlich ein Leichenzug daherfährt und er nach dem Namen des Toten sich erkundigt und die gleiche Auskunft wiederum erfährt, da weicht sein Staunen, das fast in Neid überschlagen wollte, der Ergriffenheit und Demut. So zeigt die niedliche Kalendergeschichte in ebenso geistvoller wie kindlich greifbarer Art, wie Leuten, die reinen Herzens reisen, alle Reiseeindrücke, also auch die sprachlichen Mißverständnisse, zum Besten gedeihen müssen.

Auf See und den großen internationalen Hafenplätzen gilt jetzt ein etwas seltsames Gemisch aus Plattdeutsch und Englisch als das allgemein Verständliche. Diese Seebärensprache klingt sehr behaglich; die Gründer dieses Esperanto gingen hier natürlich nicht von streng wissenschaftlichen Gesichtspunkten aus, und reich ist der Wortschatz der Sprache nicht; die Arbeit wurde nicht durch philologische Bedenken gehemmt; sagte doch zu mir in meinen Studentenjahren ein Hamburger Kapitän, als er mich fragte, was ich denn studiere, und ich „neuere Sprachen" angegeben und Französisch und Englisch genannt hatte, „Wat? Inglisch! Junge, dat is jo gor kein Sprook!" Aus all diesen „Dialekten" also bilden die Leute dann eine allgemein verständliche Sprache, in der sich z. B. der Hafenwirt friedenstiftend ausdrückte, als er einem Matrosen sagte: „So, min Jung, nu holl de Snut und give all den Gentlemen de Hand und gah to Bed; du büst duhn." („So, mein Junge, nun halte den Mund und gib all den Herren die Hand und geh zu Bett; du bist betrunken.")

Ebenso verdrießlich, wie es oft für ungeduldige Reisende ist, wenn man ihre Sprache nicht versteht, ebenso wohltuend berührt es, wenn in der Fremde plötzlich und unvermutet der heimische Dialekt erklingt. So ging es dem Sauerländer, der durch Frankreich reiste und sah, wie sein Gegenüber etwas suchte; und als er ihn da fragte: „Skerskez vous votre skapeau?" da rief der andere: „Sind Sie auch aus Meskede?" und erhielt die Antwort: „Nein, aus Lüdenskeit."

Die rührendste derartige Erkennungsgeschichte las ich in meiner Kindheit in einem Indianerbuch, wie man deren damals, wie heute wieder, überall in den Läden fand. Die Geschichte hieß: „Am Marterpfahl bei den Siouxindianern", und sie behandelte die unglaublich aufregenden Erlebnisse eines Hannes Saß aus Malchin in Mecklenburg. Dieser Hannes war als Schiffsjunge zur See gegangen, bloß um die Indianer, für die er wie wir alle seit frühester Zeit schwärmte, persönlich zu begrüßen; vergebens hatte man ihn in Malchin auf das tragische Geschick seines Landsmannes Krischan Lücht hingewiesen, der das gleiche gewagt und nun längst verschollen, wahrscheinlich also aufgefressen war. Dieser Geschichte letztes, also allerspannendstes Kapitel schildert die Gefangennahme des armen Hannes durch die Sioux, die ihn an ihren Marterpfahl binden, wo er am nächsten Tag unter der Oberleitung eines befreundeten Häuptlings, des „schleichenden Panthers", skalpiert und hingemordet werden sollte. Es hieß da etwa: „Hannes hörte sein ängstliches Herz überlaut schlagen; Pferdegetrampel und wildes Gejohle verkündete das Herannahen des ‚schleichenden Panthers', der ihm mit scharfem Messer den Skalp vom Kopf schälen sollte. Langsam, mit dem großen Skalpmesser in der Hand, trat der mit Tausenden von Farben bemalte Häuptling an sein Opfer heran, während die großen Adlerfedern schauerlich nickten. Als der ‚schleichende Panther' dicht vor dem Verurteilten stand, sagte er, während er dem Opfer tief in die Augen schaute: ‚Du, segg mal bist du nich Hannes Saß ut Malchin?'"

Und als Hannes vor Staunen gar nicht zu sich kommen konnte, bedeutete der Häuptling die Seinen, daß sie den Gefangenen losbinden sollten; denn er war ja jener Krischan Lücht, der nun seinen Landsmann rettete und gleich zum Häuptling mit irgendeinem schauderhaft romantischen Namen beförderte!

Möchten doch alle guten Reisenden, an die sich in der Ferne und Fremde irgendwelche Gefahr so pantherhaft heranschleicht, so behaglich in heimatlicher Sprache gerettet und getröstet werden!

Unsere Bilder

Der Wechsel im preußischen Staatsministerium (Abb. S. 1082). Unmittelbar nach dem Schluß der Landtagssession hat sich ein ziemlich überraschender Personalwechsel im preußischen Ministerium vollzogen. Herr von Moltke, der Minister des Innern, räumte dem Oberpräsidenten von Schlesien Herrn v. Dallwitz den Platz. An Stelle des Landwirtschaftsministers von Arnim-Kriewen wurde Clemens Frhr. von Schorlemer von seinem Posten als Oberpräsident der Rheinprovinz in den Rat der Krone versetzt.

Prinzessin Feodora zu Schleswig-Holstein (Abb. S. 1084), die jüngste und einzige unverheiratete Schwester der Kaiserin, ist bei einem Besuch in Obersaßbach bei Karlsruhe, kaum 36jährig, verschieden. Die verstorbene Fürstin hat unter dem Pseudonym F. Hugin als Dichterin gewirkt und ihre schlichten und innigen Waldgeschichten selbst illustriert.

Die Hochwasserkatastrophen (Abb. S. 1079—1081). Einem großen Teil Deutschlands und seiner Nachbarländer haben die Gewitterregen der zweiten Juniwoche viel Angst und Verheerung gebracht. Das friedliche Tal der Ahr von der Mündung des Flusses in den Rhein bis gegen Dümpelfeld wurde durch die Fluten verheert. Aehnlich hauste auch das empörte Wasser des Vierwaldstättersees. Die eleganten Kais von Luzern wurden trotz ihrer Dämme überflutet.

Das Zeppelin-Passagierluftschiff (Abb. S. 1083). In diesen Tagen begab sich ein Ereignis, das vielleicht einen Wendepunkt in unserm Verkehrswesen bedeutet: ein zum Transport zahlender Passagiere eingerichtetes Luftschiff, der „L. Z. VII", unternahm seine ersten Probefahrten. Der Lenkballon, den Graf Zeppelin für die Luftschiffahrts-Aktiengesellschaft erbaut hat, bietet seinen Reisenden viel Komfort. Der bedeckte Gang, der die beiden Gondeln miteinander verbindet, ist mit großen Fenstern versehen und enthält bequeme Sitze.

Ein Denkmal für Ludwig II. von Bayern (Abb. S. 1084) wurde auf der Korneliusbrücke in München nach einer kurzen Feier enthüllt, der der Prinzregent und sein ganzer Hofftaat beiwohnten.

Niederlagen und Siege der Aviatik (Abb. S. 1086). Am ersten Tage der Stettiner Flugwoche stürzte der frühere Radrennfahrer Thaddäus Robl mit seinem Farmanapparat ab und verlor das Leben. — Das schwierige Problem der Verständigung zweier im sausenden Aeroplan hintereinandersitzender Aviatiker wurde bei einem Distanzflug französischer Offiziere durch Einführung eines Mikrophons erfolgreich gelöst.

Frühlingsfeste (Abb. S. 1085) werden jetzt überall gefeiert. Ein schöneres aber als das weihevolle und doch lustige Goethe-Nachtfest, das während der Tagung der Goethe-Gesellschaft auf klassischem Boden im Park von Tiefurt bei Weimar stattfand, gab es wohl weit und breit nicht. So klassisch ging es freilich bei dem letzten großen Blumenkorso im Bois de Boulogne nicht zu, dafür aber sehr elegant.

Das Eisenbahnunglück von Villepreux (Abb. S. 1084) ist eine der gräßlichsten Katastrophen, die die Verkehrsgeschichte der letzten Zeit kennt. Ein Personenzug, der rangiert werden sollte, und dessen Passagiere unterdessen ausgestiegen waren, wurde von einem Expreßzug angerannt, der in rasender Eile mitten durch die Menge der unglücklichen Passagiere hindurchfuhr. Achtzehn Personen bezahlten das frevlerische Versehen des Eilzugsmaschinisten mit dem Leben.

Personalien (Abb. S. 1086). Zum neuen Leiter der Berliner Charité-Frauenklinik ist Prof. Dr. Döderlein ausersehen, der zuletzt als Direktor der Münchner Universitätsfrauenklinik einen bedeutenden Namen erworben hat. — Am 21. Juni feierte einer unserer besten Rechtshistoriker, der Geh. Justizrat Heinrich Brunner, Professor an der Berliner Universität und Mitglied der Akademie der Wissenschaften, seinen 70. Geburtstag. — Das gleiche schöne Fest konnte Ludolf Waldmann, der von einem großen Kreis hochgeschätzte Komponist und Dichter, begehen.

Todesfälle (Abb. S. 1086). Inmitten einer lustigen Münchner Künstlergesellschaft erlag der berühmte Maler und Ehrenkonservator des Münchner Nationalmuseums Prof. Rudolf Ritter v. Seitz vor kurzem einem Schlaganfall. — Dr. Otto Briesemeister, der vortreffliche Tenor und erfolgreiche „Loge" der Baireuther Festspiele, ist auf der Höhe seines Lebens von einer Krankheit hingerafft worden, die er sich am Krankenbett seines Töchterchens zuzog.

Die Toten der Woche

Prinzessin Feodora zu Schleswig-Holstein, die jüngste Schwester der Kaiserin, † in Obersaßbach bei Karlsruhe am 21. Juni im 36. Lebensjahr (Portr. S. 1084).

Dr. Otto Briesemeister, der berühmte „Loge" der Baireuther Festspiele, † in Wilmersdorf bei Berlin am 16. Juni im 45. Lebensjahr (Portr. S. 1086).

Adolf von und zu Gilsa, ehem. Hoftheaterintendant, † in Münchshof bei Niederhone am 19. Juni im Alter von 72 Jahren.

Thaddäus Robl, ehem. bekannter Rennfahrer, † in Stettin bei einem Flugversuch am 18. Juni im Alter von 32 Jahren (Portr. S. 1086).

Landgerichtsrat Otto Schmidt, Reichs- und Landtagsabgeordneter, † in Berlin am 17. Juni im Alter von 68 Jahren.

Professor Rudolf Ritter v. Seitz, bekannter Maler, † in München am 19. Juni im Alter von 68 Jahren (Portr. S. 1086).

Marie Fürstinmutter zu Wied, † in Neuwied am 22. Juni im 69. Lebensjahr.

Bilder vom Tage

Uebersicht über das Ueberschwemmungsgebiet.

Die Hochwasserverheerungen im Ahrtal.





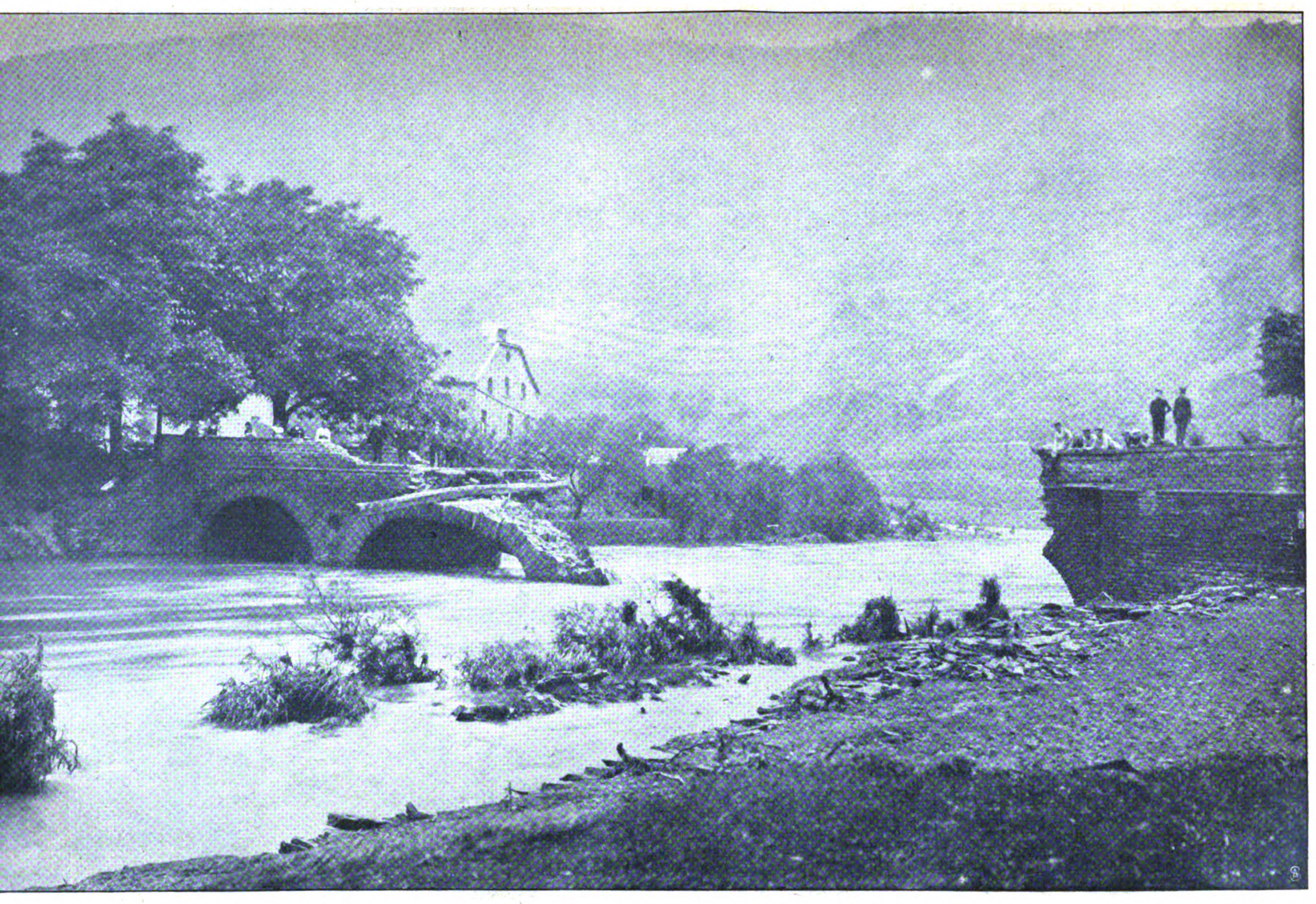
Phot. A. Krenn.

Ueberschwemmungen in Luzern: Die Schweizerhofpromenade unter Wasser.



Phot. Maurer.

Das Hochwasser im Ahrtal: Verwüstungen in Neuenahr.



Die Hochwasserverheerungen im Ahrtal: Eingestürzte Brücke in Altenahr.

Phot. Hartmann.



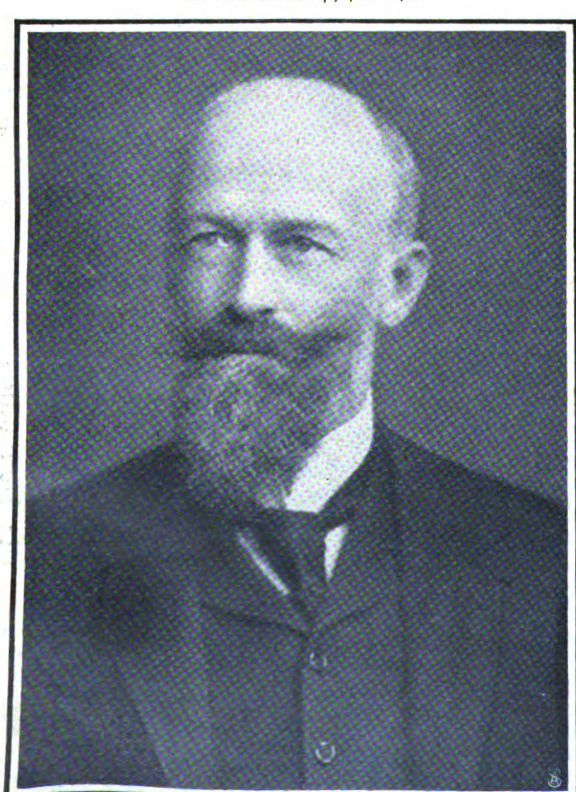
Phot. Perscheid.

Dr. Clemens Frhr. von Schorlemer,
der neue Landwirtschaftsminister.



Phot. Hartmann.

Hans von Dallwitz,
der neue Minister des Innern.



Hofphot. E. Bieber.

Bernd von Arnim-Kriewen,
der bisherige Landwirtschaftsminister.



Hofphot. E. Bieber.

Friedrich von Moltke,
der bisherige Minister des Innern.

Der Wechsel im preußischen Staatsministerium.

Der erste Aufstieg des Passagierluftschiffes LZ VII in Friedrichshafen.



Oberes Bild: Die Sitzplätze in der Gondel.

Nebenstehend: Die Gondel des Passagierluftschiffes.

Phot. Geschw. Weyer.



Phot. Jaeger & Goergen.

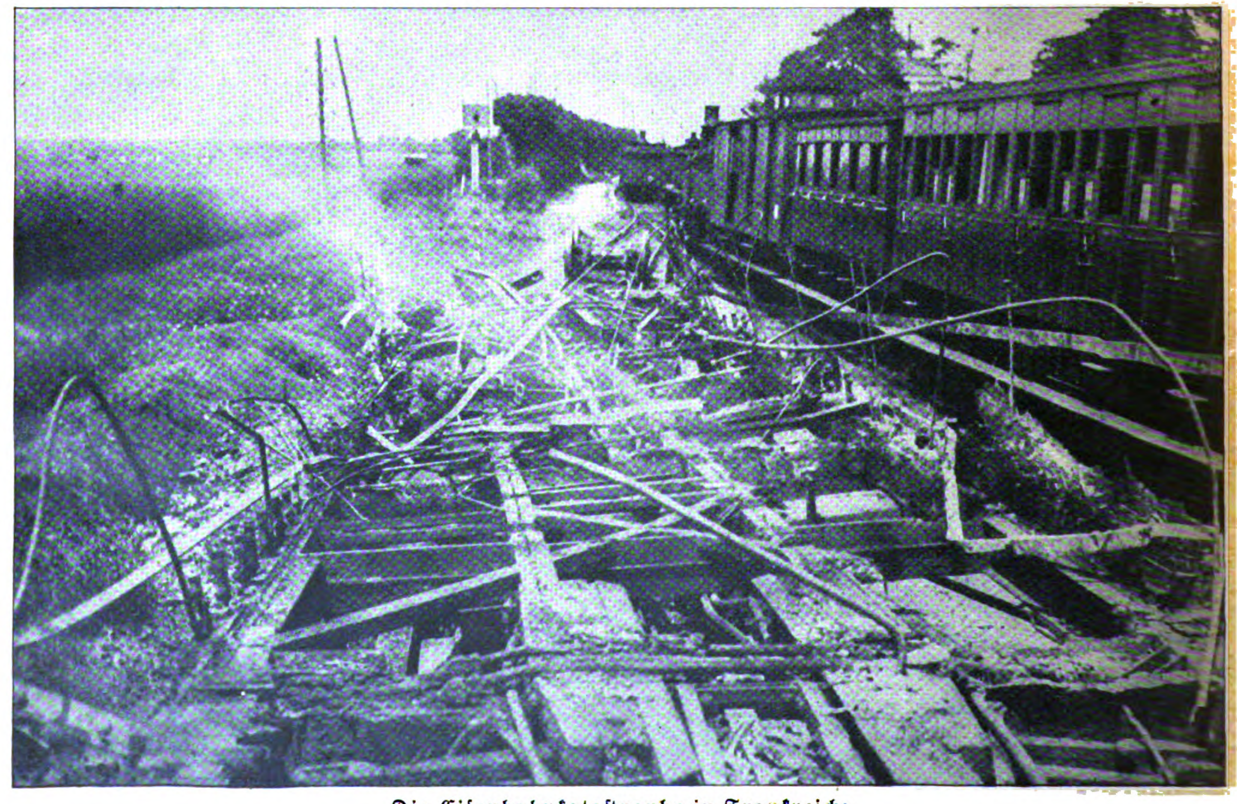
Ein Denkmal für König Ludwig II. in München:
Die feierliche Enthüllung in Gegenwart des Prinzregenten.



Hofphot. Mayer.

Prinzessin Feodora zu Schleswig-Holstein †

Die jüngste Schwester der Kaiserin.



Die Eisenbahnkatastrophe in Frankreich:
Die Trümmer des verunglückten Zuges in Villepreux bei Versailles.

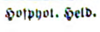




Phot. Worlds Graphic Preß.

Das große Blumenfest im Pariser Bois de Boulogne: Der Kometenwagen, der Clou der Korsofahrt.





Hofphot. Held.

Goethetage in Weimar: Kindersinfonie auf dem Parkfest in Tiefurt.




Phot. Reutlinger.

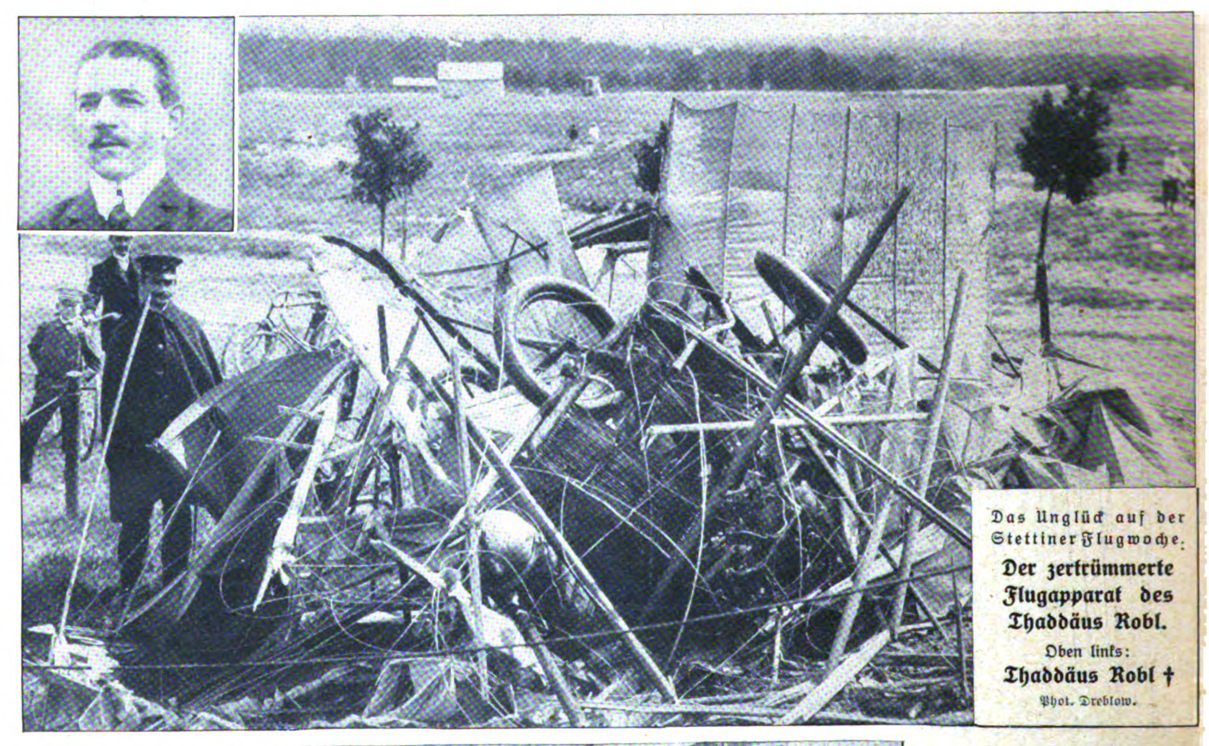
Prof. Döderlein, zum Leiter
der Berliner Charité-Frauenklinik berufen.



Geh. Justizrat Prof. Dr. Brunner und Gemahlin.
Zur Feier seines 70. Geburtstages. — Phot. A. Fertwig.


Hofphot. Müller.

Prof. Rudolf v. Seitz †
der bekannte Münchner Künstler.



Das Unglück auf der Stettiner Flugwoche:
Der zertrümmerte Flugapparat des Thaddäus Robl.
Oben links:
Thaddäus Robl †
Phot. Dreblow.


Hofphot. Lund.

Dr. Otto Briesemeister †
der berühmte Wagner-Tenor.
Ein Verlust für die Baireuther Festspiele.



Französische Offiziere auf dem Aeroplan: Phot. Branger.
Unterhaltung mit dem Führer durch das Mikrophon.
Eine praktische Erfindung für die Aviatik.



Ludolf Waldmann,
der bekannte Dichterkomponist.
Zur Feier seines 70. Geburtstages.

Nur wer die Sehnsucht kennt ...

Roman von

Ida Boy=Ed.

9. Fortsetzung.

Jutta fühlte sich wie betäubt. Ihr war, als sei dies mehr, als sie zu bewältigen vermöge: der Überreichtum dieser Landschaft und darin die Nähe des geliebten Mannes....

„Verzeihen Sie mir — ich habe diese Begegnung nicht gesucht...."

Er nahm ihre Hand und drückte sie und ließ sie rasch wieder.

„Ich weiß es."

„Und ich habe Ihren Blick verstanden? Nun, da es sich so getroffen hat — nun darf ich in Ihrer Nähe bleiben?"

„Ja."

„Wenige Tage — geschenkte Tage — die Gegenwart der gütigen, vornehmen Menschen, die Ihre Freunde sind, gibt uns diese Freiheit."

„Ja."

Sie wußten es beide: tausend Rücksichten waren ihnen auferlegt, sie durften nicht in stolzer Leidenschaft, die Welt verachtend, aufeinander zustreben.

Nicht Feigheit band sie — Achtung vor einem, der fern war und noch an sein Glück glaubte.

Sie dachten beide an ihn. Das zwang sich ihnen auf, ungesucht, fast gegen ihren Wunsch. Kein Gedanke hatte ihn gestreift, als sie gespannt, in jener unerträglichen Steigerung der Sehnsucht zueinander, die die Gegenwart ahnungsloser und hemmender Menschen großstachelt, bei Tisch zusammengesessen. Da war ihr Blut schwer gewesen vor Angst, daß sie auseinandergehen müßten, ohne sich zeugenlos sprechen zu können.

Und kaum war ihnen das bißchen Einsamkeit geschenkt, das ein offener, emsig die Straße entlang klappernder Wagen gibt, so waren sie wie beherrscht von dem einen Gedanken an den Mann....

„Ich habe an Malte geschrieben", sagte sie, aus diesen Gedanken heraus.

„Die Wahrheit?" fragte er rasch.

Schon fühlten sie beide, als ob es eine solche gäbe....

Und waren doch vor drei Wochen in quälender Ungewißheit auseinandergegangen, damit ihre Seele sich Klarheit suche....

„Ich habe ihm gesagt, daß ich glaube, mein Herz sehnt sich nicht mehr nach ihm...."

„O — du...."

Es riß den Mann hin — ihm war, als habe sie sich mit diesen Worten ihm schon versprochen....

Er preßte ihre Hand — vereint blieben ihre Hände in den Falten ihres Kleides, auf dem Sitz zwischen ihnen....

„Aber er," flüsterte Jutta, „er weiß es noch nicht.... Wie seltsam... wie es alles schwer macht...."

„Ja. Hart. Für ihn und uns. Phantastisch fast... wie das Fallen eines Sterns — wenn das Auge es erblickt, ist der Sturz längst vorbei...."

Er sah in schwerem Sinnen vor sich hin.

Und Juttas Gedanken wanderten dem kleinen papiernen Unheilsboten nach....

Solange er nicht w e i ß, was ich ihm sagte, habe ich es noch nicht für i h n gesagt, dachte sie.

Mein Leben ist nun, als schwebe es haltlos, sann sie weiter, haltlos zwischen zwei Zuständen. Ich habe etwas hinausgerufen — aber der Schall ist noch nicht angekommen.

Und mit ihrem ganzen Wesen horchte sie gleichsam ins Unbestimmte hinaus....

Wie das alle Nerven anstrengte und überreizte....

„Aber wir wollen uns dieser Tage freuen", sprach Herbert.

„Schön ist es... schön..." und mit einem furchtsamen Ausdruck, erschauernd setzte sie hinzu: „Fast zu schön."

Das Üppige aus dieser Umwelt kam auf sie zu wie lauter Versuchung.

Sie sahen sich an.

„Du bist mein!" sagte sein Blick mit einer ruhigen, großen Bestimmtheit.

Um sie her ging aber der Tag und seine Regie weiter. Für dieses Mal war der Geheimrat der Spielleiter. Und er stand schon da, um Jutta die Hand zum Aussteigen zu reichen, als der Wagen am niedrigen, langgestreckten Bahnhofsbau vorfuhr.

Man war ein wenig knapp vor Einfahrt des von Thonon kommenden Zuges angelangt. Und nun wurde in aller Hast, beim Einsteigen und noch aus dem Coupéfenster heraus, besprochen, daß also Herr von Gamberg morgen — nein, nicht schon morgen, er müsse sich bei Exzellenz Plaß abmelden und in der Tat ein Wiedersehen mit seinen Koffern in Genf feiern — schön, also übermorgen mit Frau Jutta und den drei Gervasius zusammen einen Ausflug nach Rocher de Naye machen werde. Er könne in dem Hotel absteigen; es läge zehn Minuten von Juttas Pension entfernt und gleich ihr scheinbar im Bergwald versteckt, während man dort einen zauberischen Blick über den See habe.

Der Geheimrat, um seine derzeitige Befehlshaberstellung auszukosten, wie er sagte, ordnete alles genau an: wann Herr von Gamberg übermorgen früh mit dem Wagen Frau Jutta abholen solle, um mit ihr nach Glion hinaufzufahren, wo man die Zahnradbahn nach Rocher de Naye zu nehmen habe; sie, die drei Gervasius, würden an der Station zur Stelle sein und sich zu den Freunden gesellen.



Neben dem Kopf des Geheimrats, der das Fenster besetzt hielt, sah Jutta ein wenig von dem auf dem Bahnsteig Zurückgebliebenen. Und dann schien er einfach fortzugleiten, als schöbe man ihn als ein Versatzstück weiter. Der Zug rollte davon.

Sie sank, eine ganz Erschöpfte, in eine Ecke der Polsterbänke.

„Wir sind allein. Also jedem eine Ecke zur verspäteten Mittagsruhe bis Bouveret", befahl der Geheimrat, dem es selbst sehr um ein halbes Stündchen in Gedankenlosigkeit und mit geschlossenen Augen zu tun war.

Ja, denken, denken — nicht mit Blick und Lachen und Wort heucheln müssen, ersehnte Jutta.

Jeder saß in seiner Ecke. Renate blinzelte noch einigemal lustig zu ihrem Vater hinüber, weil er aus seiner Tasche ein frisches weißes Tuch nahm, entfaltete und über seinen Kopf deckte, ehe er wagte, ihn anzulehnen. Seine Tochter wußte: er pflegte ungefähr in jeder Tasche ein Tuch zu haben, und sie neckte ihn oft mit seinem Widerwillen gegen Dinge, an denen jedermann seine Spuren lassen konnte, und meinte: „Papa, du solltest auch im Leben die Gummihandschuhe tragen, die du beim Operieren anhast."

Er drohte ihr mit dem Finger und sagte: „Du Krabbe!"

Dann waren sie alle still, und die Geheimrätin schlief sogar mit bemerkbaren Atemzügen, von denen ihr Mann nachher verleumderisch sagte, es wäre Schnarchen gewesen.

Jutta besann sich — ja, es war kein Phantasieerlebnis — sie hatte ihn gesehen, gesprochen, den Druck seiner Hand gefühlt. Er würde kommen — all diese betäubende Schönheit der Welt war wie ein tumultuarisches Vorspiel gewesen, alles würde nun klar und groß und sicher: er kam!...

Aber wie: wenn es ihn reute? Wenn er nur zum Schein, um nicht durch eine Weigerung aufzufallen, weil ihm keine Gründe zur Hand gewesen waren, gesagt hatte: ich komme!

Wenn nun morgen ein Telegramm käme — ein Brief — eine Telephonnachricht — daß er fortbliebe!

Aus Vorsicht — wegen der Welt — um auch nicht von fern den Anlaß zu einem Gerede zu geben? Oder aus Rücksicht auf Malte?...

Oh, dachte Jutta leidenschaftlich, ich habe ihm ja die Wahrheit gesagt, ich bin ja frei... frei ist wieder mein Weg ins Leben.... Malte muß gefühlt haben, daß es eine Vorbereitung war zu der unerschütterlichen Forderung: gib mich frei.

Ganz vergessen war es plötzlich, daß der ferne Mann ja noch nicht wußte.... Er und seine Ansprüche und sein Dasein waren nichts. Es gab nur eines: die bedrängende Furcht, daß Herbert ausbleiben könne....

Wie soll ich diese Spannung ertragen, dachte sie.

Sie fürchtete sich vor dem Abend, vor der Nacht.

Zwischen der Langsamkeit der Stunden und der leidenschaftlichen Ungeduld in ihrer Brust klaffte eine Disharmonie, die beklemmend war.

Auf dem Dampfschiff, zwischen Bouveret und Territet, bat Jutta flehentlich: „Darf Renate bei mir bleiben? Ich bringe sie selbst morgen hinauf. In der Pension ist ein Zimmer frei."

„Ach ja," stimmte diese bei, „wir können dann zu Fuß hinauf — es muß herrlich sein durch den Wald und über die Alm — weißt du, Mama — die so in der Mulde liegt, mit der silbergrauen Hütte auf dem grünen Grund."

„Kind, du hast ja keine Sachen mit."

„Jutta leiht mir alles — und Kamm und Schwamm und Zahnbürste kaufen wir gleich in Territet."

„Federleicht ist mein Gepäck", zitierte der Geheimrat. Seine Frau hatte noch Bedenken. Wahrscheinlich aus mütterlicher Politik, meinte er, um ihre Zustimmung als wichtigen Akt erscheinen zu lassen.

Sie hatten dann beinah ein Gefühl wie Mädchen, die die Schule schwänzen, als sie, nach Abfahrt der Eltern, noch in Territet herumliefen.

So jung waren sie in ihrer Stimmung — auch Jutta — plötzlich ganz voll übermütiger Jugend.

Dann fuhren sie im Einspännerchen bergan, durch düstere und doch heiße Tannenstrecken. Bis sie zur Pension kamen, wo Jutta ein Wiedersehen mit der Kleinen feierte, als läge eine lange Trennung hinter ihr.

Sie konnte das Kind noch für die Nacht zurechtmachen und es waschen und tränken und Martha loben, daß nichts passiert sei, und dem kleinen Wesen, das zufrieden lag und mit seinen tiefen, rätselvollen Blicken guckte, erzählen, daß Mutti einen herrlichen Tag erlebt habe... alles bekam Baby zu hören, in ausführlichen, flüsternden Worten, die von heimlichem Jubel durchglüht waren. Bis Baby die Augen zufielen....

Da verlosch auch die Jubelstimmung im Herzen der Frau.

Nur Unruhe blieb und das Gefühl, als habe plötzlich alles eine enttäuschende Wendung genommen.

Man wurde zum späten Diner in den Speisesaal gerufen. Da waren noch einige Pensionäre, allerhand Menschen, denen Jutta die kargen Höflichkeiten gönnte, die erforderlich sind, wenn man unter dem gleichen engen Dach schläft, an einem Tisch miteinander speist. Mit angezogenen Ellbogen saßen sie und handhabten die Bestecke geziert, aßen Brotbrocken zwischen den Gängen und erstatteten einander Bericht über die Ausflüge, die sie, jeder für sich, gemacht hatten. Und alles war von einer so unaussprechlichen Leere und Gleichgültigkeit erfüllt. Und wenn einer der Tischgenossen eine Bemerkung von bescheidener Heiterkeit machte, lächelte man wichtig, als sei es amüsant.

Bei jeder Mahlzeit, die Jutta noch hier eingenommen, hatte sie die Furchtbarkeit dieses Zwangs gefühlt, mit zusammengewürfelten Menschen zu sitzen und Blick und Miene auf diese Leerheit abzustimmen. Förmlich verzehrt hatte sie sich vor Verlangen nach ihren einsamen Mahlzeiten in ihrem eigenen hübschen Speisezimmer.... Aber das gab es ja nicht mehr — dahin war keine Rückkehr — sie selbst hatte es zerstört....

Heute ertrug es sich gut. Die liebe Renate war da. In ihrer köstlichen Unbefangenheit, die sich durch Farcen nicht gestört fühlte, weil sie sie als solche noch nicht erkannte.



Und dann kam der Abend.

Auf Juttas Balkon saßen sie und staunten in die rasch wachsende Dämmerung hinaus. Dieses merkwürdig schwebende Grau wuchs von allen Seiten in die Welt hinein, es schien aus der Fläche des Sees emporzusteigen, es wallte leise vom Himmel herab, es breitete sich aus den Bergwänden hervor und wurde tiefer und tiefer. Am weiten Kreis der Ufer blitzten Lichterketten, und in ihnen war ein Verlöschen und wieder Aufzucken, als spielten da unsichtbare Finger auf leuchtenden Tasten. Blanke Raupen krochen über die dunkle Fläche des Sees, fremdartige Raupen, deren Sirenenschrei bis hier herauf tönte durch die feierlich weite Stille. Aus dem Rhonetal, das in dem Schwarz der gigantischen Gebirgsmauern hinweggelöscht schien, kam, wie aus einem Tunnelmund, ein Zug mit feurigem Zyklopenauge und verschwand sogleich wieder dem Blick, weil er den Weg nah am Fuß des Hanges entlang nahm.

Jutta mußte an eine andere Sommernacht denken. An jene ferne, da sie im purpurnen Dunkel des Parks, in seinem schwülen Rosenduft, sich von zwei Armen umschlossen gefühlt hatte....

Ganz deutlich, durch die Kraft ihrer Sehnsucht Gegenwart geworden, spürte sie den Kuß auf ihren Lippen... seinen Kuß.

Und aus der weiten, heißen Sommernacht, aus ihrem von Liebesgeheimnissen überfüllten Schweigen stieg ein Rausch auf und verführte die Frau. Sie vergaß ihre Ehe. Ihr Kind. Alles.

Die Jungfräulichkeit war ihrer Seele zurückgegeben und sehnte sich nach Erfüllung und nach all dem wonnigen Erleben des Weibtums.

Phantastische Vorstellungen bedrängten sie.

Wie — wenn er nur gesagt hatte „übermorgen", um zu verstecken, daß er meinte: „diese Nacht!" Wenn er dort zwischen dem Dunkel der Stämme wartete — von Sehnsucht ruhelos wie sie, von Verlangen krank wie sie....

Heiße Reue kam. Weshalb nahm ich mir eine Gefährtin mit hinein in diese Sommernacht?!

Wär ich allein! Vielleicht rief er leise: komm — komm.... Und ich huschte hinab zu ihm — in seine Arme — an seinen Mund....

Purpurn war wieder die Sommernacht, und ein heimliches Brennen war in ihr, das alle Nerven anspannte und alles Leben steigerte, so daß es schien, als müsse ein Blitzstrahl der Erlösung niederflammen — irgendwoher....

Sie zitterte — sie seufzte. Und legte die Stirn auf die harte Kante des Geländers.

Da fühlte sie einen Arm um ihre Schultern, eine Wange legte sich gegen ihr Haar, und ganz leise, vor Zärtlichkeit und Mitleid förmlich vorsichtig, fragte die junge Stimme: „Sehnst du dich so sehr nach deinem Mann...."

Jutta fuhr empor.

Ihre Leidenschaft zerbrach alles: Verschwiegenheit, Schonung, Vernunft....

Sie warf sich in die Arme des Mädchens und brach in Tränen aus.

„Nein — nicht nach ihm — zurück sehn ich mich — zurück in meine Jugend — noch einmal möcht ich über mein Leben entscheiden — frei — wissend — Ach Kind — geliebtes Kind — wir verstehen uns selbst ja nicht — nichts wissen wir von uns — nichts — als bis es zu spät ist...."

„Du liebst Malte nicht mehr?" fragte Renate entsetzt — fast lautlos.

„Nein! Ich weiß nicht — nein — gewiß nicht — ich weiß jetzt nicht: habe ich ihn je geliebt? Aber siehst du — dies dumpfe Gefühl von Täuschung — von Enttäuschung, das mag in hundert Frauen schlummern — im Untergrund ihres Wesens liegt es — und kommt nie herauf. Niemals, denn der Mann ist ja immer da, mit seinen Rechten, seinen Ansprüchen, seiner Gegenwart, die zugleich immer die Vergangenheit und die Zeit erster, holder Illusionen frisch hält. Da kann das nicht erwachen, nicht wachsen, geschweige denn laut werden. Andere Frauen sind nicht so lange allein und können sich nicht umsehen und nicht besinnen. Aber ich... ich habe Zeit gehabt — Einsamkeiten hab ich gehabt — allein waren wir, ich und mein Kind — —"

Sie begann von neuem zu weinen.

Es tat wohl, zu weinen — es war zugleich wie Anklage und Trost — als ließe sich mit diesen leidenschaftlichen Tränen das Glück ertrotzen....

Und Renate weinte mit ihr — sie weinte aus Furcht vor dem Leben und aus Entsetzen darüber, daß große Liebe enden kann. Und gegen die ihre kam, wie ein Gespenst, eine drohende Unsicherheit heran....

* * *

„Und was macht sie jetzt?" fragte der Geheimrat.

„Schreibt."

„Du hättest sie zwingen sollen, sich aufs Bett zu legen."

„Zwang auf erregte oder abgespannte Nerven ausüben wollen, halte ich für ganz verkehrt."

„Im allgemeinen wohl. Aber wenn wie hier die Ursache am Tage liegt....."

Die Geheimrätin stickte auf einem hellgrauen, in Taschenform zugeschnittenen Stück Brokat das Blumenmuster nach. Die dazu nötigen blassen, grünen und rosa Seidenfäden lagen auf dem Tisch.

Das hohe Halbrund einer Koniferenwand umschrankte ihren Platz, von dem aus, zwischen den Rahmenpfeilern zweier glatt verschnittenen Tujas, sie das paradiesische Stück Welt überblicken konnte.

Jetzt wandelte die Gestalt ihres Mannes, der seine Zigarette rauchte, als Vordergrundfigur immerfort hin und her vor der Fernsicht, deren Reize in diesem Moment die Geheimrätin übrigens ganz kalt ließen. Ihretwegen hätten sich da tellerplatte märkische Kartoffelfelder anstatt des Genfersees hinbreiten können. Denn sie dachte an gar nichts als an ihre Tochter und deren unbegreiflichen, höchst beunruhigenden Gemütszustand.

„So," sagte sie jetzt und beäugte mit größter Genauigkeit den dornenbesetzten Rosenstengel, den sie eben fertig bekommen hatte. „So?... für dich liegt die Ursache am Tage?..."

Er stand still.

„Nun, sie waren von der Pension bergan gestiegen und hatten dazu beinah drei Stunden gebraucht. Es war heiß gewesen, sie brachen zu spät auf und kamen fast in die Mittagsglut hinein. Sowie nun Renée zu dir ins kühle und schummrige Zimmer kommt, löst sich die Übermüdung in einen Tränenausbruch."

„Ach Mann — wir kennen doch das Kind besser — die kann doch acht Stunden wandern und kommt ebenso lustig an, wie sie ausgegangen ist, und schmaust wie 'n Bauernjunge und braucht keinen Schlaf.... Und heut: nicht mal zum Lunch wollte sie — ins Zimmer mußte man ihr das Essen bringen — und aß nichts — und immer von neuem kamen Tränen. Und Jutta hält sich gar nicht auf — nimmt sofort den Zug bergab, der, ihr offenbar sehr gelegen, noch gerade zu erwischen war — voll Eile zu ihrem Kind zurückzukommen. Na ja, sie ist ja 'ne treue, kleine Mutter.... Aber diesmal, weißt du — diesmal wirkte es doch etwas wie schlechtes Gewissen."

„Schlechtes Gewissen! Ich bitte dich! Inwiefern?"

„Ach — ich bekomm so ein Gefühl: Jutta Falckenrott ist kein Umgang für Renée. Sie setzt ihr was in den Kopf. Beunruhigt ihr Gemüt. Nimmt ihr was von ihrer Unbefangenheit. Und die ist doch schließlich das Beste, was die Jugend hat. Die hab ich unserm Kind gehütet und geschont.... Und nun zerstört mir eine fremde Hand das alles."

Voll Sorge und Unmut war sie, und immer flinker gingen dabei Nadel und Faden auf und nieder.

Das mochte der Geheimrat aber durchaus nicht haben. Er wollte nicht nur die Worte, er wollte auch die Blicke seiner Frau, wenn er mit ihr sprach. Er setzte sich zu ihr auf die Bank und nahm ihr einfach die Stickerei fort.

„In dem Augenblick, wo sich das Kind verlobte, gabst du sie dem Leben und lauter fremden Händen hin", sagte er voll tiefen Ernstes.

„Und sie zerstören mir, was ich gebildet habe", schluchzte sie auf.

Er zog sie voll Güte an sich.

„Denke nicht so klein von deiner mütterlichen Arbeit," sprach er, „ich vertraue ihr, ihren Resultaten und dem gesunden Wesen unserer Tochter besser."

Sie trocknete eifrig ihre Tränen, schluckte und wollte sachlich sein.

„Man sieht wohl: die arme Frau ist voll heimlicher Erregung. Die sehnt sich krank nach ihrem Mann. Es ist Unsinn, daß sie nicht zu ihm gereist ist. So kleine Kinder haben an jeder Pflegerin dasselbe. Die großen Kinder — die sind's, die einen notwendig brauchen.... Ja, und was ich sagen wollte.... Nun fürcht ich — wirkt das entweder wie von selbst hinüber auf Renée, oder die Frau klagt ihr leidenschaftlich was vor und verleidet dem Kind schon vorweg den Beruf des Mannes."

„Du kannst recht haben," gab er ihr zu, „ich glaube sogar: du hast recht. Aber sieh: wenn die freudige Zuversicht unserer Renate überhaupt zu erschüttern ist, ist es da nicht gesünder, sie kämpft das jetzt mit sich durch? Zu dieser oder jener Klarheit hin?"

„O Gott... du willst sagen?" fragte sie erschreckt.

„Nichts will ich sagen als dies: wenn Renate erkennt, daß sie nicht in fester Haltung die Opfer zu bringen vermag, die ihres Mannes Beruf vielleicht einmal von ihr verlangen kann, dann ist sie nicht wertvoll oder nicht reif genug, ihn zu heiraten. Sie muß sich sagen, daß sie nicht nur den Mann heiratet, den sie liebt, daß sie sich zugleich auch gewissermaßen einer großen Sache angliedert, die etwas von ihr verlangt. Hat sie dazu nicht die Kraft, ist es besser; sie tritt zurück. So sehr wir das auch um des Mannes willen beklagen müßten. Denn ich mag ihn leiden. Und ich denke: du auch."

Eine Pause entstand. Dann sagte die Geheimrätin zaghaft, mit einer förmlich kleinen Stimme: „Vielleicht ist sie doch nur von dem Bergansteigen übermüdet...."

Sieh, sieh — meine kluge Frau... dachte der Geheimrat, und in seinen geistvollen Zügen kamen wieder allerlei kleine Boshaftigkeiten auf und sprühten aus seinen Blicken. Er lächelte in einem Gemisch von Güte und Spott. Und mit dem sechsten Sinn, den sie für ihren Mann und seine Kritik hatte, spürte sie, was in ihm vorging, und wie ihre Frauenseele vor ihm lag mit all ihren unbewußten und unlogischen Zickzackempfindungen.

Ja, ganz und gar fühlte sie sich wie von durchsichtigem Glas vor ihm. Und das beschämte sie ein wenig und beglückte sie unaussprechlich. Sie kuschelte sich noch enger an ihn und drückte ihre Wange fester gegen seine Schulter, als wolle sie durch dies nahe Anschmiegen sagen: gibt es wohl einen besseren Platz auf der Welt als diesen!

Er saß still und hatte ein gutes Gefühl von Liebe und auch von Respekt.

Oben in ihrem Zimmer aber beugte sich die junge Renate über ihren Schreibtisch, der ganz im Schatten stand. Schräge, feine Lichtlinien gingen durch diesen Schatten und streiften über den blonden Kopf, über das Papier und über die Tuchplatte des Tisches. Die Stäbe der Persienne schlossen nicht eng aneinander und ließen all diese schmalen Bänder von Sonnenschein durch.

Renate schrieb an ihren Verlobten. Sie konnte gar nicht anders, als Emmich alle Not ihres Herzens darlegen. Auf eine merkwürdige Art war ihr, als litte sie die Leiden der andern Frau mit — als sei dies etwas Allgemeines — ein Frauenlos, das ganz gewiß auch ihrer harre, vor dem es kein Entrinnen gab, und dem sie schon voll Angst entgegenklagte.

Die herzhafte und gesunde Sehnsucht, die sie nach dem geliebten Mann empfand, wurde das Fundament, darauf sich ganz unkontrollierte und verworrene Empfindungen aufbauten — Die Sorgen vor allem, daß es ihr ergehen könne, ja müsse wie der lieben armen Freundin.

Das Mitleid mit dieser wandelte sich, indem die Feder es beschrieb, unversehens in die Furcht vor eigenen Erlebnissen und Enttäuschungen, die sich bis zu Zweifeln an der Sicherheit ihrer Liebe steigerten.

Sie bedachte ihre Worte nicht sehr. Sie folgte nur dem zwingenden Bedürfnis nach möglichst erschöpfender und befreiender Aussprache.



Sie unterschied noch nicht zwischen gesprochenen und geschriebenen Worten und wußte nicht, daß gerade die, die lautlos nur auf dem Papier stehen, wuchtigere und härtere Stimme haben können als die andern, deren Klang ein Blick begleitet....

Es tat ihr wohl, zu schreiben. Es tröstete mehr als alle liebevollen Reden Juttas. Denn Jutta hatte leidenschaftlich bereut, ihren Gemützustand der jungen Freundin offenbart zu haben. Aber Renate meinte unter Tränen: „Wäre es sonst Freundschaft?!"

Und alles, was Jutta gesagt hatte, um ihr Geständnis zu mildern, um glauben zu machen, es sei ja ein ganz ungewöhnlicher Einzelfall — alles hatte Renate nun bekümmerter gemacht. Es war eben jene Art von Abwiegeln gewesen, die mehr steigert als alles Aufwiegeln. Aber das wußte Renate natürlich nicht.

Sie wußte nur: Jutta ist unglücklich, und ich werde es ganz gewiß auch werden.

Aber nebenher ging auch eine entschlossene und mutvolle Empfindung, dies Unglück ertragen zu wollen....

Sie las den langen Brief nicht wieder durch. Ihre Feder war all diese vielen Zeilen entlanggelaufen wie über eine Brücke, die zu „ihm" führte. Und als unter den vielen Bogen das Schlußwort stand „Deine Renate", da war ihr: ich bin da!

Und nun erst legte sie sich auf ihr Bett, weil ihr die Eltern befohlen hatten, sie solle sich ausruhen. Sie war noch gewohnt zu gehorchen und ordnete ihre Pflichten jetzt in drolliger Naivität so, daß sie erst ihren Stimmungen nachgab und dann artig war.

Als die Mutter später hereingeschlichen kam, fand sie ihr liebes, schönes Kind fest schlafend, mit verschränkten Armen, gerunzelter Stirn und einem leidvollen Zug um den Mund ... so wie Menschen schlafen, denen ihre Erregungen noch in die Träume hinein Schrecknisse bringen.

Und noch vor kurzem hatte dies Gesicht im Schlummer immer den kindlichen Ausdruck aus allerfrühesten Jugendtagen zurückgewonnen....

Ergriffen stand sie und dachte: Nein — es ist kein Kindergesicht mehr.... An der Türspalte lauschte ihr Mann. Sie trat von dem Bett hinweg, um ihm den Blick freizugeben.

Lange sah er die Tochter an. Seine Augen funkelten — von dem Naß, das sie füllte. Denn dieser spöttische Mann war merkwürdig weich dem Weh und Ach der Frauen gegenüber — Wie sollte es ihn nicht bekümmern, daß sein Liebling sich mit Schatten herumplagte.

Still gingen die Eheleute fort. Sie sprachen sich gegeneinander nicht über ihre Empfindungen aus. Aber sie wußten es nun beide: ihre Tochter war ein Mensch geworden, der seine Erlebnisse für sich hat.

Das war der Lauf der Welt.

Sie sagten es sich im stillen und wollten philosophisch darüber lächeln.... Und ein ganz merkwürdiges Gefühl von Altwerden erwuchs ihnen daraus.... Die Erkenntnis: unsere Nachfahren recken sich schon neben uns empor.... Denn vielleicht mehr noch als durch eigene Freuden zeigen Kinder durch eigene Leiden, daß sie nun ihren Lebensgang für sich haben....

* * *

Am andern Tag schien alles wieder im Gleichmaß zu sein. Der Geheimrat sah: das Kind ist doch etwas blaß und hat einen gespannten Zug im Gesicht — hoffentlich merkt meine Frau es nicht. Die Geheimrätin dachte: Keiner soll mir ausreden, daß das Kind Kummer hat, es ist Unruhe in ihrem Blick — hoffentlich merkt mein Mann es nicht.

Und sie waren, ohne es selbst zu wissen, um ihre Tochter herum wie Hofstaaten um eine Prinzessin.

Renate spürte erhöhte Liebe und Pflegsamkeit. Und das tat so wohl, ein bißchen schmerzlich wohl — machte weich — stimmte zu gerührter Dankbarkeit. Sie hing sich mit kleinen Zärtlichkeiten an die Eltern — machte dem Papa förmlich den Hof, schenkte ihm Tee ein, strich ihm Brötchen, hielt das Zündholz für die Zigarette, war mit dem Sitz seiner Krawatte nicht zufrieden, obgleich der Geheimrat sich einbildete, ein Künstler im Krawattenknüpfen zu sein; der Mama konnte sie nicht so viele kleine Dienste tun, aber sie streichelte ihr manchmal ganz grundlos und unvermutet die Hand und nickte ihr zu.

Trotz dieser gesteigerten Temperatur in der gegenseitigen Hingegebenheit vermieden die Eltern jede Frage. Mit einer Delikatesse ohnegleichen gingen sie ganz an den unbegreiflichen und starken Gemütserschütterungen vorbei, die sie gestern an der Tochter beobachtet hatten.

Man mußte die Verabredungen innehalten, die vorgestern mit Herrn von Gamberg in Evian besprochen worden waren. Der Geheimrat selbst hatte sie angeregt, und obgleich seine Frau wünschte, daß die Tour unterblieb, weil ihr jede Stimmung dafür fehle, so fand er doch, daß ihrerseits eine Absage unmöglich sei, da keinerlei Krankheit oder drohende Wetter Hindernisse hergäben.

Um elf Uhr standen sie bereit auf dem kleinen, schmalen Bahnsteig im Schattenstreifen, den das von dünnen Eisensäulen getragene Dach hergab. Der Geheimrat in seinem grauen Anzug und Panamahut; seine Damen in hellen, kurzen Kleidern, wie zu flotten Märschen bereit. Aber er hatte vorweg die Parole ausgegeben: Anstrengungen erlaube ich heute nicht!

Der Himmel war sehr blau, wenn auch nicht ganz wolkenlos. Es sah aber schön aus, wenn die großen Wolkenschatten rasch über die besonnten Grashalden der Gebirgsabhänge zogen oder ganze Strecken der Tannenwälder plötzlich verdüstert erschienen. Droben der Felsgipfel des Rocher de Naye erhob sich unumwölkt in die glänzende Luft; man erkannte hier unten die kleine flatternde Fahne des Hotels dort oben.

Hart am Bahnsteig entlang, über den eisernen Schwellen und der gezahnten Schiene, zogen sich die dicken Drahtseile hin. Sie vibrierten heftig. Und nun kroch auch der aus zwei Wagen bestehende Zug herauf, ganz steil kam er empor wie ein kleines Ungetüm, das mit klammernden Organen keuchend bergan klimmt.

Ja, und da war Jutta. Sie errötete. Herr von Gamberg und sie saßen — zwei Touristen scheinbar — unbefangen — unter den vielen Menschen, die gedrängt die blanken Holzbänke der offenen Wagen einnahmen.

Sie grüßten schon von weitem höflich, so wie sie der in Reih und Glied stehenden Familie Gervasius ansichtig wurden — grüßten lachend, mit winkender Hand, mit gelüftetem Hut.

Und Jutta wurde rot.... Sie fühlte es, zu ihrer größten Verlegenheit. Und begriff sich nicht.... Merkwürdig, dachte sie, solch sinnloses Erröten.

(Fortsetzung folgt.)

Robert Koch, sein Werk und seine Schule.

Von Dr. W. Kolle, Professor der Hygiene und Bakteriologie an der Universität Bern.

„Aus der Welt im Kleinen schufst Du Deine Größe und erobertest den Erdkreis, der dankerfüllt Dir den Kranz der Unsterblichkeit reicht."
(Inschrift der Robert Koch von der Berliner Aerzteschaft überreichten Medaille.)

Als am 27. Mai sich die durchdringenden Forscheraugen von Robert Koch für immer schlossen, hatten die Aerzte und Gebildeten in ganz Europa wie in allen Kulturländern, vom fernen Japan über Asien bis nach dem Westen Amerikas, von Afrika bis nach Australien den Verlust des größten Arztes und Gelehrten unserer Zeit zu beklagen. Die Nachrufe in der medizinischen Literatur und in den Tageszeitungen, die Kundgebungen der gelehrten Gesellschaften fast aller Länder heben das Epochale von Kochs Arbeiten hervor und betrauern den Tod dieses einzigen Mannes, der einer der größten Wohltäter der Menschheit war, und der in voller Schaffenskraft, mitten in neuen Forschungsproblemen gewidmeten Arbeiten, abberufen wurde. Wie konnte es auch anders sein! Jeder Gebildete, jeder Arzt auf der Erde kannte Robert Koch als den **Begründer der Bakteriologie und der modernen Seuchenlehre, als den großen Hygieniker und Forscher, der beispiellos zahlreiche Entdeckungen gemacht hatte.** Wenn Kochs Werk also international gewürdigt wurde und allen Nationen gehörte, so war Robert Koch aber auch ein Pionier deutschen Geistes in der ganzen Kulturwelt, und er hat den Ruhm der deutschen Medizin, deren führende Stellung Koch neben Virchow zu verdanken ist, in alle Erdteile getragen. Den Verdiensten der großen Staatsmänner und Feldherren um das deutsche Vaterland am Ende und in der Mitte des vorigen Jahrhunderts reihen sich würdig die wissenschaftlichen Großtaten Robert Kochs an, die nicht allein der Kultur und dem Fortschritt in der Wissenschaft aller Länder und der gesamten leidenden Menschheit, sondern auch dem deutschen Volk doppelt zugute kamen.

Alle Deutschen sind stolz darauf, daß Robert Koch ein Deutscher war, und sie werden das Andenken dieses führenden Geistes dauernd ehren. So ist es auch ein Akt der Dankbarkeit, wenn unter dem frischen Eindruck des Todes dieses Fürsten der Wissenschaft sein Lebenswerk noch einmal von mir, seinem Schüler und langjährigen Mitarbeiter, in helle Beleuchtung gerückt wird. Und wenn die praktischen Erfolge dieses Lebenswerkes zum Teil schon Allgemeingut der Aerzte und Gebildeten geworden und damit der unmittelbaren Bewunderung vieler entrückt sind, so dürfen wir nicht vergessen, daß durch Kochs zielbewußte Arbeiten und Entdeckungen ein Wendepunkt in der Entwicklung der Medizin geschaffen wurde, wie er in ihrer Geschichte vielleicht noch nicht zu verzeichnen war. Die großen Entdeckungen von Vesal, Morgagni, Harvey und Malpighi, die Taten eines Sydenham, Leuwenhoek, Boerhaave und Haller, jene von Jenner, Darwin und Helmholtz, die Forschungsergebnisse von Lister, Pasteur und Virchow werden nicht dadurch verdunkelt oder in ihrem unvergänglichen Wert herabgesetzt, wenn die jetzt lebende Generation Robert Kochs Lebenswerk in seiner universalen Bedeutung für die Medizin noch höher stellt.

Als Robert Koch zum Zweck des medizinischen Studiums 1862 die Universität Göttingen bezog, wurde er der Schüler von zwei Männern, die auf seine Entwicklung von großem Einfluß gewesen sind, nämlich des bedeutenden Physiologen und Experimentators Meißner, in dessen Institut er sich auch zuerst mit eigenen Forschungen und Versuchen beschäftigte, und des berühmten Anatomen und Pathologen Jakob Henle. Durch die Vorlesungen von Meißner und die Arbeiten in dessen Institut wurde der junge Arzt auf die große Bedeutung des Tierversuchs zuerst eindringlich aufmerksam gemacht, dessen Wert für die Erforschung der Infektionskrankheiten er später in so erfolgreicher Weise betont hat. Der scharfsinnige Henle lenkte Kochs Denken auf das Problem der Infektion hin. In seinem ausgezeichneten und kritischen Werk über die Ursachen der Infektionskrankheiten hatte Henle nämlich als erster mit größter Präzision die Hypothese aufgestellt, daß kleinste Lebewesen die Ursache der Infektionskrankheiten seien, und zuerst die Postulate formuliert, an deren Erfüllung die Erkennung von Krankheitserregern gebunden ist: regelmäßiges Vorkommen bei der spezifischen Infektionskrankheit, Isolierung der Keime von allen fremden zelligen Beimengungen und die Erzeugung der gleichen Krankheit bei Menschen oder Tieren mit den rein isolierten Mikroben. Aber trotz der scharfsinnigen Theorien Henles wurde in den Kreisen der Aerzte eine Einigung über die Ursache der Infektionskrankheiten ebensowenig erzielt, wie es in den Jahrhunderten vorher der Fall gewesen war. Wie feindliche Lager standen sich auch fortan die Aerzte gegenüber, um bei jedem Ausbruch einer großen Seuche und bei der Verbreitung von Wundinfektionskrankheiten oder des Typhus im Krieg sich mit ihren Hypothesen, die meist einander widersprachen und auf die Krankheitserregung durch Urzeugung oder auf die Theorien eines hypothetischen Miasma, d. h. der Krankheitserzeugung durch giftige Luftgase, hinausgingen, zu bekämpfen. Wenn auch der geniale Chemiker und Naturforscher Louis Pasteur einiges Licht in das Dunkel brachte und durch Widerlegung der Lehre von der Urzeugung vielen Spekulationen den Boden entzog, und wenn auch auf Grund der Pasteurschen Versuche in scharfsinniger Weise Lister sogar schon praktische Erfolge mit der Benutzung fäulniswidriger Substanzen, der sogenannten Antiseptika, in der Wundbehandlung und Chirurgie erzielt hatte, so blieb die Lehre von der Ursache der verschiedenen Infektionskrankheiten doch dunkel und hypothe-



tischen Erörterungen zugänglich. Diese dunkle Streitfrage, die jahrhundertelang, ja man kann sagen jahrtausendelang, seit Hippokrates und Galen, seit Sydenham und Athanasius Kircher, die Medizin beschäftigte, wurde mit einem Schlag erhellt und aus der Welt geschafft durch die Arbeiten Kochs über den Milzbrand. Er erfüllte durch seine Versuche die drei Postulate Henles und war so der erste, der wissenschaftlich einwandfrei einen Mikroben als alleinigen Erreger einer Infektionskrankheit nachwies. Hierbei offenbarte sich zuerst das erfinderische und erforschende Genie des jungen Gelehrten. Koch schuf neue exakte Methoden und schlug neue Bahnen ein, die abseits von den ausgetretenen Pfaden lagen. Wir lernen schon jetzt die unbeugsame Energie und Willensstärke Kochs kennen. Neben aufreibender Landpraxis, die er zur Erhaltung seiner Familie ausüben mußte, wurde die Forschung von ihm im eigenen unter Opfern errichteten Laboratorium betrieben. Und für seine Versuche waren die kostbarsten Instrumente und Apparate dem nicht mit Geldmitteln gerade gesegneten Arzt nicht zu teuer. In den Stunden, die der harte Beruf dem Arzt übrigließ, arbeitete er, unermüdlich schuf er neue Methoden und leitete, fern von den akademischen Lehrstätten, die neue Aera der Erforschung der Infektion ein, wobei Entdeckung auf Entdeckung folgte, eine so weittragend wie die andere. Koch führte die homogene Immersion, den Abbéschen Beleuchtungsapparat und die Färbung der Bakterien in die bakteriologische Technik ein und wurde hierdurch sowie durch seine inzwischen erschienenen klassischen Arbeiten über die „Aetiologie des Milzbrandes" und die „Untersuchungen über die Wundinfektionskrankheiten" der Begründer der wissenschaftlichen und experimentellen Bakteriologie. Um die Henleschen Postulate zu erfüllen, entdeckte Koch die Züchtungsverfahren der Bakterien auf festen Nährböden, die noch heute die Grundlage aller bakteriologischen Methodik bilden, und um den Entwicklungskreislauf der Milzbrandstäbchen, ihren Uebergang in die Sporenform nachzuweisen, arbeitete er neue Färbungsmethoden aus.

Waren diese Entdeckungen für die allgemeine Biologie an sich schon groß, dadurch, daß sie die in der Mikrobiologie noch zuletzt u. a. von Hallier lange bestrittene, von Ferdinand Cohn vertretene Spezifizität und Konstanz der Arten bewiesen und die Irrlehren von Nägeli und seiner Schule beseitigten, so erhielten sie ihre weittragende medizinische Bedeutung durch die Konsequenzen, die Koch als Arzt aus ihnen für die Verbreitung und Verhütung der Milzbranderkrankungen bei Menschen und Tieren zog. Die Erfahrungen Kochs als Arzt während einer vieljährigen Tätigkeit als Kreisphysikus in Wollstein haben seinem Lebenswerk überhaupt jene für die Medizin so bedeutungsvolle Richtung gegeben. Das zeigte sich besonders in den nun folgenden Arbeiten Kochs über die Ursache der Tuberkulose. Die Auffindung des Tuberkelbazillus und der Nachweis, daß dieser Spaltpilz allein die Ursache der Tuberkulose des Menschen und der Tiere ist, war eine unvergängliche Großtat medizinischer Forschung. Auch hier wieder mußten neue Methoden der Färbung, neue Züchtungsverfahren entdeckt werden, um zum Ziel zu gelangen.

Mit welchen Schwierigkeiten Koch gerade bei dem Problem der Tuberkulose zu kämpfen hatte, erhellt wohl am besten aus der Tatsache, daß noch heute, d. h. nach mehr als 25 Jahren, Bakteriologen von Fach nicht immer dies technische und methodische Geschick, das Robert Koch bei der Züchtung der Tuberkelbazillen entfaltete, voll erreichen. Der Eindruck, den die Entdeckung Kochs seinerzeit bei den Medizinern machte, wird uns so recht klar, wenn wir die Worte lesen, die Paul Ehrlich, der treue Freund und Mitarbeiter Robert Kochs und jetzt selbst ein bahnbrechender Forscher, über dieses Ereignis in seinem Nachruf niedergeschrieben hat: „In der denkwürdigen Sitzung der Berliner Physiologischen Gesellschaft vom 24. März 1882 trat Koch mit einer Mitteilung an die Oeffentlichkeit, die einen Wendepunkt auf dem Gebiet einer der verheerendsten menschlichen Infektionskrankheiten bedeutete und eine neue Aera ihrer Forschung und Bekämpfung anbahnte. Koch hatte den Tuberkelbazillus entdeckt. Es war in einem kleinen Raum des Physiologischen Instituts, als Koch in schlichten und klaren Worten unter Vorlegung zahlloser Präparate und Beweisstücke die Aetiologie der Tuberkulose mit überzeugender Kraft darlegte. Jeder, der diesem Vortrag beigewohnt hatte, war ergriffen, und ich muß sagen, daß mir jener Abend stets als mein größtes wissenschaftliches Erlebnis in Erinnerung geblieben ist."

Die am längsten bekannte und gefürchtete Geißel der Menschheit war nun in ihrem Wesen erkannt, ein großes medizinisches und allgemein naturwissenschaftliches Problem war gelöst. Ebenso groß wie diese denkwürdige und unsterbliche Entdeckung war aber die Art, wie Koch die neuen Tatsachen für die Medizin zu verwerten lehrte. So wurde Koch für das medizinische Denken auf dem Gebiet der Infektionskrankheiten das, was Rokitansky und Virchow für die pathologisch-anatomische Erkenntnis gewesen waren: der Reformator und der große Meister, ein weitschauender Pfadfinder. Er zeigte, wie die Krankheit bereits in ihren frühesten Stadien durch Auffindung der Krankheitserreger selbst da, wo die Krankheitserscheinungen noch geringe und durch klinische Methoden nicht nachweisbar sind, mit Hilfe der mikroskopisch-bakteriologischen Untersuchung des Auswurfes erkannt werden kann. Koch führte so die ätiologische Diagnostik der Infektionskrankheiten in die Medizin ein und ergänzte das, was Laennec, Skoda und Gerhardt für die physikalische, was Traube, Cohnheim und Frerichs für die chemische Diagnostik in der Pathologie getan hatten.

Aber Koch ist durch seine klassischen Arbeiten über die Aetiologie der Tuberkulose nicht nur der Begründer des ätiologischen Denkens überhaupt auf dem Gebiet der Infektionskrankheiten geworden, sondern er wies auch die Wege der rationellen Bekämpfung dieser Krankheiten auf Grund der neu erschlossenen Kenntnisse. Um die Bekämpfung der Infektionskrankheiten mit Erfolg durchführen zu können, war es zunächst notwendig, neue Methoden zur Vernichtung der Krankheitskeime aufzufinden. Koch wurde durch seine Versuche, die er 1880/81 am Kaiserlichen Gesundheitsamt mit seinen ersten Mitarbeitern und Schülern Gaffky und Löffler zu diesem Zweck unternahm, der Begründer der wissenschaftlichen Lehre von der Desinfektion. Ohne Kochs Methoden können die chemischen und physikalischen Mittel, mit denen sich die Krankheitstoffe vernichten lassen, noch heutzutage nicht untersucht und geprüft werden. Jeder, der diese Methodik unberücksichtigt läßt, tappt im Dunkeln, wie es in der Zeit vor Kochs Entdeckungen trotz der glänzenden praktischen Erfolge von Listers Antisepsis der Fall war.

Die nun folgende Entdeckung des Choleravibrio in Aegypten und Indien war für Koch mit außerordentlichen körperlichen Anforderungen sowie mit vielfachen Gefahren und Schwierigkeiten, die das Arbeiten in fremden Ländern mit sich brachte, verknüpft, dafür ermöglichte sie andererseits grundlegende Taten und machte Koch auf der ganzen Erde populär. Für Koch, der sein Leben, wenn es die Erforschung von wichtigen Problemen galt, stets ohne Bedenken aufs Spiel setzte und dem Tod mutig ins Auge schaute, hatten Gefahren, wie sie Expeditionen nach Seuchenherden Afrikas und Asiens bedingen, aber auch ihren großen Reiz. Die erfolgreiche Ueberwindung aller Fährlichkeiten befähigte ihn dann, die Strapazen der Tropen auszuhalten und dabei noch auf das angestrengteste zu arbeiten. In Afrika, Indien, Neu-Guinea versagte auch später die Arbeitskraft des im siebenten Dezennium seines Lebens stehenden Forschers niemals, und sein Wille, das vorgesteckte Ziel zu erreichen, blieb ungebeugt. Diese Kraft gewann er aber auch dadurch, daß seine zielbewußten, auf scharfer Beobachtung der Natur aufgebauten Ideen erfolgreich waren und ihn trugen. Das zeigte sich so recht bei der Entdeckung des Choleravibrio. Der von dem großen Kliniker Griesinger mit aller Schärfe der Logik vorausgeschaute Erreger der Cholera wurde von Koch in kurzer Zeit in Aegypten und Indien gefunden, als er als Leiter der auf seine Veranlassung ausgesandten Reichscholerakommission die neugeschaffene Methodik der Forschung auf diese Seuche anwandte. In mehrmonatiger fruchtbarer Arbeit, die gewissenhaft in dem großen, von Gaffky bearbeiteten wissenschaftlichen Bericht über die Expedition, einem Denkmal deutscher Gründlichkeit, verzeichnet ist, legte er die Choleraätiologie ganz klar und begründete sie so fest, daß sie den bald erfolgenden scharfen Angriffen von Pettenkofer und seiner Schule siegreich standhielt. Wo bisher Theorien und geistvolle Hypothesen, wie diejenige Pettenkofers, des übrigens hochverdienten Altmeisters der experimentellen Hygiene, vorlagen, traten jetzt Tatsachen und exakte Versuche und Beobachtungen in ihr Recht. Als die auf den Lebenseigenschaften und der Verbreitungsweise des Choleraerregers aufgebauten Versuche der Cholerabekämpfung gelangen, wirkte das Kochsche System siegreich und reformierend auf die Seuchenlehre und die staatliche prophylaktische Hygiene ein. Das Cholerabekämpfungsystem, von Koch bereits 1884 und 1885 auf den Cholerakonferenzen in Berlin entworfen, bewährte sich glänzend in Deutschland in den Jahren 1892—1894 und wurde auf den internationalen Sanitätskonferenzen, namentlich 1893 in Dresden, anerkannt und mit geringen Abänderungen von fast allen Staaten eingeführt. Es wurde später vorbildlich auch für andere Krankheiten, namentlich für die Bekämpfung des Typhus, der Ruhr, der Malaria und der Schlafkrankheit.

Koch beseitigte die unwirksamen und die so langfristigen Land- und Seequarantänen, die Absperrungsmaßregeln und das Desinfektionswesen alten Stils, mit dem so viel Unfug getrieben wurde, wie jeder weiß, der diese Schwefelräucherungen an Menschen, Waren und Gepäck mitgemacht oder von ihnen gelesen hat. Die internationale und die innerstaatliche Seuchenbekämpfung ist so ihrer Schrecken für die Reisenden und Kaufleute beraubt und seitdem im Sinn der Kochschen Auffassungen weiter entwickelt worden, zum Segen aller Staaten, die den internationalen Konventionen beigetreten sind.

Durch die Forschungen auf dem Gebiet der Desinfektionslehre, der Epidemiologie der Infektionskrankheiten und ihrer Verhütung durch spezifische Maßnahmen, welche die allgemeinen prophylaktischen Vorschriften der Hygiene unterstützten, hat Koch das hygienische Denken der Aerzte und Laien in ungeahnter Weise segensreich beeinflußt. Hatten die Altmeister und Begründer der experimentellen Hygiene, Pettenkofer, Voit und Flügge, die Regeln für Verbesserung der allgemeinen hygienischen Zustände in der Umgebung des Menschen aufgestellt, so wies Koch den Weg für die besondere spezifische prophylaktische Hygiene. Und dieser Einfluß ist und muß für alle Zeiten ein bleibender in der Hygiene sein. Mehr und mehr wird seit Kochs Arbeiten und denjenigen seiner Schule die Bedeutung der Infektionskrankheiten für die Hygiene anerkannt und gewürdigt, im Lauf der Zeit sind Krankheiten, die früher für nicht ansteckend gehalten wurden, als infektiös mittels Anwendung der Kochschen Methoden nachgewiesen. Allgemein erkennen jetzt die Aerzte und Hygieniker, welche Rolle für die gesundheitlichen Zustände eines Volkes die Infektionskrankheiten spielen. Die Auslesetheorien verstummen mehr und mehr, die Infektionskrankheiten werden nicht mehr als das erwünschte Auslesemittel, für das sie früher nach Darwins Theorien gehalten wurden, betrachtet. Sie töten, wie der geistvolle und bedeutende Münchener Hygieniker von Gruber ausgeführt hat, zu wenig und schädigen zu viel die Individuen, die sie befallen, und ihre Nachkommen. Man denke nur an die Tuberkulose und an die Syphilis. Vielfach raffen sie nicht die schwächsten und die schlechtesten, sondern gerade die besten und kräftigsten Menschen dahin, deren Infektion durch Zufall herbeigeführt wurde. Deshalb müssen die Seuchen bekämpft, abgeschwächt, ausgerottet und verhütet werden. Das unvergängliche kulturelle Verdienst Kochs liegt in dem Umstand, daß er die Grundlagen für die Erreichung dieses Zieles gelegt, die Wege für sie geschaffen und in das medizinisch-soziale Denken diese Ideen unvergänglich eingeschrieben hat.

Aber nicht allein der Erkennung, Verhütung und Bekämpfung der Seuchen wandte sich Koch zu, sondern er griff auch in die Probleme der Heilung der Infektionskrankheiten mit grundlegenden Versuchen ein. Aus den Kulturen der Tuberkelbazillen gelang es ihm, das Tuberkulin herzustellen. Es ist nicht Koch selbst zuzuschreiben, daß in der ersten Zeit nach dessen Auffindung übertriebene Hoffnungen an die Heilwirkung dieses Präparates geknüpft wurden, die sich nicht erfüllen konnten. Aber das neue Prinzip der spezifisch-ätiologischen Therapie war mit dem Tuberkulin in die Medizin eingeführt, und dieses Prinzip blieb später erfolgreich. Die unausgesetzten Bemühungen Kochs und vieler seiner Schüler, u. a. Götsch, Petruschky, C. Spengler, haben die Heilwirkung des Tuberkulins bei der Tuberkulose des Menschen trotz aller Gegenströmungen bewiesen. Wie erst jüngst die Debatten der Vertreter der inneren Medizin auf dem Kongreß in Wiesbaden gezeigt haben, sind die ersten Angaben Kochs über das Tuberkulin vom Jahr 1890 im wesentlichen als zu recht bestehend jetzt allgemein anerkannt worden. Was Jenner und Pasteur für die Bekämpfung der Infektionskrankheiten durch Entdeckung der vorbeugenden Pockenschutzimpfung und Wutschutzimpfung leisteten, das hat Koch durch die Entdeckung der spezifischen Immunisierung während der Krankheit erreicht. Das Tuberkulin ist nicht nur ein unentbehrliches Mittel in der Hand des Arztes ge-



worden, um die frühzeitige Tuberkulose in einer vorher nicht bekannten Weise spezifisch therapeutisch zu beeinflussen, sondern es ist auch ein einfaches Mittel für die frühzeitige Erkennung dieser Krankheit geblieben.

Die Arbeiten Kochs über Tuberkulose und Tuberkulin sind zusammen mit denen von Jenner und Pasteur die Vorläufer der Behringschen Entdeckung der Serumtherapie geworden. Es ist ja unleugbar das große Verdienst von Behring, die Serumtherapie durch Auffindung des Diphtherie- und Tetanus-Antitoxins entdeckt und wissenschaftlich begründet zu haben. Aber es darf nicht vergessen werden, daß diese Arbeiten von Behring auf Anregung und unter dem Einfluß von Koch stattfanden. Kochs kritischer Einfluß hat die Forschung über serumtherapeutische Probleme in jene Bahnen gelenkt, auf denen sie später zu so segensreicher Entwicklung gelangen konnten. Ja, die Serumtherapie hätte überhaupt die Bedeutung für die praktische Medizin nicht gewinnen können, wenn nicht auf Kochs Anregung Paul Ehrlich, der Pfadfinder auf dem Gebiet der Immunitätsforschung, sich ihr zugewendet und die Behringschen Entdeckungen durch eigene ausgebaut und ergänzt hätte. Auch fand Behring in Kochs Institut seine Mitarbeiter Kitasato und Knorr. Jeder, der den Werdegang dieser praktisch so bedeutungsvollen Disziplin mit verfolgt hat, wird die Verdienste Kochs bei der Entwicklung dieser Lehre nicht unterschätzen.

Das von Koch geleitete Hygienische Institut der Universität, zu dem der damalige Stabsarzt Behring kommandiert war, war schon damals die Zentrale wissenschaftlicher Forschungen geworden, besonders in der Immunitätslehre, und bot jedem, der dort wirkte, Anregung. Männer, wie Löffler, R. Pfeiffer, C. Fränkel, Brieger, Kirchner, wirkten dort befruchtend auf die Mitarbeiter. Koch fand trotz seiner akademischen Tätigkeit, die er als Professor der Hygiene gewissenhaft erfüllte, und trotz der damit verknüpften zahlreichen Verpflichtungen doch noch die Zeit, seinen Mitarbeitern und Assistenten jederzeit Gehör zu schenken, wenn sie seinen Rat bei ihren Arbeiten gebrauchten. Aber da die akademischen Pflichten seine Zeit mehr, als ihm für die Fortführung seiner eigenen Forschungen lieb war, in Anspruch nahmen, so war er froh, als sich ihm Gelegenheit bot, wieder ganz seinen Forschungen zu leben. Das wurde ihm ermöglicht durch die preußische Unterrichtsverwaltung, die damals unter der Leitung des um die Entwicklung der Medizin so hochverdienten Ministers von Goßler stand. Unter Goßlers tatkräftiger Mitwirkung und mit Hilfe des weitsichtigen Ministerialrats Althoff, der Kochs Bedeutung als Forscher voll erkannt hatte, erfolgte im Jahr 1891 die **Gründung des Berliner Instituts für Infektionskrankheiten.** Die Leitung dieses mit wissenschaftlichen Einrichtungen, einer Krankenabteilung und mit den genügenden Geldmitteln gut ausgerüsteten Instituts wurde Koch übertragen. Es begann eine Zeit regster wissenschaftlicher Tätigkeit in dem neu gegründeten Institut. Zahlreiche Mitarbeiter scharten sich um den selbst unermüdlich weiterstrebenden Gelehrten. Koch war für die Mitglieder des Instituts nicht nur der Vorgesetzte, sondern in wissenschaftlichen Fragen der väterliche Berater und Lehrer. Er wirkte als **wahrhaft großer Lehrer und Meister, unmerklich führend und belehrend auf alle, die mit ihm dort in Berührung kamen.** Wie er selbst nur die wichtigsten Probleme und die großen Gesichtspunkte genial für seine Arbeiten herauszusuchen verstand, so beeinflußte er auch seine Schüler und Mitarbeiter in gleichem Sinn. Ob er am Kaiserlichen Gesundheitsamt als Vorsteher der bakteriologischen Laboratorien oder als Direktor des Hygienischen Instituts der Universität Berlin oder als Leiter des neugegründeten Instituts für Infektionskrankheiten tätig war, immer war er der Mittelpunkt und das geistige Zentrum von Männern, die ihn verstanden oder bald verstehen lernten und von ihm wissenschaftlich mitgehoben wurden, so daß sie durch ihre eigenen Arbeiten wieder fördernd auf die Entwicklung der neuen, von dem Meister geschaffenen Richtung in der Medizin wirkten. So **entstand die Kochsche Schule**, deren Vertreter nicht nur in Deutschland, sondern auch in vielen europäischen und außereuropäischen Ländern im Lauf der Zeit leitende Stellungen erhalten haben, sei es als Hygieniker oder Bakteriologen oder als Leiter von Instituten, die in ihrer Arbeitsrichtung und Organisation dem Berliner Institut für Infektionskrankheiten nachgebildet wurden. Unter den Schülern von Koch finden sich viele Männer, deren Namen durch zahlreiche und grundlegende Entdeckungen für immer mit dem Kochs und mit dieser glorreichen Periode medizinischer Forschung eng verknüpft sind.

Es ist unmöglich, alle Namen und Entdeckungen der Kochschen Schule hier aufzuzählen, aber die bekanntesten lebenden unmittelbaren Schüler Kochs will ich nicht übergehen: Wir finden unter ihnen Behring, den Entdecker der Serumtherapie, Brieger, der mit dem Kliniker Kraus den Meister in seiner letzten Krankheit behandelte, bekannt durch hervorragende Arbeiten über Toxine und Antitoxine, P. Ehrlich, der die Immunitätsforschung mit Behring und R. Pfeiffer begründete, weiterhin die Hygieniker, welche die Kochsche Richtung durch zahlreiche grundlegende Arbeiten fortführten: Flügge, der jetzt Kochs Lehrstuhl für Hygiene in Berlin innehat, in Göttingen von Esmarch, in Kiel Fischer, in Halle a. S. C. Fränkel, weit bekannt durch zahlreiche bakteriologische und hygienische Arbeiten, in Jena Gärtner, den Entdecker des Erregers der Fleischvergiftungen, in Berlin als Nachfolger in Kochs amtlicher Stellung Gaffky, den Entdecker des Typhusbazillus, Frosch und Beck, die Mitarbeiter auf dem Gebiet der Seuchenbekämpfung. In Alexandrien wirkt Kochs Freund Kartulis, der Entdecker der Dysenterieamöben, in Prag Hüppe als Hygieniker, in Cambridge Nuttall, in Tokio Kiasato, der Entdecker des Pestbazillus, in Aegypten die Hygieniker Bitter und Gotschlich, in Amerika Theobald Smith, der Entdecker des Texasfiebers, und Welch, in Zürich Roth, in Bern Kolle und Tavel. Und in Ostafrika setzt Kleine, der langjährige Reisebegleiter Kochs, seine Arbeiten über die Schlafkrankheit fort. In Berlin treffen wir als Förderer der Kochschen Schule und der Kochschen Seuchenbekämpfung M. Kirchner, den Leiter der Medizinalabteilung des Kultusministeriums, in Heidelberg Kossel, in Greifswald Löffler, den Entdecker des Diphtheriebazillus, des Rotzbazillus und vieler wichtiger bakteriologischer Methoden; in Hamburg Nocht, den Leiter des Instituts für Tropenhygiene, in Breslau R. Pfeiffer, den Entdecker der Bakteriolysine und mit dem Verfasser Bearbeiter wichtiger Immunitätsprobleme, in Danzig Petruschky, den Vorkämpfer des Tuberkulins, in Berlin Neufeld, den Bearbeiter der Opsonine, Pfuhl, bekannt als Militärhygieniker,



Wassermann, den Begründer der Serumdiagnostik der Syphilis, ferner am Kaiserl. Gesundheitsamt Uhlenhuth, der mit Wassermann die forensische Blutdiagnostik begründete.

Das Lebenswerk von Robert Koch würde aber in seinem Umfang nicht vollständig skizziert und gewürdigt sein, wenn wir nicht seiner Forschungen über die Krankheiten der Tropen kurz gedächten. Im Auftrag der deutschen, der englischen und der Regierung des Kaplandes hat Koch, während des letzten Dezenniums seines Lebens, in den verschiedensten Teilen Asiens und Afrikas die Krankheiten der Menschen und Tiere studiert. Nachdem er im Jahr 1904 die Leitung seines Instituts niederlegt und sie seinem treuen Freund und Mitarbeiter Gaffky, der sie seitdem im Sinn des Meisters weitergeführt hat, überlassen hatte, entdeckte Koch Schutzimpfungsverfahren gegen die Rinderpest und das Texasfieber der Rinder, und es gelang ihm der wichtige Nachweis, daß man die tropischen Protozoenkrankheiten, namentlich die Malaria und die Trypanosen, nach den gleichen Prinzipien bekämpfen kann, die sich bei den Bakterienkrankheiten schon bewährt hatten. Er zeigte, daß wie bei der Tuberkulose, der Cholera und dem Typhus so auch bei der Verbreitung der Malaria und der Schlafkrankheit der kranke oder infizierte Mensch die Hauptrolle spielt. Durch Absonderung der Kranken von den Gesunden, durch Abtötung der Infektionsstoffe, durch frühzeitige Erkennung der Krankheit läßt sich die Malaria, läßt sich die Schlafkrankheit ebenso ausrotten oder vermindern in den verseuchten Tropengebieten, wie es in den subtropischen und nordischen Ländern mit der Cholera gelungen war. Durch seine oft gefahrvollen Tropenreisen, die er immer mit seiner Gattin als treuen Reisebegleiterin unternahm und vielfach in fesselnder und mustergültiger Weise in Vorträgen vor größeren Kreisen geschildert hat, erweckte er auch das allgemeine Interesse für die Tropen jedesmal aufs neue, wenn er in die Heimat zurückkam. Er war ein Anhänger der Kolonialideen, ein Freund der deutsch-afrikanischen Kolonien, von deren Zukunft und Entwicklung er sich viel versprach. Wenn das von ihm erstrebte Ziel, die Tropenkrankheiten in den afrikanischen Kolonien Deutschlands und der Südsee auszurotten und diese von der Natur so bevorzugten Gebiete zu einer gesunden Ansiedlungsstätte für Europäer zu machen, auch bis jetzt noch nicht erreicht ist, so wird doch die Assanierung in den Kolonien dank seinen grundlegenden Arbeiten mit Erfolg weitergeführt werden.

Mögen praktische Gesichtspunkte, soziale Verhältnisse oder andere noch ungeahnte Gründe die Durchführung der Kochschen Ideen in den Tropen zum Teil nicht ermöglichen, so sind seine Arbeiten doch von unvergänglichem Wert, denn sie haben das epidemieologische Denken der Aerzte auch in bezug auf Tropenkrankheiten in feste Bahnen gelenkt, die zum Erfolg hinleiten müssen; wie Koch selbst ein Anhänger der Kolonialidee und ihres großen Kulturwertes war, so sind auch seine Ideen für die Entwicklung des Kolonialwesens von allgemein kulturellem Wert geworden.

Ueber viele der großen, hier geschilderten Fragen, die Koch beschäftigten, habe ich häufig aus Kochs Mund manches Interessante an Einzelheiten und mit Ausblicken in die Zukunft Mitgeteilte erfahren. Ich bin glücklich und dankbar, daß ich ihm persönlich als Schüler und Mensch näher sein durfte, und die genußreichen Unterhaltungen über wissenschaftliche Probleme mit dem Meister werden für mich immer, wie die wissenschaftlichen Abende, die er als Direktor mit den Angehörigen des Instituts veranstaltete, zu den schönsten Erinnerungen meines Lebens zählen. Denn, wie Paul Ehrlich schreibt, „hatte die Natur in einer Persönlichkeit ihre Gaben verschwenderisch gehäuft". Und wenn Ehrlich fortfährt: „Bewunderungswürdig bleibt für uns alle, die wir ihn gesehen, die wir ihn erlebt haben, sein meisterhaftes Forschergenie, sein überlegener Verstand, seine unerschöpfliche Leistungsfähigkeit, seine gigantische Energie und nicht zuletzt sein heroischer Mut, der ihn den größten Gefahren trotzen ließ, und der ihn befähigte, das zu werden, was er uns allen und der Nachwelt war", so kann ich diesen schönen Worten, die mir aus dem Herzen gesprochen sind, nur noch das hinzufügen, was ihm die Deutsche Medizinische Wochenschrift, in der Koch so viele Arbeiten veröffentlicht hat, durch ihren Herausgeber J. Schwalbe, einen langjährigen Verehrer Kochs, nachruft: „Auch ihn, der dem Tode Hunderttausende hat abringen helfen, hat nun der Allbezwinger bezwungen.

Was unterscheidet
Götter von Menschen?
Daß viele Wellen
Vor jenen wandeln,
Ein ewiger Strom:
Uns hebt die Welle,
Verschlingt die Welle,
Und wir versinken.

Nicht am Ende seines Schaffens, trotz seiner sechsundsechzig Jahre nicht entkräftet, nicht als ein müder Greis, der der Mitwelt nichts mehr zu gewähren hatte, ist er dahingegangen, sondern mitten in der hoffnungsfrohen Arbeit an der Lösung des größten Problems seines Lebens, der Heilung der Tuberkulose.

An seiner Bahre trauert die Wissenschaft, das Vaterland, die Menschheit.

Wir werden nimmer seinesgleichen sehen."

Die Alpauffahrt.

Von Anton Krenn. — Hierzu 7 Aufnahmen des Verfassers.

Die Monatwende zwischen Mai und Juni ist alljährlich die Zeit großer Geschäftigkeit in den Alpentälern; es gilt die Vorbereitungen zum großen Frühlingsereignis der Aelpler, des Auftriebs der Herden auf die Alpweiden, vorzubereiten. Lang und rauh sind Herbst und Winter und kurz nur die Herrlichkeit des Frühlings; denn hat er endlich seine Herrschaft gegenüber den mancherlei tückischen Rückschlägen behauptet, so schreitet er mit raschen Schritten zu Berge und zaubert das junge Grün auf die kaum erst vom Schnee befreiten Flächen, und ehe man sein Wirken recht begreift, ist schon der Sommer plötzlich da.



Die wichtigen Geschäfte zur Regelung der Teilnahme jedes einzelnen Viehbesitzers an der Beschickung der Weideplätze, die sorgfältige Auswahl der Sennen und besonders des Käsers sind schon lange vor der Zeit der Alpfahrt erledigt worden, es bleibt nur noch übrig, den Tag der Alpauffahrt festzusetzen, der zeitlich genau dem Stand der Weideplätze angepaßt sein muß, damit den und Hirten sich zum Sammelplatz begeben. Die Sennen tragen ihre schmucke Festtagstracht, die meisten geschmückt mit einem Sträußchen, das die Herzliebste in verschwiegener Stunde als Gruß mit auf den Weg gegeben; aber auch die Tiere prangen im reichen Blumenschmuck und verstehen diesen, als seien sie sich seiner Bedeutung wohl bewußt, mit



Auszug des Sömmerungsviehes aus dem Dorf.

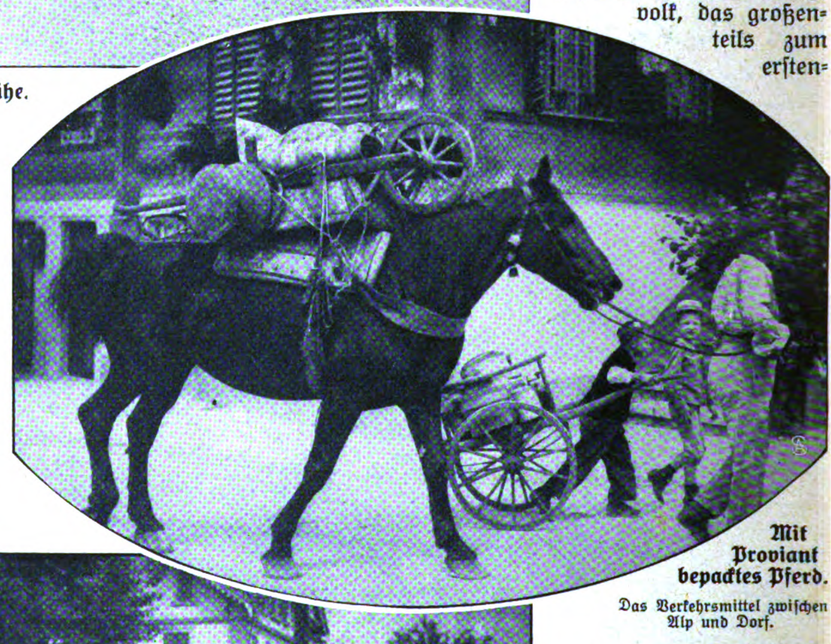
das Vieh den Uebergang zur neuen Nahrung nicht ungünstig empfinde. Bricht der Tag endlich an, so ist er ein Freuden- und Festtag für das ganze Dorf, an Freude und Jubel nur übertroffen von jenem Herbsttag, an dem die heute ausziehenden Herden mit reichem Segen wieder heimkehren. Schon früh am Morgen regt sich's an allen Enden des Dorfes, das lang verhaltene, melodische Klingen der hunderterlei Glocken und Glöckchen erfüllt die Luft, während Her- Grandezza zu tragen. Voran das Hauptstück des Dorfes, der mächtige Gemeindebulle, der unter sicherer Bewachung so ruhig dahinschreitet, wie es seiner hohen Bedeutung und Würde angemessen ist; wenn er aber erst einige Wochen Alpenfreiheit genossen hat, möchte sich sein gesittetes Benehmen doch etwas gelockert haben und eine Begegnung mit ihm nicht rätlich erscheinen lassen. Es ist nicht jedermann ein Herkules wie jener erst unlängst verstorbene schweizerische Bundesrat, der



Aus allen Gassen kommen Kühe.

der Ton aus dem hundertfachen Gebimmel sich deutlich abhebt und so die Führerin inmitten der großen Herde deutlich erkennbar macht. Als weiteren Schmuck trägt sie den einbeinigen runden Melkstuhl des Sennen zwischen die Hörner gebunden, das aufrecht stehende Einbein, mit einem prächtigen Strauß von Rosen, Nelken und Goldregen umwunden, der, einer lebenden Brautkrone gleich, das mächtige Tierhaupt umwallt. Im lebhaften Gegensatz hierzu benimmt sich das zahlreiche Jungvolk, das großenteils zum ersten-

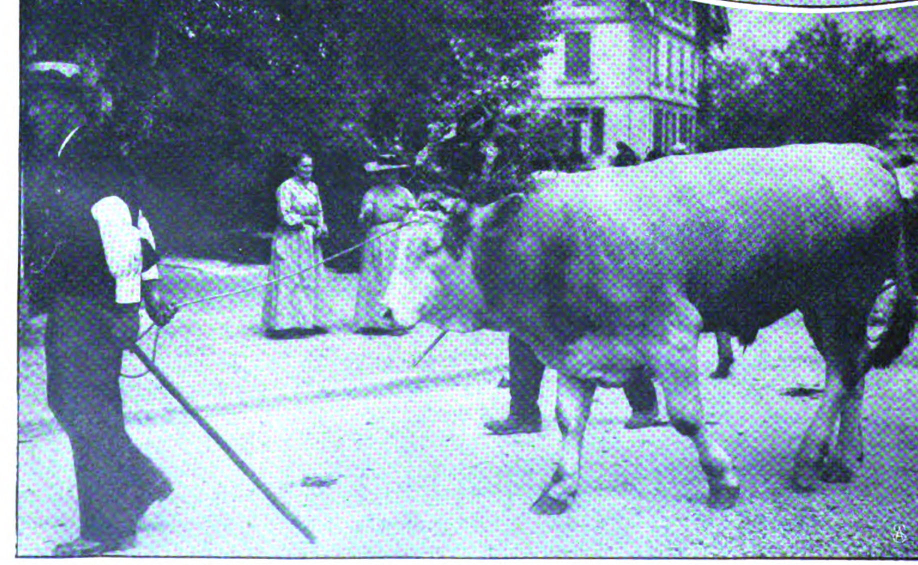
bei einem ähnlichen Renkontre den Stier buchstäblich bei den Hörnern packte und ihm den Kopf im Genick drehte, daß das starke Tier zitternd in die Knie brach und, endlich losgelassen, mit hocherhobenem Schweif davonstürmte! Mehr Zutrauen erwecken die ruhig und gemessen ihres Weges ziehenden Leitkühe, die schon öfter auf der Alpe waren und dort Weg und Steg genau kennen. Als Zeichen ihrer bevorzugten Stellung tragen sie ganz außergewöhnlich große, tief gestimmte Glocken, deren lang verklingen-



Mit Proviant bepacktes Pferd.

Das Verkehrsmittel zwischen Alp und Dorf.

mal die Alpenfahrt unternimmt, das Vorrecht der Jugend genießend, recht ungebunden, die Freude über die Befreiung aus dem engen Stall durch wilde Sprünge und lustige Kapriolen zum Ausdruck bringend. Besonders arg treiben es die Ziegen, diese Gassenjungen der Herde, die sich an gar keine Zugordnung gewöhnen, bald nach vorn, bald nach hinten ausbrechen wollen, hier den Kopf neugierig durch eine Zaunluke stecken und dort wieder ein wohlgepflegtes Blumenbüschel als besonderen



Der Stolz des Dorfes: Der „Gemeindemuni“ unter sicherem Geleit.



Das mit dem „Maien“ geschmückte Vieh vor dem Auszug.



Abschied der Sennenfamilie im Tal.





Der letzte Tag vor der Abfahrt: Sennen mit dem Alphorn.

Leckerbissen abreißen, ewig Händel suchend mit seinesgleichen, bis der Angerempelte sich auf die Hinterbeine erhebt und beide mit den Hörnern krachend aneinander fahren. Die Dorfjugend betrachtet mit innigem Verständnis die Unarten dieser Störenfriede und würde sich, ach wie gern, darein mischen, wenn nicht die Geißenbuben jeden Eingriff in ihre abgegrenzte Machtsphäre streng und energisch zurückwiesen.

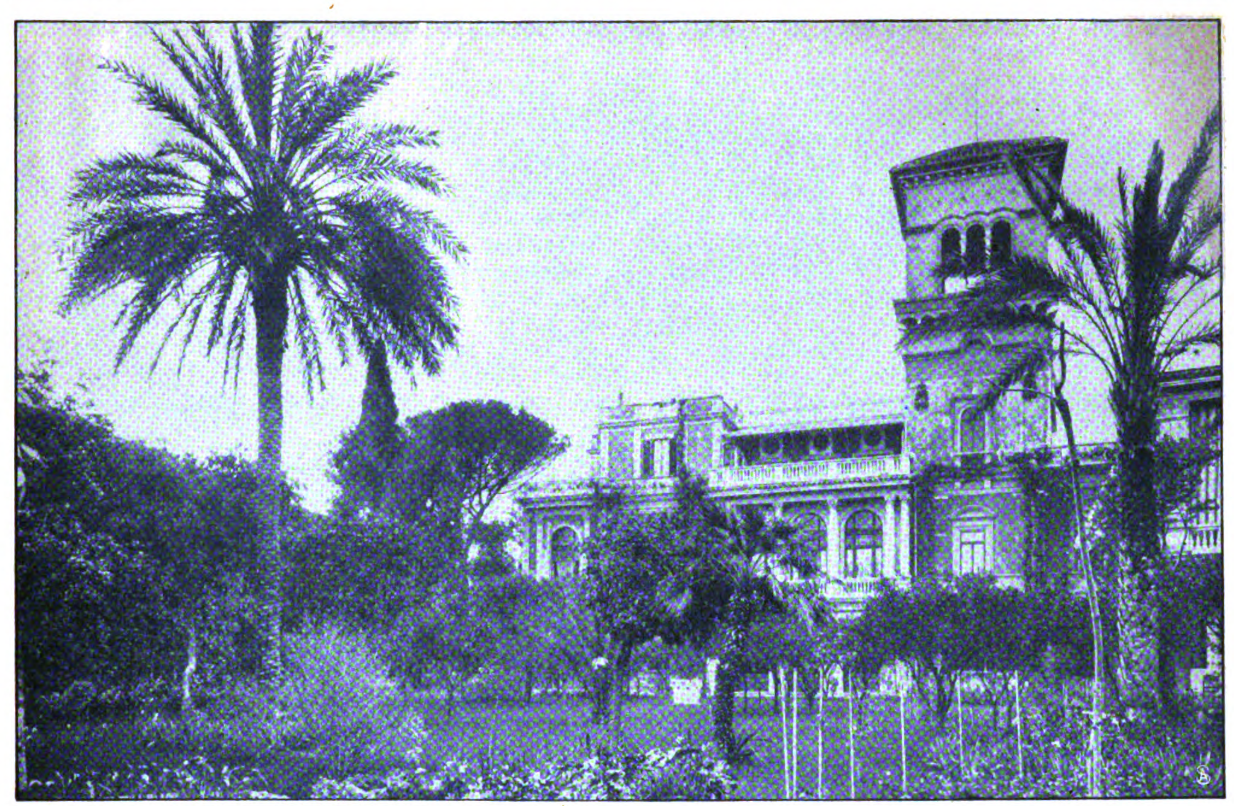
Sobald der Senne die Herde übernommen hat und damit das Dorf verläßt, ist er alleiniger Herr über die ihm anvertraute Habe, und er ist sich seiner hohen Verantwortung wohl bewußt. Nicht nur Schönheit und freies Leben bietet die Alpe ihm und seinen Schützlingen, auch vielerlei Gefahren bedrohen das ihm anvertraute Gut. Krankheit, Unwetter, Blitzschlag, Lawinen- und Felsstürze können seiner Herde Schaden bringen, für so manchen seiner Auftraggeber bedeutet der Verlust auch nur eines Hauptes Vieh ein schweres Unglück. Schon beim Abschied der Herde rechnet das Bäuerlein über die Verwendung des Erlöses, der ihm in Aussicht steht, und aus aufrichtigem Herzen tönt sein Abschiedsgruß: „Auf glückliche Heimkehr!"

Das kostbare Besitztum eines Deutschen in Rom.

Von Eugen Zimmermann. — Hierzu 6 photographische Aufnahmen von Cav. Alessandro Vasari.

In die Paläste der Vornehmen des antiken Rom vermochten unerbetene Blicke nicht einzudringen. Entweder hütete vor ihnen eine gewaltige Mauer das schwelgerische Leben der Großen, oder die Bauherren führten den Palazzo um einen prächtigen Garten auf, mit Fenstern und Veranden zu den kühlen Rasenflächen und den mächtigen Palmen und zu den säulengeschmückten Hallen und Höfen im Innern, so daß die fensterlose Straßenfront wenig zur Verschönerung des Stadtbildes beitrug.

Graf Bobrinski, der im modernen Rom die Villa Malta neu erbaute, stellte sie auf die höchste Fläche des Monte Pincio, wo in alter Zeit die Gärten Lukulls waren, Rom liegt zu Füßen der Bewohner, der Turm der Villa bietet die schönste Aussicht in Rom! Schon aus den Fenstern hat man einen herrlichen Blick auf die historischen Stätten der ewigen Stadt bis zum Albaner Gebirge, vom Balkon sieht man die Peterskirche mit ihrer mächtigen und graziös schwebenden Kuppel. Die Höhenlage schützt zwar vor Neugierigen, aber der Graf baute dennoch eine fünfzehn Meter hohe Mauer um diesen reizenden Erdenwinkel, die vom Garten aus von dichter Rosenhecke übersponnen ist und zur Blütezeit der königlichen Blume märchenhafte Pracht entfaltet.



Villa Malta, vom Garten aus gesehen.

Links die von Goethe gepflanzte Palme.

In dieser vornehmen Abgeschiedenheit einmal leben zu können, war der heiße Wunsch der Frau von Bülow, als sie vor 13 Jahren von Rom schied, um ihren Gatten nach Berlin zu begleiten, nachdem er an die Spitze des Auswärtigen Amtes berufen war. Damals sagte sie resigniert, leider müßte es für alle Zeiten eben nur ein Wunsch bleiben, einmal die Villa Malta besitzen zu können. Nun hat seit über Jahresfrist eine königliche Gebelaune des Schicksals den Traum von 1897 erfüllt.

Zehn Jahre lang hatte der Bauherr zur Aufführung des Palais und zum Arrangement der Innenräume gebraucht. Die peinlichste Detailarbeit während des langen Zeitraumes vermochte es, eine seltene Harmonie in der Anlage zu schaffen und selbst die kleinste Geschmacklosigkeit auszuschließen. Als er den Besitz an den Fürsten von Bülow abtrat, entfaltete dessen Gemahlin während vier Monate ihre Interieurkunst, die sie an die reiche und vornehme Innenarchitektur anzuschmiegen wußte.

Und sie erreichte eine so feine Harmonie von Pracht mit Wohnlichkeit, wie man sie in den Palästen der Reichsten und Mächtigsten nur selten so vollendet sieht. Die ganze Persönlichkeit dieser seltenen Frau ist hierin ausgedrückt.



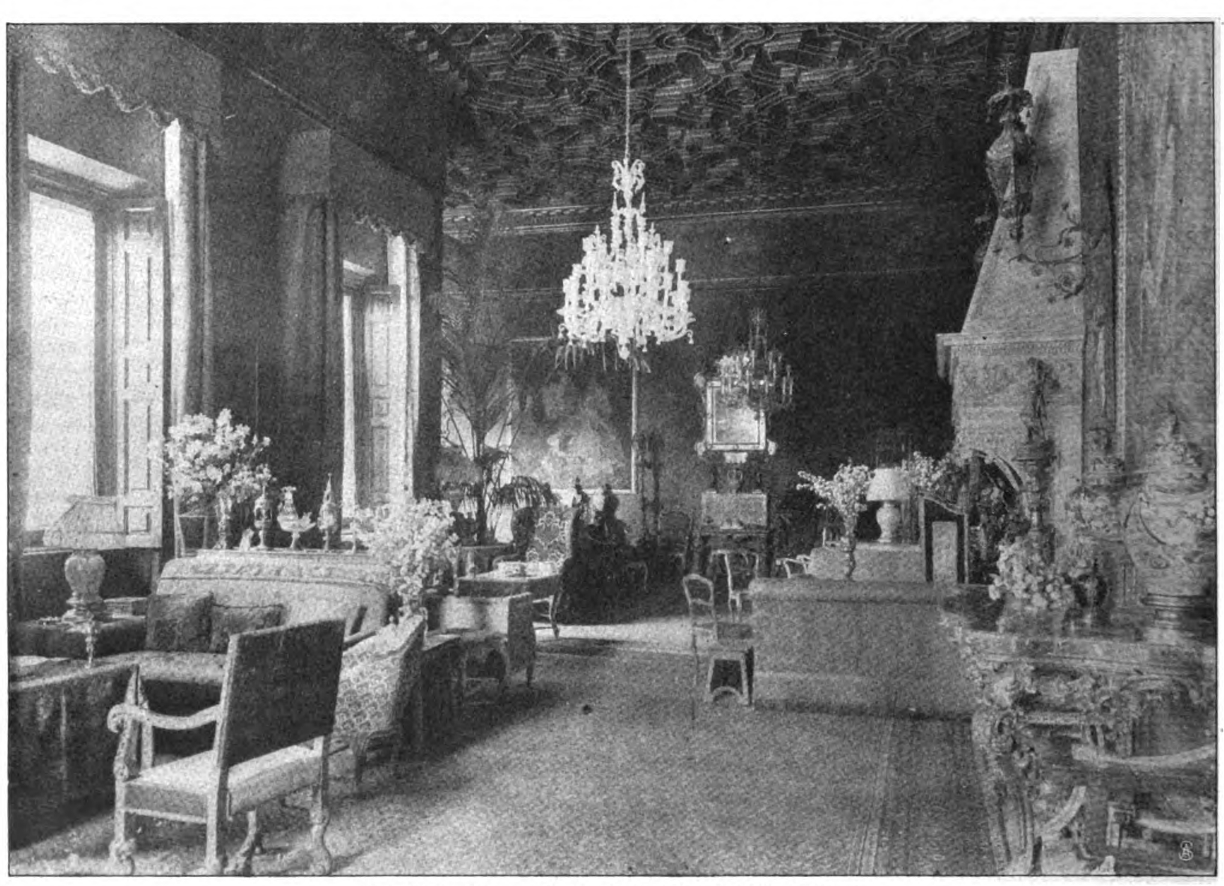
Galerie mit Säulen aus griechischem Marmor.

Ihre größte Freude ist es, den von ihr verehrten Mann hier frei von der Last der Geschäfte, ohne die scharfen Reibungen des politischen Lebens, im Genuß eines reichen geistigen und gesellschaftlichen Lebens zufrieden zu wissen. Für einen Grandseigneur von der ausgebreiteten Kultur des Fürsten, der die Feinheiten der Weltliteratur liebt, geistreiche Unterhaltung zu führen versteht und für üppige und schöne Natur schwärmt, kann es nicht schwer sein, sich in diesem königlichen Besitztum wohl zu fühlen, dessen Geschichte mit den tausendjährigen Erinnerungen der ewigen Stadt eng verknüpft ist.

Wenn man die Villa Malta von dem herrlichen Garten aus betrachtet (Abb. S. 1101), erhält man den besten Gesamteindruck, nur daß man die hohen und großen Räume, die sie birgt, und deren Zahl nicht vermuten kann. Dieser wundervolle Garten, in dem König Ludwig und Goethe Palmen pflanzten, zeigt im Hintergrund eine riesenhafte und berühmte Pinie und zahlreiche Schönheiten.

Der Gast des Hauses betritt zunächst eine siebzehn Meter hohe Halle, die auch in der Weite große Dimensionen zeigt (Abb. S. 1104). Sie ist fast bis zum Plafond mit englischem Eichenholz getäfelt und gibt neben dem imposanten Gesamteindruck behagliche Stätten. Links ist der große Marmorkamin sichtbar, der aus dem alten Palazzo Altems stammt. Hier sitzt das fürstliche Paar nach der Tafel mit seinen Dinergästen bei einer Oberlichtversorgung, die der des Weißen Saales in Berlin gleicht. Man sieht keine Flamme, aber der große Raum ist so stark durchstrahlt, daß man den schlechten Druck italienischer Zeitungen ohne Mühe zu lesen vermag.

Hat man die schön geschwungene bequeme Innentreppe erstiegen, gelangt man auf eine Galerie, die von prachtvollen Säulen aus griechischem Marmor belebt ist (Abb. S. 1101). Das geschlossene Tor zur Linken hat D'Epinay mit prächtiger Umrahmung und Krönung geschmückt, der Plafond, den einst der Palazzo Borghese besaß, ist eine Nachahmung einer Decke der Peterskirche und von vornehmster Wirkung.



Der in L-Form gebaute Salon der Fürstin Bülow.

Der Salon der Dame des Hauses ist in L-Form angelegt. Was hier die zarten Feenhände der Fürstin schufen, ist sehenswert. Dabei ist auch dieser Riesenraum lauschig und mit vielen Bequemlichkeiten eingerichtet.

Rechts sieht man (Abb. obenstehend) einen wunderhübschen alten venezianischen Kamin und als Umrahmung des Plafonds den berühmten Fries von Paolo Veronese, der zu den Kunstschätzen Roms gehört. An den Wänden tönen kostbare alte Gobelins die pompöse Gesamtwirkung ruhig ab.

Das Arbeitzimmer des Fürsten, dessen Hintergrund von einem Teil seiner Bibliothek, in der kostbare und seltene Werke der Weltliteratur und alles Lesenswerte überhaupt zu finden ist, begrenzt ist, zeigt rechts (Abb. S. 1103) das meisterhafte Portät Markarts von der jugendlich schönen Fürstin. Ein wohltuender Unterschied





Arbeitzimmer des Fürsten.

zwischen diesem freien, großen Raum und dem früheren Berliner Arbeitzimmer des Fürsten fällt sofort auf. Auch das geübteste Auge vermag nicht ein Aktenzipfelchen zu entdecken. Man sieht, so weit man, ohne indiskret zu sein, sehen kann, Bücher und reichliche Notizen, unter denen die Tagesprogramme der Woche sich

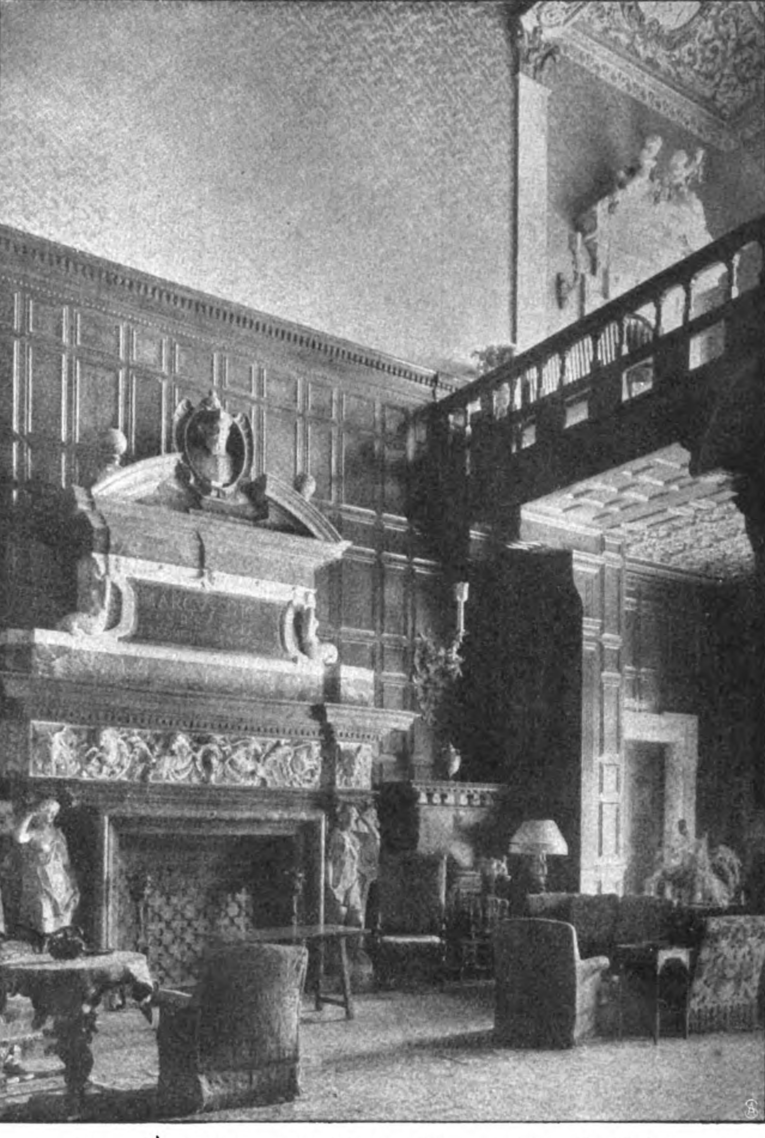


Bibliothekzimmer des Fürsten mit den Porträten des Kaisers von Oesterreich und des Königs von Italien.



wieder wesentlich von den Berliner unterscheiden. Da liest man nicht die Namen eines Dutzends Geheimräte oder der Berliner Diplomatie. Das jetzige Programm ist deshalb nicht weniger reichhaltig, die Tagesstunden müssen eingeteilt werden, denn der Fürst sieht alle geistig bedeutenden Menschen der internationalen Welt bei sich.

In allen Räumen sind die Andenken und Geschenke von Kaisern, Königen und Fürsten verteilt, die dem vierten Kanzler während seiner glänzenden Diplomatenlaufbahn überreicht wurden, und man könnte den Gesamteindruck mit tönenden Worten schildern, ohne eine Uebertreibung befürchten zu müssen. Nun seien noch kurz die bequem gelegenen Toilettenzimmer, die Bäder, die Garderobenräume und alles erwähnt, was der verwöhnte Mensch zum Leben braucht. Ein angesehener Gelehrter, der aus Berlin das Fürstenpaar besuchte, wünschte sich das Zimmer des Küchenjungen, das zu den Domestikenräumen gehört und prachtvolle Aussicht bietet, zu ständigem Aufenthalt.



Die große Halle der Villa Malta. Oben rechts: **Die Galerie.**

Luftige Stallungen für die Reit- und Wagenpferde schließen sich an den hinteren Garten an, wo auch das Gärtnerhaus steht, das einzige Bauwerk, das aus der Besitzzeit des Königs Ludwig übrigblieb. Von begreiflichem Interesse ist das Küchenhaus. Die Küche ist von seltener Größe, alles Gerät blitzblank, und eine Speisekammer schließt sich an sie, die mit Kühlanlagen versehen ist und die Dimensionen eines großen Berliner Zimmers aufweist. Von der Küche führt unter der Erde ein bequemer Gang in das Souterrain des Palais, durch den die Speisen gefahren werden, um mittels eines Aufzuges in das Anrichtezimmer zu gelangen, das neben dem geräumigen Speisezimmer liegt. Für die zahlreiche Dienerschaft hat der Fürst in der Via Sistina ein Haus erworben, zu dem ein besonderer Weg angelegt wurde.

So hat man eine ungefähre Vorstellung von dem neuen Heim des vierten Kanzlers. Vielleicht sollte noch ein 15 Meter tiefer Brunnen im Garten erwähnt werden, der 20 Fuß Wassertiefe hat. Er hätte einem Staatsmann der Renaissancezeit gewiß erwünschte Gelegenheit geboten, den einen oder andern politischen Gegner geräuschlos verschwinden zu lassen.

Wenn man einen Einblick in das Leben des Fürsten in Rom erhalten hat, so können die phantastischen Ideen einzelner, die glauben, der Fürst schmiede Pläne, um wieder zu Macht und Einfluß zu gelangen, nur humoristisch wirken. Keine Macht der Erde könnte ihm das ersetzen, was er an seinem herrlichen Besitztum und in seiner unabhängigen und glänzenden gesellschaftlichen Stellung hat. Aus dem Mann, der in harter Arbeit der Werkführer einer gewaltigen Staatsmaschine war, ist ein ruhiger Genießer geworden, der sich jeden Wunsch zu erfüllen vermag. Wenn man über den Fürsten v. Bülow schreibt, hat man ein gewisses Recht zu zitieren. Hat er mit seinen Gästen in unerwartbarer Elastizität das Dach der Villa Malta über enge Wendeltreppen erstiegen und sie dort nach dem Monte Pincio, anderwärts auf das Kapitol und das Forum Romanum, die Peterskirche und den Palatinus gewiesen, so ist ihm so fröhlich und so unstaatsmännisch zumute, daß man unwillkürlich an jene zwei Verse aus dem Ring des Polykrates denkt. „Er stand auf seines Daches Zinnen und schaute mit vergnügten Sinnen.“ Und hierin ist auch die Grundstimmung des Herrn und der Herrin der Villa Malta ausgedrückt.

P. p. c.

Skizze von Thea von Harbou.

Der Lakai, der ihm öffnete, sagte seinen Spruch auf, ohne sich erst Instruktionen zu holen.

„Frau Gräfin bedauern, Frau Gräfin empfangen heute keinen Besuch mehr."

Darauf war Hanns Marlohe vorbereitet. Regelmäßig, wenn das dunkelgraue Auto vor dem Wehlenschen Palais auf seinen Besitzer wartete, wurde ihm der Bescheid, und das war das viertemal in dieser Woche.

Er nahm den winzigen goldenen Bleistift und zwei Karten aus der Brieftasche, schrieb unter seinen Namen ein lakonisches P. p. c. und schickte den Diener hinauf.

Er hatte nicht einmal genügend Zeit, den Riesengobelin, der das kühle, weißgoldene Treppenhaus zur üppigen Traumlandschaft zauberte, auf seinen Meister zu schätzen, als der Diener zurückkam, um den Legationssekretär Baron Wardein zum Auto zu begleiten.

Die beiden Herren grüßten sich stumm, mit der ausgesuchten und betonten Höflichkeit gegenseitiger Abneigung.

„Frau Gräfin lassen bitten", meldete der Diener mit dem alles wissenden und nichts sagenden Lakaiengesicht und öffnete die Tür zu Margarit Wehlens Rokokobijou.

Sie kam ihm mit ausgestreckten Händen entgegen. „Ich hoffe, lieber Freund, das ist nur ein Scherz", sagte sie mit einem Lächeln, von dem ihre Augen nichts wußten.

Er zog ihre Hände an die Lippen, diese rührend schwachen Kinderhände, in denen die ganze Hilflosigkeit ihres Wesens lag.

„Nein, Gräfin, es ist entschlossener Ernst. Ich komme, um mich zu verabschieden. Ich verreise in den nächsten Tagen."

„Es sind doch hoffentlich keine traurigen Nachrichten, die Sie dazu zwingen?"

„Ah nein. Sie wissen, Gräfin, daß ich nicht zu den Glücklichen gehöre, die jemand zu verlieren haben. Es ist eine Laune, eine sentimentale Weltbummlerlaune, wie sie die zuweilen überfällt, deren Heim das Kasino, deren Familie der Klub ist. Ich habe in hundert Ländern das Beten der Menschen gehört und die erhabene Klugheit des göttlichen Schweigens bewundert. Nun lockt mich das sanfte, anmutige Ländchen, in dem man die Gottheit so melodisch ruft: ‚Namu Amida Butsu'. Der nächste Dampfer bringt mich hinüber."

„Auf lange Zeit?"

„Auf immer."

Nun erlosch das zaghafte Lächeln auf ihrem Gesicht. „Wir ... sagen uns nicht ‚Auf Wiedersehen'?"

„Nein, Gräfin."

Sie saßen am Kamin, und die lohen Flammen warfen köstliche Reflexe auf ihr lichtes Kleid. Hanns Marlohe hatte die Hände zwischen den Knien gefaltet und sah mit nachdenklicher Heiterkeit in das junge, junge Frauengesicht mit den redenden Augen und dem verschwiegenen Mund, um den das Lächeln immer wie der ängstliche Hüter eines Geheimnisses zitterte.

„Sie wollen fort, auf immer ... Warum?"

„Weil ich heute mit Ihnen sprechen möchte, als Mensch zum Menschen ... Weil ich eine Bitte an Sie habe, wie nur der sie wagen darf, der aus Ihrem Leben scheidet für immer."

Margarit Wehlen sah ihm gerade in die Augen. „Sie unterschätzen sich und mich", sagte sie. „Wäre ich weniger Mensch, ich würde wohl glücklicher sein. Nun gibt mir dies wunde bißchen Menschentum vielleicht die Kraft, Sie zu verstehen, so seltsam Ihre Worte auch klingen mögen. Sprechen Sie nur. Ich werde nicht vergessen, daß mein Freund zu mir spricht."

„Sie irren sich, Gräfin", widersprach er freundlich. „Das ist eine Illusion. Wir armen hektographierten Gesellschaftstypen passen mit unseren Filigranauswüchsen in das schlichte Rechteck einfachen Menschentums nicht mehr hinein. Wir stehen in den Grenzen der Gräfin Margarit Wehlen und des Grafen zu Marlohe und Wesperg festgebannt, ohne Gnade, und wer dagegen frevelt, muß einen hohen Preis in Bereitschaft haben. Das tue ich. Ich leiste mir den Luxus, zu Ihnen zu sprechen, als wenn wir echte Menschen wären, und bezahle das Narrengelüst ehrlich und reichlich mit freiwilliger Verbannung, ehe Sie mich gehen heißen."

„Das würde ich nie tun."

„Sie täten es bestimmt, und darauf will ich nicht warten, denn ich habe das Wollen dem Müssen immer vorgezogen. Und ich möchte Ihnen die Mühe ersparen, Gräfin, mich künftig auf der Straße zu übersehen, was bei meiner Flügelmannsfigur immerhin mit Schwierigkeiten verbunden ist."

„Für wie erbärmlich klein müssen Sie mich halten," warf sie ein, „daß Sie mich durch ein ehrliches Wort zu beleidigen fürchten."

„Nein, nein, ich werde Sie nicht beleidigen. Aber es gibt Worte, die uns nur der Mensch sagen darf, der dieses Wort wie das Vermächtnis seines Lebens in unsre Hände legt und geht — für immer — ein Sterbender, ein Toter für uns. Denn die Seele eines Menschen hat etwas Tödliches für Augen, die nur auf irdischen Dingen ruhen, tödlich wie allzu starkes Licht. Sie duldet es nicht, daß wir heute an ihren letzten Schleier rühren und ihre keuschesten Tiefen, die sie selbst sich nicht nennt, mit unseren Augen entweihen und morgen gleichmütig banale Dinge besprechen, eine Autofahrt, einen Ball, eine Modeneuheit. Die Worte, die eine Seele entschleiern, sind wie die anklagenden Lippen einer Wunde, die immer blutet und sich nicht schließen kann, solange der Mensch, der sie schlug, in frevelhafter Nähe ist ... Wir hassen endlich die Gegenwart des Arztes, der uns an die Krankheit mahnt, erst wenn er gegangen ist, glauben wir an ein Genesen. Und das ist ein kluger Arzt, der uns den Glauben schenkt ... Sie sollen an mich denken ohne Haß, und darum gehe ich. Ich will Sie um etwas bitten, das so tief in Ihrer Seele liegt, daß nur ein Sterbender daran rühren darf mit seinem letzten Wort. Und darum sage ich nicht — ‚Auf Wiedersehen'."

„Bitten Sie", sagte Margarit Wehlen mit geschlossenen Augen.

Und Hanns Marlohe sprach, langsam, als meißle er jedes Wort: „Strafen Sie die Sünde Ihres Gatten, den Sie lieben, nicht an sich selbst, indem Sie mit ver-



gifteten Waffen spielen. Schreiben Sie an Herbert Wardein, daß Sie künftig für ihn nicht mehr zu Hause seien.“

Sie richtete sich halb auf, und plötzlich lag ihr Gesicht in der Maske eines feinen und herben Hochmuts. „Was kümmert Sie mein Gatte und Herbert Wardein, lieber Freund“, meinte sie, und ihre Stimme war dunkler geworden.

„Wir wollten ja als Menschen miteinander sprechen“, betonte der Mann mit einem Lächeln.

Pause.

Margarit Wehlen regte sich nicht. Aber die beiden Brillanten, die an kaum sichtbarer Kette auf ihre Brust fielen, zitterten in einem Strahlenfeuer, als seien die toten Steine lebendig geworden und litten, wie nur ein Mensch zu leiden vermag oder ein armes, wundes, gefangenes Tier. Hanns Marlohe wartete. Seine Augen ruhten auf ihren geschlossenen Lidern; er hatte die Zähne in die Lippen gedrückt. In der schweren Stille zählte die kleine Bronzeuhr auf dem Kamin den Herzschlag der Sekunden.

Hanns Marlohe stand auf. „Soll ich gehen?“ fragte er ernst.

Sie streckte die Hand aus, um ihn zurückzuhalten, und ließ sie wieder sinken. Er setzte sich auf seinen alten Platz, stützte die Arme auf die Knie und legte die Stirn in die Hände. Sie schwieg. Und plötzlich begann sie zu weinen, lautlos. In großen schweren Tropfen fielen die Tränen über ihr Gesicht. Er nahm ihre Hände mit einer unendlich zarten und schützenden Bewegung und drückte die Lippen darauf. Seine stummen Lippen baten ihre armen Hände um Verzeihung für die Schuld eines andern.

„Sie hatten recht — o, Sie hatten recht“, sagte sie, und im Kampf mit dem Weinen erlosch ihre Stimme fast. „Das durfte mir auch der Freund nicht antun — das ist schlimmer, als hätten Sie mir die Kleider vom Leibe gerissen. So nahe darf kein Mensch dem andern kommen, daß er das Geheimnis seines Schmerzes berühren dürfte. Das muß ihm heilig bleiben und unerkannt ... Wie soll ich nun leben mit dem Gedanken, daß es einen Menschen gibt, vor dem mein Innerstes gelegen wie entwertetes Gut, das jede fremde Hand betasten kann?“

„Nun muß ich Ihnen doch alles sagen“, antwortete Hanns Marlohe behutsam und gedämpft. „Nun will ich Ihnen meine eigene Seele und mein tiefstes Leben zeigen — und das bedeutet mehr, als Sie in dieser Stunde vielleicht ermessen können. Denn es ist etwas Herbes und Schamvolles um die Seele eines Mannes, Frau Margarit, und sie gibt sich schwerer und zögernder preis als die keuscheste Frau. Aber ich will nicht von Ihnen gehen und Sie zurücklassen mit der herben Last der Scham, daß ein Fremder um die verborgene Wunde Ihres Lebens weiß. Sie sollen wissen, daß alles Lachen und alles Weinen Ihres Wesens mir heiliger ist als dem Gläubigen das Blut seines Heilands — daß das Geheimnis Ihres Frauentums in meinem Wissen ruht wie edler Wein in einer goldenen Schale ... Denn ich liebe Sie ...

„Sie brauchen nicht zu erschrecken, Frau Margarit. Sie tun damit ein Unrecht an dieser Liebe, die ernst und ehrwürdig ist, und die nur spricht, um Sie zu trösten und zu beruhigen. Und diese Liebe ist es auch, die jene seltsame Bitte an Sie richtete, Ihre schmerzenreiche Treue dem Mann zu bewahren, den Sie lieben mit aller Kraft Ihres Herzens, und dem Mann das Haus zu verbieten, dem es jetzt täglich offen stand. Denn diesen Menschen hasse ich, wie man nur den haßt, an dem unsere Liebe stirbt.

„Ich bin der Welt ein anderer als Ihnen, Frau Margarit. Ich habe mein Leben lang die Frauen herzlich verachtet, wie es all jene tun, die in der Frau zuerst die Heilige sehen und dann das giftige Tier, nie aber einfach das Weib, den Menschen. Dann kam ich hierher und lernte im Klub einen Mann kennen — schön, leichtsinnig, genial, zu jedem tollen Streich zu haben, hundertmal in Gefahr, physisch und moralisch das Genick zu brechen, ohne es jemals wirklich zu tun. Man sprach viel von den Pferden, die er ritt, von den Hunden, die er dressierte, von den Frauen, die er liebte. Niemals von seiner Frau. Ganz durch Zufall erfuhr ich, daß er verheiratet sei. Und da war ich recht neugierig, die Frau kennen zu lernen, die Tassilo Wehlen, diese personifizierte Verneinung aller Fesseln, zu der seinen gemacht hatte.

„Ich kam mit der Absicht, falls diese Frau schön sei, ihr ein wenig den Hof zu machen; vernachlässigte Frauen pflegen dankbar zu sein für ein wenig Huldigung. Und Sie waren sehr schön, Frau Margarit. Zum erstenmal begriff ich, daß die Lilie das Sinnbild der Unschuld sei — diese seltsame Mischung aus Reinheit und Glut. Ich sprach mit Ihnen, wie Männer zu Frauen sprechen, die sie schutzlos wähnen und eines kleinen Abenteuers würdig halten. Sie aber spürten das gar nicht. Sie hatten so gar keinen Blick für die Schatten einer Menschenseele. Mit der wundervollen Sicherheit gütigen Stolzes gingen Sie durch das Leben, das nur einen Sinn, nur einen Gedanken für Sie hatte — die Liebe zu Ihrem Mann — zu dem Mann, der diese Liebe nicht einmal sah. Leidenschaft und Leichtsinn lagen in Ihrem Weg, und Sie schritten darüber hinweg wie die heilige Margarete über den schlafenden Drachen. Da liebte ich Sie nun wirklich, Margarit, und wie Sie um Ihre arme, verschmähte Seele litten, litt ich mit Ihnen, und wenn ich Sie beobachtete, wie Ihre Augen dem Mann folgten, der Ihr Frauentum unter die Füße trat, da kniete mein tiefstes Wesen vor Ihnen, um den Saum Ihres Kleides zu küssen. Sie hatten mich gelehrt, wie wertvoll das Leben ist, das solche Schätze zu verschenken hat.

„Der Mann aber, dem die Blumen Ihres jungen Gartens duften sollten, der fragte nicht danach. Und da schossen Trotz und Zorn in Ihnen auf, daß Sie begannen, die süßen Blüten abzureißen und in den Staub zu werfen, und ein Gewürm, wie da vorhin über Ihre Schwelle ging, wird sie begeifern ...

„Sehen Sie, Frau Margarit, das hat meiner Liebe das Siegel von den Lippen gelöst, Ihr Wesen und meine Liebe, die sind so eins geworden, daß eines mit dem andern sterben muß, wenn Sie Ihre Blumen in den Staub werfen. Und ich kämpfe um meine Liebe wie Sie um die Ihre, daß sie nicht in Häßlichkeit sterbe, die doch in Schönheit erblüht ist. Glauben Sie mir, der Tag kommt ganz gewiß, wo sich der wilde Verschwender heimfindet in das Paradies seines Hauses, in Ihren blühenden Garten. Und wenn er auch seines Frühlings nicht geachtet hat — vielleicht liebt er seinen Sommer nur um so inniger. Hüten Sie den Sommer Ihres Herzens, Frau Margarit ...

„Und nun leben Sie wohl . . .“

Sie waren beide aufgestanden, und ihre Hände lagen ineinander. Margarit wollte sprechen, aber nur ihre Lippen bewegten sich. Er neigte den Kopf auf ihre Rechte und küßte sie, sehr zart und ehrfürchtig.

Dann ging er.

An der Tür traf er mit Tassilo Wehlen zusammen, der vom Reiten kam, ein wenig müde, aber sorglos heiter und liebenswürdig, sofort bereit zu einer lebhaften Plauderstunde.

„Nein, nein, Wehlen, vielen Dank, aber ich habe unendlich viel zu erledigen. Ich verreise in den nächsten Tagen — nach Japan.“

„Auf lange Zeit?“

„Vermutlich auf sehr lange.“

„Aber wir sagen doch auf Wiedersehen, nicht wahr?“

Hanns Marlohe lächelte. Er sah Margarit an und wurde ernst. „Nein“, sagte er. „Leben Sie wohl, Gräfin.“ Und ging mit dem Freund aus dem Zimmer. — Bald darauf trat Tassilo Wehlen in den Salon seiner Gattin. Sie saß am Schreibtisch.

„Störe ich dich?“

„Durchaus nicht“, antwortete sie freundlich und wunderte sich, daß ihr die Stimme gehorchte. „Ich habe nur einen Brief zu schreiben.“

Er setzte sich nicht weit von ihr, und sie hörte seinen tiefen, starken Atem, der den Duft des zarten Raumes in sich sog.

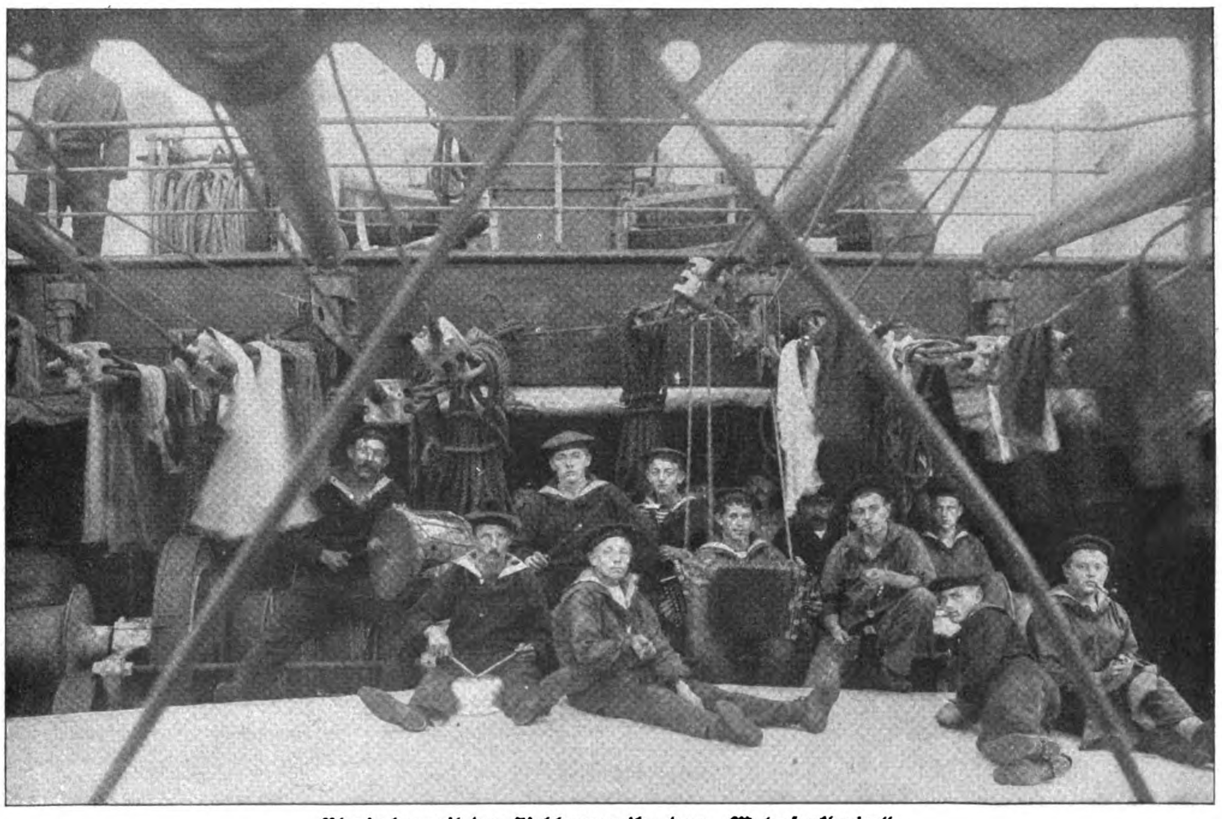
„Schön ist es bei dir“, meinte er nach einer Weile leise, als scheue er sich vor seinem eigenen Wort. „Was für wundervolle Blumen du hast, Margarit . . .“

Sie gab keine Antwort. Sie hatte die Lippen leicht geöffnet und den Kopf in den Nacken gebogen wie ein Mensch, der einer fernen, fernen und unendlich süßen Stimme lauscht. In dem Licht der verschleierten Lampe flimmerte ihr blondes Haar.

Musik an Bord.

Von Walter Tiedemann. — Hierzu 5 photographische Aufnahmen von Atelier Schaul.

Zwischen dem seebefahrenen Volk und der Musik hat immer ein gutes Einvernehmen bestanden, von jenen grauen Zeiten an, da die Gefährten des edlen Dulders Odysseus sich auf der Seefahrt die Ohren mit Wachs verstopften, um nicht vom Sang der Sirenen betört zu werden, bis zum heutigen Tag, wo unsere Blaujacken sich den Sirenen gegenüber weniger spröde zu verhalten pflegen. Auch der rauheste Seemann liebt die Musik; sie ist ihm ein angenehmer Zeitvertreib in Mußestunden und, mehr als das, von hoher Bedeutung für sein Innenleben. Sein Beruf läßt ihn so viele Anregungen entbehren, die die Landratte als selbst-



Blaujacken mit der Ziehharmonika, dem „Matrosenklavier“.

verständlich betrachtet, und da hilft ihm in langen, entsagungsreichen Wochen auf hoher See oft genug ein bißchen Musik über ein Gefühl der Oede hinweg. Diese Musik steht allerdings nur in einem sehr entfernten verwandtschaftlichen Verhältnis zu den Leistungen der berühmten Künstlerorchester, ja, manchmal paßt der Vers von Wilhelm Busch: „Musik wird oft nicht schön gefunden, weil sie stets mit Geräusch verbunden" auf sie so gut, als ob er eigens dafür gedichtet wäre. Aber das geniert Jan Maat wenig, er ist kein Kostverachter. Weiß jemand an Bord dem „Matrosen-" oder „Schifferklavier", wie das Lieblingsinstrument der Seeleute, die Ziehharmonika, in ihrer Sprache heißt, ein paar recht gefühlvoll in die Länge gezogene Töne zu entlocken, so hat er bei allen Kameraden einen Stein im Brett. Die maritime Vorliebe für die Ziehharmonika kann man schon auf den schwerfälligen Fahrzeugen unserer Binnengewässer, den „Zillen", beobachten; ohne dieses Instrument ist eine Zille ebenso schwer denkbar wie ohne bellenden Spitz. Auch an Bord der großen Seeschiffe gehört das „Schifferklavier" zum notwendigsten Inventar, und wenn seine Klänge allein mitunter nicht ausreichend erscheinen, so suchen die Kameraden — wie unser Bild S. 1107 zeigt — durch Bearbeiten von Pauke, Kasserollen usw. die gewünschten akustischen Wirkungen zu erzielen. Muntere und heroische Weisen sind beliebter als sentimentale, denn der Matrose zeigt sich nicht gern von der gemütsweichen Seite. Auf weiter Fahrt findet er reichlich Gelegenheit, seine musikalischen Kenntnisse zu vermehren. In englischen und amerikanischen Häfen lernt er die drastische Komik der Niggersongs schätzen, im fernen Osten das einschläfernde Gezirp der japanischen Samisen, in der Südsee die barbarischen Schlaginstrumente eines steinerweichenden Urwaldorchesters. Diese erhebenden Eindrücke gehen nicht spurlos an Jan Maat vorüber, sie stacheln seinen künstlerischen Ehrgeiz an, und so kommt es, daß mancher deutsche Matrose das Niggerbanjo so meisterlich handhabt, als ob seine Wiege in den Baumwollgefilden von Louisiana gestanden hätte.

Neben dieser anspruchslosen Musik auf Seglern und Handelsdampfern gibt es an Bord unserer Kriegsschiffe noch eine andere, die auf bedeutend höherer Stufe steht. In der sehr richtigen Erkenntnis vom erzieherischen Wert guter Musik wird in der Kriegsmarine darauf gehalten, tüchtige Matrosenkapellen auszubilden. Es ist bekannt, welch großes Interesse unser Kaiser hierfür bekundet, und wie gern er es sieht, wenn sich in der Mannschaft musikalisch geschulte Kräfte befinden. Auch im Offizierkorps der Marine wird viel Musik getrieben, und es treten da nicht selten Leistungen zutage, die über den gewöhnlichen Dilettantismus weit hinausragen. Ihre schönsten Triumphe aber feiern die Matrosenkapellen, wenn das Schiff an fernen Gestaden einen Hafen besucht, und wenn sie unsere Landsleute draußen mit ihren Darbietungen erfreuen. Mancher deutsche Ueberseer hört da nach langen Jahren wieder einmal gute Musik, vertraute Heimatklänge und fühlt die Bande zwischen sich und dem Vaterland wieder straffer angezogen.

Die Vorliebe des Seemanns für Musik wird auch von seinem Fahrgast, dem Passagier, fast immer geteilt. In früheren Zeiten, als die Ozeandampfer noch recht einfach eingerichtet waren, hat man es sich nicht träumen



Isländerinnen geben ein Konzert an Bord.



Konzert an Bord eines Passagierdampfers.

lassen, daß dereinst die Fahrt übers Weltmeer unter den Klängen einer regelrechten Bordkapelle vor sich gehen würde. Ich weiß nicht, welcher Reeder oder Kapitän zuerst den Einfall hatte, seinen Passagieren Orchestermusik zu bieten — auf jeden Fall war es ein Mann, der sich auf die Psyche und besonders auf die deutsche Psyche gut verstand. Wo der Mensch die Eintönigkeit und eine gewisse unvermeidliche Beengtheit so peinlich empfindet wie auf langen Seefahrten, ist er dankbar für jeden ästhetischen Genuß, der die Reise würzt. Es war deshalb, wie gesagt, ein vorzüglicher Gedanke, den großen Passagierdampfern des Norddeutschen Lloyd und der Hamburg-Amerika-Linie eigene Bordkapellen mit auf den Weg zu geben. Diese Kapellen setzen sich zumeist aus Stewards zusammen, die natürlich über gute musikalische Begabung verfügen; auf



einigen sehr großen Dampfern gibt es aber auch Berufsmusiker. Kein vernünftiger Passagier wird verlangen, daß die Bordkapelle es in ihren Leistungen mit einem philharmonischen Orchester von europäischem Ruf aufnimmt; es genügt vollkommen, wenn sie leichtere Stücke flott mit gutem Drill vorträgt und auch bei hohem Seegang nicht das Gleichgewicht verliert. Die Einrichtung der Schiffsmusik ist durchaus deutsch, ausländische Linien sind über Nachahmungen im kleinen Umfang noch nicht hinausgekommen. Abgesehen von jenen Musikfeinden, die schon nervös werden, wenn sie nur das leiseste Stimmen einer Geige hören, erfreut sich die Schiffskapelle allgemeiner Beliebtheit. Wie besänftigend, rührend, anfeuernd wirkt es, wenn nach einer schweren Sturmnacht frühmorgens das schöne Lied „Freut euch des Lebens" als Trompetensolo ertönt — wie elastisch federt der Schritt beim Promenadendeckbummel, wenn „Carmen" oder „Die lustige Witwe" den Takt dazu schmettert — wie glatt rutschen beim Diner die leckeren Bissen hinunter, wenn die Ouvertüre von „Dichter und Bauer" oder der Einzug in die Wartburg dem Appetit die höhere Weihe verleiht! — Da das Seereisen den geselligen Trieben Vorschub leistet, befördert es auch bei den Passagieren die Lust, zu musizieren. Die Reedereien kommen dieser Neigung gern entgegen und stellen den Fahrgästen der großen Ozeandampfer Musiksalons von oft prachtvoller Ausstattung mit Klavieren, Pianos und Harmoniums der besten Art zur Verfügung. Boshafte Leute, an denen es auf keinem Schiff fehlt, geben zwar über die musikalischen Vorträge ihrer Mitreisenden gern Aphorismen zum besten, die Gottseidank ungedruckt bleiben, aber oft genug wird doch auch Vorzügliches geboten. Beim Anlaufen fremder Hafenplätze haben die Passagiere der Exkursionsdampfer mitunter Gelegenheit, interessante Nationalmusik zu hören. So hält unsere Aufnahme (Abb. S. 1108) den Augenblick fest, wo an der Küste von Island junge Isländerinnen in ihrer kleidsamen Tracht an Bord eines deutschen Dampfers Heimatlieder zum Vortrag bringen.

Klaviervortrag im Salon eines Ozeandampfers.

Signalständchen in früher Morgenstunde.

Bilder aus aller Welt.

Freiburg im Breisgau wird im Herbst sein schönes, neues Stadttheater einweihen können. Die Kosten des Baues belaufen sich auf mehr als 3 Millionen Mark.

Dr. Johannes Elbert, der Führer der Sundaexpedition des Frankfurter Vereins für Geographie und Statistik, ist nach 15 monatiger Fahrt durch die malaiische Inselwelt mit reichen Erfolgen nach Frankfurt a. M. zurückgekehrt. Seine Gattin hat die ganze beschwerliche Reise mitgemacht.

Das Berliner Kgl. Opernhaus hat in der Koloratursängerin Frl. Lilly Frickert ein ebenso reizvolles wie stimmbegabtes neues Mitglied erhalten.



Das neue Stadttheater in Freiburg im Breisgau. Hofphot Gebr. Hirsch.



Dr. Joh. Elbert und Gemahlin.
Zu ihrer Rückkehr von der Sundaexpedition des Frankfurter Vereins für Geographie und Statistik.

In Duisburg feierte die Neue Bachgesellschaft vom 4. bis zum 7. Juni das fünfte deutsche Bachfest, das viele Verehrer des Meisters versammelte, um gute Bachsche Musik zu hören.

Die Sänger-Vereinigung in Crefeld veranstaltete kürzlich eine Rheinreise nach Neuwied, um dort den Blinden in der Provinzial-Blindenanstalt ein Konzert zu geben.

Am 18. Juni beging man den 80. Geburtstag des Oekonomierats Max Herter, der sich als Leiter der jährlichen Mastviehausstellungen viele Verdienste um die Viehzucht erworben hat.

Am 14. Juli 1860 wurde in Würzburg Johann Friedrich Bockelmann zum Doktor der Medizin promoviert. Der vortreffliche Arzt **feiert demnächst als Geheimer Sanitätsrat in Rudolstadt das goldene Doktorjubiläum. Er ist auch ein Veteran des Krieges von 1870/71.**



Phot. Stowranek.
Frl. Lilly Frickert
wurde als Koloratursängerin für die Berliner Hofoper verpflichtet.



Phot. Gerling.

1. Professor Buths-Düsseldorf. 2. Musikdirektor Josephson-Duisburg, Festdirigent. 3. Geh. Kirchenrat Prof. D. Georg Rietschel-Leipzig, Vorsitzender der Neuen Bachgesellschaft. 4. Frau Tilly Cahnbley-Hinken-Würzburg. 5. Frau Wanda Landowska-Paris. 6. Fräulein Marie Philippi-Basel. 7. Geh. Hofrat Dr. Oscar von Hase-Leipzig. 8. Konzertsänger Franz Schwengers-Düsseldorf. 9. Dr. Max Schneider-Berlin. 10. Dr. Georg Bornemann-Eisenach. 11. Konzertsänger Arthur von Eweyk-Berlin. 12. Kammersänger Ludwig Heß-München. 13. Kammervirtuos Julius Manigold-Meiningen. 14. Professor Henri Marteau-Berlin. 15. Prof. Georg Schumann-Berlin. 16. Organist Paul Fischer-Duisburg. 17. Emil Streithof, Vorsitzender des Duisburger Gesangvereins. 18. G.-h. Reg.-Rat Professor Dr. Woldemar Voigt-Göttingen. 19. Kgl. Kammermusiker Christian Doebereiner-München. 20. Opernsänger Richard Breitenfeld-Frankfurt a. M.

Direktorium und Festausschuß der Neuen Bachgesellschaft mit dem Dirigenten und den Solisten.
Vom V. Deutschen Bachfest in Duisburg.



Die Sänger mit ihrem Protektor dem Fürsten zu Wied (X) und der Fürstin vor dem Schloß.

Konzert der Krefelder Sängervereinigung in Neuwied.

Oekonomierat Max Herter, Berlin-Friedenau, feierte seinen 80. Geburtstag.

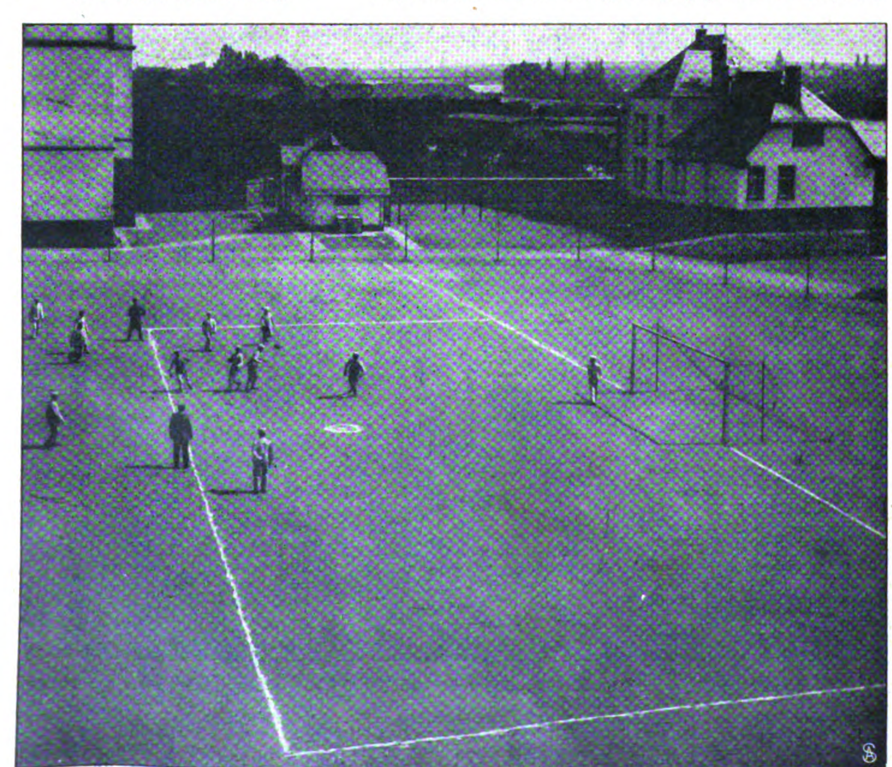
Im Laufe des Juni beging der Evangelische Oberkirchenrat des Großherzogtums Baden das 50jährige Amtsjubiläum zweier seiner verdientesten Mitglieder, und zwar seines Präsidenten Exzellenz D. Helbing und des Geh. Oberkirchenrats D. Julius Zäringer.

Auch in der deutschen Armee pflegt man jetzt eifrig das Fußballspiel. Die Pioniere des Bataillons Nr. 25 in Mainz werden von ihrem Kommandeur Major Fritsch eifrig zu dieser erzieherischen Körperübung angehalten.

Das Denkmal des deutsch-amerikanischen Freiheitskämpfers Karl Schurz, von Bildhauer Karl Bitter geschaffen, wird demnächst im Morning Side Park in Neuyork aufgestellt werden. Die Bronzefigur des Denkmals ruht auf einem mit Bronzereliefs gezierten Granitsockel.



Geh. Sanitätsrat Dr. Bockelmann. Zur Feier seines goldenen Doktorjubiläums



Mannschaften des 2. Nass. Pionierbataillons Nr. 25 in Mainz beim Spiel.
Fußballspiel in der Armee.

Hofphot. Gebr. Hirsch.
Geh. Oberkirchenrat D. Zäringer, Karlsruhe feierte sein 50jähriges Amtsjubiläum.



Hofphot. Gebr. Hirsch.
Wirkl. Geh. Rat D. Helbing, Präsident d. Ev. Oberkirchenrats in Karlsruhe, feierte sein 50jähriges Amtsjubiläum.



Das Karl-Schurz-Denkmal für Neuyork. Entworfen von Bildhauer Karl Bitter.

Ehrung eines Deutsch-Amerikaners.

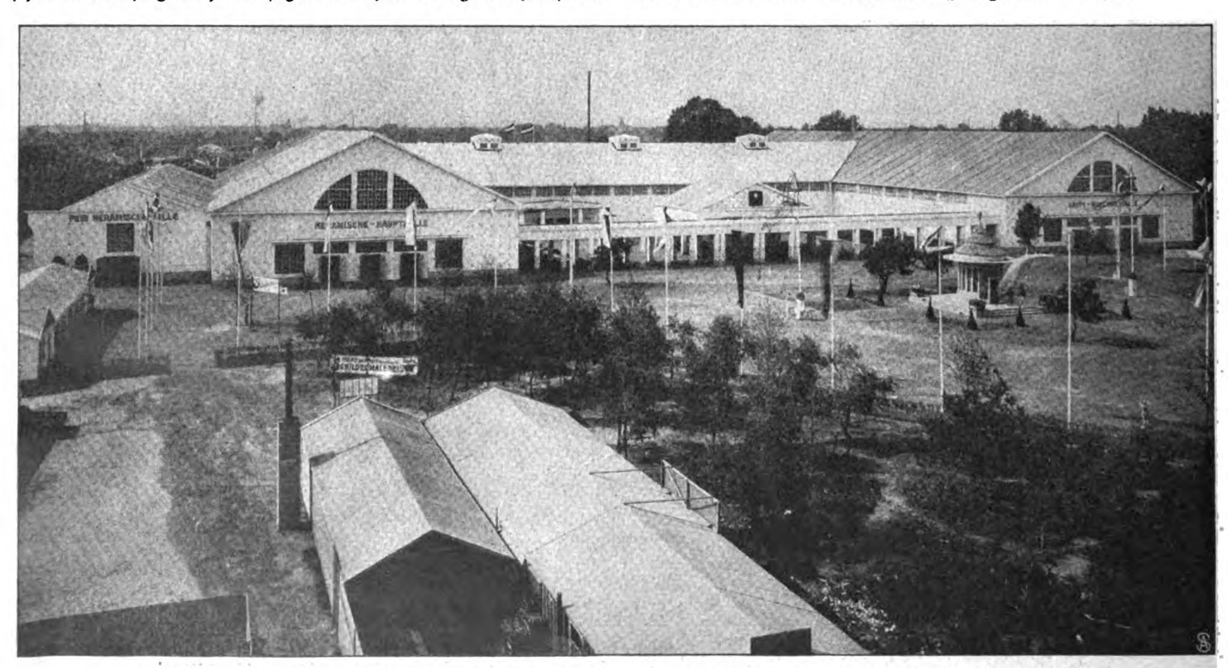


Die Herren: 1. Kohler-Leipzig. 2. Riemschneider-Hannover. 3. Neusch-Breslau. 4. Löwe-Königsberg. 5. Stalling-Oldenburg. 6. Rieger-Stuttgart. 7. Krais-Stuttgart. 8. Klett-Stuttgart. 9. Forster-Zwickau. 10. Prof. Cissarz-Stuttgart. 11. A. Werlitz-Stuttgart. 12. Walcker-Stuttgart. 13 Böhm-Breslau. 14. Esser-Stuttgart. 15. Mahlau-Frankfurt. 16. Thiergarten-Karlsruhe. 17. E. Werlitz-Stuttgart. 18. Schmidt-Lübeck.

Vom deutschen Buchdruckertag in Stuttgart: Ausflug der Teilnehmer nach dem Liechtenstein.

In den ersten Junitagen fand sich die Arbeitgeberorganisation des Deutschen Buchdruckergewerbes zur Hauptversammlung in Stuttgart ein. Die Teilnehmer unternahmen auch einen schönen Ausflug nach der sagenumwehten Burg Liechtenstein.

In dem Berliner Vorort Treptow-Baumschulenweg tagt jetzt die II. Ton-, Zement- und Kalkindustrie-Ausstellung, eine wohlgelungene Kundgebung des keramischen Gewerbes und der damit verbundenen Industriezweige und Künste.



Blick auf die Ausstellungsgebäude. (Erbaut von der Firma Strohmeier & Co., Konstanz.)

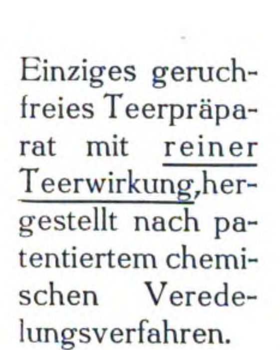
Von der II. Ton-, Zement- und Kalkindustrie-Ausstellung in Treptow-Baumschulenweg.

Schluß des redaktionellen Teils.





auf wissenschaftlicher Grundlage



Die tatsächlich beste Methode zur Stärkung der Kopfhaut und Kräftigung der Haare.

Pixavon wird hell (farblos) und dunkel hergestellt. Neuerdings wird besonders Pixavon „hell“ (farblos) vorgezogen, bei dem durch ein besonderes Verfahren dem Teer auch der dunkle Farbstoff entzogen ist. Die spezifische Teerwirkung ist bei beiden Präparaten, hell sowohl wie dunkel, die gleiche.

PIXAVON
Hell
(farblos)



Verschiedene Mitteilungen.

— Eine praktische Taschenapotheke. „Dr. Dessauers Touring-Apotheke“ bringt die Fabrik pharmazeutischer Präparate von Wilhelm Natterer, München 19, eben in den Handel. (Preis 4 Mark.) In bequemem Taschenbuchformat ausgeführt, enthält die leichte, feste Aluminiumdose nach den neusten Erfahrungen ausgewählte Medikamente unter luft- und wasserdichtem Verschluss zur ersten Hilfeleistung bei Erkrankungen und Verletzungen und unter Vermeidung der so viele Unannehmlichkeiten verursachenden Flüssigkeiten alles in fester Form. Die Medikamente und das Verbandzeug der Taschenapotheke sind jederzeit leicht zu ergänzen. In einer populär geschriebenen Gebrauchsanweisung Dr. A. Dessauers sind wertvolle allgemeine Winke für die erste Hilfe gegeben. Dr. Dessauers Touring-Apotheke, die in der ganzen Aufmachung und Zusammenstellung den tüchtigen Arzt und gewiegten, vielseitigen Sportmann zeigt, ist in erster Linie ein hoch zu schätzender Begleiter für den Sportfreund jeder Gattung; die Vorzüge der Neuheit werden aber sicher auch bald der Allgemeinheit einleuchten; denn ihre Gebrauchsfähigkeit gilt für weiteste Kreise.

— Eine überraschende Entdeckung. Wir saßen mehrere gute Freunde zusammen am Silvesterabend um den brennenden Kamin. Jemand machte den Vorschlag, daß ein jeder von der verzweifeltsten Situation erzählen sollte, in der er sich jemals befunden hätte. „Kinder,“ sagte der Schauspieler Kasimir, „die außergewöhnlichen kritischen Situationen sind nicht die schlimmsten, weit gefährlicher ist es da, wo keine Lebensgefahr vorhanden ist,

(Fortsetzung auf Seite V).





